

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

Neununddreißigster Band.

(Mit Portraits in Radirung: Leo XIII., Hieronymus Form, Friedrich Bodenstedt.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



## Inhalt des 39. Bandes.

Oktober. — November. — December.

1886.



	Seite
A. Andrea in Neapel. Ein Christus. Erzählung. ....	139
Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden. Die heiligen Stätten in ihrer Bedeutung für Rußland. ....	301
H. Dechend in Marburg. Ein französisches Räufespiel in Deutschland zur Zeit Napoleon I. ....	334
Julius Duboc in Dresden. Der Bauernphilosoph Konrad Denbler. ....	322
Philipp zu Eulenburg in München. Drei Skizzen. (Am Sonntag, wenn der Flieder blüht. — Ein Brief. — Eine Spazierfahrt.) ....	111
Eduard von Hartmann in Berlin. Das Problem der Verbindung der Künste in der modernen Aesthetik. ....	22
A. von Heyden in Berlin. Ein Costümwerk. ....	105
Karl Jaenicke in Breslau. Justine Dankmar. Novelle. ....	244 349
J. Jastrow in Berlin. Die Marienburg. Ein ostdeutsches Denkmal. ....	166
Alfr. Kalischer in Berlin. Ludwig van Beethoven in Berlin. ....	199
Heinrich Kruse in Bückeburg. Der Californier. Eine Seegeschichte. ....	277



— Inhalt des 39. Bandes. —

<b>Paul Lindau in Berlin.</b>		
Sommertage in Wien und Umgegend. ....	81	
Verbrechen oder Wahnsinn? Das Schulmädchen Marie Schneider. ....	231	
<b>Hieronymus Lorm in Dresden.</b>		
Die Metaphysik zu Ende des 19. Jahrhunderts. ....	147	
<b>Raphael Löwenfeld in Breslau.</b>		
Hieronymus Lorm. ....	218	
<b>Wilhelm Lübke in Karlsruhe.</b>		
König Ludwig II. und die Kunst. ....	70	
<b>Gustav Meyer in Graz.</b>		
Ein Ausflug nach Argolis. ....	308	
<b>Siegmund Münz in Rom.</b>		
Leo XIII. ....	48	183
<b>L. Westfirk in Hannover.</b>		
Susse. Novelle. ....		1
<b>Bibliographie</b> .....	123. 267.	405
<b>Bibliographische Notizen</b> .....	133. 274.	411






Neununddreißigster Band.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1886.



Greslau.  
S. Schottlaender.

*H. C. Willenbrücher*

Band 39. — Heft 115.

**Nord und Süd.**

Eine deutsche Monatschrift.

October 1886.

Greslau.  
S. Schottlaender.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

XXXIX. Band. — October 1886. — Heft 115.

(Mit einem Portrait in Radirung: Papst Leo XIII.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

October 1886.

**Inhalt.**

	Seite
<b>E. Westkirch in Hannover.</b>	
Suse. ....	1
<b>Eduard von Hartmann in Berlin.</b>	
Das Problem der Verbindung der Künste in der modernen Aesthetik.	22
<b>Sigmund Münz in Rom.</b>	
Leo XIII. I. ....	48
<b>Wilhelm Lübke in Karlsruhe.</b>	
König Ludwig II. und die Kunst. ....	70
<b>Paul Lindau in Berlin.</b>	
Sommertage in Wien und Umgegend. ....	81
<b>A. von Heyden in Berlin.</b>	
Ein Costümwerk. ....	105
<b>Philipp zu Eulenburg in München.</b>	
Drei Skizzen. (Am Sonntag, wenn der Flieder blüht. — Ein Brief. — Eine Spazierfahrt.) ....	111
<b>Bibliographie. ....</b>	123
Bilder-Atlas der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. (Mit Illustrationen.) — Neue Erzählungs-Literatur. — Anthropologische Studien.	
<b>Bibliographische Notizen. ....</b>	133

Hierzu ein Portrait von Papst Leo XIII.  
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

**Beilage zu diesem Hefte**

von

**Pärr, Alphons** in Leipzig. (Für Bücherliebhaber und Kunstfreunde)

**Engelhorn, J.** in Stuttgart. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.)



*Leo P. P. XIII*



## S u f e.

Don

L. W e s t k i r c h.

— Hannover. —

**U**nter dem Schwarm gepuzter Spaziergänger, welcher an schönen Sonntagnachmittagen aus der inneren Stadt hinauswogte nach der Allee und den königlichen Gärten, war kaum Einer, der nicht mechanisch einen Blick in die kleinen, lächerlich niedrigen Fenster eines wind-schiefen Häuschens geworfen hätte, das, ein Ueberbleibsel aus längst vergangenen Tagen, die Reihe moderner Paläste unterbrach, welche die Hauptstraße säumten. Ein weiter Garten dehnte sich dahinter aus und unter seinen hohen Bäumen halbversteckt lag das Herrschaftshaus, Thüren und Fenster mit Holzläden und Eisenriegeln mürrisch verschlossen gegen die neue Zeit, welche 1866 hereingebrochen war und den Besitzer des Grundstücks in's Ausland getrieben hatte.

Es gab nicht eben etwas Besonderes hinter den zwei der Straße zugekehrten Fensterchen der ehemaligen Portierswohnung zu sehen. Vor dem einen standen ein paar Blumentöpfe und darüber schaukelte sich ein Zeißig in seinem runden Bauer. Hinter den Scheiben des anderen pflegte schier unbeweglich eine alte Frau in sauberem Sonntagsstaat zu sitzen, das Strickzeug in der Hand, die blinkende Kaffeekanne auf weiß gedecktem Tischchen vor sich, — die Sonntagskanne, die in ihrer weiten Bauchung auch noch für die eine oder andere Gebatterin, welche etwa zu einem Sonntagnachmittagswatz vorsprechen mochte, willkommenen Labetrunk barg. Das Stübchen blinkte von Sauberkeit bis zum fernsten Winkel; darum verschmähte es auch die Frau, sich mittelst kleiner vor die Scheiben gespannter Gardinen vor den Blicken der Neugierigen zu schützen. In ihrer Jugend war dergleichen nicht Sitte gewesen und sie brauchte sich nicht zu schämen,

So vermochten aufmerksame Beobachter eines Tages in der Tiefe des Gemaches einen hellen Punkt zu entdecken, der früher nicht vorhanden gewesen war und der sich nahe über dem Boden ziemlich ruhelos hin- und herbewegte. Nach und nach wurde er größer und wie die Wochen und Monate hingingen, streckte sich allmählich ein kleines Näschen über den Rand des weißgebedekten Kaffeetisches empor und noch ein wenig später erschien ein ganzes von röthlich braunen Kraushaaren umstandenes Kinderköpfchen neben der weitbauchigen Kaffeekanne.

Es gehörte einem Enkelkind der Alten. Sein Vater war irgendwo weit weg gestorben in Schande und Noth. Nun wuchs es auf zwischen der Großmutter Truhen und Spinden und seine glatten Rosenwangen stachen seltsam ab von ihrem, einem erfrorenen Apfel gleichenden Gesicht, in das frühere Jahre schon so viele Runzeln gezeichnet hatten, daß kein Raum mehr für die Runzeln kommender übrig blieb.

Einmal brachte das Kind sich aus der Volksschule einen Gefährten mit, Christian Pott, eines Sammetseerers Sohn aus der nahen Fabrik. Er schützte die furchtsame Susse vor den Angriffen ihrer gemeinsamen Schulkameraden; dafür lehrte sie ihn lesen. Und von da ab hoßte der blasse, dickköpfige Knabe Tag für Tag neben ihr auf dem Schemel. Die Tibel hielten sie zwischen sich und buchstabirten mit rothen Gesichtern: „a = a; b e n d = bend = abend; e = e, l e n d = lend = elend.“ — Der Knabe tippte mit dem kurzen, dicken Finger auf das Wort und schlug seine vorstehenden Nasen- augen zu Susse auf.

„Du — was ist denn das: Elend?“

Auch die kluge Susse war in Zweifel.

„Armuth, Noth, Hunger, Kummer nennt man so,“ erklärte die alte Frau über ihre Arbeit weg.

Christian buchstabirte befriedigt weiter. Suschen aber hielt plötzlich den Athem an vor Erregung und ihre Augen wurden starr.

„Höre, Christian, jetzt weiß ich's!“ —

Aus dem schattenhaften Wust verdämmerter Erinnerungen aus erster Kindheit war jäh ein Bild in ihr lebendig geworden, scharf umrissen, grell- farbig, in greifbarer Deutlichkeit. Das war das wurmzerfressene Bett, in welchem der Papa sich hin- und herwarf, abwechselnd zwischen starrer Ruhe und wildem Toben. Sie sah die verwachsenen Blumen des Bettüberzuges, den feuerlosen Herd, den leeren Milchnapf. Das Fenster war mit einem Lappen verhangen; durch ein Eckchen Scheibe, welches derselbe freiließ, fiel ein Sonnenstrahl blendend auf das Brüderchen, das sonderbar still und unbeweglich lag, nicht lachte und nicht einmal schreien wollte. Sie fühlte noch die schaurige Kälte seines Händchens, das sie in ihrer Angst ergriffen hatte. Sie sah den bärtigen Mann in die Stube treten, sah ihn die geballten Fäuste gegen ihren Vater schütteln, — sie selbst, deren wortloses Entsetzen sich beim Anblick eines Menschen in wildes Schluchzen löste, zornig von sich stoßen, —



hörte ihn die Thür zuschlagen, seine schweren Schuhe die Treppe hinabstampfen, — — dann folgte wieder die grauenvolle, öde Stille. — — Das war das Elend! — —

„Was hast Du nur?“ brummte der Junge verdrießlich darüber, daß sie ihm nicht half.

Susse schauerte zusammen und wickelte die Arme in ihre Schürze.

„Ich fürchte mich.“

„Dumme Gans! Ich bin ja bei Dir,“ beruhigte Christian.

Aber das Kind blieb verstört und in der Nacht weckte es durch sein Weinen die Alte.

„Großmutter, — das Elend! — Siehst Du, dort steht's! — Es kommt — — es will mich greifen!“

Die Alte zündete Licht an, leuchtete in alle Ecken der Kammer, kochte Kamillenthee, schüttelte die Kissen auf und hielt ihrer Enkelin heiße Hände, bis das Kind sich beruhigte und wieder einschlief. Sie aber schlief in dieser Nacht nicht mehr.

„Wenn's nur gut geht mit der Susse,“ klagte sie am nächsten Sonntag der sie besuchenden Gebatterin. „Das Mädchen hat einen gar so 'einbildnerischen' Kopf.“

Doch ihre Enkelin gab ihr keine neue Veranlassung zur Sorge. Sie wuchs heran, ein Mädchen wie alle anderen, höchstens daß sie einen tieferen Widerwillen gegen Dunkel, Staub, Unordnung und Häßlichkeit befandete als die meisten ihresgleichen; aber diese Eigenheit äußerte sich zunächst nur nach ihrer guten Seite, indem sie das heranwachsende Kind veranlaßte, sich und die Wohnung der Großmutter tadellos sauber zu halten und auf's Zierlichste herauszuputzen. Ein wahres Fest gewährten Susse immer die Tage, an welchen das Herrschaftshaus zum Lüften und Scheuern geöffnet wurde. Da konnte sie stundenlang in den mit altmodischer Eleganz ausgestatteten Räumen herumwandern, die Vergoldungen, die Kronleuchter, die seidenen Ueberzüge der Prunkgemächer anstaunen. Hatte sich ihr Auge endlich an dem Glanz einigermaßen erfättigt, dann träumte sie sich zur Eigenthümerin all dieser Herrlichkeit und spielte Königsstochter zur Verzweiflung des guten Christian, welcher durchaus den Königssohn abgeben sollte und doch zwischen den Porzellanschäferinnen, Basen und weitbeinigen Sesseln weder zu gehen noch zu stehen wußte.

Als die Kinder eingeeignet waren, zogen des Knaben Eltern fort. Der alte Pott glaubte eines Tages zu entdecken, daß seine Begabung zum Reden die zum Sammettheeren noch weit übersteige und eilte sein Talent in der Hauptstadt zu verwerten. Vorher aber gab er seinen Jungen einem Schuster in die Lehre, an demselben Tag, an welchem Susse in ein Modemagazin trat, um das Fußmachen zu erlernen.

Während nun das Mädchen sich zwischen den Federn, Blumen, Spitzen und duftigen Füllwolken recht in seinem Element fühlte, verdarben des

Knaben häuften auch den plumpsten Arbeiterschuß, welcher denselben zum Schaden seines Besitzers anvertraut wurde. Seine unausgewachsenen Goliathsglieder wollten sich dem Zwang der engen Werkstatt in keiner Weise anbequemen; er wurde schweigsam, verbittert und als Suse ihm eines Tages im Zorn erklärte: sie würde nie einen Schuster heirathen, denn die hätten immer schwarze Gesichter und in ihren Wohnungen rieche es nach Pech und Leder, — da war Christian plötzlich auf und fort. Ein Schiffscapitän, hieß es, habe ihn mitgenommen zur See.

Suse weinte ihm erst bittere Thränen nach, dann ärgerte sie sich, daß er von ihr hatte gehen können und gab sich eifrig Mühe, den „dummen Jungen“ zu vergessen. Das war aber nicht leicht. Mit jedem Winkel ihrer traulichen Wohnung, mit jeder frohen und trüben Kindheits Erinnerung war der Knabe verwachsen und Suse ertappte sich noch oft dabei, wie sie wehmüthig den geblühten Napf anstarrte, aus welchem einst ihr Spielfamerad seinen Kaffee gelöffelt hatte und der nun mit anderen porzellanenen Raritäten auf der Großmutter Kommode stand.

Die Jahre gingen hin. Da wollte es eines Sonntags die alte Frau Schmieding bedünken, als würden weit öfter als in früheren Zeiten menschliche Köpfe ihre Schatten durch die niedrigen Fenster über ihren Strickstrumpf. Und da sie nun darauf achtete, waren's fast immer dieselben Köpfe, — Köpfe aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen, pomadisirte, frisirte, geschorene, gelockte, gestriegelte, struppige, — aber härtig waren alle.

Die Alte ließ ihre Arbeit sinken, starrte ihre Enkelin an und sah mit Verwunderung zum erstenmal statt des Kindes ein vollermwachsenes Mägdlein vor dem Spiegelchen am Fensterpfeiler stehen und sich zum Sonntagsausflug putzen, zierlich und grazios wie der Zeisig drüben im Bauer, welchem das feine Geschöpfchen auch sonst gar ähnlich sah. In ihren nahe zusammenstehenden braunen Augen schimmerten wie in denen Hänschens goldige Reflexe. Kurz und weich wie die Flaumfedern um den Schnabel des Thierchens standen ihr die Haare um die niedrige Stirn; ganz wie ein Schnäbelchen streckte das feste Näschen sich vor, an der Wurzel gefleckt von einigen blassen Sommerprossen, und von einem Kinn war bei dem Mädchen freilich kaum mehr als bei dem Vögelchen zu gewahren.

„Schau, schau,“ murmelte die Alte, „ist doch keine so dumme Mode, die mit den kurzen Gardinen.“ Und am nächsten Tage verhüllte auch sie die unteren Scheiben ihrer Fenster.

Es half nicht viel. Wenn Suse aufstand, guckte ihr Vogelköpfchen fest über der Großmutter wohlgewaschene und gestopfte Vorsichtsmaßregel hinweg auf die Straße. Und sie stand oft auf, denn als echte Eva'stochter fand sie Gefallen an den ihr dargebrachten Huldigungen.

Da war vor Allem ein Herr Heinichen, der ging, ritt und fuhr an dem Hänschen vorüber. Er hatte es ja dazu! — Zwar saß er auf seinem Reitpferd, wie eine Wäschekammer auf der Leine, und sein englischer Trabder

capricirte sich unter seiner Hand zum Schrecken aller Spaziergänger darauf, im Zickzack zu galoppiren, — aber es machte sich doch! — Vor zehn Jahren war Herr Heinichen noch Laufbursche gewesen, jetzt nannte er sich Agent, kaufte und verkaufte Häuser, baute sich auch ein eigenes, gleich um die Ecke in der neuen Straße. Solch ein Haus gab's in der weiten Stadt nicht mehr! Der ganze deutsche Parnaß hatte sich an seiner Front Rendez-vous gegeben. Von Rosenguirlanden umrahmt streckten sämtliche Componisten und Dichter in haut-relief die Köpfe unter den Fenstersimsen hervor. Auf den Balconeeen thronten Goethe und Beethoven. Aus der obersten Giebelspitze hart unterm Dach aber lugte Richard Wagner mit mehnmüthig-spöttischem Ausdruck unter dem Mützenschirm hernieder auf seine Collegen. Er hatte es gut: er war der Einzige, welcher im Trockenen saß, während Schnee und Regen unbarmherzig die grauen Cementgesichter der Anderen peitschten.

„Alles meine eigene Idee!“ pflegte Herr Heinichen seinen Bekannten zu versichern, wenn er so wie heut, die Hände in den Taschen, vor seinem werdenden Palast stand. „Bildung war mich immer die Hauptsache.“

Und jetzt schoß er aus dem dämmerigen Thorweg hervor und riß mit graziöser Schwenkung den Hut von seinem geraden Scheitel.

„Mich zu empfehlen, Frau Schmieding! Wie geht's, Fräulein Susse? — Ja, man hat allerwegen seine Arbeit! — Des Herrn Auge, — Frau Schmieding! Sie verstehen! — Die verfluchten Kerls“ — er meinte die Handwerker — „machen sonst Alles verkehrt. — Sind gerade heut die Treppentufen gelegt. Können ohne Gefahr hinaufspazieren, meine Damen, wenn's beliebt, den Schwindel einmal von innen zu betrachten.“

Suschen brannte vor Neugier. Und wie staunte sie erst, als sie nun eintrat! Das ging ja noch über die Pracht der gräßlichen Villa in ihrem Garten. Schon die Einfahrt mit den bemalten Glascheiben ihrer Thorflügel und der bunten Steinmosaik des Bodens, — dann die schwarzen Marmorplatten auf zierlich durchbrochenem gußeisernen Gestell, welche die Treppe bildeten, — die roth und blau gekleideten Genien an den Wänden des Treppenhauses — ach! und der fußdicke Stuck an den Decken der Gemächer, mattgrau und golden und roth — und die sorgfältig gearbeiteten Parquetböden! — Und das Ganze so lustig und sonnig und licht! Dazu der stattliche Herr Heinichen selber, der Alles so freundlich erklärte und mit den Tausenden um sich warf, als wären's Rechenpennige! — Susse wurde ganz schwindlig; — das war ein aparter Mensch! — — Freilich, er hätte sich die Zähne einmal putzen können; — und befremdlich blieb's, daß er den Daumen immer in's Armloch steckte und den linken Fuß in die Hand nahm, so oft er sich auf einem Fenstersims oder einem Haufen Bretter niederließ; aber das waren gewiß besonders vornehme Manieren. Denn mächtig vornehm war Herr Heinichen geworden, seit sie ihn mit rothgefrorenen Ohren die Petroleumkannen des Materialwaarenhändlers gegenüber hatte austragen sehen, — das mußte wahr sein! —

Frau Schmieding ging bald. Ihr war's zu zugig droben. Auch mochte sie den neugebackenen Hausbesitzer nicht leiden. Aber Susse blieb noch und bewunderte die marmornen Bannen der Badestube, die Wasserleitung, die elektrischen Klingeln. Dann rollte Herr Heinichen die am Boden liegenden Tapetenstücke auf. Das war erst eine Pracht! Da gab es rothe mit Gold und so dick wie Leder, — auch wirkliche Ledertapeten, gelb und braun, — und eine Spizentapete mit hellblau; die schönste aber war die mit Rosenquirlanden und Paradiesvögeln auf gelblichem Grund.

„Die soll in das ‚Budumar‘ meiner Frau,“ sagte Herr Heinichen.

Susse that verwirrt. „Wollen Sie denn heirathen?“

Und Heinichen gab ihr einen bedeutsamen Puff in die Seite und lachte überlaut. „Es könnte sich so machen, Fräulein Susse.“

Da kam ein Nachbarkind die Treppe heraufgelaufen.

„Sie sollen nach Hause kommen, Susse, sagt die Großmutter. Der Christian wäre da, der Christian Pott von der See!“

Susse schrie hell auf. Im Augenblick war die ganze Villa sammt dem vornehmen Herrn Heinichen für sie versunken. Sie nahm sich nicht einmal Zeit, ihm zu danken; sie sah weder rothe noch blaue Genien und die vielbewunderten Marmorstufen dünkten ihr jetzt nichts als ein Mittel, um rasch hinunterzukommen. Athemlos stürzte sie in der Großmutter Stube.

„Christian! liebster Christian! Ist es denn wahr? — Bist Du — Sind Sie —“ Sie stockte und diesmal war ihre Verwirrung echt.

Der stramme, selbstbewußte Matrose, dessen Wachstuchhut beinahe an die Zimmerdecke streifte, sollte ihr Christian sein! Die treuen, ehrlichen Augen, ja, die waren's freilich noch, aber das Gesicht um sie her hatten Sonne und Wind gebräunt und geröthet, die schlotterigen Glieder waren fest und stark und geschickt geworden in tüchtiger Arbeit, so daß ihrer keines dem Manne mehr im Wege stand. — Susse fühlte es mit heißem Erröthen; die ganze Verehrerschaar, die auf dem Asphalt vor den Fensterchen ihr zu Gefallen lief, fiel ab gegen die Persönlichkeit ihres Jugendgespielen.

Und der Heimgekehrte zog Susse an's Fenster, nahm ihr Gesicht zwischen seine beiden Hände und betrachtete sie fast ängstlich, bis sie sich ein Herz faßte und erröthend die Augen zu ihm aufschlug. Da löste ein frohes Lächeln die Spannung in seinen Mienen.

„'s ist die Alte! — Gott segne Dich, meine Susse.“

Frau Schmieding kam geschäftig herein.

„Ist das Mädchen nicht gewachsen, Christian?“

„Rechne, nein. Ging mir allzeit bis zur Achselhöhle — und das thut sie noch.“

„Aber sauber ist sie doch geworden?“

„Ei, das war sie. Und sie ist's geblieben.“

Er zog eine Halskette hervor, zierlich aus getrockneten Perlen und geschnitzten Knochen gearbeitet. „Die kommt von China, Suse. Ich habe sie Dir mitgebracht.“

Und als Suse die Hände zusammenschlug vor Freude und vor dem Spiegel das neue Schmuckstück umprobirte, lachte Christian fröhlich:

„Hat sich schon als Kind gern mit Ketten behängt, Großmutter! und wenn es nur Ketten aus Ruhblumenstielen waren. Ist unsere alte Suse!“

Die Großmutter aber mahnte zum Mahl, denn Christian mußte zur Nacht weiter. Er befand sich eigentlich auf dem Wege zu seinen Eltern, hatte es jedoch nicht über sich vermocht, an der Stadt vorüberzufahren, in welcher Suse und seine liebe „Großmutter“ Schmieding wohnten. Nun trieb ihn die Unruhe, ob und wie er die Seinen finden würde, von denen er in all den Jahren keine Nachricht erhalten hatte.

Da war's nur gut, daß die Großmutter sich darauf verstand, die Menschen herzlich auszufragen. So erfuhr man doch über Tisch, wo und wie er zeit-her gelebt hatte, daß es ihm auf der See wie nirgend's sonst gefalle und er im nächsten Frühjahr sein Steuermannsexamen zu machen gedenke! — Suse hätte nicht um die Welt gewagt, selbst eine Frage an den so plötzlich über sie hinausgewachsenen Spielkameraden zu richten.

Die letzte halbe Stunde brachten sie im Garten zu. Der prangte im schönsten Frühlingskleid. Unter den mächtigen Friesbüschen, deren Wachsthum seit Jahrzehnten keine ordnende Hand mehr beschränkte, schaukelten Hunderte von Blumen. Das Dämmerlicht des scheidenden Tages verlieh den matten Farben ihrer Blätter einen zauberhaft überirdischen Schimmer; die Fliederbüsche bogen sich unter der Last ihrer Blüthensträuße, die Goldregentrauben hingen schwer hernieder, daneben leuchteten gefüllte Pirsch- und Mandelblüthen; Primeln und Maiglöckchen schmückten den Boden und das Gaisblatt duftete fast betäubend um die Laube, in welcher die Weiden saßen auf dem alten Lieblingsplatz wortlos und glücklich.

„Suse,“ begann Christian endlich leise, — „nicht wahr, so'n zwei Jährchen könnten wir noch warten? — Dann — da oben am Strande giebt's schmutze Häuschen, hab' mir schon welche angesehen, — so bei Bremen herum; — sind sauber wie ein Schiffsdeck und accurat wie ein Schmuckkästchen — — — Und Siebensachen auf die Commoden zu stellen bring' ich Dir schon genug mit, seltenere als sie Guer Graf in seiner verschlossenen Villa dort hat! — — — Und im Winter da käme ich allemal selber zu Dir.“

Das Mädchen horchte hoch auf. „Ja, Christian, wovon redest Du denn?“

„Von — — wenn wir zwei Mann und Frau sein werden, natürlich! Das steht doch fest, seit wir ganz klein waren!“

Und da er das Staunen in ihrem Antlitz las, ergriff ihn eine jähe Angst, er faßte mit schmerzendem Druck ihre Hand.

„Euse — Euse, das mußttest Du wissen! — Sag' nicht, daß Du's nicht gewußt hast! — Hab' ich doch all die Jahre an nichts gedacht als an Dich! — Da sieh!“ Mit zitternden Händen zog er ein kleines Taschenbuch hervor. „Da ist noch der Buchzeiger mit dem Heiland d'rauf, den Du mir zur Einsegnung geschenkt hast. Das Papier ist kraus geworden und das Christusbild verwischt. — Ich hab's allerwegen auf dem Herzen getragen und einmal da ist's übel durchweicht worden im Salzwasser. Damals hat eine See mich über Bord gerissen; eine Boje bekam ich zum Glück just im Versinken zu packen. — Aber nimmer wär's mir geblieben mich so lange daran fest zu halten, bis sie ein Boot klar gemacht hatten, wenn ich nicht an Dich gedacht hätte, Euse, und daß ich lebend heimkommen müsse zu Dir — Euse, sag' mir, daß Du's begreifst und einsehst, daß wir Zwei zusammengehören!“

Da schlang Euse unter Lachen und Weinen beide Arme um seinen Hals. „Du lieber, närrischer Mensch, Du!“

Sie war zeitlebens ein furchtsam Ding gewesen und ein Entschluß ward ihr schwer. Da war's ihr schon recht, daß man sie nahm und nicht erst lange fragte, ob sie wollte. Wo auch hätte sie sich geborgener fühlen können als in den starken Armen ihres alten Beschützers?

Am Sonntag nach der Kirche besuchte Herr Heinichen die alte Frau Schmieding. Er redete dies und das und zuletzt schlug er das linke Bein über die Lehne des Sessels, auf welchem er saß, balancirte auf der rechten Hand seinen Spazierstock und murmelte zur Zimmerdecke hinauf:

„Wenn Sie sich etwa wegen Fräulein Susens Zukunft ängstigen sollten, Frau Nachbarin — zum Beispiel — ich könnte mich gegebenen Falls vielleicht herbeilassen, Ihnen diese Sorge abzunehmen — das heißt ich meine nur so —“

Er sprach immer sehr gewunden, wenn es sich um ein Geschäft handelte, das hatte er bei seinen Käufen und Verkäufen als vortheilhaft erprobt.

Frau Schmieding nickte freundlich. „Die Sorge um Euse hat mir schon ein Anderer abgenommen, Herr Nachbar.“

Heinichen ließ den Spazierstock sinken und that einen leisen Pfiff. „Der Christiaan? — Der Ausreißer? — Scherz oder Ernst? — Ernst? — Wahrscheinig? — — Nu, wissen Sie, Frau Schmieding, es pressirt mir ja nicht. Du lieber Himmel! Man hätte schon die Wahl! — habe nun aber einmal einen Narren an dem schwächtigen Versöndchen gefressen. Und ich kann mir's ja leisten! Hab' Gott sei Dank nicht nöthig groß auf's Geld zu sehen. — Schulkamerad, Jugendgespiel — — Nu, natürlich, so etwas will seine Zeit haben! Ich kann warten — Euse ist ein verständiges Mädchen, — sehr verständig! Wenn sie Vergleiche anstellt —“ Und nun entrollte er der strickenden Frau ein glänzendes Bild seiner Lage, seines Besizes, seiner Hoffnungen. Die nickte immer gleich freundlich dazu: „Glaub's schon“ und „ja,

Sie sind ein reicher Mann.“ Heinichen merkte aber doch, daß sie etwas gegen ihn habe und er fragte, was es sei.

„Vieher Himmel! ich bin eine altmodische Frau, Herr Heinichen. Das Kraut, das ungesät auf meinen Gartenbeeten aufsprießt, ist selten etwas nütze; von dem Gelde, das dem Menschen ohne Arbeit zuwächst, halte ich auch nicht viel.“

„Geld ist immer ein willkommenes Kraut,“ sicherte Herr Heinichen, indem er aufstand. „Nun, ich kann warten.“

Susse zwitscherte die nächsten Tage im Hause herum, wie ein Vögelchen, wenn es Frühling werden will. Sie saß den Rücken gegen ihr geliebtes Fenster und lernte die Schnitzereien der chinesischen Halskette auswendig, oder begann Briefe an ihren Christian, von denen sie nicht wußte, wohin sie sie adressiren sollte. Es that auch nicht noth. Schon nach wenigen Tagen war Christian wieder bei ihr, aber der Jubelschrei erstarb auf ihren Lippen, als sie seine verstörte Miene wahrnahm. Er hatte seine Eltern in Berlin nicht gefunden. Nach langem Umherfragen brachte er in Erfahrung, daß dieselben vor Jahresfrist in ihre alte Heimat zurückgekehrt seien. Der Vater war inzwischen freilich noch weiter verzogen, — nach einem Lande, wohin bis jetzt weder Post noch Eisenbahn führt. Und die Mutter — —

„Es sieht schlecht mit ihr,“ sagte Christian. „D’rum mein’ ich, Susse, Du kämest am besten gleich mit. Elternsegen ist ein gewichtig Ding, selbst wenn — —“ Er sprach nicht aus.

Susse zitterte wie ein Pappelblatt im Winde. Ein Krankenbett — ein Sterbebett! — das der Anfang ihrer Verlobung, welche sie sich als eine Kette von eitel Glück und Freude ausgemalt hatte. Sie hatte nie einen Menschen sterben sehen. Das Grauen trieb ihr kalte Tropfen auf die Stirn. „Muß — ich — mit?“ stammelte sie.

„Ja, Susse, komm.“

Und die Großmutter nahm schon das Umschlagetuch aus der Commode. „Es muß sein, Susse. Aber sei ruhig, ich begleite Euch.“

Da klammerte sich das Mädchen fest an die Hand der alten Frau und so schritten sie durch den Garten. Christian erbarmte ihre Angst und er wollte sie trösten. „Es sieht in dem Zimmer von Mutter nicht gerade ganz accurat aus — Du mußt nicht erschrecken, Herz.“ Da erschrak Susse so sehr, daß ihr fast die Füße versagten.

Durch die hintere Gartenpforte ging es in das enge, gewundene Gäßchen, das fast nur von Fabrikarbeitern bewohnt wurde, und weiter durch ein dumpfiges, feuchtes Vorderhaus über einen glitschigen Hof die wacklige Holzstiege hinauf. Wie stumpf und dreist die arbeit gebeugten Gestalten auf Flur und Treppe ihnen nachstarrten! Und wie es ringsum noch nach Armuth und Schmutz, nach verdorbenen Häringen und schlecht gespülter Wäsche. Droben aber geschah Susse etwas Sonderbares.

Ihr war, als müsse ihr Geist zurückwandern, lange, lange Jahre — Das Alles hatte sie ja schon einmal erlebt! — Damals war der Bettüberzug rothgeblümt gewesen, jetzt zeigte er ein blaues Muster; der Lappen vor dem Fenster war nicht grün, sondern gelb — dennoch blieb es dasselbe. Ja, sie kannte diese ausgetretenen, staubbedeckten Dielen, das wüste Durcheinander auf Stühlen und Tischen; das Christians ungeübte Hand nicht sogleich zu lichten vermocht hatte, den Fuselbunt, die starre Gestalt in den Kissen, die jetzt bei des Sohnes leiser Berührung herumfuhr und aus stieren, schwimmenden Augen verständnißlos in's Leere starrte.

Christian prallte entsetzt zurück. „Mutter! Du hast doch nicht —!“

Das Weib lachte häßlich auf. „Freilich, habe ich,“ lachte sie und zog triumphirend eine leere Brannntweinflasche unter der Decke hervor. „Hast mich verkommen lassen in Noth und Hunger — Du. — Willst mir den letzten Trost nehmen?!“

Christian sah sich in dem leeren Zimmer um, wer seiner Mutter diesen schändlichen Dienst habe erweisen können.

Sie mißverstand seinen Blick. „Suchst vielleicht die neue wollene Decke, die Du mir gekauft hast — he? — Hab' sie umgetauscht, mein Junge — wärmt innerlich besser!“

„Laß das jetzt, Mutter,“ mahnte Christian. „Sieh, ich habe Dir meine Braut mitgebracht, damit Du uns segnest —“

„Braut?“ unterbrach die Frau mit schwerer Zunge und suchte neugierig an Christian vorbei zu sehen. „Das junge, glatte Ding? — Komm her, junges Ding!“

Und als Frau Schmieding die Willenlose an das Bett schob, packte sie mit ihren feuchten mageren Fingern des Mädchens Hand und deutete auf Christian.

„Schlechter Sohn! — Vagabundirt in der Welt umher — läßt seine arme Mutter auf dem Stroh — Wird Dir's nicht besser machen! — Laß Dir rathen, junges Ding — gewöhne Dich bei Zeiten an den Freund da!“ Sie wies auf die Flasche. „Ist ein milder Freund, hilft für Hunger und Durst, für Sorge und Herzeleid — Ist besser als Mann und Kind — besser — glaub mir, besser —“ Sie sank ermattet zurück und ließ Susens Hand fahren. „Wenn Du ein guter Sohn bist — gieb mir — zu trinken —“

Suse sah und hörte nichts weiter. Christian trug sie mehr in ihre Wohnung, als er sie führte. Er war untröstlich über den Auftritt bei seiner Mutter und den Zustand, in welchem er seinen Liebling sah.

„Es ist nicht Deine Schuld, mein Junge,“ tröstete Frau Schmieding. Suse sagte nichts. Kalte Schauer schüttelten sie. Die Großmutter brachte sie zu Bett. Der Arzt verschrieb einen beruhigenden Trank; dennoch lag sie die Nacht und die folgenden Tage im Fieber und unter den quälenden Bildern, welche ihren Geist erfüllten, kehrte vor allen anderen das eine wieder und wieder: sie sei vom Elend gezeichnet, gehöre ihm zu eigen und



müsse ihm zuletzt verfallen, hoffnungslos, rettungslos. In körperlicher Erscheinung trat die Ausgeburt ihrer Furcht vor ihre kranken Sinne, als eine fledermausartige Riesengestalt die dunklen Kammerreden einnehmend; sie rang verzweifeln mit dem Gespenst in ihren Fieberträumen.

Und Frau Pott war todt und sie wurde begraben und Susc. wußte nichts davon. Als Christians Urlaub zu Ende war und er fort mußte auf sein Schiff, saß sie zum ersten Mal im Lehnstuhl auf. Er hielt ihre Hände, küßte sie und sprach von künftigen schönen Zeiten; sie lächelte dazu — aber nur mit den Lippen. Aus ihren braunen Augen waren die goldigen Reflexe verschwunden und je ehrlicher und ernsthafter er zu ihr redete, um so wehmüthiger schauten diese Augen drein.

„Auf Wiedersehen!“ rief er ihr zuversichtlich zum Abschied zu, sie aber schwieg. Und als seine hohe breite Gestalt aus dem Thürrahmen, in welchem er sich zum letzten Mal nach ihr umgeschaut hatte, verschwunden war, brach sie in ein wildes Schluchzen aus. Sie wußte, daß es kein Wiedersehen für sie Beide gab.

Ihr Körper genas, nicht ihre Seele. Die konnte den Eindruck am Bett der kranken Frau nicht überwinden.

Was halfen ihr nun die starken Arme, in welchen sie sich geborgen geglaubt hatte für alle Zeit? Was Christians redliches Herz? Seine Mutter war im Elend gestorben, verdorben, trotz ihm! Er würde sie ebenso wenig schützen können vor dem ekelhaften grauen Gespenst, das sie in ihrer überreizten Phantasie schon glaubte herankriechen zu fühlen. — Und konnten denn starke Arme, und konnte denn ein tapferes Herz nicht schützen vor dem Elend, dem Ding, das sie auf Erden am meisten fürchtete, mehr als Sünde und Krankheit und Tod, so mußte sie einen Schutz suchen, der mächtiger war.

Während sie also grübelte, ging Herr Heinichen täglich an den kleinen Fenstern vorüber, von seiner Wohnung hin zum Neubau und vom Neubau zurück nach seiner Wohnung, und Suscens Augen folgten ihm: Herr Heinichen hatte, was mächtiger war als starke Arme und ein redliches Herz! An der Schwelle seines Palastes mußte das Elend umkehren; das wohnte nicht in solch lichten weiten Räumen unter fußdicke Stuck, zwischen Goldtapeten und neben massiven Geldschränken. Dort konnte ihr furchtames Herz wieder ruhig schlagen — dort fand sie einen sicheren Zufluchtsort.

Und als sie wieder auf die Straße gehen konnte, pükte sie sich mit besonderer Sorgfalt und kam mit Herrn Heinichen an der Hand zurück.

„Großmutter, das ist mein Verlobter.“

Die alte Frau war sprachlos vor Schreck.

Herr Heinichen aber lächelte selbstbewußt. „Was hab' ich Ihnen gesagt, Frau Nachbarin? Hab' ich nicht gesagt, ich kann warten? — Nu, ich habe gewartet.“

Vergebens bestürmte Frau Schmieding nach dem Weggang des Bräutigams

ihr Enkelkind mit Vorwürfen, Mahnungen, Fragen. Susse hatte nur eine Antwort: „Ich kann nicht anders.“

Aber sie schloß sich in ihre Kammer ein und schrieb einen langen Brief an Christian. Darin waren viele Buchstaben von Thränen verwischt und zum Schluß hieß es: „Das Eine bitte ich Dich heilig, Christian, wünsche mir nichts Böses! So wahr ich hoffe, daß Gott mir verzeihen möge, ich habe Dich nicht betrügen wollen! Nie kann ich einen Menschen so lieb haben, wie Dich — aber — ich möchte nicht sterben, wie Deine Mutter gestorben ist. — Vergieb mir. Es ist die Angst, die entsetzliche Angst.“

Als dieser Brief dem längst auf dem Meer schwimmenden Schiff Christians nachgeschickt war, wurde Susse wieder ruhiger und zuletzt ganz heiter. Bald erzählten die Bürger sich von der prächtigen Hochzeit des reichen Herrn Heinichen, der sich's „leisten konnte“, die arme Susse Schmieding heimzuführen. Im weißseidenen Schleppkleide war die Braut zur Kirche gefahren und der Champagner floß in Strömen. Und dann zog Susse ein in das prunkvolle neue Haus und nun kamen ein paar wunderschöne Wochen, während welcher sie Christian beinahe vergaß.

Manches freilich erwies sich doch anders, als sie sich's gedacht hatte, zum Beispiel gleich Goethe und Beethoven, die von außen den Balkon so prächtig zierten. Für den Schleuderpreis, den Heinichen im Accord zahlte, hatte ihr Bildner nicht für nöthig erachtet, ihnen die Hinterröyse gebührend zu frisiren und so waren's, von innen gesehen, ein paar unförmliche Cementklumpen. Nun, dieser Mangel ließ sich mittelst blühender Topfgewächse verbergen.

Schlimmer war's schon, daß bei den täglichen Ausfahrten, welche Susse über Alles liebte, die Leute auf der Straße so scheel und gehässig an ihr und ihrer Equipage hinaussahen. „Das sei Reid,“ tröstete Herr Heinichen, „und könne als solcher einem vernünftigen Menschen nur schmeichelhaft sein.“ Aber Susse empfand nicht so vernünftig. Ihr furchtames Gemüth glaubte fest an die Wirksamkeit böser Blicke und Wünsche. Da sie noch als die schlichte, arme Susse Schmieding zu Fusse ging, hatte doch Jeder sie freundlich angeblickt, warum waren ihr nur die Menschen als Susse Heinichen so feind? — Das wurde je länger je schlimmer. Sie würde die Straßen der Stadt völlig gemieden haben, wenn ihr Mann nicht zornig erklärt hätte, „um vor den Bauern und Fuhrleuten auf der Landstraße zu prunken halte er keine Equipage“.

Heinichen war auch anders, als sie sich ihn gedacht hatte. Bis zum Unsinn verschwenderisch vor den Augen der Welt, knauserte er im Haushalt um den Pfennig. Er ging viel und unregelmäßig aus und es kamen wunderliche Leute auf sein Bureau. Je nach dem Stand seiner Geschäfte zeigte er sich ausgelassen lustig oder in übelster Laune. Gegen letztere besaß Susse in ihrer großen Furchtsamkeit freilich den wirksamsten Schild. Sie wagte nicht zu widersprechen, sie mied ihn, wenn er seine bösen Stunden hatte, so daß der Frieden zwischen ihnen ungetrübt blieb.

Den ersten wirklichen Verdruß bereitete der jungen Frau wenige Monate nach ihrer Verheirathung ihre Magd, ein fleißiges, gesittetes Mädchen, welches Suse von frühester Kindheit an kannte und das nun plötzlich vor sie hintrat und ihr den Dienst kündigte, ohne andere Gründe angeben zu wollen als „eine Veränderung sei bisweilen gut für die Dienerin wie für die Frau und Madame Heinichen thue ja wohl überhaupt besser, ein älteres, gefesteteres Mädchen zu miethen“.

„Wie sie darauf komme?“ fragte Suse betreten. „Sie habe sich doch immer mit ihrer Arbeit zufrieden gezeigt.“

„Je nun — das seien nur so ihre Gedanken.“

Sie ging und eine Andere trat an ihre Stelle. Die blieb gar nur zwei Wochen und schied ebenfalls mit dem Rath, Suse möge eine ältere Person in's Haus nehmen. Dem aber widersezte Heinichen sich: „er könne die alten Jungfern nicht leiden.“

Weil die von seiner Frau gemietheten Mägde sämmtlich nicht aushalten wollten, begab er sich selbst auf die Suche und brachte ein vollbusiges, roth-armiges Geschöpf in's Haus, vor dessen frechem Blick Suse bis in's Herz erschraf.

Die neue Magd fing gleich an Schränke und Tische in der Küche nach ihrem Geschmack herumzurücken, und als Suse Einwendungen erhob, stemmte sie den Arm in die Seite und schrie: „Der Herr habe sie gemiethet und sie brauche Niemandem zu gehorchen als dem Herrn!“

Heinichen aber redete seiner Frau freundlich zu: „Das Mädchen müsse sich am längsten in der Küche aufhalten: da möge sie ihm nicht wehren, sich's darin auf seine Art behaglich zu machen,“ und Suse gab nach. Sie hatte Kopf und Herz voll von wichtigeren Dingen, da sie in wenigen Wochen ihr erstes Kind erwartete.

Eines Abends kehrte sie mit frohbewegtem Herzen von ihrer Ausfahrt heim. Heinichen hatte sie nicht begleitet; da durfte sie denn hinausfahren weit in den Wald, wo kein böser Blick sie traf, wo die Vögel eben schüchtern ihr altes Frühlingslied probirten, ob's noch gelingen wollte; wo die Sonnenstrahlen frei durch die noch unbelaubten Aeste spielten und jedes Sandtorn am Wege aufklimmern ließen wie einen Edelstein, wo an den mächtigen Buchen die ersten bräunlichen Knospen sprießten, jede einzelne eine Hoffnung auf den kommenden Sommer und wo ihr eigen Herz aufschwoll und mit dem ergrünenden Wald um die Wette Knospen süßer Hoffnungen trieb für sich und das kleine Geschöpf, das in dieser Frühlingsluft in's Leben treten sollte.

Der Wagen hielt. Da löste eine weibliche Gestalt sich von der Gitterpforte des Vorgartens. Suse erkannte die Frau trotz der hereinbrechenden Dämmerung, trotz des Ausdrucks von Verflörung in ihren Geberden und Mienen. Eine Beamtenwitwe war's, die ab und zu ihre Großmutter zu besuchen pflegte, eine rechtliche Frau. Sie hatte sich in einem Leben voll

Arbeit und Entbehrung ein paar tausend Thaler erspart; ihr einziger Sohn, Subalternbeamter wie sein Vater, bezog einen bescheidenen Gehalt; er heirathete eine hübsche, fleißige Frau und die Familie führte ein glückliches, zufriedenes Leben, bis es vor einigen Jahren — Niemand begriff, aus welchem Grunde — dem Sohn in den Sinn gekommen war, sich ein elegantes Haus an der Hauptstraße zu kaufen. Von da an ging es bergab mit Wohlstand und Glück.

Als die Alte Frau Heinichen aus dem Wagen steigen sah, kreischte sie auf und schüttelte ihr die Fäuste entgegen.

„Wagst Du's mir unter die Augen zu treten in dem gestohlenen, seidenen Plunder?! — Verflucht sollst Du sein! und Dein Puz! — und Deine Karosse! und Dein Haus und Dein Mann! — Der vor Allem! — und —“

Euse mußte sich an den Schlag klammern, daß sie nicht umsanft vor Entsetzen. „Frau Berger, — was haben wir Ihnen zu Leid gethan?!“

„Was der da drinnen mir zu Leid gethan hat? — Wenn Du's wirklich nicht weißt, laß Dir's sagen: der da drinnen, das ist der Teufel! — Ich hatte einen Sohn — einen guten Sohn, das kann ich vor Gott bezeugen! — und eine Schwiegertochter jung und schön wie Du und zwei liebe Enkelkinder — Und wenn wir nicht im Ueberfluß lebten, — die Zufriedenheit saß mit an unserem Tisch: wir haben keinen König beneidet. — Da kam der da drinnen, der Teufel! über unsere Schwelle, redete meinem Sohn zu, das prächtige Haus zu kaufen — und wie mein Hermann ihn staunend fragt, wovon er's denn bezahlen solle, er bietet er sich ihm das Geld vorzuschießen — aus Freundschaft, um meinem Sohn zu dem herrlichen Geschäft zu verhelfen — der Blusanger! — Und mein armer, dummer Junge ließ sich betölpeln. Etwas Geschriebenes war auch gleich zur Hand mit vielen fremdländischen Wörtern — Unsereins kennt sich darin nicht aus. Das mußte mein Sohn unterzeichnen — Hernach, da merkte er es freilich, wie er betrogen war! — Nach drei Monaten — Weib! nach drei Monaten! kam der Hentersknecht und forderte sein Geld zurück, weil er's brauche, weil er's nach dem Contract jederzeit fordern dürfe! — Und so hat er sich an unsere Herzen gehängt und uns ausgefogen mit Wechseln und Wucherzinsen all diese Jahre. Meine Habe ist hin — das Glück, der Friede unseres Hauses ist hin — Meinen Sohn haben sie von Amt und Brod gejagt, weil die Sorgen ihm seinen armen Kopf verrückten, so daß er nicht wußte, was er schrieb — Und nun ist er fort — hat sich wohl gar ein Leid angethan in der Verzweiflung — Meine Schwiegertochter ist bettlägrig worden vor Kummer — Und heut hat Dein Mann die kranke Frau und mich und meine zwei Enkel aus dem Hause werfen lassen, das nun ihm gehört —“

Euse fuhr zitternd in ihre Tasche. „Ich werde mit meinem Mann reden, Frau Berger. Nehmen Sie dies für die erste Noth.“

Aber das Weib stieß die Bürse zurück, daß sie unter die scharrenden Hufe des Trabers rollte. „Almosen nehm' ich nicht von — einem Diebe! — Und wenn er mich dafür in's Zuchthaus bringt, — ich sag' es noch-

maß und wieder und immerfort: ein Dieb ist er! ein Räuber! schlimmer als die, welche armen Reisenden im Wald auflauern. Verflucht sei er und Alles, was sein ist!“

Mit wankenden Knien flüchtete Suse in's Haus. Auf dem Flur trat ihr Mann ihr entgegen.

„Bist Du bei Trost, daß Du Dich auf der Straße ausschimpfen lässest! — Die ganze Nachbarschaft läuft zusammen.“

Suse zog ihn in die Stube und erzählte mit fliegenden Worten.

„Die Berger's können mich gar nichts anhaben,“ meinte Heinichen, gemüthlich die Hände in die Rocktaschen bohrend. „Ich habe das Gesetz für mir.“

„Aber die unglücklichen Menschen!“

„Geschäft ist Geschäft. Einer muß der Verlierer sein. Sei Du froh, daß wir's nicht sind.“

„So willst Du nichts für sie thun?“

„Ja. Wegen Hausfriedensbruch und Beleidigung will ich die Alte belangen.“

„Heinichen.“

Er faßte ihr Handgelenk und sah ihr mit überlegenem Spott in die Augen. „Kluger wär's schon, mein Schätzchen, wenn Du Dich fein still halten wolltest. Dies Haus hier gefällt Dir ganz wohl — Oder etwa nicht? — Ich meine fast, Du wärest sonst nicht meine Frau geworden. Pferd und Wagen scheint auch nach Deinem Geschmack und wenn ich Dir Puz oder Süßigkeiten mitgebracht habe, ist Dir's nie zuwider gewesen. — Bist Du denn wirklich so einfältig, zu glauben, all diese schönen Dinge würden dadurch erworben, daß man sich als Wohlthäter der Menschen aufspielt?“

Und als er ihr todtensbleiches Gesicht sah und das Entsetzen, das aus ihren unnatürlich erweiterten Augen sprach, schüttelte er den Kopf: „'s ist zu dumm!“ und ging hinaus.

Susen aber saßte von Stund an ein Grauen vor dem Reichthum um sie her und ihm, der ihr diesen Reichthum gegeben hatte. Nicht bloß die Lederbissen, selbst das Brot an ihres Mannes Tisch widerstand ihr, schien ihr salzig zu schmecken nach den Thränen der Unglücklichen, aus welchen es gewonnen war. Die Rosenguirlanden ihres Boudoirs ekelten sie an, seit sie die Saat des Jammers kannte, aus der sie in so frischen Farben erblüht waren. Die Paradiesvögel schienen ihr höhnische Fragen; auf Rache lauernde Gespenster die Relieffköpfe an der Hausfront; sie wagte nicht mehr den Fuß auf ihre persischen Teppiche zu setzen und wenn ein Windstoß gegen die Scheiben fuhr, schrak sie zusammen. Das heißbegehrte Haus war für sie zum verzauberten Schloß geworden, das bei dem ersten unvorsichtigen Wort mit einem Donner Schlag versinken mußte, Nacht und Entsetzen zurücklassend. Nie wieder seit jenem Abend fuhr sie aus. „Es bekomme ihr nicht,“ log sie und drückte sich im schlichtesten Kleid und gesenkten Auges durch die stillsten Gassen; sie wußte ja nun, was die Blicke der Leute sagen wollten.

Endlich kam der Tag, an welchem sie einem kümmerlichen Knäblein das Leben gab und die Wartefrau wunderte sich nicht wenig über den seltsamen Ausdruck, mit welchem Susi ihren Erstgeborenen anstarrte, so himmelweit verschieden von der Miene strahlenden Glücks, die sie bei anderen Müttern kannte.

Frau Schmieding kam auch und betrachtete den neuen Weltbürger mit Kennermiene. „Freilich wohl nur ein schwächtiges Bürschken, — aber es fehlt ihm ja nichts.“

„Doch,“ sagte Susi leise. „Ein rechtschaffener Vater.“

O, wenn es Christians Sohn hätte sein dürfen! — Jetzt erst fühlte sie ganz, wie sehr sie ihren Jugendgepielen liebte.

Herr Heinichen kam nicht viel in das Zimmer seiner Frau: er fürchtete sie aufzuregen. Desto mehr hielt er sich in der Küche auf; es wäre ja wahrlich Zeitverschwendung gewesen, zu den Mahlzeiten für ihn allein im Eßzimmer zu decken. Die Magd machte sich auch die Abwesenheit der Frau zu Nutze und saß Nachmittags mit ihrer Näharbeit auf dem Balcon. Manchmal gesellte sich dann Heinichen zu ihr; der Balcon war ja groß genug; aber die Nachbarn redeten doch.

Und Einiges von diesen Gerüchten drang bis zu Susi; wohlmeinende Klatzschwestern trugens ihr bei den Wochenbesuchen zu mit dem steten Zusatz, „sie dürfe das nicht dulden, sie müsse Abhülfe schaffen, — das sei sie sich schuldig“. Aber Susi drehte schweigend das Gesicht nach der Wand. Abhülfe schaffen — sie! — Sie fühlte sich matt und schwach zum Sterben.

Sobald sie wieder ausgehen konnte, wurde der Knabe getauft, — nicht im Hause, wie Susi gewünscht hatte, sondern in der Kirche und am Sonntagnachmittage. Auch bestellte Heinichen die Wagen, — die elegantesten, die in der Stadt zu haben waren, lauter Glaskutschen — um eine Viertelfunde zu früh, so daß die Pathen und Gäste mit dem in Spitzen und Seide gewickelten Täufling noch in den Schlußgesang des Nachmittagsgottesdienstes hereinbrachen und alle Frommen der Gemeinde Heinichens Erstgeborenen in seinem Glanz anstaunen konnten. Geräuschvoll stellte die Gesellschaft sich unten im Kirchenschiff auf, der stolz dreinschauende Vater, die blasser Mutter, die dicke Hebamme mit dem Hehl des Tages auf dem Arm, die befrachten Pathen und seidenrauschenden Pathinnen.

Es ging ein Gemurmel durch die Reihen der Andächtigen und viele Köpfe wandten sich.

In der letzten Bank kauerte vorgebeugt eine alte Frau mit zerzaustem grauen Haar. Die hatte nicht viel auf die Worte des Predigers geachtet, sondern starr auf einen Fleck geschaut und ihren eigenen düsteren Betrachtungen nachgehangen; aber bei der Unruhe um sie her hob auch sie mechanisch das Gesicht und wie sie dicht neben sich den glänzenden Schwarm erblickte, fuhr sie von ihrem Sitz auf und riß ein paar Weiber mit sich.

„Seht,“ zischte sie hohulachend, mit ihren Knochenfingern auf den blassen

Täufeling deutend, dessen blutloses Gesichtchen in dem fahlen Kirchenlicht in der That fast bläulich erschien, „seht her! So werden die Sünden der Väter heimgesucht an den Kindern! Seht den elenden Wurm in den seidenen Kissén! — Seht die Armeichen, seht die Todtenlarve! — Das ist Heinrichs Kind! Gott hat ihn geschlagen; er hat mir den Sohn genommen, drum kann kein Sohn nicht leben.“

Mit Mühe gelang es dem Kirchendiener, die Rasende hinauszubringen, aber schon drängten sich die Insassen der nächsten Bänke neugierig herzu — Heinrich durfte zufrieden sein mit dem Aufsehen, das die Taufe seines Erstgeborenen hervorrief. Aber die Worte der Alten fraßen ihm doch am Herzen, so sehr er bemüht war, äußerlich unbefangen zu erscheinen. Sein Vaterstolz war auf das Empfindlichste gekränkt und sein Weib war es, welchem er diese Kränkung zumeist nachtrug. Fast mit Haß blickte er zu ihr hinüber, die, kaum fähig sich auf den Füßen zu halten und von Fieberschauern geschüttelt, an der Altarbrüstung lehnte. Wie hatte ihm dieß ärmliche Fingerring, dieß Vogelgesicht je gefallen können! — Er war ihrer längst überdrüssig.

Als die heimkehrenden Wagen in der Thorfahrt hielten, kam die roth-armige Magd, welche unterweilen ein glänzendes Gastmahl gerichtet hatte, der Gesellschaft entgegen.

„Es ist auch ein Brief angekommen für die Frau,“ berichtete sie mit frechem Augenaufschlag. „Und viele kuriose Marken sind darauf — muß von weit her sein.“

Suse hastete die Treppe hinauf in ihre Kammer. Eben brachte man den Täufeling zur Ruhe. Auf dem Tischchen neben seiner Wiege lag Christians Brief. Sie riß ihn an sich. Möchte er Haß und Fluch enthalten, — er kam von einem geraden, treuen Herzen!

„Das ist wohl ein schweres Ding, Suse, was Du mir angethan hast,“ schrieb Christian in seiner ungelenten Weise, „und habe es nicht für möglich gehalten, denn sonst hätte ich nicht dem Klaas Hinderzen, was mein Maat ist, einen ‚Steifen‘ bezahlt aus Freude, weil ich Deinen lieben Brief sah. Und wenn ich nicht Gott fürchtete, — es wäre wohl aus und gar mit mir gewesen an dem Abend; denn ich hab’ nun Niemand auf der Welt, daß ich die Hund’ auf den Gassen beneiden muß, weil die doch wissen, wohin sie gehören. Ich bitte Dich aber um Alles, liebe Suse, Du darfst Dir keine Sorgen machen um mich. Es gehet mir wohl. Und ist nun auch schon ganz gut. Und den’ doch ja nicht, daß ich könnt’ einen Haß auf Dich werfen oder Dir Arges wünschen. Wenn Du auf mich hättest warten mögen, Suse, — mein Leben hätt’ ich dran gesetzt Dich glücklich zu machen, deß ist Gott mein Zeuge! Aber Er hatte es wohl besser mit Dir im Sinn, denn ich bin nur ein plumper Mensch und viel zu schlecht für Dich — Und das sollst Du wissen, Suse, das beste Glück der ganzen Welt, das wünsch’ ich Dir! —

Und die chinesische Halskette mußt Du behalten, weil ich kein Mädchen habe, dem ich sie schenken könnte. Und ich bin gesund und Du darfst Dich nicht um mich grämen.

Und grüße mir auch die Großmutter.

Dein

gedenkender

Christian Bott."

Diese unerwartete Milde war zuviel für Euse. Graue Nebel wogten vor ihren Augen, mit einem Aufschrei brach sie an der Wiege zusammen.

Niemand kam Ihr zu Hülfe. Drunten tafelten die Gäste, die Wartefrau, welche das Kind zu Bett gelegt hatte, war tactvoll gegangen, als sie sah, daß die Frau allein zu sein wünschte. So dämmerte schon der Abend, als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte. Mühsam richtete sie sich auf die Kniee auf und suchte sich zu besinnen. Von unten schallte Gläserklingen herauf, Gelächter und das Schwirren weinentfesselter Zungen — — Jetzt tappten schwere, ungleiche Schritte über den Flur — himmlische Allmacht!

Heinichen! — Schwankend, die Serviette in den Halskragen gesteckt, mit weinrothem Kopf stand er in der offenen Thür. Er war schwer betrunken — von seinem verbissenen Aerger fast so sehr wie vom Champagner.

„Herunterkommen sollst Du,“ herrschte er mit lallender Zunge, „auf der Stelle herunterkommen! — Ist das eine Wirthschaft! — Haus voll Gäste — Frau läßt sich nicht blicken — Liest Briefe, Liebesbriefe — Wirst Du roth? — — Her mit dem Wisch!“ — Um das Schreiben zu lassen taumelte er auf die Wiege zu und fiel fast darüber.

Euse warf sich schützend zwischen ihn und den Knaben.

„Gieb doch Acht, Heinichen.“

Da packte er sie bei den Schultern und schüttelte sie in plötzlich ausbrechender Wuth. „Ich weiß Alles! — Schlechtes Weib! — Von dem Ausreißer ist der Brief — von Deinem alten Schatz! — Mich betrügst Du nicht! Du — Du —“

Und mit dem Fuß nach ihr tretend, schrie er ihr all die Schimpfnamen zu, die der Wein und seine natürliche Rohheit ihm auf die Zunge legten.

Als am Abend dieses Tages Frau Schmieding, welche ein für allemal den Festen des reichen Herrn Heinichen fern blieb, die Thür ihres Häuschens schließen wollte, sah sie auf den Treppenstufen eine regungslose Gestalt kauern, in der sie, zu Tod erschreckend, bei schärferem Hinblicken ihre Euse erkannte. Sie hob sie auf, brachte sie in ihre trauliche Stube, nahm ihre Hände, sprach ihr trostreich zu und starrte zwischendurch entsetzt auf den breiten, rothen Streifen, der über Eusens Schläfe und Wange lief.

Und endlich öffnete Euse die Lippen, lächelte herzzereißend und sprach, während sie die Alte mit einem Blick ansah, den Jene nimmer vergessen konnte, so lange sie lebte:

„Glaube mir, Großmutter, es ist Alles Bestimmung. Mir war das Elend



bestimmt von Anbeginn und ich hab' mir's selber bereiten müssen, — wie ich ja auch in der Schule habe erzählen hören, daß in heißen Ländern das Vögelchen, dem eine Schlange nachstellt, ihr gerade in den Rachen fliegen muß aus schierer Angst. — Mit mir war's nicht anders. — Und könnte doch so anders sein, wenn ich ein wenig Muth gehabt hätte! — O, mein Glück! Mein verspieltes Lebensglück!" Ein trockenes Schluchzen zerschnitt ihr die Rede.

Frau Schmieding brachte sie in ihres Mannes Haus zurück; sie ließ es willenlos geschehen und lebte die nächste Zeit in sich gekehrt an der Wiege ihres Kindes. Auf dem Balcon behauptete die Magd ihren Platz. „Dort sei Raum für zwei," meinte Heinichen, aber Suse wollte nicht theilen. Sie blieb auf ihrem Hinterzimmer, oder schob mit eigener Hand ihren geschmähten Knaben in seinem Korbwägelchen hinüber nach dem Garten der Großmutter, wobei sie ängstlich besorgt war, die blauen Vorhänge über ihm zusammenzuziehen, damit kein böser oder höhnischer Blick sein armes, blaßes Gesichtchen treffe. Seit dem Auftritt in der Kirche verbarg sie ihn vor jedem Menschenauge.

Draußen kauerte sie stundenlang regungslos zwischen dem schlafenden Kinde und den Frisbeeten, ließ dann und wann einen Blüthenschast durch die Finger gleiten oder bewegte leise die Lippen, als ob sie redete, aber es kam kein Laut darüber. Und es war just die schlimmste Zeit, denn wieder bogen sich ringsum die Büsche unter der Last ihrer Blumen und jede einzelne erzählte ihr von Christians Liebe und ihrem Verrath.

Dabei wurden ihre Augen täglich größer und starrten die zu ihr Redenden bisweilen mit so irrem, verständnißlosen Blick an, daß ihnen der Faden der Rede stockte.

Nur für ihr Kind zeigte sie noch Interesse, manchmal sogar leidenschaftliche Zärtlichkeit; aber wenn es die winzigen Fingerchen regte, wenn ein schwaches Lächeln sein Mündchen verzog und ein Etwas in dieser Bewegung, in diesem Lächeln sie an Heinichen mahnte, konnte sie aufschreiend die Hände an die Schläfen pressen und mit stockendem Herzschlag, todtensblaß vor dem hilflosen Geschöpf zurückweichen in dem entsetzlichen Gedanken, daß ihr einziges Kind eines Tages vor ihr stehen werde brutal und herzlos, seines Vaters Ebenbild. —

Aber das Kind regte sich nicht mehr viel. Immer seltener wurde sein mattes Lächeln. Die Wochen gingen hin, es wollte nicht gedeihen und eines Tages war der schwache Lebensfunke in ihm völlig erloschen.

Suse saß mit gefalteten Händen still an der Wiege. Sie weinte nicht, aber sie litt auch nicht, daß man ihr ihren Liebling nehme, noch willigte sie drein sich niederzulegen, als die Nacht kam.

Beim Schein einer trüb flackernden Kerze hielt sie die Todtenwache und Niemand war bei ihr. Zu später Stunde, wie das nun schon seine Gewohnheit war, kam Heinichen nach Haus. Der ging in das Sterbezimmer

jeines Kindes und zu der stumm daisenden Frau. Was er zu ihr sprach, das hat kein Anderer gehört; vielleicht war es ein Trostwort nach seiner Art, vielleicht eine neue Schmähung. Aber die Nachbarn wurden jäh aus dem Schlaf geschreckt durch lautes Reden in dem Haus mit der klassischen Front und sie hörten mit Staunen die Stimme der schweigenden, jungen Frau durch die Nacht und die Mauern dringen, so daß sie die Worte erfaßten: „Das Elend, — ich hab' es kennen gelernt von Angesicht! — Nicht die Noth ist's, nicht die Entbehrung! — Das Elend, — das bist Du! Du! Bankerott an Allem, was den Menschen zum Menschen macht! — —“

Noch vor Tagesanbruch fuhr Heinrichs Coupé in rasendem Tempo nach einem Arzt. Er selbst ging die nächsten Tage mit verbundenem Kopf. Ein Zahngeschwür, jagte er, plage ihn. Es muß wohl nach außen aufgebrochen sein, denn als er die Binde ablegte, blieben deutliche Narben zurück, die erst völlig verschwanden, als er sich einen Bart darüber wachsen ließ.

Else aber ward noch an dem nämlichen Morgen in eine Heilanstalt gebracht: sie war hoffnungslos irrsinnig. —

„Und dort, mein Junge,“ erzählte einige Jahre später Frau Schmieding dem sonnenverbrannten Steuermann, der seinen Wackstuchhut nervös zwischen den Fäusten zermalmend vor ihr stand, „dort hat sie noch ein paar Wochen so hingelebt, wenn Tag und Nacht stumpfsinnig auf einen Fleck starren ein Leben heißen kann. Ich habe sie oft besucht. Es war zum Herzerbarmen mit ihr. Dann und wann fuhr sie erschreckend zusammen und schrie: ‚Das Elend!‘ und nickte mit dem Kopf und wimmerte leise: ‚Das ist das Elend‘. — und kannte keine Seele. — Deine chinesische Halskette, das war ihr liebstes Spielzeug. — Und einmal hat mir der Director schreiben lassen, ich solle rasch kommen, wenn ich — Du verstehst schon. Da fand ich sie in ihrem Bett ausgestreckt und sie schien zu schlafen. Plötzlich schlug sie die Augen zu mir auf, die waren sonderbar schwarz und groß wie bei einem sterbenden Rothkehlchen und sie kannte mich. ‚Großmutter,‘ sagte sie, ‚ich glaube, Christian kommt.‘ Dabei lächelte sie, — so glücklich; — ich wollte Du hättest es gesehen. Darnach aber war's gleich vorbei — Und war auch am besten so. Ich mußte unserem Herrgott danken bei allem Jammer. Hätt' ihr kein längeres Leben wünschen mögen! — Und Heinrich hat ihr einen gar kostbaren Gedenkstein setzen lassen auf unserem neuen Friedhof, das ist wahr. Ihr Kind liegt gleich daneben — Du findest ihr Grab leicht, wenn Du —“

Der Mann schüttelte abwehrend den Kopf und ließ seine großen Augen längs der Stubentwände rollen, nach einer Ableitung suchend für seine Rührung, und sah doch fast nichts vor dem feuchten Nebel, der sich zwischen seine Lider gedrängt hatte.

„Großmutter Schmieding,“ stammelte er endlich mit wunderlich belegter Stimme, „ich sehe Eueren Reissig nicht. Ist der auch todt?“

„Der alte wohl,“ nickte die Frau. „Aber die Euse hatte mir in ihrer guten Zeit einen neuen geschenkt in einem goldenen Bauer; — damit ist's mir seltsam ergangen. Weiß nicht, ob ich kernfeste Person von all dem Herzeleid auf meine alten Tage auch noch die neumodische Nervenkrankheit bekommen hab', oder war's am Ende nur, daß seine tiefen Augen mich gar zu sehr gemahnten an ein Paar andere Augen, die mich auf dieser Welt nicht mehr anschauen werden, — gewiß ist: ich mocht sein Tiriliren in keiner Weiß' mehr hören; hab' ihm drum, wie der Frühling kam, das Thürrchen aufgethan. Und war ihm gar nicht leid. Ist eilig dort auf den Baum geflogen. Ich bang' mich auch nicht um ihm. Der schaut dem Hunger und dem Ungemach beherzt in's Angesicht, wie ich selbst es auch Zeit meines Lebens gehalten hab'. Ueber solche hat das Elend keine Gewalt. Wer sich aber vor ihm fürchtet, dem springt's unversehens auf den Nacken — Selbiges pflegte schon mein Vater selig uns Kindern zu — Willst Du fort? — Und hast noch nicht einmal ausgetrunken? — Nun, behüt' Dich Gott, mein Sohn. Und zergräm' Dich nicht zu sehr. War nur ein arm furchtsam Ding, die Euse! — Ihr ist wohl nun.“





## Das Problem der Verbindung der Künste in der modernen Aesthetik.

Von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

**D**as Problem einer organischen Vereinigung oder Verschmelzung der Künste ist in Bezug auf die Vocalmusik und die Oper schon im vorigen Jahrhundert mehrfach berührt worden, aber in einer mehr populär raisonnirenden Form. In wissenschaftlicher Gestalt ist dasselbe meines Wissens zuerst von dem Schellingianer Ast in seinem „System der Kunstlehre“ (1805) behandelt worden, obwohl auch hier noch vielfach tönende Phrasen statt philosophischer Erörterung geboten und das principiell Ergriffene aus Mangel an logischer Consequenz doch zum Theil wieder fallen gelassen wird. Die Musik stellt das Ideale, Subjective, die Innerlichkeit und Eigenheit des Affectlebens dar und ist deshalb (im Gegensatz zu den bildenden Künsten) Kunst der Empfindung; die Poesie vollzieht in der Sphäre der idealen oder geistigen Phantasieanschauung die Einheit der Anschauung und Empfindung oder des Realen und Idealen und ist deshalb gesättigt mit jener realen Wesenheit oder anschaulichen Objectivität, von welcher die Musik nur den idealen Empfindungsreflex auszudrücken vermag (§ 98, 108). Die Poesie vermag die Innerlichkeit nur mittelbar durch ideale Schilderung des die Empfindung anregenden Gegenstandes oder durch Beziehung der Empfindungen auszudrücken, und verlangt deshalb nach Ergänzung durch die Musik, welche die geheimsten und tiefsten Saiten des Gemüths unmittelbar berührt und die innersten Regungen desselben wieder spiegelt; ebenso verlangt aber auch die Musik nach Ergänzung durch die Poesie, weil sie zu ihren nur innerlich

verbleibenden Empfindungen die anschauliche Gegenständlichkeit hinzubringt (§ 98). Bei dieser einträchtigen Verbindung, aus welcher die vollendetste Harmonie des Göttlichen und Menschlichen oder die Verklärung des Menschen in den Strahlen der Gottheit hervorgeht, spielt die Musik oder Musenfunkst als Dolmetscherin der tiefsten ewigen Sehnsucht die Rolle des weiblichen Princip's und umspielt als Musengefang die goldenen Locken des ätherischen Sonnengottes Apollon, der so als Gott der Poesie das männliche Princip dieser Vereinigung repräsentirt (§ 98). In dieser Vermählung müssen aber beide verbundenen Künste gleich absolut sein, und keine darf der andern dienen, weil die Harmonie nur aus wirklich entgegengesetzten (und darnach gleichberechtigten) Gliedern entspringt (§ 99). — Diese völlige Gleichsetzung in jedem Punkte des Kunstwerkes ist eine Ueberspannung, welche nur von schädlichem Einfluß sein kann, weil sie diejenigen, welche sie als unberechtigt erkennen, ohne sie als Ueberspannung von dem an sich berechtigten Princip der Verbindung der Künste zu sondern, zu dem Irrthum verleitet, mit der Widerlegung dieser Ueberspannung, die nicht schwer hält, auch das berechtigte Princip selbst mit widerlegt zu haben. Ist ist zu dieser Ueberspannung dadurch gelangt, daß er das ästhetisch unberechtigte Uebergewicht der Poesie im Recitativ und das ästhetisch unberechtigte Uebergewicht der Musik in der Arie erkannte (§ 99) und nun das relative Uebergewicht einer Kunst über die andere schlechthin verwerfen zu müssen glaubte, weil er nicht verstand, dasselbe auf ein ästhetisch berechtigtes Maß zurückzuführen.

Wenn nach dem Gegensatz von Kunst der Empfindung und Kunst der (Phantasie-) Anschauung bemessen die Musik als der ideale, die Poesie als der reale Bestandtheil in der Vereinigung beider erscheint (§ 98), so kehrt sich das Verhältniß um, wenn man die Vereinigung nach dem Gegensatz der sinnlichen Wahrnehmbarkeit und reinen Geistigkeit der übermittelten Anschauungen und Empfindungen betrachtet; dann erscheint nämlich die Poesie als der Geist oder das unsichtbare Centrum, der absolute Bildungstrieb oder die lebendige Idealität des Gesamtkunstwerkes, und die übrigen Künste (bildende Kunst, Musik und Mimik) sind im Gesamtkunstwerk der Oper nur der Körper oder der reale Organismus oder der Leib der poetischen Seele (§ 106). Wenn die Poesie die ideale Einheit aller Künste in der rein geistigen Sphäre der Phantasie-reproduction genannt werden kann, und die Mimik in gewissem Sinne als die reale Einheit der bildenden und tonischen Künste in der sinnlichen Sphäre der empirischen Wahrnehmung betrachtet werden kann, so ist erst die Oper die reale Einheit aller (sowohl der realen wie der idealen) Künste, insofern sie die Einheit der realen und der idealen Künste genannt werden kann, in welcher Leib und Seele der Kunst zu einer Kunstform vereinigt uns vorgeführt werden (§ 106). Deshalb glauben wir in der Oper im heiligen Garten der Musen selbst zu wandeln, indem in ihr die Poesie als absolut ideale Centrakunst sich eine Zauberwelt verschafft, deren Elemente die Elemente der Kunst an sich, d. h. die Künste, sind (§ 106). Schon

das Drama ist ein solches Gesamtkunstwerk, insofern es Einheit der Mimik und der dramatischen Poesie ist, deren erstere die reale Einheit des Plastischen und Musikalischen, Objectiven und Subjectiven, der Anschauung und Empfindung, Gestaltenbildung und Affectshildbung ist, und deren letztere die ideale Einheit derselben, in Gestalt der epischen und lyrischen Poesie ausgeprägten Gegensatz ist (§ 106, 100). Was die Oper vor dem Drama voraus hat, führt Ast an dieser Stelle nicht näher aus; es ist aber aus dem oben über die Vereinigung von Poesie und Musik Gesagten deutlich genug zu entnehmen, wie diese nähere Ausführung gelautet haben würde.

Solger (1815) beschränkt sich in seinem „Erwin“ noch auf die Andeutung, daß im christlichen Leben der musikalische Gottesdienst in kühn emporstrebenden Gotteshäusern, umgeben von religiösen Bildern, die vollständigste ideale Verbindung der Künste darstellt, wie das hellenische Drama dereinst die vollständigste reale Verbindung derselben darstellte. Die dieser Bemerkung zu Grunde liegende Verwechslung zwischen ästhetischer und religiöser Gefühlschwelgerei entspricht ganz dem Standpunkt der Romantiker, deren viele zur Befriedigung eines bloß ästhetischen Bedürfnisses katholisch wurden, oder doch sich einen christlichen Glauben andichteten, von dem sie in Wahrheit weit entfernt waren.

Der dritte, welcher die Verbindung und Vereinigung der Künste zu einem „Gesamtkunstwerk“ im positiven Sinne behandelt hat, ist Traubdorff (1827). Nach seiner Lehre ist dieselbe nicht nur eine Möglichkeit, sondern ein allen Künsten ursprünglich innewohnendes Strebenziel, welches aus der organischen Einheit des inneren Lebens der Kunst entspringt (Ästhetik II. 312). Das Streben auf dieses Ziel hin kann ausgehen entweder von den „plastischen“, d. h. bildenden Künsten der Ruhe oder von den teleologisch-sittlichen (oder, wie Schleiermacher sagen würde: den redenden) Künsten der Bewegung. Im ersteren Falle versucht man es mit der Verbindung von Skulptur und Malerei, und kommt damit zu bemalten Statuen oder Wachsfiguren, vermengt aber damit zwei Gebiete, die im starren ruhenden Erscheinungsgebiet streng gesondert bleiben müssen. „Soll die Bildsäule das Leben der Farben annehmen, so muß sie zugleich auch eine andere Erscheinungsart des Lebens annehmen,“ weil anderenfalls das Leblose nicht ein Bild des Lebens, sondern ein Bild des erstarrten, erloschenen Lebens, d. h. des Todten, Leichenhaften giebt (214—215). Versucht man diesen widerlichen Eindruck des Todten dadurch zu vermeiden, daß man lebende Menschen nimmt, aber den bestimmtesten Ausdruck ihres Lebens, die Bewegung, hemmt, so setzt man an die Stelle der ästhetischen Illusion oder des ästhetischen Scheines, in welchem das Wesen der Kunst besteht, den wirklichen Betrug, und redet sich selbst vor, daß das pulsirende Leben ein wirklich erstarrtes sei (I. 217). Außerdem ist der mimische Ausdruck der lebenden Bilder auch im besten Fall höchst unvollkommen, weil er, wie beim Charaktertanz, mehr die Geberde als das Mienenpiel betrifft und nicht aus dem Festhalten einer von innen heraus durchlebten Situation und aus einer

von innen heraus a priori erzeugten Mimik, sondern aus empirischer Technik stammt und niemals von Störungen frei sein kann (II. 282—283). Für den mimischen Ausdruck leistet die Wachsfigur immer noch mehr als das dem Tanze näherstehende lebende Bild, oder genauer: Bild des erstarrten Lebens (II. 319).

Während also Trahdorff im Allgemeinen sowohl bemalte Statuen wie lebende Bilder als unkünstlerisch verwirft, will er sie doch für einen bestimmten Fall gelten lassen, nämlich als Staffage im landschaftlichen Rundgemälde, das so zum Raum für das darin waltende Leben werde. In dem so entstehenden Panorama sieht er das Gesamtkunstwerk der bildenden Kunst, das freilich zu seiner Zeit noch ein bloßes Postulat war (II. 316—320). Aber er zeigt auf keine Weise, inwiefern das Unkünstlerische, das er in den Wachsfiguren und lebenden Bildern nachgewiesen hat, im Panorama auf einmal verschwinden soll, und er schließt selbst mit dem Geständniß, daß ein nach seinen Forderungen ausgeführtes Panorama „den Schauenden mit einer leblosen Welt umfassen würde, in welcher er ängstlich, wie befangen in dem Bilde eines erloschenen Lebens bei festgewordenen Formen, erwarten müßte, ebenfalls mit zu erstarren“ (II. 322). Danach bleibt das Panorama eine unkünstlerische Befriedigung der roheren Schaulust, auch abgesehen davon, daß es über das einseitige Gebiet der bildenden Kunst nicht hinauskommt. Es bleibt also auch bei Trahdorff nur ein einziges wahrhaftes Gesamtkunstwerk übrig, daß einerseits wirkliches Kunstwerk ist, andererseits die Künste umfaßt: die Oper (II. 315—316). Eine nähere Ausführung hat er diesem Gesamtkunstwerk ebenjowenig wie die übrigen ästhetischen Systematiker gewidmet.

Schopenhauer begnügt sich damit, die Oper für „eine unmusikalische Erfindung zu Gunsten unmusikalischer Geister“ zu erklären, „als bei welchen die Musik erst eingeschwärzt werden muß durch ein ihr fremdes Medium“ (Parerga 2. Aufl. II. 466). Sie ist entsprungen aus der barbarischen Ansicht, daß der ästhetische Genuß sich erhöhe durch Anhäufung der Mittel, Gleichzeitigkeit ganz verschiedener Eindrücke und Verstärkung der Wirkung durch Vermehrung der wirkenden Massen und Kräfte, während doch schon eine Kunst für sich allein, und insbesondere die Musik den ungetheilten und unzerstreuten Geist zu ihrer Auffassung verlangt (ebd. 464—465).

Nach Schleiermacher (1833) soll die künstlerische Productivität ursprünglich eine sein (im „inneren Kunstwerk“), die sich erst nach der Art, wie sie als Erscheinung wirklich werden kann, in verschiedene Zweige (Künste) theilt (Ästhetik 155); deshalb müssen diese einzelnen Zweige auch wiederum die Tendenz haben, „in einer Organisation eins zu werden“; denn das Gattungsbewußtsein ist immer das höhere des einzelnen Lebens, und dieses schließt die Richtung auf eine solche Organisation (der Künste) ein, in welcher das Einzelwesen (Einzelkunstwerk) wieder aufgehoben ist in die Gesamtheit (172). Das Höchste in der Kunst ist deshalb „eine Vereinigung aller Künste

zu einer gemeinschaftlichen Leistung" (167). Schleiermacher äußert sich (abgesehen von der architektonischen Umschließung) weder über die Art und Weise der Organisation der Künste zu diesem Gesamtkunstwerk, noch über die Schwierigkeiten, welchen diese Vereinigung begegnet, und den Abbruch, welchen sie den Einzelkünsten thut. Daß die Künste sich in den untergeordneten Gattungen mehr sondern, beim Aufsteigen zu größeren Productionen sich vereinigen (166), ist eine Behauptung, die weniger Anspruch auf Wahrheit hat, als ihr Gegentheil.

Was Aft, Trahndorff und Schleiermacher aus speculativem Gesichtspunkt als Postulat hingestellt hatten, das suchte R. Wagner in seinem theoretischen Hauptwerk „Oper und Drama“ (1. Aufl. 1851) als Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung einerseits der Oper und andererseits des Dramas abzuleiten und in seinen Grundzügen näher zu bestimmen. Er unterscheidet in der Geschichte der Oper drei Perioden, die erste, in welcher der Sänger herrscht und dem Componisten die Beschaffenheit der von ihm auszuführenden Arien dictirt (Oper und Drama 2. Aufl. S. 10, 16), die zweite, in welcher der Componist herrscht und dem Sänger wie dem Dichter Gesetze dictirt (19), und die dritte, in welcher der Dichter herrscht und den empfänglichen Componisten liebend befruchtet (100—106, 215—216). Dichter und Componist brauchen keineswegs eine Person zu sein, aber sie müssen in Liebe verbunden sein wie ein leitender älterer und ein bestimmbarer jüngerer Freund (329); der Musiker darf keinen selbständigen Inhalt bieten wollen, sondern nur den musikalischen Ausdruck zu dem ihm vom Dichter gebotenen Inhalt (214, 216). Denn die Musik soll nur Mittel des Ausdrucks, der dichterische Gehalt des Dramas aber Zweck dieses Ausdrucks sein (9), und es war der Fehler der bisherigen Oper: „daß jenes Mittel des Ausdrucks aus sich die Absicht des Dramas bedingen wollte“ (93). Daß Wagner die Oper in dieser ihrer dritten Periode nicht mehr Oper, sondern musikalisches Drama nennen will, erscheint als unwesentlich; eine solche Entgegensetzung in der Bezeichnung wäre höchstens dann gerechtfertigt, wenn die Oper mit dem Uebergewicht der Musik und diejenige mit dem Uebergewicht der Poesie als zwei neben einander berechnete Kunstgattungen zugestanden würden, nicht aber, wenn die Oper erst in dieser dritten Periode zu ihrer ästhetischen Berechtigung und künstlerischen Wahrheit gelangt.

Wagner unterscheidet sehr wohl zwischen Künsten, welche ihrer Natur nach der Vermischung unfähig sind, und solchen, welche zu derselben hingedrängt werden. Zu den ersteren rechnet er Malerei und Poesie, Malerei und Musik (111); zu den letzteren Musik und wirkliches Drama (nicht Literaturdrama), d. h. die naturgemäße Verbindung von dramatischer Poesie und Musik (111, 117). Er bekämpft alles, was von der Versenkung und Vertiefung in den poetischen Eindruck abziehen kann, so z. B. die vordringliche Pracht der Decorationen und die Effecte der Theatermaschinerie, den Gesangschor auf der Opernbühne (54—55, 311), ja sogar das Zusammenzingen der Darsteller im Ensemble. In dem ersten Punkte hat er entschieden



Recht, und es ist nur zu bedauern, daß er in diesem einzigen Punkte in seinen Schöpfungen sich dazu hergegeben hat, der Schaulust der Masse Zugeständnisse zu machen. In den letzten beiden Punkten hat er Unrecht, da nicht nur das lyrische Ausklingen der angeschlagenen Stimmungen ein offenes Miteinanderingen von Chor und Darstellern, sondern auch das innerliche Verarbeiten der Motive vor der Action ein verstecktes Gegeneinanderingen von Chor und Darstellern, oder von mehreren monologisirenden Darstellern zuläßt. In Bezug auf den Chor ist er im Parsifal endlich wieder dazu gelangt, seine unrichtigen Grundsätze zu verleugnen, in Bezug auf das Ensemble ist es sicher, daß seine Werke mit Ensemblesätzen diejenigen ohne solche unabhängig von dem sonstigen relativen Werthe beider überleben werden, und daß er sich einem bedauernswerthen theoretischen Irrthum zu Liebe des wirksamsten Ausdrucksmittels der dramatischen Musik, der charakteristischen Stimmführung im Ensemble, grundlos beraubt hat. Die praktische Unhaltbarkeit seiner theoretischen Deductionen zu Gunsten des Stabreims als der einzig berechtigten Form der Textdichtung (207, 243—252) hat er in seinem letzten Werke ebenfalls thatächlich eingeräumt.

Wagner wendet sich mit Recht gegen die „historische Oper“ als gegen eine Verirrung (55—60), und lobt statt dessen die ungezwungen natürliche, liebenswürdige und geistreiche komische Oper der Franzosen (84), wobei man nur das Lob der deutschen komischen Oper (z. B. Dittersdorfs und Vorziings) vermißt. Das wahre und eigentliche Gebiet der ernsten Oper findet er ebenso richtig nicht in der Geschichte, sondern im Mythos (200), welcher die stärkste Verdichtung des Inhaltes auf seinen idealen Kern gestattet (192, 202). Diese an Schelling erinnernde Behauptung ist für die Oper ganz richtig, wenn man Mythos im weitesten Sinne versteht, also Märchen- und Sagenstoffe, sowohl die überlieferten als die vom Dichter frei erfundenen, mit darunter befaßt; es fällt dann das mythische Gebiet wesentlich mit demjenigen zusammen, welches die romantische Oper schon lange in Beschlag genommen hat. Auch das ist richtig, daß in diesen mythischen Operndichtungen das Wunder seinen Platz behauptet (193, 194), wenn auch die Ansicht Wagners zu weit geht, daß es der wesentliche und unentbehrliche Angelpunkt der Oper sei. Principiell irrthümlich ist an alledem zunächst nur das, daß Wagner seine für das musikalische Drama richtig aufgestellten Behauptungen auf das Drama überhaupt erweitern will, und demgemäß auch im recitirenden Drama den geschichtlichen Stoffen ihre Berechtigung abspricht, dem Wunder eine solche zuspricht, obwohl dasselbe den Kern der dramatischen Motivation, die autonome Selbstbestimmung der Handelnden, zerstört.

Was der Dichter im Mythos auf seinen innersten Kern verdichtet hat (die poetische Idee), soll der Musiker durch sein Ausdrucksmittel wieder auflösen, zur höchsten Fülle ausdehnen und durch die idealisirend verstärkte Tonsprache (Gesang) den verstärkten Motiven des Mythos gerecht werden, so daß dieselben nun im musikalischen Gefühlserguß auch dem Gefühl des Hörers wirklich aufgeschlossen und nahe gebracht werden (254, 256, 212—214).

Mit andern Worten: die dramatische Concentration der poetischen Idee muß als Gegengewicht eine lyrische Entfaltung erhalten; denn die Lyrik ist Anfang und Ende der Dichtkunst (204). Es ist klar, daß der Dichter durch seine Gestaltung des Textes dem Musiker zu dieser Ausbreitung des Gefühls-ergusses Gelegenheit geben muß, da dem letzteren ja jede selbständige, vom Text unabhängige Bewegung versagt sein soll. Daraus folgt, daß auch der Dichter schon dem dramatisch concentrirten Stoffe in der Oper eine lyrische Entfaltung geben muß, weit mehr als es im recitirenden Drama statthaft ist; und daraus folgt wieder, daß in der lyrischen Ausbreitung der Oper Ausdrucksmittel lyrischen Charakters zulässig sein müssen, welche im Drama unzulässig sind, z. B. Ensemble und Chor, ja sogar unter Umständen Tanz. Dies alles kommt bei Wagner nicht zu seinem theoretischen Recht, weil er immer nur aus dem Begriff des Dramas deducirt, um die näheren Bestimmungen des musikalischen Dramas, oder der vollkommenen Oper zu gewinnen.

Wagner erhebt es mit Recht zum Princip der Opermelodie (man kann allgemeiner sagen: der dramatischen Gesangsmelodie), daß sie idealisirte Ausbildung des Rhythmus und Tonfalls der gefühlvollen Rede (Sprachmimik) sein soll (288—289), und tadelt die bisherige Opernmusik, daß sie die aus der Tanzweise selbständig entwickelte Instrumentalmelodie unorganisch auf den ihr widerstrebenden Wortvers übertragen habe (228—232). Das ist zweifellos richtig; nur darf man nicht übersehen, daß auch die von Wagner geforderte Wortversmelodie in jeder Epoche der musikgeschichtlichen Entwicklung eine andere sein muß nach Maßgabe des von der Entwicklung der Instrumentalmelodie erreichten Standpunkts. So unästhetisch es ist, die selbständig erfundene Instrumentalmelodie einem ihr widerstrebenden Texte aufzuzwingen, so unumgänglich ist es doch, daß der Musiker seine Wortversmelodie von vornherein in einer dem Niveau der Instrumentalmelodie seiner Zeit entsprechenden Gestalt erfindet, und dies wird ihm um so leichter werden, je mehr die Instrumentalmelodie seiner Zeit bereits durch die Gesangsmelodie bestimmt und dieser angeähnlicht ist. Es ist principiell ebenso möglich, zu einer als Gesangsmelodie concipirten wortlosen Melodie einen sich vollständig mit ihr deckenden und organisch zusammenschließenden Text zu dichten, als zu einem Text eine Gesangsmelodie zu setzen, und in dem Falle, daß Dichter und Componist eine Person sind, können beide Arten der Entstehung durcheinander laufen. Manche unserer Instrumentalmelodien sind aber ohne Recht solche wortlose Gesangsmelodien. Unsere besseren Operncomponisten sind ohne solche Reflexion schon ohnehin zu den hier geforderten Resultaten gelangt, wenigstens in den besonders gelungenen Theilen und Stellen ihrer Compositionen; es darf nachgerade als anerkannt gelten, daß Wagners „fliegender Holländer“ dem Marschner'schen „Hans Heiling“ und Wagners „Lohengrin“ der Weber'schen „Euryanthe“ weit näher steht, als er selbst gedacht hat, und auf dem Gebiet der komischen Oper hat vor Wagner der Dichtercomponist Vorhngin stellen-

weise eine sehr gelungene Durchdringung von Text und Gesangsmelodie erzielt. Wenn nicht die Conception der Gesangsmelodie durch die ihr vorangehende geschichtliche Entwicklung der selbständigen Instrumentalmelodie musikalisch befruchtet würde, so bliebe die musikalische Idealisierung der Sprachmimetik auf einem Niveau stecken, auf welchem von Musik in unserem heutigen Sinne des Wortes noch gar nicht die Rede sein könnte. Wenn Wagner dies hätte anerkennen wollen, so hätte er aber zuvor oder zugleich auch den selbständigen ästhetischen Werth der Instrumentalmusik anerkennen müssen, und dagegen sträubte er sich gerade.

Selbst in der Besprechung des Opernorchesters bleibt er dem Grundsatz treu, daß alles auf die Dichtung und ihren Inhalt ankomme und die gesammte Musik sich nur als Mittel des Ausdrucks zu ihr verhalte. Deshalb erklärt er jede Instrumentation für fehlerhaft, welche die Aufmerksamkeit von dem Gegenstand des Ausdrucks ab- und auf sich als Mittel des Ausdrucks hinlenkt; gerade die allereichste Orchestersprache ist nur dazu da, um nicht beachtet zu werden und bloß als harmonisch bewegte See mit dem auf ihr steuernden Rachen der Wortversmelodie organisch Eins zu sein (344, 289—290). Den orchestralen Theil der Oper deutet Wagner ziemlich einseitig als Interpretation der dramatischen Mimik, wie Gesangsmelodie Interpretation des unausgesprochenen poetischen Gehalts sein soll (293—296); er denkt dabei an die verdeutlichende Orchestersprache in vorbereitenden Momenten schweigender Ruhe der Darsteller, oder in der Vorbereitung auf eintretende Personen oder Naturscenen vermittelt der Leitmotive und der Tonmalerei (308). Daß die Tonmalerei in der Oper, wo sie zur stimmungsvollen Illustration anschaulicher Scenerien und Vorgänge dient, um vieles berechtigter ist und einen breiteren Spielraum hat als in der reinen Instrumentalmusik, wo sie erst eines Programmes bedarf (306 bis 307), kann man Wagner bereitwillig zugeben; aber gerade daraus folgt doch, daß sie wenigstens zeitweise auch in der Oper einen gewissen Spielraum zur selbständigen Entfaltung als reine Instrumentalmusik erhalten kann. Die symbolisirende Verwendung von Leitmotiven aus früheren oder späteren Gesangsstellen erscheint dabei keineswegs ausgeschlossen, aber auch durchaus nicht als nothwendige Bedingung eines wirksamen Ausdrucksvermögens und jedenfalls fehlt in solchen Momenten der Rachen des Gesanges auf der wogenden See des Orchesters. Zwar muß der Musiker in solchen rein orchestralen Theilen noch immer der Absicht des Dichters dienstbar bleiben und auch hier auf selbständige, dramatisch unmotivirte Abschweifungen verzichten (319—320) aber nichts hindert ihn doch, den Absichten des Dichters hier mit rein musikalischen, d. h. von jeder Rücksicht auf Wortsprache befreiten Ausdrucksmitteln gerecht zu werden. Wenn somit das Orchester in der Oper in mancher Hinsicht zu höheren und weiteren Aufgaben berufen ist, als Wagner theoretisch annimmt, so kann man ihm doch nicht einräumen, daß in ihm allein der Chor der griechischen Tragödie seine gefühlsnothwendige Bedeutung zurückgelassen habe (311). Selbst die bloße Wiederholung eines

Refrains durch den Chor kann von der größten dramatischen Wirkung sein, wie Wagner selbst es beispieelsweise im ersten Act seines *Tristan* nach dem Liede Kurwenals gezeigt hat.

Man kann die ästhetische Theorie Wagners als den ersten Versuch ansehen, dem Gesamtkunstwerk der Oper in einer ästhetisch veredelten Gestalt die Ehre des wahren Gesamtkunstwerkes zuzuerkennen, und diesem Gesamtkunstwerk den höchsten Platz im Gebiete der menschlichen Kunst zu erkämpfen. Man wird nur bedauern müssen, daß er diese an und für sich berechnigte Ansicht durch Herabsetzung und Verkleinerung der einfachen Künste, speciell der Dichtkunst und Instrumentalmusik, zu beweisen versuchte, und man wird in diesem unberechtigten Hinausschießen über das Ziel den eigentlichen Grund der heftigen und erbitterten Gegnerschaft erkennen dürfen, welche Wagners Theorie hervorrief, wenn die Gegner sich auch meistens über dieses Motiv unklar waren. Nicht, wie diese glauben, in Wagners Hochstellung des Gesamtkunstwerks der Oper steckt sein principieller theoretischer Irrthum, sondern in seiner Verkennung der unerseßlichen Bedeutung und unerschütterlichen Berechtigung der Einzelkünste neben dem ersteren. Das Gesamtkunstwerk der Oper steht in seiner ästhetischen Berechtigung viel zu sicher und in seinem ästhetischen Werth viel zu hoch, um durch Verkleinerung seiner Concurrenten sich erst seinen Platz erkämpfen zu müssen.

So wenig die Gesetze des musikalischen Dramas für das Drama im Allgemeinen und für das recitirende Drama im Besonderen, und so wenig die Gesetze der Opernmusik für die Musik im Allgemeinen und für die Instrumentalmusik im Besonderen Gültigkeit beanspruchen können, so wenig ist es richtig, daß in einer modernen Sprache nicht gefühlvoll gedichtet und in der reinen Instrumentalmusik nicht ausdrucksvoll musicirt werden könne. Es heißt vollständig das Wesen der Poesie verkennen, wenn man behauptet, eine dichterische Absicht könne durch Wortsprache ohne Tonsprache nicht verwirklicht, sondern eben nur als zu verwirklichende und unverwirklichte ausgesprochen werden (211, 318); es heißt ebenso das Wesen der Tonkunst verkennen, wenn man behauptet, daß die Musik ohne Wortinhalt durch ihren rein musikalischen Ausdruck Gefühle wohl anregen aber nicht bestimmen, also auch nicht beruhigen, sondern nur zwecklos erregen und wegen dieser zwecklosen Erregung sich mit einem Wortittel entschuldigen könne (318—319). Der Dichter regt nicht den Verstand, sondern die Phantasie an und durch diese das Gefühl, das er als echter Dichter vollauf befriedigt; der Musiker spricht auch mit der wortlosen Instrumentalmusik etwas ganz Bestimmtes aus, das nur dem Verstande unaussprechlich ist (292—293). Die Musik hat deshalb nicht den poetischen Text zum Inhalt, sondern hat ihren eigenen, mit Worten nicht auszusprechbaren, aber musikalisch ganz genau bestimmt auszusprechenden Gefühlsinhalt. Wie Musik und Dichtung sich sinnlich für das Ohr verschmelzen, so muß auch der Gefühlsinhalt beider zur organischen Einheit verschmelzen, indem der nur mit Worten auszusprechende und der nur

mit Tönen auszusprechende Gefühlsinhalt sich bloß als die beiden, den verschiedenen Ausdrucksmitteln zugewandten Seiten eines und desselben Gefühlsinhalts erweisen. Nur unter dieser Bedingung kann von einem Gesamtkunstwerk im Sinne einer organischen Einheit der verbundenen Einzelkünste die Rede sein.

Die nunmehr folgenden Aesthetiker polemisiren in der Hauptsache gegen das Gesamtkunstwerk der Oper, selbst dann, wenn sie, wie Zeising, von Schleiermachers principieller Anerkennung des Gesamtkunstwerks als eines ästhetischen Postulats ausgehen.

Zeising (1853) nimmt nämlich an, daß „jede einzelne Kunst als solche nur ein einzelner Strahl der sich in sich selbst differenzirenden und an der Verschiedenheit des Materials sich selbst brechenden Schönheits- oder Kosmosidee sei (Aesth. Forsch. Seite 556), und daß sie deshalb nach gesonderter Durchbildung ihres Gebiets ihre Grenzen als beengende Schranken zu fühlen beginne und dieselben zu lockern und aufzuheben suche (557). Zu dem Zweck blicke sie auf die jenseits der einzelnen Kunst liegende, höhere allgemeine Schönheitsidee, die aber als Universalidee keine Wirklichkeit besitzt, sondern sich ganz in die Sonderideen der verschiedenen Künste auseinandergelegt hat; daraus entspringe dann das Streben jeder einzelnen Kunst, zur Erzielung neuer, noch nicht dagewesener imposanter Effecte, theils in das Gebiet der anderen Künste übergzugreifen, theils dieselben in den Dienst von künstlerischen Gesamtwirkungen zu ziehen. Dieser Drang sei in seiner Entstehung und mäßigen Ausbildung berechtigt, habe aber in seiner Ausarbeitung stets den allmählichen Verfall der Künste zur Folge (557).

Die Zeising'sche Begründung des Dranges der Künste zum Ueberschreiten ihrer Grenzen ist in ihrer Fassung abstract-idealistisch; nicht die universelle Idee der Schönheit sondert sich in Ideen der einzelnen Künste, sondern die concrete Idee, die dem Universum immanent ist, gewinnt in verschiedenen Künsten einen einseitigen ästhetischen Ausdruck, und daher stammt das Streben, durch Vereinigung der verschiedenen Erscheinungsformen derselben concreten Ideen aus verschiedenen Gebieten des ästhetischen Scheins eine combinirte und deshalb vielseitigere, also auch vollständigere und erschöpfendere Gesamterscheinung der concreten Idee zu erreichen. Jedes Uebergreifen der einen Kunst in das Gebiet der anderen ist schlechthin unästhetisch und kann niemals aus dieser berechtigten Begründung abgeleitet werden; nur die abstract-idealistische Formulirung seiner Begründung kann Zeising zu dem Irrthum verleiten, auch Uebergriffe der Künste in einander bis zu einem gewissen Maße für berechtigt zu erklären; in Wahrheit sind dieselben immer und in jedem Maße unberechtigt und ein Zeichen des Verfalls der betreffenden Kunst. Zwischen welchen Künsten und in welchem Maße Vereinigung zu Gesamtwirkungen statthaft sei, bleibt bei Zeising unklar; dazu hätte es einer Untersuchung der verschiedenen Arten des ästhetischen Scheins und ihrer Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit bedurft, wozu Zeising noch keinen Anlauf nimmt.

Wo zwei Arten des ästhetischen Scheins sich vereinigen lassen, ohne daß die eine Art die Illusion der anderen aufhebt, da ist die Vereinigung zweier Künste möglich; wo das nicht der Fall ist, bezeichnet sie ebenso einen Verfall wie das Uebergreifen der einen Kunst in die andere. Diese Einsicht liegt Zeising darum so fern, weil er von der fundamentalen Bedeutung des ästhetischen Scheins noch keinen klaren Begriff hat.

Er kommt darum nur zu folgendem ganz unbestimmten Ergebnis: „Jede einzelne Kunst muß streben, sich innerhalb ihrer Grenzen zur höchsten Vollkommenheit auszubilden, und gerade hierdurch sich würdig und fähig machen, die Leistungen der übrigen Künste als bloß dienende, unterstützende Elemente für sich zu benutzen und die Wirkungen derselben in ihren eigenen Effecten aufgehen zu lassen“ (563—564), wie wenn man z. B. durch ein die Aufmerksamkeit nicht besonders für sich in Anspruch nehmendes Orgelspiel in die weisevolle Stimmung zur Betrachtung eines gothischen Domes gesetzt wird (564). Damit ist aber das „Gesamtkunstwerk“ geradezu geleugnet, weil damit indirect die organische Vereinigung der zusammenwirkenden Künste für nebensächlich erklärt ist. In der Oper sieht Zeising ein musikalisches Kunstwerk, das andere Künste als untergeordnete Elemente in seinen Dienst genommen hat, um sie in seinen Effecten aufgehen zu lassen (562), und schreibt der an die Poesie sich anschließenden Schauspielkunst in weit höherem Grade als der Musik die Fähigkeit zu, alle anderen Künste in ihren Dienst zu ziehen (563, 533).

Kirchmann (1868) ist der erste unter den neueren Aesthetikern, welcher die Frage nach der Vereinbarkeit der Künste ausführlich untersucht hat. Es handelt sich ihm dabei nicht um die Frage, ob Kunstwerke zusammengestellt werden oder neben einander herlaufen können, sondern ob sie zu einem einzigen Kunstwerke zusammentreten können (Aesth. II. 235). Er erklärt hierzu zwei Bedingungen für erforderlich: die Gleichheit des dargestellten Inhalts und die Möglichkeit einer Verbindung der Darstellungsmittel der zu verbindenden Künste (236). Er untersucht dabei erstens die Verbindung von bloß räumlichen Künsten mit einander, zweitens die Verbindung von zeitlichen Künsten mit einander, und drittens die Verbindung einer bloß räumlichen mit einer zeitlichen Kunst (235).

Bei der Verbindung von bloß räumlichen Künsten läßt er die Vereinigung der schönen Gartenkunst mit der Baukunst zu, insofern beide sich zu einem einheitlichen Landschaftsbilde verknüpfen (236), ebenso die Verbindung der Architektur mit plastischen und malerischen Zuthaten an geeigneten Punkten, sofern letztere denselben Inhalt veranschaulichen, zu welchem auch das Bauwerk Beziehung hat (237). Gegen das erstere läßt sich nichts einwenden, da Park und Bauwerke beides Realitäten sind, von denen erst der Beschauer in seiner subjectiven Erscheinung den schönen Schein abstrahiren muß; dieser schöne Schein muß eben der einheitliche Eindruck eines schönen Landschaftsbildes sein, das beim Durchwandern des Parkes beständig ein anderes wird.

Bei der Verbindung des Bauwerkes mit plastischen und malerischen Kunstwerken hingegen beachtet Kirchmann nicht, daß ein Reales mit ästhetischem Schein verbunden ist, also zwei Glieder aus ganz verschiedenen Gebieten, daß die Kunstwerke einen selbständigen, von ihrem Anbringungs- oder Aufstellungsort unabhängigen Kunstwerth haben, daß sie aber, bloß als Schmuck des Bauwerkes betrachtet, in nicht anderem Sinne Verzierungen des Gebrauchswerkes sind wie etwa die Bacchusreliefs an einem Mischkrüge oder die malerischen Ornamente in einer Handschrift.

Die Verbindung von Plastik und Malerei lehnt er nicht bloß wegen der unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten einer naturtreuen Bemalung und wegen der Unmöglichkeit der malerischen Idealisierung des Naturvorbilds ab (238), sondern auch aus ästhetischen Gründen. Selbst wenn die Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten möglich wäre, würde gerade die vollkommenste Naturnachbildung dieser Art aufhören, ästhetisch zu sein, weil sie sich nicht mehr als ästhetischer Schein zu erkennen gäbe, sondern die Täuschung eines momentan ruhenden wirklichen Menschen erweckte; zur Innehaltung der idealen ästhetischen Gefühle und ihrer Abgrenzung von den realen Gefühlen gehört aber, daß der Beschauer sofort erkenne, daß er es nur mit einem Bilde, nicht mit einem Menschen zu thun habe (I. 203). Verzichtet hingegen die Malerei an Statuen auf Naturtreue ebenso wie auf die Ausführung der Schattirung, und begnügt sie sich statt dessen mit leicht andeutenden Tinten, so hört sie auf, sich als Malerei mit der Plastik zu verbinden (II. 238), und was übrig bleibt, ist nur eine Plastik, deren Formen durch farbige Abtönung für die Gesichtswahrnehmung leichter zugänglich gemacht worden sind.

So treffend die Ausführungen Kirchmanns über die Verbindung von Malerei und Plastik sind, so sehr hat sich ihm bei der Untersuchung der Verbindung der Poesie mit Musik und Mimik das Problem verschoben. Anstatt zu untersuchen, ob der ästhetische Schein dieser Künste so beschaffen ist, daß er eine innerliche Vereinigung mehrerer, selbst wenn sie denselben Stoff darstellen, unmöglich oder gar widerspruchsvoll macht (wie es beim plastischen und malerischen Schein der Fall ist), begnügt er sich mit dem Nachweise, daß bei der Vereinigung jede der verbundenen Künste Opfer bringen müsse und nicht im Stande sei, das Höchste zu leisten, was ihr bei ungeschmälerter Freiheit der Entfaltung erreichbar ist (239—252). Durch diesen Nachweis, der ihm unzweifelhaft in allen Punkten gelungen ist, ist er sich bewußt, dargethan zu haben, daß ein einheitliches Kunstwerk, bei welchem keine der verbundenen Künste etwas zu opfern nöthig hat und doch die volle Einheit erreicht wird, unmöglich ist, und gerade dieses bezeichnet er als das Ideal, um das es sich hier handelt (244). Dies ist aber eine Verschiebung des Problems, welches nur dahin ging, ob überhaupt ein einheitliches Verbindungskunstwerk möglich sei, gleichviel ob mit, ob ohne Einbüße der verbundenen Künste an Leistungsfähigkeit. Die Frage nach der Möglichkeit eines Vereinkunstwerkes wäre auch dann zu bejahen, wenn der ästhetische Werth

und die sinnliche und ideale Gesamtwirkung desselben gegen diejenigen der Einzelkunstwerke in hohem Maße zurückstände; wie gering auch die praktische Bedeutung der Kunstverbindungen dann wäre, die Möglichkeit derselben behielte doch immer ihr ästhetisches Interesse.

Nun gesteht aber Kirchmann widerholentlich zu, daß durch die Verbindung der Künste die Wirkung des Gesamteindrucks erhöht wird, sogar größer wird als die ungehemmte Wirkung einer Kunst allein (240), und zwar nicht bloß die sinnliche, sondern auch die ideale ästhetische Wirkung (244—245). Mag also immerhin das Drama rein poetisch betrachtet die mangelhafteste Dichtungsart sein (251), mag die Mimik an den lyrischen Scenen der Oper und den reflectirenden Monologen des Dramas ihre schwierigsten und undankbarsten Aufgaben finden (249, 251—252), mag vom musikalischen Gesichtspunkt aus das dramatische Recitativ und die gedankenreichste Poesie die schwersten Hemmnisse der Composition bereiten (241), das alles läßt doch die Thatfache unangetastet, daß die ästhetische Gesamtwirkung der Kunstverbindung größer ist als die jeder ungehemmten Einzelkunst. Wäre diese Thatfache überhaupt möglich, wenn der ästhetische Schein jeder dieser Künste mit demjenigen der beiden anderen unvereinbar wäre? Daß neben der objectiven gegenseitigen Hemmung an freier Entfaltung der verbundenen Künste auch eine subjective gegenseitige Hemmung der verbundenen Sinnes-Wahrnehmungen und Phantasie-Vorstellungen stattfindet, ist unzweifelhaft; wenn der Verlust durch beide Hemmungen trotzdem nicht nur aufgewogen, sondern überwogen wird, so daß ein Gewinn an ästhetischer Gesamtwirkung entsteht, ist das nicht für sich allein schon der sicherste Beweis, daß eine wirkliche Vereinigung stattgefunden haben muß, daß nicht etwa beide Eindrücke bloß so neben einander hergelaufen sind (wo die subjective Störung zu groß geworden wäre) und noch weniger beide Arten des ästhetischen Scheins ihrer Natur nach durch widersprechende Eigenschaften der Vereinigung widerstrebt haben?

Die bloße Verschiedenheit des poetischen und musikalischen Scheins (Phantasiescheins und Ohrenscheins) kann unmöglich ein Hinderniß für die Verschmelzung beider zum Gesamtkunstwerk sein, wie Kirchmann voreilig annimmt (245); denn wo blieben die meisten Verbindungen, wenn nur gleiche, nicht auch verschiedene Bestandtheile fähig wären, zu einer Einheit verknüpft zu werden? Wenn der Dichter dieselbe Sache durch Gleichnisse aus verschiedenen Gebieten anschaulicher macht, warum soll nicht derselbe ideale Gehalt durch Ohrenschein, Augenschein und Phantasieschein zugleich ver sinnlicht werden können, wenn jede Art des ästhetischen Scheins sich an die ihr zugängliche Seite des idealen Inhalts hält? Weil verschiedene Seiten derselben Idee durch die verschiedenen Künste zum Ausdruck gebracht werden, kann es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen, als wäre der Inhalt ein ganz verschiedener; aber bei näherem Zusehen zeigt sich doch, daß der ideale Gehalt (oder wie Kirchmann sagt: der Gefühlsinhalt) der vereinigten Künste der-



selbe ist, und die Verschiedenheit nur auf die Ausdrucksmittel und die Verschiedenartigkeit der ihnen erreichbaren Seiten des Inhalts fällt (245).

Gezehrhaft ist es, wenn eine Kunst das Gebiet ihrer Ausdrucksfähigkeit überschreiten und in das einer anderen Kunst hinübergreifen will, wenn z. B. die Musik sich nicht damit begnügt, die Gesamtstimmung eines Liedes zu treffen und den Gefühlswandelungen des Textes zu folgen, sondern auch durch Tonmalerei den einzelnen poetischen Bildern desselben zu folgen versucht (246—247). Aber wenn solche unästhetische Uebergriffe vermieden werden, so ist nicht ersichtlich, was im durchcomponirten Liede Dichtung und Musik hindern sollte, zum einheitlichen Kunstwerk zu verschmelzen. Während die gegenseitige Störung der musikalischen Recitation und der Begleitungsmusik in Melodrama und damit der ästhetische Unwerth des letzteren auf der Hand liegt. (247—248), fragt man vergebens, wo die analogen Störungen stecken sollen, welche im gesungenen und begleiteten Lied Dichtung und Tonkunst an der Verschmelzung zur Einheit hindern könnten.

Die einheitliche Verbindung zwischen bloß räumlichen und zeitlichen Künsten bestreitet Kirchmann (252), was die Illustrationen zu Dichtungen und die Recitationen zu Gemälden betrifft, mit Recht, was aber die Coulissenmalerei der Bühne betrifft, mit Unrecht. Allerdings ist nur die Mimik fähig, sich unmittelbar mit bildender Kunst zu verknüpfen, weil sie mit dieser das Medium des Augenscheins gemein hat; nur durch Vermittelung der Mimik können indirect auch Poesie und Musik mit der Raumkunst vereinigt werden, ohne dieselbe fallen sie mit ihr aus einander. Diesen Unterschied hat Kirchmann noch nicht bemerkt.

Fechner untersucht die polychrome Architektur und die polychrome Plastik. Nur in der letzteren kann von einer Annäherung an die Malerei die Rede sein, und auch nur dann, wenn man sich nicht mit einer Färbung der Nebensachen oder hervorstehenden Einzelheiten (Gewänder, Waffen, Haare, Lippen, Augen) begnügt, sondern zur Bemalung der nackten Haut weitergeht. (Vorsh. d. Aesth. 1876 II. 197). Erstere läßt die abstracte Beschränkung auf die reine Form an den nackten Theilen nur um so auffälliger hervortreten, gleichviel ob das Material seine Naturfarbe behält, oder leicht getönt wird; es handelt sich hierbei noch keineswegs um Verstärkung des Eindrucks der Naturwahrheit, sondern nur um eine gewisse Erleichterung der Auffassung (II. 196) der abstracten reinen Form durch Vermittelung des Gesichtsinns. Darum glaubt Fechner, daß der Streit nicht zu Gunsten einer solchen principlosen Polychromie, wohl aber zu Gunsten einer die völlige Naturwahrheit anstrebenden Bemalung der Statuen entschieden werden könne, wenn sich erst eine brauchbare Technik der letzteren und eine Schule in der Beherrschung derselben entwickelt haben werde (II. 198—199, 193).

Dabei räumt er ein, daß die eigentliche Schwierigkeit der Bemalung in der Aufgabe liegt, bloß die Localfarbe des Naturvorbilds nachzuahmen und von der Beschattung und Beleuchtung zu abstrahiren, weil diese ja auf der

Statue sich von selbst ergibt (203, 206); mit anderen Worten, er giebt zu, daß es nicht die Malerei, als die Kunst der Herstellung des Augenscheins, sondern eine abstracte Seite derselben, die Kunst der Erkennung und Wiedergabe einer Localfarbe bei gleicher Beleuchtung sei, was hier zur Anwendung gelange, so daß von einer Vereinigung von Sculptur und Malerei eigentlich schon nicht mehr gesprochen werden kann. Er bemerkt ferner sehr wohl die technische Schwierigkeit, die darin liegt, daß das Material der Statue und seine Textur ein anderes ist als dasjenige des nachzuahmenden Naturbildes, und daß diese Schwierigkeit weder durch Lasurfarben noch durch Deckfarben völlig überwunden werden kann, weil bei ersteren die Textur des Materials durchscheinen würde (207) und bei letzteren das Material und die Textur der Deckfarben an die Stelle desjenigen der Statue träte. Die weit größere Schwierigkeit wird dabei von Fechner übersehen, daß jedes Material ein anderes Verhältniß von Absorption, Reflexion und Dispersion des auffallenden Lichtes, und darum bei Veränderung der Beleuchtung nicht nur eine verschiedene Beschattung, sondern auch eine von derjenigen des Naturvorbildes abweichende Veränderung des Farbentones zeigen muß. Diese Schwierigkeit macht die naturwahre Bemalung der Statuen nach unserem heutigen Ermessen unüberwindlich, und sie ist es auch offenbar, welche Kirchmann (Aesth. I. 203, II. 238) im Auge gehabt hat, wenn er die Darstellung des Incarnats auf diesem Wege, d. h. „die naturgetreue Färbung der Statue für alle Ansichten derselben bei verschiedenem Einfall des Lichts“ für unmöglich erklärt hat.

Ebenso wenig wie Fechner dieses technische Bedenken zu würdigen gewußt hat (Vorlesung II. 202), ebensowenig die aus der Sache selbst geschöpften ästhetischen Bedenken (203); da er den principiellen Unterschied von plastischem und malerischem Schein nicht versteht, vermag er auch nicht die principielle Unvereinbarkeit beider einzuräumen, sondern legt das instinctive Widerstreben des ästhetischen Geschmacks gegen Vermengung beider bloß der Gewöhnung zur Last (204—206).

Auch über die Verbindung von Poesie und bildender Kunst hat Fechner Betrachtungen angestellt (Vd. I, Cap. XI.), wobei leider die ergänzende Betrachtung der Verbindung von Malerei und Musik fehlt. Fechner bemerkt sehr richtig, daß der Wankelfänger des Jahrmarktes das Interesse des Volkes mit Hülfe seiner rohen Wilber in ganz anderem Grade zu fesseln vermag, als er es ohne dieselben oder durch die Wilber allein ohne Gesangsvortrag vermöchte, und er knüpft daran die Frage, ob nicht durch Veredelung dieser rohen Künste auch veredelte combinirte Wirkungen zu erzielen seien (I. 149). Er verhehlt sich nicht, daß Bild und Gedicht sich keine so wirksame Unterstützung gewähren können, als Poesie und Musik im Liede, weil sie nicht wie letztere sich im selben Strome fließend durchdringen, sondern nur abwechselnd die Aufmerksamkeit beschäftigen und den Geist, mit den Vorstellungen des einen bereichert, zur Auffassung des andern entlassen (145); auch erkennt er an, daß in dem Maße, als Malerei und Gesang für sich vollendeter werden,

auch die Neigung wachsen wird, jede einzeln für sich zu verfolgen (149). Dagegen räumt er nicht ein, daß irgend ein Bild sich selbst erläutern könne, wenn nicht schon der Beschauer die zu seinem Verständniß nöthigen cultur- geschichtlichen, religionsgeschichtlichen, specialhistorischen oder literarhistorischen Kenntnisse bei anderer Gelegenheit in sich aufgenommen hat (140), und er bestreitet, daß die concrete Bestimmtheit der bildlichen Darstellung die Flügel der Phantasie binde, anstatt sie zu neuem weiterem Fluge zu kräftigen und anzufeuern (147). Das Unbefriedigende der Illustrationen zu Dichtungen allerersten Ranges sucht er hauptsächlich darin, daß der Zeichner der individuellen Bestimmtheit und Innerlichkeit der Dichtung nicht gleichzukommen vermag, während derselbe Zeichner bei Dichtungen von abstract rhetorischem Pomp sogar die Unbestimmtheit der poetischen Charakteristik vertiefen und verlebendigen kann (148).

Die vollkommenste Ergänzung von Dichtkunst und bildender Kunst findet er mit Recht in den Abc-Büchern, den Münchener Bilderbogen und fliegenden Blättern, weil da von keiner Seite etwas zu wenig oder zu viel geboten ist (146). Wenn er zugleich bemerkt, daß „Vieles davon überhaupt zu wenig und darum zu viel ist“, so hätte doch die Untersuchung nicht unterlassen werden sollen, warum gerade in dieser kindlichen Verarmung der Künste und in der Vereinigung der biblischen Caricatur mit der possenhaften Dichtung unter allen aufzeigbaren Vereinigungen beider Künste die vollkommenste gefunden werde; denn gerade aus dieser Untersuchung hätte auf die mögliche Art der Vereinigung und die Bedingungen derselben Licht fallen können. Zeichner hingegen, wenn er auch kein großes Vertrauen in die Vereinigung von Malerei und Poesie in edlerer Gestalt setzt, will doch nicht a priori über dieselbe absprechen, sondern will Alles von dem Ausfall künftiger Versuche abhängig machen (150). Ich meine hingegen, daß die uns zu Gebote stehenden Erfahrungen auf diesem Gebiete zur Begründung eines endgültigen Urtheils mehr als ausreichen, und daß man den unglücklichen Künstlern ein Vergeuben ihrer Zeit und Kraft an weiteren Experimenten in dieser Richtung billig ersparen könnte.

Lazarus bemerkt ganz richtig, daß sowohl Sculptur wie Malerei sich mit der Architektur verbinden können, während sie sich untereinander nicht verbinden können („Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste“ im III. Bande des „Lebens der Seele“, 2. Auflage 1882, S. 71, 202—211). Den nächsten Grund dafür giebt er ebenso richtig an, daß nämlich eine Harmonie und gegenseitige Erhöhung des Eindrucks deshalb möglich sei, weil die Arten der Wirkungen, obzwar verschieden, doch einer psychologischen Verschmelzung fähig seien (211); weshalb aber die Wirkungen der Architektur einer psychologischen Verschmelzung mit denen der Sculptur und Malerei (bei Vermeidung der vordringlichen Ueberladung) fähig seien, dafür weiß er den Grund nicht anzugeben. Derselbe liegt darin, daß die Architektur eine unfreie Kunst ist und entweder selbst in den Dienst der freien Kunst tritt (z. B. bei

Museen, Theatern), oder die plastische und malerische Ornamentik selbst in die Sphäre der unfreien Kunst mit hinunterzieht, in welcher auf selbständige künstlerische Wirkung der Bilderwerke verzichtet wird.

Daß die Vermischung von Sculptur und Malerei unstatthaft ist, weil ihre psychologischen Wirkungen sich stören, anstatt sich verschmelzend zu verstärken, ist ebenso richtig wie die andere Bemerkung, daß wir bei Kunstwerken die volle Naturtreue nicht mögen, weil sie der Phantasie keine ergänzende Thätigkeit mehr übrig läßt (221—225); aber warum wir nur einen unvollständigen (entweder farblosen oder körperlosen oder stark verkleinerten) Schein als ästhetischen Schein beim Kunstwerk gelten lassen wollen, während wir doch beim Naturschönen gerade von der Vollständigkeit des Scheines entzückt werden, das läßt Lazarus unerklärt. Es ist eben nicht, wie Lazarus glaubt, ein ursprüngliches psychologisches Bedürfnis unseres Geistes, daß er an allem Schönen etwas zu ergänzen finden muß, sondern es ist ein ästhetisches Bedürfnis unseres Geistes, daß sich ihm das Kunstwerk als bloßer Schein im Unterschiede von Naturwirklichkeit darstelle, und nur aus diesem ästhetischen Bedürfnis heraus fordert er die Unvollständigkeit oder Einseitigkeit des ästhetischen Scheins, damit er sich scharf und handgreiflich von der Naturwirklichkeit unterscheide.

Die Gründe, warum ein Werk der bildenden Kunst mit einem solchen der Tonskunst nicht verschmelzen kann, giebt Lazarus richtig an (181—191). Das erstere ist als Ganzes gegeben und das Ganze geht den Theilen voraus; die Auffassung durchläuft nach dem ersten Totaleindruck die Einzelheiten in willkürlich gewählter Reihenfolge, um schließlich mit ihnen bereichert zu dem feststehenden Ganzen zurückzukehren. Das musikalische Kunstwerk hingegen existirt objectiv niemals als Ganzes, sondern nur in der objectiv gegebenen und nicht willkürlich durch das auffassende Subject zu verändernden Reihenfolge seiner Theile, und der Gesamteindruck muß erst vom Hörer unter Zuhülfenahme seiner Erinnerung nachcomponirt werden. Dieser Gesamteindruck fällt also erst hinter den Schluß der Aufführung, während er beim Bilde an den Anfang der Betrachtung fällt; in den beiden Reihen der Auffassung findet nirgends eine Congruenz oder ein Parallelismus der Glieder statt, und deshalb muß die Gleichzeitigkeit beider Reihen für jede derselben eine Störung und Beeinträchtigung durch die divergenten Eindrücke der andern zum Ergebnis haben. Dieses Ergebnis ist aber doch nicht, wie Lazarus meint, lediglich subjectiv durch den Vorgang der psychologischen Auffassung bedingt; vielmehr ist die Verschiedenheit der psychologischen Auffassung in beiden Reihen wesentlich und ausschließlich objectiv bedingt, d. h. durch die Verschiedenheit des ästhetischen Scheines bedingt, so daß der letzte Grund für die Unvereinbarkeit dieser Künste doch wieder in der Beschaffenheit ihres ästhetischen Scheins zu suchen ist.

Für das Verhältniß der Poesie und Malerei gelten dieselben Erwägungen (227); wenn trotzdem die Schaulust und Schauerlust eines Jahrmärktpublikums

den Rhapsodien zu rohen Bildern Geschmack abgewinnt, so darf man daraus die ästhetische Moral ziehen: „Das Gemeine gründet sich auf starke und aus Contrasten gemischte, das Edle auf feine und gesonderte oder nach idealem Gesetz verbundene Reize“ (228). Dabei ist nur versäumt zu bemerken, daß die starken Reizwirkungen, welche das ästhetisch Contrastirende für den gemeinen Geschmack zusammenknüpfen, selbst schon außerästhetische reale Gefühlsreize sein müssen, und daß „nach idealem ästhetischem Gesetz“ sich nur solche ästhetische Reize verbinden lassen, welche (ganz abgesehen von dem Grade ihrer Feinheit) vereinbaren Gattungen des ästhetischen Scheins angehören. Der Widerstreit der simultanen und successiven Gattung des ästhetischen Scheins wird aber nur da annähernd verschwinden können, wo das Bild so einfach ist, daß es durch den ersten Gesamteindruck erschöpft ist, und die dazu gehörige Dichtung so knapp und kurz, daß sie keine nennenswerthe Zeit zu ihrer Auffassung erfordert (Münchener Bilderbogen u. s. w.).

Bei der Verbindung von Poesie und Musik hat die Auffassung eine dreifache Reihe zu durchlaufen: die Reihe der sprachlichen Lautgebilde, die der inhaltlichen Vorstellungen und die der musikalischen Tongebilde, von denen jede eine gewisse ästhetische Selbständigkeit hat und mit den anderen beiden Compromisse schließen muß (231—234). Als vierte und fünfte Reihe tritt dann noch die musikalische Begleitung und der ausdrucksvolle Gesangsvortrag hinzu (235—236), und die verschiedenen Arten des relativen Uebergewichts einiger dieser fünf Reihen über die anderen sind bestimmend für die verschiedene Art und Weise der Behandlung gleicher Texte durch verschiedene Componisten. Die flüchtigen Schlußbemerkungen von Lazarus über die Oper machen nicht den Anspruch, zu den Streitigkeiten über dieses Problem einen erwähnenswerthen Beitrag zu liefern (240 Anm.).

Schaller wiederholt in seinem „System der Künste“ (1882) Cap. VII. mit geringen Abweichungen die Fragestellung und die Antworten Kirchmanns. Er scheidet demgemäß zunächst die Frage nach der Vereinbarkeit zwischen bloß räumlichen mit zeitlichen Künsten von derjenigen nach der Vereinbarkeit bloß räumlicher Künste mit einander oder zeitlicher Künste mit einander. Er verwirft jeden Versuch, durch gleichzeitigen Vortrag eines bezüglichen Gedichtes den Beschauer eines Werkes der bildenden Kunst in die zur Aufnahme geeignete Stimmung zu versetzen; bei einer solchen „äußerlichen Verknüpfung ganz differenter Empfindungselemente“ wird der Gesamteindruck der simultanen bildlichen Anschauung durch die successive Gedankenauffassung der begleitenden Worte zerstört (204—205). Es hat mit dem Vorurtheil, die Stimmung zum ästhetischen Genuß durch fremdartige Mittel vorbereiten zu können, eine ähnliche Verwandtniß wie mit dem Vorurtheil junger Dichter, sich durch Aufsuchen von Flieberduft, Vögelgesang und Bienengesumme eine poetische Stimmung zur Production anpräpariren zu können, während sie doch gerade damit die poetische Concentration der productiven Phantasie

stören, welche durch nichts mehr begünstigt wird als durch das von allen äußeren Eindrücken abgeschlossene Kämmerlein (205—206).

Weniger störend als poetische Recitation wirkt Musikbegleitung beim Anschauen von Gemälden, weil sie nicht wie jene das Verständniß des bewußten Gedankens in Anspruch nimmt, und mehr unaufmerksam mit halbem Ohre gehört werden kann; aber eine einheitliche ästhetische Wirkung wird darum durch solche Verbindung doch nicht erzielt. Praktisch kommt dergleichen nur vor einerseits bei lebenden Bildern, die nicht sowohl zur bildenden Kunst als zur Mimik gehören (209) und andererseits bei religiösen Transparenzbildern mit religiöser Vocalmusikbegleitung (208). In beiden Fällen handelt es sich nicht um eine rein ästhetische Wirkung, sondern im ersteren Fall um eine gesellige Unterhaltung, bei der die Musik nur zur Zeitausfüllung dient, um die fixirte und dadurch dem Wesen der Mimik im Grunde widersprechende Wirkung zu vertuschen (209—210), im letzteren Falle um eine religiöse Gefühlsregung, bei welcher die herangezogenen Künste nur als auxiliäre Mittel dienen (208). Die kirchliche Festzeit und die bekannten Stoffe aus der religiösen Legende, welche zu solchen Darstellungen gewählt werden, die Dunkelheit des Zuschauerraums, die Verborgenheit der Sänger, alles wirkt zusammen, um eine reale außerästhetische Gefühlsregung zu bewirken; dieselben Bilder als Staffeleigemälde bei Tageslicht und bei sichtbarem Sängerkhorz ausgestellt würden den größten Theil ihrer Wirkung einbüßen (207). Der Versuch einer Hereinziehung geschichtlicher und moderner Stoffe ist stets mißlungen (207—208 Anm.), obwohl auch die patriotische Gefühlsregung ganz wohl an Stelle der religiösen treten könnte, ohne daß dadurch etwas für das Zustandekommen eines einheitlichen ästhetischen Eindrucks bewiesen wäre. Auf einen solchen wird sogar absichtlich verzichtet, wenn die Arrangeure ihren ästhetischen Geschmack darin bethätigen, jedes Bild nur kurze Zeit ohne Musik der Anschauung darzubieten, und die Musik nur zur Ausfüllung der Pausen zwischen je zwei Bildern zu benutzen (207).

Indem Schasler erklärt, daß sich bei allen anderen möglichen Combinationen zwischen einer bildenden Kunst und einer zeitlichen Kunst „nichts Bestimmtes oder Vernünftiges überhaupt denken läßt“ (203), hält er den Beweis für erbracht, daß beide Arten von Künsten — ihre Gleichwerthigkeit vorausgesetzt — keine organische Verbindung mit einander eingehen können, und daß, wo eine solche dem Anschein nach zulässig ist, dies nur daran liegt, daß ein außerästhetischer Eindruck hervorgebracht wird (210). Hiergegen sind nun verschiedene Vorbehalte zu machen. Erstens bewirkt die Einschaltung — „ihre Gleichwerthigkeit vorausgesetzt“ — eine Verschiebung der Fragestellung ähnlich wie bei Kirchmann die eingeschmuggelte Bedingung, daß keine der Künste etwas von ihrer Leistungsfähigkeit opfern dürfe; denn die Frage ist zunächst, ob überhaupt ein einheitlicher ästhetischer Gesamteindruck möglich sei, und erst wenn diese Frage bejahend beantwortet ist, kann die secundäre Frage zur Erörterung kommen, ob die organisch ver-

einten Künste in dieser Vereinigung gleichwerthige oder verschiedenwerthige Elemente repräsentiren. Zweitens wäre durch die Unmöglichkeit der organischen Vereinigung einer bildenden Kunst mit Musik oder Poesie noch gar nichts über die Möglichkeit der organischen Vereinigung einer bildenden Kunst mit der Mimik entschieden; die Darstellung der Pantomime auf einer Bühne mit gemalten Decorationen zeigt thatsächlich diese Vereinigung, bei der sich also sehr wohl etwas Bestimmtes und Vernünftiges denken läßt. Drittens ist die Untersuchung über die Vereinbarkeit der Malerei mit Poesie oder Musik nicht für den Fall durchgeführt, daß entweder die Bilder sich vor dem Auge des Zuschauers fortbewegen, oder das letztere sich über eine zusammenhängende Reihe von Bildern fortbewegt; sobald das Element der Bewegung und mit ihm der Gefühls- und Stimmungswechsel in die bildende Kunst eingeführt wird, ist auch die Möglichkeit geboten, diesem Stimmungswechsel mit einer zeitlichen Kunst zu folgen (Wandelbild mit Musikbegleitung, Münchener Bilderbogen). Das Bänkelfängerlied zu der Reihenfolge von biblischen Darstellungen einer „Morithat“ muß Schasler selbst als eine Vereinigung von Malerei mit Poesie und Musik anerkennen; wenn sie „auch darnach ist“, so kann doch die Qualität für die principielle Erörterung nicht in Betracht kommen; das principiell Unvollkommene ist dabei nur die Art, wie die Malerei in Bewegung geräth: „rrrr ein ander Bild!“

Was Schasler in Bezug auf die Pantomime unterläßt, die Untersuchung der Decorationsmalerei in ihrem Verhältniß zur Mimik, das holt er an anderer Stelle in Bezug auf das Drama nach (192 fg.). Es ist klar, daß es sich hier nicht unmittelbar um die Verbindung von Malerei und (dramatischer) Poesie handelt, denn niemand würde den Decorationswechsel mit ansehen mögen, während von einem unsichtbaren (oder gar im Truß dastehenden) Declamator die dramatische Dichtung recitirt würde. Was das Bindeglied zwischen Malerei und Poesie bildet, ist hier nur die Mimik der Darstellung; dies fühlt Schasler wohl durch, aber er spricht es nicht aus, und noch weniger denkt er daran, diese Thatsache zu untersuchen und zu erklären. Wie er die Mimik in der Schauspielkunst nur als ein elementares Hülfsmittel der Poesie betrachtet (188—190, 232), so auch die Malerei in den Decorationen der Bühne (194). Hiermit enthüllt sich auch das Motiv für die oben bemerkte Einschaltung von der Gleichwerthigkeit der zu verbindenden Künste; die principiell abgeleugnete Verbindung findet hier statt, aber die Decorationsmalerei spielt dabei nur „eine secundäre Rolle als bloße Hülfskunst“ und darf nicht durch vordringliche Selbständigkeit die Aufmerksamkeit von demjenigen, was Hauptsache bleiben soll, dem Inhalt des Dramas, ablenken (193—194). Dies ist nun zwar ganz richtig, gilt aber auch für die gleichwerthige Vereinigung zweier Künste; jede von beiden soll nur Mittel zur Gesamtwirkung sein, und keine darf durch vordringliche Selbständigkeit der Entfaltung die Aufmerksamkeit von dem Gesamtkunstwerk ablenken und für sich mit Beschlag belegen. Deshalb muß allerdings die Decorations-

malerei sich bescheiden auf eine Verbildlichung der localen Umgebung behufs Steigerung des mimischen Scheins, aber es folgt daraus nicht, daß sie sich zur echten Kunst- (Staffelei-) Malerei verhalten müsse, wie diese zur landschaftlichen Natur (194), also eigentlich aus der Malerei als Kunst herausfalle (oder auch eine höhere Potenz derselben sei), sondern es folgt daraus nur, daß sie der Freskomalerei näher steht als der Staffeimalerei, und eine dritte Art der Malerei darstellt, welche ihre eigenen Stilgesetze hat. Auch darin hat Schasler Unrecht, wenn er glaubt, daß sie für diese Entfaltung Entschädigung erhält durch einen weiteren Spielraum der Darstellung von Häusern, Treppen, Figuren u. s. w. (194), da sie thatsächlich vor der Architekturmalerei der Staffelei darin nichts voraus hat.

Daß plastische Kunstwerke und naturwirkliche Gegenstände auf der Bühne ausgeschlossen und nur gemalte Surrogate gestattet sein sollen (192—193), ist eine unerfüllbare Forderung; wie soll man auf gemalten Stühlen und Polstermöbeln sitzen, aus gemalten Bechern trinken, mit gemalten Waffen fechten, gemalte Costüme anziehen? Nicht nur die Requisiten müssen sich von dem malerischen Schein emancipiren, sondern auch in den gemalten Decorationen selbst muß der malerische Schein durch „praktikable“ Thüren, Fenster, Treppen u. s. w. durchbrochen werden. Schasler hat ganz recht, „daß ein Kunstwerk niemals und in keinem Punkte vergessen lassen darf, daß man sich bei seiner Betrachtung einer Welt idealen Scheins und nicht eines wirklichen Seins gegenüber befindet“ (193); aber er verwechselt den scenischen Schein des Bühnenkunstwerks, welcher reale Darsteller und Requisiten einschließt, mit dem malerischen Schein, welcher beide ausschließt. Eine Oeffnung des Hintergrundes auf den Garten einer Sommerbühne oder auf den Hafen in Venedig ist eine unkünstlerische Durchbrechung des scenischen Scheins, wie ein praktikables Fenster in einem Staffeleibilde oder Freskobilde eine Durchbrechung des malerischen Scheins wäre; aber eine geschlossene Zimmerdecoration mit realen Requisiten ist keine Durchbrechung des scenischen Scheins, da jeder mann sieht, daß er eine Bühnendecoration und kein wirkliches Wohnzimmer vor sich hat. Das eigentliche Problem, ob der malerische Schein des perspectivischen Hintergrundes und der gemalten Bäume, Häuser u. s. w. und der scenische Schein der realen Tiefe der Bühne mit ihren realen Requisiten und Darstellern ohne Widerspruch vereinbar seien, und warum sie auf der Bühne vereinbar seien, während sie es im Panorama nicht sind, — dieses Problem hat Schasler noch gar nicht aufwerfen können, weil er den Unterschied des zweidimensionalen malerischen und des dreidimensionalen scenischen Scheins noch gar nicht bemerkt hat.

Wir gelangen nun zweitens zur Verbindung der bloß räumlichen Künste unter einander. Wenn die Plastik und Malerei als dienende Hülfskünste mit der Architektur verbunden werden, um deren Armuth mit concreterem Leben zu bereichern, so muß der Verzicht auf ihre künstlerische Selbständigkeit sich bei der ersteren in einer gewissen formalen, der architektonischen Starrheit



sich annähernden Stilisirung, bei der letzteren durch den Verzicht auf tiefere realistische Coloritwirkung ausdrücken (212). Die zur architektonischen Ornamentik dienenden Sculpturen müssen jede lebhaftere Bewegung und ausdrucksvolle Haltung vermeiden, die Malereien in einem mehr der Aquarellwirkung und der directen Färbung der architektonischen Glieder entsprechenden Halbfarbenton gehalten sein (213.) Wo diese Bedingungen nicht innegehalten sind, kehrt das Verhältniß sich um, d. h. die Architektur wird zur dienenden Stätte, welche den plastischen und malerischen Kunstwerken Unterkunft gewährt (213); so dient z. B. in dem Mittelgeschoß des Berliner neuen Museums die Architektur der Plastik, die Malerei wiederum der Architektur, wobei die ästhetisch genommen zu lebhafte und realistische Färbung der Frescolandschaften durch den instructiven (also außerästhetischen) Zweck derselben entschuldigt wird (215).

Gegen die Vereinigung von Plastik und Malerei erklärt Schasler sich mit Entschiedenheit, weil die Bemalung in Naturfarben „die reine plastische Wirkung als solche, welche eben in der reinen Form, d. h. negativ ausgedrückt in der Abstraction von der Farbe besteht, gänzlich aufhebt“ (216). Ob dabei nicht trotz der Bemalung die plastische Auffassung durch nachträgliche subjective Abstraction von den mit wahrgenommenen Farben möglich bleibe, insbesondere, wenn auf Naturfarben verzichtet ist, hat Schasler nicht untersucht; es wäre ja möglich, daß zwar der gebildetste ästhetische Sinn von der farblosen Plastik am reinsten angesprochen würde, die ungeübtere Auffassung aber die Gesichtswahrnehmung der Formen durch Benutzung verschiedener Materials oder verschiedener Färbung der Theile in so bedeutendem Maße erleichtert fände, daß der daraus für die Auffassung der reinen Form erwachsende Gewinn größer wäre als der Nachtheil, von den so als Mittelglied benutzten Farbentönen wieder abstrahiren zu müssen. Diese Frage wird durch Schaslers Schelten über das trasse Beispiel einer Othellobüste aus den verschiedensten Materialien (216) nicht erledigt.

Wir kommen nun drittens zu der Verbindung der zeitlichen Künste mit einander, unter denen Schasler Musik, Mimik und Poesie versteht. Was dabei zunächst die Verbindung von Mimik und Musik betrifft, so bestreitet Schasler die Möglichkeit, daß die Musik dabei die herrschende und die Mimik die dienende Kunst sein könne, und läßt nur das umgekehrte Verhältniß gelten (218); ebenso bestreitet er, daß eine organische Verbindung von Mimik mit Musik und Poesie möglich sei (232). Beides ist unrichtig. Die beliebig zusammengelesene Musik der Pantomime und die fabrikmäßig hergestellte des Ballets sind freilich nur begleitende Dienerinnen der Mimik; aber schon der altgriechische Kunstcharaktertanz (z. B. Medea oder Ariadne als Soloscene) kann mit einer Symphonie verbunden sein, die, wenn sie unter vorheriger Vereinbarung des mimischen und des musikalischen Componisten erfunden ist, in die völlige Gleichberechtigung mit der Mimik eintreten und es dem mimischen Künstler sehr schwer machen kann, seinen rechtmäßigen Antheil am Interesse des Publikums zu behaupten. Bei einer nicht bloß ein-

geschalteten, sondern organisch dazu gehörigen Balletscene in einer Oper wird sogar die Musik eines bedeutenden und seine Aufgabe mit Ernst erfassenden Componisten sich so in den Vordergrund drängen, daß die Tanzmimik der Solisten nur noch von Seiten hervorragender Virtuosen ihr das Gleichgewicht zu halten vermag, daß dagegen die abgeschwächte und mehr bloß formalschöne Tanzmimik des Chors geradezu als dienendes Element erscheint. In noch höherem Grade wird dies der Fall sein, wenn der tanzende Chor zugleich Sängchor ist, worauf allerdings bei unsern heutigen Bühnenverhältnissen nicht zu rechnen ist. Dann tritt entschieden die Vocalmusik als herrschende Kunst in den Vordergrund und Tanz und Poesie in die zweite Stelle, wiewohl sie durchaus organisch mit der Musik vereinigt sein können.

Ebenso ist Schasler im Unrecht, wenn er bestreitet, daß die Mimik unmittelbar mit der Poesie in eine organische Verbindung eingehen könne (231—232); er gelangt zu diesem Urtheil, indem er an eine ganz äußerliche Art der Verbindung beider (stumme mimische Darstellung bei gleichzeitigem Vortrag eines Gedichtes durch einen anderen) denkt, als ob sie die einzig mögliche wäre, und die wahrhaft organische Verbindung beider in der Schauspielkunst bei Seite schiebt (233). Es ist nicht richtig, daß die Schauspielkunst nothwendig mehrere Personen erfordert (233 Anm.), denn es giebt auch sehr wirksame Soloscenen, in denen Mimik und Dichtung gleichermaßen zu ihrem Rechte gelangen. Wenn in der dramatischen Darstellung von Goethes *Phigeneie* und Tasso die Dichtung den Löwenantheil des Interesses beansprucht, und der Mimik wenig Raum läßt, so zeigt das ebenso sehr einen Fehler der Dichtung aus dramatischem Gesichtspunkt an, als wenn das Publikum mimischen Virtuosenleistungen auf Grund von poetisch werthlosen oder verwerflichen Texten zujubelt. Die rechte ästhetische Mitte liegt in dem Gleichgewicht beider Seiten, welches nur dann erreicht wird, wenn der Dichter ebenso sehr ausschließlich für das mimische Spiel schreibt, als die Spieler in der Dichtung aufgehen. Demgemäß liegt auch die höhere Art der organischen Vereinigung von Mimik, Musik und Poesie nicht im Tanzchor, wo die Musik dominiert, sondern im musikalischen Drama oder der Oper, wo alle drei im Gleichgewicht sein sollen und sein können, was von Schasler natürlich erst recht bestritten wird.

Daß das Gleichgewicht nur ein idealer Punkt ist, um welchen alle vereinigten Kunstwerke gravitiren sollen, von dem sie aber mehr oder weniger abweichen, ist von vornherein zuzugeben, thut aber auch der Sache praktisch keinen Eintrag, da es erstens bei kleinen Kunstwerken (z. B. Liedern) immer solche von annäherndem Gleichgewicht der vereinten Künste giebt, da zweitens bei größeren Kunstwerken (z. B. Opern) das Gleichgewicht im Ganzen durch Compensation zwischen verschiedenartigem Uebergewicht in den Theilen erreicht werden kann, und da drittens das durchschnittliche Gleichgewicht der Künste in dem gesammten Gebiet durch ihr entgegengesetztes Uebergewicht in verschiedenen Kunstwerken sich herstellt. Dabei ist zuzugeben, daß bisher die Musik durchschnittlich den Vorrang behauptet hat, nicht nur im Oratorium und der kirchlichen

Cantate, aber es ist ebenso anzuerkennen, daß dies 3. Th. an äußeren Gründen gelegen hat, und daß die Tendenzen neuerdings auf Umkehrung dieses Verhältnisses gerichtet sind. Das theilweise Mißlingen dieser Versuche lag zunächst an der eingeschlagenen falschen Richtung auf historische Stoffe, welche ihrer Natur nach sich der organischen Verbindung in der Hauptsache entziehen (222, 227); dagegen haben sie mehr erreicht in dem Dämmerungsgebiet der Sage und des Märchens, in der mondbeglänzten Zauberwelt der romantischen Oper, in welcher Ton und Handlung sich annäherungsweise decken (222, 228). Derjenige, welcher praktisch am meisten zur Herstellung dieses Gleichgewichts beigetragen und theoretisch auf das Entschiedenste die Unterordnung der Musik unter die Poesie im musikalischen Drama versucht hat, R. Wagner, wird von Schasler mit wenig Gerechtigkeit beurtheilt, wie denn überhaupt seine Bemerkungen über das Verhältniß von Musik und Poesie zu dem schwächsten gehören, was er geschrieben hat.

Auch im Drama ist die wahre und eigentliche Handlung nicht die äußerliche Action, sondern der innere Motivationsproceß mit seinen Stimmungen und Gefühlserregungen (223), die aus den Charakteren und Situationen mit Nothwendigkeit entspringen; während die Mimik diesen Proceß in seinem Verhältniß der Individuen zu einander und auf dem Sprunge zur Action veranschaulicht, hat die Musik die Aufgabe, die concreten Stimmungen und Gefühlserregungen der bestimmten Charaktere in den gegebenen Situationen nach der Seite ihrer innerlichen Verarbeitung zu versinnlichen, und sie in jene Tiefen zu verfolgen, in welche sogar die Einheit von Poesie und Mimik nicht hineinreicht (224). Es ist unerfindlich, warum beide Ausdrucksmittel sich nicht zur Versinnlichung desselben Inhalts sollten vereinigen können, warum in diesem Sinne verstanden Ton und Handlung bloß annäherungsweise (228) und nicht vollständig einander sollten decken können, es ist dies ebenso unverständlich, als warum in der Ehe nur entweder der Mann (der Geist) oder die Frau (die Seele) soll herrschen können (97, 229—230 Anm.), und warum nicht vielmehr beide in Liebe sollen eins sein können und erst so den wahren ganzen ungetheilten Menschen darstellen.

Schasler sucht, wie Zeising, das wahre Gesamtkunstwerk nicht in der Oper, sondern im Drama, weil er dieses als die einzig mögliche Art ansieht, die Poesie als herrschende Kunst mit der Mimik und Musik als dienenden Künsten zu vereinigen (97), und weil er das gesprochene Wort für identisch mit dem Gedanken, den Ton aber bloß für ein Zeichen der Empfindung erklärt (100). Nun ist aber nicht abzusehen, warum nicht auch in der Oper auf die Perioden der Herrschaft des Sängers und des Componisten eine dritte Periode der Herrschaft des Dichters (nach Wagners Intentionen) sollte folgen können. Andererseits ist es klar, daß der Ton ein instinctives, unwillkürliches und unmittelbar dem Gefühl verständliches Zeichen der Empfindung, das Wort aber ein conventionelles, ohne Erlernung ganz unverständliches Zeichen, und

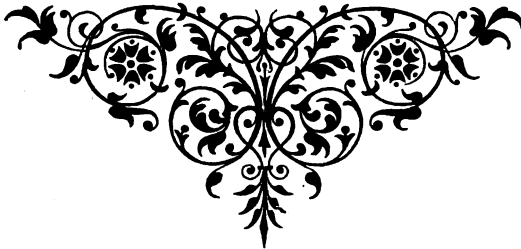
zwar nicht der Empfindung, sondern des Gedankens ist, also dem Gefühlsinhalt in doppelter Hinsicht ferner steht als der Ton.

Indem Kirchmann und Schasler beide nicht zur principiellen Anerkennung der ästhetischen Bedeutung des mimisch-musikalisch-poetischen Gesamtkunstwerks gelangen, sind sie auch außer Stande, demjenigen Problem, um welches es sich hier eigentlich handelt, näher zu treten, nämlich der Frage nach der relativen ästhetischen Bedeutung der vereinten Künste und der getrennten Künste in ihrem Verhältniß zu einander. Es ist ebenso einseitig, das Gesamtkunstwerk, wie Schasler thut (95—96), zu Gunsten der reinen Einzelkünste ästhetisch zu verwerfen, als die Einzelkünste für bloße unvollkommene Vorstufen und Vorübungen zu dem allein vollberechtigten Gesamtkunstwerk zu erklären (wie Wagner thut). Beide besitzen die höchste ästhetische Berechtigung neben einander und sind in ihrer geschichtlichen Entwicklung auf ihre Wechselwirkung angewiesen.

Diese Einsicht habe ich zuerst bei Gustav Engel (Aesth. d. Tonk. 1884) mit voller Klarheit ausgesprochen gefunden, wenngleich derselbe seine Betrachtung vorzugsweise auf die Verbindung von Musik und Poesie (Abschn. II u. III), auf die geschichtliche Wechselwirkung und gegenseitige Bereicherung, Steigerung und Vertiefung der Instrumentalmusik und Vocalmusik (S. 346—357) und auf das Gesamtkunstwerk der Oper (Abschn. IV) beschränkt. Jede Einzelkunst trägt nach Engel, der der Fahne der Hegel'schen Dialektik treu geblieben ist, den Widerspruch in sich, daß sie als Kunst das Schöne in seiner Totalität geben möchte, und doch als Einzelkunst es nur in einer bestimmten Einseitigkeit geben kann, daß sie deshalb den Trieb zur Verschmelzung mit anderen Künsten in sich trägt und doch diesem Triebe für sich allein keine Befriedigung verschaffen kann. Die Vereinigung mehrerer Künste trägt den Widerspruch in sich, daß sie das vollendete Schöne geben möchte und doch durch die gegenseitigen Zugeständnisse und Anpassungen, zu welchen es die verbundenen Künste nöthigt, den Trieb zur vollendeten inneren Durcharbeitung einer jeden bis zu ihrem Höhepunkt unterdrückt und unbefriedigt läßt. „Es kann also nie davon die Rede sein, weder daß das Gesamtkunstwerk die Einzelkünste aus der Welt schaffe, noch daß die letzteren dem ersten seine Existenz unmöglich machen; es fragt sich nur, ob die Einzelkünste dem Gesamtkunstwerk gleichwerthig sind, oder ob auf einer von beiden Seiten der höhere Werth liegt (264 bis 265). Diese Frage beantwortet Engel dahin, daß allerdings das Gesamtkunstwerk das Höhere sei, weil es dem Begriff des Kunstschönen in seiner Totalität näher komme, und daß die Einzelkünste trotz ihrer einseitig höheren Vollkommenheit wegen ihrer begrifflichen Einseitigkeit tiefer stehen (283—284). Weil aber Gesamtkunst und Einzelkünste jede nur in einem bestimmten Sinne höher stehen, haben nicht nur beide ihre Existenzberechtigung, sondern sind beide zur Erfüllung des ganzen Begriffs der Kunst gleich nothwendige Momente. Wie das ganze Kunstschöne einer Einzelkunst nicht in einem einzelnen Werk oder den Werken eines einzelnen Meisters oder einer Epoche, sondern

nur in der Geschichte der Kunst, d. h. in der Gesamtheit aller Werke zu finden ist, die irgend ein besonderes qualitatives Moment in besonderer Weise zur Existenz gebracht haben (357—358), so besteht das ganze höchste Kunstschöne erst in der gegenseitigen Ergänzung und Beziehung der bald getrennten, bald vereinten Künste zu einander (285) und ihrer gemeinsamen Geschichte. So verstanden ist freilich das absolute Schöne kein Sinnliches mehr, sondern eine intellectuelle Zusammenfassung alles sinnlichen Einzelschönen (285), und selbst diese intellectuelle Zusammenfassung gelingt nur demjenigen, der für alle Künste Empfänglichkeit und Verständniß und zugleich die Einsicht hat, erst in dieser Zusammenfassung das ganze Schöne zu besitzen (287).

Mit der speculativen Synthese Engels ist der Gesichtspunkt gewonnen, der in der Frage nach der Verbindung der Künste hinfort für die Aesthetik allein maßgebend sein kann.





## Leo XIII.

Von

Sigmund Münz.

— Rom. —

I.

**W**enn wir das Leben Leos XIII. an unserm Geiste vorüberziehen lassen, so nehmen wir darin eine ruhig und schön fortschreitende Entwicklung wahr. Aus den Tiedern dieses Daseins tönen uns zwar keine univetsalen Harmonien entgegen, daß wir gleichsam vermeinten, in einer einzigen lebensfatten Persönlichkeit das Weltall enthalten zu sehen; aber dieser Papst erscheint doch in allen Phasen seines Lebens in solch' einer Einheit, daß wir uns der Vorsehung freuen, die unter den vielen Unglücklichen und Halben dieser Erde auch zuweilen einen Glücklichen und Ganzen vor uns erstehen läßt. Es ist das Leben eines Mannes, der sich aus eigener Kraft zur schwindelnden Machthöhe des Papstthums emporgeschwungen und nur durch Tüchtigkeit, nicht aber etwa durch glänzende Eigenschaften, sich auszeichnet. Wenn anders die Geschichte hervorragender Menschen eine edle Beispielschule für Diejenigen ist, die einmal den Lauf einer engern oder weitem Welt zu lenken berufen sind, so wird einst Jedermann aus der Geschichte Leos XIII. den Gedanken schöpfen, daß die Bedeutung eines Menschen nicht so sehr von der Menge äußerer Güter abhängt, die das Schicksal ihm gegeben, und von der Menge glänzender Eigenschaften, mit denen die Natur ihn ausgestattet, wie viel mehr von einer innigen, einem einzigen Lebensziele zustrebenden Kraft, die die vorhandenen Eigenschaften der Persönlichkeit ausgezeichnet verwaltet und sie zu einem ideal gebauten Geiste zusammensetzt und diesen Geist mit der Krone der Einheit krönt. Ein Jüngling, dessen Seele an feuriger Heldenkraft sich entzündet, dessen Herz aufwallt, sobald der Mime den Welteroerer oder den tragischen Kämpfer dar-

stellt, wird in dem Lebensbuche Leos XIII. nicht mit Venugthuung blättern. Auf keinem einzigen Blatte dieses Buches ist ein dramatischer Heldenmonolog bezeichnet, auch kein Heldenmonolog mit geistlichem Inhalte und in salbungsvoller Sprache — Leo XIII. träumte nicht ein galiläisches Fischeridyll von der Barke und dem Netze des Simon Petrus und auch nicht eine friedliche Epopöe von dem hunnenbesiegenden Leo I.; er träumte nicht ein geistliches Helden- und Trauerspiel von Gregor VII. und auch nicht ein farbenschilderndes Weltspiel von Leo X. Nichts berechtigt uns anzunehmen, daß eine gloire-lüsterne Seele in ihm geschlummert habe.

In einem stattlichen, aber bescheiden eingerichteten Herrschaftshause zu Carpineto Romano im Volzsergebirge entdecken wir die ersten Spuren seiner Kindheit. Dort war er am 2. März des Jahres 1810 geboren. Das Schicksal hatte ihn zwar den Sohn einer reichbegüterten Familie, der Familie Pecci, werden lassen, die im Besitze des Patriziertitels von Anagni war; aber der religiöse Geist und der an der Heimatscholle haftende Sinn der Familie bannte den Knaben frühzeitig in den engen Frieden der Dogmen und die geschlossene Welt der Berge. In Carpineto enthüllte sich ihm die Natur nicht in italienischem Reichthume und italienischem Farbenschmucke; dort sah er vielmehr nur raue Berge, Olivengärten, die sich von den Hügeln senken, Kastanien und Buchen, in deren Schatten er in frühen Knabentagen lustwandelte. Aber Citronen und Orangen blühten ihm dort nicht, und der Winter ist in Carpineto rauh und nicht ohne Schnee. Eine mehr strenge als weiche Natur hat ihn demnach in seiner Kindheit umfungen. Wie die Natur der Volzserberge war, so war auch die Natur seiner Eltern. Ernste Gesichtszüge treten uns auf den Bildern seines Vaters und seiner Mutter entgegen. Es sind nicht besonders durchgeistigte Züge, aber Thätigkeit und Glaubensinnigkeit spricht namentlich aus dem Typus der Mutter. Die Natur hat, indem sie den Gioacchino Pecci, spätern Leo XIII., den Sohn des Colonel Ludovico Pecci und der Anna Pecci gebornen Prosperi werden ließ, nicht etwa einen Schritt von der Alltäglichkeit zum Uebermenslichen gethan; sie hat sich vielmehr nur fortgesetzt vom guten Durchschnitt zu einer die Gewöhnlichkeit überragenden Individualität.

Wer würde an Carpineto Romano, dem kleinen häßlichen Städtchen im Volzsergebirge von 4000 Einwohnern, Antheil nehmen, wenn nicht die Wiege des Papstes dort gestanden wäre? Nimmt man von Rom aus den Weg gegen Neapel, so erreicht man nach zweistündiger Eisenbahnfahrt die Station Segni. Von der Station führt eine Bergstraße, von der man in eine jähe Tiefe schaut, nach der alten finstern, auf herrlicher Höhe thronenden Stadt Segni. Uralte Cyclopenmauern umringen sie noch in mehrfacher Kreise und stehen da, als ob sie der Ewigkeit Troß bieten wollten. Von Segni aus erreicht man Carpineto, indem man südwärts den Weg bergab nach Montelanico, einem kleinen Flecken, nimmt. Dann führt eine gute Straße, die von Kastanien eingesaumt ist, nach Carpineto. In dem düstern Orte, der fernab von der Welt mitten im Gebirge liegt, ist das Schloß der Familie Pecci das ansehn-

lichste Haus; und so wie das Haus die armen Hütten Carpinetos weit übertragt, so zeichnet sich auch die Familie Pecci, seit Jahrhunderten in diesen Bergen erbgeessen, vor allen andern Familien der Gegend durch Reichtum aus. Neben einem schönen Wohlstande erbte sich aber auch eine gewisse traditionelle katholische Frömmigkeit von Eltern auf Kinder fort. Wer einen Augenblick in diesem Hause unter dessen Insassen sich aufhält, athmet noch heute den Geist, den der Papst in seinen Knabentagen geathmet hat. Der Hauptsaal des Schlosses ist mit Familienbildern geschmückt. Neben den oben erwähnten Porträts der Eltern des Papstes sehen wir die Porträts manches geistlichen Würdenträgers, der aus der Familie hervorgegangen. Im ganzen Hause weht ein Hauch christlicher Frömmigkeit. Das Alte und das Neue Testament, der Abenteurer Joseph, der Vater des Ephraim und Manasse, und Joseph, der Vater und Nicht-Vater Jesu, tritt uns im Bilde entgegen. Auf Gobelins, die die Wände des dem Hauptsale des Hauses benachbarten Gemaches schmücken, sehen wir die Geschichte Josephs abgebildet, der es im Dienste Pharaos zum Vice-Pharao brachte. Ein Adler hält seine Flügel schützend über dem Bibelworte: *Ecce constitui te super terram universam Aegypti*. Dies ist eine Stelle aus der Genesis, ein Wort Pharaos, der den Joseph über ganz Egypten einsetzt, indem er den Ring von seiner Hand an die Hand Josephs giebt und diesen mit weißer Seide kleidet und ihm eine goldne Kette um den Hals legt. Der Knabe Gioacchino träumte wohl kaum von einem Manne, zu dem die Vorsehung der Kirche in Gestalt des Cardinalscollegiums ähnliche Worte sprach, indem sie ihm die Füße mit Schuhen aus weißer Seide bekleidete und ihm die mit Gold, Perlen und Edelsteinen geschmückte Tiara auf's Haupt setzte und zu ihm sprach: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“

Wesensverwandter als die Bilder, die von Weltruhm erzählten, waren ihm wohl in seiner Jugend die Bilder der Demuth, zu denen er in der dem Saale der Gobelins benachbarten kleinen Kapelle emporschaute. An den Wänden hängen die Bilder der vierzehn Stationen der Kreuzigung. Das Altarbild stellt dar eine Madonna zwischen dem heiligen Vincentius Ferreri und dem heiligen Ludwig von Toulouse. Zu beiden Heiligen hat die Familie eine gewisse persönliche Beziehung. Die Großmutter des Papstes hatte sich seit langem nach Leibesfrucht gesehnt. Da rieth ihr ein frommer Mönch, sich in ihrer Noth an den heiligen Ludwig zu wenden. Die Unfruchtbare betete auf ihren Knien zu dem Heiligen, der zweiundzwanzigjährig als Bischof von Toulouse keusch oder, wie es in der Kirchensprache heißt, „ein Engel im Fleische“ gestorben war. Der Heilige erhörte ihr Flehen und schenkte ihr einen Sohn, dem sie dem göttlichen Helfer zu Ehren den Namen Ludovico gab. Ludovico Pecci wurde der Vater des Papstes. Vincentius Ferreri aber war der angebetete Heilige der Mutter des Papstes Anna Pecci. Zu solchen Bildern schaute der Knabe auf, und noch heute sind die übrigen allerdings mittlerweile veränderten und verschönerten Räume des Hauses mit ähnlichen Bildern geschmückt. In dem



der Capelle gegenüberliegenden Zimmer, das dem spätern Cardinal als Schlafzimmer diente, da er einmal von Perugia aus einen Ausflug nach der Heimat machte, sahen wir über dem Bette, in dem der Unfehlbare der Zukunft ruhte, eine Heilige Anna mit einer Madonna, und zwei Engel, deren Einer Lilien, der Andere Rosen in Händen hält. In diesem Gemache bekamen wir auch jenes Schriftstück zu Gesichte, auf dem zum ersten Mal der historische Name des Papstes prangt. Es hängt, in Goldrahmen gefaßt, an der Wand, zum Andenken an den berühmten Mann, der einst in diesen Räumen geschlafen. Es lautet: „Theure Brüder! Ich mache Euch die Mittheilung, daß das heilige Collegium der Cardinäle meine Wenigkeit heute morgen auf den Stuhl Petri erhoben hat. Dies ist der erste Brief, den ich schreibe. Er ist an meine Angehörigen gerichtet, für die ich alles Glück vom Himmel ersehe und denen ich in Liebe meinen apostolischen Segen sende. Betet für mich viel zum Herrn. Leo XIII.“

Dieser Brief, den der neugewählte Papst mit zitternder Hand an seine Brüder zu Carpineto gerichtet, ist ein Zeugniß seiner Gesinnung und seiner Neigungen. Er mußte sich in dem Augenblicke, da er den höchsten Gipfel menschlichen Ehrgeizes erklommen hatte, an jene Wohlthaten erinnern, die eine innige Beziehung zu seinen Angehörigen seinem ernststen und mühevollen Leben gespendet hatte. Er mußte sich in dem Augenblicke, da er dem letzten weltlichen Papste auf dem Throne folgte und kummervoll der Zukunft entgegen sah und fühlte, daß er nunmehr aufgehört habe, eine Person mit privaten Neigungen, Freuden und Genüssen zu sein, des Vaterhauses liebevoll und dankbar zum Troste erinnern. Er mochte in so feierlich bewegter Stunde, da ein Gedanke den andern verdrängte, und da die Glocken der Ewigen Stadt, die ihn sonst zur Verehrung des Uebernatürlichen aufgerufen hatten, nun in melodischem Zusammentönen urbi et orbi seinen Namen verkündigten, zum kleinen Namen Carpineto seine Zuflucht genommen haben, um sich zu sammeln. Er mochte wohl, wie dies tiefergestimmten Geistern eigenthümlich ist, erzittert sein vor dem Machtspruche des Schicksals, zu Folge dessen sein kleines persönliches Ich zum Glaubenssymbol vieler Millionen Sterblicher geworden war. Und so fand er seine Einheit wieder in jenem zärtlichen Schreiben an die Brüder. Carpineto war ja die Wiege seiner glücklichen Einheit. In einer seiner Dichtungen, auf welche Dichtungen wir noch später zu sprechen kommen, preist er das Glück im Vaterhause:

Quam flore in primo felix, quam laeta Lepinis  
Orta iugis, patrio sub lare, vita fuit.

Gioacchino Pecci lebte in seinem Vaterhause in zahlreichem Familienkreise, inmitten von vier Brüdern und zwei Schwestern. Irre ich nicht, so lebt von ihnen nur noch Giuseppe Pecci, der Cardinal. Der Erstgeborne war Carlo, um 17 Jahre älter als Gioacchino. Anna Maria, die ältere Schwester, war zwölf Jahre alt, als Gioacchino geboren wurde. Catha-

rina, die Jüngere, war im Jahre 1800 geboren. Sie hat sich später mit einem Lolli aus Ferentino verheirathet. Eine Tochter aus dieser Ehe hat Schreiber dieser Zeilen bei seinem Besuche des Ospedale di S. Vincenzo a Paolo zu Segni in der Person einer barmherzigen Schwester des Namens Maria persönlich kennen gelernt. Da glaubte er in Schwester Maria einen jener mystischen bleichen Frauenschatten vor sich zu sehen, wie wir solchen auf Heiligenbildern zu begegnen pflegen. Sie stehen da wie Lilien im Garten der Religion. Gian Baptista, im Jahre 1802 geboren, sollte der Stammhalter des Hauses werden. 28 Jahre alt, vermählte er sich mit Angela Salina aus Carpineto, und aus dieser Ehe gingen drei Söhne und zwei Töchter hervor; der älteste unter den Söhnen Ludovico, ein maßvoller, liebenswürdiger, dem Studium der Meteorologie mit einiger Leidenschaft ergebener Mann, ist gegenwärtig im Besitze des Schlosses zu Carpineto. Giuseppe, im Jahre 1807 geboren, ergab sich später der geistlichen Laufbahn, und sein Bruder, der Papst, verlieh ihm den Purpur. In des Papstes Vaterhause zu Carpineto sieht man ein Gemach, in welchem im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Anna Prosperi = Pecci aus Cori im Jahre 1807 den heute mit dem Purpur geschmückten Sohn Giuseppe und im Jahre 1810 den heute mit der Tiara gekrönten Gioacchino zur Welt brachte. Zwei lateinische Inschriften, in Distichen abgefaßt, schmücken die einander gegenüberliegenden Wände. Die eine verherrlicht „den mit dem dreifachen Diadem gekrönten Mann, der als dreizehnter Leo auf Erden glänzt“. Die andere verherrlicht den Cardinal Giuseppe Pecci, „der sich dem Studium des Thomas hingeeben und die unsterbliche Ehre empfangen, im Senate der Purpurgeschmückten dem Throne des Bruders nahe zu sein und der mehr noch durch Weisheit als durch den Purpur glänzt.“ Auch einen jüngern Bruder hatte Gioacchino. Er hieß Ferdinando. Im Jahre 1816 geboren, starb er früh als Seminarist in Rom. So wuchs denn der Knabe Gioacchino in einem trauten Geschwisterkreise auf. Sein ganzes Leben hindurch unterhielt er gute Beziehungen zur Familie. Freilich machte sich schon frühzeitig in ihm der Trieb geltend, nicht der kleinen Familie Pecci, sondern der großen christlichen Familie, die sich über die ganze Erde verbreitet, seinen Dienst zu leihen. Oft stahl er sich auch schon im Vaterhause aus dem Kreise der Lieben hinweg, und mit einem heiligen Buche in der Hand nahm er den Weg in's Freie und las das Wort Gottes. Man zeigt noch heute in der Nähe Carpinetos eine Kastanie, die vor einem der Familie Pecci gehörigen Casino steht; im Schatten dieses Baumes soll der hochstrebende Knabe andachtsvoll gelesen haben. Das Vaterhaus und das bergumschlossene Carpineto wiesen den Knaben zuerst auf ein systematisches Dasein hin. Wohl Demjenigen, dessen Kindheit ohne Ueberfluß und ohne Mangel dahingeht und von einem Ideal durchsättigt ist. Wohl Demjenigen, dessen Gedanken- und Lebens-Horizont in erster Jugend eng begrenzt ist. Der Knabe Gioacchino, das Kind eines wohlhabenden Hauses, hat vielleicht eine Atmosphäre der Ideenarmuth, aber keineswegs eine ideallose Atmosphäre geschöpft. Ein

Knabe, der mit Gott und den Heiligen aufsteht und mit Gott und den Heiligen schlafen geht, wird, wenn anders sich sein Geist entfalten wird, einst entweder das ihn beherrschende Wort Gott zum weltfassen, allumfassenden Begriffe der Natur oder der Kraft oder einer mehr als schemenartigen Vernunft oder einer lichtdurchglühten und geisterfüllten Materie entwickeln; oder das Wort Gott wird, wenn er die Bahnen einer dogmatischen Religion in innigem Eifer wandeln wird, in seinem Geiste Gestalt und Form annehmen — es wird ihm zum persönlichen allmächtigen, allwissenden, allgütigen Inbegriff der Welt werden. Verloren ist ein solcher Knabe nicht, der vor dem Altare betet, an Feiertagen feierlichen Verkehr mit ihm unbekannten, von der Phantasie einer religiösen Gemeinde mit mystischen Kränzen geschmückten Bewohnern anderer Welten hält, die Gesänge der Auferstehung und Erlösung hört, an theuren Gräbern hoffnungsfroh die Blumen eines geträumten zweiten bessern Lebens pflückt.

Im Jahre 1818 verließ er, ein achtjähriger Knabe, die Vaterstadt Carpineto, und er pilgerte nach Viterbo in Gemeinschaft mit seinem Bruder Giuseppe.

„Altrix te puerum Vetulonia suscipit ulnis  
atque in Ioyolaea excolit aede pium.“

So singt er einmal über Viterbo; die „Ioyolaea aedes“ ist das Jesuiten-Collegium, das ihn zur Erziehung aufnahm. Sehr schön bemerkt Monsignore de Waal in seinem Leo-Buche: „Man kennt vielleicht das Bild, welches uns eine Schaar Pilger aus dem Süden Italiens in dem Augenblicke darstellt, wo sie von der Höhe der Albanerberge Rom erblicken. Frohlockend rufen die Vordersten es den Nachfolgenden zu. Die Männer wie die Frauen sinken auf die Kniee und breiten grüßend die Arme nach der heiligen Stadt aus. Die Mütter heben ihre Kinder in die Höhe und zeigen ihnen Rom mit seinen Kuppeln und Thürmen, von der stillen Dede der Campagna umfriedigt, im Glanze der Morgen Sonne.“ So mag es wirklich den beiden Knaben, deren Herz bereits voll von Rom war, zu Muthe gewesen sein, als sie, von den Eltern geleitet, von Carpineto gen Viterbo der heiligen Roma entgegenpilgerten. Und jenen herrlichsten Psalm mögen sie geflüstert haben, der, auf Jerusalem sich beziehend, doch so schön allgemein die Gefühle verdolmetscht, die sich des Menschen bemächtigen, sobald sein Herz einer idealen Stelle der Erde entgegen schlägt: „Ich freue mich deß, daß wir werden in's Haus des Herrn gehen — und daß unsere Füße werden stehen in Deinen Thoren, Jerusalem. — Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll. — Da die Stämme, die Stämme des Herrn, hinaufgehen sollen — zu predigen dem Volke Israel, zu danken dem Namen des Herrn. — Denn daselbst sind die Stühle zum Gericht, die Stühle des Hauses David. — Wünschet Jerusalem Glück: es müsse wohl gehen Denen, die Dich lieben. — Es müsse Friede sein innerhalb Deiner Mauern, und Glück in Deinen Palästen. — Um meiner Brüder

und Freunde Willen will ich Dir Frieden wünschen. — Um des Hauses des Herrn Willen, unseres Gottes, will ich Dein Bestes suchen.“ Aber diesmal war es ihnen nur vergönnt, Rom flüchtig zu schauen. Nach fünf Tagen war Viterbo erreicht. Hier traten unsere beiden jungen Freunde in das Jesuitencollegium ein. Hier machte sich Gioacchino zum ersten Mal mit der lateinischen Sprache vertraut, die er einst meisterhaft schreiben sollte. Aus dem prosaischen Carpineto war er in eine Welt geschichtlicher Erinnerungen eingetreten. Hier umwehte ihn der Hauch der Vorzeit der Päpste. In Viterbo ging er auf den tragischen Spuren mancher Päpste, die sich wie Flüchtlinge aus dem glänzenden Rom hierher hatten begeben müssen, um dem Elend zu entgehen, das mit der Macht gar oft verknüpft ist. Hier stand er an dem Grabe manch' eines Papstes, und jener heilige Schauer kam über ihn, der den Menschen erfasst, wenn er an den Grabsteinen der Geschichte steht. Sechs Jahre ist er in Viterbo geblieben, jenen Studien lebend, die ungefähr denselben Inhalt wie unsere Gymnasialstudien haben. Nur selten unterbrach er diesen Aufenthalt. Einmal allerdings ging er nach Rom, um seine Mutter dort zu Grabe zu tragen. Bierzehn Jahre alt, wurde er Schüler des Jesuitencollegiums zu Rom. Ein Jahr früher hatte Leo XII. den Stuhl Petri bestiegen. Das Bild dieses Papstes, den der Jüngling wohl manchmal zu Gesichte bekam, fügte sich so sehr seiner Seele ein, daß er in ihm sein Vorbild sah. Nach diesem Vorbilde hat er sich auch später als Papst genannt. Wir thun vielleicht gut, die Muse, die dem Dichter, unserm Helden, seinen Lebenslauf erzählt, zu belauschen. Die in lateinischen Distichen abgefaßte Autobiographie, aus der wir bereits manche Zeile angeführt, hat er als Cardinal-Bischof von Perugia abgefaßt. Folgendermaßen setzt sie den Aufenthalt Gioacchino Peccis zu Rom auseinander:

Mutia sed tardum fecere palatia; doctis  
nec mage te studiis Accademia iuvat.  
Discutit at tenebras et mentem luce serenat  
Manera et Patrum nobilis illa cohors.  
Quae veri latices puro de fonte recludens,  
Te Sophiae atque Dei scita verenda docet.  
Romae sacra litas; Romae tibi iuris alumno  
Parta laboro comas laurea condecorat.  
Addit mox animos et vires Sala secundas,  
Princeps Romano murice conspicuus;  
auspice quo cursum moliris, mente volutans  
usque tua tanti dicta diserta senis.

Diese Zeilen besagen demnach: daß unser Pecci den Palast Muti in Rom bezog, in dem sein Onkel Antonio Pecci wohnte. Dann trat er ein in die „Accademia dei nobili ecclesiastici“. Seine Lehrer waren der Jesuit Manera und eine edle Schaar anderer Patres: Andrea Carafa, Giovambattista Pianciani, Antonio Ferrarini, Giovanni Perrone, Bizzi, Antonio Rolman. Sie lehrten ihn aus reinem Quell den Trunk der Wahrheit

schöpfen, sie lehrten ihn die ehrwürdigen Sagen der Philosophie und Theologie. In Rom bringt er das erste Meßopfer dar, in Rom empfängt er die Laurea der Doctorwürde. Er erfreut sich des besondern Schutzes des durch den Römischen Purpur ausgezeichneten Sala, des Cardinals Giuseppe Antonio Sala. Unter den Auspicien des Greises kam er immer weiter und dessen beredte Worte beschäftigten stets seinen Geist. — Schon während seines ersten Römischen Aufenthaltes war ihm mannigfache Gelegenheit geboten, sich öffentlich auszuzeichnen. Im Jahre 1825 hielt er im Festsaale des Römischen Collegiums eine lateinische Rede, in der er das Christliche mit dem heidnischen Rom verglich. Er hat solche Vergleiche stets auch in seinen Hirtenbriefen, die er als Bischof geschrieben, ja sogar in seinen päpstlichen Encycliken geliebt. Aber man kann nicht sagen, daß er dem Genius des Heidenthums je gerecht geworden sei. Aber Gioacchino betrieb nicht nur das Studium der Theologie und der dogmatischen Fächer mit Eifer, sondern auch in der Physik und Mathematik machte er gute Fortschritte; und so lernte er denn im Römischen Collegium die moderne Wissenschaft näher kennen, die er einst bekämpfen sollte. In der Burg der Jesuiten zu Rom, die heute zu einer Stätte des freien Gedankens umgewandelt ist, schmiedete er sich schon die ersten Waffen zu jener Polemik, die er später als Bischof und Papst stets handhabte. Als 19jähriger Jüngling trug er sogar in der Physik den ersten Preis davon.

Da er von schwacher Constitution war und sich in seinen Studien zu sehr anstrengte, erkrankte er, zwanzig Jahre alt, nicht unbedenklich. Er fürchtete für sein Leben. Damals in seiner Noth klagte er in schönen lateinischen Distichen über seine Krankheit:

Nocte vigil, tarda componis membra quiete,  
Viribus effoetis esca nec ulla tuum  
Cruda levat stomachum: depresso lumine ocelli  
Caligant; ictum saepe dolore caput.  
Mox gelida arentes misere depascitur artus  
Febris edax, mox et torrida discruciat.  
Iam macies vultu apparet, iam pectus anhelum est;  
Deficis en toto corpore languidulus.

Aber er verzweifelt nicht in seinen schweren Leiden. Der Zwanzigjährige kennt bereits ein anderes Vaterland, das ewiger sei, als die Erde, auf welcher der Mensch ja nur kurzen Pilgergang halte. Er sehnt sich nach dem Glücke, nach zwanzigjähriger Schifffahrt endlich in den Hafen des Ewigen einzulanden.

. . . non trepida frangar formidine: mortem  
Dum properat, fortis laetus et opperiar.  
Non me labentis pertentant gaudia vitae,  
Aeternis inhians nil peritura moror.  
Attingens patriam, felix erit advena, felix  
Si valet ad portum ducere nauia ratem.

Lesen wir diese stilistisch vollendeten und glaubensinnigen Verse, dann erkennen wir wohl, daß der zwanzigjährige Jüngling mehr als ein Sohn der Alltäglichkeit war.

Zweizehnzig Jahre alt, hielt er eine öffentliche Disputation, auf welche hin ihm seine Meister eine große Zukunft prophezeiten. Schon bald nach seinem Abgange von Viterbo, 15 Jahre alt, hatte er das geistliche Kleid angelegt. Aber dadurch war sein Beruf noch nicht bestimmt. In Rom sieht man ja so viele Knaben, die in geistlichen Collegien erzogen werden, im geistlichen Kleide einhergehen; und doch pflegen sie später Laien zu werden. Gioacchino Pecci jedoch fühlte sich vielleicht schon als fünfzehnjähriger Knabe zum Priester berufen, und seine Umgebung nahm wohl an, daß der Knabe nimmermehr das Priestertkleid ablegen werde. Nachdem er, 21 Jahre alt, nach absolvirtem Studium der Rhetorik und der Philosophie sich endgültig der Theologie zugewendet hatte, der er nun vier Jahre widmen mußte, empfing er noch vor Abschluß dieser Zeit die Tonsur und die vier niedern Weihen.

Im Jahre 1832 trat er ein, gefördert durch den Einfluß des oben genannten Cardinals Sala, in die Accademia dei nobili ecclesiastici. Hier beschäftigte er sich außer mit der Theologie auch noch mit der Jurisprudenz. Damals erfreute er sich bereits der Gunst einiger der hervorragenden Cardinäle. Die den Congregationen vorstehenden Cardinäle zogen ihn zu ihren Arbeiten zu, und Sala insbesondre zeichnete ihn stets aus. Pecci blieb fünf Jahre in der Akademie, bis er im Jahre 1837 die höheren Weihen durch den Cardinal Odescalchi empfing. Schon im Jahre 1837 ernannte ihn Papst Gregor XVI. zum päpstlichen Hausprälaten.

Bald darauf wurde Pecci Referendar am kirchlichen Tribunal der Signatur. Dieses Amt setzte das Doctorat beider Rechte voraus, in dessen Besitz Pecci war. Dann ernannte ihn der Papst zum Mitgliede der Congregazione del buon Governo. So war er demnach schon an der politischen Administration des Kirchenstaats theilhaftig. Hatte er sich in der Accademia dei nobili ecclesiastici bereits für den politischen Dienst, den er später als Delegat von Benevent und Perugia, und für den diplomatischen Dienst, den er als apostolischer Nuntius zu Brüssel leisten sollte, theoretisch vorbereitet, so sehen wir ihn als Mitglied jener Congregation schon praktisch politisch thätig. Zu Ende des Jahres berief ihn der Papst sogar als Consulor in die Congregation des tridentinischen Concils. Gleichzeitig brachte Pecci zu Weihnachten 1837 zum ersten Mal das heilige Opfer dar.

Im Jahre 1836 hatte der junge Pecci den Schmerz erlebt, auch seinen Vater in Carpineto zu Grabe zu geleiten. Längst war er auch schon von seinem Bruder Giuseppe getrennt; dieser war nämlich in den Jesuitenorden eingetreten.

„Dulcis Parthenope, Beneventum dein tenet, aequa  
Ut lege Hirpinos imperioque regas.“

Diese Verse beziehen sich auf seine Wirksamkeit als Delegat von Benevent.

Am 15. Februar 1838 wurde Pecci zum Delegaten von Benevent ernannt. Als Solcher hatte er die weltliche Statthaltertschaft über die Provinz inne. Er zeichnete sich während seines Regiments über diese kleinste Provinz des Kirchenstaats durch die Strenge aus, mit der er das Banditenwesen unterdrückte. Ueberdies bahnte er gute Beziehungen zwischen der Curie und dem König von Neapel an, und es war ihm gegönnt, für die Hebung des Handels und Verkehrs wesens in der ihm anvertrauten Provinz zu sorgen, indem er die Straßen verbesserte. Auch um die Finanzen des Kirchenstaats machte er sich verdient, indem er das Steuerwesen in Benevent ordnete. Nach dreijährigem Wirken zu Benevent ward Pecci zum Delegaten von Spoleto ernannt. Allein, ehe er noch nach Spoleto abging, wurde er zum Delegaten von Perugia befördert. Auf dieses Amt beziehen sich die Zeilen:

*To gremio excipiens Perusia laeta salutat,  
Rectorem atque ducem vividus UMBER habet.*

Wo einst der Delegat seinen Sitz gehabt, befindet sich heute die herrliche Pinakothek mit den Meisterwerken der Umbrischen Schule. Auch hier zeichnete sich Pecci durch seine Energie aus. Er machte sich verdient um das Straßen-, Gerichts- und Unterrichtswesen. Doch bald wurde er von Perugia abberufen, indem Gregor XVI. ihn im Jahre 1843 zum Nuntius in Belgien ernannte. Gleichzeitig wurde er zum Bischof consecrirt, und er erhielt den Titel eines Erzbischofs von Damiette in partibus infidelium. Die Consecration erfolgte in der Kirche S. Lorenzo fuori le mura, einer der sieben Hauptkirchen Roms. Auf die Consecration zum Bischof und auf die Brüsseler Nuntiatur beziehen sich die Worte:

*Sed maiora manent: en chrismatis auctus honore  
Pontificis nuntu Belgica regna petis,  
Atque tenes, adserturus sanctissima Petri,  
Romanae et fidei credita iura tibi.*

In Brüssel trat er in nähere Beziehung zum belgischen Episcopat, zu den Lehrern der katholischen Universität Löwen, zu den männlichen und weiblichen Orden. Er trat ein in die weltliche Gesellschaft Brüssels und kam oft zu Hofe. König Leopold I. sah ihn gerne und förderte ihn auf alle Weise. Aber das Klima Belgiens behagte dem Italiener nicht, und er sehnte sich überdies, nach der italienischen Heimat zurückzukehren. So verließ er denn Belgien im Mai 1846. Der König gab ihm ein Schreiben an den Papst Gregor XVI. mit, in welchem er den erst 36jährigen Mann dahin empfahl, daß ihm der rothe Hut verliehen würde. Ehe er Brüssel endgiltig verließ, machte er noch einen Ausflug nach Deutschland und England. In Deutschland besuchte er die Städte Aachen, Köln und Mainz. Er lernte den deutschen Katholicismus schätzen. Er eignete sich auch die Elemente der deutschen Sprache an. Freilich hat er die Bekanntschaft mit der deutschen Sprache nur flüchtig gemacht. Der Papst kennt eigentlich nur drei Sprachen, diese aber ausgezeichnet: Das Italienische, das Lateinische, das Französische. — In London hielt er

sich nur wenige Tage auf. Zu England ist er überhaupt fast nie in eine nähere geistige Beziehung gekommen. So steuerte er denn wiederum seinem Vaterlande zu:

*Redditus at patriae, brumali e littore iussus  
Ausoniae laetas et remeare plagas —*

Schon früher hatte der Papst den Nuntius zum Bischof von Perugia außerkoren. Im Consistorium vom 19. Januar 1846 erfolgte die Creirung zum Bischof. Gleichzeitig reservirte der Papst den Bischof zum Cardinal in petto. Indessen starb Gregor XVI., und Pius IX. bestieg den Stuhl Petri. Pecci ging nach Perugia ab, um sein Bischofsamt zu übernehmen.

*Turronae antistes arces, urbemque revisis,  
Quam tibi divino flamine sponsat amor.*

In Perugia ist er mehr als drei Jahrzehnte geblieben. Es waren bewegte Jahre, die er dort verlebte. Die Geschichte der Stadt Perugia in den Jahren 1846 bis 1878, während welcher Zeit Pecci den bischöflichen Hirtenstab über die Hauptstadt Umbriens in Händen hielt, ist im Kleinen die Geschichte Italiens und die Geschichte der Zeit überhaupt. In eine zum Kirchenstaate gehörige Stadt war Pecci eingezogen, eine italienische Stadt hat er verlassen. Die Geschichte ging gleichsam mit allen ihren Conflicten an seinem Geiste vorüber. In Perugia lernte er die Revolution in ihren erhabenen und in ihren schrecklichen Aeußerungen kennen. Natürlich hatte er wenig Sinn für den sich regenden jungen Nationalgeist Italiens; er erkannte diesen nur an in seinem Conflict mit den Fremden, die Italien noch immer besetzt hielten, aber keineswegs in seinem Conflict mit der Kirche, die auf ihre weltliche Herrschaft nicht verzichten wollte. Aber bereiteter als alle geschichtlichen Zeugnisse, die uns von den Freuden und Leiden Peccis in Perugia erzählen, spricht jenes Denkmal zu uns, das er sich durch seine Hirtenbriefe gesetzt; und hier wollen wir denn, die Hirtenbriefe mit den spätern Encykliken des Papstes zusammenhaltend, den Geist des Bischofs und Papstes kennen zu lernen trachten, indem wir auf seine vornehmsten Aeußerungen lauschen. Dann erst wollen wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

## II.

Die Hirtenbriefe des Bischofs von Perugia und die Rundschreiben des Papstes sind das Werk Einer Persönlichkeit. Diese ist stets im Stande, sich in sich zu vertiefen. Sie ist im Stande, das persönliche Selbstbewußtsein zum Bewußtsein des Princips und der Institution zu erweitern. So in den Hirtenbriefen wie in den Encykliken begegnen wir dem Kämpfer für die Sache der Kirche, der aus dem edlen Waffenschätze der alten Kirchenväter und der mittelalterlichen Scholastiker die Waffen des Angriffs und die Waffen der Vertheidigung hervorholt. Was die Kirchenväter und die scholastischen Denker auszeichnet, das zeichnet auch den Papst aus; was sie nicht besitzen, das fehlt



auch ihm. Eine glaubenseifrige Sprache, ein Symbol selbsterlebter religiöser Wonnen; eine heilige geistige Communion mit den Kämpfern und den Märtyrern der Kirche aller Zeiten; ein weltentrücktes über alltägliches Leben und Empfinden erhabenes inneres Leben; eine edle Einheit von Gedanken und Religion, Fühlen und Handeln; ein aus der Geschichte der Kirche tiefgeschöpftes Bedürfniß, die Zukunft der Kirche im Geiste der Vergangenheit fortzusetzen; eine übernatürliche Begründung der natürlichen und staatlichen Ordnungen; das Ideal eines seelischen Zusammenwirkens zwischen Staat und Kirche. Aber er ist so apologetisch und polemisch gestimmt wie die Kirchenväter. Die Gerechtigkeit des unabhängigen philosophischen Beobachters fehlt ihm völlig. Offensiv gegenüber dem Gedanken und der Kunst der antiken Zeit; ohne Verständniß der gesunden und lebensfatten Weltanschauung der Heiden, vergleicht er stets Heidenthum und Christenthum mit einander. Im Menschen entdeckt er mehr die eine edle Seite des Menschen, seine Abhängigkeit vom Unendlichen, als das Bedürfniß nach olympischer Hoheit und Unabhängigkeit.

Und so theologisch formulirt ist alle seine Philosophie wie der Gedanke der Scholastik. Sein Experiment ist ausschließlich die eigene innere Erfahrung. Er ahnt kaum, daß er mehr passiv als wirklich Erfahrungen gemacht habe. Er ahnt nicht, daß auf dem Gebiete der Religionen die Illusionen die Stelle der Erfahrungen einnehmen, daß die vermeintlichen eigenen Erfahrungen die träge Fortsetzung einer vor Jahrtausenden oder vor Jahrhunderten wirklich erlebten idealen That seien, aber so weit geschwächt gegenüber ihrer einstigen Lebensblüthe, wie das Nachgeahmte gegenüber dem Selbständigen. So sind denn auch die Schriften Leos XIII. reich an Gedanken, die einst auf ihrem eigenen Boden geblüht haben, aber seit Jahrhunderten wie getrocknete Blüthen auf dem Altare der Kirche liegen. Es ist wahr, Leo XIII. giebt diesen herbarienartigen Gewächsen eine gewisse neue Lebensblume, indem er sie in den Strom seiner eigenen Empfindungen taucht. Es rieselt so etwas wie ein selbständiger Lebensgeist durch diese Gedanken, die wir seit lange kennen.

Seine höchsten Meister sind, wie es scheint, außer den Evangelisten und dem Apostel Paulus der heilige Augustinus und der heilige Thomas von Aquino. In ihren Schriften sehen wir ihn immer wieder und wieder blättern.

Jahrtausende, Jahrhunderte sind seit jenen Meistern dahingegangen, aber für unsern Autor bestehen noch die Meinungen und Urtheile der Christlichen und kirchlichen Vorzeit zu Rechte. Er proclamirt das Evangelium als das beste politische System. Dabei vergißt er, daß im Evangelium gar kein politisches System enthalten ist, und daß man es nur hineingetragen hat in eine weltentrückte Ideenwelt, die sich mit dem Reiche dieser Erde nicht beschäftigt. Oder zum wenigsten wäre es doch das politische System für eine Welt von Duldern oder für eine reibungslose Welt, in der die Gesetze der höchsten Ideale, die Gesetze mehr des Himmels als der Erde herrschen.

Des Augustinus „Civitas Dei“ ist ihm, auf heutige Verhältnisse angewendet, noch nicht veraltet.

Der Papst fühlt es, daß sich die Zeiten so sehr verändert haben, und so legt er denn, da er das Heiligthum der Kirche auch mitten im modernen Dasein nicht missen will, auch die Blüthen des modernsten Kultur- und Geisteslebens nieder zu Füßen der Apostel. Er sieht eine Kultur um sich, die weder die Apostel noch die Kirchenväter noch die heiligen Männer des Mittelalters gesehen. Er sieht, wie die Menschen im Namen dieser modernen Kultur einen unverföhllichen Kampf gegen die Kirche führen: Da wird er denn nicht müde zu fragen, wie man es denn wagen könne, die moderne Civilisation im Widerspruche gegen den Geist der Kirche zu finden. So widersinnig sei solch eine Annahme, wie ein angeblicher Widerspruch zwischen Kirche und Staat, zwischen Idee und Gesetz, zwischen dem Grundstein und dem Gebäude, das sich darüber erhebt. Denn als die wahre Mutter der modernen Civilisation erscheint ihm die Kirche. Er begeht den großen Irrthum, diese Civilisation, die sich vielfach trotz der Kirche entwickelt hat, als ganz durch die Kirche geworden, für diese in Anspruch zu nehmen.

In einem Hirtenbriefe\*), den er ein Jahr vor Besitznahme des päpstlichen Stuhls, als Cardinal-Bischof von Perugia, am 6. Februar 1877 an die Gläubigen der Hauptstadt Umbriens erließ, ruft er schmerzerfüllt aus:

„Wer weiß nicht, Geliebteste, wie oft man heutzutage das Wort Civilisation wiederholt, als ob zwischen ihr und der Kirche ein innerer Widerspruch und eine unverföhlliche Feindschaft bestünde? Dieses Wort, welches an und für sich unbestimmt ist, und welches Diejenigen, die es gebrauchen, näher zu erklären sich nicht bemühen, ist zu einer Geißel geworden, womit man auf unsern Rücken schlägt, zu einem Werkzeuge, um die heiligsten Einrichtungen zu zerstören, zu einem Mittel, um sich die Wege zu bejammernswürdigen Verwüstungen zu bahnen. Wenn das Wort Gottes und das Wort Desjenigen, welcher hier auf Erden seine Stelle vertritt, zum Spotte dienen muß, so ist es die Civilisation, welche dies erfordert. — Im Schatten des Wortes Civilisation, das wie eine ehrwürdige Fahne aufgepflanzt dasteht, ist der freie Verkauf aller vergifteten Waare eröffnet, und bei dem betäubenden Geschrei und der beabsichtigten Verwirrung der Begriffe bleibt so Viel als ausgemacht bestehen, daß nur auf unserer Seite die Schuld liegt, wenn die Civilisation nicht schneller weiter dringt und nicht zu glänzenderen Erfolgen sich erhebt. Hieraus nahm jener Kampf seinen Ursprung, welchen man als den Kampf für die Civilisation und Kultur zu bezeichnen beliebte, den man aber viel eigentlicher gewaltsame Unterdrückung der Kirche nennen müßte.“

Wie ungerecht solch' ein Bund der Bösen mit der Civilisation gegen die Kirche sei, beweise ja der Umstand hinlänglich, daß sich die Welt gewöhnt habe, die Civilisation die christliche Civilisation zu nennen:

\*) Die Hirtenbriefe liegen in einem 562 Seiten starken 60 Bände vor mir: *Scelta di Atti Episcopali del Cardinale Gioacchino Pecci Arcivescovo Vescovo di Perugia ora Leone XIII. Sommo Pontefice.* Roma 1879. Aus den drei letzten Hirtenbriefen citire ich nach einer guten deutschen Uebersetzung derselben: *Kultur und Kirche.* Hirtenworte des Cardinal-Bischofs von Perugia Joachim Pecci, nunmehr Papst Leo XIII. Uebersetzt von Ziefen und Elz. 2. Aufl. (Mainz 1878.)

„Dieser Name ist so unauslöschlich mit der Civilisation verbunden, daß es selbst den neuesten so gewaltsamen Anstrengungen nicht gelingt, ihn davon zu trennen. Ja, wenn man gegenwärtig schlechtthin von Civilisation spricht, versteht man immer darunter die christliche. Wenn also nicht daran zu zweifeln ist, daß die Kirche die Begründerin jener Civilisation ist, welche für neunzehn in der Geschichte der Menschheit ruhmreiche Jahrhunderte genügt hat; was ist denn plötzlich Neues eingetreten, daß man sie auf einmal für unfähig erachtet, das schöne Werk fortzusetzen, und sie anklagt, sie stehe der Erfüllung der Bedingungen hinderlich im Wege, wodurch sich der Mensch auf dem Gebiete der Moral vervollkommenet?“

Da bedenkt unser Autor zweierlei ganz und gar nicht. Er hätte sich doch die Frage vorlegen sollen, ob die Civilisation, wie sie sich heute in der modernen Welt in deren ausgezeichnetsten Factoren kundgibt, noch dieselbe Civilisation sei, wie jene, die die Welt die christliche Civilisation genannt hat. Und dann weiter, ob der Name „christliche Civilisation“ nicht eher ein traditioneller Name, bequem zum Gebrauche, sei, als eine wirklich inhaltserschöpfende gerechte historische Formel für eine Summe von Elementen der Geschichte und des Fortschritts, die oft genug nicht nur unabhängig vom Christenthum, sondern zuweilen sogar in bestimmtem Gegensatze zu demselben bestanden haben. Wenn unsere gesellschaftliche und wissenschaftliche Terminologie nicht selten engherzig, unbestimmt, ja sogar widersinnig ist, so gibt es überhaupt wenig traditionelle Ausdrücke, die in einem so hohen Grade den universalen Genius der Zeiten und der Welten verletzen wie das Wort „Christliche Civilisation“. Es ist traumhaft gedacht, es ist nebelhaft ausgedrückt, wenn der Geschichtschreiber, der alle humanen Aeußerungen und Wirkungen im Laufe der Zeiten gleich gerecht, gleich wohlwollend betrachten sollte, um der Bequemlichkeit in Beobachtung und Ausdruck willen für den Begriff des Menschheitlichen das Christliche stets einsetzt. Dies erschiene wohl, von einer hohen Warte aus betrachtet, als eine traurige Verirrung des Menschengeistes; und man sollte sich fragen, ob solche Terminologie nicht vielmehr auf dem Boden der Klosterschulen und der Lateinschulen erwachsen, als eines Philosophen würdig sei.

Aber gewiß ist die Entrüstung Leos XIII. wohl begründet, wenn er Derjenigen gedenkt, die von der Kirche nie anders als in beleidigendem Tone sprechen; in dem Tone, ich möchte sagen, des modernen Salon-Nihilismus. Gibt es ja wirklich viele Menschen, die alles Erhabene in den Staub zerren; und wie sollte solcher zerfetzender Geist nicht Jedermann, der ein Ideal hat, tief antipathisch sein? Es mag sich ja auch eines jeden Edlen eine gewisse Entrüstung über die Kirche bemächtigen, wenn er an dem Scheiterhaufen des Märtyrers von Brescia, oder Savonarolas oder Brunos steht, oder wenn er die dumpfe Kerkerluft in Sympathie mit athmet, die die Geister Galileis oder Campanellas umfängen hat. Aber was wollen jene unwissenden modernen Menschen, die die Kirche stets nur beschimpfen? Da darf doch ein Leo XIII. mit vollem Rechte und Stolz aufgerichtet und erfüllt von heiligem Eifer die Geister Montesquieus oder Macaulays citiren. Der erstere habe die christliche

Religion als diejenige gepriesen, „welche, wie es scheinen sollte, nur die Glückseligkeit des jenseitigen Lebens zum Ziele hat, aber auch die Glückseligkeit auf dieser Welt grundgelegt hat“. Und wer kennt nicht Macaulays farbenreiches und ideenreiches Prachtgemälde, in welchem er die Kirche und deren Mission in so hohem Stile dargestellt und gefeiert hat? Mit Recht bemerkt unser Autor, daß Diejenigen oft am allermeisten im Namen der Civilisation sich berufen fühlen, die Kirche als Feindin der Civilisation hinzustellen, die die Vastarde der wahren Civilisation seien. Etwas laienhaft aber stellt er stets die christliche Civilisation der heidnischen gegenüber. Als ob noch heute der Kampf zwischen diesen beiden Civilisationen in Rede stünde; als ob nicht allgemein das Princip der Freiheit aller Menschen unangefochten wäre. Aber interessant ist es immerhin, den greisen Cardinal-Bischof von Perugia kurz vor seinem Antritt der Nachfolge Petri über die modernen Erfindungen sprechen zu hören. Anknüpfend an die Worte der Genesis: „Unterwerfet euch die Erde und beherrscht sie,“ preist er im Menschen den Herrn der Schöpfung und den König aller erschaffenen Dinge, der in das Innere der Natur einbringe und die in der Erde ruhenden Schätze durch seinen Scharfsinn entdecke und erobere:

„Wie schön und majestätisch erscheint der Mensch, Geliebteste, wenn er dem Blitze zuminkt und ihn unschädlich vor seine Füße niederfallen läßt; wenn er den elektrischen Funken ruft und ihn als Boten seiner Aufträge hinausjagt durch die Abgründe des Oceans, hinüber über steile Bergketten und unabsehbare Ebenen entlang. Wie herrlich zeigt er sich, wenn er dem Dampfe gebietet, ihm Flügel zu leihen und ihn mit Blitzesschnelle über Wasser und Land zu bringen. Wie mächtig, wenn er durch seine sinnreichen Anordnungen diese Naturkräfte selbst entwickelt, sie fesselt und auf ihnen bereiteten Wegen sie dazu bringt, daß sie Bewegung und gleichsam Vernunft der todtten Materie mittheilen, welche an die Stelle des Menschen eintritt und statt seiner die schwersten Anstrengungen übernimmt. Oder saget, Geliebteste, ist in ihm nicht gleichsam ein Funke seines Schöpfers, wenn er das Licht hervorruft und es hinstellt, die Finsterniß der Nacht durch die Straßen unserer Städte zu erleuchten und die weiten Säle und Paläste mit seinem Glanze zu schmücken?“

Und dazu bemerkt er im Namen der Kirche: „Die liebevollste Mutter, die Kirche, welche alles dies sieht, ist soweit davon entfernt, Dem Hindernisse zu bereiten, daß sie vielmehr bei diesem Anblicke sich freut und frohlockt.“ Wenn sie aber durch den heiligen Mund Pio Nonos, der im 80. Sage des Syllabus eine Versöhnung mit dem Geiste der modernen Civilisation als fluchwürdig hingestellt hat, dieser den Krieg erklärt zu haben scheint, so sei es doch nur die falsche, keineswegs aber die echte Civilisation, gegen die sich der Grimm des heiligen Vaters gewendet habe. Es ist wohl unschwer zu sagen, daß Leo XIII. eines solchen wissensfeindlichen Bekenntnisses wie des Syllabus unfähig gewesen wäre. Aber die Solidarität mit den Gedanken und den Handlungen des Papstthums ist so mächtig in ihm, daß er auch die Kriegserklärung des unfehlbaren Papstes an die moderne Menschheit lieber entschuldigt, als daß er sie zu verleugnen versuchte.

Die Darlegung, daß auch große Naturforscher Gott geliebt haben, ist von wenig sachlichem Werthe, wenn diese Thatfache auf ein harmonisches Verhältniß zwischen Wissenschaft und Glauben, zwischen moderner Civilisation und Kirche hinweisen soll. Denn der Gott der Kirche und der Gott jener großen Naturforscher ist nicht so ganz derselbe Gott; und beruft sich der Cardinal-Bischof von Perugia auf Vaco, der da sagte, „daß die Wissenschaft, wenn daran bloß genippt, von Gott entfremde, wenn sie aber tiefer verkostet werde, im Gegentheil zu Gott zurückführe“, so fühlt ja doch jeder vornehmere Geist in einem gewissen Sinne die Wahrheit dieses schönen Ausspruchs. Es sei uns aber gestattet, in jenem Gotte das allgemeine Symbol unseres Ideals zu sehen. Wer überzeugt sich denn nicht Tag für Tag von der Gefährlichkeit der Halbbildung und wer sollte nicht mit Vaco und dem Papste Diejenigen verachten, die nur vom Wissen genippt haben, um im Leben mehr zu scheinen als zu sein? Uebersetzen wir Vacos Ausspruch in die Sprache der Empfindungen eines jeden Edlern, so heißt dies: Nur Derjenige, der tief schöpft, ist einheitlich in seinem Charakter, und alle Erscheinungsformen führt er auf sein Ideal zurück, und so bietet er auf den Höhepunkten seines Denkens und Handelns stets den schönen Anblick einer künstlerischen, kraftvollen, idealen Einheit. Der Halbgebildete dagegen hat durch sein Halbsein seine natürliche Einheit in ein künstliches Nebeneinander von zufälligen Elementen aufgelöst, und er bietet den häßlichen Anblick eines mittelpunktslosen Wesens ohne Norm, ohne Gewissen, ohne Ideal. Und wenn Leo XIII. den Copernicus, Kepler, Galilei, Linné, Volta und Faraday als gottesfürchtige Männer hinstellt, so wird auch kein edlerer moderner Mensch in dieser Erscheinung einen innern Gegensatz erblicken; denn es ist ja klar, daß die großen Baumeister auf dem Gebiete der Wissenschaft den Bau ihrer Gedanken in herrlicher Einheit zu krönen sich bemühen und, indem ihre ganze Ideenwelt von einem einzigen schönen Ideal durchdrungen ist, religiös erscheinen, ob nun dieses Ideal Gott oder anders heiße.

Freilich der Papst gebietet uns auf's strengste, unser Ideal ausschließlich dem Namen Gottes zu weihen, und jene Einheit des Weltalls, die ein jeder Edel denkende von uns kennen und lieben gelernt hat, stellt er uns als den Gott hin, der seinen Verfolgern überall in der Welt entgegentrete:

„Von dem kleinsten der Wesen, von dem Infusenthierchen, welches das Auge kaum durch die schärfsten Instrumente zu unterscheiden vermag, bis hinauf zu dem größten Thiere des Urwalds, ja bis zu dem Menschen, dem Könige der Schöpfung; von dem Grasshalme, der vom Winde bewegt wird, oder von dem Blümchen, das nur wenige Stunden blüht und duftet, bis hinauf zu dem hellsten der Sterne, die am Himmel erglänzen, ist allen Dingen die Spur der Gottheit aufgedrückt, in allen prägt sich das Zeugniß seiner Macht, seiner Weisheit, seiner Güte ab.“

Fast wäre es doch viel natürlicher, wenn unser Autor diesen schönen Worten zufolge die Gottheit mit „der über das Weltall ausgegossenen Schönheit und Harmonie“ oder mit der Welt selbst identisch hielte; aber gerade

eine solche Anschauung stellt er so wie der Syllabus als häretisch hin. Und alle jene Argumente für das Dasein Gottes, mit denen der speculative und kleinliche Geist von Philosophen und Theologen die Menschheit seit Jahrhunderten belästigt, setzt der Cardinal-Bischof von Perugia zur Erbauung der Gemüther seiner Gläubigen auseinander. Was dem modernen Menschen als der unverrückbarste Mittelpunkt und als der erhabenste Trost im Dasein erscheint, das feste Naturgesetz, verhorrescirt er. Wir hören den geistlichen Autor einmal folgendermaßen sprechen:

„Wie könnten wir, nachdem wir neunzehn Jahrhunderte im Lichte der Offenbarung verlebt haben, uns entschließen, den Glauben an unsern Gott abzuschwören, der allezeit als eine Forderung der gefunden Vernunft betrachtet und als das gemeinsame Erbgut der ganzen Menschheit festgehalten worden ist? Zu welcher elenden Waffe greift man nicht, um diesen Glauben und diese allgemeine Ueberzeugung der Menschheit zu bekämpfen! Sollte man es für möglich halten, Geliebteste? Die Wissenschaft hat gewisse durch eine große Stetigkeit und Unwandelbarkeit sich auszeichnende Naturgesetze gefunden, und man hat aus der Stetigkeit und Unwandelbarkeit dieser Gesetze den Schluß ziehen zu müssen geglaubt, auch die Hände Gottes seien durch dieselben wie mit Stricken gebunden, so daß er nicht frei in den Lauf der Ereignisse eingzugreifen vermöchte. Warum demnach die Völker veranlassen, vor den Altären Gottes und seiner Heiligen zu beten, wenn Alles, was geschieht, die Frucht verschiedener, bestimmter und unvermeidlicher Bewegungen ist? Bössartige Krankheiten erfassen viele, auch selbst die stärksten Körper und mähen die Leben gleich Grashalmen dahin. Dabei darf, wenn man auf die Ungläubigen hört, nimmermehr an eine Strafe wegen begangener Frevelthaten gedacht werden, sondern die Sache hat sich vielmehr auf folgende Weise zugetragen: Die Winde haben auf ihren lustigen Flügeln von ferne her verderbenbringende Miasmen herbeigetragen, die mit den Waffen der Wissenschaft, nicht aber mit Gebeten zu bekämpfen sind. Die Erde verweigert dem Landmanne die Frucht seines Schweißes, die Weinberge werden durch Erkranken der Rebstöcke verwüstet, die Heerden von einer Seuche decimirt, die Flüsse treten aus ihren Ufern und richten große Verheerungen an. Ist es nothwendig, in dies Alles das Walten der Gottheit hereinzuziehen? Nein, die Erklärung ist ja sehr leicht. Aus gewissen physischen Ursachen ist kein Regen gefallen: Millionen kleiner, unsichtbarer Thierchen, welche die Luft herbeigeweht, haben Tod und Mißwachs gebracht: die unzureichend eingedämmten Flüsse sind aus ihren Betten herausgetreten, weil das Wasser, von den allzu gelichteten Wäldern nicht zurückgehalten, darin über das Maß gewachsen ist. Was hat Gott mit alledem zu thun? Der Natur und ihren unwandelbaren Gesetzen, der Trägheit und der Unwissenheit der Menschen müßet ihr dies Alles zuschreiben. Sehet, meine Theuersten, auf solch' elende und listige Weise sucht man auf der Welt zum Versinken zu bringen jenen wunderbaren Einklang des öffentlichen Gebets, worin unsere Väter das Mittel gesucht und auch immer gefunden haben, die Strenge der göttlichen Strafgerichte entweder ganz von sich abzuwenden oder doch zu mildern.“

Lesen wir solche Worte, so dürfen wir doch wahrlich sagen: Was du anbetest, verbrennen wir; was du verbrennst, beten wir an. Das unwandelbare Naturgesetz ist die Grundlage aller unserer Moral, unserer Arbeit, unserer Freiheit. All unser Leben, unsere Selbsterziehung, die Erziehung, die wir unsern Kindern geben, unsere Forschung, unsere Wünsche, unsere Hoffnungen bewegen sich im engumgrenzten und doch weiten Reiche, das von den Naturgesetzen umschlossen ist. Wir sind stark, vertrauensreich und glücklich,

weil wir, den Geist des Beständigen und Ewigen athmend, nicht Launen der Natur, nicht despotischen Geschmack zufälliger Wundermacht fürchten. Wir sagen uns demüthig, daß unsere Fehler in uns liegen; wir gestehen offen, wenn wir der Natur zuwider handeln, bewiesen zu haben, mit der Causalität ihrer Erscheinungen unbekannt gewesen zu sein. Wir klagen, wenn uns etwas fehlgeht, Niemand an, es sei denn uns selber, unsere Illusionen, unsere Unwissenheit. Wir bewegen uns mit glücklicher Freiheit im Leben, aber zugleich mit dem sichern Bewußtsein, unsere Freiheit durch das feste Nachtgebot der Natur schön gezügelt zu sehen. Wir sehen in unsern Pflichten den Opfertribut, den wir auf den Altar der Natur legen; wir sehen in unsern Rechten den Lohn für unsere Pflichten, für unsere Vertrautheit mit den Naturgesetzen. Wir lieben das, was wir wissen; wir wissen das, was wir lieben. Da aber reißt uns der päpstliche Schriftsteller gleichsam den Kranz unseres höchsten Verdienstes vom Haupte, den Kranz unserer Erkenntniß der Natur; er zerschneidet uns im Namen der Kirche den heiligen Bund mit der Natur, mit dem Ewigen, indem er uns zum Gebete einladet und eine unbewußte mystische Verbindung zwischen einem träumenden Ich und sentimentalen, launenhaften Wundermächten stiftet. Wir weisen es im Namen der Natur, dieser complicirten majestätischen Einheit von Millionen, Millionen Factoren stolz zurück, daß sie, unsere strenge Mutter, durch unser klägliches Gebet aus ihren unverbürbaren Ordnungen sich bringen lassen sollte. Wir sagen uns mittheilslos: Der Erdensohn mag zuweilen die Uebersicht über sich und über die ihn umgebenden Dinge verlieren — da mag er weinen und beten, und in seiner Schwäche andere Mächte der Erde für dasjenige verantwortlich machen, was er oder die Geschichte seines Lebens, seine Abstammung, seine Umgebung, der Stern, unter dem er geboren war, an ihm verbrochen hat; aber was leidet unsere große Allmutter Natur darunter, wenn ein kleines Element in ihr sich nicht wohl fühlt? Sie, die universelle Gerechtigkeit, hat die Harmonie der großen Welt im Auge, nicht aber ein oder zwei oder drei Stäubchen. Wir bewundern die Nothwendigkeit auch dann noch, wenn sie hart ist; wir lieben sie auch dann noch, wenn wir selber ihr tragisches Opfer sind. In uns sehen wir in einem gewissen Sinne Opferthiere, die für ihre Geburt unverantwortlich sind; aber wir söhnen uns aus mit uns, mit unserm Schicksal und unserm Unglück, weil wir stolz sind und zeigen, daß wir als Geseßtegeborne noch immer frei genug sind und in unserm Willen unser Himmelreich sehen. Erfahren wir eine Enttäuschung im Leben, so sagen wir als strenge Richter über uns: Schmach über unsere Unwissenheit — nur der Unwissende erfährt Enttäuschungen; und wir tragen die Schuld daran. Kannten wir uns auch selber, so kannten wir uns doch nicht genug in unserm Verhältnisse zu unsern Verhältnissen, zu unserer Umgebung, zu unserer Vergangenheit und Zukunft. Auch diese zu kennen, sind wir verpflichtet; denn wer die Vergangenheit kennt, kennt die Zukunft. Da wir die Zukunft

wenigstens kennen sollten — wenn wir auch oft in unserer Beschränktheit sie nicht kennen — so weisen wir schon an sich das Gebet als ein praktisches Heilmittel mit Entschiedenheit von uns. Wir sehen im Gebete nur einen lyrischen Ausdruck der Demuth, der Selbstvernichtung, der Abhängigkeit und des Seelenschlammers. So wie wir, weit entfernt das Naturgesetz in seiner Regel und Strenge anzuklagen, es vielmehr wie unsere Gottheit preisen, so preisen wir auch die Arbeit, denn sie ist das wahre Symbol unseres Verhältnisses zum Naturgesetze. So lehnen wir denn von vornherein eine Ansicht über die Arbeit mit Entschiedenheit ab, die das Christenthum von jeher vertreten hat und auch der Papst vertritt. Ja wir betrachten es geradezu als unmoralisch, die Arbeit als Sühne für die Sünde hinzustellen — eine Anschauung, die unser geistlicher Schriftsteller im Anschlusse an Johannes Chrysostomus vertritt. Zwar nimmt er die Arbeit als ein nothwendiges Uebel, als „ein Übungsmittel, um die sittliche Kraft unserer Natur zu stärken“ in Schutz; und er verteidigt sie gegen ihre antiken Verächter Plato, Aristoteles, Cicero und Terenz. Aber wiederum begeht er den Fehler, in einem historischen Moment ein actuelles Moment zu sehen. Die Ideen dieser alten Denker über die Arbeit sind ja längst überwunden. Mit tragischem Ernst citirt er den Ambrosius und Augustinus, die die Arbeit um ihres Ruhens willen priesen. Er preist das Mönchsthum, das für die Arbeit so viel auf Erden gethan habe; er preist Italien, dem die Arbeit der Kirche die größten Segnungen habe zu Theil werden lassen. Wahrlich, das ist doch recht veraltet. Der moderne Geist bekämpft ja das Mönchsthum um seiner asketischen arbeitsfeindlichen Richtung willen. Gewiß haben die Mönche in Zeiten der Barbarei nicht nur den Cultus Gottes, sondern auch den der Erde vielfach gepflegt und unter den Menschen verbreitet; aber in ihnen noch heute das Ideal der Arbeit zu sehen, wäre doch wohl recht thöricht. In Italien aber zumal kämpft das Princip der Arbeit und der Ordnung einen heißen Kampf gegen das Princip des beschaulichen Lebens und des äußern Chaos; und Italien wird doch sicherlich eines schönen Tages die letzten Consequenzen aus seinem strengen, ja geradezu grausamen Vorgehen gegen das Klosterwesen noch ziehen müssen. Aber wahr und schön spricht unser Autor von jenem Geiste der Entsagung, der die Sendboten der Kirche so oft beseelt habe und noch heute beseele. Gerade Macaulay hat in seinem berühmten Essay über die Päpste jenes Moment so glücklich und volltönend hervorgehoben, daß die Kirche zu allen Zeiten alle Art menschlicher Entsagung in ihren Dienst genommen und organisiert habe. Hören wir den Kirchenfürsten von Perugia:

„Es giebt keinen Winkel der Erde, keinen noch so kleinen Ort, wo uns nicht solche Personen begegnen, welche auf die Bequemlichkeiten, Vergnügen und alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichten, um sich freudig dem äußerst anstrengenden Dienste zu widmen, die Kranken bei Tag und bei Nacht zu pflegen, der Waisen und aus der Gesellschaft Ausgestoßenen sich anzunehmen, die Nothleidenden in ihren Hütten aufzusuchen, ja selbst zu den Verbrechern, welche die Gesellschaft aus ihrer Mitte ausschließen mußte, in ihren dunklen Gefängnissen zu gehen.“



Ohne Schwierigkeit wird Jedermann aus den Stellen, die ich aus den Schriften des Papstes und zumal aus seinen Hirtenbriefen angeführt, erkennen, welch' ein Geist der Andacht in ihm lebt und wie er das Banner seiner Kirche mehr in demuthsvollem Dienste, den er ihr widmet, hochhält, als sich in pfäffischer Anmaßung, getragen von dem falschen Bewußtsein eigener Größe, über sie erhebt. In seinen Schriften entdecken wir einen Theil des Geistes der Kirche. Viele ihrer Vertreter haben einen so großen Einfluß auf die Gemüther der Menschen durch die Art und Weise genommen, wie sie sich der Welt gegenüber im Worte führten. Das Menschenherz wird so leicht gerührt, wenn eine ganze große Institution in ihren mächtigsten Vertretern sich mit seiner Freude und seinem Leide solidarisch fühlt oder doch wenigstens solidarisch stimmt. Ich will nicht so weit gehen zu sagen, daß viele moderne, für Volkswohl und Menschenwohl wirkende Institute in der Sache weniger solidarisch mit einem allgemeinen oder nationalen Leide seien, als die Kirche oder die Päpste; ich will nicht sagen, daß die modernen Parlamente, die modernen Staaten, die modernen socialen Propheten und Apostel weniger Mitgefühl mit dem öffentlichen Elend haben — und vollends überzeugt bin ich, daß sie positivere und productivere Factoren sind als die Kirche, als die Kirchenfürsten und die Bettelmönche. Aber Eines sollten die Parlamente, die Volksvertreter, die modernen Vormünder der Geführten und der Bedrängten von der Kirche lernen — nicht allein solidarisch im Gedanken mit allgemeinem Elend zu sein, sondern sich in Stil und Sprache solidarisch mit demselben zu stimmen. Ich will einige Beispiele aus den Schriften Leos XIII. anführen, die darlegen, welch' ein Geheimniß in der Form liegt, in der sich ein humaner Gedanke äußert — ich will ein Wort über die Terminologie sagen, in der der Geist Leos XIII. zum Ausdrucke kommt. Und da beachte man wohl, daß die Person des Papstes, eine mehr sachliche als formelle, eine mehr rauhe als blumige Natur, aus sich herauszutreten vermag und mit dem Dufte der Kirchensprache ihren Gedanken ausstattet, da ihr die Natur das weiche saftige Sammetkleid der stilistischen Schönheit eigentlich versagt hat. Er spricht zu seinen Gläubigen als „Vater, der seine Kinder aufsucht und bedacht, ihr Bestes auf jede Weise zu fördern, die Keime jener Lehren in ihren Herzen niederzulegen strebt, die durch den Thau der Gnade belebt, zu ihrer Zeit Früchte des Segens und des Lebens bringen werden“. Einmal spricht er von der alma Roma wie von „dem neuen Jerusalem, von wo das Wort des Herrn ausgeht, um in allen Welttheilen widerzuhallen“. In Rom ist es ihm, als ob er „in jenem mystischen Thurme verweile, von dessen Wänden die wohlgestählten Waffen herabhängen, die die Irthümer treffen, und die Rüstzeuge der Helden, mit denen die Kämpfe des Herrn siegreich gekämpft werden“. Er eifert gegen die Vernunft als oberstes Princip des Lebens und bemerkt: „Nachdem man einmal die Vernunft der Willkür der Meereswogen überantwortet, war es freilich eine vergebliche Arbeit, vor der

kühnen Seglerin die Säulen des Hercules aufzupflanzen, damit sie über dieselben nicht hinausginge.“ Denn die Vernunft, die zum Protestantismus verleitet hätte, verleite schließlich zum Proteste gegen jede Religion. Dies ruft er mit Peter Bayle aus. Das Gebet nennt er „jene Waffe, die dem Herzen Gottes gleichsam Gewalt anthut und seine Strafgerichte mildert: Das Gebet dringt durch die Himmel, steigt empor bis zum Throne Gottes, rührt Gottes Herz und thut ihm süße Gewalt an, damit er unsere Seufzer erhöere und unsere heiligen Wünsche erfülle“. Die Kirche nennt er einmal „den Leuchthurm, auf den die verirrtten Völker stets ihre Fahrzeuge richteten, wenn der Sturm sie zu verschlingen drohte“. Einmal sagt er von der Kirche, „daß in ihrem mystischen Schiffelein ein himmlischer Hauch wehe, der dasselbe unfehlbar dem Hafen des Triumphs zuführen wird“. Selbstverständlich nennt er die Kirche sehr häufig „die Braut Jesu Christi“, und mit solchem Hochzeitskleide stattet er diese Braut aus, als ob Dante oder Giotto selber sie zum Trauhimmel geleiteten, unter dem sie den goldenen Ring der Treue von ihrem göttlichen Bräutigame empfangen. Die Braut Christi ist eine gar feurige Braut — „welche Flammen des Eifers brennen im Busen dieser Braut Jesu“. Ist die Kirche gewöhnlich jugendlich dargestellt und sehnsuchtsvoll dem Geliebten entgegensehend, so erscheint sie wiederum ein anderes Mal als „gute und besorgte Mutter“. Ein geradezu poetischer Schilderer wird der Papst, wenn er von der Sonntagsruhe spricht:

„So wie dem Wanderer, der eine lange Reise durch eine wüste Gegend mitten in drückender Sonnenhitze zu machen hat, solche Stellen mit unvergleichlicher Freude willkommen erscheinen, wo alte Baumkronen den erfekten Schatten und buntes Grün den Ruheteppich darbieten, so kommen diese schönen Feiertage, um den Körper mit Ruhe und die Seele mit unaussprechlichen Tröstungen zu erquicken. Da schüttelt der geringe Mann den Staub des Alters und der Werkstätte von seinen Schultern ab und athmet in seinem Sonntagskleide freier auf. Er erinnert sich daran, daß Gott ihn nicht erschuf, um ewig im Wagenjoch der Materie zu ziehen, sondern um Herr über sie zu sein. Für ihn ist dort die Sonne da, welche ihm ihren lebenerwedenden Strahl frei zusendet, für ihn jene Hügel, welche ihm ihren berauschenden Duft zuwehen, für ihn die Wiesen, auf denen er mit seinem Weibe und den lieben Kleinen sich ergeht; für ihn jene Gaben Gottes, mit denen sein bescheidener Tisch heute mehr als sonst bereichert erscheint. Tritt er ein in die Kirche, wohin die Stimme der Religion ihn ruft, so findet er dort selige Freuden, die er sonst nirgendwo antreffen kann. Die Harmonien heiliger Gesänge ergözen sein Ohr, sein Auge wird befriedigt von dem Anblick der kostbaren Marmorarten, der reichen Vergoldungen, der schönen kirchlichen Gewänder, der ernsten architektonischen Linien des Gotteshauses. Aber vor allem bewegen und läutern sein Herz die Worte des Dieners Gottes, welche ihn an die Erlösung erinnern, an seine Pflichten, an seine unsterblichen Hoffnungen. In solchen Tagen hören die unschuldigen Familienfreuden auf, ein bloßer Wunsch zu sein, sie werden zur That.“

Diese herzlich schönen Worte können wir doch wohl nicht anders als mit unserer Sympathie begleiten.

„In verderbter und zugleich verderbender Zeit“ spricht er zu seiner

„Heerde, die seine Freude und seine Krone sei“. Er tadelt die Sinnlichkeit im Menschen, aus der jene entnervten Körper hervorgehen, „die eine Herberge sind für verderbte Seelen, für Seelen ohne Flügel“. Er preist „die keuschen Seelen, welche, von den Verlockungen des Fleisches nicht gehindert, sich mit der Wahrheit in fröhlichem Bunde vermählen, sich in dieselbe vertiefen und, mit deren Glanze bekleidet, reichlich Licht verbreiten. Er rühmt die der göttlichen Wurzel der christlichen Moral täglich entsprossenden überaus süßen Früchte.“ Er preist die Vorzüge der Ehe und sagt: „sie sollte in sich die Vorzüge abspiegeln, welche die mystische Vermählung des Sohnes Gottes mit seiner Kirche umstrahlen“; man sollte die Ehe nicht „ihres übernatürlichen Glanzes und ihrer religiösen Majestät entkleiden“. Er nennt Christus „das Mensch gewordne ewige Wort des Vaters und den wesensgleichen Abglanz seiner unendlichen Güte“, er nennt ihn „einen Lehrer für alle Verhältnisse des Lebens“.

Dies ist die Sprache des Papstes, sie ist Geist von seinem Geiste.

(Schluß folgt.)





## König Ludwig II. und die Kunst.

Von

Wilhelm Lübke.

— Karlsruhe. —

**D**er tragische Abschluß des Lebens König Ludwigs II. von Bayern giebt Anlaß sich darüber klar zu werden, was dieser hochbegabte Fürst für die Kunst seiner Zeit bedeutet. Ihm war, wie den meisten Wittelsbachern, jene starke und stolze Vorstellung von der eigenen Macht und Selbstherrlichkeit angeboren, die sich am liebsten in großartigen Bauten ausdrückt. So hat denn auch Ludwig II. in verhängnißvoller Weise diesem Streben nachgegeben, bis das Mißverhältniß des Gewollten mit den tatsächlichen Zuständen ihm zur vernichtenden Katastrophe ward. Eine ergreifendere Tragödie hat sich kaum jemals auf einem Königsthron abgespielt. Aber während wir schmerzlich erschüttert den Untergang eines von Haus aus edel und reich angelegten Geistes beklagen, darf doch die geschichtliche Wahrheit nicht zurückgedrängt, darf nicht verschwiegen werden, daß die Verschwendung der kolossalsten Mittel eben nur eine Verschwendung war, die der künstlerischen Entwicklung der Zeit keinen Ertrag gebracht hat.

In schneidendem Contrast steht das Schaffen Ludwigs II. zu dem Wirken seines Großvaters. Ludwig I. hat eine neue Ära der Kunst begründet, weil er den bedeutendsten schöpferischen Geistern eine Fülle der großartigsten Aufgaben stellte. Die Architektur entfaltete sich glänzend, und obgleich in ihr der Eklekticismus herrschte, wurde doch die Basis für neue Entwicklungen gewonnen. Der Malerei und der Plastik wurden große monumentale Aufgaben gestellt, verloren gegangene Techniken wie die Glasmalerei und die Erzgießerei, wurden neu begründet und durch bedeutende Aufträge gefördert. Alle diese schöpferische Thätigkeit ward aber in den Dienst der idealen Inter-

essen gestellt, zum Wohl und Vortheil des ganzen Volkes verwendet, indem durch Erbauung von Kirchen und Museen, der Glyptothek, der alten und neuen Pinakothek, der Universität, der Bibliothek, des Kunstausstellungsgebäudes, der Propyläen, des Siegesthores, der Walhalla, der Ruhmeshalle von Kelheim u. die höchsten Aufgaben künstlerischen Schaffens sich ergaben. Bezeichnend für die Selbstlosigkeit dieses Strebens war, daß dasjenige Gebäude, welches der König für sich selbst errichten ließ, der Wittelsbacher Palast, das einzige war, welches nicht in monumentaler Form, sondern lediglich im Puzbau hergestellt wurde. Dieser große Sinn war es, welcher die Kunstpflege des Königs so segensreich für sein Land und Volk machte.

Niemals im langen Verlauf der Geschichte hat ein einzelner Herrscher eine so grandiose, so nach allen Seiten epochemachende monumentale Kunstthätigkeit hervorgerufen. Mögen an jenen Werken immerhin die Mängel ihrer Zeit haften, sie athmen doch eine Größe des Sinns, eine glühende Begeisterung für alles Hohe, die für alle Zeiten bewundernswerth dasteht, ja sie repräsentiren eine Summe von Schöpfungen, an welchen das deutsche Volk einen unverlierbaren Schatz auf immer besitzt.

Sein Nachfolger, König Max, obwohl nicht in diesem Maße kunstliebend, obwohl in dem Versuch nach Neugestaltung der Architektur wenig glücklich, schuf doch in dem Nationalmuseum eine Anstalt, welche überaus fruchtbringend für das kunsthistorische Studium und für die kunstgewerbliche Production werden sollte und das Andenken des edlen hochsinnigen Fürsten für immer zu einem gesegneten machen wird.

Im schärfsten Gegensatz zu seinen Vorgängern bewegte sich die Kunstpflege König Ludwigs II. in einem Sinne, der in unserer Zeit als ein seltsamer Anachronismus dasteht. Nur zur Befriedigung seiner persönlichsten Neigungen, zur Verwirklichung phantastischer Träume setzte dieser poetisch überschwängliche Fürst die Baukunst sammt den sie begleitenden decorativen Künsten in Bewegung. Im Schlosse Neuschwanstein war es die Zeit des 12. Jahrhunderts, der romantische Geist des Sängerkriegeß auf der Wartburg, dem er mit den überschwänglichsten Mitteln huldigen wollte; im Linderhof und mehr noch in dem Neuen Palast am Herrenchiemsee verirrte er sich in die slavische Nachahmung der Epoche Ludwigs XIV. Dieser Monarch, die Incarnation des selbstherrlichen *l'état c'est moi*, desjenigen hochmüthigen Wahlspruchs, der für immer aus der Geschichte Europas beseitigt ist und nur noch im Despotismus des Orients eine Stätte hat, war das vergötterte Vorbild des unglückseligen Bayernkönigs. In künftigen Zeiten wird man es kopfschüttelnd als ein Märchen ansehen, daß im 19. Jahrhundert, bald nach der Aufrichtung des neuen deutschen Reiches, es einen deutschen Fürsten geben konnte, der es über sich gewann, den ruchlosesten Verwüster Deutschlands zu seinem Idol zu machen, dem er nicht bloß die Formen seiner Architektur, sondern sogar seine Devisen und Embleme nachahmte. Konnte es einen stärkeren Beweis der krankhaften

Degeneration eines von Haus aus edlen und deutschgesinnten Fürsten geben, als diese unheimliche Verblendung?

Fragen wir nach dem künstlerischen Werth der einzelnen Bauten, so wird an Originalität der Conception das Schloß Neuschwanstein bei Hohen Schwangau wohl den Preis davontragen. Hier ist im Geiste des hohen Mittelalters eine Schöpfung entstanden, in welcher mit künstlerischer Genialität alle Motive der voll erblühten romanischen Kunst zu einer neuen glanzvollen Blüthe entwickelt sind. Der Bau enthält in freier malerischer Gruppierung alle Elemente einer Burg des Mittelalters, den Palas, die Kemenate, den Bergfried u. s. w. in einer Großartigkeit der Anlage, wie das ganze deutsche Mittelalter uns kein Beispiel bietet. Am ersten könnte man an die Wartburg erinnern; doch bleibt auch diese im Maßstab und im Umfang weit hinter dem hier Gewollten zurück. Schon die äußere Erscheinung mit ihrer freien malerischen Gruppierung der hoch auf kolossalen Substructionen emporgethürmten Massen läßt eine nicht gewöhnliche künstlerische Kraft erkennen. Dieselbe steigert sich noch in der Ausbildung des Innern, die wiederum in dem großen Festsaale, einer freien Nachschöpfung des Saales auf der Wartburg, ihren Gipfelpunkt erreicht. Alles ist, mit Ausnahme der frühgothischen Capelle, im romanischen Stile einheitlich und doch nicht in slavischer Nachahmung durchgeführt; jene Glanzepoche des Mittelalters, die gerade in Deutschland ihre edelsten Blüthen gezeitigt hat, ist in schöpferischer Weise hier neu belebt worden.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein,“ wird man ausrufen, wenn man plötzlich zur Betrachtung des Linderhofs übergeht. Hier ist nach den eigensten Intentionen des königlichen Bauherrn ein kleines Lustschloß entstanden, das in der ganzen Anlage, in Form und Gruppierung, und mehr noch in der üppigen Ausstattung der Räume an die Zeiten einer Pompadour erinnert, so daß man unwillkürlich fragt: „où est la femme?“ Denn der Sybaritismus des Ganzen scheint durchaus auf ein weichliches Genußleben zu deuten, keineswegs auf die hartnäckig festgehaltene Einsamkeit des königlichen Cölibatärs. Als Vorbilder für dies kleine Zauberschloß sind aber nicht etwa französische Werke, wie Klein- und Groß-Trianon, sondern die zahlreichen Lustschlösser deutscher Fürsten zu bezeichnen, welche das vorige Jahrhundert entstehen sah und an denen gerade Bayern überreich ist.

Wer kennt nicht Rymphenburg mit seiner köstlichen Amalienburg, Schleißheim, die entsprechenden Theile der Münchener Residenz, vor Allem das majestätische Schloß von Würzburg.

Dieser glänzende, zwischen dem Barocco und Rococo schwebende Stil hat weit mehr in Deutschland als in Frankreich seine höchste Ausbildung erhalten; war es doch die verschwenderische Prachtliebe und die eitle Ruhmsucht der damaligen weltlichen und geistlichen Fürsten Deutschlands, die in diesem Stil ihren vollsten Ausdruck fand. — Mochte das nach den Greueln des dreißigjährigen Krieges ausgefogene Volk sich in unmenslicher Frohn-

arbeit erschöpfen und seinen Unterdrückern mit dem letzten Kreuzer und mit dem letzten Blutstropfen verpflichtet sein, wenn nur die rücksichtslose Ueppigkeit seiner irdischen Götter in prahlerischem Wetteifer sich die glänzenden Schaubühnen für ihr ausschweifendes Leben herstellen konnte. Der künstlerische Glanz jener Leistungen, die vollendete technische Fertigkeit der Ausführung soll nicht geleugnet werden, aber ebenso wenig darf verschwiegen werden, welch frivole Existenzen in diesen Monumenten ihren Ausdruck gefunden haben.

Dies ist der Stil, dies die künstlerische Richtung, welche im Linderhof zur Erscheinung kommt. So hoch auch hier das Talent ist, welches sich dieser Formen bemächtigt hat und sich mit großer Gewandtheit in ihnen auszudrücken weiß, so kann man doch die Frage nicht umgehen, ob denn dies die Richtung ist, in welcher die Kunst unserer Zeit ihr Heil finden kann.

Seltene Gegensätze! Dieselbe Zeit, in welcher ein mächtiges Ringen auf die völlige Befreiung und Gleichstellung des vierten Standes gerichtet ist, in welcher mit der stürmischen Macht elementarer Gewalten die social-demokratische Revolution an die Pforten des heutigen Staates klopft und unsere morsche Gesellschaft zu zertrümmern droht, sucht plötzlich wieder in der Architektur und in den decorativen Künsten an jene letzten Ausdrucksformen anzuknüpfen, in welchen die alte Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts übermüthig ihr *après nous le deluge* der herausziehenden Revolution in's Antlitz schleuderte. Wenn solche Richtung nur als die Monomanie eines Einzelnen, und obendrein eines auf seltsamen Abwegen der Phantasie einherirrenden Fürsten aufträte, so würden wir sie als eine Anomalie in dem gefunden Geistesleben unserer Zeit hinnehmen. Leider aber gewinnt es immer mehr den Anschein, als ob diese jüngste Bewegung mit der verheerenden Kraft einer Mode-Epidemie unsere ganze Kunst auf neue Abwege führen würde. Denn schon scheint es vorbei zu sein mit der Bewegung zur Renaissance, die vor anderthalb Decennien bei uns so verheißungsvoll anhub und uns eine neue nationale Kunst zu versprechen schien. Die Strömung zur deutschen Renaissance, die so glücklich mit der Wiederaufrichtung des Reichs zusammenfiel, war sicherlich eine der gesündesten Phasen unserer Entwicklung. Unter dem Einfluß der mächtig gehobenen nationalen Stimmung warf man sich mit Begeisterung auf die Kunst einer Zeit, in welcher ebenfalls eine große geistige Wiedergeburt der Nation sich vollzog. Keine andere Kunst wäre so sehr im Stande gewesen, bürgerliche Tüchtigkeit in geistiger und materieller Arbeit so klar und so lebensvoll zum Ausdruck zu bringen, wie die deutsche Renaissance. Klang in ihr doch zugleich der Ausdruck der Befreiung von kirchlichem Geisteszwang und die glühende Hingebung an die höchsten Ideale der Menschheit in der Wiederbelebung der Antike vernehmlich nach. Und auch das konnte für unsere deutsche Geistesart nur günstig erscheinen, daß schon unsere Vorgänger im 16. Jahrhundert mit weitem offenen Sinn sich allen Erscheinungen der damaligen Kunst zugänglich erwiesen, und die Stile Italiens, Frankreichs und der Niederlande zu freier

Verwendung in ihren Formencanon aufgenommen hatten. Sie waren nicht so engherzige Kirchthurmpolitiker in der Kunst, daß sie, wie man es heute öfter verlangt, den Begriff des Nationalen in die deutschen Grenzpfähle eingepfercht hätten. So wuchs aus all diesen Strömungen eine Kunst, die den Mangel an systematischer Strenge und Consequenz durch die unerschöpfliche Fülle eines überfluthend reichen Lebens aufwog und die unermessliche Mannigfaltigkeit deutscher Eigenart auf's Glückseligste spiegelte. Als man bei uns zu dieser Kunst zurückkehrte, durfte man eine Zeitlang hoffen, es werde in der Wiederbelebung derselben, in Verbindung mit einem gründlichen Studium der übrigen nationalen Stile jener Zeit, namentlich der italienischen Renaissance, sowie in einer tieferen Beseelung durch das Studium der Antike, ja selbst im Hineinziehen gewisser constructiver Elemente der mittelalterlichen Kunst, ein wahrhaft nationaler Stil geschaffen werden, in welchem das reiche deutsche Geistesleben zum vollen Ausdruck käme.

Immer bedenklicher aber mehren sich die Zeichen, daß diese Hoffnung eine schwere Täuschung war. Statt jenes Stiles, in welchem wir den Ausdruck geistigen Ringens, redlicher Arbeit, bürgerlichen Behagens erkennen, soll uns neuerdings eine Kunstweise aufgebrungen werden, die, wie hoch auch ihr absolut künstlerisches Verdienst sein mag, das Gepräge schwelgerischer Ueppigkeit, frivolen Spieles mit dem Dasein unauslöschlich an der Stirne trägt. Wir sind ja längst nicht mehr in der puristischen Einseitigkeit befangen, das Rococo mit Abscheu zu verwerfen; aber etwas anderes ist es doch, ob dieser Stil gerade als Ausdruck des Lebens unserer Zeit, der ernsten und schweren Kämpfe, in welchen wir stehen, aufzufassen sei. Jeder Unbefangene wird hier wohl mit einem entschiedenen Nein antworten. Noch schlimmer ist, daß in diesem ewigen kaleidoskopischen Wechsel der Formen, in dieser unruhigen Jagd nach Neuem, die Phantasie der Künstler und die Hand der ausführenden Werkleute niemals zu derjenigen Ruhe kommt, welche durchaus erforderlich ist, wenn etwas künstlerisch Gediegenes entstehen soll. Braucht es doch nicht erst gesagt zu werden, daß die Kraft aller großen Epochen der Vergangenheit auf der Einheit und Consequenz beruhte, mit welcher der jedesmalige Stil als der einzig mögliche und denkbare Ausdruck des gesammten Lebens der Zeit sich darbot. Diese gewaltige unerbittliche Nothwendigkeit schnitt alle Willkür, alles Schwanzen ab, gab den Schöpfungen das Gepräge einer unvergleichlichen Sicherheit, ja einer Naturnothwendigkeit. Wir Modernen dagegen irrlüthteliren haltungslos in den Stilen aller Zeiten, sollen in allen zugleich zu Hause sein und sind daher in keinem wahrhaft und ganz zu Hause.

Aus alledem geht wohl überzeugend hervor, daß man Bauten wie den Linderhof, so künstlerisch werthvoll sie sein mögen, doch für die Kunstentwicklung unserer Zeit nicht in Betracht zu ziehen vermag.

Bei dieser Schöpfung König Ludwigs II. kommt noch hinzu, daß sie mit ihrem raffinirten Prunk und den Formen einer auf's äußerste gesteigerten Civilisation der unberührten Großartigkeit und Feierlichkeit der umgebenden



Natur einen Schlag in's Gesicht versetzt. Wenn es die höchste künstlerische Aufgabe ist, das architektonische Werk gleichsam als feinste Blüthe der umgebenden Natur sich entfalten zu lassen, so ist hier die schneidendste Dissonanz verwirklicht worden.

Ist das Schloß von Neu-Schwanstein eine großartige Conception, der Sinderhof ein üppig reiches Prunkstück, so sollte Alles das an Ueberschwänglichkeit und Maßlosigkeit noch überboten werden durch den neuen Palast auf Herrenchiemsee. Es sind gerade zehn Jahre, daß ich einen mehrwöchentlichen Sommeraufenthalt auf dieser damals so stillen unberührten Insel machte. „Herrenwörth“ unterschied sich immer durch seine hochpoetische Einsamkeit von der überfüllten kleinen Fraueninsel, welche Decennien hindurch bekanntlich die beliebteste Sommerfrische der Münchener Maler war. Ein rastloses Treiben, ein unablässiges Kommen und Gehen bewegte sich unaufhörlich auf diesem Duodez-Eiland; unter jedem Busch saß ein malendes Männlein oder Weiblein, die ganze Insel roch nach Delfarbe und widerhallte von Gelächter und Geplauder. Um so erquickender war die tiefe Stille auf der Herreninsel, und wenn ich in der Morgenfrühe von meinem nächtlichen Lager aus das kleine Frauenwörth mit seinem Klosterlein und seiner uralten Kirche in klarer Spiegelung aus dem Wasser aufragen sah, so glaubte ich eine Fata Morgana mit ihrem träumerischen Zauber zu erblicken. Bekannt ist, daß die Herreninsel mit ihrem stattlichen Benedictiner-Kloster gleich so vielen anderen geistlichen Stiften zu Anfang unseres Jahrhunderts von der Säkularisation getroffen wurde. Um ein Spottgeld ging diese prachtvolle, drei Stunden im Umkreis haltende Insel mit ihrem wundervollen Wald und den ausgebreiteten Gebäuden des Klosters sammt der Kirche in die Hände eines Münchener Brauereibesitzers über, der sofort die Kirche mit den alten Gräbern der Aebte profanirte und eine Brauerei darin anlegte. Aber der Himmel zürnte über dies Sacrilegium, es ruhte kein Gedeihen auf der Unternehmung, Hagelschlag und Mißwachs verfolgten den Urheber dieser Gräuelp, und so ging das Ganze bald in andere Hände über, bis zuletzt der lothringische Graf von Hunolstein das Besizthum erwarb. Alljährlich im Herbst kam der Graf auf einige Zeit hierher, um mit seinen Gästen im Forste auf Edeltwild zu pirschen. Aber nach dem deutsch-französischen Kriege, da ihm der Aufenthalt in Deutschland verleidet war, verkaufte er die Insel an eine Gesellschaft von Holzhändlern, welche in rücksichtslosester Weise den herrlichen Wald zu verwüsten angingen. In der Mitte des Eilandes hatten sie eine Strecke von etwa einer Viertelstunde Länge und halber Breite der gefräßigen Art des Holzhauers zur Beute gegeben, vorsichtig die äußeren Partien späterer Verwüstung vorbehaltend, so daß von außen die Insel noch immer unberührt erschien. Die Verwüstungsstrecke aber machte den grauenhaften Eindruck einer barbarischen, ohne alle forstwirthschaftlichen Rücksichten vorgenommenen Zerstörung. Nicht bloß die alten mächtigen Stämme, sondern auch der junge Nachwuchs war brutal niedergestreckt worden und mancher zarte Schößling, von den fallenden

Riesen zerfchmettert, ſtreckte mit zerfchellten Gliedern ſeine Leiche kläglich in die Luft. Auf den bayeriſchen Bahnſtationen ſah man aber überall die majefätifchen Stämme in ganzen Haufen liegen, des Weitertransportes gewärtig. Dieſer zum Himmel ſchreiende Waldſtrebel erregte damals die öffentliche Meinung zu einem Sturme des Unwillens, der, in der Allgemeinen Zeitung, wenn ich nicht irre, durch die Feder des trefflichen zu früh heimgegangenen Karl Stieler ſeinen Ausdruck fand. Dieſer Schmerzensſchrei veranlaßte König Ludwig II. zu dem hochherzigen Entſchluß, die Inſel anzukaufen, um ſie ähnlichen Schickſalen zu entziehen; allein das Verhängniß wollte, daß er ihr eine andere Verunglimpfung zubachte durch den ungeheuerlichen Plan der Erbauung eines Palaſtes, welcher als Copie des Schloſſes zu Verſailles dieſes Vorbild an Umfang noch überbieten ſollte. Auch hier haben wir vor Allem wieder die ſchreiende Diſſonanz zwiſchen dem Bau und ſeiner landſchaftlichen Umgebung zu beklagen. Schlöſſer dieſer Art, ausgeführt in der koloffalen Maſſenhaftigkeit dieſer prunkvoll kalten Formen, ausſtattet mit dem raffinirteſten Luxus einer übertriebenen Civilisation, gehören nicht in die Umgebung einer ſolchen, von Menſchenhand faſt unberührten Gebirgsnatur. Hier ſollte die zudringliche Prahlerei des armſeligen Menſchengeschlechts verſtummen und der erhabenen Stimme der unentweichten Gottesnatur das Wort laſſen. Aber noch abgesehen von dieſer Erwähnung: welchen Werth kann eine mit der ungeheuerſten Verſchwendung von Mitteln in Scene geſetzte Copie einer früheren Schöpfung für unſere Zeit haben, welche Bedeutung kann die Wiederholung eines von der Geſchichte ſchon abſolvirten Penſums beanspruchen? Die öffentlichen Blätter haben in ausführlichen Schilderungen der Herrlichkeiten dieſes Palaſtes und ſeiner fabelhaft reichen Ausſtattung gewetteifert. Man glaubt bei dieſen Dingen nicht mehr in Europa zu ſein, ſondern das überſchwängliche Werk eines aſiatiſchen Despotismus vor Augen zu haben, dem es in ſeiner unbeſchränkten Omnipotenz Vergnügen macht, jeder Laune zu fröhnen, jedem üppigen Gelüſt die Zügel ſchießen zu laſſen. Und während im Linderhof und im Schloß Neuschwanſtein die Phantaſie des Architekten innerhalb der einmal erwähnten Stilformen ſich ziemlich frei ergehen konnte, war hier bei der ſtrengſten Vorſchrift der Nachahmung dem ſchöpferiſchen Genius die härteſte Feſſel angelegt. So entſtand dieſes Rieſenwerk als unheimlicher Ausdruck einer auf Irrwegen gerathenen Phantaſie, die nur noch im Ungeheuerlichen ſich zu genügen ſuchte. Iſt es nicht ein erſchütternder Beweis des Wahnsinns, einen ſo gigantiſchen Bau mit dem Aufgebot der koloffalſten Mittel in's Leben zu rufen, der nur dann einigen Sinn hätte, wenn man ihn als den Schauplatz eines glänzenden Fürſtenhofes mit ſeinem pomphaften Ceremoniell und ſeinen rauschenden Feſtlichkeiten ſich vorſtellte. Nun denke man ſich dieſe rieſigen Räume, die nach einer Belebung durch einen zahlreichen glänzenden Hofſtaat verlangen, einzig bevölkert durch die träumeriſche Geſtalt dieſes unglückſeligen Königs in

der Mitte einer handvoll Kammerdiener und Chevauxleger. Muß man nicht ausrufen: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!“

Und dabei ist immer wieder zu betonen, daß es des Königs eigenste Gedanken waren, die hier zur Ausführung gelangten. Bei einer Durchsicht der Bauacten, welche mir freundlichst gestattet wurde, war ich erstaunt, in den täglich, bis in die jüngste Zeit hinein, vom König erlassenen Weisungen und Befehlen das genaueste bis in die geringsten Einzelheiten eindringende Verständnis anzutreffen. Der königliche Bauherr hatte alle diese Erlasse einem Kammerdiener dictirt und dann mit eigener Hand in peinlichster Sorgfalt durchcorrigirt. Mitten in der Umnachtung, welche diesen erlauchten Geist damals schon in so schmerzlicher Weise umflorte, bildete das Interesse an diesen Dingen einen lichten Punkt, in welchem zuletzt ganz allein noch die ursprünglich klare Geistesanlage sich offenbarte. Der König war in der That ein äußerst genauer Kenner der betreffenden Architekturstile und hatte namentlich das Schloß von Versailles, die Hauptschöpfung seines von ihm vergötterten Vorbildes, mit erstaunlicher Gründlichkeit studirt. Aber je genauer er dies kannte, um so lästiger mußte für seinen ausführenden Architekten die Fessel sein, die ihm dadurch auferlegt wurde, und so blieb nothwendiger Weise gerade bei diesem gewaltigsten seiner Bauwerke das Verdienst selbständiger Behandlung ein äußerst begrenztes.

Die ausführenden Architekten des Königs waren zuerst der Oberhofbaudirector von Dollmann und dann der Hofbaurath Hofmann, der unter jenem schon längere Zeit in bedeutender Weise an den Entwürfen und deren Ausführung mitgewirkt hatte und in den letzten Jahren selbständig die Bauten des Königs leitete.

Hofmann, ein Triestiner von Geburt und in der Wiener Schule gebildet, war zuerst beim Bau des Schlosses Miramare theilhaftig und folgte dann dem Kaiser Maximilian nach Mexiko, wo er den Auftrag erhielt, ein Schloß für den unglückseligen Fürsten zu erbauen, dessen Vollendung durch die entsetzliche Katastrophe von Queretaro unterbrochen wurde. Ein düsteres Verhängniß wollte, daß derselbe Architekt zum zweiten Male durch den gewaltigen Tod seines fürstlichen Bauherrn in der Ausführung einer der größten Unternehmungen für immer gehemmt wurde. Ja, es waren schon zu einer neuen Schöpfung alle Vorbereitungen getroffen, die Pläne in prachtvoller farbiger Ausführung entworfen, als die unheilvolle Katastrophe hereinbrach. Dies Mal galt es der Errichtung eines chinesischen Pavillons, in dessen Zeichnungen der Architekt wiederum bis in's kleinste des Studium jener Kunst des fernen Ostens mit großer Meisterschaft zur Geltung gebracht hatte. Auch hier erstreckte sich das Interesse des Königs so eingehend auf alle Einzelheiten, daß sogar die große Drachenfigur, welche auf dem Tisch Platz finden sollte, der allerhöchsten Kritik sich unterwerfen mußte. Ein ähnlich eindringendes Interesse für Architektur war nur noch bei König Friedrich Wilhelm IV. zu finden. Wer die Entwicklung der Baukunst unter

jenem geistreichen und unglücklichen Fürsten verfolgt hat, findet darin einen neuen Beweis von dem bedenklichen Einfluß, welchen fürstlicher Dilettantismus so oft auf die Entwicklung der Künste ausübt.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung um darzuthun, daß die ungeheuren Summen, welche König Ludwig II. für seine Bauten ausgegeben hat, weit entfernt waren der lebenden Kunst irgend eine wahre Förderung zu bringen. Könnte darüber noch irgend ein Zweifel sein, so würde sein Verhältniß zur Plastik und zur Malerei denselben völlig zerstreuen. Wohl ist gesagt worden, daß durch die reiche Ausstattung dieser Bauten dem Kunstgewerbe mannigfache Anregung geboten worden sei. Was sollen aber diese einzelnen, wenn auch noch so glänzenden Aufträge an Stuccatoren, Decorationsmaler, Teppichsticker, Möbelfabrikanten und dgl. bedeuten gegenüber der Vernachlässigung, unter welcher die eigentliche Kunst zu leiden hatte. König Ludwig II. hat kein einziges hervorragendes Werk der hohen Kunst, sei es der Plastik, sei es der Malerei, in's Leben gerufen. Die Aufträge, welche er in dieser Hinsicht gab, sind theils lediglich decorativer Art, theils erstrecken sie sich sogar nur auf Copien, wobei das sachliche Interesse das künstlerische verdrängte. Eine Förderung der bildenden Künste in höherem Sinne ist überhaupt nur bei persönlichem Verkehr mit den Künstlern denkbar. Die Scheu vor allen persönlichen Berührungen ging aber bei dem unglücklichen Monarchen so weit, daß sogar seine Architekten niemals vor sein Angesicht gelassen wurden und daß er ihnen all seine Aufträge bis in die kleinsten Einzelheiten hinein schriftlich durch Dictat übermitteln ließ. Wenn man bei architektonischen Schöpfungen, wo alles sich um bestimmte Maße und festgestellte Formen dreht, den Weg schriftlicher Bestellung betreten kann, so ist derselbe bei Werken der Plastik und Malerei so gut wie ausgeschlossen. So eindringend das Verständniß des Königs für Architektur war, so fern scheint ihm ein tieferes Interesse für Plastik und Malerei geblieben zu sein. Mit achtzehn Jahren auf den Thron gelangt, hatte er niemals Anlaß genommen, sich mit dem Studium von Kunstwerken zu befassen, wie es sein Großvater überall mit Begeisterung pflegte; nie hat man davon gehört, daß er die Künstler in ihren Werkstätten aufgesucht und sich um ihr Arbeit gekümmert, daß er auch nur die Sammlungen in seiner eigenen Residenz, die Glyptothek und die beiden Pinakotheken, betrachtet hätte; niemals während seiner langen Regierungszeit hat er auch nur Reisen in seinem eigenen Lande gemacht, geschweige denn, daß er die Galerien und Kirchen im übrigen Deutschland oder gar in Italien gesehen hätte. Wie sollte er also ein tieferes Verhältniß zur Kunst gewinnen? Und wieder drängt sich uns der schneidende Gegensatz zu den Schöpfungen König Ludwigs I. unabweislich auf. Erwägen wir die Fresken von Cornelius in Glyptothek, Ludwigskirche, Pinakothek, die Monumentalwerke von Heinrich Heß in der Basilika und in der Hofkapelle, die Wandgemälde von Schnorr und seinen Gefährten in der Residenz, die griechischen und italienischen Landschaften Kottmanns, die großartigen Glasmalereien in der Auerkirche und so

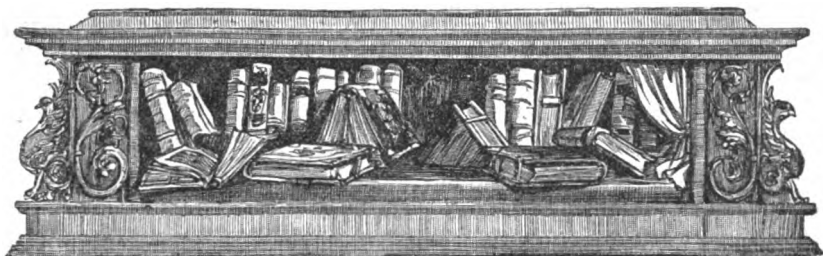
vieles Andere, welch eine Welt großer Entwürfe, gedankenreicher Compositionen, in denen sich die höchsten Ideen des klassischen Alterthums und der christlichen Epoche so unvergleichlich erhaben, wenn auch nicht immer in vollendeter Formgebung, offenbaren! Hier ist eine Kunst, die trotz ihrer formalen Mängel uns auf die Höhen der Menschheit hebt, unsterbliche Gedankenkreise uns vorführt und die Seele vom Wüste der Alltäglichkeit befreit. Sie wirkt auf uns wie die reine Luft der Hochgebirge, wie der kristallklare Quell, in welchem die Seele sich läutert und kräftigt.

Was ist dagegen aus der Münchner Kunst geworden, seit keine großen monumentalen Aufgaben ihr mehr zu Theil wurden! Ich bin wahrlich weit entfernt, das Verdienst der jüngeren Schule, welche den Realismus und die Farbwirkung auf ihre Fahne geschrieben hat, schmälern zu wollen. Gewiß ist auch diese Richtung vollkommen berechtigt, und wir verdanken ihr eine Reihe tüchtiger Meister, an deren Schöpfungen alle Klassen unseres Volkes ihre herzlichste Freude haben. Aber schon zeigt sich in dieser Strömung eine Verflachung und eine Neigung zu Banalem, ja sogar zu Niedrigem, welche namentlich der Malerei zum Verhängniß werden muß. Dieser Einseitigkeit ist nur dadurch zu steuern, daß der Kunst wiederum große ideale Aufgaben gestellt werden. Nur an solchen vermag sie Ernst und Tiefe des Gedankens, stilvolle Größe der Form, edlen Rhythmus der Composition zu erringen. Unter König Ludwig II. ist nicht bloß von höchster Stelle, sondern auch von Seite des Staates die große Kunst völlig vernachlässigt worden. Wer die bayerischen Verhältnisse einigermaßen kennt, der wird weit entfernt sein, daraus der Regierung einen Vorwurf machen zu wollen. Das Ministerium Luz hat seit vielen Jahren, wie Jedermann weiß, gegen eine geringe ultramontane Kammermajorität die Regierung führen müssen und hat in diesem Kampfe einen Muth und eine hohe patriotische Einsicht bewährt, welche ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in den Annalen der bayerischen Geschichte verbürgen. Vollends aber als das furchtbare Verhängniß hereinbrach und sich der Regierung eine Aufgabe entgegendrängte, wie sie so schwierig und verantwortungsvoll wohl noch niemals einem Ministerium aufgebürdet wurde, hat diese Regierung dieselbe mit fester Hand, aber auch mit aller durch die Verhältnisse gebotenen Pietät, trotz der Wuthausbrüche fanatischer Gegner, durchgeführt. Das Ministerium Luz hat in diesem langen Kampfe gegen eine sich patriotisch nennende Partei in wahrhaft patriotischem Sinne Bayern vor dem Unheil einer ultramontanen Regierung behütet und ihm seinen Ehrenplatz in der deutschen Culturentwicklung gewahrt. Wie schwierig dies oft gewesen ist, weiß Jeder, der die dortigen parlamentarischen Kämpfe verfolgt hat. Aber unter all diesen Stürmen auch noch im hohen Sinne auf die Förderung der Kunst zu wirken, war ihm verwehrt, da jede Forderung von der Kammermajorität verweigert wurde. So ist es denn gekommen, daß so gut wie gar kein monumentales Werk der Malerei oder Skulptur vom Staate bestellt wurde, daß die Mittel zur Förderung der Kunst eine lächerlich verschwindende

Summe im Budget ausmachen, daß für Entwicklung der Kunstsammlungen fast gar nichts oder doch nur ein Minimum zu gewinnen war, daß die Sorge für die Inventarisierung und Erhaltung der alten Denkmäler nirgends so vernachlässigt wurde, wie in Bayern, ja daß sogar bis auf den heutigen Tag an der Münchener Universität, einer der ersten Deutschlands, eine ordentliche Professur für Kunstgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit fehlt, während eine solche doch längst nicht bloß in Berlin, Wien und Leipzig, sondern fast an allen kleineren Universitäten Deutschlands und Oesterreichs besteht. Alle diese Uebelstände haben mitgewirkt, die officielle Pflege der Kunst in Bayern auf ein bedenklich tiefes Niveau herabzudrücken und den Rang Münchens als erste deutsche Kunststadt ernstlich in Frage zu stellen. Denn wenn die dortige Malerschule bisher durch günstige Umstände, durch die Vorzüge von Land und Volk, vor allen Dingen durch vorzügliche Lehrkräfte, den zu früh verstorbenen Piloty an der Spitze, eine kräftige Blüthe entfaltet hat und sich bis jetzt stets durch einen frischen Nachwuchs von Talenten vor allen anderen Schulen auszeichnete, so ist doch nicht zu leugnen, daß die großartigen Anstrengungen, welche die preussische Regierung seit Jahren für die Pflege der Kunst macht, indem sie derselben eine Fülle monumentaler Aufgaben bietet und mit Unterstützung der Volksvertretung große Summen für die Bereicherung der Sammlungen, für die Inventarisierung der alten Denkmäler, für die freie Entfaltung der Kunstwissenschaft aufwendet, Berlin immer mehr zu einem Centrum der deutschen Kunst zu machen geeignet sind.

Es ist also die höchste Zeit für München, daß dieser edelste aller Wettkämpfe es gewaffnet finde, damit das, was König Ludwig I. in so unvergleichlich großem Sinne angebahnt hat, sich nicht im Sande der Alltäglichkeit verlaufe. Von dem erleuchteten Sinne des Prinz-Regenten darf man mit Sicherheit erwarten, daß er diese Gefahr erkenne und ihr durch energische Maßregeln zu begegnen wisse. Dem Ministerium Luz steht aber ein neuer Ruhmesstiel in Aussicht, wenn es ihm gelingt, seinen übrigen Verdiensten um das bayerische Land auch noch dasjenige einer höheren Kunstförderung hinzuzufügen.





## Sommertage in Wien und Umgebung.

Don

Paul Lindau.

— Berlin. —

**W**ien geht zurück! Die herrliche Stadt an der blauen Donau, die in einem wahren Paradiese liegt, hat sich von dem in seiner Sandwüste rastlos strebenden, ernsthaft arbeitenden Berlin überflügeln lassen, und in der einst so lustigen Stadt von Lanner und Strauß läßt man jetzt die Köpfe hängen. Die politischen und wirtschaftlichen Mißstände haben Alles verdorben. Der Böhme führt das große Wort, und der Deutsche muß sich ducken; und aus ist's mit der alten Herrlichkeit!"

Wie oft haben wir während der letzten Jahre derartige Klagen und Beschwerden hören und lesen müssen, so oft, daß Einem schier die Lust, nach Wien zu gehen, verleidet werden konnte!

Wir Berliner vernahmen diese Trübsalbläserien mit getheilten Empfindungen. Wenn es uns einerseits angenehm fiel, daß unserer Hauptstadt, mit der wir durch tausend Fäden fest verknüpft sind, die wir lieb haben und auf die wir stolz sind, sogar von den Wienern selbst in vielfachen Beziehungen der Vorrang zugestanden wurde vor jener alten Kaiserstadt, mit der noch vor zwanzig Jahren auch nur der Versuch eines ernstlichen Wettbewerbs von den Berlinern selbst verlacht worden wäre, so erfüllte es uns doch mit einem wahrhaft traurigen Gefühle, daß das heitere liebenswerthe Wien so viel von seinem Reiz eingebüßt haben sollte. Wir empfanden diese Schädigung wie eine Schädigung der allgemeinen deutschen Sache. Denn wie verständig und richtig die Grenzen des Deutschen Reichs politisch auch gezogen sein mochten, zu keiner Zeit war es uns in den Sinn gekommen, Wien

anders als eine deutsche Stadt zu betrachten. Wenn wir von Wiener Dichtern und Künstlern sprachen, so hatte diese Bezeichnung für uns niemals eine andere Bedeutung, als eben die der zufälligen Geburts- oder Wirkungsstätte. Wir sprachen davon, gerade wie wir von Berliner, Münchener oder Stuttgarter Künstlern sprachen. Die deutsche Nationalität, die deutsche Zugehörigkeit wurde nimmermehr auch nur in Frage gestellt. Gerade deshalb hat es auch zu keiner Zeit ein politisches Bündniß gegeben, das so durch und durch volksthümlich, ja, man darf beinahe sagen: ein so gebotener Ausfluß der Naturnothwendigkeit gewesen wäre, wie das deutsch-österreichische. Das deutsche Oesterreich gehört eben mit Allem, was das Beste hienieden ist, mit seinem Denken und Empfinden, mit seiner Sprache und dem edelsten Ausdrucke seiner vornehmsten Regungen: mit seiner Dichtung und seiner Kunst in Tönen und Farben von jeher zu demselben Deutschland, zu dem wir gehören. Und ebenso unzweifelhaft, wie Berlin als die Hauptstadt des deutschen Nordens betrachtet wurde, galt auch Wien, trotz der politischen Auflösung Oesterreichs vom Deutschen Reiche, als die Hauptstadt des deutschen Südens. Wien und Berlin, Berlin und Wien wurden allezeit zusammen genannt, wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß bei dieser Zusammenstellung immer eine gewisse Gegensätzlichkeit unausgesprochen mitwirkte, — aber zum Glück schon seit langen Jahren keine gehässige mehr.

Daß die beiden großen Hauptansammlungspunkte der deutschen Bildung sehr tiefeinschneidende Verschiedenheiten darbieten, ist ganz natürlich. Beide haben sich aus grundverschiedenen Keimen heraus unter grundverschiedenen Bedingungen entwickelt, und es ist kein Wunder, daß in unserm unfreundlichen Klima, in dem farbenkalten Norden, auf sandigem Boden, der Kartoßeln und Rüben zeitigt, durch die zielbewußte Thatkraft und den weise berechnenden Sinn der Fürsten, durch die unermüdete Ausdauer und den ehernen Fleiß der Bevölkerung in rasend kurzer Frist eine andere Stadt entstanden ist, als das südlichere, an der Pforte des Ostens in lachender sonniger Landschaft an einem mächtigen Strome gelegene weingeseignete Wien, dessen Gebäude der Stephansthurm, dieser steinerne Zeuge höchster Gefittung, schon zu einer Zeit überragte, als von dem erbärmlichen Neste an den Ufern der träge fließenden Spree noch kein Mensch sprach.

Der starken Verschiedenheiten dieser beiden Städte haben wir uns nur zu freuen. Berlin besitzt Vorzüge, die Wien versagt sind, und umgekehrt sind Wien reizvolle und schöne Eigenthümlichkeiten zu eigen, auf die Berlin leider verzichten muß. Die beiden Städte ergänzen sich in der glücklichsten Weise, und die Summirung ihrer guten Eigenschaften wie auch ihrer Mängel bietet das richtigste und erschöpfendste Bild des deutschen Wesens. Mag immerhin der Vergleich von Kopf und Herz abgedroschen sein, er ist darum nicht weniger zutreffend; und wegen dieser organischen Zusammengehörigkeit der beiden konnte auch der eine Theil nicht empfindlich geschädigt werden, ohne daß der andere darunter zu leiden gehabt hätte; und in weiterer Folge



empfangen wir aus demselben Grunde nicht eine thörichte Schadenfreude darüber, daß wir Wien zu überflügeln im Begriffe ständen, wir waren frei von renommtistischer Ueberhebung, und wahre Schwermuth bemächtigte sich unser, als wir vernahmen, daß die Sonne Wiens bedenklich umwölkt und deren früherer Glanz nahezu erloschen sei.

Nach hatten die Hiobsposten von der Donau so ernsthaft verstimmt, daß ich schon entschlossen war, meinen Sommerplan, wieder einmal längere Zeit in dem mir so lieb gewordenen Oesterreich und besonders in der Nähe von Wien zuzubringen, aufzugeben. Als ich aber auf dem Wege von Böhmen nach Gastein an einem hellen Sommertage Wien durchfahren mußte, die wunderschöne Stadt mit ihren monumentalen Gebäuden einziger Art, das fröhliche Leben und Treiben auf der Straße wieder sah und die von Sang und Frohsinn ganz erfüllte Wiener Luft wieder einathmete, da stand mein Entschluß fest: es bleibt dabei, ich versuche es doch noch einmal, mit lebensfrohen Menschen heiter und guter Dinge zu sein und bei einem Trunk des wohl-schmeckenden goldigen Weines, bei einem Walzer von Strauß und dem Gedudel der Volksfänger den von langer und anstrengender Winterarbeit abgespannten Geist wieder aufzufrischen und die steifgewordenen Glieder wieder gelenkig zu machen. Ich versuche es, und es wird mir hoffentlich gelingen!

Mein erster Aufenthalt in Wien währte zwar nur wenige Stunden, aber sie genügten vollkommen, um meine Sehnsucht nach einer gründlichen Erneuerung der alten Freundschaft zu einer stürmischen zu machen. Ich durchschlenderte den Ring und konnte mich nicht sattsehen an der wahrhaft niederdrückenden Großartigkeit der öffentlichen Prachtgebäude, die in den letzten zehn Jahren da entstanden sind, eines immer gebieterischer und vornehmer, oder anmuthiger und lebenswürdiger als das andere. Vor Allem fesselte mich natürlich der herrliche Bau des neuen Burgtheaters, das unzweifelhaft eines der schönsten Schauspielhäuser, vielleicht das schönste der Welt werden wird. Der geniale Erbauer, Freiherr von Hasenauer, hat in seinem meisterhaften Werke den Gedanken veranschaulichen wollen, daß die Kunst nicht bloß dem Weihevollen, Strengen und der Erhebung anzustreben, daß sie vielmehr auch auf den Weg des ernsten Lebens Rosen zu streuen und uns in den Sorgen und Kämpfen des Daseins zu erfrischen, zu erfreuen und zu trösten habe. Es ist also nicht der ehrfurchtgebietende griechische Tempel der Musen, den er errichtet hat; in seinem Bau verschwistern sich Großartigkeit und Anmuth, Vornehmheit und Frohsinn in reizvollster Weise. Man betritt diese Stätte nicht wie Poseidons Fichtenhain mit frommem Schauer, sondern vielmehr mit einem Gefühle aufathmender Lust. Und wie glücklich sind die Schwierigkeiten überwunden, die die technischen Nothwendigkeiten der Bühne mit sich bringen, — gebieterische Forderungen, die der Bauherr erfüllen muß. Wie geschieht ist die Häßlichkeit des dem Laien unverständlichen Schnurbodens im äußeren Aufbau vermieden! Wie wächst er organisch aus der Gliederung

des Ganzen auf! Und dieser herrliche Schmuck der Facaden mit den Büsten der Dichter, mit den allegorischen Friesen!

Als ich mir das neue Burgtheater ansah, waren soeben drei große Bildwerke von Victor Tilgner in den Fensternischen des Erdgeschosses aufgestellt worden, während das vierte in einer Bretterhütte der Aufstellung noch entgegenseh. Es sind typische Bühnengestalten derjenigen Länder, die in der dramatischen Dichtung die unbestrittene Führung haben: Deutschlands, Frankreichs, Englands und Spaniens. Da die Meisterwerke unserer Klassiker schon anderweitig im Burgtheater durch bildnerischen Ausschmuck dargestellt worden sind, so ist hier der Hanswurst gewählt worden mit Britsche und Schellenkappe, dem Tilgner eine ganz köstliche Gestalt gegeben hat. Der lustige Bursche, der ein Auge pfiffig zugekniffen hat, steht in übermüthigster Stellung da und weiß sehr wohl, daß seine von der feisfeinenen Pospfahfigkeit feierlich beschlossene Verbannung von der deutschen Bühne seine Unsterblichkeit nicht verhindern wird. — Die von verhängnißvoller sündhafter Liebe verzehrte Phädra, die sich den Tod giebt, vertritt die Tragödie Frankreichs. Ueber diese Wahl ließe sich streiten, denn es ist mir zweifelhaft, ob die Nachwelt gerade Racine als den typischen französischen Dramatiker ansieht. Ich glaube, daß diese Ehre vielmehr Molière zufällt, und daß der Tartüffe von allen französischen Bühnengestalten wohl die uniberfahste und volksthumlichste ist. Dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß für England Shakespeares Falstaff gewählt werden mußte, und diese Gestalt ist Meister Tilgner auch vor Allem gelungen. Man kann den fröhlichen Saufcumpan und behäbigen Großsprecher in seiner überwältigenden Komik nicht glücklicher und paßender darstellen, als es Tilgner gethan hat. Alles lebt und lacht und genießt in diesem feisten Gefellen. Spanien mag dem Entwurfer des Ausschmuckes und dem ausführenden Künstler einiges Kopfzerbrechen verursacht haben. Die lebensvollste Gestalt der spanischen Dichtung, die die ganze Welt erobert hat, ist und bleibt der hagere Ritter von Salamanca. Aber Don Quixote ist eine Schöpfung der epischen Dichtung und durfte an dieser der dramatischen Kunst geweihten Stätte keinen Raum finden. Calderons Richter von Salamea ist zwar in den letzten Jahren bei uns zu den wohlverdienten Ehren gekommen, aber er hat doch nicht jene allgemeine Volksthumlichkeit, die ihn zu dem Amte, das für ihn an dieser Stelle ausersesehen ist, völlig befähigte. Und so hat man sich denn dafür entscheiden müssen, eine Gestalt der spanischen dramatischen Dichtung zu wählen, die allerdings so populär ist wie keine andere, den Don Juan, der indessen seinen Weltruhm doch wohl weniger seinem eigentlichen Urheber, dem Spanier Tirso de Molina, als vielmehr dem französischen Bearbeiter Molière und vor Allem dem deutschen Tondichter Mozart verdankt. Tilgner hat den Don Juan in dem Augenblick dargestellt, als dieser die Statue des Commandeurs auf dem Kirchhof zu Gast ladet. Ebenfalls ein ausgezeichnetes Werk von edler und ergreifender Wirkung.

Nur im Fluge konnte ich mir diese Werke ansehen, die ich, da sie von einem Freunde herrührten, mit besonderer Aufmerksamkeit musterte, und nach viel zu kurzer Zeit mußte ich vom neuen Burgtheater scheiden, von dem ich eben nichts Anderes mitnehmen konnte, als den Gesamteindruck der Schönheit, der Gofartigkeit und des Liebreizes. Denn vor dem Bretterverschlage wartete der Fiafer, der mich nach einer Rundfahrt durch die Stadt dem Westbahnhof zuführen sollte.

Es war an einem Sonntag, ein frischer sonniger Nachmittag.

Auf den Straßen wogte eine bunte fröhliche Menge. Die Kaffeehäuser und Wirthschaften waren stark besetzt, die Pferdebahnen überfüllt. Ein allgemeines Ausfluthen nach den vor den Thoren Wiens herrlich gelegenen Dörfern und Flecken im Walde und im Gebirge. All die Sonntagsausflügler waren in der glücklichsten Stimmung, und so sah ich sie auch in den Vororten, die unser Zug berührte. Alle Vergnügungsgärten waren zum Erdrücken voll, und überall erklangen die entzückenden Weisen der Wiener Tänze und Gefänge. Auf dem Rasen im Schatten der Bäume hatten sich die Pärchen gelagert und begrüßten den vorübergehenden Zug mit Tücherfchwenken und Hurrahrufen. Kleine Jungen hatten sich die Hoson aufgestreift und durchwateten den klaren Bach, vielleicht um Forellen zu fangen, wenn es dort überhaupt Forellen giebt. Das seichte krysthelle Wasser, in dem jeder Kiesel des Grundes deutlich zu sehen war, spricht wenigstens nicht dagegen. Andere kleine Jungen hatten sich völlig entkleidet und unternahmen unter der Leitung der älteren Brüder ihre ersten Schwimmversuche. Junge Männer aus der Stadt mit hellen Jaquets, auffallenden Cravatten, bunten Blümchen im Knopfloch, mit nach vorn gekämmten, in der Mitte gescheitelten und an der Stirn gerade abgesehnittenen Haaren in der Sonnenthal'schen Frisur, hatten ihren Arm um die Hüften von reizend jungen frischblühenden Mädchen gelegt, die in ihren kleidsamen hellen Sommerkleidern entzückend aussahen. So schlenderten die Pärchen und sangen und wiegten sich im Tacte, und Alles war Frische, Jugend, Leben, Heiterkeit. Dazu die wundervolle Umgebung, die gebirgige vollsaftig grüne Landschaft mit den gesunden Bäumen und den freundlichen Häuschen. Ich lächelte mit den Glücklichen, aber es beschlich mich doch auch eine gewisse Wehmuth, und unwillkürlich gedachte ich der Klage Heinrich Heines um die „verschwendene blöde süße Jugendeselei“. Aber Gines stand nun, wie gesagt, für mich fest: sobald ich mit Gastein fertig bin, kehre ich hierher zurück und bleibe da so lange wie möglich. Und das habe ich gethan und habe es nicht zu bedauern gehabt.

Einen langen vollen genussreichen Monat habe ich in Wien und dessen nächster Umgebung zugebracht und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um dem specifischen Wienerthum, das mir von jeher überaus sympathisch gewesen ist, so nahe wie möglich zu treten. Es ist mir diesmal nicht sehr schwer geworden, denn gleich am ersten Tage nach meiner Rückkehr von Gastein wurde mir von Victor Tigner in dessen reizender Villa zu Perchtoldsdorf — oder Petersdorf,

wie die Wiener der Bequemlichkeit halber sagen — anläßlich eines Familienfestes die Freude bereitet, mich an diesem echten Wienerthum in seinen ganz verschiedenen, aber gleichmaßen charakteristischen und typischen Vertretern von Herzen zu erfreuen. Wenn ich hier vorgehend bemerkte, daß Johann Strauß mit seiner schwarzäugigen jungen Frau und Girardi zu Tilgner's Gästen zählten, daß Girardi das Ziaferlied und die Solofänge aus dem „Zigeunerbaron“ vortrug, daß der berühmte Volksfänger Guschlbauer den „Alten Drahler“ sang und die Schrammeln ihre Walzer und Märsche aufspielten, wenn ich hinzufüge, daß ich an einem anderen Tage ebenfalls in der Tilgner'schen Villa die Gebrüder Alfred und Heinrich Grünfeld Strauß'sche Walzer habe spielen und Oskar Hofmann Wiener Couplets habe vortragen hören, so wird man mir zugestehen, daß für die Eigenart Wiens bereedtere Zeugen nicht auftreten konnten.

Lauter Musikanten, das ist richtig, aber das ist auch schon charakteristisch!

Alle Hauptstädter sind eingebilbet, die Pariser mehr als alle anderen. Sie marschiren bekanntlich an der so allgemein beliebten „Spitze der Civilisation“ und besitzen das Monopol des schlagfertigen Dialoges und des feinen Geistes, sie sind auch die Unüberwindlichen auf dem Schlachtfelde, die Tapferen und Schneidigen ohne Gleichen. Die Berliner sind etwas bescheidener, sie beanspruchen weniger Geist, sie sind zufrieden, wenn man ihnen ihre Ansprüche auf die Herrschaft im Reiche des Witzes nicht verkümmert und ihnen nebenbei zugesteht, daß sie sehr gescheidt und fleißig sind und dem allgemeinen Fortschritt die erheblichsten Dienste erweisen. Daß sie nebenbei die besten Soldaten der Welt stellen, versteht sich auch bei ihnen von selbst. Ungleich genügsamer sind die Wiener. In Bezug auf ihre Soldaten, die „Edelknaben“, wie sie sie nennen, „die von Nr. 4“, die Deutschmeister, sind sie natürlich ebenso anspruchsvoll wie die Pariser und die Berliner, aber sonst geizen sie weniger nach den Vorbeeren weltbestimmenden Geistes und des sprühenden Witzes, sie begehren die Alleinherrschaft nur in der Gemüthlichkeit. Das ist doch sicherlich das Harmloseste und Liebenswürdigste!

Die Wiener lieben ihre Stadt abgöttisch, und für tausenderlei Dinge besitzt nach ihrer Auffassung Wien ein unanfechtbares Monopol. Aber diese tausenderlei Dinge sind sammt und sonders argloser Art. So wie man in Wien singt, sagen sie, singt man nirgends in der Welt; so wie man in Wien tanzt, tanzt man nirgends in der Welt; Wien hat die schönsten Frauen und Mädchen, das reinste Wasser, den süffigsten Wein, die reizendste Umgebung, die besten Ziafer, das liebenswürdigste Volk. Das ist gewiß viel, sehr viel, aber eigentlich im Dasein des Menschen und der großen menschlichen Gemeinsamkeit noch immerhin ziemlich bescheiden. Und es läßt sich gar nicht leugnen: es stimmt wirklich im Großen und Ganzen! Wien besitzt thatsächlich die Vorzüge, deren sich seine Kinder in der vollen Erkenntniß ihrer Schätze so gern mit stolzem Munde rühmen; und wer wollte es ihnen verargen, daß sie sich darüber freuen?

Ja, die Wiener Frauen und Mädchen sind wunderhübsch, und wenn ich die Damen meiner näheren und weiteren Bekanntschaft ausnehme, kenne ich überhaupt keine hübscheren. Sie besitzen dieselbe Grazie wie die Pariserinnen, ohne deren trübfelnde Dünnschichtigkeit, sie strotzen vielmehr von Gesundheit und Lebensfrische. Sie haben reizende Hände und Füße, schönes üppiges Haar, hellleuchtende fröhliche Augen, wundervolle frische Farben. Ihre Haltung ist ungezwungen und anmuthig, und sie verstehen sich vortrefflich auf die Toilette, die gerade zu ihrem Wesen paßt. Ihre Tracht ist mitunter vielleicht etwas auffällig, aber unter allen Umständen kleidsam, und die Sachen sind unzweifelhaft ungleich besser gemacht als bei uns. Das mag auch an den Figuren liegen. Aber selbst die Mädchen aus dem Volke, die doch gewiß nicht bei theuren Schneidern arbeiten lassen, sehen in ihren einfachen Sommerkleidern, die die runde Hüfte bequem umspannen und die reizvolle Frühüppigkeit der Gestalt unter den günstigsten Bedingungen errathen lassen, besser und fester aus, als viele junge Damen und Mädchen anderer Städte, über deren Schneiderrechnungen die Gatten und Väter sich die Haare zerrauen.

Und auch die Wiener Gemüthlichkeit ist kein leerer Wahn. Die Wiener und Wienerinnen verstehen Spaß und lieben ihn. In ihrer Unterhaltung herrscht eine liebenswürdige Ungezwungenheit, die bei ihrer aufrichtigen Harmlosigkeit der Auffassung eine größere Freiheit der Bewegung gestattet als anderswo und Niemand verletzt. Auch äußerliche Bedingungen begünstigen dies. Die Wiener besitzen fast durchweg ein sehr klangvolles wohl lautendes Organ, und der Wiener Dialekt klingt aus ihrem Munde überaus anheimelnd und freundlich. Dazu kommt noch, daß dieser Dialekt von einem unerforschlichen Reichthum in seinen Stammwörtern und Neubildungen ist. Keine Großstadt besitzt eine so vielseitige, eigenthümliche, wohlgegliederte und festgestaltete Volkssprache wie Wien, und während unsere norddeutschen Dialekte den Süddeutschen und Oesterreichern hart und spröde klingen, lautet das Wienerische im Ohre des Norddeutschen wohlklingend und behaglich. Gewisse Wörter des Wiener Volksmundes werden allerdings bis zur Ermattung abgehehlt, namentlich also auch die Eigenschaftswörter, die das besondere Wiener Wesen bezeichnen, wie „ferm“ und „fesch“, „harb“ und „reisch“. Dazu kommen noch, wie mir scheint, erst in neuerer Zeit entstandene Wörter wie die folgenden, die man, wenn man nur einen Abend in einem Volksgarten zubringt, zum Mindesten ein Duzend Mal zu hören bekommt, wie: eine „Wurzen“, wofür die Berliner den Ausdruck „Potsdamer“ haben, ein Wort zur Bezeichnung jener gutmüthigen Personen, die sich namentlich zur Ausbeutung durch das zarte Geschlecht eignen; „Drahrer“, der seßhafte Kneipbruder, der immer zuletzt aus der Schenke geht, im Zusammenhang mit „aufdrahn“, etwas draufgehen lassen; „Bahöll“, ungefähr dem Berliner „Kadau“ entsprechend, die gesteigerte „Heß“ u. s. w.

Ganz besonders angenehm wirkt auf jeden Fremden der gemüthliche Ton in den untern Volksklassen. Es giebt keinen Janhagel in Wien. Während

in andern Großstädten der anständige Noth nur zu häufig als eine Herausforderung zu allerhand widerwärtigen Späßen und Rohheiten betrachtet wird, ist er in Wien eine Schutzwehr gegen alle Ungehörigkeiten. Es geht in den Vergnügungsstätten, in denen sich die den untersten Ständen Angehörigen zusammenfinden, gerade so lustig und übermüthig her wie überall, aber ungleich gemessener und anständiger. Niemals oder doch nur in den allerfeinsten Fällen kommt es zu jenen häßlichen Ausschreitungen, die anderswo bei derartigen Anlässen nahezu die Regel bilden. Deshalb vermischen sich diese Elemente auch viel zwangloser mit denen des Mittelstandes und der besten Gesellschaft, als in andern Städten. Alle sind gleichmäßig vergnügt und Alle gleichmäßig bestrebt, den Andern das Vergnügen nicht zu verderben und innerhalb der Schranken der Gemüthlichkeit zu bleiben. Wir werden darauf noch zurückkommen, wenn wir von den Vereinigungen beim „Heurigen“ sprechen werden.

Der bei weitem wichtigste Factor des gemüthlichen Wienerthums ist aber die Wiener Musik mit ihrem unbestrittenen Meister Johann Strauß an der Spitze, dem sich Franz von Suppé und Millöcker anreihen. In Johann Strauß hat die Wiener Musik ihren vornehmsten und echten künstlerischen Ausdruck gefunden. Aber auch in ungefügigerer Form, in den ohne viel Besinnen frisch aus der Kehle geträllerten Liedern der Volksänger besitzt diese Musik einen ganz eigenthümlich fesselnden Zauber. Sie hat etwas einfach Herzliches, das Einen warm macht und ergreift. Es ist ein natürlich wahres Aufjubeln der Lebensfreude, und mit diesem Frohlocken verschwifert sich ganz eigenartig eine gewisse Wehmuth und Schwermuth, die den Hörer wunderbar erfassen; gerade wie ja auch im Zauchzen der Lust immer ein schmerzlicher Laut mitzittert.

Wenn Johann Strauß als die bedeutendste schöpferische Kraft des musikalischen Wienerthums hingestellt werden muß, so ist als bedeutendster der ausübenden Künstler wohl unbedingt Alfred Grünfeld zu nennen, dem sein Bruder, der Cellist Heinrich Grünfeld, gleich beizugesellen wäre, obgleich Heinrich seit seiner langen Reihe von Jahren in Berlin lebt und sich nur gelegentlich mit seinem in Wien lebenden Bruder Alfred zu einem musikalischen Duo des liebrendsten und bezauberndsten Wienerthums zusammenfindet. Alfred Grünfeld ist bekanntlich einer der tüchtigsten jezt lebenden Pianisten, ein ernsthafter hervorragender Künstler, der durch seine ungewöhnliche musikalische Begabung, die Tiefe seiner Auffassung, seine vollendete Technik, die Wärme seines Tons und die sammtliche Weichheit seines Anschlags seine Zuhörer in Nord und Süd, in Ost und West zur Bewunderung hinreißt. Aber nicht um diesen haben wir uns hier zu kümmern, wir sprechen hier von dem Wiener Musiker Alfred Grünfeld, der sich im Kreise guter Freunde, mit der Cigarre im Munde, an den Flügel setzt und Strauß'sche Walzer, Wiener Volkslieder und Märsche vom Heurigen so spielt, wie sie außer ihm kein Mensch spielen kann. Das ist eine Schneidig-

keit des Rhythmus, eine Lieblichkeit der Harmonie sondergleichen. Man glaubt ein Orchester außerlesener Art zu hören. Das ganze lustige Wienerthum kichert uns schelmisch und lacht übermüthig aus den Saiten entgegen, die Alfred Grünfeld meistert. Und wenn dann gar noch Heinrich aus der Ecke des Salons sein Cello hervorholt und die kosen und verlangenden Melodien der Strauß'schen Walzer mitspielt, dann ist es, wie man in Wien sagt, schon „das Höchste“, dann begreift man den köstlichen Ausruf des Wiener Volks, der den ganzen Frohsinn dieser glücklichen Menschenkinder widerspiegelt: „I verkauf' mein G'wand, i bin im Himmel!“

Die hervorragenden Leistungen des Wiener Männergesangsvereins, der, wenn man von der Wiener Musik spricht, nicht unerwähnt bleiben darf, sind weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus als mustergültige bekannt. Alle Welt weiß, daß dieser von Kremser vorzüglich geleitete Verein sowohl durch die außerlesenen schönen Stimmen seiner zahlreichen Mitglieder, wie durch die Feinheit der musikalischen Schulung alle seine Nebenbuhler weit und breit überflügelt. Die Vorträge des Wiener Männergesangsvereins zeichnen sich durch den besten Geschmack, durch untadelige Sauberkeit und eine geradezu vollkommene Technik aus. Ich kann mir nicht denken, daß der Vielgesang eine höhere Stufe erklimmen kann. Da verlegt keine aufdringliche Schreierei beim Forte und kein süßliches Winseln beim Piano, Alles ist gesund und tüchtig in weiser Abgemessenheit.

Aus diesem großen Verein hat sich ein Soloquartett abgelöst, das nach dessen Leiter das Udel'sche genannt wird und in der Pflege des Humoristischen seine Besonderheit sucht. Das Udel'sche Quartett besitzt ein reichhaltiges Repertoire von scherzhaften Gesangsnummern, unter denen namentlich eine bürsenmäßige Anpreisung der Theißloose als besonders gelungene zu nennen ist. Es erfreut sich einer großen Beliebtheit, die sich bei allen Vorträgen des Wiener Männergesangsvereins in stürmischer Weise äußert. Ohne die trefflichen gesanglichen Leistungen der „Udel-Udel-Udel“, wie sie von den Hörern jubelnd begrüßt werden, irgendwie herabzusetzen, darf ich mit dem Geständnisse doch nicht zurückhalten, daß meine norddeutsche Schwerfälligkeit daran schuld sein mag, wenn ich für Männerquartettsscherze im Allgemeinen kein richtiges Verständniß besitze, und daß mir das Verständniß dafür auch durch das Udel'sche Quartett nicht ausgegangen ist. Ich werde bei diesen humoristischen Vierstimmigkeiten den Eindruck des Gemachten, des Herausgeflügelten und verstimmend Absichtlichen niemals los, und ich sage mit dem guten König Heinrich:

„J'aime mienx ma mie, au gué,  
J'aime mieux ma mie!“

Der derbe ungekünstelte unmittelbare Humor der Volksänger packt mich ganz anders.

Ich hatte Gelegenheit, den Wiener Männergesangsverein in einer erst vor

Kurzem eröffneten, in großartigen Verhältnissen geplanten Vergnügungsstätte zu hören, die den einstweilen noch keineswegs berechtigten Namen „Dreher-Part“ führt. Man sagte mir allerdings, daß der eigentliche Part noch gar nicht eröffnet, und daß der jetzt dem Publikum zugängliche Theil nur als der Vorplatz des wirklichen Parks anzusehen sei. Dann bin ich beruhigt. Denn noch mit mehr Grund, als über die Berliner Biergärten, die meistens nichts Anderes als einfache Höfe sind, und deren Gartenanlagen im günstigen Falle in einigen verkrüppelten Bäumen, gewöhnlich aber nur in armseligen Topfpflanzen und elenden Schlinggewächsen bestehen, deren natürliche Zimmerlichkeit durch die Lüge der auf die Wände gemalten Wald- und Gebirgspracht nur noch trauriger erscheint, würde man über diesen eigenthümlichen „Part“ spötteln dürfen: einen mächtigen sandigen, mit Tischen und Stühlen besetzten sonnigen Platz, an dessen äußerstem Ende einige Bäume den Besucher grausam fühlen lassen, was er in diesem Part vor Allem zu entbehren hat: nämlich die Bäume. Aber der Abend war erträglich kühl geworden, und der ungeheure Raum überfüllt. Es waren gewiß vier- bis fünftausend Menschen, die da an den ungezählten Tischen Platz genommen hatten, zu Nacht speisten und das kühle Dreher'sche Bier tranken, das uns in Oesterreich besser mundet als in unserm nordischen Klima. Und diese ungeheure Menschenmenge lauschte andächtig und mit aufrichtiger und mittheilsamer Freude den ausgezeichneten gesanglichen Leistungen. Alle waren kreuzfidel, in rosigster Stimmung, ja wahrhaft begeistert. Es war ein Bild großstädtischen Lebens, so heiter, so schön, wie man es sich nicht vollkommener denken kann. Wo war da der Modergeruch, den angeblich das arme Wien ausströmen soll? Das war Frische und Gesundheit in der lebenswürdigsten Gestalt . . .

Der Abgott der Wiener ist seit einigen Jahren Alexander Girardi, Sänger und Schauspieler am Theater an der Wien. Girardi ist in der That der geschmackvollste und lebenswürdigste Vertreter des echten Wienerthums, als jetzt, wie mir scheint, mit besonderem Eifer von allen Kreisen der Wiener Gesellschaft gehätschelt und gepflegt wird. Es macht beinahe den Eindruck, als ob die Wiener eine gewisse Angst hätten, daß ihre lebenswürdige Eigenart mit den Jahren ihnen abhanden kommen könne, daß die neue Zeit, die die prachtvollen neuen Straßen mit den großartigen Monumentalbauten und in vielen Beziehungen ganz neue Bedingungen des großstädtischen Daseins geschaffen hat, auch mit dem eigenartigen Wienerthum rauh und roh aufräumen werde. Und da die Wiener den Anspruch darauf, die alleinige deutsche Großstadt zu sein, selbst haben fallen lassen 'und, wenn auch nicht ohne eine gewisse Behmuth, so doch ohne Reid, zugeben, daß die Kaiserstadt Berlin mitgenannt werden darf, und daß das alte Liebschen: „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien“ wirklich etwas veraltet ist, so haben sie das sehr begreifliche Bestreben, dem neuen Wien den lebenswürdigen freundlichen Charakter des alten zu erhalten; und so erklärt es sich, daß auch



die höchsten Kreise mit diesem specifischen Wienerthum stark liebäugeln, daß die G'stanzeln und anmuthigen Dudelsäen der Volksmusikanten, die Fialer und Alles, was als Wienerische Besonderheit anzuführen ist, bei den hohen Herren und Damen der Aristokratie in ganz besonderem Ansehen stehen.

Girardi ist nun ein echtes Wiener Kind von heiterster Laune, von gemüthlicher Wärme, eine vollsaftige Natur, die sich in anspruchsfreier und einfachster Weise giebt. Sein Aeußeres ist ansprechend und freundlich, seine dunklen leuchtenden Augen bekunden, daß er grundgescheidt ist. Er ist ungezwungen und jugendlich in seinem Auftreten und in seinen Bewegungen, mit einem Wort: eine durchaus sympathische Erscheinung. Er besitzt das angenehme vollklingende Organ seiner Heimat, und auch seine Singstimme ist, ohne bedeutend zu sein, von anheimelndem Wohlhau. Selbst der nasale Nebenton in der Höhe beeinträchtigt deren freundliche Wirkung in keiner Weise; er weiß sogar aus diesem Mangel einen Vorzug zu machen und diese Nasaltöne schallhaft humoristisch zu färben. Das haben ihm denn auch seine zahllosen Nachahmer ablauschen wollen. Das Näseln dieser Nachahrer ist aber ebenso widerwärtig, wie diese gepreßten Töne bei Girardi ansprechend und heiter wirken. Girardi ist, wenigstens in Wien, die eigentliche Seele der Operette. Bei jeder neuen Operette fragt man zuerst danach: Hat Girardi gute Couplets, einen hinreißenden Walzer? Man spricht zuerst von Girardi und dann von allen Andern. Das hat mit dem bekannten Couplet in der „Jungfrau von Belleville“:

Das würde tranken die,  
Die von der Infant'rie.  
Uns von der Cavall'rie  
Geniret so was nie,

begonnen, vielleicht auch schon früher, das hat sich im „Luftigen Krieg“ fortgesetzt — so wie Girardi hat Niemand vor ihm und nach ihm den unvergleichlichen Naturwalzer gesungen —, das hat sich in „Gasparone“ bestätigt — sein Bericht über den Streifzug gegen den vermeintlichen Räuber und sein Walzer: „Er soll Dein Herr sein, wie stolz! das klingt!“ waren in der That in ihrer Weise klassische Leistungen — und vor Allem hat er als Szupan im „Zigeunerbaron“ wahrhafte Stürme der Begeisterung entfesselt. In Wien selbst fällt der Erfolg des „Zigeunerbaron“ mit dem Erfolge Girardis beinahe zusammen, und für Wien wäre der „Zigeunerbaron“ ohne Girardi nicht denkbar. Es ist aber auch geradezu köstlich, wie er die verschiedenen dankbaren Nummern der reizenden Partitur, das Auftrittlied: „Das Schreiben und das Lesen ist nie mein Fall gewesen“, das scherzhafte Sittencouplet und vor Allem den Feldzugsbericht vorträgt, — mit wunderbarer Feinheit der Abschattung, zugleich aber auch mit einer so vollkommenen Zurückhaltung und bescheidenen Einfachheit, daß man es kaum begreifen kann, wie er mit den harmlosen Mitteln, die er anwendet, eine so tiefe und mächtige Wirkung erzielen kann. In dieser Schlichtheit, in dieser warmen Natürlichkeit,

die alles Prahlerei und Aufdringliche verschmäh't, liegt der eigenthümliche Reiz des Girardi'schen Talents. Mit einem leichten Lächeln, einem kaum merklichen Augenaufschlag, einem leisen Zucken der Achsel, dem sanft angedeuteten Wiegen des Oberkörpers im Tacte des Walzers erzielt er eine tiefere Wirkung, als Andere mit Aufgebot aller mehr oder minder glücklichen sogenannten „Nüancen“, und vor allen Dingen eine viel nachhaltigere. Man hat, während man Girardi hört, das beständige Gefühl ungetrübten Wohlbehagens, und es spricht für die Feinfühligkeit des Wiener Geschmacks, daß ein so schlichter und maßvoller Künstler es zu einer so allgemeinen volksthümlichen Beliebtheit hat bringen können. Alles, was Girardi giebt, giebt er in zarten Strichen und in Andeutungen, und wenn sich in der Beschränkung wirklich der Meister zeigt, so sehe ich keinen Grund, Girardi diesen Ehrentitel vorzuenthalten.

Seine neueste Glanznummer ist das „Fiaferlied“, das in allen Volksgärten, von allen möglichen mehr oder minder fragwürdigen Capellen und allen Feiertagen jetzt in einer kaum noch erträglichen Weise abgeheßt wird. Girardi singt dies Lied allerdings in ganz entzückender Weise, und man begreift es, daß es trotz seiner ziemlich gewöhnlichen Melodie und seines nicht eben erschütternden Textes durch ihn zu der allgemeinsten Verbreitung und Beliebtheit gelangt ist und sich zeitweilig in die unberechtigte Nachbarschaft mit den Meisterweisen von Johann Strauß vorgebrängt hat. Man glaubt es eben Girardi, wenn er singt:

„Mei Stolz is, i bin halt an echt's Weanakind,  
 A Fiafer, wie man net alle Tag' find't,  
 Mei Blut is so süßi und leicht wie da Wind,  
 I bin halt an echt's Weanakind!“

Das Lied verherrlicht, wie schon der Titel sagt, einen der beliebtesten Wiener Typen, den Fiafer, auf den die Wiener in kindlich rührender Weise stolz sind. In die Anerkennung der unzweifelhaften Fiafereigenschaften von Seiten der Fremden mischt sich freilich auch eine gewisse Kritik über die Unsicherheit, in der sich der Fremde in Bezug auf den zu zahlenden Fahrpreis befindet. So lange sich der Fiafer innerhalb des Gewöhnlichen bewegt, innerhalb der „Linie“, wie man in Wien sagt, weiß man ungefähr, was man zu zahlen hat, und unter diesen Bedingungen des Gewöhnlichen sind die Fiafer eigentlich sogar billig, zumal wenn man deren in der That großartige Leistungen in Betracht zieht. Nun will es aber die eigenthümliche Beschaffenheit der Stadt, daß namentlich im Sommer die Benutzung des Fiafers für das Gewöhnliche zur Ausnahme und für das Ungewöhnliche zur Regel wird. Die hübschen Locale, in denen es so heiter und lustig zugeht, liegen außerhalb der Linie, die Freunde, die man besuchen will, haben sich in die kühleren und schattigeren Vororte geflüchtet, und sobald man zu diesen größeren Ausflügen einen Fiafer benutzt, werden dessen Forderungen allerdings bisweilen recht phantastisch. Ich habe mich indessen mit diesen braven

Leuten fast immer gut auseinandergelegt, obwohl auch ich, wenn ich mich in Vereinbarung mit ihnen einließ, immer in einer gewissen Spannung war, ob sie fünf Gulden oder fünfzehn Gulden fordern würden. Ich glaube, es ist die Schuld der Fremden, wenn sie an den Fiakern herumtörgeln; sie begehen eben den Fehler, das öffentliche Fuhrwerk in Wien nach demselben Maßstabe zu bemessen, den sie in ihrer Heimat anlegen. Aber die Wiener Fiaker lassen sich in der That in keiner Weise mit einem Lohnfuhrwerk, wie es uns zur Verfügung steht, oder gar mit einer unserer gewöhnlichen „Droschken erster Klasse“ vergleichen. Wir haben Wagen von zweifelhafter Beschaffenheit, abgetriebene Gänle von mehr als zweifelhafter Leistungsfähigkeit, Miethsfuhrer in abgeschabter Uniform, die gewöhnlich nicht fahren können und die Pferde lieblos behandeln, mit einem Wort: gar trübselige Werkzeuge der Fortbewegung. Der Wiener Fiaker ist gewöhnlich ein wohlgestellter Mann, mit einer gewissen harmlosen Eitelkeit sauber gekleidet, mit dem kleinen modischen Hütkchen auf dem Kopfe, dem kokett geschlungenen bunten Halstuch, dem kleidsamen Jaquet; er ist der Fuhrherr, der Besitzer des Wagens, auf den er stolz ist und den er wie ein Schmuckkästchen sauber hält, der Besitzer der vortrefflich gepflegten, willigen und sinkten kleinen Pferde, die er mit Zärtlichkeit behandelt, an denen er den ganzen Tag herumpußt, die in blinkenden und blickenden Geschirren vorgespannt sind und wie der Satan laufen, wenn er mit der Zunge schnalzt.

„A Peitschen — a! dös giebt's net!“

Der Fiaker vereinigt mithin alle guten Eigenschaften des herrschaftlichen Fuhrwerks. Man fährt in einem gutgebauten, sauber gehaltenen, leichten Wagen so schnell und so bequem wie in der besten Equipage, und auf dem Bock sitzt ein gemüthlicher Mann, der meisterhaft kutschirt. Wenn man für dieses wahrhafte Vergnügen nun wirklich einen etwas hohen Preis zahlt, so meine ich, hat man nicht die Berechtigung, darüber zu klagen; und ich wiederhole, daß für gewöhnliche Leistungen der Wiener Fiaker nicht nur nicht theurer, sondern unter Umständen sogar billiger ist, als die traurige Berliner Droschke.

Nach dieser Einschaltung kehre ich nun wieder zu den Musikanten zurück. Die gefeiertsten in den Volksgärten sind jetzt die „Schrammeln“. Ihre früheren Nebenbuhler, die vortrefflichen Walzerspieler auf dem Clavier, Gebrüder Harner, „Harnerbuben“ genannt, sind jetzt von der Bildfläche verschwunden. „Die Schrammeln“ spielen bei den allgemeinen Volksbelustigungen unter den bescheidensten Bedingungen der herumziehenden Musikanten. Sie sitzen an ihrem hölzernen Tisch und beschweren die Noten mit Trinkgläsern oder Steinen, damit diese vom Wind nicht weggeführt werden; sie gehen nach längeren Pausen mit dem Teller herum einsammeln; kurzum sie sind echte Volksmusikanten. Aber man darf sich durch diese äußerste Einfachheit in den Bedingungen ihres Auftretens nicht täuschen lassen, sie sind nebenbei vollkommene Künstler.

Die kleine Kapelle besteht aus vier Mitgliedern. Die Gebrüder Johann und Josef Schrammel, die diesem Instrumentalquartett den Namen gegeben haben, spielen Geige, und zwar spielt abwechselnd bald Johann, bald Josef die erste und zweite Geige. Der dritte im Bunde, Georg Dänzer, bläst alle möglichen Instrumente, Clarinette, Posthorn u. s. w., und der Vierte, Anton Strohmeier, der die Begleitung spielt, ist ein Meister auf der sogenannten Contragitarre, einem Saiteninstrument von dreizehn Saiten, mit den chromatischen Tönen in der Contraoctave und der gewöhnlichen Saitenbespannung der Gitarre. Jeder Einzelne dieser Vier ist ein wahrer Künstler, und auch bei den „Schrammeln“ ist die Sauberkeit, die Anspruchslosigkeit und die allem aufdringlichen Virtuositenthum und allem Schnörkelwesen abgewandte Schlichtheit des Vortrags das Entscheidende. Sie spielen einfach, gemüthlich, wahrhaft musikalisch, ohne alle Späße und Effecthascherei, und daß so schlichte ernste Musiker auch bei dem niederen Volke so allgemein beliebt werden konnten, ist als ein neuer Beweis für den gesunden und richtigen Geschmack des Wiener Publikums in musikalischen Dingen zu bezeichnen.

Die Schrammeln sind nicht nur als ausübende Künstler hervorragend, sie sind auch als schöpferische mit Auszeichnung zu nennen. Einige der allerliebenswürdigsten und ansprechendsten Wiener Melodien rühren von ihnen her, so der entzückende Walzer: „Wien bleibt Wien“, der leider nicht im Druck erschienen ist, von Johann Schrammel, und der nicht minder reizvolle Walzer „Windobona du einzige Stadt“ von Josef Schrammel; dazu kommen noch eine große Anzahl allgemein bekannter und beliebter Märsche. Und sie haben noch ein anderes Verdienst. Die Schrammeln, die einer Familie von alten Wiener Musikern angehören, haben einen köstlichen Schatz alter Wiener Volkslieder und Tänze, die sie in der Kindheit von ihren Eltern gehört, aufbewahrt und sorgen durch ihren Vortrag dafür, daß diese gemüthlichen G'stanzeln und Ländler auch unserm Geschlechte nicht verloren gehen. Es würde der Mühe verlohnen, daß diese Volksmelodien ihren berufenen Musiker fänden, der sie, wie Brahms die ungarischen Tänze, der Allgemeinheit übermittelte und dauernd erhielt. Und die Schrammeln selbst wären wohl die Berufensten dazu, denn alle ihre Tänze sind für ihr Quartett mit dem äußersten Geschmack eingerichtet. Man kann sich nichts Behaglicheres denken als einen echten Wiener Walzer von den Schrammeln gespielt und von Anton Strohmeier in scharfftem packendem Rhythmus begleitet.

Ihren höchsten Triumph feiern die Schrammeln beim „Heurigen“ und besonders an den Sommerfreitagen in Rußdorf. Da sitzen sie in dem primitivsten aller Volksgärten am schlechtbehauenen Holztisch auf der hölzernen Bank, und rings um sie, dicht zusammengepfercht, die Hunderte, die dem wohlschmeckenden angenehmen jungen Wein zusprechen und kein anderes Bedürfniß fühlen, als ein echtes Wiener Lied oder einen echten Wiener Tanz zu hören und mit Frohen froh zu sein. Da kommt die ganze volle echte

warme Liebenswürdigkeit des Wiener Volkslebens zum unverfälschtesten Ausdruck. Es herrscht eine Heiterkeit, eine Harmlosigkeit und Lust sondergleichen. Sobald aber die Schrammeln einjehen, verstummt der Uebermuth, es tritt andächtige Stille ein, und jauchzendes Gejohle und stürmisches Händeklatschen folgen jedem ihrer meisterlichen Vorträge. Freilich liegt auf den Tischen kein sauberes Leinenzeug, es ist gänzlicher Mangel an elektrischer Beleuchtung und nahezu gänzlicher Mangel an Bedienung. Glücklich, wer einen Eckplatz auf einer der harten Holzbänke erobert oder gar einen Holzstuhl erwischt und sich an einen der Tische herandrängen kann, auf den ein dürrstiges Windlicht, das durch eine große Glasglocke geschützt ist, seinen matten Schimmer wirft. Und wenn der Kellner, an den von allen Seiten dringliche Anforderungen herantreten, gar zu lange auf sich warten läßt, so geht man eben selbst zum Schantisch, läßt den großen Krug mit dem gelben jungen Wein füllen und sucht durch List oder Gewalt einiger Gläser habhaft zu werden. Wer nicht gar zu ungeduldig ist, erobert schließlich doch auch noch ein warmes Schnitzel, und wenn der Kellner das Besteck vergessen hat, so findet man am Nebentisch ein paar freundliche Leute, die ihre eben benutzten Messer und Gabel dem Hungrigen artigerweise zur Verfügung stellen. Wem aber die Zeit zu lang wird, der kann seinen Hunger bei dem herumziehenden Wurst- und Käsehändler, dem Salamutsch — ich weiß nicht, ob er sich so oder „Salamucci“ schreibt — stillen, der von einer großen Wurst mit scharfem Messer zarte Scheiben ablöst, sie vor den Augen des Käufers wägt und das bestellte Quantum auf einem sauberen Blatt Fließpapier, das später als Serviette benutzt wird, auf den Tisch legt. Der Brodjunge, der das Brod verkauft, drängt sich schon allein heran. Es kommen auch unaufgefordert Verkäufer von anderen Herrlichkeiten, die ihre Waaren feilbieten und die obenein noch den Spielteufel zum Bundesgenossen haben. Und mit den riesigen Ripfeln und den Sträußen von Obst, die man gewinnen oder auch kaufen kann, läßt sich bei dem guten Heurigen schon auskommen.

Die ganze Gesellschaft, die da vereinigt ist, ist in rosigster Stimmung, und Jeder fühlt das Bedürfniß, für das Vergnügen des Anderen zu sorgen. Da melden sich aus der Reihe der Gäste unaufgefordert musikalisch Veranlagte und setzen sich mit brennender Virginiacigarre oder Cigarette vor den Schrammeln hin und singen Duette mit köstlichen Stimmen, heitere reizende Lieder, und die Schrammeln begleiten, und alle Welt jauchzt Beifall.

Wer sind die Sänger? fragt der Fremde, und der Einheimische giebt die überraschende Antwort: Der Fiaker so und so und der Fiaker so und so.

Da nimmt ein hübscher, schlankgewachsener, frischer junger Mann mit einem runden Hütchen auf dem Ohr, mit edelgeschnittenem Profil und mit langem blonden Schnurrbart neben den Schrammeln Platz und pfeift, während der Bläser unter den Schrammeln sein Instrument ruhen läßt und die Weiger mit dem Gitarrenspieler discret begleiten, den köstlichen Walzer von Johann Strauß „Frühlingsstimmen“ mit geradezu meisterlicher

Virtuosität, mit einer Fülle und einem Wohl laut des Tones, wie man ihn bei dem gemeiniglich unterschätzten Pfeifen in der That sehr selten findet. Das ist der Baron-Schan! Der Baron Jean? Ein Baron? Vielleicht. Eigentlich ist er Fiaker, aber er wird der Baron-Schan genannt, weil er so vornehm ausseht und sein Vater vielleicht dem freiherrlichen Stande angehört. Andere der musizirenden Gäste führen freilich einen weniger wohlklingenden Spitznamen, so heißt einer der tüchtigsten das „Mistviechl“, und der liebenswürdige Mann hört auf diesen Namen und nimmt es durchaus nicht übel, wenn man ihn so ruft. Er gehört ebenfalls der auserwählten Zunft der Fiaker an. Alle betheiligen sich eben an der allgemeinen Freude. Wer nicht singen und nicht pfeifen kann, der kann vielleicht den Klang eines Instrumentes nachahmen, eines Waldhorns oder einer Clarinette, und er giebt sein Bestes zum Besten. Es kommt aber auch vor, daß ein ernstlicher Künstler von hervortragender Bedeutung wie Heinrich Grünfeld sich von Johann Schrammel die Geige reichen läßt, sie wie ein Cello auf das Knie stützt und unter Begleitung der Anderen und allgemeinem stürmischen Applause einen Strauß'schen Walzer spielt, oder daß ein sehr begabter Dilettant, wie Theodor Jauner, mitten im musikalischen Vortrage der Schrammeln einem der Geiger das Instrument abnimmt und das melodische Trio, für das er ganz besonders schwärmt, selbst spielt, um alsdann die Geige dem rechtmäßigen Besitzer wieder auszuhandigen. Alles das vollzieht sich in der natürlichsten, heitersten, lustigsten Weise. Keine Rohheit bildet einen häßlichen Mißklang in dieser erfreulichen Harmonie. Es herrscht eine Ungezwungenheit im Verkehr von Tisch zu Tisch, die ganz reizend ist. Es giebt keine fremden Leute, Alle scheinen sich zu kennen und sich gern zu haben. Wer das Wiener Volk kennen lernen und lieb gewinnen will, der muß es eben beim „Heurigen“ sehen.

Und so, heiter im Genuß, kindlich froh, rührend anspruchslos und gesellig zeigt es sich überall. Auch in den bescheidenen Volksconcerten werden die Gäste von den Künstlern zur Unterstützung und Mitwirkung herangezogen. Die Hauptnummern bilden gewöhnlich die Choralieder, in welchen der Rundreim von der gesamten Gesellschaft unter Leitung des Künstlers mitgesungen wird. Es werden aber auch förmliche Gesellschaftsspiele veranstaltet, und Jedermann giebt sich willig dazu her, die ihm übertragene Rolle zur Belustigung der Anderen auszufüllen.

Wie unglaublich genüßsam und wie verständnißvoll das österreichische Publikum ist, das habe ich während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in dem fremdlichen Baden an der Südbahn oft zu beobachten die Gelegenheit gehabt. Eine der hauptsächlichsten Vergnügungen der Sommerfrischler in Baden ist die sogenannte Arena, ein bescheiden ausgestattetes Sommertheater in bescheidenen Verhältnissen unter freiem Himmel. Dort giebt die Schauspielergesellschaft des städtischen Directors, des sehr vielseitigen und tüchtigen Künstlers Herrn Schreiber, die gewöhnlich einige ganz gute und mehrere wenigstens erträgliche Künstler zählt, ihre Vorstellungen. Schöne alte Bäume

schließen den Hintergrund der Bühne ab, und es genirt keinen Menschen, daß die grünen Zweige in die Zimmerdecorationen hineinzufragen scheinen. Das Theater hat wie die antiken Arenen gar keine Bedachung, weder für die Bühne, noch für die Zuschauer. Es giebt daher auch kein Theater in der Welt, das von der Witterung so abhängig wäre, wie die Badener Arena.

Wenn das Wetter unzweifelhaft gut oder unzweifelhaft schlecht ist, so ist die Sache einfach: bei gutem Wetter findet eben die Vorstellung unter den günstigsten Bedingungen in der Arena statt, bei schlechtem Wetter in dem geschlossenen Stadttheater. Die Sache verwickelt sich aber, sobald das Wetter veränderlich ist, wenn es entweder im Laufe des Tages geregnet hat oder in den Nachmittagsstunden zu regnen droht, oder endlich, wenn es während der Vorstellung zu regnen anfängt. Da hat sich nun folgende Vereinbarung herausgebildet. Kann der erste Aufzug wegen der Ungunst der Witterung nicht zu Ende gespielt werden, so wird das Geld an der Kasse zurückgegeben oder die gelösten Billets behalten ihre Gültigkeit für eine der nächsten gewöhnlichen Vorstellungen. Ist der Vorhang aber nach Schluß des ersten Actes gefallen, so giebt der Director, wie man es ihm auch thatsächlich nicht verdenken kann, nichts mehr heraus, dann tritt eine längere Pause ein — die Vorstellungen in der Arena beginnen um halb sechs Nachmittags, die im Stadttheater erst um sieben — und etwa um die achte Stunde wird dann der zweite Act im Stadttheater weiter gespielt. Künstler und Publikum siedeln dahin über. Die Theaterbesucher werden da untergebracht so gut es eben gehen mag. Ohne Murren theiligen sich allesamt an diesem Umzuge. Aber noch schöner ist es, wenn während der Vorstellung ein Regenschauer kommt, von dem man hoffen darf, daß er bald vorübergeht. Dann werden einfach zunächst vom gesammten Publikum die Schirme aufgespannt, und von den ebenfalls offenen Logen aus hat man einen köstlichen Blick auf eine schwarzseidenüberspannte Masse, auf all die geöffneten Regenschirme, unter denen die Besucher des Parquets und des Parterre Schutz suchen. Die Künstler auf der Bühne ignoriren eine Weile das herabfallende Raß; wird es aber zu arg, so nehmen auch sie ganz gemüthlich den Schirm. Und wenn auch die Handlung in einem geschlossenen Zimmer spielt, sie treten mit aufgespanntem Schirm auf und singen unter dem Schirm. Einzig übel daran sind die Mitglieder des Orchesters, auf die selbst und auf deren Instrumente der Regen unbarmherzig herabrieselt. Wird der Regen zu arg, so ertönt das Glockensignal, und der Vorhang wird geschlossen. Der Regisseur verkündet eine Pause von einer Viertelstunde oder einer halben Stunde, je nachdem, und alsdann wird der Versuch, die Vorstellung wieder aufzunehmen, auf's Neue gemacht. Alle diese mannigfachen Störungen werden auf das Verständnißvollste und Liebenswürdigste ertragen, kein Laut der Beschwerde läßt sich vernehmen, keinerlei Uß wird getrieben, Alles vollzieht sich in der denkbar harmlosesten und freundwilligsten Weise.

Wenn aber auch die Witterung keine bösen Streiche spielt, so ist selbst

unter den günstigsten Bedingungen die Wiener Arena ein Theater, das an seine Besucher die stärksten Anforderungen einer freundlichen Auffassung und starken Mitwirkung der Phantasie stellt. Die ersten Acte spielen immer bei heller Sonnenbeleuchtung, während des letzten Aufzugs muß aber, wenigstens im Monat August, schon das Gas angezündet werden. Da nun die Costüme hauptsächlich für die Vorstellungen im Stadttheater berechnet sind, die immer bei Gasbeleuchtung stattfinden, so sind auch die dazu verwandten Farben für die künstliche Beleuchtung gewählt, und diese wirken beim Sonnenlichte bisweilen recht abstoßend. Aber das ist dem Publikum ganz einerlei. Ebenso sehen die geschminkten Künstler bei dem verrätherischen hellen Lichte der Sonne sehr merkwürdig aus. Das Personal ist naturgemäß ein sehr kleines, und gleichwohl werden die großen komischen Operetten, die bekanntlich einen Massenaufwand von Personen erfordern, aufgeführt. Kein Mensch im Publikum nimmt daran Anstoß, wenn ein Kriegsheer von sechs Personen erscheint und eine Königin mit dem stattlichen Gefolge von zwei Hofdamen auftritt, in denen der Stammgast auch ohne Opernglas die erste tragische Heldin und die erste sentimentale Liebhaberin erkennt. Alle Mann an Bord! heißt es hier eben. Es ist in Bezug auf die äußere Ausstattung keinerlei Versuch gemacht, die Decorationen zu der Umrahmung durch die natürliche Umgebung hinüberzuleiten. Geradlinig schneiden die Hinterwand und Seitenwände ab; und über einen perspectivisch dürrig gemalten Baum im Hintergrunde von etwa drei Fuß Höhe steigt ein ultramarinblau gestrichener Himmel flach auf, der auf einmal in einem mit dem Lineal gezogenen wagerechten Strich aufhört, und darüber neigen sich die wirklichen Zweige der prachtvollen alten Bäume im Hintergrunde, und der unendlich hohe Himmel wölbt sich über das Ganze. Alles das ist so einfach und kindlich, so unglaublich naiv, wie man es sich nur denken kann. Es sieht zunächst aus, wie der reine Jahrmärktstrudel. Die Leistungen des Orchesters und der ausübenden Künstler aber stehen doch auf dem Niveau eines guten mittleren Theaters, das berechnete Ansprüche auf ernsthaftere künstlerische Würdigung erheben darf. Und so werden die Leistungen von dem lebenswürdigen Publikum auch aufgefaßt; und das ganze Brimborium des unwillkürlich lächerlichen äußern Gewandes nimmt es mit lebenswürdigstem Verständniß ohne Murren hin. Noch lächerlicher sieht die Geschichte aus, wenn die Scene im geschlossenen Raum spielt, wenn uns die Decoration eines Zimmers aufgestellt wird, deren Plafond der glänzende Sommerhimmel bildet.

Und nun die verschiedenen Tageszeiten und Witterungsverhältnisse der Dichtung im Widerspruche mit der Wirklichkeit! Die Dichter der Texte schreiben vor, daß es dunkel, daß es Nacht wird, daß ein Gewitter ausbricht u. s. w. Da ereignet es sich denn, daß im hellsten Sonnenlichte die Leute mit Laternen auftreten, aneinander vorübergehen ohne sich zu sehen, daß bei 26 Grad Reaumur die Schützen angerasselt kommen und bei langsam und stetig herabfallendem Regen der blaue Himmel und die Sonne ange-



jubelt werden. Das Publikum macht Alles das willig mit. Wenn auf der kleinen Sommerbühne die Lichter angezündet werden, obwohl es noch sonnig heller Tag ist, so nimmt es verständnißvoll an, daß jetzt der Abend herein gebrochen sei, und wenn auch der Wind die Kerzen und Lampen löscht, es glaubt doch an die Abendbeleuchtung und es hat nichts dagegen einzuwenden, wenn der Künstler auf der Bühne die vom Winde längst gelöschte Flamme noch einmal ausbläst, es geht vielmehr willig auf die Absicht des Textdichters ein und nimmt an, daß nun auf einmal die Dunkelheit eingetreten sei. Ob ein anderes als das lebenswürdige österreichische Publikum so bereitwillig seine Phantasie zur Mithätigkeit heranziehen und so verständnißvoll den Forderungen der Bühne entsprechen würde — ich weiß es nicht. Aber jedenfalls fordert die Arena in Baden in unserer Zeit, die zu einer gewissen Uebertreibung der Nachbildung der Wirklichkeit auf der Bühne heinneigt, doch zum Nachdenken auf. Ich habe indessen die Wiener Arena nur herangezogen, um für die außergewöhnlich lebenswürdigen Eigenschaften des Wiener und österreichischen Publikums, für seine Genügsamkeit und sein verständnißvolles Eingehen auf die Wünsche der Dichter und Künstler ein weiteres Beispiel anzuführen.

In Nußdorf beim Heurigen machte ich auch die Bekanntschaft mit einem Wiener Liederfänger der guten Gesellschaft, der jetzt ein Liebling in allen Wiener Salons ist, mit Herrn Oskar Hofmann. Herr Hofmann ist ein Meister in seiner Art. Er dichtet seine Couplets, die allerdings nicht immer als eine rührende Verherrlichung von Wien anzusehen sind, sondern bisweilen auch eine scharfe satirische Spitze haben, selbst, und wenn er keine passende Musik dazu findet, so schreibt er auch diese allein. Er begleitet sich und trägt seine Lieder selbst vor, mit einem Worte: er läßt nicht aus dem Hause arbeiten. Seine Lieder sind voller Witz und Laune, und sein Vortrag ist von packender Wirkung. Es ist daher auch ganz begreiflich, daß sich Herr Hofmann durch seine Besonderheit eine örtliche Berühmtheit und allgemeine Beliebtheit errungen hat. In einem gewissen Sinne macht er, wenn man eben die völlige Verschiedenheit der Verhältnisse in Betracht zieht, den eigentlichen Wiener Volksängern beinahe Concurrenz, jenen Warden des Wienerthums, die im Hochsommer, wenn alle Theater von Bedeutung geschlossen sind, fast allein für das Vergnügen der großen Stadt zu sorgen haben.

Diese Volksfänger treten in den sogenannten „Singspielhallen“ auf, die in einer gewissen Anzahl von Wiener Wirtschaftsgärten, gewöhnlich bescheidenster Art, den sogenannten „Beißls“, meist vom Mittelpunkt der Stadt ziemlich weit entfernt, sogar bis außerhalb der Linie und in den Vororten gelegen, umherziehen. Die wandernden Singspielhallen zählen gewöhnlich sechs bis sieben Mitglieder: den sogenannten Capellmeister, d. h. den Clavierspieler, der alle Gesangsnummern begleitet und auch Solostücke vorträgt, ein oder zwei zugkräftige Sänger oder Sängerinnen, und die Uebrigen machen eben mit, um das Programm des Abends zu füllen. Man muß sich eine

lange Reihe von wenig ergöglichen Vorträgen gefallen lassen, bevor der Hauptkünstler oder die Hauptkünstlerin des Abends auftritt.

Die Singspielhallen beginnen etwa um die achte Abendstunde, und erst gegen zehn Uhr werden die Nummern gesungen, wegen deren man das Volksconcert allein aufsucht. Man muß aber trotzdem beinahe zu Anfang da sein, denn der Zubrang ist fast immer ein so starker, daß man als Nachzügler einen sehr schlechten Platz bekommt. So wird denn das Vergnügen trotz des mäßigen Eintrittsgeldes von 30 Kreuzern immerhin mit zwei Stunden höchst fragwürdigen Genusses theuer genug erkauft. Sehr häufig bestreiten die Singspielhallen ihren Bedarf an Textdichtungen und an Musik lediglich aus eigenen Mitteln. Eines der Mitglieder dichtet alle Couplets, die erforderlich sind, und der Clavierspieler macht die nöthige Musik dazu. Das ist z. B. bei der Singspielhalle der Fall, in der die „Mizl“ als hellster Stern glänzt. Der musikalische Abend wird jedesmal eingeleitet durch eine Reihe von Claviervorträgen, alsdann kommen die unerheblichen Mitglieder, ein mittelmäßiger Komiker, ein Cravattenenor, der sentimentale Lieber singt, ein paar Coupletfängerinnen siebenter Ordnung ohne Stimme, ohne Grazie und ohne Talent. Es werden wohl auch Duette vorgetragen oder Lustspielartige Scenen von unendlicher Albernheit aufgeführt, bis endlich gegen den Schluß des Abends die Paradedstücke an die Reihe kommen.

Der bedeutendste unter den Volksjängern ist jetzt wohl unbestritten Edmund Guschlbauer, ein echter Alt-Wiener Typus. Guschlbauer ist ein stämmiger untersepter Herr mit einem sehr interessanten Kopf, dem Kopf eines spätrömischen Kaisers, er sieht ungefähr wie Bespasian aus. Sein Anzug ist urwienerisch. Das tiefausgeschnittene Hemd mit weitabstehendem Stehkragen läßt den breiten mächtigen Hals bis zum Kehlkopf frei. Um diesen Stierhals hat er ein Tuch in auffälligsten Farben und Mustern, das in einer großen Schleife gebunden ist, geschlungen. Die kräftige gedrungene Figur mit den breiten Schultern, der riesigen Brust und dem sehr entwickelten Bauch wirkt in dem fett geschnittenen Jaquet überaus drollig. Guschlbauer besitzt eine kräftige wohlklingende Tenorstimme, die selbst durch die Ueberanstrengungen seines Berufes kaum gelitten hat. Und wie schreit der Mann unter Umständen! Aber selbst in den Gewaltthätigkeiten, zu denen er sein Organ nöthigt, bewahrt es seinen Wohlklang. Am lustigsten wirkt sein ohrenbetäubendes Schreien in dem Liebe:

„Aber i kan net, i kan net,  
I bin schwach auf der Brust.“

Er singt diese Worte zuerst hohl flüsternd, und bei der Wiederholung schmettert er die Worte: „i bin schwach auf der Brust“ mit wahrhaft erschreckender Kraft heraus. Sein berühmtestes Lied ist zur Zeit „Der alte Drehrer“. Es ist überhaupt eines der gelungensten und liebenswürdigsten Volkslieder, die in den letzten Jahren in Wien entstanden sind, anmuthig im Texte und in der Melodik von jener echten lieblichen Wiener Stimmung,

von jenem warmherzigen, mit einem leisen Anfluge von Sentimentalität überhauchten, leicht umflorten Frohsinn, der die reizvollste Eigenart der Wiener Volksgefänge von echtem Schrot und Korn ist. Und wie meisterlich trägt Guschlbauer dies Lied vor! Diese Leistung überragt klasterhoch alle seine anderen Vorträge und läßt sich mit den Couplets der anderen Volksänger überhaupt nicht vergleichen. Er hat in der Mimik, in den Geberden, in der Aussprache, im Gesange, wirklich etwas Großartiges, Bedeutendes. Man wird unwillkürlich ergriffen, wenn dieser prächtige Volksänger die Worte des Mundreims singt: „Weil i a alter Drahrer bin.“ Es liegt darin ein merkwürdiges Gemisch von Freude am heiteren Wiener Dasein und zugleich von einer gewissen vorwurfsvollen Selbstanklage wegen des unabänderlichen, verwünschten, aber ach! so köstlichen Blumenlebens! Durch Guschlbauers Vortrag gewinnt dieses gemüthvollste der Wiener Lieder neueren Datums etwas wehmüthig Rührendes, das jeden Hörer seltsam bestrickt.

Und wie steht Guschlbauer da! Diese Breite der Bewegungen — sie wäre manchem tragischen Hofschauspieler zu wünschen. Nebenbei ist Guschlbauer auch ein ausgezeichnete flotter Tänzer. Der dicke stämmige Mann besitzt eine Schnellfüßigkeit und Gelenkigkeit in den Beinen, die wahrhaft erstaunlich sind.

Auch ein anderes Lied im Repertoire Guschlbauers — ich bemerke nebenbei, daß jeder Volksänger sein bestimmtes ihm allein gehöriges Repertoire besitzt, und daß die Lieder des einen nicht etwa vom andern gesungen werden dürfen — erfreut sich einer großen Beliebtheit. Es handelt von den Damenkapellen, die jetzt in Wien in den Gärten und Schenklöcalen zweifelhafter Ordnung eine bedeutende Rolle spielen. Guschlbauer erzählt, wie er zufällig eine solche Damenkapelle zu hören bekommt, und er verliebt sich in die Dame, die die große Pauke schlägt.

„Dö, dö von der Damenkapell'n,  
Dö, dö mit die Tschinell'n,  
Dö pumpert im Herzen mir um  
Und macht ma den Schädel ganz dumm!“

Für Nichtösterreicher bemerke ich, daß Tschinellen, soviel ich weiß, die Becken sind. Man begreift übrigens die Neigung Guschlbauers für die „Dame mit die Tschinellen“, denn sie ist in der That die bewundernswertheste Künstlerin der Kapelle, sie bearbeitet nämlich gleichzeitig die große Trommel, die dar-  
aufgebundenen Becken, die darangebundene kleine Trommel und das Triangel, das am Notenpulte hängt. In den Händen hat sie die Trommelfstöcke und am kleinen Finger einen eisernen Stift, um das Triangel zu schlagen. Sie wirbelt nun bald auf der kleinen Trommel, bald paukt sie auf die große, bald schlägt sie auf's Becken, bald läßt sie das Triangel erklingen — mit einem Worte: sie ist sicherlich die beschäftigteste und vielseitigste Künstlerin. Diese Damenkapellen findet man jetzt, wie ich schon sagte, in sehr vielen Localen, namentlich in solchen, die über Nacht offen bleiben;

außerdem natürlich im Prater. Ueberall hört man von ihnen Girardis „Häckerlied“, Guschlbauers „alten Drahler“ und die bekanntesten Nummern aus dem „Zigeunerbaron“, und überall werden die Geige, Cello und Contrabaß spielenden Damen unterstützt durch eine schreckliche Vereinigung des Claviers mit dem Harmonium. Man glaubt nicht, wie fürchterlich das klingt, diese lustigen Walzer in den langgezogenen Tönen der Orgelpfeifen.

Außer Guschlbauer sorgen noch eine ganze Reihe von andern Volksängern, die jedoch meines Erachtens viel weniger bedeutend sind, für die Unterhaltung der guten Wiener. Da wären zu nennen: W. Seidl, der sich durch große Beweglichkeit und Lebhaftigkeit auszeichnet; Franz Kriebaum, der die Musik zu zahlreichen und sehr bekannt gewordenen Couplets geschrieben hat; Maier, der sich namentlich durch seinen sehr wirksamen Vortrag von Soloscenen hervorthut. Besonders ergötzlich ist seine Erzählung über das Schicksal eines jungen Mannes, der mit einer ältern Dame ein Verhältniß angeknüpft hat, und dem nun die Dame alle möglichen culinaren Annehmlichkeiten gewährt. Das Entzücken, mit dem er erzählt, wie vorzüglich der junge Mann jetzt verpflegt wird, welche Lederbissen ihm aufgetragen werden: „Beefsteak mit Spiegelei . . . ei . . . ei . . . ei“, ist wirklich urkomisch. Wiesberg, der mit Seidl verbunden ist, zeichnet sich namentlich durch seine witzigen Textdichtungen aus, ebenso der sehr begabte Schmitter, der nebenbei ein ganz ausgezeichnete Improvisator ist.

Schmitter gehört zur Gesellschaft der Mirzl, eigentlich Frau Marie Koblassa, die jetzt unter den weiblichen Volksängern weitaus die bedeutendste ist. Die Mirzl ist eine schöne Person, schlank und üppig gewachsen, groß und stattlich, von edlen Verhältnissen. Sie hat ein freundliches, ungemein ausdrucksvolles lebhaftes Gesicht mit lachenden Augen, sie lacht überhaupt reizend. Auch ihre Stimme ist vielleicht einmal schön gewesen, hat jetzt aber unter den Strapazen, die sie ihr allabendlich zumuthet, und oft in verräucherten dumpfen überheißten und überfüllten Zimmern, namentlich in der Mittellage empfindlich gelitten; die Höhe ist noch immer klangvoll und kräftig. Aber auf die Stimme kommt's bei der Mirzl auch nicht in erster Linie an. Was sie zu dem Liebling des Wiener Volks macht, ist ihre urwüchsige feste Laune, ihr vollblütiges Temperament; Alles fiebert in ihr und Alles macht den Eindruck des Echten, wahrhaft Gefühlten. Wenn sie auf dem kleinen Brettergerüst steht und das rhythmische Lied nur anfängt, so hebt sie sich schon unwillkürlich auf den Zehenspitzen, schlägt trippelnd mit den Hacken im Tacte auf, zuckt mit den Armen, und vor allen Dingen nimmt ihr Gesicht einen so aufrichtig vergnügten Ausdruck an, daß man unwillkürlich mit in eine heitere Stimmung versetzt wird. Alles in ihr ist wahres, warmes und frisches Leben, und wenn irgend Einer, so glaubt man ihr, wenn sie singt:

„I taug' zu kaner Klosterfrau,  
 O goar ka G'ipur! I wass';  
 Denn i, i bin a Maderl  
 Von aner ganz aner eigenen Rast'.“

Neben der Mirzl wird außer der Mondtag, die mit Guschlbauer zusammen jobelt, unter den Volksängerinnen besonders noch Leopoldine Kugel genannt, eine schöne junge Blondine, die allerdings ihre Lieder mit großer Schneidigkeit und Frische vorträgt. Aber sie ist doch unendlich äußerlicher als die Mirzl, und alle ihre Vorträge haben etwas viel Gemachteres. Sie liebt überdies allerlei kleine Mäzchen mit ihrem großen Gut, sie schleppt und beschleunigt das Tempo und verschmäh't keinen der gewöhnlichen Effecte, die die Mirzl als weit unter ihrer Würde betrachtet. Sie streift auch mitunter das Gebiet des Schlüpfrigen, das die Komit der Mirzl mit beinahe ängstlicher Behutsamkeit völlig meidet.

Uebrigens hat sich der Wiener Volksgefang nach dieser Richtung hin durchaus verbessert. Ich erinnere mich von früher her der vorzüglichen Vocal-ängerin Antonie Mannsfeld und weiß, daß deren Lieder immer sehr stark gepfeffert waren und größtentheils auf Dinge anspielten, von denen man in guter Gesellschaft nicht gut sprechen darf; darin gerade lag die Würze ihrer Leistungen. Und so ähnlich, wenn auch vielleicht nicht ganz so stark, war es auch um die Lieder der genialen und schönen Ulke bestellt. Das ist jetzt stark herabgemindert, und die Censur braucht sich den Volksängern gegenüber nicht anzustrengen; die Lieder sind im Text fast ohne Ausnahme durchaus harmloser Natur. Es kommen allerdings hie und da unerhebliche Anspielungen auf Gewagteres vor; diese sind aber nicht stärker, als sie überall in froher Laune gestattet sind.

Die Lieder, wie sie die Volksänger singen, sind in der musikalischen Form sowohl, als auch im textlichen Inhalt zum großen Theil stark übereinstimmend. Der erste Theil ist gewöhnlich Allegro im Zweiviertelact geschrieben, daran fügen sich vier oder acht Tacte Uebergang und zum Schluß kommt der unvermeidliche Walzer mit dem Rundreim. Wenn im Texte die Satire auch nicht ganz ausgeschlossen ist, so tritt sie doch unglaublich zahm auf. Gewöhnlich gipfelt der Inhalt der Lieder in der Verherrlichung der lieben, der einzigen Stadt Wien. Wir wissen schon, daß der Fiaker singt:

„Mei Stolz is, i bin halt an echt's Weanafind!“

die Kutzel berühmt sich:

„I bin ja net von Podiebrad,  
Goar ka Spur!  
I bin a harbe Weanerin  
Voll Hamur!“

die Mirzl schwärmt:

„Denn a echt's Weanalied  
Geht an jeden tief in's G'müth,  
Das Schönste bleibt das Weanalied!“

Franz Friebaum:

„Daß mir Weanafinder allweil munter san,  
Selbst bei schlechten Zeiten no nüt rungen than,

Harbe Tanz gern dudeln, gern a Heßi treib'n,  
 Und daß alte Späßen do no d' Zungen bleib'n,  
 Kumm a Unglück a, nüt glei valiern den Muath, —  
 Das liegt halt bei uns schon so im Blut.“

Und im verführerischsten Dabler versichert er zum hundertsten Male:

„Denn a wean'rischer Tanz und a echt's Weana-Liad  
 Ja das is was für'n Weana, für's wean'rische G'müath.“

Und ein Anderer feiert den Wiener Tanz und die „Weaner Maderl,“ und wenn heute ein neuer Coupletjänger käme und sein Lied mit dem Rundreim endete:

„Über a Pfiff und a G'sprijten,  
 Dös giebt's nur in Wean!“

so würde das vollkommen genügen, und er würde wahrscheinlich damit auch einen vollen Erfolg erzielen.

Die Anhänglichkeit der Wiener Kinder an ihre Stadt hat etwas Rührendes, und sie ist in der That vollkommen begreiflich. Ich brauche mich zum Glück hier nicht um ernste Fragen zu kümmern; es kann mir für meinen Zweck gleichgiltig sein, wie die Geschäfte gehen, wie die wirthschaftliche Lage sich gestaltet, wie die Czaren dem Deuththum Knüppel zwischen die Beine werfen. Das Alles geht mich heute nichts an. Ich habe Wien und die herrliche Umgebung der Stadt zu meinem Vergnügen und zu meiner Erholung besucht und mich nach dem Rath des Volksliedes des Lebens gefreut, so lange noch das Lämpchen glüht, und die Rose gepflückt, so lange sie blüht; ich habe die fröhliche frische Wiener Luft mit vollen Lungen eingesogen, und ich muß sagen, daß ich in keiner Großstadt der Welt eine so erwärmende Sonnigkeit des Daseins, eine so harmlose Fröhlichkeit, eine so herzwinnende Gemüthlichkeit gefunden habe, wie in dem alten schönen Wien. Mögen die Verhältnisse liegen, wie sie wollen — für den, der von ernster Arbeit einmal ausspannen und in lustiger und guter Gesellschaft ausgelassene Stunden verbringen will, giebt es keinen bevölkerten Flecken auf Gottes weiter Erde, der soviel Erfreuliches, Auffrischendes bietet wie die herrliche Stadt an der schönen blauen Donau, von deren lieben Bewohnern ich mit dankerfülltem Herzen geschieden bin, — wie Wien und den Wiener Wald.





## Ein Costümwerk.

Von

A. von Heyden.

— Berlin. —

**S**chon ziemlich früh hat sich der Bekleidung ein wissenschaftliches Interesse zugewendet, man fühlte, daß ein redender Factor zur Erkenntniß der inneren Natur des Menschen die Art sei, wie er seine äußere Erscheinung gestalte; wie die Sprache, welche das Kleid rede, geschwätzig und indiscret, oft viel deutlicher die innere Natur ausdrücke, als Wort und Geberde, weil sie um so unbewußter sich gebe, je weniger sie in Bezug auf psychologische Bedeutung sich controlirt glaube. Auch jetzt noch, wo die Kleidung des Mannes fast gänzlich die Möglichkeit eines Individualitäts-Ausdruckes abgestreift hat, findet dies, wenn auch in beschränktem Maße, Anwendung. In glücklicherer Lage ist der Beobachter auch jetzt dem weiblichen Geschlecht gegenüber; nie durfte sich die individuelle Laune der Damen freier bewegen, ungehinderter und indiscreter sich bekunden als in unseren Tagen. Im Mittelalter und später bis tief in das 18. Jahrhundert hinein suchten Verordnungen der Behörden die Ausschreitungen der Mode zu bekämpfen und den einzelnen Ständen feste Grenzen bezüglich ihrer Kleidung und ihres Schmuckes anzuweisen. Half auch die polizeiliche Fürsorge nicht viel, so beschränkte sie immerhin einigermaßen die tollsten Zügellosigkeiten und Lächerlichkeiten, welche öffentliches Aergerniß zu erregen geeignet waren, ohne dem Zeitgeschmacke der Mode all zu argen Zwang aufzulegen. Diese Moden waren nicht international, wie heute, die einzelnen Nationen zeigten vielmehr oft sehr wesentliche Unterschiede der Tracht. Eine eigentliche Weltmode machte erst Burgund unter seinen reichen verschwenderischen Fürsten im 15. Jahrhundert, natürlich mit Ausschluß des Orients. Nicht einmal die Slaven konnten sich dem mächtigen burgundischen Modeeinflusse ganz entziehen. Aber dessen ungeachtet blieb zwischen den einzelnen Ländern: Frankreich, Spanien, Italien, England, den nordischen Reichen und Deutschland mancher wesentliche Unterschied. Man verwendete eben burgundische Formen nach verschiedenem Bedürfniß und verschiedener Auffassung. Auch noch kleinere Kreise zog die Trachten-eigenart; die Pariserin sah viel burgundischer aus als die Lyonerin, obwohl beide die Gotte trugen.

Als im 16. Jahrhundert die Weltmode von Deutschland ausging, wie Falke sagt, nicht zu seinem Ruhme, trug man sich in Wittenberg und Leipzig anders als in

Köln, Nürnberg oder Danzig, ohne den allgemeinen Typus zu verlassen. Hierzu traten noch die Verschiedenheiten, welche die äußerst complicirte Bewaffnung je nach Zeit und Ort darbot, um innerhalb allgemein gültiger Zeitformen doch ein sehr buntes Trachtengewirr zu schaffen.

Der hohen Bedeutung dieser Unterschiede für die Culturgeschichte wurde früh genug vielleicht nur instinctiv Rechnung getragen. Schon im 16. Jahrhundert sammelte man die Trachten einzelner Städte und Landschaften: einzelne Familien wie die sächsischen Kurfürsten, die Schwarz und Andere ließen sich in ihren verschiedenen Trachten, ihrem ganzen Lebensgange folgend, abbilden oder sie ließen Familienchroniken mit Darstellungen ihrer Angehörigen in der Zeittracht anfertigen, wie die Tucher in Nürnberg. Ja es erschienen sogar bereits im 16. Jahrhundert Cosümbeschreibungen aller bekannten Nationen, z. B. das heute sehr seltene bei Richard Breton 1562 gedruckte *Recueil de la diversité des habits, qui sont de present en usage tout es pays d'Europe, Asie, Affrique et illes sauvages* und 1563 in Venedig Ferd. Bertellis eben so selten gewordenes Buch, *Omnium fere gentium nostrae aetatis habitus*. Das bekannteste dieser Werke, deren Anzahl gar nicht gering ist, bleiben immer das von Recellio edirte Werk: *Degli habiti antichei et moderni di diverse parti del mondo*, welches 1590 in Venedig erschien, sowie die bekannten Publikationen Jost Ammans, welche unschätzbares Material für Cosüm- und Culturgeschichte enthalten.

Auch das 17. und 18. Jahrhundert war nicht arm an derartigen artistisch-literarischen Erscheinungen, allein man vergaß namentlich im letzteren die hierauf bezüglichen Arbeiten früherer Tage, man konnte sich ja die Erzpäter nicht anders als in der gepuderten Perrücke denken und that so, als ob dies die allein berechnigte Tracht für alle Zeit gewesen sei und sein werde. Erst als die Romantik über die Welt gekommen war, erstanden, namentlich in Deutschland, „Freunde des Alterthums“, welche sich erinnerten, daß es einst Ritter und Ritterfrauen gegeben habe, welche anders ausgesehen haben müßten, als der Mensch ihrer Tage. Man suchte und fand nun die alten Schätze der Trachtengeschichte, welche man, wie das Schwarz'sche Tagebuch, herausgab. Wenn die jetzt erscheinenden Reproduktionen alter Trachten meist so unverstanden und daher unverständlich wiedergegeben sind, so haben sie doch das große Verdienst der Entdeckung. 1830 erschien zuerst einigermaßen brauchbar, wenn auch ohne eigentliche kritische Sichtung des Materials, H. Wagners Trachtenbuch des Mittelalters, welches Cosüme, Rüstungen, Geräthschaften in lithographirten Darstellungen gab. Viel bescheidener im Umfange waren die 24 radirten Cosümbblätter, welche 1839 der Künstlerverein in Düsseldorf herausgab, nachdem 1828 in Paris die ersten beiden Bände des vortrefflichen Trachtenwerkes von Mercuri-Bonnard nach den beglaubigten Kunstwerken des 13. bis 15. Jahrhunderts erschienen waren, welches sehr brauchbar geblieben ist.

In England war unterdessen S. H. Meyrick's berühmtes Trachtwerk *A critical inquiry into ancient armour* 1824 und als Fortsetzung 1830 *Engraved illustrations of ancient arms and armour* erschienen.

Da saßte ein junger bayerischer Gelehrter, Dr. J. H. von Hefner-Alteneck, der, obwohl nur im Besitze eines Armes, eine durchaus künstlerische Erziehung genossen hatte und ein vortrefflicher Zeichner geworden war, den Entschluß der Herausgabe eines culturhistorischen Werkes, wie in solchem Umfange bisher noch keines vorhanden war. Trachten, Schutz- und Trugwaffen, Geräthe aller Art des christlichen Mittelalters sollten mit wissenschaftlichen Erläuterungen versehen in möglichst authentischer Darstellung wiedergegeben werden. Die Schwierigkeiten waren viel größer als man erwartete. Wissenschaftliche Mitarbeiter, auf deren Hilfe er gerechnet, zogen sich zurück, künstlerische Kräfte erwiesen sich bei der Ausführung der Zeichnungen nicht zuverlässig genug, so ruhten



neun Zehntel der ganzen Arbeit, sowohl in Bezug der Anfertigung der Zeichnungen als der Verfassung des Textes, allein auf den Schultern Hefners, wie er selbst sagt.

Wenn man bedenkt, daß eigentlich so gut wie keine nutzbaren Vorarbeiten vorhanden waren, daß alle die auf 406 Platten in Kupfer gestochenen Originale der Darstellungen der Reite des Mittelalters über den ganzen Continent zerstreut gesucht werden mußten, daß es der gewissenhaftesten und mühevollsten Arbeit in Kirchen, Schlössern, Sammlungen und Bibliotheken bedurfte, um Zweifelhaftes von Zuverlässigem zu scheiden, daß endlich Anschauungen, Kenntnisse und Interesse damaliger Zeit weit zurücklagen gegen die heutiger Tage, und in vielen Dingen Hefner fast der alleinige wirklich Wissende war, so steigert sich die Bewunderung, welche man dem Fleiße und der Energie Hefners zollen muß, auf das Höchste. Schon für ein solches Unternehmen damals in Deutschland einen Verleger zu finden, mag schwierig genug gewesen sein, und in der That mußte der Autor der Sorge des Verlegers für den Erfolg des Unternehmens so weit Rechnung tragen, daß er von seinem ursprünglichen Plan, das Werk auf 100 Lieferungen zu bringen, 30 Lieferungen opferte und sich auf 70 beschränkte. Das Werk aber ging rüstig fort und lag 1854 mit 406 Tafeln in zwei verschiedenen Ausgaben schwarz und auf das Sorgfältigste unter Hefners steter Aufsicht mit der Hand colorirt der wissenschaftlichen Welt, und zwar mit deutschem und mit französischem Texte, fertig vor. Hefner hatte noch vor Vollendung die Freude allseitiger Anerkennung und fleißigen Nachdrucks, unter Andern durch Herrn Paul Lacroix, der Hefner wacker copirte, aber sorgfältig vermied, ihn zu nennen. Durch diesen Erfolg ermunthigt, begann Hefner wenige Jahre später sein zweites Hauptwerk „Kunstwerk und Geräthschaften des christlichen Mittelalters“, bei dem er sich der Hilfe eines tüchtigen Genossen, Carl Becker, bediente, welcher, wenn auch nicht selbst Zeichner, doch ein vortrefflicher Kenner des Mittelalters, eine Anzahl von Hefner geschulter Zeichner beaufsichtigen konnte, so daß dieses zweite Werk 1858 bereits fertig vorlag und das erste wesentlich ergänzte.

Beide Bücher, obwohl ziemlich kostbar, gelangten bald in feste Hände, so daß nur selten im Antiquar-Handel ein Exemplar vorkommt. Sie wurden bald ein so absolutes Bedürfniß bei jeder culturhistorischen Arbeit, der Künstler, der Gelehrte konnte derselben bei seiner Thätigkeit so wenig entbehren, daß die immer größere Bedeutung, welche die genaue Kenntniß des Mittelalters gegenwärtig gewinnt, gebieterisch das Wiedererscheinen des vortrefflichen Werkes im Buchhandel forderte. Allein eine Natur, wie die Hefners, der sich trotz seines Alters eine Frische und Klarheit des Sehens, Denkens und Arbeitens bewahrt hat, wie sie nur sehr hervorragenden Naturen eigen ist, die sich nie genug thun können, durfte sich mit dem bisher Erreichten nicht befriedigt fühlen. Er war mittlerweile der Schöpfer und Leiter eines der hervorragendsten culturhistorischen Sammlungen geworden, des bayerischen Nationalmuseums und gleichzeitig Conservator der kunst- und culturhistorischen Alterthümer in Bayern. Er hat einen wissenschaftlichen Sammler-erfolg hinter sich, dem vielleicht nur der von Julius Lessing in Berlin an die Seite zu setzen sein dürfte, und seine Kenntniß der mittelalterlichen Culturformen hatte sich daher wesentlich erweitert. Wie viel war seit der Zeit dem Schutte der Vergangenheit entrisßen worden, was früher unbeachtet und begraben lag, wie viele Schätze hatte er selbst entdeckt und gehoben. Ich will unter Andern nur an die Auffindung der Entwürfe zu jenen fürstlichen Prachtrüstungen erinnern, welche zu den Hauptzierden des Louvre und der Sammlungen von Madrid, Turin und Dresden gehören und welche bis dahin immer für die hervorragendsten Leistungen italienischer und französischer Kunstplattnerie gegolten haben. Hefner hat durch seine Entdeckung den unwiderleglichen Beweis ihrer deutschen Herkunft geliefert und dem Ruhmeskranze unseres Kunstfleißes unverweckliche Blätter angeflochten. Ebenso unschätzbar und lehrreich sind seine Entdeckungen im Bezug auf Schmiede- und Holzornamentarbeiten, die ebenfalls Deutschlands Ehre Vieles retteten, was Antiquare und Sammler durch fremde hochtönende

Namen für ihren Vortheil vergolbet hätten, denn jeder Privatammler ist auch ein Stück Händler. Alle diese Erfahrungen und Neuentdeckungen mußten bei neuen Auflagen beider Werke verworthen werden, und es lag bei der innigen Verwandtschaft beider, welche die Beantwortung der Frage oft schwierig machte, wo eine Darstellung einzureihen sei, sehr nahe, sie zu verschmelzen und dadurch ein Werk zu schaffen, welches an Reichthum des Materials, an Treue in der Wiedergabe einer der wichtigsten und interessantesten Cultur-epochen unvergleichlich wäre. Dazu gestattete die Vervollkommenung des Farbendrucks eine Schönheit und absolute Gleichartigkeit in Ausführung der Bilder, welche durch Handcolorirung bei größter Uebung und bester Beaufsichtigung niemals erreichbar wird. Bedenken über den Erfolg eines so kostbaren Unternehmens konnten nach den Erfahrungen der früheren Auflage, nach der Berühmtheit, die der Verfasser nunmehr erlangt, nicht mehr obwalten. So war der Verleger der früheren Werke, Heinrich Keller in Frankfurt am Main, der der Kunstwissenschaft durch eine erhebliche Anzahl vortrefflicher Publicationen schon manchen großen Dienst geleistet hat, bereit, diesem umfangreichen, außergewöhnliche Mittel an Kraft, Umsicht und Geld fordernden Unternehmen sich zur Verfügung zu stellen. Alle Publicationen der Firma Keller zeichnen sich durch eine besondere Gediegenheit, durch sachgemäße, sauberste Ausführung in einem so hohen Grade aus, daß alle derartigen Arbeiten der Engländer und Franzosen ihnen höchstens nahe kommen, und das findet vollauf Anwendung auf das neue Werk: „Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften des frühen Mittelalters bis Ende des 18. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Originalen von Dr. J. G. von Hefner-Alteneck,“ von welchem bis jetzt 72 Lieferungen vorliegen. Wie der Titel sagt, hat der Umfang der früheren Werke eine wesentliche Erweiterung erfahren. Während die früheren Werke mit dem 16. Jahrhundert abschlossen, zieht dieses nunmehr das 17. und 18. in den Kreis seiner Behandlung hinein. Freilich ist das Material, welches diese Zeit kunst- und culturhistorischen Forschungen bietet, unendlich groß: es bedarf, sagt vielleicht Mancher, keines solchen Sammelwerkes. Gerade weil hier eine Fülle von Reizen der Zeit Gutes und Schlechtes in wildem Durcheinander uns häufiger in den Weg führt, weil aber die rücksichtslose Zeit, welche sich mitunter der Hand restaurirender Landbaumeister bedient, keine Rücksicht auf gut und schlecht nimmt, bedarf es eines Werkes, welches durch Beispiele untercheiden lehrt, im Bilde conservirt, was in Wirklichkeit unwiederbringlich verloren, und welches endlich die Mahnung zu sorgfältiger Pflege manches vernachlässigten nachschaltenden ausspricht. Denn wie viel Zerstörungseifer hat die Graecomanie und Gothomanie an den Tag gelegt? Man sage nicht, daß die jetzige Mode, welche sich der Formen des 17. und 18. Jahrhunderts bemächtigt hat, zur Conservirung der Reste jener Epochen beitragen werde. Einige Zeit vielleicht. Aber die Mode ist wie ein Kind; so lange sie Freude an einer Sache hat, hegt sie dieselbe, allein ist diese auf etwas Neues gelenkt, wirft sie das Alte fort, ob es ihr einst auch noch so schön erschienen, und überliefert es um so rücksichtsloser dem Verderben.

Hefners Werk ist bis zur 72. Lieferung vorgeschritten, also bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Das Ganze soll 120 Lieferungen umfassen, es bleiben also noch 48 Lieferungen mit 288 Blättern des 16. bis 18. Jahrhunderts. Das bisher Erschienene zeigt wesentliche Erweiterungen und Verbesserungen. Es sind neue costümlich wichtige Grabsteine hinzutreten. Auf vielen Tafeln sind die Darstellungen vermehrt, z. B. auf Nr. 415, welches neben dem Bilde des Hieronymus Bscheggenburlin in der alten Ausgabe nur noch zwei Darstellungen aus dem Adorwitschen Terenz enthält, während die neue Darstellung davon vier giebt. Ganz neu und sehr wichtig sind Wiedergaben mehrerer Miniaturen der Berliner Eneid-Handschrift. Es würde zu weit führen, alle diese Vermehrungen aufzuführen. Dabei konnte neben mancher Verbesserung und Präcisirung doch eine wesentliche Vereinfachung des Textes stattfinden. Da alle Tafeln farbig sind, brauchte der Text nicht, wie in der ersten Ausgabe, wo auf die uncolorirten Blätter Rücksicht zu nehmen nöthig war, Farbenangaben zu machen. Das

vereinfacht den Text sehr, und wo über die Art der Stoffe zu sprechen nöthig ist, geschieht dieses in kürzester, sachgemähester Weise. Was nun die Ausführung der Tafeln anlangt, erscheint es überflüssig, über die Schönheit und Correctheit der Zeichnung, über die Treue der Wiedergabe der Originale ein Wort zu verlieren; Alles, was aus Hofners Hand kommt, hat die denkbar größte Zuverlässigkeit und wo es sich wie bei Schnallen- und Riemenwerk an halb zerstörten Originalen, z. B. bei der Bemalung von Schilden sich Undeutlichkeit und Zweifelhafte zeigt, da interpretirt Hofners Zeichnung sofort mit vollem Verständniß. Dabei ist mit einer gewissen malerischen Freude selbst zufälligen Reizen des Originals wie der des Rostes und der Patina alter Rlingen und alter Helme oder der Spiegelung und Durchsichtigkeit von Edelsteinen Rechnung getragen. Und mit welcher Sauberkeit wiederum ist die technische Ausführung allen diesen Feinheiten nachgegangen: Blätter, wie das des Tassilo Kelsches, des Einbanddeckels des Kilian Koberges oder des Tragaltars der reichen Kapelle u. A. sind von so plastischer Wirkung, daß sie die Fläche des Papiers hinwegtäuschen. Ebenso sind alle Waffen, Rüstungen Meisterwerke der Darstellung. Die Anwendung von Gold- und Silberdruck fordert bekanntlich die höchste Vorsicht, weil in verschiedenem Lichte gesehen das gedruckte Metall bald hell bald dunkel wirkt; in vorliegendem Falle hat diese Vorsicht zu einer künstlerischen Vollendung geführt, welche kaum übertroffen werden kann. Dabei findet sich in keiner Darstellung, sei sie einem noch so alterthümlichen Gegenstand gewidmet, jenes kokette Uebertreiben alterthümlicher Ungelenkheit, welche z. B. in der sonst sehr brauchbaren Iconographie generelle du costume von Jaquemin unangenehm berührt. Wenn Vinet von diesen Radirungen sagt: „Il n'y a rien de séduisant dans les planches de monsieur Jaquemin, les eaux fortes sont brutales,“ so hat er Recht, wenn er aber dann ausruft: „Mais quelle franchise, c'est la fresque,“ so kann ich ihm darin nicht folgen. Die in das Frazenhafte gezogene Darstellung des schönen weiblichen Profil-Porträts in der Ambrosiana, einem der reizvollsten Köpfe Lionardos nächst der Mona Lisa, wirkt abschreckend häßlich, wozu das Original gar keine Veranlassung giebt. Von solchen archaisirischen Fälschungen bleibt Hofner eben so fern in seinem Werke wie von der Unterschlagung wirklich charakteristisch Ungelenktem oder von irgend welcher Süßlichkeit.

Alles in Allem können wir Deutsche auf diese Publication stolz sein, der an Umfang und Gediegenheit des Inhaltes, an Vollendung der Ausführung kaum eine Nation ein Gegenstück zu bieten vermag.

Und dennoch kann ich einen Wunsch nicht unterdrücken. Hofners „Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften“ sind, wie bereits gesagt, ein unentbehrliches Hülfz- und Quellenwerk geworden für Jeden, der Culturgeschichte treibt, so zwar, daß bei dem großen Umfange des von ihm behandelten Gebietes es nicht genügt, sich ein paar Stunden auf einer Bibliothek mit ihm zu beschäftigen. Es ist ein Nachschlagebuch, das man alle Augenblicke braucht, und das eigentlich Jeder auf seinem Arbeitstische haben muß, der sich mit vergangenen Zeiten beschäftigt, sei er Künstler, Dichter oder Gelehrter. Dazu kostet aber das Buch zu viel Geld, obwohl es eigentlich nicht theuer ist. Freilich sind die Herstellungskosten enorm, wo bei der Farbengebung, die absolut treu dem Original folgen muß, der Ueberdruck von so und so viel Farbenplatten, von Gold und Silber oft in mehreren Tönen nöthig wird. Allein für wissenschaftliche Arbeit bedarf es dieser Pracht oft gar nicht, z. B. ist Farbendruck überflüssig bei dem größten Theile der Schutz- und Truchwaffen. Häufig könnte mindestens die Zahl der Platten beschränkt werden auf die Angabe, wo ein zweites Metall an das Eisen sich anlegt. Bei vielen Geräthen, die ganz von einem Metalle gefertigt sind, kann die Farbenplatte ganz entbehrt werden. Der Text hilft über Zweifel fort, welche sich in Bezug auf das Material dem einigermaßen erfahrenen Auge kaum aufdrängen werden. Bei nicht polychromen Grabsteinen genügt der ungefärbte Stich vollends. Freilich die Darstellung des Costüms nach farbigen

Originale, aber auch nur nach diesem, kann des Farbendruckes nicht entbehren, aber ich habe doch in den bis jetzt vorliegenden Lieferungen über 110 Tafeln gezählt, wo der Fortfall der Farbe die Brauchbarkeit des Werkes nicht im Geringsten beeinträchtigen würde.

Vielleicht ließe sich durch Beschränkung des Farbendruckes nur auf die Platten, wo er nicht entbehrt werden kann, durch Beseitigung allen Reliefdruckes, z. B. bei den Teppichbildern, durch Sparsamkeit in der Größe des Papiers neben der jetzt bestehenden Edition de luxe, die wir andertheils nicht wissen möchten, eine billigere Ausgabe herstellen, welche das vortreffliche Werk großen Kreisen zugänglich machen und gewiß nicht gegen das Interesse der Verlagshandlung sein würde.





## Drei Skizzen

von

Philipp zu Eulenburg.

— München. —

I.

Am Sonntag wenn der Flieder blüht.



immel! — da liegt Jemand auf dem Wege!"

"Wo?"

"Dort, in dem Schein der nächsten Laterne, an dem dicken Baume," sagte die entsetzte Frau und hing sich fester an den Arm ihres wohlgenährten Ehemannes.

Das Paar war stehen geblieben. Der Mann suchte längere Zeit nach seinem Monocle und klemmte endlich das Glas in die fette Augenhöhle.

"Ja, wahrhaftig!" sagte er.

"Wie schrecklich!" fuhr mit Weinerlicher Stimme die Frau fort. "Siehst Du, Eduard, warum hast Du nicht den Wagen bestellt? — wozu hat man seine Equipage!"

"Für den kurzen Weg!" stieß in ärgerlichem Tone der Gemahl hervor.

Er war ein noch junger Mann, hatte aber bereits die behäbigen Manieren des Alters angenommen. Jetzt war er mit seiner Gattin einige Schritte bedächtig vortwärts gegangen. Die schlankgewachsene Frau zog dabei ihren eleganten Mantel enger um sich.

"Wenn es nur nicht ein Selbstmörder ist!"

"Ach was! — irgend ein Betrunkener."

"Nein," sagte die Gattin und blieb wieder stehen, "es ist eine Frau."

"Glaubst Du etwa, daß es keine betrunkenen Weiber giebt?" fragte sehr verstimmt der Gemahl. Er hätte am liebsten einen anderen Weg eingeschlagen.

„Willst Du nun vorwärts oder zurück?“ fuhr er ungeduldig fort, „wir können hier nicht die ganze Nacht stehen bleiben!“

„Mein Himmel! — es hat sich gerührt!“ rief jetzt die Frau etwas erleichtert und doch erschreckt.

Der Gatte klemmte wieder das Monocle fester.

„Man wird doch wohl herangehen müssen,“ sagte die Frau. „Vielleicht ist die arme Person hingefallen und kann nicht wieder auf.“

Der Gemahl sah keinen anderen Ausweg, ohne sich zu compromittiren: er schritt mit der Gattin vorwärts, aber nicht gerade schnell. Beide waren stumm geworden und Beiden pochte das Herz, das in der Theegesellschaft, von der sie kamen, eben noch so muthig geschlagen hatte.

Sie machten etwa fünfzig Schritte und da saß vor ihnen auf den naßkalten Steinen des Weges, der sich in der Nähe villenartiger Häuser durch eine schmale Gartenanlage zog, ein junges, schwächliches Mädchen von etwa siebzehn Jahren. Der Lichtschimmer der Laterne fiel hell auf die kleine, fast kindliche Gestalt. Das Mädchen trug ein altes geflicktes grauwollenes Kleid. Ein braunrothes Umschlagetuch war ihr von den Schultern gefallen, die schwarzen, leichtgelockten Haare hingen wirr und ungekämmt um ihr mageres, feines Gesicht, über das sich flammende Fiebertöthe ergoß.

Das Ehepaar neigte sich vornüber, um deutlicher ihre Züge zu sehen. Da blickte das Mädchen plötzlich mit ihren großen dunklen Augen wild auf und machte eine Bewegung, als wollte sie sich erheben. Sie schien aber dazu die Kraft nicht zu haben.

„So hilf ihr doch, Eduard!“ — sagte die Gattin ungeduldig.

Auch hierauf ging Eduard ein, entschlossen, seine Rolle als energischer Mann durchzuführen. Er beugte sich nieder, und dabei sprang ihm das Monocle aus dem Auge. Auch seinen Regenschirm ließ er fallen.

„Warum hältst Du nicht!“ rief er ärgerlich seiner Gattin zu.

Das schwächliche Mädchen stützte sich auf ihn und erhob sich zitternd, mit der Hast des Fiebers, während die Gemahlin Regenschirm und Umschlagetuch an sich nahm. Letzteres entchieden mit Widerwillen, denn sie dachte an Ungeziefer.

Der energische Mann führte das arme Kind zu der nahen Bank, wo er es zum Niedersetzen veranlaßte. „Wie kommen Sie hierher?“ — fragte er. „Wo wohnen Sie?“

„In der — in der Schillerstraße Nr. 70,“ sagte das Mädchen mit matter Stimme und dann plötzlich mit viel Kraftaufwand ganz laut und bestimmt: „Weshalb denn? — Das wissen Sie ja auch! Sie haben ja längst auf dem Bureau nachgesehen. — Sie haben in der Fabrik gar nichts zu suchen!“

„Eine Verrückte! — Wie schrecklich!“ flüsterte die Gattin entsetzt dem Gemahl zu, der sein eigenes Erschrecken kaum zu bemeistern vermochte.

„Glaubst Du, daß sie verrückt ist?“ fragte er endlich. „Sie kann auch Fieber haben.“

„Weißt Du, Karl,“ begann von Neuem das arme kranke Mädchen, „am Sonntag, wenn der Fieber blüht —“

Der Klang ihrer Stimme war unbeschreiblich sehnüchlich und weich geworden. Der ganze Frühling mit seinem ewigen Jugendzauber lag in der eigenen Betonung dieser wenigen Worte. Ueber die großen dunklen Augen ging dazu ein feuchter Schimmer voller Freundlichkeit und die langen Wimpern verhüllten ihn wie in kindlicher Scham.

Die entsehten Gatten sahen Nichts davon. Als das arme Kind noch einmal leise begann: „Weißt Du, Karl —“ traten sie einen Schritt zurück.

„Was machen wir nur?“ fragte der Gemahl, in einem unüberlegten Augenblick aus seiner Rolle fallend.

Jetzt begann das arme Mädchen plötzlich zu wehklagen: „Es ist ja nicht wahr! — nein, Mutter, nein! — schlage mich doch nicht! — es ist ja nicht wahr!“ — und zitternd warf sie sich auf die Bank, so daß sie fast wieder hinabgefallen wäre.

„Eduard,“ begann die Gattin mit dem freudigen Tone einer glücklichen Eingebung, „ich gehe nach Haus und hole den Portier!“

„Und ich soll hier warten?“ fragte der innerlich entrüstete Mann.

„Mein Gott, dort ist ja das Haus! In fünf Minuten sind wir zurück!“

Sie ging wirklich eilig in der Dunkelheit davon, während der Gatte vor dem kranken Mädchen stehen blieb. Er betrachtete das arme Kind, wie man etwa ein Thier im zoologischen Garten betrachtet. Er fand seine Situation vor allen Dingen unheimlich, aber auch dazu angethan, ihn lächerlich zu machen. Glücklicherweise wird ihn Keiner von seinen Bekannten zu dieser Nachtzeit auf dem gänzlich öden Wege sehen! Seine Frau hat ihn als Wache aufgestellt! — ihn, den Herrn Bankdirector vor irgend einem hergelaufenen, kranken, vermuthlich auch stark angestrichelten Frauenzimmer! Dazu hat er den Frack an. Gott sei Dank unter dem Paletot! Das ist eine Situation, in die man unverheirathet nicht kommt, und dabei hat eigentlich seine Frau Recht: warum sind wir nicht gefahren? Dann wäre die ganze Geschichte nicht passiert! Daran ist der Kutscher schuld — mit seinem brummigen Gesicht!

Die arme Kleine hatte sich wieder aufgerichtet und saß nun, den Kopf ganz vornüber hängend, weinend und schluchzend da. „Nein Mutter! — nein Mutter!“ rief sie einmal dazwischen. Dann aber sprang sie plötzlich auf und stand aufgerichtet dicht vor dem entsehten Director. Es rieselte ihm ganz kalt den Rücken hinunter.

„Ich sage Ihnen, es nußt Nichts!“ rief sie heftig. „Sie mögen wissen, daß mich die Mutter schlägt, aber aus dem Hause gehe ich doch nicht! — Nein, gewiß nicht! — Die Gertrud hat mir Alles erzählt.“

„Herr Gott, liebes Kind, ich bin es ja gar nicht!“ rief der sehr beunruhigte Director aus. Aber da kamen endlich seine Frau und der große Portier! — Gott sei Dank!

Das Mädchen betrachtete die Kommenden mit starren Augen und halbgeöffnetem Munde. Sie hatte sich wieder niedergesetzt und ließ willenlos geschehen, daß der große Portier sie von der Bank emporzog. Er hielt die Schwankende um die schwächliche Taille gefaßt und führte sie kräftig fort. Die Kleine hatte ihr Köpfchen gegen den Arm des Mannes gelehnt. Sie schwieg. Nur einmal sagte sie leise: „Das schöne Bett.“

„Sie spricht von ihrem Bett,“ sagte die Frau zu dem Gemahl, dem der neue Aufzug mit dem Portier in seiner Livree ebenfalls höchst unpassend erschien.

„Schön wird das Bett von dem Mädel wohl nicht sein!“ sagte der Portier mit einem Anflug von Hohn, der das verstummende Ehepaar sehr verletzete.

In dem Thorweg des eleganten Hauses stand bereits wartend die dicke Frau des Portiers an der geöffneten Thür. Das arme Kind wurde in die Portier-Stube gebracht und die gutmüthige Frau setzte es behutsam auf das Sopha. Der Kranken flogen die Pulse, ihr Athem ging hastig. Sie war ganz apathisch geworden.

„Herr Gott! Hat die ein Fieber!“ sagte die dicke Frau und holte ein großes weißes Kopfkissen und eine Decke aus ihrem Bett. Dann legte sie das Mädchen zurecht. Als das arme Kind sich gegen das weiße Kissen lehnte, athmete es tief auf und jener wunderbare Zug der Sehnsucht und Güte ging noch einmal über das Mädchen hin, jenes märchenhafte Glimmern in den dunklen Augen leuchtete sanft unter den langen Wimpern auf, wie Abendlicht.

„Weißt Du, Karl — am Sonntag —“ sagte sie wieder leise und melodisch.

„Ja, mein armes Thierchen,“ tröstete die brave Frau, „am Sonntag bist Du wieder gesund.“

Und sie strich dem Mädchen die schwarzen Locken aus der fieberheißen Stirn und freute sich, als die Lider der Kranken sich müde über die großen Augen senkten.

Im Thorweg hörte man unterdessen die Stimme des Herrn Directors. Er sprach eifrig mit dem großen Portier.

„Also Krüger,“ sagte er, „Sie gehen sofort auf das nächste Polizeibureau, Sie sagen, daß die Person augenblicklich abgeholt wird. Sie wohnt in der Schillerstraße 70 — wahrscheinlich — und scheint in einer Fabrik zu arbeiten.“

Jetzt kam ziemlich eilig die Gattin die Treppe herab. Sie trug ein Fläschchen in der Hand, das sie oben geholt hatte.

„Ich muß dem Mädchen Akonit geben,“ sagte sie.



„Das wirfst Du gefälligst nicht!“ äußerte sehr bestimmt der Director, „Gott weiß was ihr fehlt! Du steckst Dich schließlich noch an — das wird wohl das Ende vom Liede sein.“

Auf diesen Gedanken schien die Frau noch nicht gekommen zu sein, denn er überraschte sie. Aber er leuchtete ihr auch augenscheinlich ein.

„Nun,“ sagte sie, „dann kann die Krüger ihr die Tropfen geben,“ und sie rief an der Thür der Portierstube: „Frau Krüger!“

Die gute dicke Frau erschien.

„Geben Sie dem Mädchen in einem Kaffelöffel Wasser fünf Tropfen aus diesem Fläschchen. Aber Nichts verschütten!“ fügte sie sorglich hinzu.

„So starkes Fieber muß man energisch anfassen,“ sagte sie in dem Tone ärztlicher Routine zu dem Gemahl, während sie langsam mit ihm wieder die Treppe hinauffstieg. „Meyer geht sogar in acuten Fällen bis zu 18 Tropfen! Das halte ich aber entschieden für Unsinn.“

Am nächsten Morgen saß der Hausherr in einem eleganten, buntcarrierten Morgenanzug in seiner Stube an dem Theetisch. Er hatte sich in einen Fauteuil zurückgelehnt, rauchte eine Cigarre und las die Morgenzeitung. Die fetten Beine hatte er übereinandergeschlagen. Hell fiel die Sonne in geraden Streifen zwischen den schweren Vorhängen auf den Smyrna-Teppich, das rothbunte Muster grell beleuchtend. Auch auf ein Bronzepferd, drüben auf dem Ebenholzschrankchen, fiel der Sonnenstrahl. Der Herr Director hatte an die Ohren des Pferdes alle seine Eintrittskarten für die Rasenplätze gehangen. Es sah so gewiß aristokratisch und englisch aus. Auch an Garde-Cavallerie-Offiziere dachte er dabei. Seiner Frau war das gleichfalls eingefallen, aber Beide sprachen nicht davon.

Jetzt trat der Diener in das Zimmer.

„Klingelte es nicht vorher?“ fragte der Herr, ohne von seiner Zeitung aufzusehen.

„Ja, Herr Director.“

„Wer war da?“

„Die Mutter von dem Mädchen, das gestern Abend weggefahren wurde, war bei der gnädigen Frau. Na, die Alte sah aus!“ setzte er mit einer gewissen dreisten Vertraulichkeit hinzu. „Sie wollte Geld zum Begräbniß der Tochter,“ fuhr er fort, „die ist heute früh im Spital gestorben.“

Der Herr Director hatte die Zeitung auf sein dickes Knie sinken lassen.

„Also wirklich gestorben!“ sagte er in einem gewissen bedauernden Tone und blickte darauf eine kleine Weile nachdenklich zum Fenster hinaus. Dieses sinnende Hinausblicken war hauptsächlich für den Kammerdiener bestimmt, der mit einem etwas erstaunten Gesicht seinen Herrn anstarrte.

„Wirklich gestorben!“ wiederholte der Herr Director noch einmal. Dann hob er langsam die Zeitung wieder von seinem Knie empor.

„Schade,“ sagte er dabei, „sie versprach hübsch zu werden.“

## II.

## Ein Brief.

In einem jener Restaurants, die sich das Prädicat 'sein' zugelegt haben, um damit ihre hohen Preise zu erklären, saßen um einen, mit weißen und grünen Gläsern, Flaschen, Nadieschen und Zahnstöchern bestellten Tisch drei Herren. Zwei von ihnen trugen Uniform. Alle hatten sich, brennende Cigarren im Munde, in die rothsammetenen Stühle zurückgelehnt und schlürften hin und wieder 'Sect' aus dem Spitzglaße. Die Flasche des Göttertrankes stand unter dem Tisch in einem Eiskübel und wurde von dem gänzlich blutleeren Kellner nach Bedürfniß hervorgezogen und mit unnachahmlichem Schwünge gehandhabt.

Die Unterhaltung der drei Zechgenossen war eine lebhaftere. Sie wurde in dem weinlaunigen, näselnden Tone geführt, der nüchtern dazutretende Menschen mit einer gewissen lachenden Verachtung erfüllt.

Der Älteste nahm den Rang eines Hauptmanns ein. Er war ein hagerer, mittelgroßer Mann, dessen Aussehen in seinem braunen, in die Höhe gestrichenen Schnurrbart gipfelte. Aus der Verschmelzung der Eigenschaften 'grob im Dienst' und 'jovial außer Dienst' glaubte er das Prädicat 'ritterlich' wie einen Phönix aufsteigen zu sehen, das Prädicat ritterlich, das zu besitzen er für die Quintessenz alles Lebensglückes und aller Lebensweisheit hielt. Er nahm es mit Ueberzeugung für sich in Anspruch und das Bewußtsein dieser Ritterlichkeit verlieh ihm jene arrogante Sicherheit im Verkehr, die für empfindsame Menschen so viel Verletzendes hat. Gemüth und Herz hatte er längst abgelegt und in dasselbe Schubfach gepackt, in dem Wissenschaft und Kunst schmachteten. Von Jahr zu Jahr trat er diesem Schubfach gegenüber schroffer auf, denn er empfand instinctiv die feindlichen Gewalten. Darum aber absorbirte der Dienst durchaus nicht seine Gedanken allein. In gewissen Theatertreisen noch als 'voll' angesehen zu werden, das war eigentlich das bewegende Element seines Wesens. Keine Bemühung, keine Ermüdung und kein Geldopfer waren ihm zu groß, um diese 'volle' Stellung aufrecht zu erhalten. Außerordentlich peinlich empfand er deswegen auch das Ergrauen seiner Haare. Wohl krönte, dem Anscheine nach, das dunkle Haar noch den selbstbewußten Scheitel, aber eine gewisse braune Tinctur hatte hierzu nicht unwesentlich beigetragen. Wagte jedoch ein weißes Haar, wie ein bescheidenes Schneeglöckchen, in seinem braunen Schnurrbart aufzusprossen, so stürzte sich heutigetierig die weitgeöffnete Pincette über das bescheidene Blümchen und es wurde unter Verzerrungen des Antlitzes aus der Bodentruste entfernt.

Der zweite Zechgenosse wurde Assessor genannt. Er war ein aufgeschwemmter Mann von einigen dreißig Jahren, dessen prallgepannte Kleidung den Eindruck machte, als sei sie ausgewachsen. Auf seinem gleichmäßig röthlich gefärbten, feisten Gesicht waren Spuren einer verfehlten weißblonden Bartanlage sichtbar. Das aschblonde Haar begann am Hinterkopf

spärlich zu werden und aus den ganz verfetteten Augenhöhlen blinzelten schlaue die kleinen grauen Schweinsaugen.

Der Assessor hatte einen scharfen Verstand und dazu viel positive Kenntnisse. Darum dominirte er absolut in dem Kreise, den er sich zu seinem Verkehr gewählt hatte. Seine Bemerkungen waren ebenso gefürchtet wie belacht und gewisse cynische Ausdrücke wurden von seinen Gefährten im Triumphe colportirt. Mit beifälligem Schmunzeln nahm der Autor die häufige Anrede auf: „Assessor, Sie sollen ja gestern Abend wieder eine jamose Redensart losgelassen haben!“

Ein Ehrenhandel, in dem er unzweifelhaft der schuldige Theil war, den er aber ganz außerordentlich ‚schneidig‘ zu Ende geführt hatte, sicherte ihm dauernd die größte Anerkennung in den Kreisen, in denen er verkehrte. Der Assessor war der schneidige Ehrenmann, der Freund des ritterlichen Hauptmanns, der witzige Lebemann — kurz, eine Persönlichkeit, in dessen Verkehr besonders für jüngere Leute etwas Schmeichelhaftes und Beglückendes lag.

Was aber den klugen Assessor an diesen geistlosen Kreis fesselte, war lediglich das eine: der Genuß. Er, dem jede feinere Regung des Gefühls fehlte, suchte nach der absolvirten Arbeit, in der er nicht ohne Eifer seine geistigen Fähigkeiten zur Geltung brachte, die Erholung in materiellen Freuden, niemals auf ethischem Gebiete. Auch ihm verschloß sich, wie dem Hauptmann, von Jahr zu Jahr fester die Thür zu dem Garten mit den goldenen Früchten idealen, geistigen Lebens.

Der Dritte im Bunde war ein kleiner, gut gewachsener, frischfarbiger, blonder Offizier mit den rundlichen Formen der Jugend. Ein gepflegtes helles Schnurrbärtchen wuchs lockert über den vollen rothen Lippen. Dazu hatte er ein Paar glänzende, ewig lächelnde, sehr dumme wasserblaue Augen. Man nannte ihn ‚Barönschen‘.

Das Barönschen, einer der jüngsten Lieutenants der Garnison, war förmlich benebelt durch die ehrende Genugthuung, zu den Intimen des Hauptmanns und des Assessors zu zählen. In den Kreis derselben war er durch eine Bekanntschaft vom Theater gelangt. Das Barönschen wurde mit den Schmeichelnamen ‚der kleine Herzensbrecher‘, ‚der Liebling der Damen‘, ‚Don Juanchen‘ und anderen mehr belegt und nahm die sich ewig wiederholenden Anspielungen auf seine galanten Abenteuer, in seiner dummen Art verschminkt lächelnd, als berechtigt an. Daß er thatsächlich durchaus keine galanten Abenteuer zu bestehen hatte, kam hierbei nicht in Frage. Sein Schweigen wurde eben als Zustimmung aufgefaßt. Daß er zu dumm war, um Liebesabenteuer zu erfinden, war der Rolle, die er spielte, nur von Nutzen. Denn eine Lüge hätte der Assessor sofort entdeckt.

Wenn das Barönschen jemals eine Spur von Charakter besessen hätte, so wäre dieselbe in dem Cynismus des ritterlichen Hauptmanns und des schneidigen Assessors jedenfalls untergegangen. Aber auch das Barönschen hatte längst auf seine Fahne Genuß geschrieben. Zuerst unbewußt, später in dem Gefühle

innerster Berechtigung unter dem gewaltigen moralischen Eindruck der Propheten: Hauptmann und Assessor. Die Kluft, die im Grunde genommen zwischen ihm und den Propheten lag, überbrückte wohlthätig die Weinlaune und seine wasserblauen Augen glänzten bei dem Voculiren in solcher Lustigkeit und Lieberlichkeit, daß die Propheten häufig genug das Baröndchen, den kleinen Herzensbrecher, diesen famosen Kerl, weinselig gerührt in ihre Arme schlossen. Das waren stolze, glückliche Stunden, in denen das Baröndchen etwas von den Fittichen assessorischen Geistes und von den zwei Hauptmanns-Sternen durch seine Seele ziehen fühlte!

Der Fluß der Unterhaltung wurde jetzt durch die Meldung des Kellners unterbrochen, daß ein Solbat den Herrn Baron zu sprechen wünsche.

„Soll 'reinkommen!“ befahl das Baröndchen und es trat mit dienstlicher Haltung ein großer blonder Grenadier ein.

Der Bursche, durch die Nähe des Herrn Hauptmanns in verlegener Aufregung versetzt, brachte ein Paar weiße Handschuhe, ein Schnupftuch und ein Opernglas. Das Baröndchen schien nach dem Mahle das Theater besuchen zu wollen. Dann überreichte der Solbat seinem Herrn einen Brief und schritt, als derselbe, den Brief betrachtend, zerstreut eine winkende Bewegung machte, in straffer Haltung und mit einem dienstlichen Seitenblick auf den Hauptmann, wieder zur Thür hinaus.

Das Baröndchen erbrach, nachdem er eine kurze Zeit den Brief betrachtet hatte, das Couvert, schlug die Seiten aus einander und erröthete über und über, als zwei Fünfmarscheine sichtbar wurden. Die Schamröthe war ihm auf die Stirn gestiegen, weil er fürchtete, der Hauptmann und besonders der Assessor könnte die „lächerliche“ Summe von zehn Mark sehen, die seine alte Mutter ihm schickte.

Der Assessor hatte mit seinen kleinen Schweinsaugen in der That einen Geldschein bemerkt und äußerte nasehnend: „Dem glücklichen Baröndchen scheinen seine Liebschaften nicht viel zu kosten — im Gegentheil!“

Das Baröndchen lachte dumm auf und las flüchtig den folgenden Brief:

„Mein geliebter Sohn!

Ich habe Dir recht lange nicht geschrieben, aber ich habe wieder so viel Husten. Du brauchst Dich aber nicht zu ängstigen, Tante Clotilde meint auch, daß er besser ist. Dein letzter lieber Brief klang etwas mißmuthig. Ich kann mir denken, daß Du sehr viel Ausgaben hast, aber ich will Dir nicht vorklagen, mein lieber Sohn. Ich hatte die letzten Tage in meiner Stube eine rechte Kramerei. Gott sei Dank hatte Tante Clotilde Zeit zu helfen. Ich hatte in der Apotheke und beim Doctor wegen meines Hustens viel zu zahlen und mußte von meinem Miethsgelde dazu nehmen. Nun mußte ich aber auch die Miethz zahlen und da habe ich den großen Schrank von der Großmutter verkauft. Der Händler wollte immer 80 Mark dafür geben. Nun habe ich aber doch nur 50 bekommen. Der Händler meinte,

die Preise seien sehr zurückgegangen für solche Schränke. Hinter dem Schrank war ein schrecklicher Staub, das macht, weil man niemals mit dem feuchten Tuch dahinter konnte. Die Sachen aus dem Schrank habe ich in die große Schublade von dem Sopha gepackt. Da ist genug Platz. Es war ein gutes Stück Arbeit! Tante Clotilde sagt, sie sei froh, daß es fertig sei. Sie läßt Dich sehr grüßen, auch Frau Schubert und Emil. Ach! mein lieber Sohn, ich sehne mich oft sehr nach Dir! Nun ist es bald ein ganzes Jahr, daß ich Dich nicht gesehen habe! Aber ich will nicht klagen. Dein guter seliger Vater würde mir das auch nicht erlaubt haben, aber ein Mutterherz hat so viele Wünsche. Bleibe nur ein guter Sohn und ein guter Soldat. Ich kann mir denken, daß es mit der kleinen Zulage bisweilen recht schwer ist. Nun, wenn Du einmal Hauptmann sein wirst, da soll es wohl besser werden! Nun lebe wohl, mein heißgeliebter Sohn. Ich bitte Gott stündlich, daß Er Dich in seinen treuen Schutz nehmen möge.

Deine alte, Dich unaussprechlich liebende

Mutter.

P. S. Ich schicke Dir 10 Mark von dem Schrank-Geld. Ich denke mir, es wird Dir angenehm sein, Etwas von der Hemdenrechnung abzahlen zu können, von der Du mir schreibst."

„Na, kleiner Herzensbrecher,“ sagte der Hauptmann, „sind Sie bald mit der Liebesepistel fertig?“

Das Bäröndchen schreckte lachend auf, drückte Brief und Geldschein unordentlich zusammen und steckte beides hastig in die enge Hosentasche. Er beugte sich zu dem Eiskübel hinab, hob die fast geleerte Flasche aus dem klingend klappernden Eise und rief dem Kellner zu: „Geda! Sie! — noch eine Flasche Sekt!“

### III.

#### Eine Spazierfahrt.

Ein Frühlingsabend breitet seine lauen Fittiche über die Stadt. Draußen duftet die blühende Natur, aber in der Stadt streicht nur süßlicher ungesunder Odem weichlich durch die Gassen und die alten sahlen Weiber kriechen aus ihren zugestrebten Winterhöhlen; sie stecken die langen schmalen Nasen zu der Hausthür hinaus und lächeln zahnlos: „Oh, der schöne Frühlingsabend!“

Auf dem Platze bei den rothblühenden Kastanien an dem Monumente steht eine einsame Droschke. Es ist spät geworden. Der Kutscher sitzt regungslos in seinem blauen Mantel auf dem Bock und das magere, hellbraune Pferd scheint mit gesenktem Kopf zu schlafen. Der Kutscher ist ein kräftiger, blondbärtiger, noch junger Mann, der seine Augen starr, in tiefe Träumereien versenkt auf das Spritzleder vor sich geheftet hat. Darum bemerkt er nicht das kleine schwächliche Mädchen, das, mit einem rothwoollenen, gestrickten Tuch um den Kopf gewickelt, vor ihm an dem Wagen steht.

„Vater!“ sagte das Mädchen leise und der Mann fährt auf.

„Was willst Du?“ fragte er.

„Der Tischler war da,“ sagte die Kleine, „er hat die Mutter gemessen. Er will für den Sarg drei Mark voraus haben.“

„Willst Du auf den Bock?“ fragte der Vater, und als Antwort streckte das Kind seine Arme aus.

Er stieg hinab und hob die Kleine hinauf, dann setzte er sie neben sich.

„Sage der Tante, sie soll Dich nicht in der Nacht allein herumlaufen lassen,“ sagte er dazu, „hörst Du? — die drei Mark kann ich jetzt nicht schicken — vielleicht morgen früh,“ setzte er kleinlaut hinzu.

„Ich mag heute nicht schlafen gehen,“ sagte das Kind nach einer Pause. Der Vater erwiderte Nichts, sondern saß wieder lange Zeit schweigend neben der Kleinen, und dann plötzlich neigte er sich hinab zu ihr und gab ihr einen Kuß. Sein Bart hatte das Gesichtchen gelipelt und das Kind strich mit den kalten, rothen Fingern über den Mund.

Wieder verging geraume Zeit und immer saßen sie schweigend in dem Lichtschein der Laterne miteinander auf dem Bock. Er in seinem blauen Kragenmantel, das Kind mit dem rothen Tuch und das magere Pferd schlief dazu. Es gingen einige Menschen vorüber, die sahen hinauf und lachten und schienen Späße zu machen.

„Geh' jetzt nach Haus, Linchen,“ sagte der Vater, „es wird kalt,“ und er hob das Kind hinauf.

Die arme Kleine trippelte fort und der Vater wendete sich noch einmal, um zu sehen, ob sie wirklich ging — dann versank er wieder in sein dumpfes Brüten. Er schauderte einmal zusammen, als ob er sich schüttelte. Er sah fortwährend sein todtcs bleiches Weib, ganz gerade ausgestreckt in dem schmalen Bett liegen und den Tischler, der ihre Länge maß.

Jetzt hörte er in der Nähe lachen. Im Dunklen klingt alles Lachen laut. Dieses freche Frauenlachen aber schallte, als hätte es ein lautes Echo noch nebenher. Dazwischen hörte man eine scherzende Männerstimme und das in der Kehle geklemmte Intoniren einer Operettenmelodie. Die beiden Leute traten an die Droschke.

„Na! Sie — Sie Kosselenter!“ sagte der Mann mit weinlauniger, lieberlicher Stimme, „nach der Zeit. Hören Sie? — wir fahren nach der Zeit.“

Der Kutscher zog von dem mageren Hellbraunen die Decke zu sich auf den Bock und machte sich fertig zu der Fahrt, während der junge Mann der immerwährend lachenden, buntaufgeputzten dicken Person in den Wagen half.

„Wohin?“ fragte der Kutscher.

„Ja, wohin? Na, in den Stadtgarten, immer gradaus!“ Und der Fahrgast klappte die Thür zu.

Der junge Mann hatte grauweiße Gesichtsfarbe, ein gewichenes Bärtchen und leicht entzündete glanzlose Augen. Dazu trug er einen hellen Ueber-

zieher von jener graugelben Farbe, die bleiche Gesichter ganz besonders schlecht kleidet. Aber diese Farbe war gerade modern, ebenso wie der Cylinderhut mit der breiten Krämpe und der ausgeschnittene Hemdtragen.

Modern war auch die Kleidung der dicken Person, die durch ihre Eigenschaft als Mitglied eines kleinen Vorstadtheaters ihre sociale Stellung gedeckt glaubte. Auch ihre Toilette war modern — von der Art des graugelben Ueberziehers. So saßen sie „elegant“ neben einander und fuhrten in den Stadtgarten, in die duftige Frühlingsnacht hinaus.

Nebel lagen auf den großen Wiesenflächen und die Mondsichel stand über der dunklen Baumgruppe, aus der in weiter Entfernung von einander Laternen leuchteten. Von einem Teiche, der unter den Nebeln ganz versteckt war, schallte ein ohrenzerreißendes Froschgequak und in der Ferne schlug die Thurmuhr zehn dazwischen. Das hörte das Pärchen einen Augenblick, als sie selbst nicht schwapten und quakten. Aber der Kutscher sah und vernahm von alledem wenig. Nur den Schlag der Thurmuhr hörte er. Er war gewohnt, darauf zu achten. Sein Hellbrauner trotzte langsam auf dem Wege hin. Die Zügel hingen schlaff herab. Der Mann dachte wieder einmal an den Tischler, der sein Weib gemessen hat, und an die drei Mark, die er nicht besitzt und die er sich vielleicht jetzt verdienen wird. Dann athmet er weit auf. Das war dieselbe Frühlingsluft wie damals, als er noch Soldat war und sein todt's Weib sein Schatz. Da gingen sie Sonntag's am Abend in den Stadtgarten, setzten sich auf eine Bank und lachten, wenn die Frösche zu viel Lärm machten.

„Nein, wahrhaftig,“ rief im Wagen die heiser gewordene Stimme des Gelben, „bei Gott, ich hab' Dich gern!“ Und die dicke Person lachte auf.

Der Kutscher gab seinem magern Hellbraunen fluchend einen Schlag und der Gaul fiel aufgeschreckt in eine schnellere Gangart.

„Na, Kosselenker!“ schrie die heisere Stimme aus dem Wagen, „wenn's nur kein Unglück giebt!“

Nach einer Weile ging es wieder den alten, langsamen Trab. Die Weiden im Wagen zischelten mit einander und der Kutscher dachte wieder an die Bank, wo er mit seinem Schatz saß. Wie sie sich gut gewesen waren! Darum arbeitete die Frau auch so fleißig; vorher und nachher, als die Kinder da waren. Mein Gott! Die Kinder! Linchen und die andern! Wie kann denn das nur gehen? Nein, das geht nicht! Das ist undenkbar. Fünf Kinder ohne Mutter und kein Geld nach der langen Krankheit! Wenn wir nur Alle zusammen gestorben wären! Die Kinder und sie und ich — mit einem Schiff untergegangen, uns Alle umschlungen haltend!

„Ach Unsinn!“ rief wieder die heisere Stimme im Wagen, „unter 40 Mark bekommst Du keine Sammetjacke!“

Der Kutscher hatte das Wort nicht gehört. Er fuhr die Straße weiter auf die große Brücke zu. Er litt, so weit das ihm zugemessene Maß des Leidens reichte.

Wenn ich daneben in den Fluß führe? Wir ertrinken Alle! Das Pferd und ich und die Weiden auch. Die Weiden auch! Er wurde plötzlich sehr nachdenklich und dabei fühlte er das Herz schlagen. Er hatte die Zügel fester gefaßt, denn da war schon die Brücke und durch die Dunkelheit sah man ein wenig den weißlichen Fluß träge wie Del fließen. Und jetzt! — Er riß plötzlich das Pferd rechts herum. Er hatte die Augen groß aufgerissen und die Lippen zusammengepreßt — aber das magere Pferd blieb erschreckt mit gespißten Ohren an dem dunklen Abhange stehen und die dicke Person in dem Wagen kreischte auf. Der junge Mann war aufgesprungen.

„Was ist denn los?“ schrie er. „Zum Donnerwetter, können Sie nicht fahren? Drehen Sie jetzt um, Kutscher — so eine verfluchte Fahrerei!“

Und der Kutscher drehte um. Der Hellbraune hatte ja schon die halbe Wendung gemacht und nun trottete das Fuhrwerk denselben Weg zurück, nur um ein Weniges schneller. Der Kutscher saß wieder regungslos auf dem Bod, aber er war leichenblaß geworden und es schlotterten ihm die Glieder.

Die dicke Person hatte aufgehört zu lachen und war schlechter Laune. Auch der Gelbe schien einen Aerger zu haben, denn die Unterhaltung stockte. Jetzt waren sie wieder auf dem Kastanienplatz bei dem Monumente angelangt. Die Thurmuhr schlug gerade Dreiviertel.

„Halt!“ rief der Gelbe, und als die Droschke hielt, stiegen sie aus.

„Was kostet die Fahrt?“ fragte er, in seiner Geldtasche umhersuchend.

„Was es kostet? — Ja so!“ sagte der Kutscher. „Als wir abfuhrn, schlug es Zehn. Das sind jetzt dreiviertel Stunden. Doppelte Fahrt — Drei Mark wird es wohl machen.“

Der Gelbe zog eine schwere goldene Uhr aus der Tasche.

„Dreiviertel Stunden? — Ich habe Nichts schlagen hören.“

Die dicke Person zupfte ihn unterdessen bedeutungsvoll an dem Ueberzieher.

„Dreiviertel Stunden?“ wiederholte er. „Alter Freund, das sind Geschichten! Höchstens eine halbe Stunde. Außerdem sind Sie ganz schlecht gefahren!“

Der Kutscher hielt die Hand mechanisch ausgestreckt. Er hörte gar nicht auf das Gerede des Gelben.

„Hier,“ sagte der und gab ihm zwei Mark in die Hand. Dabei hatte das Pärchen sich gewendet und schritt mit der steifen Haltung des schlechten Gewissens unter den Laternen fort.

„Aber —“ sagte der Kutscher und sah ganz abwesend auf das Geldstück.

„Dummes Zeug!“ rief der Gelbe, den Kopf halb wendend, „an dem lumpigen Gelde ist mir nichts gelegen, bei Gott! — Es ist nur wegen der Ehrlichkeit!“





## Illustrierte Bibliographie.

**Bilder-Atlas der Wissenschaften, Künste und Gewerbe.** Volks-Ausgabe in zwei Bänden, 444 Bildertafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie. Leipzig, F. A. Brockhaus.



nischauung ist die Lösung der modernen Pädagogik, Anschauung das Bedürfnis des Bildung suchenden Menschen. Was uns früher durch viele Worte klargemacht wurde und oft genug durch das Zuviel unklar blieb, wird uns jetzt durch ein Bild mit einem Schlage erläutert. Die Bildung im Allgemeinen und die Ausbildung in einzelnen Fächern hat dadurch bedeutend gewonnen. Könnte es beispielsweise eine Kunstgeschichte und ein reises Urtheil über Werke der Kunst geben, ehe die großartige Verbindung der Kunstcentren durch die Eisenbahnen dem Forscher die eigene Anschauung ermöglichte? Und müßte nicht andererseits der Kreis der Lernenden und die Resultate der Forschung Aufnehmenden ein weit engerer

sein, wenn nicht die so plötzlich und schnell sich entwickelnden vervielfältigenden Künste in den Dienst der Wissenschaft und der allgemeinen Bildung getreten wären?

Denselben Dienst, den vor einem halben Jahrhundert das Conversations-Lexikon zu erweisen bestrebt war, will in anderer Form heute der „Bilder-Atlas der Wissenschaften, Künste und Gewerbe“ leisten. Er umfaßt Mathematik, Astronomie, Erdkunde, Anatomie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik, chemische Technik, Bauwesen, Architektur, Plastik und Malerei, Bergwesen, Land- und Hauswirthschaft, Kriegswesen, Seewesen, Culturgeschichte und endlich Ethnographie, also den ganzen Kreis unseres Wissens in

derjenigen Anordnung, den die heutige Wissenschaft dem Gesamtgebiete unserer Kenntniß gegeben hat. Man braucht bloß in den zwei stattlichen Bänden zu blättern, um Neues



Cedrus Libani (Seit vom Libanon). Mus. Güter-Mus. der Wissenschaften. Familie und Gewächse. Völsig. Z. K. H. 1840.

gelernt und Manches gesehen zu haben, was selbst dem Gebildeteren unbekannt war: denn Alles zu umfassen ist auch der univervellste Kopf heut nicht mehr im Stande, und von jedem eine Vorstellung zu haben und diese Vorstellung systematisch der Summe

Holzschnitt und Lithographie ausgeführt mit einer Klarheit und Schärfe, die allen Wünschen genügt.

Wer überdies sich auch noch im Einzelnen unterrichten will, dem bieten die erläuternden zwei Textbände die nöthige Hülfe. Sie schließen sich der Anordnung des Bilder-Atlas vollkommen an und sind in ihren einzelnen Theilen von Autoritäten ersten Ranges bearbeitet. Wir gedenken beispielsweise der Architektur von A. Essenwein, Plastik und Malerei von M. Carrière, Kriegswesen von J. Schott, Seeweisen von H. Werner, Astronomie von Brühns u. u. Wir sind in der Lage, unsern Lesern einige Bilderproben aus dem Brockhaus'schen Bilder-Atlas zu geben, müssen uns aber zu unserm Bedauern auf die Wiedergabe von Holzschnitten beschränken.

## Neue Erzählungsliteratur.

Eine Danaidenarbeit wird es allmählich für den Kritiker, unsere neu erscheinenden Romane und Novellen, Erzählungen, Novelletten, Skizzen und wie sich die meist sehr vornehm ausgestatteten Bände sonst benennen mögen, in lückenloser Kette zu verfolgen; der Katalog jeder gut geführten Leihbibliothek beweist dies durch seine ständige Vermehrung von ein- bis zweitausend Nummern im Jahre. Für den Leser würde aber die Besprechung der weitaus größten Zahl der betreffenden Werke überflüssig und ermüdend sein wegen ihres ephemeren Charakters; er wird dem Recensenten danken, wenn er ihm nur das von der Epheu bereits gesonderte Korn bietet oder, um nicht im Silbe zu reden, wenn er ihn auf lezenswerthe Bücher aufmerksam macht und vor andern sorgsam bewahrt. Gott sei Dank ist die Zahl der erstern noch immer eine recht erhebliche; unsere beliebtesten Erzähler Paul Heyse, Karl Frenzel, Hans Hoppfen und andere zwar nicht so viel genannte, aber ebenfalls nennenswerthe Talente haben wieder neue geistvolle Schriften der Öffentlichkeit übergeben.

Von Paul Heyse liegt die 18. Sammlung seiner Novellen vor (Berlin, Wihl. Berg), welche drei Erzählungen enthält: „Himmliche und irdische Liebe“, „F. U. R. I. A.“, „Auf Tod und Leben“, in denen, wie fast immer bei diesem Dichter das psychologische Interesse seiner Gestalten überwiegt. Die äußere Handlung tritt davor bis auf die Schlusskatastrophe völlig zurück; aber der leidenschaftliche Kampf der Herzen bei der „alten Geschichte, die ewig neu bleibt“, ist desto meisterhafter geschildert. Die erste der drei genannten Geschichten wurde bereits bei ihrem Erscheinen im „Berliner Montagblatt“ wegen der Feinheit der Charakteristik mit Recht bewundert. Die in ihr auftretenden Personen gehen trotz ihrer edlen lautern Gemüthsanlage im Kampfe mit der Pflicht unter: Der Professor Chlodwig lernt die volle „himmliche Liebe“ in der Person der anmuthigen Traud kennen, die „irdische“, in seiner Gemahlin Gina verkörpert, raubt ihm jedoch deren Besitz, und freiwillig scheidet er von Weiden und — vom Leben. Kann man dieses Seelengemälde als einen Hymnus auf die allgewaltige, lebenspendende und selbst lebenszerstörende Macht der Liebe des Mannes zum Weibe auffassen, so tritt in der nächsten Novelle uns die Rehrseite davon entgegen, treibt dort den Mann seine übermächtige Treue in den Tod, so versenkt ihn hier die Untreue der Geliebten in Wahnsinn, und ewig wahr bleibt der Satz: „Femina Universi Regina In Aeternum“, „Des Weltalls ewige Herrin ist das Weib“. In der Geschichte „Auf Tod und Leben“ endlich wird ein edler Mann, über dem ein dunkles Schicksal schwebt, also ein geistiger „armer Heinrich“, durch die Liebe eines reinen hingebenden Mädchens erlöst; die Seelenkämpfe spitzen sich hier fast dramatisch zu.

In dem Vorzuge eines äußerst gewählten vornehmen Stils bei hervorragender Erfindungsgabe steht Paul Heyse wohl am nächsten der Berliner Feuilletonist und Kritiker Karl Frenzel. Seine jüngst veröffentlichten vier Erzählungen, die er als „Neue Novellen“ (Berlin, Rud. Waldern) in zwei Bänden herausgegeben hat, verdienen noch ein besonderes Lob rücksichtlich der in ihnen behandelten Stoffe. Trotz der äußerst anpruchlos klingenden Titel: „Die Mutter“, „Die Verlobung“, „Der Spielmann“, „Das Kind“, verräth sich überall das Bestreben des Verfassers, sich nicht gedankenlos seinem

Darstellungstalente hinzugeben, sondern mit sorgfältigster Dialektik ein tieferes Problem zu lösen; ohne Liebe, ohne Haß sucht er diese Lösung zu ermöglichen, nicht mit über-schwänglichen Mitteln poetischer Schöpfungskraft, nicht mit verführerischen Schilderungen menschlicher Leidenschaften, sondern nüchtern, unentwegt zum Ziele fortschreitend, zum höchsten Ziele objectiver Wahrheit. Das gemeinsame Band, welches diese Novellen zusammeneschließt, bildet ein sociales Problem: Die Ehe mit ihren Licht- und noch mehr mit ihren Schattenseiten ist das Grundthema. Fast scheint es dabei, als ob die Schattenseiten mächtiger sind, und gewiß entspricht eine derartige Auffassung der innersten Natur des Verfassers, denn er zeichnet keine im Sonnenglanze durch das Leben tänzelnden Glückspilze, sondern tiefernste, vom Schicksale schwer geprüfte Personen: sämmtlich stehen sie unter dem Druck einer Schuld, die immerfort mahnend und störend in das harmonische Zusammenleben der Gatten eingreift. Aber aus der verhängniß-vollen Kette von Verwirrungen, die den Gedanken an ein reines, ungetrübbtes Glück in skeptische Zweifel verwandeln — deswegen rechnet man Frenzel wohl immer noch zur Gustow'schen Schule — hilft stets ein gesunder natürlicher Sinn und ein klarer Menschen-verstand heraus. Daher sind die Gestalten nicht von Grund aus pessimistisch, sondern behalten trotz vieler herben Erfahrungen den Kopf oben und begründen sich so selbst ein neues Glück, das sie redlich verdienen. Der ehrenwerthe Kaufmann Gustav Plönies in der Novelle „Die Verlobung“ ist ein leuchtendes Beispiel dieser Art. Ueberhaupt ist gerade die genannte Erzählung hervorzuheben, weil sie rein auf das Gemüth wirkt ohne die geringste Spur irgend welcher Manier: künstlerisch höher steht ohne Zweifel noch „Der Spielmann“, eine historische Novelle von so echter, tiefer Lebenswahrheit in zarter dichterischer Umhüllung, daß sie den nahe liegenden Vergleich mit Paul Heyes berühmten „Toubadournovellen“ nicht zu scheuen braucht.

Unserer Zeit werden die Ideale häufig ganz abgesprochen, auch Frenzel ist kein Idealist, wie wir eben sahen: um so wohlthuernder berührt es, wenn einer unserer besten lebenden Schriftsteller so warm für seine Jugendideale eintritt, wie Hans Hopfen es in seiner Studentengeichte mit dem bezeichnenden Titel „Der letzte Dieb“ (Leipzig, Ernst Keils Nachf.) thut. Gern stimmen wir seiner Aeußerung bei, daß es besser ist, wenn die akademische Jugend unseres Vaterlandes viel zecht und „ihre Fädel mit Fiederkünsten austrägt“, als wenn sie wie bei andern Völkern „ihre schönen Jugendjahre in häuslicher Gemeinschaft mit abgebrühten, austrangirten Dirnen der gemeinsten Sorte verbringt und jene Puschergattung Politik treibt, zu welcher man in der Zeit des gährenden Moses am allerbesten befähigt ist“. Das sind starke, sehr starke Worte, aber Worte, die aus gesundem und klarem Gemüthe stammen, das dem deutschen Volke gerne den alten Ruhm seiner Ritterlichkeit und Freundestreue erhalten sehen möchte. Für das Duellmessen an sich bricht der Dichter keine Lanze, für die sittliche Verkommenheit des Kaufvolks hat er keine Entschuldigung; aber daß man ein tüchtiger Schläger sein kann, ohne die edleren Regungen des Herzens darüber preiszugeben, davon den Leser zu überzeugen, gelingt ihm prächtig. Die Jugendideale wohnen tief in der Brust seines Helden Georg Weinmeister, sie schwinden auch nicht durch den letzten Dieb, der ihm Glück und Ehre für die Zukunft verschließt, der ihm die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn und den schönen Hoffungsstern einer beseligenden Liebe gleichzeitig raubt; sie lassen ihn keine Reue darüber empfinden, daß er den Freunden noch einmal seinen sieggewohnten Arm voll treuer Hingebung geliebt, sie erhalten und heben ihn von Neuem, als Alles verloren, in dem Gefühle eines frommen Glaubens, der ihn seit seinen Kindertagen nicht verlassen und der ihn zu entsagendem stillen Glück führt, zu dem himmlischen Frieden in der eigenen Brust.

Ein derartiger Idealismus besteht hoffentlich in Wahrheit noch recht lange fort, denn es giebt keinen Erbs dafür, am allerwenigsten bieten ihn die „Modernen Ideale“, von denen Konrad Tilmann in seinem gleichnamigen dreibändigen Romane uns ein abschreckendes Bild entrollt (Leipzig, Carl Reißner). Es ist eine traurige Gesellschaft, die der mit fast überreicher Erfindungsgabe ausgestattete Schriftsteller uns hier vorführt, traurig wegen der sittlichen Verkommenheit und der inneren Herzenskälte, die allen diesen in der Großstadt zusammenlebenden Personen gemeinsam ist. Der gewissen-lose Commerzienrath Johann Leberecht Köfeler mit seiner bigotten Gemahlin, die sich ganz von dem Pöprediger Stark leiten läßt, seinem trotz guter Grundlage doch leichtfertigen Sohne Hubert und seiner emancipirten Tochter Camilla, der die pessimistische Philosophie zu Kopfe gestiegen ist — sie alle sind nicht besser als der liberale Journalist

Dietrich Plüger, dessen Moral doch auch höchst bedenkliche Seiten zeigt, oder der hochconserervative Schurke Graf Detlev Thijssow, um von den verkommenen Kindern des alten Ringerle ganz zu schweigen. Den besten Charakter hat noch die russische Nihilistin, die Fürstin Raspolnikoff, weil sie wenigstens bis zum Tode einsteht für ihre Ueberzeugung. Wegen seiner fesselnden Handlung wird der Roman gewiß sehr viele Leser finden; im Interesse des guten Geschmacks muß das aber bedauerlich erscheinen, denn die Verbrecherromane, wie sie vor Jahrzehnten Ewald August König schrieb, gewinnen hoffentlich nicht neuen Boden. An den eben genannten Autor erinnert auch der Stil Tilmanns, die mehrfach wiederholte Phrase: „Er schüttelte die Stirn“ klingt geradezu komisch. Tilmann selbst hat schon bessere Arbeiten geliefert, und so ist zu hoffen, daß er sich von dem verkehrten Haschen nach dem Effect, das er mit Recht in seinem Werke so geißelt, bald wieder loszagen wird.

Daß das rasch pulsirende Leben der Gegenwart viel Interessantes für einen talentvollen Beobachter und Darsteller bietet, ohne daß er genöthigt ist, nur die Nachtseite des großstädtischen Lebens zu schildern, beweist der anspruchslose Roman: „Auf der Wahlstatt des Lebens“ von Fritz Friedmann (Leipzig, Wils. Friedrich). In seinem Buche verräth sich der Jurist — und der Verfasser ist einer der tüchtigsten — durch die eifrigen Abhatten, die er seine Personen über allerlei Schwächen der heutigen Gesellschaft anstellen läßt; das Für und Wider wird streng gegenüber gestellt, die Gründe werden nach beiden Seiten hin genau abgewogen, endlich der entscheidende Spruch gefällt, z. B. über die Nauchlust der Damen. Die Erzählung ist hübsch erzunden und verläuft bis zum Schluß fesselnd. Zwei arme Tagelöhnerskinder, die früh verwaist sind, werden getrennt von einander erzogen. Der Knabe erwächst zu einem jungen Gelehrten, der nach manchen inneren Kämpfen seine Werthernatur ablegt, seine lange gesuchte Schwester, die inzwischen in Amerika Schauspielerin geworden ist, wiederfindet, ein recht gutes Doctorexamen macht und seine Braut heimführt. Von den Nebenfiguren wirkt am besten der spleenige Holländer Wijnheer van Voddem, während der Büttling Prinz Dagobert, „das übertrainirte Vollblutpferd“, ein wenig caricirt ist.

Ebenfalls in die sogenannte „Gesellschaft“ führt den Leser Rudolf Mengler mit seiner amnuthigen Liebesgeschichte „Gräfin Loreley“ (Berlin, Verlag von Gustav Behrend). Die Heldin ist von ihrem verstorbeneu Gatten zur Erbin eingesetzt, so lange, bis sie sich wieder vermählt. In diesem Falle soll ein Nachtrag des Testaments in Kraft treten, der, wie man meint, das Vermögen einem Verwandten, dem Freiherrn von Sudernach, zuspricht. Letzterer speculirt nun gleichzeitig auf die Hand der Gräfin, die ihn verabscheut und ihr Herz einem jungen Maler, Franz von Dossen, schenkt. Da dieser sie jedoch ihres Vermögens nicht berauben will, entsagt er ihr und zieht in den deutsch-französischen Krieg. Als die Nachricht von seinem Tode die Gräfin erreicht, entschließt sie sich endlich dem treuen Werben eines englischen Lords Gehör zu geben, um unmittelbar nach der Hochzeit zu erfahren, einmal, daß der Nachtrag zum Testament ihr das Vermögen beläßt, andererseits, daß der geliebte Maler, wenn auch schwer verwundet, noch lebt. Ihre Hochzeitsreise führt sie an dessen Krankenlager, wo sie in starker Pflichterfüllung von ihm Abschied nimmt, wie sie wähnt, für immer. Da raubt ihr ein jäher Zufall fast in dem gleichen Augenblicke den Gatten, und der Maler bleibt schließlich doch der glückliche Sieger. Die eben kurz erzählten Vorgänge werden im leichten Unterhaltungstone mit frischem, bisweilen leise an das Sinnliche streifenden Humor geschildert. Allerliebste sind die typischen Gestalten der Badegesellschaft: der bretonische Kaufbold mit der „Quellwiese“, die pikante Wirthschafterin Fürstin Mitterlich, Herr von Brachwitz u. s. w. Wir wünschen dem liebenswürdigen Buche einen recht großen Absatz.

In dem Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist die Frage nach passender Reiseliteratur eine sehr große; schon die beiden an letzter Stelle genannten Bücher dürften sich sehr als solche empfehlen. noch angemessener erscheinen Manchem vielleicht die „Kieselnovellen“ von Adalbert Meinhardt (Berlin, Gebr. Baetel). Der Name des Verfassers ist den Lesern von „Nord und Süd“ bereits rühmlichst bekannt, so daß es nur der Erwähnung seines Buches bedarf, um diesem neue Freunde zu gewinnen. In dem Bändchen sind vier Geschichten enthalten, von denen zwei „Der Bildhauer von Canterbury“ und „Frau Antje“ wahre Cabinetsstücke moderner Novellistik sind. Der künstlerische Hauch, der diese Erzählungen durchweht, die feine Kenntniß des Frauenherzens, dazu der äußere Vorzug einer vornehmen Sprache werden gewiß bei der Frauenwelt höchsten Beifall finden. „Frau Antje“ ist auch bereits von Paul Heyse

für den „Deutschen Novellenschatz“ erworben worden. Die beiden andern Erzählungen, von denen die letzte „Regatta“ sich selbst anspruchlos als eine „Skizze vom Comer-See“ bezeichnet, treten etwas zurück: „Schloß Polia“ erscheint auch nur wie eine Studie, aber wie die Studie eines echten, zartfühligen Künstlers. Alles ist harmonisch in diesen Erzählungen; der Dichter hat neben seiner reizvollen Erfindungsgabe auch die Kunst einer maßvollen Composition gepflegt, eine der wichtigsten Grundbedingungen jeder guten Novelle. Sobald dieses Gesetz gebührende Beachtung findet, wird die kürzere Erzählung stets auf einen größeren Leserkreis rechnen dürfen als der vielbändige Roman, gegen welchen sich allmählich in Deutschland in den letzten Jahrzehnten eine sichtbare Abneigung zeigt, die natürliche Folge von Werken, die wie Gypfows „Zauberer von Rom“ eine kleine Bibliothek für sich bildeten. Hin und wieder muß jene Abneigung sich aber doch Ausnahmen gefallen lassen, und als eine solche möchten wir den historischen Roman in vier Bänden „Krieg und Frieden“ von Graf Leo Tolstoj (autoriſirte deutsche Uebersetzung von Dr. Ernst Strenger. Berlin, A. Deubner) angesehen wissen.

In seinem Vaterlande galt der Autor als angesehener Prophet; der Ruhm eines tief beanlagten, von erstem Streben befeelten Schriftstellers wird ihm auch in Deutschland zu Theil werden. „Krieg und Frieden“ ist der Herzenserguß eines philosophischen Denkers, der die im Titel angeführten Gegensätze an der Geschichte der Menschheit wie des eigenen Ichs sorgfältig studirt, der die Unmöglichkeit ihrer dereinstigen Versöhnung eingesehen hat: Krieg und Frieden folgen für ihn in unlöslicher Beziehung abwechselnd auf einander, und das Resultat ist — Nichts. Vergeblich ist das Bemühen des Einzelnen um Herstellung des einen oder des andern, es bleibt gleichgültig, denn die Weltgeschichte durchläuft ihre unabänderlich vorgeschriebene Bahn. Tolstoj's Geschichte auffassung ist fatalistisch, das große Drama des Untergangs der napoleonischen Armee im Jahre 1812 dünkt ihm absolut nothwendig, sein früheres oder späteres Eintreten war einzig bedingt durch ein früher oder später gemachtes Versehen, welches einen einzigen Hebel der großen Maschine in Unordnung brachte, so daß das Ganze stoden mußte. Was man als dieses Versehen auffaßt, ist wieder gleichgültig. „Nitschewo“ nennt das der Russe mit einem Lieblingsworte, und Russe ist Tolstoj vom Scheitel bis zur Sohle. Sein Roman zeigt die Vorzüge und die Mängel des russischen Nationalcharakters im hellsten Lichte, und gerade darum ist er von hohem Werthe. Weil Tolstoj die psychologische Eigenart seines Volkes so treffend wiederzugeben wußte, hat man ihm mit Recht „den Erben Turgenjews“ genannt. Er hat vor diesem noch etwas voraus, nämlich die unmittelbare Berührung mit den höchsten leitenden Kreisen seines Vaterlandes. In gewaltigem Ringen läßt er seine Helben, denen von Anfang an die irdischen Güter, Rang und Ansehen, als mächtige Hilfsmittel zu Gebote stehen, sich durchkämpfen zum — „Nitschewo“, wie er selbst es gethan. Er verkörpert sich selbst in den zwei Hauptfiguren des Buchs: Fürst Andrej Volkonski, der edle, für die höchsten politischen Probleme begeisterte Mann, versucht durch thätiges Eingreifen in die Aufgaben des menschlichen Daseins zu erfüllen; er opfert ein ruhiges behagliches Leben, verwindet den Schmerz um den Tod seines Weibes, denn sein Ziel ist höher gesetzt: er will für das Wohl seines Vaterlandes leben. Als er aber überall nur Dummheit und Erbarmlichkeit sieht, verliert er die Lust des Schaffens und — stirbt, weil er fühlt, daß es sich nicht lohnt, weiter zu leben. Sein Gegenstück Pierre erscheint als Rousseau'scher Naturmensch in der Petersburger Gesellschaft, den Kopf voll von philosophischen Grübeleien; er wird ausgelacht. In völliger Unklarheit über sich selbst, glaubt er an die Treue eines Weibes, seine Frau beweist ihm die Wahrheit des Gegentheils, und er wird ausgelacht. Er will die Lage seiner Bauern heben, er will die wahre Religion im Freimaurerthum finden, er will sich nützlich machen, allüberall dasselbe: er wird ausgelacht; und weil er schließlich selbst über sich lachen muß, weil er überall unnütz ist, darum vergißt er alles Streben, heirathet noch einmal und wird ein — Philister! Das sind die Haupttypen; sie sind meisterhaft durchgeführt. Daneben stehen nun die ausgezeichneten echt russischen Nationalcharaktere: der altrussisch gesinnte Vater des Fürsten Andrej, der General Kutusow, der rücksichtslos entschlossene Dolochow, der sentimentale Denisow, der wackerere jüngere Kostow. Von den Frauengestalten feißelt am meisten Nataſcha mit ihrem frommen Kindergemüth und ihrer so leicht zu bethörenden Sinnlichkeit. — Alles ist plastisch dargestellt, und trotz der fast überreichen Handlung verliert der Verfasser niemals den aufgenommenen Faden; er hat sein Werk bis in's Kleinste durchgearbeitet, was man von dem Uebersetzer gerade nicht immer behaupten kann.



Es bleibt noch übrig, zweier hervorragender Schriftstellerinnen zu gedenken, die durch ihre Begabung wohl berechtigt sind, sich manchem Autor als ebenbürtig an die Seite zu stellen. Von der an erster Stelle namhaft zu machenden Frau Ida Boy-Ed, deren geistvolles Antlitz uns von dem Umschlage ihres Romans „Dornenkronen“ (Berlin, Rud. Waldern) entgegenblickt, ist unlängst in diesen Blättern eine Novelle erschienen, die ihr sicherlich neue Anerkennung erworben hat, obwohl sie deren kaum noch bedarf, denn die „Dornenkronen“ haben bereits im Auslande einen Ruf, — sie sind sofort in das Englische und Polnische übersetzt worden — und also darf Niemand mehr an der Bedeutung des Buches zweifeln. Das soll auch nicht eine Art von Reclame sein, denn diese wäre hier ganz überflüssig: so tief angelegte Charaktere, so natürlich geschürzte und mit Spannung festgehaltene Conflictte fesseln von selbst. Der Hintergrund der Erzählung ist realistisch, die kleinsten Details des Hamburger Lebens, herab bis zu einer einzelnen Zimmereinrichtung werden genau beschrieben; und auf diesem Hintergrunde bewegen sich durchaus idealistisch gedachte Gestalten. Der schmerzliche Kampf um die Ideale der Kunst slicht eben die „Dornenkronen“, und ihre Trägerinnen sind die „berühmten, die genialen Frauen“, denen ihre Kunst heiliger Ernst und höchster Daseinszweck ist, und die darum nicht passen in die materielle Kaufmannsgesellschaft der Hansestadt. Beiläufig, ob diese Gesellschaft sich für die Schilderung bei der Verfasserin bedanken wird? Wie unendlich hoch stehen diese Frauen mit den „Dornenkronen“ einer Frau Erna Bevers, geborne Hartmann, gegenüber! Die ersteren und ihr innerstes Seelenleben kennt Ida Boy-Ed sehr genau und versteht es meisterhaft, ihr Empfinden wiederzugeben. Neben diesen in ihren Idealen oft zu sehr befangenen Personen wie Ruth und ihrem Bruder Juan, neben der Schauspielerin Melitta Allenstein und dem edlen Maler Constantin Rodenbach stehen dann auch ganz realistisch Denkende. Die Verschmelzung beider Sinnesarten zeigt eben jene Melitta, während zur Reihe der letzteren gehören Wimi Hartmann, ein allerliebster Backfisch, und ihr Bräutigam, der nüchterne, praktische Hans Norden, der als deus ex machina mit seinem hausbadenen Verstande überall aus der Noth hilft. Unwillkürlich erwecken diese beiden Personen den Gedanken an eine Dramatisirung des Romans, denn sie müßten auf der Bühne vorzüglich wirken. Wer so viel Frohsinn und Humor sein eigen nennt, beweist deutlich, daß die Krone des Genies, auf welche die Verfasserin wohl Anspruch hat, nicht nothwendig eine Dornenkrone ist.

Mit einem einzigen Werke in bescheidener Form hat sich die zweite hier zu nennende Schriftstellerin bei dem deutschen Lesepublikum eingeführt: Frau Emily Ruete, geborene Prinzessin von Oman und Sansibar, hat in den „Memoiren einer arabischen Prinzessin“ (Berlin, Fr. Luchhardt, 2 Bde.) die Geschichte ihres Lebens veröffentlicht, aber dieses Leben gleicht einem Roman, denn die Heldin hat viel erlebt, viel erfahren und viel — gelitten. Gleichwohl beruht der Hauptwerth dieser Memoiren, die überall das Streben, möglichst objectiv zu schildern verrathen, nicht auf den persönlichen Erlebnissen der Verfasserin, sondern auf den allgemeinen culturhistorischen Angaben. Als geborener Araberin standen ihr Quellen zu Gebote, die sich dem Europäer immer verschließen: das gilt namentlich von der Darstellung des Haremlebens. Ueberhaupt erscheint nach den Angaben der Verfasserin die orientalische Frau in ganz anderm Lichte, als man sie bisher zu sehen gewohnt war. Vielleicht ist hier ein wenig Parteilichkeit mit untergelaufen: aber das Interesse des Lesers kann dadurch nicht beeinträchtigt werden. Frau Ruete ist jetzt deutsche Staatsbürgerin und zeigt sich auch mit der deutschen Sprache durchaus vertraut: so daß die Ausländerin im Stil kaum zu erkennen ist.

F. V.

## Anthropologische Studien.

Anthropologische Studien von Hermann Schaaffhausen. Bonn, Ad. Marcus.

„Vieles ist gewaltig, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch,“ sang vor mehr als zweitausend Jahren der griechische Dichter; doch der elende schwache Körper, der vergeblich gegen die übermächtigen Naturkräfte ankämpft und ihnen endlich im Tode erliegt, das Bewußtsein des armseligen menschlichen Geistes gegenüber einer das Weltall lenkenden göttlichen Macht lehrten die Wahrheit dieses Wortes bezweifeln, und die

selbstjüchtigen Glaubens- und Schöpfungstheorien hierarchisch gegliederter Priesterschaften vermehrten das Gefühl der irdischen Erbärmlichkeit bis zum Uebermaß. Da kam die moderne Naturwissenschaft, die in immer weiteren Kreisen die Erde und den ganzen Kosmos in ihre Betrachtung zog und bewies, daß wir bisher eigentlich viel zu wenig über das Wesen des Menschen unterrichtet seien, und so entstand die neue Wissenschaft der Anthropologie, die Wissenschaft vom Menschen. Sie verfolgte die Spuren des menschlichen Organismus bis in Zeiträume hinauf, von denen die geschichtliche und biblische Tradition keine Ahnung hatte, sie studirte unsere Vorfahren in den spärlichen Knochenüberresten, welche die Höhlen Frankreichs und Belgiens, die Dolmen Irlands, die Kjökkenmøddinger Dänemarks, die Pfahlbauten der Schweizer Seen und der Lombardei enthalten, sie studirte unsere Artgenossen von den Maoris der Südpfeinseln bis zu den Eskimos Grönlands, und das Resultat dieser Studien war ein die biblische Tradition vernichtendes, aber zugleich ein die Menschenwürde unendlich beschämendes; es gipfelte in dem Darwin'schen Satze von der fortschreitenden Entwicklung der Organismen, die durch Urzeugung entstanden sind, bis zum menschenähnlichen Affen, unserem nächsten Vorfahren. An die Stelle einer göttlichen Vorsehung trat eine instinctive, allein durch den Kampf um's Dasein veranlaßte Zuchtwahl, indem die unvollkommene Art eben wegen ihrer Unvollkommenheit zu Grunde ging. Diese Lehre, mit Jubel aufgenommen von den Materialisten, hat der neueren Naturwissenschaft ihre Bahn vorgezeichnet, sie ist herrschend geworden trotz aller theologischen Geschrei. Und dennoch kommt auch sie über den großen Widerspruch des menschlichen Geistes gegenüber dem Körper, verglichen mit der Thierseele gegenüber dem thierischen Körper nicht hinweg. So hat sie wieder ihre Gegner gefunden, die das eine von ihr gelernt haben, die Ueberzeugung von einer organischen stufenmäßigen Entwicklung alles Lebens aus der Urzelle, aber an die Stelle einer rein auf dem Kampfe um's Dasein beruhenden Zuchtwahl wieder eine höhere, die natürliche Entwicklung von Anfang an in ihre richtigen Bahnen leitende höhere Macht setzen. Einer der hervorragendsten Vertreter dieser Art von Anthropologie ist der Bonner Professor Hermann Schaaffhausen. Der Grundgedanke der 28 Abhandlungen, die er in einem stattlichen, der deutschen anthropologischen Gesellschaft gewidmeten Bande veröffentlicht hat — das glänzende Repertorium eines mehr als 40 Jahre thätigen Gelehrtenlebens — ist ein doppelter. Einmal „faßt er die ganze Natur als ein zusammenhängendes Ganze, nicht nur in dem Sinne, daß in der bestehenden Welt Pflanze und Thier auf einander angewiesen sind und beide das Unorganische zur Voraussetzung haben, sondern mit der Annahme, daß in der Geschichte der Schöpfung alle organischen Bildungen wirklich aus einander hervorgegangen sind“. Sodann stellt er Seele und Körper des Menschen in der innigsten Verbindung und Wechselbeziehung stehend hin: „Im Menschen hat die Schöpfung nach beiden Richtungen hin ihr höchstes Ziel erreicht: die fortschreitende Entwicklung ist aber ein so allgemein herrschendes Naturgesetz, daß auch er noch nach höherer Vollkommenheit strebt.“ Der Grundfehler der bisherigen Anthropologie ist eben die zu einseitige Betonung des körperlichen, thierischen Elements im Menschen. Die Abhandlungen sind durchweg in einer klaren, auch dem Laien faßlichen Sprache geschrieben, zum Theil sogar mit begeistelter Diction; sie lassen sich in drei große Klassen einteilen, obgleich sie der Verfasser selbst chronologisch nach ihrer Entstehung geordnet und auch nur wenig überarbeitet giebt: Die erste Klasse beschäftigt sich mit dem Einzelmenschen und seinem Verhältniß zu den vorhandenen Lebensbedingungen: dahin gehören die Untersuchungen „über Schlaf und Traum“, die neuerdings von Eulais, Siebed, Radebeck u. A. erweitert worden sind, über die Beziehungen der Natur zur bildenden Kunst, über den Tod, über die Kunst gesund zu leben, über den Kampf des Menschen mit der Natur, über das geistige Wesen des Menschen, über Aberglauben, Menschenbildung und endlich über die menschliche Sprache. Letztere definiert er als „ein freies Erzeugniß des menschlichen Geistes, welches derselbe mit Willkür gebraucht“. Ueberall finden sich die feinsten Bemerkungen, die schärfsten Beobachtungen, und aus jedem Gedanken leuchtet das schöne Wort hervor: „Man muß es aussprechen, daß die wachsende Erkenntniß der Natur auch eine wachsende Erkenntniß Gottes ist.“ Einer sorgfältigeren Betrachtung möge noch der Schlußvortrag über „die beiden menschlichen Geschlechter“ empfohlen sein. Die zweite Klasse der Abhandlungen wendet sich zu den einzelnen Rassen des Menschengeschlechts, an deren Eintheilung Schaaffhausen fest glaubt, ohne damit etwas über die wahrscheinliche oder unwahrscheinliche Abstammung der Menschheit von einem Paare entscheiden zu wollen. Aus der Auffassung von der Ein-



heit aller Menschenrassen entspringt der schöne Gedanke der reinsten Humanität, denn die auf niedrigerer Stufe stehenden Völker verdienen nicht unsere Verachtung, sondern unser tiefstes Mitgefühl. Eine wahre Fundgrube von Material bietet hier der Aufsatz „über die Menschenfresserei und das Menschenopfer“ (1870), wo auch manches aus dem schon 1866 abgefaßten Essay „über den Zustand der wilden Völker“ wiederholt ist. Endlich nimmt noch eine Reihe von Aufsätzen auf allgemeinere Gebiete der Naturwissenschaft Rücksicht, vorzüglich auf die Entwicklung des organischen Lebens und der dabei in Thätigkeit tretenden Kräfte, auf die Entstehung der Arten, von deren allmählicher Entstehung und Wandelbarkeit der Verfasser überzeugt ist, wohl entschieden mit Recht, und speciell auf die Fortschritte und Aufgaben der modernen Physiologie und Anthropologie. Den schon oben angedeuteten Gedanken von der Zweckmäßigkeit in der Natur hat Schaaffhausen in einem 1868 in Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrage eingehend begründet; er kommt hier zu einem vollständigen anthropologischen Beweis für das Dasein Gottes, „und zwar für das Dasein eines persönlichen Gottes“, den wir uns nicht versagen können hier anzuführen. „Der Mensch erkennt,“ sagt der Autor auf S. 433, „daß er ein Theil der Schöpfung ist und, wenn es nicht vollkommeneres Wesen auf einem anderen Gestirne giebt, daß er der beste Theil derselben ist. Der Vorzug der menschlichen Natur, die höchste Entwicklung seines Wesens liegt aber in seinem Selbstbewußtsein, in seiner Persönlichkeit; da nun das Geschöpf nicht besser sein kann als sein Schöpfer, so muß auch Gott selbstbewußt und persönlich sein.“ Der Grundirrtum Darwins, der voraussetzte, daß der Grund der Fortentwicklung in den Organismen selbst liegt (vergl. S. 645 ff.), ist damit glänzend abgewiesen. Wenn die Naturwissenschaft zu solchen Resultaten kommt, wenn sie es öfter verstehen wird, dem Laien ihre Errungenschaften in so plausibler Weise vor Augen zu führen, wie dies bei Schaaffhausen geschieht, dann ist sie allerdings auch die Wissenschaft der Zukunft, die mit ihrer lobenden Fackel die verborgenen Tiefen des unermeßlichen Weltalls wie der in ihrer Kleinheit fast allmächtigen menschlichen Seele aufhellt. F. V.

## Bibliographische Notizen.

**Jahrbuch der Naturwissenschaften 1885 bis 1886.** Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Biedermann. Verlag der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiberg im Breisgau.

**Naturwissenschaftlich = technische Umschau.** Illustrierte populäre Halbmonatsschrift über die Fortschritte auf den Gebieten der angewandten Naturwissenschaft und technischen Praxis, herausgegeben von Th. Schwarke, Ingenieur in Leipzig, II. Jahrgang. Verlag von Fr. Mauke in Jena.

Die Beschäftigung mit den exakten Naturwissenschaften nimmt einen immer breiteren Raum in dem Geistesleben der Jetztzeit ein. Auch für den gebildeten Laien ist es eine fast unerläßliche Forderung geworden, sich mit ihren Grundgedanken und den daraus entsprungenen Folgerungen für das praktische Leben bis zu einem gewissen Grade vertraut zu machen. Aber wie auf allen anderen

Forschungsgebieten, greift auch hier eine immer größere Zersplitterung Platz, und es wird selbst für Denjenigen, der sich in einzelne Zweige der Naturlehre zu vertiefen sucht, schwer, den Zusammenhang mit dem Gesamtgebiet zu wahren, der für ein etwas mehr als ganz oberflächliches Verständnis gefordert werden muß. Eine ganze Anzahl von Publikationen haben den mehr oder weniger gelungenen Versuch gemacht, diesem Einheitsstreben zu Hülfe zu kommen, und in den oben genannten beiden Schriften liegt uns eine Probe dieses bereits zu einem stattlichen Umfange angewachsenen Zweiges der neueren Literatur vor.

Das Jahrbuch der Naturwissenschaften hat sich die auf anderen Gebieten der Forschung bereits bewährte Methode zum Vorbild genommen, in regelmäßigen Jahresübersichten zusammenzufassen, was im Laufe eines größeren Zeitabschnittes an wirklichen Errungenschaften zu registriren ist. Diese Methode bietet

den Vortheil, eine kritische Sichtung des Materials vornehmen zu können. Es ist dem Herausgeber gelungen, diesen Gesichtspunkt fast durchweg festzuhalten, und wir erhalten in dem Jahrbuch einengut durchgearbeiteten, von Ueberflüssigem freien Rückblick über das, was das verfloßene Jahr auf den in den Kreis der Betrachtung gezogenen Gebieten Neues gezeitigt hat. Abgehandelt werden: Physik, Chemie und chemische Technologie, Mechanik, Zoologie und Botanik, Forst- und Landwirtschaft, Mineralogie, Geologie und Erdbebenkunde, Anthropologie und mathematische Geographie, Meteorologie und physikalische Geographie, Gesundheitspflege, Medicin und Physiologie, Länder- und Völkerkunde, Handel und Industrie, Verkehr und Verkehrsmittel. In einem Anhang giebt der Herausgeber in einem „Totenbuch“ eine übersichtliche Zusammenstellung der im Jahre 1885 gestorbenen hervorragenden Naturforscher und Klerge. Das Jahrbuch sei allen denen, welche sich mit den Fortschritten der Naturwissenschaften bekannt machen und sich dabei über das gewöhnliche Dilettiren in einzelnen Fächern erheben wollen, warm empfohlen.

Eine ähnliche Tendenz wie das Jahrbuch verfolgt die naturwissenschaftlich-technische Umschau. Sie bringt in Originalbeiträgen und Referaten orientirende Uebersichten über fast dieselben Gebiete der Naturwissenschaften, wie jenes, und besitzt in der Art der Erscheinungsweise als halbmonatliche Zeitschrift vielleicht den Vorzug einer etwas größeren Actua-  
lität, den wir aber gegenüber der kritisch gesichteten Anordnung des Materials in dem Jahrbuch nicht allzu stark in den Vordergrund schieben möchten. Die Anwendung der Naturwissenschaften auf Technik und praktisches Leben, so u. A. die Lehre von der angewandten Electricität, finden in der Umschau eine besonders liebevolle Behandlung, ohne daß deshalb andere Gebiete vernachlässigt würden.

cht.

### Ungarn vor der Schlacht bei Mohacs.

Auf Grund der päpstlichen Nuntiatursberichte von Dr. Wilhelm Frankl.  
Deutsch von Dr. F. S. Schwicker.  
Budapest, Wilhelm Laisner.

Bei dem Mangel guter historischer Werke, an dem die noch immer in der Bildung begriffene magyarische Literatur leidet, ist jede Vermehrung des gedachten Gebiets mit Freude zu begrüßen. Ganz

besonders muß dies der Fall sein, wenn es sich um einen so werthvollen Beitrag handelt, wie es das vorliegende Buch des Budapester Universitätsprofessors Frankl, des ehemaligen deutschen Gelehrten Frankl, ist. In plastischer Weise schildert Frankl, sich völlig auf die erst in unserem Jahrhundert Gemeingut gewordenen päpstlichen Nuntiatursberichte stützend, die zerrütteten ungarischen Zustände vor der Schlacht von Mohacs, er entwirft ein fesselndes Bild von dem erfolgreichen Walten des edlen päpstlichen Gesandten Burgio, und steigert das Interesse des Lesers von Capitel zu Capitel, um seine Schöpfung gleich einem Drama mit der Katastrophe zu beschließen: eine kurze, aber anschauliche Darstellung des unheilvollen Ringens bei Mohacs, der furchtbaren Katastrophe, die Ungarn getroffen, nimmt die letzten Seiten des Buches in Anspruch.  
rb.

**Nauber.** Homo sapiens forus oder: Die Zustände der Verwilderten und ihre Bedeutung für Wissenschaft, Politik und Schule. Biologische Untersuchung. Leipzig, Denicke's Verlag.

Ein merkwürdiges Büchlein, merkwürdig besonders, weil es beweist, daß selbst ein hochgelehrter Kopf Vorstellungen, die er von seinem Standpunkte aus neu beleuchtet oder gar entdeckt, für neu hält, obgleich sie längst Allen geläufig sind. Der Verfasser, ein hervorragender Embryologe, war gelegentlich seiner biologischen Studien zur Erkenntniß der Bedeutung des Staats gekommen und hält ihn gar für den „Erzeuger und Uebertrager der Menschheit“. „Singe-  
gebannt an die mächtigen Tische im großen Laboratorium des zoologischen Instituts zu Leipzig, habe ich den Staat verstehen lernen.“ „Und als meine Studien über das Verbandsleben im Thierreich nunmehr beendet waren, hatte ich die lebhafteste Erkenntniß, zu empfinden, daß meine Kenntniß vom menschlichen Staate sich bedeutend erweitert habe.“ (S. 92.) Das war nun, mit Verlaub, ein wenig spät. Denn die Bedeutung der staatlichen Organisation als Culturfactor, ja als Grundeigenschaft des menschlichen Wesens ist seit Aristoteles Definition vom ζῷον πολιτικόν bis auf unsere Tage stets erkannt und anerkannt worden, sogar bis zur Ueberschätzung, der nach unserer Meinung auch der Verfasser verfällt, wenn er der Gemeinschaft überhaupt gar keine, und lediglich der staatlichen Gemeinschaft alle Wirkung zuschreibt. Die „Verwilderten“

oder Isolirten, wie sie Verfasser lieber genannt wissen will, jene theils schlecht beglaubigten, theils pathologisch entarteten und verkommenen Fälle herangewachsener, als Kinder in Wildniß ausgelegt gewesener Individuen, stehen übrigens zu des Verfassers Auseinandersetzungen, obwohl er sie auf ihnen basirt, kaum im causalen Zusammenhang, und wir glauben ihm gerne, wenn er — leider erst im Schlußwort S. 131 — bemerkt, daß selbst im Falle „der Verwerfung aller auf die Verwilderten bezüglichen Nachrichten die Endergebnisse sich nicht um Haarsbreite verändern würden“. Aufgezählt und aus dem Staube aller Literaturen herausgesucht, sind im ganzen 16 Fälle, die sich auf die Zeit von 1341 bis 1812 vertheilen. Am bemerkenswerthesten erscheint uns aus der ganzen Arbeit, die, wenn sie kürzer wäre, entschieden an Werth gewönne, die aus der Vor- und Culturgeschichte der Menschheit abgeleitete pädagogische Consequenz, den Lese- und Schreibunterricht nicht in das erste, sondern frühestens in das zweite Schuljahr zu versetzen und auf der ersten Stufe dem Erzählen den breitesten Raum zu gewähren. *jl.*

**Wein Heim.** Erinnerungen aus Kindheit und Jugend von Gustav zu Putlitz. Berlin, Gebr. Baetel.

Die in dem vorliegenden Band gesammelten Jugenderinnerungen, Novelletten und Heimatschilderungen von G. zu Putlitz erscheinen bereits in zweiter Auflage, und verdienen, abgesehen von dem Interesse, welches das deutsche Publikum an dem Autor selbst nimmt, an sich betrachtet die Aufmerksamkeit durch die liebenswürdige, ansprechende Art der Darstellung durch die Schärfe der Beobachtungen und den poetischen Zug, der die ganze Sammlung durchweht. Wenn der Dichter das Heim seiner Großeltern und Eltern schildert, so beschreibt er damit Lebensformen und Gewohnheiten des märkischen Adels aus dem vorigen und dem Anfang unseres Jahrhunderts, in Verbindung mit den bedeutamen historischen Vorgängen dieser Zeit, in welche seine Familie vielfach verwickelt war; und die scheinbar reizlose Landschaft der Mark, hat dem Dichter dessen „Was sich der Wald erzählt“ ihre verborgenen Reize und Schönheiten enthüllt, für die er den bereitetsten Ausdruck und die leuchtendsten Farben findet. Am meisten angesprochen haben uns Schilderungen

und Stimmungen aus der Zeit, in welcher die Märchen „Was sich der Wald erzählt“ entstanden sind; der Autor gestattet uns hier einen Einblick in die Werkstätte des Dichters bei der Entstehung desjenigen Werkes, welches seine Popularität begründet hat, und indem er selbst nachträglich zwischen den Zeilen liest und Rückerinnerungen feiert, lehrt er auch uns die Beziehungen zu der Zeit und Vertlichkeit finden, aus welcher diese Märchen herausgewachsen sind, die ja von ihrer Beliebtheit noch nichts eingebüßt und für ein ganzes Genre der Literatur Schule gemacht haben. *mz.*

**G. von Hörstelmann.** Culturgeschichte Cicerone für Italien-Reisende. 1. Band: Das Zeitalter der Früh-Renaissance in Italien. Mit 6 Illustrationen. Berlin, Fr. Luchhardt.

Das Werkchen findet seine Berechtigung in dem richtigen Gedanken, von dem es ausgeht: daß die Kunst der Renaissance nicht zu verstehen sei, ohne eine Kenntniß der gleichzeitigen Culturverhältnisse und ein Verständniß wenigstens für die großen Vorstufen ihrer Entwicklung. Diese Kenntniß will es dem Theile der Italienfahrer, welchem die klassischen Darstellungen Burdhardt's und Gregorovius' verschlossen bleiben, in einer übersichtlichen Weise vermitteln. Schwungvoll und stellenweise ganz anschaulich geschrieben, die Hauptsachen im Allgemeinen richtig zusammenfassend, wird es seinen Zweck wohl erreichen und neben der trockenen Aufzählung des Reisehandbuchs Manchem ein willkommenes Begleiter auf seiner Pilgerfahrt sein. *ms.*

**Die Steuer der Presse.** Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens von Friedr. S. Leiter. Wien und Neutitschein, Verlag von Kainer Hosh.

Der Verfasser setzt an die Spitze seiner Abhandlung das Wort des großen freisinnigen Preußentönigs „Gazetten dürfen nicht genietet werden“ und bricht mit dem Muth ehrsüchtiger Heberzeugungstreue eine Lanze für die Freiheit der Presse von jeglicher Beschränkung, der des Zeitungsstempels insbesondere. Die Frage ist, nach Aufhebung des Stempels in fast allen anderen europäischen Ländern, eine brennende nur noch für Oesterreich, und in dem dort entsachten Streit ein Wort mitzureden, ist offenbar auch der Hauptzweck unseres Autors. Er weiß aber über die Grenzen Oesterreichs hinaus Interesse zu wecken, indem er zur Grundlage für seine eigent-

liche Untersuchung die Entwicklung des Zeitungswesens anderer Länder, mit besonderer Ausführlichkeit dessen von England, Frankreich und Preußen, von historischen und statistischen Gesichtspunkten beleuchtet. Steht auch die Statistik, wie der Autor selbst einräumt, auf etwas unsicheren Grundlagen, so bieten die aufgestellten Zahlen immerhin werthvolle Anhaltspunkte; in dem historischen Theile der Abhandlung aber haben wir manches Neue und das bereits Bekannte vollständig und übersichtlich sowie in gut gewählter Sprache dargestellt gefunden. me.

**Ernst Ziegler.** Mein Debut mit einem photolithographischen Vorredebrief von Emile Zola. Dresden, Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Ernst Ziegler, der mit diesem Buche zum ersten Male als selbstständiger Schriftsteller vor dem Publikum erscheint, ist vor dem schon als Uebersetzer Zola'scher Romane bekannt gewesen. Seinem Meister Zola widmet er sein erstes literarisches Werk, welche Widmung derselbe in liebenswürdigster Weise annimmt, wie wir dies dem vorangedruckten Briefe entnehmen. Das Buch selbst enthält kleine Skizzen in feuilletonistischer Manier, auch einige kurze Novelletten, und hat uns sehr angesprochen. Von Zola'schem Naturalismus ist die Schreibart Ziegler's durchaus frei, zwar streift er oft in ergreifender Weise die Nachseiten des Lebens, aber es geschieht dies in einer Form, die prüde deutsche Leser durchaus nicht verletzen kann. Der Verfasser bekundet anzuerkennendes Talent in Bezug auf Darstellungsgabe und Beobachtungsfähigkeit und wenn das nächste, von ihm bereits angekündigte Werk, ein zweibändiger Roman, diesem ersten Debut entspricht, dann können wir ihm mit Emile Zola zurufen „bonne chance“.

Mz.

**Fr. Müller.** Siebenbürgische Sagen. Wien 1885. Verlag von Carl Graeser.

Noch vor zwei Decennien war das Land der Siebenburger Sachsen in Europa eine völlige terra incognita, ein Gebiet, welches Niemand besuchte, dessen natürlichen Reichthum Niemand kannte, und von dessen Bewohnern man nur wußte, daß einige an norddeutschen Universitäten dem Studium obgelegen. Das Dampfroß und der erwachte politische Geist der Völker lüfteten das Dunkel, das auf jener entlegenen Landschaft ruhte. Dieses Dunkel

gänzlich zu verdrängen, bemühte sich nicht zuletzt die obige überaus rührige Verlags-handlung, welche seit Jahren unermüdlich Neues auf dem Gebiete der Siebenbürgischen Literatur geboten hat. Nicht ihr geringstes Verdienst ist das Erscheinen einer zweiten vermehrten und verbesserten Auflage der Siebenbürgischen Sagen. Der originelle Geist des kernigen, isolirten Sachsenvolkes tritt hier klar zu Tage, und daß die Sammlung außer deutschen Sagen auch magyarische und rumänische enthält, verleiht dem Buche des Hermannstädter Stadtpfarrers nur noch größeren Werth.

**Berliner Lust und Laune.** Humoristisch gereimte Chronik von Max Bauer (MusiCUS). Berlin, Stührsche Buchhandlung (S. Gerstmann).

In der deutschen Hauptstadt erscheint neben den großen Tageszeitungen auch ein kleines billiges Blatt, welches ohne politische Tendenz lediglich den örtlichen Interessen dienen will und daher rasch unter den sogenannten „kleinen Leuten“, namentlich den Geschäftsinhabern und Handwerkern des dicht bevölkerten Süd- und Ostviertels, eine ungemeine Verbreitung gefunden hat: Der „Localanzeiger“ zählt über 72 000 Abonnenten. In besagtem Blatt veröffentlicht MusiCUS fast allsonntäglich eine in Knittelversen witzig und zum Theil satirisch abgefaßte Blauberci. Diese Schilderungen hat der Verfasser, der übrigens Dr. jur. und als Mitglied des vaterländischen Frauenvereins ein bekannter und hochverdienter Mann ist, überarbeitet und in dem vorliegenden Bande vereinigt. Jeden, der Sinn für echten Berliner Humor hat, muß diese Sammlung höchlichst ergötzen, aber auch Fernerstehende können viel daraus lernen, namentlich sei die „langstielige Fastenpredigt“, welche das moderne Literatenthum und seine Giftpflanzen scharf geißelt, allen warm empfohlen.

**Johann Georg Rits Lebenserinnerungen.** Herausgegeben von G. Poel. Erster Theil. Zweite verbesserte Auflage. Gotha, F. A. Perthes.

Die beifällige Aufnahme, welche die erste Auflage dieser Selbstbiographie mit Recht gefunden hat, dürfte in noch erhöhtem Maße dem nunmehr in zweiter Ausgabe vorliegenden Buche zu Theil werden, welches durch manche nicht unwesentliche Ergänzungen bereichert erscheint. Die von dem Verfasser nur für den engsten Kreis seiner Angehörigen bestimmten Auf-

zeichnungen werden das Interesse auch weiterer Kreise um so eher erwecken, als hier, im Gegensatz zur überwiegenden Mehrzahl der vorhandenen Memoiren, die einen privaten Charakter tragenden Ereignisse des Autors und das rein Familiengeschichtliche vor der Schilderung der öffentlichen Begebenheiten in den Hintergrund treten. Mit dramatischer Lebendigkeit ziehen an uns diejenigen Ereignisse vorüber, auf deren Gang der Verfasser in seiner Stellung als Diplomat in dänischen Diensten seit dem Beginn des Jahrhunderts bis z. J. 1815 eingewirkt hat oder deren scharf beobachtender Augenzeuge zu sein die Gelegenheit sich bot. Er versteht es vortrefflich, für die von ihm geschilderten Zustände und Persönlichkeiten unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme hervorzurufen und dauernd festzuhalten. md.

**Die Muse in Teheran** von Heinrich Brugsch, Frankfurt a. O. Trowitzsch u. Sohn.

Ein originell ausgestattetes Büchlein mit originellem Inhalt. Heinrich Brugsch, der vielgereiste Gelehrte, hat während seines Aufenthalts in Persien Lieder und Sprüche älterer und neuerer persischer Dichter gesammelt und sie in deutsche Verse übertragen. Nicht auf eine für literarhistorische Zwecke berechnete Sammlung ist es ihm angekommen, sondern darauf, den Geist des modernen Persers in seiner Ausdrucksweise und demjenigen Gedankenkreise, in dem er tagtäglich lebt und webt, erkennen zu lassen. Was Brugsch bietet, sind oft gehörte, von Allen gekannte Lieder und Sprüche, die der Perser wie Citate im Munde führt und mit denen er seine tägliche Sprache, die an Bildern reicher ist, als die irgend eines anderen Volkes, aus schmückt. Die Uebersetzung ist leicht und gewandt. Als Beispiele seien folgende zwei Sprüche citirt:

„Da ich Alter mit der Alten  
Nimmer mich vermählen würde,  
Sollt ich's glauben, daß die Junge  
Mich, den Alten, wählen würde?“

\* \* \*

„Ins Jenseits ward mein Weib entrückt,  
Die Schwiegermutter blieb hienieden.  
Als meine Nase ward zerpfückt,  
Blieb nur der Dorn mir selbst beschieden.“

Die Ausstattung des Buches ist ganz nach dem Muster einer persischen Vorlage gemacht; Einband, Schnitt, Seiteneinfassung entnehmen ihre Motive einer alten Handschrift, welche der Verfasser aus dem Orient mitgebracht hat. av.

**Dr. Johann Weher**, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Von Dr. Carl Vinz, ord. Prof. der Med. in Bonn. Bonn, Adolf Marcus.

Ein Büchlein, aus reichem Quellenstudium geschöpft und mit Liebe geschrieben! Obwohl eigentlich nur als localhistorische Arbeit von besonderem Interesse, verdient es doch die Aufmerksamkeit etwas weiterer Kreise, weil es einen „verschollenen“ Mann ausgräbt, der für sein Ziel mit eben so viel Klarheit des Denkens wie mit kühnem Muth der Ueberzeugung einzutreten und zu kämpfen gewagt hat, und weil das Object seines Kampfes, der Hexenglaube, sowohl culturhistorisch wie psychologisch von gewisser Bedeutung ist. Der Verfasser faßt die Dämonomanie am Ausgange des Mittelalters als eine Form des endemischen Verfolgungswahns auf — so eine engere Rubrik in dem Capitel der großen seelischen Volkskrankheiten eröffnend. jl.

**Ausführliche Beschreibung** der Feier zum 200jährigen Gedächtnisse des Edictes von Potsdam (29. October 1685) begangen von den französisch-reformirten Gemeinden in Brandenburg-Preußen, gewidmet den kommenden Geschlechtern zur 3. Säkularfeier von Dr. Richard Böringuer. Berlin G. S. Mittler u. Sohn.

Allen denjenigen, welchen es aus äußerlichen Gründen nicht vergönnt war, an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, die in den letzten Octobertagen des vorigen Jahres die französische Colonie in Berlin gefeiert hat, wird das Büchlein sehr willkommen sein, nicht minder aber auch denen, die damals dabei waren, als werthvolles Erinnerungsblatt dienen, sowie schließlich auch diejenigen, welche, sei es durch Familienbeziehungen, sei es durch sonstige Lebensverhältnisse, mit den alten Hugenottenhäusern verbunden sind, denselben gerne einen Blick gönnen werden. Der Zweck des Herausgebers ist damit erreicht.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Arnold, Hans.** Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.
- Bibliothek der Gesamt-Literatur des In und Auslandes.** Nr. 14. 15. 16. Lichtenstein von Wilh. Hauff. — Nr. 17. Louise von Joh. Heinr. Voss. — Nr. 18. Das Heimchen am Herde von Charles Dickens (Boz). — Nr. 19. Götz v. Berlichingen von Joh. Wolff. von Goethe. — Nr. 20. 21. 22. Gedichte von G. A. Bürger. — Nr. 23. 24. Wallenstein von Friedrich v. Schiller. I. II. Halle a. S., Otto Hendel.
- Cassel, D. Paulus.** Friedrich Wilhelm II. Eine hundertjährige politische und kirchliche Erinnerung. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Conway, Hugh.** Julian Lorraines Testament. Roman. Aus dem Englischen von F. Siemers von Ostermann. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
- Daelen, E.** Ueber Wilhelm Busch und seine Bedeutung. Eine lustige Streitschrift. Mit bisher ungedruckten Dichtungen, Illustrationen und Briefen von W. Busch. Düsseldorf, Felix Bagel.
- Das Buch der Gesellschaftsspiele.** Gesellschaftsspiele im Zimmer wie im Freien, scherzhafte Vexir- und Räthelspiele und andere Belustigungen, herausgegeben von Edmund Wallner. (Preis elegant broschirt Mk. 1.50). Erfurt, Fr. Bartholomäus.
- Elaas, Dr. Adolf.** Der Schall. Eine populäre Darstellung der physikalischen Akustik mit besonderer Berücksichtigung der Musik. Mit 80 in d. Text gedruckten Abbildungen und einem Porträt. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. (Das Wissen der Gegenwart (LI. Band.))
- Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.** Zweiter Jahrgang Bd. 24. Bret Harro. Von der Grenze. — Bd. 25. Hugh Conway. Eine Familiengeschichte. Erster Band. Stuttgart. J. Engelhorn.
- Engelhardt, Dr. Paul** und **J. von Wenzelerski.** Karte von Central-Ostafrika nach authentischen Quellen. Maassstab: 1:3 000 000. Berlin, Engelhardt'sche Landkartenhandlung.
- Fournier, Dr. August.** Napoleon I. Eine Biographie. Erster Band. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. (Das Wissen der Gegenwart. L. Band.)
- Godin, Amélie.** Fahre wohl! Erzählung. München, Richter & Kappler.
- Harms, Dr. Friedrich.** Logik. Aus dem hs. Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).
- Helm, Clementine.** Die Glücksblume von Capri. Erzählung. München, Richter & Kappler.
- Hermann, Ernst.** Das Mannheimer Theater vor hundert Jahren. Mannheim, J. Bensheimer.
- Heyok, Dr. Eduard.** Heidelberger Studentenleben. Heidelberg, Carl Winter.
- In der Geisblattlaube.** Ein Märchenstrauss im Garten der mütterlichen Freundin Frau Josephine Scheffel gewunden und ergänzt von Alberta von Freydorf. Mit Portrait und Handschriftprobe. Dresden, C. C. Meinhold und Söhne.
- Köhler, Heinrich.** Katastrophen. Novellen. Leipzig, Heinr. Petersen.
- Krümme, Dr. Otto.** Der Ocean. Eine Einführung in die allgemeine Meereskunde. Mit 77 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. (Das Wissen der Gegenwart LII. Band.)
- Lüper, C.** Bürger-Gespräch über die Abschaffung der deutschen Sprache bei der Verh. der öff. Gesch. in Strassburg. Strassburg, R. Schultz & Co.
- Lüwen, Eugen.** Natur und Sitte. Zwei Novellen Berlin, Bruer & Co.
- Moser, Ernst.** Altdeutsche Weisen aus dem XII.—XVII. Jahrhundert. Brünn, Friedr. Irrgang.
- Oesterlein, Nicolaus.** Katalog einer Richard Wagner-Bibliothek. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
- Otto, Franz.** Das Buch vom Alten Fritz. Leben und Thaten des grossen Preussenkönigs Friedrich II., genannt der Einzige. Ein Gedenkbuch. Vierte Auflage. Auszug aus dem grösseren Werke. Mit 67 Text-Abbildungen und Titelbild. Leipzig und Berlin, Otto Spamer.
- Reissmann, August.** Carl Maria von Weber. Sein Leben und seine Werke. Mit Portraits, Illustrationen und Notenbeilagen. Berlin, Robert Oppenheim.
- Schepes, Dr. Georg.** Priscillian, ein neu aufgefundenen lat. Schriftsteller des IV. Jahrhunderts. Würzburg, A. Stuber.
- Schleiden, Radolf.** Jugend-Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Wiesbaden, J. F. Bergmann.
- Schröder, E.** Lichtstrahlen aus Friedrichs des Grossen Schriften gesammelt und übersetzt. Zweite system. und chronolog. geordnete Auflage. Halle a. S., G. Schwetschke'scher Verlag.
- Spielberg, Otto.** Aus dieser Welt der Komödie. Leipzig, Heussers Verlag.
- Stackelberg, Natalie Freiin von.** Schloss Hohenberg in Isarthal. Heidelberg, Carl Winter.
- Strack, Max.** Aus Süd und Ost. Reiseerfrüchte aus drei Welttheilen. Zweite Sammlung. Adria, Bilder aus Palästina und Syrien. Aegypten. Karlsruhe, H. Reuther.
- Tandler, J.** ps. Florus Rotland. Gedichte. Wien, Karl Konegen.
- Trojan, Johannes.** Kleine Bilder. Heiteres und Ernstes. Münden i. Westf., J. C. C. Bruns.
- Verhandlungen der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin.** Band XLII. Nr. 6. Berlin, Dietrich Reimer.
- Wechler, Ernst.** Orgien und Andachten. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Werner, Elisabeth.** Adlerflug. Erzählung. München, Richter & Kappler.
- Wessely, J. E.** Anleitung zur Kenntniss und zum Sammeln der Werke des Kunstdruckes. Zweite Auflage. Leipzig, T. O. Weigel.
- Witte, Emil.** Unser Geldwesen. Seine Schäden und seine Verbesserung. (Sociale Zeitfragen, zweite Serie. Drittes Heft.) Berlin, George & Fiedler.
- Zeitschrift der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin.** XIII. Bd. No. 6. Berlin, Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt der Verurtheilung.

Bequeme Lieferungsbedingungen auf Vereinbarung.

Von der Buchhandlung.....  
bestellt Unterzeichneter:

# I Allgemeine Naturkunde

*Mit ca. 4000 Textbildern, 20 Karten und über  
120 Aquarelltafeln.*

9 Bände Gr.-Oktav, elegant in Halbfranz gebunden, à 16 Mark  
oder 130 wöchentliche Lieferungen von je 3 Bogen Text und  
1—2 Beilagen à 1 Mark.

Jährlich erscheinen 3—4 Bände.

Drei Bände sind erschienen. Der erste Band oder die erste  
Lieferung steht jedermann zu Diensten. —  
Ausführliche Prospekte gratis.

In Ausstattung und populärer Darstellung sich eng an  
„Brehms Tierleben“ anschliessend, gliedert sich das Werk in  
folgende vier Abtheilungen:

**Erdgeschichte**, v. Prof. Dr. *M. Neumayr*. 2 Bde. (Bd. I. ersch.)

**Pflanzenleben**, v. Prof. Dr. *A. Kerner v. Marilaun*. 2 Bde.

**Der Mensch**, v. Prof. Dr. *Joh. Ranke*, 2 Bde. (Bd. I. ersch.)

**Völkerkunde**, v. Prof. Dr. *F. Ratzel*. 3 Bde. (Bd. I. ersch.)

Jahrelang aufs sorgfältigste vorbereitet, von den berufensten  
Autoritäten bearbeitet, von Künstlern ersten Ranges illustriert  
und in gediegenster Weise ausgestattet, gestaltet sich die „All-  
gemeine Naturkunde“ zu einem populär-wissenschaftlichen Haus-  
buch ohnegleichen, von welchem (nach dem Urtheil *Carus Sternes*)  
jedenfalls ein bedeutender Einfluss auf die naturwissenschaftliche  
Bildung der jetzigen und der kommenden Generation ausgehen  
wird.

# I Brehms Tierleben. Chromo-Ausgabe.

*Mit 1776 Textillustrationen und 170 Tafeln in Farbendruck.*

Komplett in 10 Bänden Gr.-Oktav, elegant in Halbfranz  
gebunden, à 16 Mark.

Adresse des Bestellers: .....

Das Nichtgewünschte ist zu durchstreichen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

**NATÜRLICH  
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.**

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst  
ausgezeichnet auf der

# INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

**IM EINZELNVERKAUF:—**

Die ganze Flasche oder Krug, 32 Pf.  
Die halbe Flasche oder Krug, 25 Pf. } die Gefasse  
mit  
einbegriffen.

*Etwaige Verpackung wird extra berechnet.*

**KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:**

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Renscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.
Berlin,	Düren,	Hagenburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

*DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED),*

**Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.**



W. C. Müllersche

Band 39. — Heft 116.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1886.

Breslau.  
S. Schottlaender.

November 1886.

**Inhalt.**

---

	Seite
<b>A. Andrea in Neapel.</b>	
Ein Christus. Erzählung. ....	139
<b>Hieronymus Form in Dresden.</b>	
Die Metaphysik zu Ende des 19. Jahrhunderts. ....	147
<b>J. Jastrow in Berlin.</b>	
Die Marienburg. Ein osideutsches Denkmal. ....	166
<b>Sigmund Münz in Rom.</b>	
Leo XIII. (Schluß.) ....	183
<b>Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.</b>	
Ludwig van Beethoven in Berlin. ....	199
<b>Raphael Löwenfeld in Breslau.</b>	
Hieronymus Form. ....	218
<b>Paul Lindau in Berlin.</b>	
Verbrechen oder Wahnsinn? Das Schulmädchen Marie Schneider. ....	251
<b>Karl Jaenicke in Breslau.</b>	
Justine Dankmar. Novelle. ....	244
<b>Bibliographie.</b> ....	267
Culturgeschichte des deutschen Volkes. (Mit Illustrationen.) — Ein Engländer über den Freiherrn vom Stein. — Neumayrs Erdgeschichte.	
<b>Bibliographische Notizen.</b> ....	274

---

Hierzu ein Portrait von Hieronymus Form.  
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

---

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

---

—== Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen  
Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne  
Angabe eines Personennamens zu richten. ==—

---

**Beilagen zu diesem Hefte**

von  
**Bong & Comp., Adorf, in Stuttgart.** (Deutsche Dichtung.)  
**Strzel, S., in Leipzig.** (Gustav Freytags gesammelte Werke.)

1853



*Sirronymus Lorn.*

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.





# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

XXXIX. Band. — November 1886. — Heft 116.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hieronymus Form.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.







# Ein Christus.

Erzählung

von

A. Andrea.

— Neapel. —

**I**n der ehemaligen Residenz des Castilischen Reiches lebte Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein bejahrter Bildhauer, dem während seiner Künstlerlaufbahn drei der begehrtesten Güter der Erde zu gefallen waren: Ehre, Reichthum und ein junges, schönes Weib.

Das eine verdankte er seinem ungewöhnlichen Talent, das andere seiner außerordentlichen Thätigkeit und das letzte einem im Elend verkommenen Jugendfreund, der ihm aus Dankbarkeit für vielfach empfangene Unterstützungen seine reizende, kaum achtzehnjährige Tochter hinterlassen hatte.

Dessenungeachtet war Meister José nicht glücklich.

Nie wohnte ihm wahre Freude am Leben und an seinem Schaffen in der verschlossenen Brust, selten zog der Friede bei ihm ein, und ein verzehrender Durst nach Größe und Ruhm ließ ihm weder Last noch Ruhe.

Seit vielen Jahren brütete er über einer Idee, die ihm die Erfüllung aller seiner ehrgeizigen Träume versprach, die er aber trotz seines eisernen Willens, trotz seiner riesenhaften Arbeitskraft, immer noch nicht zu verwirklichen im Stande war.

Ein Werk, das ihn auf den Gipfel der Weltberühmtheit höbe und seine Unsterblichkeit auf Erden gründe!

Was galt ihm alles Andere?

Das Glück der Liebe schätzte er zu gering, um es zu suchen; die Achtung und Bewunderung seiner Mitbürger befriedigten ihn längst nicht mehr, und Wohlstand und Ansehen hielt er für das gewöhnliche Allgemeingut der großen

Masse, von dem der höhere Mensch zwar seinen rechtmäßigen Theil beanspruchen — daß er sich jedoch nie zum Ziele setzen dürfte.

Endlich glaubte er, daß die Stunde seiner geistigen Erlösung geschlagen hätte.

Die Stadt Burgos wollte ihren schönen Dom mit einem Cruzifix, das seiner würdig wäre, ausstatten, und übertrug die Anfertigung desselben dem einstimmig anerkannt geschicktesten und verdienstvollsten ihrer einheimischen Künstler: Meister Josè.

Mit dem ihm eigenen Ungestüm begab dieser sich an die Arbeit und schien bald darüber Speise und Trank, Schüler und Genossen, seine schöne Villa auf einem der blühendsten Hügel außerhalb der Stadt — und mit ihr sein junges Weib — zu vergessen.

Woche auf Woche, ein Monat nach dem anderen verrann jedoch und das Cruzifix wurde nicht vollendet.

Unter den übrigen Künstlern der Stadt, wie unter Josès Schülern und Freunden herrschte indessen eine große Spannung. Mit Recht setzten sie voraus, daß jener nur an ein Meisterwerk soviel Eifer, Zeit und Arbeit verwenden könnte und daher dasjenige in Frage beabsichtigt sein mußte, alle seine bisherigen zu übertreffen.

Da es aber nach Jahresfrist noch nicht erschienen war, und der Künstler sich noch immer in seiner Werkstatt eingeschlossen und von aller Welt zurückgezogen hielt, verbreiteten sich allerlei wunderliche Gerüchte über ihn und sein unbekanntes Werk.

Unter den Gläubigen kreiste die schöne Täuschung, daß die Engel des Himmels in Person dem Meister bei seiner Arbeit zur Hand gingen, und er sich aus diesem Grunde so verborgen halten mußte.

Die mehr pessimistisch Gesinnten erzählten sich hingegen, daß der finstere Mann, dessen Hirn von jeher der kühnsten Pläne voll gewesen war, ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen hätte, der ihm um den Preis seiner ewigen Seligkeit mit höllischen Künsten bei seinem Werke hülfe, damit es ihn zum ersten Bildhauer der Erde machte — und deshalb scheute er die Menschen und das Licht der Sonne.

Aber der größere Theil der Unbefangenen munkelte, daß der ruhmjüchtige Meister von dem vielen Denken, Arbeiten und Fasten erkrankt sei und Gefahr liefe den Verstand zu verlieren.

Eines Nachts beschloß eine kleine Schaar der Neugierigsten und Besorgtesten unter ihnen, ihn heimlich bei der Arbeit zu beobachten. Sie fanden seine Werkstatt verschlossen und die vergitterten Fenster derselben so dicht verhängen, daß drinnen Alles dunkel erschien und sich nicht das geringste Geräusch vernehmen ließ. Schon wollten sie sich enttäuscht zurückziehen, als ein lauter Schrei der Wuth und der Verzweiflung, von einem furchtbaren Krach gefolgt, die tiefe Stille durchbrach, die Thüre aufgerissen wurde, Josè mit geballten Fäusten, schrecklich verzerrtem Gesicht, leuchtender Brust aus dem Hause stürzte und achtlos an ihnen vorbei — in die Dunkelheit hinaus rannte.

Als sie sich von ihrem Schreck erholt hatten, drangen sie in die verlassene Werkstatt ein und fanden einen zertrümmerten Marmorblock, an dem kaum die ersten Spuren menschlicher Glieder zu erkennen waren, und einen völlig vollendeten, in der Mitte auseinander geborstenen Kopf, mit den leidenden, aber dennoch verkärten Zügen des gekreuzigten Christus . . .

Zu derselben Stunde stand Dolores, des Künstlers schöne Gattin, auf dem Balcon ihrer entlegenen Villa und sog mit gespanntem Ohr und schmachtender Seele die sanft verklingenden Töne einer Cithar ein, die gleich einer geheimen, zärtlichen Klage die stille Luft durchzitterten.

Traurig und einsam wie jezt hatte sie schon manche Nacht durchwacht, aber noch nie sich so verlassen gefühlt und sich so innig und schmerzlich nach einem geliebten Gefährten gesehnt, als in dieser — da ihr die süßen Klänge offenbarten, daß ein anderes Menschenwesen einsam mit ihr wachte, und ein anderes Herz sich gleich dem ihrigen nach Gemeinschaft und Liebe sehnte.

Schwere schleppende Schritte, die dumpf auf dem marmornen Fußboden der weiten Eingangshalle nachdröhnten, scheuchten sie jäh auf und in den Schuß ihres matterhellten Schlafgemachs, wo sie mit wogendem Busen stehen blieb und horchte.

Sie weiß wer da gekommen ist, und ahnt, daß es ein gewaltiger Sturm sein muß, der ihn von seiner großen Arbeit zu seinem stets vernachlässigten Weibe treibt.

Mit zitternden Fingern ergreift sie die brennende Kerze, und geht dem späten Gast entgegen.

„Seid Ihr es, mein Gemahl?“ ruft sie in die dunkle Halle hinein. Ein heftiges Keuchen giebt ihr Antwort; dann wird Josés lange, finstere Gestalt im Kerzenlicht sichtbar.

Ein leiser Angstschrei entfährt dem jungen Weibe.

Wie sieht er aus!?

Zerrißen hängt ihm der lange schwarze Mantel von der Schulter, sein Wamms ist beschmutzt, seine Hände bluten; das struppige halb ergraute Haar sträubt sich ihm auf der gefurchten Stirn; seine farblosen Wangen sind eingefallen, unslät glühen seine Augen und laute, heiße Athemstöße entfahren seinem zuckenden Munde.

„Was ist geschehen, Meister José — — —?“

„Bah! Meister José!! Eine zappelnde Gliederpuppe ohne Kraft und Willen — die steif auf der Klippe des Ruhmes dahin stolpert und klappernd in das tiefe, bodenlose Nichts hinunter stürzt!“

„Um aller Heiligen willen, sagst Euch, mein Gemahl!“

„Ha, Weib! Wenn Du begriffst, was solch ein Sturz zu bedeuten hat, würdest Du mir nicht von Fassung sprechen. Oh — oh — —! Mein Leben lang hat der große Gedanke mir im Hirn gekeimt, und da ich ihn zuletzt an's Tageslicht bringe, sehe ich, daß er verkrüppelt ist.“

„O, bist Du nur gekommen um zu hadern?“ klagte das junge Weib.  
Und er bitter:

„Die Zeiten, da ich kam, um mit Dir zu tosen, sind längst vorüber und — Fluch ihrem Andenken! Für jeden Augenblick, den ich mit Deiner Schönheit und Jugend verbrachte, rächt sich jetzt die gekränkte Muse.“

Tief senkte Dolores das bleiche Gesicht und ging schweigend in ihr Gemach zurück . . .

Wochen vergingen. Von Neuem hatte sich Meister Jose in seiner Werkstatt vergraben; aber je rastloser sein Geist an dem verhängnißvollen Werk seiner Unsterblichkeit arbeitete, desto unthätiger blieben seine Hände — desto müßiger der Meißel, und das von der ganzen Stadt ungeduldig erwartete Kreuzifix kam nicht zu Stande.

Und Dolores — das glühende, weiche Herz — verlor unterdessen in der gefährlichen Einsamkeit ihrer Ehe den rechten Pfad. Muß doch die Jugend genießen und das Weib lieben! — ob auch jeder Genuß einen Tropfen Gift auf der Zunge ließe, und jeder Herzschlag der Liebe mit einer Schmerzens- thräne bezahlt werden müßte.

Miguel war jung und schön wie sie und sein warmes, zärtliches Gemüth dem ihrigen verwandt.

Ihre Verlassenheit hatte sein Mitleid erregt, ihr Schmerz seine Liebe nachgerufen und ihre Schönheit seine Leidenschaft entzündet.

Er schwor, sie ihrem grausamen Geschick zu entreißen, ihr ein neues Glück zu schaffen, oder treulich für sie zu streben, aber — er dachte nicht daran, sie vor der Schuld zu schützen. Und in einer finsternen Nacht, da der schwüle Sommerwind leise die Villa umstreifte und schwarze Wolkenmassen die Stadt in ihrem Schlasze zudeckten, lockten die bekannten Citherklänge sie wieder auf den Balcon; zwei Arme streckten sich verlangend nach ihr aus und zwei feurig bittende Augen begehrten Einlaß.

„Dolores, ich liebe Dich!“

„Miguel, Du bist mein Leben!“

„Und Du welkst dahin und läßt mich vor Liebe und Sehnsucht vergehen!“

Eine kurze, inhaltvolle Pause — — dann flüsterte Dolores kaum verständlich:

„Ehe ich sterbe, möchte ich wohl das Glück in Deinen Armen kennen lernen! Habe ich nicht das Recht zu lieben den, der mich liebt? Komm, o komm!!“

Der selbe Wind, welcher so verstohlen die Villa umkreiste, begleitete auch heimlich den Wanderer, der mit einem großen Holzkreuz beladen, schwerfällig den Weg von der Stadt daher kam; und dieselbe Nacht, die das süße Geheimniß zweier Herzen in ihrer verschwiegenen Brust umschloß, war auch die Vertraute des unglücklichen Mannes, den der Ehrgeiz zum Abgrund der Verzweiflung trieb.

Mechanisch, Schritt vor Schritt, näherte er sich der Villa auf dem Hügel.

Als er das große Eingangsthor derselben erreichte, hielt er so lange inne um es mit dem Schlüssel, den nur er allein das Recht zu führen hatte, zu öffnen. Ohne es hinter sich zu schließen, und mit einem dumpfen Laut der Erschöpfung, drang er in das Haus ein; aber unwillkürlich trat er leiser in der stillen Vorhalle auf, denn es war ihm eingefallen, daß er den Schlummer seines jungen Weibes stören möchte.

Draußen ist plötzlich der Wind laut geworden; ein hohles Brausen geht durch die Luft; die ganze Natur scheint sich unruhig im Schläfe zu regen und, von bösen Träumen gequält, zu seufzen und klagen anzufangen.

Das Gewitter zieht heran, der Donner beginnt zu grollen, Blitze durchfahren die Dunkelheit, das niedrige Gewölk berstet und entladet sich prasselnd.

Die große Ruhe der Nacht ist dahin! —

Sich unsicher den Weg tastend, ist Meister Josè an der Thür des Gemaches seines Weibes angelangt, als ein rasselnder Donnererschlag das ganze Haus erschüttert, und er von Mattigkeit überwältigt mit seiner Last so hart gegen jene anprallt, daß sie in ihren Angeln krachend aufspringt.

Dolores im weißen Nachtgewande, mit verworrenen Locken und entgeisterten Zügen, aus denen ein stummes Entsetzen starrt, wankt ihm entgegen.

Er beachtet sie kaum, denn der letzte Rest seiner physischen Kraft ist erschöpft; krachend fällt ihm das Kreuz von den Schultern — dem jungen Weibe vor die Füße.

„Sieh' her!“ ruft Josè heiser und mit bitterm Lachen: „Das ist das leere Holz, dem sich der spröde Stein durchaus nicht anschmiegen will. O, das große Christusbild wird nie vollendet werden, und der erhabene Schmerz in meiner Brust nie Gestalt annehmen! — Meine Hand ist erlahmt, meinem Schädel das Genie entflohen — — — Ich fühle nichts mehr als ein tiefes Loch darin. Zum Teufel mit dem Meißel, zum Staube mit dem Ruhm!! Meister Josè ist doch nur ein erbärmlicher Stümper, und schon bei Lebzeiten in Vergessenheit versunken.“

„Ha!“ — Wie vom Blitz getroffen hält er inne, doch schon in der nächsten Secunde beginnt ein fürchterliches Leben in ihm zu wüthen: große Schweißtropfen dringen ihm aus den Poren; rollend treten ihm die Augen aus den Höhlen und starren gleich ein Paar Feuerkugeln auf eine fremde Gestalt in der Fensternische; schnaubend bewegen sich seine Nasenflügel und der Speichel fliegt ihm aus dem Munde, da er zähneknirschend ruft:

„Was — was ist das?! Treibt die Hölle Spiel mit mir oder — das verfl — — —“

Mit einem Schrei der Todesangst wirft sich Dolores ihm zu Füßen:

„Nicht ihn — mich tödte! Ich habe Dich verrathen und ich liebe ihn.“

Wüthend schleudert er sie zu Boden. Nicht ein einziger Laut entfährt ihr mehr, aber mit brechendem Blick folgt sie seinem Arm, der einen gezückten Dolch über Miguels dunklem Lockenkopfe schwingt.

„Dolores, vergieb!“ ruft dieser mit der qualvollen Innigkeit eines Menschen, der den Tod vor Augen hat. „Vergieb, daß unser Glück so schnell und blutig endet und — —“ Das Wort erstickt ihm auf der Lippe, und von der scharfen Waffe zweimal in die rechte Seite getroffen, taumelt er gegen die Wand. „Hab' Dank, Dolores, — ich sterbe! — —“

Gleich einer gereizten Tigerin springt sie empor und fängt ihn in den Armen auf.

Aber Josés wuchtige Faust reißt sie auseinander.

Nüchtern bricht Miguel zusammen, während Dolores, von einem eisernen Griff gehalten, auf ein Ruhebett gezwängt wird, wo ihr eine barmherzige Ohnmacht das entsetzliche Bewußtsein ihrer Qual und Schuld raubt.

Nach wenigen Minuten jedoch bringt eine eigenthümliche grauenhafte Empfindung sie wieder zur Besinnung.

Es ist ihr als ob alle ihre Nerven mit glühendem Eisen durchschnitten, und mit dröhnenden Hammerschlägen wieder zusammengeschnitten würden.

Sie möchte sich erheben — auch nur bewegen, aber sie fühlt sich mit Händen und Füßen auf dem Schmerzenslager festgeschnürt. Endlich gelingt es ihr die Augen zu öffnen, und schauernd — —

Doch nein! Was sie sieht, ist nur Sinnestäuschung.

Eine derartige Grausamkeit wäre ja nicht menschlich.

Die Teufel selber würden dem Schuldigsten nicht solche Qualen bereiten.

Sie träumt ja nur bei lebendigem Leibe den Martertraum der Hölle.

Am Boden kauert ihr Gatte und schlägt seinen Christus an's Kreuz.

Doch ach! er ist nicht aus Stein gehauen, sondern gleich dem geliebtesten, schönsten Menschensohn aus Fleisch und Blut gemacht. . .

Dolores stößt einen gellenden Schrei aus:

„Miguel!“

Ein Seufzer, ein lechter zitternder Athemzug bringt an ihr Ohr; dann übertönt der Schlag des Hammers Alles, was sich rings umher noch regt, und raubt ihr selber Sprache und Vernunft.

Mit weitoffenen, blöden Augen starrt sie auf das Leichengesicht des Geliebten am Boden, auf die dicken Blutstropfen an seinen nägeldurchbohrten Füßen, und die nackten, an das schwarze Holz gehefteten, ausgebreiteten Arme.

Nur noch ein paar Minuten der grausamsten Qual und Angst, und dann ist das Licht ihrer Geistes erloschen! — Sie büßt und leidet nicht länger.

„Hahaha!“ lacht sie schrill auf. „Miguel! Mi Carazon. Wo hast Du Deinen Mantel gelassen? Das Grab ist kalt — und wenn Du nicht fliehst, jagt Dir der alte Vampyr das Blut aus den Adern — Hahaha! Kreuziget — kreuziget ihn! . . .“

Endlich ist der so lange leer gebliebene Ehrenplatz am Hochaltars des Doms von dem neuen Crucifix — Meister Josés geheimnißvolles Meisterwerk — ausgefüllt worden, und mit einer Messe wird es feierlich dem Tempel des Herrn geweiht.

Dicht gedrängt liegen die Gläubigen vor ihm auf den Knien.

Wer noch aufrecht steht, blickt schauernd vor frommer Scheu und sprachlos vor Betwunderung auf den gekreuzigten Welterlöser, der das gemarterte Haupt im Tode neigt, dessen klaffende rothe Wunde an der rechten Seite, dessen durchbohrte Hände und Füße herab zu schreien scheinen: „Mein Blut komme über euch und über eure Kinder!“

Im Ganzen hatte jedoch das heilige Märtyrerbild wenig gemein mit einem Christus, wie ihn die Leute sonst zu sehen gewohnt waren, und je aufmerksamer und unbefangener sie es betrachteten, desto deutlicher drückten ihre Mienen Betroffenheit, Zweifel und Schrecken aus.

Der Künstler hat etwas Unglaubliches zu Stande gebracht, denn sein Werk steht außerhalb der Grenzen der Kunst und stellt die Natur in ihrer herbsten Wahrheit dar!

Der gekreuzigte Christus ist ein schöner Jüngling mit ebenmäßigen Gliedern und einem Gesicht, das noch im Tode die Spuren irdischer Leidenschaft trägt. Anstatt der üblichen Dornenkrone umgeben kurze dunkle Locken seine Stirn; ein schwarzer, von dem Blute der Seitenwunde befleckter Tuchsack ist ihm um die Hüften geschlungen; eine natürliche Leichenfarbe bedeckt den ganzen Körper; die Knie sind im Schmerze des gewaltsamen Todes leicht in die Höhe gezogen und die eingefallenen Seiten unter der starkgewölbten Brust, wie jede erschlaffene Muskel der Arme und Beine, verrathen noch die Pein eines langsamen, grausamen Dahinsterbens.

Das ist kein über den Tod triumphirender Gott, sondern ein gekreuzigter Mensch, der vor der Schwelle der Verwufung steht!

Nach und nach löste sich das athemlose Schweigen der überwältigten Menge zu einem unruhigen, ängstlichen Flüstern und Murmeln. Der Name des Künstlers wurde genannt. Er war nicht zugegen, und Alles, was man von ihm und seinem Werke wußte, daß er es selber zur frühen Morgenstunde auf den Schultern in die Kirche gebracht und mit eigenen Händen aufgestellt hatte — wie wenn er eifersüchtig fremde Hilfe verschmähte.

„Santa Maria!“ kreischte plötzlich ein altes Mütterchen, das in Andacht versunken dicht neben dem Altar mit dem neuen Crucifix auf den Knien lag, und zeigte, an allen Gliedern zitternd, auf den ihr zur Seite stehenden Buben, dem ein großer Tropfen geronnenen Blutes auf den Kopf gefallen war.

„Ein Wunder! Ein Wunder!“ schrie es rings umher bunt durcheinander: „Das Blut des gekreuzigten Gottes hat Leben erhalten!“

Die Einen fingen laut zu beten an; die Anderen verhüllten schluchzend in frommer Schauer das Gesicht; die Meisten stießen und drängten sich jedoch wild durcheinander, um die Gnade Gottes mit eigenen Augen zu schauen, und sich möglichst zum Nutzen zu machen. Gab es doch Keines unter ihnen, das nicht Wünsche oder Sorgen hatte!

Nur ein Mann, der schon lange unverwandt das Cruzifix betrachtet hatte, und zu der kleinen Schaar Derer zähle, die nicht den Heiland anzu-beten, sondern ein Kunstwerk zu prüfen gekommen waren, blieb unberührt vor der allgemeinen fanatischen Bewegung, und legte ruhig die Hand auf den Kopf des verblüfften Buben, an dem das Wunder geschehen war, um den dunklen Fleck in dessen Haaren zu untersuchen.

Es war eine kalte klebrige Masse, die auch ihn schauern machte.

Erblickend prallte er zurück und mit einem Blick des Entsetzens auf den gekreuzigten Christus rief er aus:

„Das ist Menschenblut!“

In diesem Augenblick stürzte durch das große Portal der Kirche ein junges Weib mit fliegenden Haaren und flackernden Augen, das sich mit den Armen um sich schlagend durch die erschrockene Menge bahnte, und unaufhörlich vor sich hin jammerte:

„O mein Miguel! — Mein Heiland! — Am Kreuz!“

Gleich einem düstern Schatten folgte ihr ein bleicher, hagerer Mann mit ergrauten Haaren nach.

Es war Meister José.

Ein graufames Lächeln der Befriedigung lag ihm wie eingemeißelt in den harten Zügen, und regungslos hingen seine glühenden Augen an der Jammergestalt des wahnsinnigen Weibes, das schon von Weiten das Cruzifix erspähte und ihm ungestüm zustrebte.

Aber derselbe Mann, der die schreckliche Wahrheit des vermeintlichen Wunders enthüllt hat, ergreift den Meister beim Arm, zieht ihn an den Altar, und fragt, auf das verhängnißvolle Werk deutend:

„Was hat dort das Menschenbild am Kreuze zu bedeuten, Meister José?“

„Ruhm!“ rief begeistert ein junger Schüler des Künstlers, der sich in der Nähe befand, aus.

„Mord!“ schrie Dolores und warf sich auf die Stufen des Altars nieder.

„Rache!“ sagte José hochmuthvoll, zog ein Messer unter seinem Wamme hervor und stieß es sich in die Brust.







# Die Metaphysik zu Ende des 19. Jahrhunderts.

Von

Hieronymus Torm.

— Dresden. —



In der Geschichte der Wissenschaft, wenn auch nur auf dem schmalen Gebiete, wo speculatives Denken sich überhaupt als Wissenschaft behaupten kann, wird Eduard von Hartmann aus dem Grunde eine hervorragende Stelle einnehmen, weil seine Philosophie den Abschluß der metaphysischen Bemühungen des 19. Jahrhunderts bildet. So hat die Kritik der reinen Vernunft das 18. Jahrhundert philosophisch abgeschlossen. Diese äußere, bloß chronologische Parallele macht den inneren intensiven Unterschied um so bemerkbarer, das Auseinanderlaufen nach ganz entgegengesetzten Richtungen in zwei Hauptleistungen, welche den zufälligen Umstand, Marksteine im Zeitlauf zu bilden, mit einander gemein haben. Der Unterschied ließe sich kurz als subjectiver und objectiver Idealismus feststellen; allein diese Begriffe sind in dem Jahrhundert seit dem Erscheinen des Kant'schen Hauptwerkes so oft mit gefälschtem Inhalt erfüllt worden, daß sie heutzutage dem unbefangenen Verstande die entgegengesetzten Richtungen nicht mehr genügend zu erklären vermögen.

Der transcendente Idealismus Kants ist allerdings subjectiver Idealismus; mit der ausschließlichen Anwendung der letzteren Bezeichnung jedoch haben die Anhänger einer in die Luft bauenden Metaphysik im Bestreben, über die von Kant bloßgelegten, ewig unerschütterlichen Grenzen des Naturerkennens auf Flügeln speculativer Träume hinauszukommen, eine für ihren imaginären Zweck durchaus nothwendige Herabsetzung des transcendentalen Idealismus beabsichtigt. Dieser lehrt die angeborenen Functionen kennen, mittelst deren einzig und allein und folglich nothwendig und allgemein der Mensch zu einer Erfahrung gelangen, die Außenwelt sich in das

Bewußtsein bringen und bei genauer Erforschung der natürlichen Grenzen jener Functionen eine Weltanschauung in höherem Sinne gewinnen kann. Ist transcendent dasjenige, was jenseits aller menschenmöglichen Erfahrung liegen mag, so sind die subjectiven Bedingungen der erreichbaren Erfahrung transcendental, weil sie eben nicht selbst wieder in ihrem Ursprung und in ihrer Möglichkeit erforscht, erfahren werden können. Diese transcendentalen, subjectiven Functionen sind in erster Reihe die sinnlichen Anschauungsformen Raum und Zeit, sowie der dem Verstand angeborene Begriff der Causalität; ihre Thätigkeit ist die Verarbeitung der Sinnesindrücke oder der Wirkungen auf die Sinne aus unbekannter (transcendenter) Ursache zu Wahrnehmungen. Mit anderen Worten: die Apperception setzt ein transcendent Gegebenes voraus. Aus diesen subjectiven Grundbedingungen aller möglichen Erfahrung kann auch nur ein subjectives Erfahrungsbild hervorgehen, eine Erscheinungswelt, eine Welt der Vorstellungen, in welche wir die Sinnesindrücke zu Eigenschaften der Dinge selbst idealisiren. Insofern mittelst der subjectiven Grundbedingungen die metaphysische Realität der Dinge an sich unerreichbar bleibt, ist alles irdische Erkennen oder Wissen ein transcendentaler, ein subjectiver Idealismus. Er ist nothwendig und allgemein die Erkenntnißthätigkeit eines jeden menschlich organisirten Subjects.

Diese unumstößliche Wahrheit in ihrem ganzen Umfang anzuerkennen, fällt natürlich Denjenigen sehr schwer, welche um jeden Preis aus dem Idealismus heraus zur Erkenntniß der metaphysischen Realität, zur Erkenntniß des Dinges an sich gelangen wollen, eines Absoluten, welches Natur und Geist, das gesammte All aus sich gebären und folglich auch aus sich erklären soll. Der nächste Weg, um jene unbequeme Wahrheit herabzusetzen, ist ihre fälschende Einschränkung. Zu diesem Zwecke wird der allumfassende Begriff des subjectiven Idealismus um seine Nothwendigkeit und Allgemeinheit gebracht und zwar durch eine Auffassung in dem Sinne, als ob das Subjective auch das Zufällige und Willkürliche wäre, und sein Idealismus nur eine Annahme und Voraussetzung einzelner, besonders dazu disponirter Subjectivitäten, wie etwa der Geschmack, der in dieser oder jener Art vorhanden oder auch nicht vorhanden sein kann. Es versteht sich von selbst, daß in Wahrheit der subjective Idealismus durch keinen objectiven zu ersetzen ist, das will sagen, daß es absolut keinen Begriff eines Objects giebt, welcher dem allumfassenden Begriff des dem Idealismus innewohnenden Subjects völlig congruent sein könnte. An die Stelle der thatächlich sich vollziehenden, dem Bewußtsein stets gegenwärtigen subjectiven Weltentstehung ein Object setzen wollen, aus welchem die Welt objectiv entstände, hieße das Undenkbare denken, ein Vorrecht, das ausschließlich dem Glauben aufbewahrt ist; was die Philosophie als wahr behauptet, das muß sich auf Bewußtsein, auf das Wissen überhaupt stützen können.

Dieser Punkt ist es gerade, in welchem sich das factische Erkennen des subjectiven Idealismus von den Träumen, Dichtungen, Hirnspinnweben und

niemals zu einem Schein von Evidenz gelangenden Voraussetzungen des objectiven Idealismus scheidet. Wir sehen den letzteren seit Kant, der ihn unmöglich machen sollte, gerade erst recht den Hergensabbath imaginärer Welt-erklärungen aufführen. Den Anfang hat Fichte gemacht und seine Lehre ist gerade aus unermeßlichem Enthusiasmus für Kants neue Offenbarung herausgewachsen. Durch Uebertreibung und Uebergipflung hat Fichte Kants subjectiven Idealismus, welcher vom Meister dazu verurtheilt wurde, ewig vergebens nach dem congruenten Object zu schmachten, selbst zum Object zu machen versucht; durch Verwandlung des phänomenalen Ich in ein reales Welt-Ich, welches den Proceß einer objectiven Weltentstehung in derselben Weise vollzüge, wie das subjective Ich seine Erscheinungswelt hervorbringt, war sogleich der Anstoß zum höchsten Schwindel gegeben. Indessen stand Fichte der Zeit und der Person seines Lehrers in Königsberg zu nahe, als daß er nicht gefühlt hätte, es handle sich vor Allem um den Punkt, wo das transcendente Erkennen und mit ihm das Wissen aufhört, es handle sich also darum, das darüber hinausstrebende Speculiren zu einer „Wissenschaftslehre“ zu machen. Schelling und Hegel haben es mit diesem Punkt, auf welchen für die Lebensfähigkeit des objectiven Idealismus Alles ankommt, mit der Möglichkeit des Wissens nämlich, viel leichter genommen.

Die Sache stellt sich beim Festhalten an der Kant'schen Grundlegung unendlich einfach dar: über die Apriorität hinaus giebt es kein Wissen, keine Wissenschaft. Die leuchtende Evidenz, die unererschütterliche Gewißheit, welche das Kriterium alles Wissens ist, ergiebt sich nur aus den Erfahrungsbedingungen des Subjectes selbst. Die Axiome der Mathematik, die Ergebnisse der Naturforschung holen ihre Evidenz aus den a priori vorhandenen Functionen des Erkennens; sie sind die objectiv gewordenen Anschauungs- und Verstandesformen des Subjectes. Darum ist das Kennzeichen dieses Wissens, dieser Wissenschaften, die nothwendige und allgemeine Einsicht in ihre Wahrheiten. Wer einen Satz des Euklid oder eine Behauptung der Naturerkenntniß leugnete oder bezweifelte, der hätte den Verstand verloren, während Einer durch Leugnung oder Widerlegung jedes metaphysischen Axioms von Thales bis Hartmann nur eine Probe seines Verstandes ablegte. Ueber die Apriorität hinaus giebt es nur — Glauben; Glaubensbekenntnisse sind der Pantheismus (Allwille) Schopenhauers, der Panlogismus (Allvernunft) Hegels, die Realen Herbarts; Glaubensbekenntniß ist sogar, was man zu wenig beachtet und zu wenig als Waffe gebraucht hat, wie jeder andere objective Idealismus, wie sehr er sich auch gegen diese Bezeichnung sträubt: der Materialismus. Sein Object ist ideal: die atomistisch zertheilte Materie, die ebenso wenig beweisbar als wahrnehmbar ist. Glaubensbekenntniß ist endlich auch Hartmanns Verschmelzung des Pantheismus und Panlogismus zu einem Neu-Spinozismus, zu einer absoluten Substanz, an welcher Ausdehnung und Denken, zu Willen und Idee vertieft, die Attribute wären. Wenn ich aber schon glauben soll, wenn der objective Idealismus in seinem

letzten Grunde auf einen Glaubensartikel zurückführt, so will ich doch lieber die unbefleckte Empfängniß oder irgend ein anderes päpstliches Dogma glauben. Ich befände mich dabei gemüthlich und brüderlich in der Gemeinschaft von Millionen, während ich bei dem Glauben an die metaphysischen Objecte ausschließlich auf die Gesellschaft der betreffenden Herren Erfinder angewiesen wäre, eine Bruderschaft, die gerade nicht sehr anlockend ist.

„Der Menscheng Geist ist nicht das Aug' der blinden Welt,  
Er ist ihr Wissen nur, daß nie sie wird erhellet.“

Ich gebrauche dieses Selbstcitat zur Bekräftigung der Wahrheit, daß die Metaphysiker des subjectiven Idealismus die unheilbare Blindheit der Welt überall dort nachweisen, wo es gilt, über die Schranken der Endlichkeit hinauszusehen. Ja, die Aufgabe dieser Metaphysiker ist es, den Schranken der Endlichkeit die zur Unererschütterlichkeit nothwendige wissenschaftliche Befestigung zu geben. Dabei lassen sie jedoch die Sehnsucht, die Ahnungen, die Hoffnungen unangetastet, die ganze Seligkeit, daß mit dem Bewußtsein der Endlichkeit, je klarer es sich in die Seele geprägt hat, auch nothwendig schon ein in demselben Maße klares Bewußtsein der Unendlichkeit gegeben ist. Wenn sie es ablehnen, den irdischen Blick für diese Unendlichkeit mit wissenschaftlicher Sehkraft füllen zu können oder zu wollen, so widersprechen sie doch nicht den religiösen oder dichterischen Lichtgestalten, die für das Gemüth des Einzelnen im wissenschaftlichen Dunkel des Unendlichen sichtbar werden wollen. Die Metaphysiker des objectiven Idealismus hingegen sind blinde Augenärzte; sie trachten, der Welt den Staar zu stechen, während ihnen das zu dieser Operation unerläßlich erforderliche Sehen der eigenen Augen mangelt. An die Stelle des Sehens treten die Hallucinationen, nicht mehr die Träume und Ideale des Gläubigen oder des Dichters, sondern die mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Wahrheit behafteten Objecte, welche noch dazu in ihrer auseinander hervorgehenden Entwicklung einen Fortschritt des menschlichen Geistes bedeuten sollen. In Wahrheit aber entpuppen sich vom Fichte'schen Ich bis zur absoluten Idee Hegels diese metaphysischen Objecte, je weiter sie auseinander gelegt werden, um so sicherer als Dogmen und bedeuten daher statt des Fortschrittes einen Rückschritt zu dem vor Kant herrschend gewesenen unkritischen Dogmatismus. Kants Grundlegung war eben eine so ungeheure Ueber-  
raschung, daß nicht nur ihr Inhalt, daß in den ersten Epochen, die ihr folgten, sogar ihre Absicht verkannt werden mußte und die offen gelassenen Lücken, während sie eine ewige Resignation verlangten, für eine Aufforderung zur Ergänzung genommen wurden.

Allerdings hat der Schöpfer des Criticismus selbst eine solche Ergänzung versucht im wohlzuwüthigenden Bestreben, das über die Trennung der Welt-  
erscheinung vom Weltwesen schreckhaft erschütterte Zeitalter auf eine zuletzt noch mögliche Brücke der Vereinigung zu führen. In der Theorie für immer abgebrochen, konnte der Verbindungsweg in der Praxis ermittelt werden; was das erkennende Denken schuldig blieb, das konnte vom instinctiven Handeln

geleistet werden. Kant hat diesen Versuch in der Nachwelt schwer zu büßen gehabt; man hat und zwar mit Unrecht, die gesammte Kritik der praktischen Vernunft als einen Abfall vom eigenen neuen Princip, als eine Abtrünnigkeit, eine Flucht aus dem herben und strengen Dualismus seiner Lehre bezeichnet. Verwerflich erscheint jedoch die Ergänzung nur, wo sie gewaltsam rein religiöse Dogmen zu Postulaten der Vernunft erhebt. In Wahrheit liegt die einzige Forderung der reinen Vernunft in ihrer Idee des Unbedingten oder der Freiheit. In diese Idee kleidet sich eben allein das mit dem Bewußtsein der Endlichkeit, welche ganz und gar causale Naturnothwendigkeit ist, zugleich gegebene Bewußtsein der Unendlichkeit, welche ganz und gar durch Aufhebung einer sie bedingenden Ursache mit der Causalität abschließend die Freiheit des Geistes wäre. Die dadurch erbaute intelligible Welt war stets ein Gegenstand der höchsten Bewunderung und manifestirt sich als das in seinem tiefsten Ursprung unerkennbar bleibende Wesen der Sittlichkeit und der Schönheit, ohne von Kant selbst ethisch in der Kritik der praktischen Vernunft, ästhetisch in der Kritik der Urtheilskraft zur vollen Ausbeute gebracht worden zu sein. Man darf jedoch nicht vergessen, daß es ihm allein um „Kritik“, um die Untersuchung der bezüglichen Seelenvermögen zu thun war, während er den Ausbau der Consequenzen zum System einer von ihm angebahnten, von ihm vielfach verlangten, aber nicht von ihm gelieferten Metaphysik überließ, „die als Wissenschaft wird gelten wollen“<sup>\*)</sup>).

Statt dieser wissenschaftlichen Metaphysik des Criticismus haben wir seit hundert Jahren von seinen Nachfolgern bis einschließlic Ed. v. Hartmann nur die unkritischen, dogmatischen, fragwürdigen Metaphysiken des objectiven Idealismus empfangen und es ist niedererschlagend und ergötzlich zugleich, wenn man die Polemik verfolgt, mit welcher sich diese Metaphysiker gegenseitig die Richtigkeit und Zulänglichkeit der von ihnen statt des unerkennbaren „Dings an sich“ offenbarten absoluten Objecte streitig machen. Keine bessere Kritik über Hegel als in Schelling, keine bessere über Schelling als in Hegel, keine bessere über Beide als in Schopenhauer anzutreffen ist, wobei die Verwerfung immer vom selbsterfundenen, alleinseligmachenden Princip ausgeht! Man muß unwillkürlich an die Mittheilung eines psychiatrischen Heilkünstlers denken, der Zuhörer war als einer der Unglücklichen, der sich einbildete, Kaiser von Rußland zu sein, von einem Manne darüber zur Rede gestellt worden, der mit dem größten Scharfsinn alle logischen und empirischen Gegengründe in's Feld führte und endlich mit der Bemerkung schloß, neben seinen Argumenten müsse auch seine Autorität etwas gelten, da er ja der Kaiser von China sei.

In neuester Zeit ist es die Fortpflanzung des absoluten Objectes Schopenhauers, welche das Gebiet der Philosophie verwüftet, wie denn auch Hartmann neben Hegel zunächst von Schopenhauer ausging. Indessen steht er noch hoch über den letzten Ausläufern, die hinabreichen zum „verstorbenen

<sup>\*)</sup> Prolegomena.

Gott" Mainländers und noch tiefer hinab zu den Taschenspieler-Medien des Geistersehers Baron Hellenbach.

In einer seiner neuesten Schriften: „Philosophische Fragen der Gegenwart“\*) schildert Ed. v. Hartmann mit der Geistesstärke und stilistischen Prägnanz, die ihm als Schriftsteller eigen sind, den Charakter der heutigen philosophischen Bestrebungen, und nichts wäre an dieser wahrheitsgetreuen Schilderung zu mißbilligen als die Klagen, die er erhebt, und die traurigen Konsequenzen, die er ziehen zu dürfen glaubt. Er sagt am angeführten Orte: „Was heute von der Philosophie noch übrig bleibt, wenn man die Naturphilosophie, Psychologie und Aesthetik auf Naturwissenschaft, die Rechtsphilosophie und Ethik auf Socialwissenschaft und Statistik zurückgeführt hat, und die Geschichte der Philosophie eigentlich nur noch als warnende Beispielsammlung zur Abschreckung für das metaphysische Bedürfniß zukünftiger Generationen cultivirt, ist lediglich die Erkenntnistheorie, die aber selbst eine rein negative Bedeutung haben und uns lehren soll, daß unser empirisches Erkennen zu keiner Wahrheit führt, ein anderes als das empirische Erkennen aber unmöglich ist.“

An die Stelle der Individual-Ethik eine Social-Ethik treten zu lassen, ist ein Postulat, das sich aus Hartmanns eigenem System ergibt und in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“ theoretische Erfüllung findet. Niemand kann leidenschaftlicher als eben ein Kantianer den Begriff einer Social-Ethik ablehnen; von Seite Hartmanns jedoch ist die Klage ein Widerspruch, den zu erörtern und aufzulösen hier nicht Gelegenheit ist. Wenn die Wissenschaften immer entschiedener zu Naturwissenschaften zu werden trachten, wenn selbst Geschichtschreibung und namentlich Culturgeschichte schon seit Th. Buckles Zeiten die Bedeutung von Naturgeschichte haben wollen, wenn auch Psychologie ihre Beweisraft mit täglich größerm Erfolge aus der Physiologie schöpft, so zeigt dies alles nur an, daß die Wissenschaften heutzutage von dem Bestreben beseelt sind, immer fester auf dem einzigen Fundament des Wissens, auf der Apriorität Fuß zu fassen, Erfahrungswissenschaften werden zu wollen. Dieser Umstand fordert und fördert zugleich die gegenwärtig glücklicherweise überwiegende Beschäftigung mit der Erkenntnistheorie und niemals war deshalb eine Literatur, die sich an einen einzelnen Namen knüpft, so erfreulich, wie die von Tag zu Tag sich häufende Kant-Literatur. Die Erkenntnistheorie ist eine wahre Wissenschaft und sie ist hundert Jahre nach ihrer Begründung nur erst in ihren Anfängen vorhanden.

Man kann dies schon der falschen Auffassung entnehmen, welche Leute, die sich einer ziemlich vorgeschrittenen Bildung rühmen, noch heute dem Criticismus angeheihen lassen. Unterstützt von Fachphilosophen, welche mit jesuitischer Absichtlichkeit den Irrthum nähren, als ob der subjective Idealis-

\*) Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1885.

muß die Schwärmerei Berkeley's wäre, der die Außenwelt in eine bloße Phantasmagorie verwandeln wollte, glauben in der That unzählige „gebildete“ Leute, die Erscheinungswelt Kants bedeute einen bloßen Schein. Sie spotten nicht einmal darüber, sondern aus Respect vor dem großen Namen nehmen sie das kolossale Mißverständniß ohne weiteres Nachdenken und den höchst fühlbaren Widerlegungen zum Troß, die jeder Augenblick des wirklichen Lebens an ihnen selbst vollzieht, gläubig auf. Müßte man aber nicht einen Menschen für lächerlich überschnappt halten, der die Ohrfeige, die er bekömmt, oder das Geld, das er hergeben muß, oder die Speise, die er genießt, oder die Gicht, die ihn plagt, für einen bloßen „Schein“ ansähe, den er insolge seiner subjectiven Anlagen selbst producirt hätte? Nein, wahrhaftig! Schon der Tiefsinn der deutschen Sprache, welche für Metaphysik prädestinirt ist, lehrt durch das Wort Wirklichkeit, daß diese ein Inbegriff von Wirkungen ist. Alle Empfindungen sind Wirkungen und sind eine unleugbare und oft höchst brutale Wirklichkeit, aber dafür ist die Wirklichkeit für uns auch absolut nichts weiter als — Empfindung. Was sie drüber hinaus an und für sich sein mag, was ihre Ursache — und hier spricht wieder der Tiefsinn der Sprache — was die Ur-Sache sei, das ist die große philosophische Frage. Der subjective Idealismus verzichtet darauf, sie zu beantworten; der objective Idealismus beantwortet sie mit speculativen Träumen, die so lange nur solche bleiben müssen, als derjenige, der sie für Wahrheiten ausgiebt, den Weg nicht aufzuweisen vermag, auf welchem er zum Wissen derselben gelangt wäre.

Ed. v. Hartmann giebt nur dem ohnmächtigen Aerger der „positiven“ Metaphysiker Ausdruck, wenn er im weitem Verlauf der oben angeführten Stelle sagt: „So schrumpft die ganze Philosophie zu einer negativen Erkenntnistheorie, d. h. zu einer Ignoranztheorie zusammen; das Wissen und Bekennen der eigenen Unwissenheit bleibt das einzige, worauf man als Philosoph stolz zu sein Ursache hat.“

Diese spöttisch sogenannte Ignoranztheorie ist in Wahrheit eine Wissenschaft, die Wissenschaft des Nichtwissenkönnens, und wie viele Bemühungen, wie viele Geistesanstrengungen sie noch nöthig macht, registriert Hartmann selbst in dem XI. Aufsatz der „Philosophischen Fragen“ durch eine Uebersicht der einschlägigen Literatur. Nur wird sich bei näherer Untersuchung von Seite unbefangener Philosophen schwerlich ein irrthümlich begangener „Fundamentalwiderspruch“ in der Kant'schen Lehre ergeben, „wonach ihr Denken an idealistischen Voraussetzungen und Principien haftet, während ihr Fühlen aus der Unzulänglichkeit dieses Standpunktes unaufhaltsam zu einem richtig vorschwebenden höheren hindrängt“. Diese Worte sind höchst merkwürdig, weil im höchsten Grade bezeichnend für die Stellung, welche der Fanatismus der dogmatischen Metaphysiker, der Fanatismus, Alles begreifen zu wollen, der Kant'schen Lehre gegenüber einnimmt. Der erwähnte „Fundamentalwiderspruch“ ist allerdings in ihr vorhanden, aber weit entfernt, daß Kant

ihn unbewußt begangen hätte und daß er irgendwie zu berichtigen oder aufzulösen wäre, ist er vielmehr der Fundamentalwiderspruch des Daseins selbst, die ungeheure Kluft zwischen der empirischen und der intelligiblen Welt, insofern nur bei jener das Erkennen und nur bei dieser das Fühlen ist; der Fundamentalwiderspruch ist unvergänglich und ihn aufgedeckt zu haben, ist eben Kants eigene unvergängliche That.

Von diesem Widerspruche, von dem Pathos der Welt, vom Schmerz, der zugleich den wahren Pessimismus theoretisch zu begründen vermag, können natürlich die modernen Vertreter eines gefälschten Pessimismus, Schopenhauer und Hartmann, nicht ausgehen, weil sie mit der in ihrer Tasche befindlichen fertigen Lösung des Welträthsels jeglichen Widerspruch und folglich auch das Schmachten der Creatur nach einem Tropfen Wahrheit ein für allemal beseitigt haben. In solchem Falle sollte ein Pessimismus eigentlich gar nicht mehr aufkommen können — allein davon kann hier nicht weiter die Rede sein. Daß die Philosophie zu Erkenntnistheorie „einschrumpft“, wie der Verfasser der „Philosophischen Fragen“ jammert, ist nicht zu beklagen. Diese Wissenschaft steht, wie gesagt, eben nur erst im Anfang ihrer Entwicklung. Die Kritik der reinen Vernunft bedarf noch vieler Klärungen und Aufklärungen, was schon daraus erhellt, daß selbst unter ihren Apologeten Männer wie Runo Fischer und Benno Erdmann bei der Interpretation der Lehre in Irrthümer gerathen. Dies hat kürzlich M. W. Droßisch in seiner Broschüre „Kants Dinge an sich und sein Erfahrungsbegriff“ überzeugend dargethan und obgleich Herbartianer mit der kleinen Schrift einen neuen Ausgangspunkt für Forschung und Berichtigung in rein Kant'schem Geiste geschaffen. Um was es sich dabei handelt, muß an dieser Stelle ebenfalls übergangen werden. Im Verlauf der Hartmann'schen Klage über den gegenwärtigen Charakter der Philosophie fährt er fort: „Die Entwicklungstheorie läßt man zwar für Maulquabben und Affenmenschen gelten, aber nimmermehr für das Reich des Geistes, und von allen philosophischen Systemen gilt darum dasjenige als der Urtypus metaphysischer Verkehrtheit und Verbohrtheit, welches in aller Gedankenarbeit vergangener und gegenwärtiger Zeiten die relative Wahrheit als Entwicklungsstufe der vollen Wahrheit zu begreifen bemüht ist, das heißt das Hegel'sche, — in kaum geringerem Grade aber auch das meinige, welches ja gerade diese Seite des Hegel'schen Systems als seine bleibende Wahrheit zur Anerkennung zu bringen sucht.“

Daß die studirende Jugend sich mit Hegel nicht mehr in dem Sinne beschäftigt, wie es vor einem halben Jahrhundert geschehen ist, in dem Sinne nämlich, wie der Theolog mit den heiligen Schriften, um in ihrem Verständniß seine Lebensaufgabe und die alleinseligmachende Wahrheit zu finden; das ist ein Segen unserer Zeit. Wer die „Entwicklung“ nachträglich verfolgt hat, welche die Köpfe damals nahmen, als sie nicht nur, von einer wahrhaft schauerlichen Terminologie zum Haarspalten der Abstractionen angetrieben, statt für die natürliche Bewegung des menschlichen Gemüthes in individueller



Äußerung, ausschließlich für das „Ballet der Begriffe“ den Blick offen hielten, sondern sogar dem Moloch des „Allgemeinen“ das auf Erden zur Noth allein noch Beglückende, die freieren Ideen der Kunstwerke, die keiner „Entwicklung“ dienen wollen\*), zum Opfer bringen mußten; wer neben dieser Verwüstung des Geistes die Spuren der Barbarei verfolgt, welche der Cultus der Begriffe allem concreten Einzelleben gegenüber bis zur Ausrottung der Gemüther in Scene setzte, der wird bei dem Gedanken schauern, daß der Weitzanz um das Kalb des „Absoluten“ herum niemals wieder beginnen könnte.

Allerdings darf Hegel, eben so wenig wie irgend ein Philosoph der Jahrtausende als Gegenstand der Geschichte der Philosophie von der studirenden Jugend unbeachtet bleiben, welcher Wissenschaft sie sich auch sonst widme. Denn Geschichte der Philosophie rückt ebenfalls dem Standpunkt der Apriorität immer näher. In den kolossalen Anstrengungen des Menschengesistes, über die ihm gezogenen Schranken des Erkennens hinauszukommen, eröffnet sich für den anthropologischen Gesichtspunkt ein wunderbares Schauspiel, welches in seinen einzelnen Vorgängen — das sind die metaphysischen Systeme — mit ebenso viel Ehrfurcht als Bewunderung zu betrachten und kennen zu lernen ist. Wenn schon das gewöhnlichste Interesse an der Naturgeschichte auch Denjenigen zur genauen Beobachtung eines Bienenlagers antreibt, der weder die Absicht noch die Hoffnung hat, Honig für seinen eigenen Nutzen zu gewinnen, mit wie viel größerer Gewalt muß erst die Naturkraft der menschlichen Geistesarbeit zur Betrachtung hinreißen, auch wenn man im Voraus weiß, daß man auf ein wirkliches Product solcher Arbeit verzichten muß! Zu solcher Hoffnungslosigkeit regt freilich kein anderes metaphysisches System in dem Grade an wie die „Philosophie des Unbewußten“. Um bei der Charakterisirung dieser Leistung so unbefangen als möglich vorzugehen, mögen des Autors eigene, kurz zusammenfassende Angaben seiner Intentionen als Grundlage dienen. Er sagt in den „Philosophischen Fragen“: „Worauf es gegenwärtig ankommt, ist die Zueinsfassung der großen parallelen Geistesströmungen des Hegel'schen Panlogismus und Schopenhauer'schen Pantheismus; diese aber kann im Princip nur dadurch erzielt werden, daß hinfort weder die Idee als ein secundäres Erzeugniß des Willens (wie bei Schopenhauer), noch der Wille als ein untergeordnetes Moment an der Idee (wie bei Hegel) betrachtet wird, sondern beide als coordinirte Attribute eines Dritten, der

---

\*) Die Fortschrittspfaffen, welche der Hegelianismus erzeugte, können in ihr Entwicklungsdogma wenigstens die Kunst nicht mit einschließen: ihre Vollendung verweist die Plastik auf die Antike, die Malerei auf Mittelalter und Renaissance, die Dichtkunst, namentlich das Drama, auf vergangene Zeitalter als ihre Muster zurück. Die Entwicklungshöhe der Kunst liegt also nicht vor, sondern hinter uns. Mit der durchaus mystischen Sprache der Musik könnte es sich insofern anders verhalten, als sie vielleicht in ihrem gegenwärtigen Stadium die Erhöhung und Verallgemeinerung des metaphysischen Bedürfnisses ausdrückt, die Steigerung des Schmerzes über die Trennung der Empfindung von der höchsten objectiven Erkenntniß.

absoluten Substanz oder des absoluten Subjects erkannt werden, welches durch ihren Besitz zum absoluten Geiste wird.“

Die erste sich aufdrängende Frage ist die nach dem gänzlich schuldig gebliebenen Beweisgrund für die außerhalb aller Erfahrung liegende Existenz der schon ursprünglich von Spinoza dem religiösen Dogma nachgebildeten heiligen Dreifaltigkeit oder Dreieinigkeit von Gott Vater, Gott Sohn und heiligem Geiste; von absoluter Substanz, Ausdehnung (Wille, Materie, Natur) und Denken (Geist, Idee). Die Frage nach dem Beweisgrund ist auf die Beschaffenheit der Wissensmöglichkeit gegründet.

Die Gewißheit der Sätze: zwischen zwei Punkten ist die gerade Linie die kürzeste — die Wirkung muß eine Ursache haben — die Gewißheit dieser Sätze liegt in der Natur meines Verstandes mit solcher Evidenz der Wahrheit, daß ich nicht jedesmal die Linie erst zu ziehen oder die Ursache zu erforschen brauche, um mit apodiktischer Bestimmtheit behaupten zu können, daß sich die Richtigkeit dieser Sätze nothwendig und allgemein in der Erfahrung bewähren werde. Mit andern Worten: diese Sätze sind ein Wissen und das Kennzeichen dafür ist die subjective Nothwendigkeit, die Sätze als wahr anzuerkennen, eine Anerkennung, die in jedem Verstande vorhanden ist und nur mit ihm selbst verschwände. Was Wissenschaft sein soll, muß daher zuletzt zu dieser apodiktischen Bestimmtheit (zu synthetischen Urtheilen a priori) gelangen können. Die Forschung hat kein anderes Ziel und sie könnte gar nicht anheben, wenn die Hoffnung, die Möglichkeit, es zu erreichen, von Anfang an nicht vorhanden wäre. Seit wir nicht mehr im Zeitalter der Scholastik leben — kann da jemals die Hoffnung aufkommen, aus der heiligen Dreifaltigkeit eine Wissenschaft zu machen? Legen wir den Maßstab der gerechten Bezweiflung an die einzelnen Bestandtheile jener Dreieinigkeit.

Was wäre unter Panthelismus (Allwille) zu verstehen? Den Willen erkenne ich in mir selbst als latente Causalität, als eine im Gemüth gebundene und noch nicht im Intellect zur Thätigkeit befreite Kraft des Strebens nach einer Wirkung\*). Die Causalität als Wille ist ein subjectives Moment, ein Gemüthszustand, und trägt in sich eine merkwürdige und schreckhafte Bedeutung. Denn dieses Moment, der Wille, ist fortwährend auf seine eigene Vernichtung gerichtet, auf seinen Untergang in der Befriedigung und lebt nur mit Pein immer wieder auf, weil es in falsch gewählten Zielen, während sein eigentliches Ziel ihm unmerklich bleibt, seine Befriedigung nicht erreichen kann.

Das ist der Wille — was ist nun unter dem beigelegten „Pan“ zu

---

\*) Schopenhauer selbst hat sich unwillkürlich das seiner Tendenz widersprechende Geständniß der Identität von Willen und Causalität entschlüpfen lassen. Während er unablässig demonstriert, die Materie sei die Objectivation des Willens, bemerkte er einmal an einer versteckten Stelle seiner Schriften, das allein Richtige aussprechend, daß unter Materie objectiv gewordene Causalität zu verstehen sei.

verstehen? Nun, das All, die Welt, die Natur, das Universum, ist ein bloßer Begriff; eine Hilfsconstruction des Denkens, um der sonst nicht zu bewältigenden Pluralität der Erscheinungen durch die Hervorhebung eines ihnen gemeinsamen einfachen Merkmals für einen bestimmten Zweck und Augenblick einigermaßen Herr zu werden. Was berechtigt oder nöthigt nun dazu (und in diesem Falle ist die Gewißheit, das Wissen, allein Berechtigung und Nöthigung), ein subjectives Moment, den heißen pulsirenden Willen in einen bloßen Begriff zu verlegen, in eine logische Construction, die Schema und Schemen zugleich ist, in einen wesenlosen Schatten, in Nun? Wie fängt man es an, in einen bloß gedachten Handschuh eine lebendige Hand hineinzustecken? Dennoch hat Arthur Schopenhauer unter dem gläubigen Staunen der Zeitgenossen das Zauberkunststück unternommen. Er schrieb: „Die Welt als Wille und Vorstellung.“ Die Reihenfolge im Titel ist die umgekehrte in der Ausführung: der erste Theil behandelt die Welt als Vorstellung, der zweite Theil die Welt als Willen. In der Welt als Vorstellung scheint streng und genau die Kant'sche Erkenntnistheorie wiederholt zu sein, sogar mit einigen vortrefflichen Correcturen, welche in eine noch fehlende endgültige Erläuterung der Kritik der reinen Vernunft aufzunehmen sein werden. Dennoch ist die Grundlegung des Systems durch Kant'sche Principien eine mißbräuchliche, eine unwissenschaftliche, eine Fälschung des großen Urgebankens, der ihre Basis sein soll, denn die Erkenntnistheorie giebt nirgends den Schlüssel zu einer Welt als Vorstellung. Die letztere ist die durch die Vermendung der Anschauungsformen Raum und Zeit und durch die Kategorie der Causalität zu Stande gekommene Wahrnehmung. Die „Welt“ ist kein angeborener Verstandesbegriff, sondern eine Idee der Vernunft und aus einer solchen kann unter keinen Umständen Anschauung, Wahrnehmung, Vorstellung werden. Die Ideen der Vernunft tragen nicht wie die apriorischen Erkenntnisse die absolute Nothwendigkeit und Allgemeinheit ihres Entstehens in sich, sondern hängen von der Willkür individueller Dispositionen ab. Während jedes animalische Lebewesen bis zum kleinsten Insect oder bis zur Molluske herab durch die Thätigkeit der Causalität schon bei seiner Ernährung zu Vorstellungen gezwungen ist, brauchte auch das höchst organisirte Wesen nicht nothwendig die Idee einer Welt zu fassen, Beweis genug, daß ein bloßer Vernunftbegriff (d. h. die Welt) als Vorstellung nicht existiren kann. Wir können wenige, viele oder alle Erscheinungen wahrnehmen, vorstellen, den Begriff selbst jedoch, durch welchen wir alle diese Erscheinungen künstlich für den Gedanken zu einem Ganzen verbinden, dieses Ganze selbst können wir nicht vorstellen.

Indessen war es für Schopenhauers Zweck unerläßlich, dem bloß gedachten, bloß idealen Complex der Erscheinungen der „Welt“ den Anschein der ausdringlichsten empirischen Realität, der Sachlichkeit zu geben, weil ja die Welt nicht bloß „Vorstellung“, sondern auch Sache überhaupt, die metaphysische Realität, das Ding an sich sein sollte, als welches er den Willen

proclamirte. Die Welt ist aber kein Ding und folglich ebensowenig Vorstellung als Ding an sich oder Wille, weil Ideen der Vernunft nicht zum Ding gemacht werden, nicht zu einer Realität gelangen können. Mit dieser falschen Uebertragung des rein subjectiven Momentes, des lebendig gefühlten Willens auf eine Fiction, auf die „Welt“, war jedoch auch der falsche Pessimismus zu Stande gebracht, welcher seitdem so populär und ein unklares, widerspruchsvolles Glaubensbekenntniß weiter Kreise geworden ist. Als subjectives Moment ist der Wille, wie bereits gesagt, voll schreckhafter Bedeutung, weil fortwährend auf seine eigene Vernichtung gerichtet, auf seinen Untergang in der Befriedigung. Dieser Wille, fälschlich zum Wesen des Weltganzen gemacht, hat daher natürlich die schlechteste aller möglichen Welten zur Folge, eine Welt, die in der Pein, daß sie überhaupt existirt, daß sie nichts weiter als der blöde, ziellose, ewig quälende Wille ist, nur auf Selbstvernichtung oder die Verneinung des Willens zum Leben, wie es Schopenhauer selbst nennt, bedacht sein muß. Die Verneinung des Willens zum Leben ist ein individueller Act, der mittels der individuellen Intelligenz vollzogen wird; da aber der Wille als Ding an sich das eine und untheilbare Weltwesen sein muß — wie kann der Wille überhaupt noch fortbestehen, nachdem ihn auch nur ein einziger Mensch in sich verneint hat? Das Ding an sich bedeutet ferner ein Ewiges, soll es gleichwohl zerstört, verneint werden, so muß etwas Anderes dafür übrig bleiben. Nach dem Ende des Weltwesens könnte nur das Nichts übrig bleiben — dann wäre aber das Nichts das Ding an sich. Das System strotzt in solcher Art von Schwankungen und Widersprüchen und leitet darum bei näherer Untersuchung den Verstand auf das unerquickliche Gebiet des Hexen-Einmaleins. Um nähere Untersuchung ist es aber der Mehrzahl der Menschen nicht zu thun und wem es nur erst gelungen ist, sie zu verblüffen, der wird sie auch bald zum Bewunderer haben.

Im Panthelismus treibt das Allwesen des Willens die Intelligenz hervor, die Idee in sehr dürftiger und untergeordneter Beschaffenheit, die Idee, die weiter nichts ist als das Sinnen auf den Untergang ihres Ursprungs, der Natur, des Willens. Umgekehrt treibt im Panlogismus Hegels die Idee, das Allwesen der Vernunft, den Willen hervor, die Natur. Weder Hegel selbst noch einer seiner Commentatoren hat jemals erklären können, wie dies zugehe, was den absoluten Geist in seiner seligen Ruhe zu dem unseligen Entschluß bringen könne, sich seiner selbst zu entäußern, um aus seinem Anderssein, aus der Natur, durch einen unendlich langsamen Proceß wieder in sich selbst zurückzukehren. Dieser Weltproceß ist das Denken, die Logik ist Metaphysik geworden und arbeitet mittels der Selbstbewegung der Begriffe nach dialektischer Methode. Das will sagen, die Begriffe sind Entwicklungsstufen des absoluten Geistes, weil aber jeder Begriff seinen Widerspruch hervortreibt, gehen Begriff und Widerspruch wieder in einen höhern Begriff über, der die früheren Stufen aufgehoben in sich enthält. So gehen die Begriffe in immer höherer Entwicklung endlich in der absoluten Idee auf, ein Proceß des

allmählichen Untergangs der Natur. Die allein übrig bleibende absolute Vernunft ist daher nichts als ein Buch, das sich selber liest. Für einen so monstrosen und doch zugleich so dürftigen Zweck arbeitet bei Hegel die Weltgeschichte, ihm opfern sich die Generationen, ihm fließt alles Blut, für ihn brechen Millionen Herzen. Gleichwohl war dieses Ungeheuer von Unerkennbarkeit noch nicht das Äußerste, was, um an ein Kant'sches Bild zu erinnern, das Schiff der Metaphysik im uferlosen Meer der unkritischen, dogmatischen Speculation erreicht hatte. Das Schiff bis auf das Äußerste zu bringen, an die Grenze des Wahnsinns „mit Methode“, blieb dem Steuermann Ed. von Hartmann vorbehalten, indem er zwischen zwei Fiktionen, zwischen dem Pantheismus und dem Panlogismus, die Synthese in der „Philosophie des Unbewußten“ fand.

Das Werk, welches Metaphysik sein will, ist, richtig angesehen, Mythologie, und will man auf jegliche Poesie dabei verzichten, so kann man es mit Ovids „Metamorphosen“ vergleichen. Zeus ist das absolute Subject; in Gestalt seiner Attribute oder Untergötter ist es eine Liebesgeschichte, die sich zwischen dem göttlichen Willen und der göttlichen Idee abspielt. Beide sind unbewußt, auch die Idee; dies unterscheidet sie eben von der allerhöchsten, allumfassenden Substanz. Der Wille ist gleichwohl leidenschaftlich verliebt in die Idee, er trachtet ganz in ihr aufzugehen und zugleich unterzugehen, oder mit anderen Worten: der Wille trachtet die Idee des Untergangs zu werden.

Um dieses Trachten zu erklären, muß sich der Wille oder die Natur oder die Welt als der Inbegriff aller vor sich selbst mit Ekel erfüllten Scheußlichkeit darstellen. Dies begründet den in Hartmann noch gesteigerten, aber deshalb nicht minder falschen Pessimismus, den schon Schopenhauer so nothwendig für seinen Zweck brauchte. Das Falsche im Pessimismus Weber ist die unlogische unwahre Uebertragung eines rein subjectiven Moments, eines Resultates bloß individueller Stimmungen, auf ein bloß in der Fiction bestehendes Object, welches in Wahrheit nur eine logische Formel ist, eine Abstraction: die Welt. Auf so schwankender, phantastischer Grundlage ist der Pessimismus der beiden Philosophen zu einer „Weltanschauung“ emporgeschwindelt worden. Die Welt leidet nicht, friert nicht, hungert nicht, erkrankt nicht und stirbt nicht aus dem einfachen Grunde, weil bloßen Begriffen die Lebensqual erspart ist. Im dunklen Bewußtsein dieser von Hartmann niemals eingestehenden Wahrheit macht er die kolossalsten Anstrengungen, den Pessimismus, der für die Mehrzahl der Einzelnen, für viele Millionen Einzelner — aber deshalb noch immer nicht für den Begriff einer Gesamtheit — eine unbestreitbare Thatsache ist, zur metaphysischen Triebfeder des Universums zu erheben. Er will gleichsam die zwischen einzelnen Menschen so natürlich sich ergebende Frage: Wie befinden Sie sich? zur philosophischen Frage der Jahrtausende machen. Zu diesem Zwecke scheut er sogar die fast den Unsinn repräsentirende Verstandeswidrigkeit nicht, aus den Lust- und Unlust-Empfindungen der Einzelnen Posten eine Addition zu gestalten, deren

Summe den Welt-Pessimismus ergeben soll. Diese Bemühung, das Incommensurable zu berechnen, Bewegungen des Temperaments, die in jedem Einzelnen einen nur ihm eigenen Charakter haben, in eine arithmetische und folglich mit der Unerforschlichkeit der Mathematik bestehende Formel zu bringen, ist nur eine Consequenz des bis zum Fanatismus gehenden, blinden Glaubens oder Aberglaubens bezüglich der Realität der „Allgemeinheit“. Diese Hülfsconstruction der Vernunft, um des Concreten Herr zu werden, dieses „Allgemeine“ ist eine unerläßliche Voraussetzung für das praktische Leben, welches ohne die Annahme, daß Einer für Alle vorhanden, daß Alle in Einem begriffen seien, den Verkehr und die Verhältnisse der Menschen nicht zu ordnen vermöchte. Der Volksschullehrer, der Priester, der Richter, der Gesetzgeber, der Selbherr — jeder Vertreter, Beherrscher oder Lenker eines zu einem bestimmten praktischen Zweck gebildeten Kreises von Menschen muß zur Verwirklichung eines mehr oder minder imaginären Ganzen den Glauben an die Realität der Gemeinsamkeit fest im Auge behalten und was sich kraft seiner Individualität als Ausnahme geltend machen möchte, streng abweisen. Nicht Ich bin, nicht Du bist, nicht Er ist in jenem bestimmten Kreis begriffen, sondern Wir; uns Allen gilt die Doctrin oder die Vorschrift oder der Befehl.

Dies ist das Gebot jeglichen praktischen Zusammenhangs und der darauf bezüglichenden Institutionen. Philosophie jedoch hat es nicht mit weltlichen Zwecken, sondern ausschließlich mit dem Erkennen zu thun, soweit dasselbe unter den schon erwähnten apriorischen und folglich rein subjectiven Bedingungen ein Wissen werden kann.

Wir hat als grammaticalischer Plural einen concreten Inhalt nur insofern, als er Ich, Du, Er, in beliebig zahlreichen Wiederholungen bedeutet, also eine beliebige Zahl von Subjectivitäten. Wir ist als metaphysischer Plural die absolute Leere und empfängt seinen Inhalt bloß vom Singular, von der einzelnen Person, die ihn denkt. Nur als ethisches Postulat kann dieser Plural von Werth sein. Nicht als wißbar und wissenschaftlich, sondern praktisch handelnd bewirkt er das sittliche Wunder des Heroismus, der Aufopferung im Einzelnen und der Erhebung ganzer Völker. Will die dafür geltend machende Begeisterung den ethischen Plural in Wissenschaft umwandeln, so hat sie keinen Inhalt für ihn. Für Metaphysik, so weit sie Wissenschaft sein will, besteht kein Wir, keine „Welt“ und keine „Weltanschauung“, weil damit die Zusammenfassung von Ideen der praktischen Vernunft zu einem Object beabsichtigt ist, welches niemals Gegenstand des Wissens werden kann.

Scheinbar unabhängig von Metaphysik geht daher die Ethik ihren Weg, obgleich in Wahrheit nur diese praktisch manifestirt, was in jener theoretisch nicht ausgesprochen werden kann. Die Selbstverleugnung, die fundamentale Bethätigung der Sittlichkeit, gehört mit ihren innersten Motiven, mit ihrem ganzen geheimnißvollen Ursprung, mit ihrem Contrast zum Naturtrieb, welcher

im Gegentheil die Selbstbefriedigung verlangt, dem transcendenten Bereich des Dinges an sich an, welches von keiner Erkenntniß aufgeschlossen wird. Geht die Forschung nach Erkenntniß, die Philosophie, gleichwohl von der unbewiesenen Voraussetzung, von der nicht existirenden empirischen Realität eines metaphysischen Objects aus, das immer nur Forderung, niemals Erfüllung einer Vernunftidee sein kann; geht sie von dem praktischen Plural in der Form von „Welt“ oder „Menschheit“ wie von einem Wissen aus, so geräth sie unaufhaltbar in Mystik, indem sie das Zauberkunststück vollführt, auf Ideen, auf Schemen und Schatten, die Qualitäten der subjectivsten Lebendigkeit zu übertragen. Solche Zauberei haben Schopenhauer und Hartmann schon auf den Titeln ihrer Werke angekündigt: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ und „Philosophie des Unbewußten, Versuch einer Weltanschauung“ — und auf diese beiden Philosophen ist es wohl zunächst abgesehen, wenn Professor Wundt in einer Abhandlung über den Aberglauben in der Wissenschaft beiläufig bemerkt:

„Der von den Schwärmern des 16. Jahrhunderts in verschiedenster Gestalt wiederholte Gedanke der Beseelung der Welt und aller einzelnen Dinge hat mächtig auf Leibniz gewirkt, und mit dem Worte, daß der Mensch ein Mikrokosmos, eine Welt im Kleinen sei, das er mit Vorliebe gebraucht, hatte Paracelsus schon dem Grundgedanken seiner mystischen Weltanschauung Ausdruck gegeben. Natürlich ist es die Philosophie, welche unter allen Wissenschaften am dauerndsten diese Nachwirkungen des Mysticismus aufweist. Indem sie sich mit den allgemeinsten Problemen des menschlichen Erkennens und Handelns beschäftigt, kann sie der Frage nach dem Verhältniß der sinnlichen Welt zu dem Uebersinnlichen nicht ganz aus dem Wege gehen, und sobald sie dieses letztere ihrer Probleme irgendwie zu lösen versucht, tragen solche Lösungsversuche naturnothwendig einen mystischen Charakter an sich. Darum begegnet es auch so leicht, daß der Inhalt eines philosophischen Systems, namentlich wenn er seiner logischen Form entkleidet wird, dem außerhalb Stehenden als phantastische Schwärmerei erscheint, oder daß ein Philosoph den andern einen Schwärmer schilt. Selbst die Vorstellungen einer übernatürlichen Erleuchtung und eines magischen Geheimwissens scheinen in blaffen Nachbildern von den mittelalterlichen Theosophen und Schwarzkünstlern her noch in neuere Zeiten hinüberzureichen.“

Als Beschaffenheit der „Welt“ ist, wie der Optimismus des Leibniz und seiner Nachfolger, so auch der Pessimismus der beiden neueren Philosophen nichts weiter als Mystik, die Uebertragung der realsten Empfindungen auf einen Vernunftbegriff, der, ob er „Welt“ oder wie sonst genannt werde, weder Lust noch Unlust verspüren kann. Bei Hartmann besonders sind alle Schrecken der Hölle losgelassen, damit im Concert des allgemeinen Wehgeheuls, welches vom „Elend des Daseins“ angestimmt wird, der Einzelne mit seiner etwaigen Lebensfreude nicht mehr gehört werden könne. Eine bloß negative Bedeutung der Lust als Aufhebung irgend eines Schmerzes oder Mangels

wird mit mathematischen Formeln nachzuweisen versucht; die Illusionen werden mit der doctrinären und dogmatischen Verallgemeinerung, der Hartmann nach der Natur seiner Denkungsweise überall huldigen muß, in „Illusionismus“ verwandelt, in einen universalen Selbstbetrug der Menschheit. Die Freuden am Besitz, am Spiel, an einzelnen harmlosen Passionen und Liebhabereien, die oft ein ganzes Menschenleben beglücken, die Gedankenlosigkeit, welche Tausenden durch das Jammerthal hilft, daß sie sich oft jahrelang ihrer kummervollen Lage nicht bis zu deutlicher Empfindung bewußt werden, — dies Alles wird nicht in Rechnung gezogen. Selbst die Erhebung des Gemüthes durch Kunst und Wissenschaft erscheint paralysirt durch die vorausgegangenen Mühen und Leiden, um den dafür erforderlichen Gesichtspunkt zu gewinnen, sowie durch die Seltenheit und Kürze des bezüglichen Genußes. Wer die Absicht nicht durchschaut, die darin besteht, dem metaphysischen Traumbild einer Natur, die sich selbstzerstörend in Idee auflösen will, eine möglichst begreifliche, möglichst reale Unterlage zu geben; wer diesen ganzen Pessimismus in seiner potenzirten Ueberschwenglichkeit nicht als ein tactisches Manöver erkennt, der fragt sich, wozu es dienen soll, daß Hartmann den armen Menschencreaturen mit Gewalt ihr grenzenloses Unglück einredet.

Diese Frage über die Tauglichkeit einer so trostlosen „Weltanschauung“ stößt zusammen mit der Frage nach dem Nutzen der Philosophie überhaupt für Herz und Seele, für den Frieden und das Glück des Gemüthes, und findet in Hartmanns Schriften die mit einer Art Entrüstung gegebene Antwort, daß Philosophie eine Wissenschaft sei, Wissenschaft aber nicht den Zweck habe, ein Trost- und Erbauungsbuch zu liefern, sondern die Wahrheit zu sagen.

Dies ist auch in Bezug auf Wissenschaft vollkommen richtig. Auch die Mathematik ist eine trostlose Wissenschaft, wenn sie einem Sterblichen beweist, daß er mehr schuldig ist als er bezahlen kann, und wird doch wegen dieser Trostlosigkeit ihr Ansehen als Wissenschaft nicht verlieren. Auch von der Philosophie gilt das Dichterwort: „Das Wissen ist der Tod.“ Wie weit aber ist die Philosophie Wissenschaft? Nur so weit, als sie die Möglichkeit der Erfahrung und folglich des Erkennens auf die Gewißheit unbestreitbarer Thatfachen des Bewußtseins, also auf apriorische Grundlagen zu stellen vermag. Dies leistet die Erkenntnistheorie und darum ist sie Wissenschaft und darum fällt ihr auch die traurige Bestimmung des Wissens zu, dem menschlichen Gemüth keinen Trost zu gewähren, sondern im Gegentheil den wahren und unverfälschten Pessimismus theoretisch zu begründen.

Die Wissenschaft des Erkennens lehrt, daß wir, eingekerkert in ein subjectives Denk- und Gefühlsvermögen, mit unserem Wissen nicht weiter gelangen, als bis an die Grenze der objectiven Wahrheit, von deren Unendlichkeit wir einzig und allein in unser Bewußtsein bringen, daß es unmöglich ist, mittelst der endlichen Beschaffenheit unserer Natur Aufschluß über den Ursprung und Zweck des Daseins zu erlangen. Dies ist ein Zustand der Unseligkeit und drängt die erschütternde Ahnung auf, daß der Glücksmangel und die unge-



heuren Leiden der Creatur, die wir überall wahrnehmen, das grausame Verhängniß, welches namentlich der Unschuld in Gestalt kranker Kinder und gequälter Thiere bereitet ist, dazu das ewige sinnlose Geflochtensein auf das Rad der Mühsal, endlich Seuchen, Erdbeben und andere Unglücksfälle, welche die Massen heimsuchen und unausgesetzt Schrecken und Todesangst verbreiten, kurz, daß alle Uebel dieses Jammerthals mit dem Fehlen der höchsten objectiven Erkenntniß einen geheimnißvollen Zusammenhang haben. Die höchste Weisheit, die unerreichbare, wäre auch das höchste, auf Erden unerreichbare Glück oder Lehrte, dasselbe freudig entbehren zu können. Selbst dem anscheinend Glücklichen dringt die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit des Seins zu Gemüthe, weil es für das Erhabenste auf Erden, für Moral und Sittlichkeit keine Motive auf Erden selbst giebt, im Bereich der Causalität, sondern diese Motive in das Unerkennbare, Transcendente hineinreichen, an dessen Grenze wir mit unserem Verstande entzweigend und verzweigend stehen bleiben müssen.

Wenn nun die Grundlagen des Erkennens eine Wissenschaft sind, so ist es doch keineswegs auch der daraus abgeleitete Pessimismus. Dieser ist nur eine Idee der Vernunft, von der Kant eindringlich genug lehrt, daß sie keinen constitutiven, sondern nur einen regulativen Gebrauch zuläßt. Die Vernunft erkennt nicht die Dinge, weil sie nicht apriorisch zu Werke geht, sie bringt vielmehr nur die Dinge in den Zusammenhang einer Idee und regelt dadurch die Werthschätzung und die Anwendung der Dinge. Weil aber die Ideen der Vernunft nicht apriorische Gesetze der Natur sind, so haben sie auch nicht das Kennzeichen der Wissenschaft: nothwendig und allgemein eingesehen werden zu müssen. Daraus entspringt die Verschiedenheit, die Willkürlichkeit der Meinungen in allen Forschungs-Disziplinen, die wie Politik, Ethik, Rechtsphilosophie u. auf Ideen der Vernunft beruhen. So kann denn auch der Pessimismus keine Wissenschaft, nur eine Idee der Vernunft sein, abhängig von den Dispositionen des Temperamentes, der individuellen Erfahrung und der einzelnen Denkungsweise, ohne die geringste Berechtigung, die Geltung einer allgemeinen Wahrheit, einer nothwendigen Erkenntniß zu beanspruchen.

Gehört somit der Pessimismus nicht in die Philosophie, so weit sie Wissenschaft sein will, so verliert auch Hartmann ganz und gar das Recht, die Trostlosigkeit, die er für seine speculativen Zwecke nöthig hat, als eine Wissenschaft zu predigen, die allerdings keinen Trost zu geben braucht. Bloße speculative Ideen der Vernunft haben vielmehr — bei Hartmann ausgenommen — stets einen Trost mit sich geführt. So vermag die Begriffsbildung Hegels das Gemüth einigermaßen von dem ewig lastenden Druck der empirischen Realität zu befreien; so kann Schopenhauers Verneinung des Willens zum Leben eine überirdische Seligkeit, den Frieden der Weltüberwindung vorschweben lassen; so ist auch besonders aus dem alten Spinoza der fatalistische Trost der ewigen, unabänderlichen Nothwendigkeit alles Geschehenden zu schöpfen. Dem Neu-Spinozismus Hartmanns allein blieb es

vorbehalten, mittelst speculativer Ideen der Vernunft eine Perspective des namenlosen Grauens und Entsetzens aufzuthun, und ihm allein blieb es auch vorbehalten, mit einer gradezu monströsen Logik für die Scheußlichkeit der Selbstzerstörung des Willens oder der Natur die Zustimmung, ja die hoch-aufflammende sittliche Begeisterung des armen Menschenherzens zu verlangen.

Seine „Welt“ ist teleologisch eingerichtet, alles Denken und praktische Thun dient ausschließlich dem einzigen Zweck: dem allmählichen Selbstmord des Willens, und wer dazu nicht beitragen, dieses Ziel nicht als Seligkeit empfinden will, der soll nicht mitsprechen, sondern lieber, wie es in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“ wörtlich heißt: „Schweinebraten mit Sauerkohl essen.“

Hören wir ihn selbst, wie er sich das Ende der Welt denkt, wobei immer im Auge behalten werden muß, daß er die Begriffe „Welt“ und „Menschheit“, ohne daß ihm der Widersinn im geringsten einfiele, stets wie reale, empirische Objecte behandelt:

„Die Schmerzlosigkeit erreicht die greise Menschheit nicht; denn sie ist ja kein reiner Geist, sie ist schwächlich und gebrechlich und muß trotzdem arbeiten um zu leben und weiß doch nicht, wozu sie lebt; denn sie hat ja die Täuschung des Lebens hinter sich und hofft und erwartet nichts mehr vom Leben. Sie hat, wie jeder sehr alte und über sich selbst klare Greis nur noch einen Wunsch: Ruhe, Frieden, ewigen Schlaf ohne Traum, der ihre Müdigkeit stille. Nach den drei Stadien der Illusion, der Hoffnung auf ein positives Glück, hat sie endlich die Thorheit ihres Strebens eingesehen, sie verzichtet endgültig auf jedes positive Glück und sehnt sich nur nach absoluter Schmerzlosigkeit, nach dem Nichts, Nirvana. Aber nicht, wie auch früher schon, dieser oder jener Einzelne, sondern die Menschheit sehnt sich nach dem Nichts, nach Vernichtung. Dies ist das einzig denkbare Ende von dem dritten und letzten Stadium der Illusion“\*).

Nicht also wie bei Schopenhauer hier und da ein Einzelner verschmäht „Schweinebraten mit Sauerkohl“, d. h. verneint den Willen zum Leben, sondern die — Menschheit. Der concrete Inhalt dieses Begriffes sind alle Menschen, also auch die Kinder, die heute erst geboren werden, und sie müssen folglich, um zu der philosophisch gewordenen Menschheit zu gehören, ohne Klagen und mit den weißen Haaren des Greises auf die Welt kommen. Die in Todesmüdigkeit dahinsterbende „Welt“ ist zwar eine kolossale Abnormität speculativen Denkens — allein gesetzt, sie fände Glauben, ist dieser Glaube dazu angethan, zu beleben, zu begeistern, kurz wie Hartmann voraussetzt, zur freudigsten Mitwirkung an einer Culturentwicklung fortzureißen, die ein solches Ziel hat? Mit Marquis Fosa kann man jagen: „Starres Eis auf heißer Hand zu tragen, das ist mehr als die Natur den Sterblichen beschieden.“

Dennoch verwahrt sich Hartmann mit grenzenloser Naivetät dagegen,

\*) „Phil. d. Unbew.“ S. 662.

daß sein Pessimismus trostlos sei und in einer eigenen Abhandlung über diesen Gegenstand führt er aus, daß nur das Sein trostlos sei und daher sein Aufruf an die Menschheit, dem Nichtsein in die Arme zu fallen, voll Trost sein müsse.

Ich habe zu Anfang dieser Betrachtung bemerkt, daß Hartmanns Metaphysik die letzte in diesem Jahrhundert sein wird. Bloß aus der Jahreszahl geschöpft, könnte diese Bemerkung trügerisch sein, weil ja noch am letzten December 1899 das Erscheinen einer neuen Metaphysik möglich wäre. Allein die Bemerkung hat ihren Grund in der Beschaffenheit dieser letzten, dieser Hartmann'schen Metaphysik, welche das Unwesen der dogmatischen Speculation, das ungeheure Verderben, womit der objectiv Idealismus durch sein Erbauen von Thürmen in der Luft den menschlichen Geist bedroht, zu einem so kolossalen Extrem getrieben hat, daß das Hartmann'sche System wohl als der endgültige, jede künftige Erholung ausschließende „Krach“ der unkritischen Metaphysik zu betrachten ist. Preise darum Derjenige, dem es um die Wissenschaft Ernst ist, die gegenwärtigen Bemühungen, Kants Erkenntnistheorie immer mehr zu befestigen und mit ihr die Grundlagen, auf welchen vielleicht das zwanzigste Jahrhundert eine Metaphysik, die als Wissenschaft gelten kann, aufgeführt sehen wird.





## Die Marienburg.

Ein ostdeutsches Denkmal.

Von

**J. Jastrow.**

— Berlin. —



ine eintönige Fahrt erwartet uns, wenn wir die Reichshauptstadt nach Osten hin verlassen. Der märkische Sand und das baltische Flachland bieten weder die Abwechselung von Berg und Thal, welche dem Auge ein beständig neues Bild gewährt, noch auch den Anblick üppiger Fluren, der unser Herz mit Dankbarkeit an den reichlich spendenden Boden fesselt. Wir fahren durch ein Land, das arm ist an Reizen der Natur, arm, wie man glaubt, an geschichtlichen Erinnerungen.

Und doch ist auch dies historischer Boden! Selten freilich ein einzelner Punkt, an den sich das Andenken eines bestimmten Ereignisses heftet; aber die weitgedehnte Ebene im Ganzen ist das, was sie ist, geworden durch die Geschichte ihrer Bewohner. Nichts giebt hier das Erdreich mühelos; wenn es Früchte bringt, so zeugen sie von der schwieligen Hand des Arbeiters.

Vor uns zur Linken das Oberbruch, es ist die Provinz, die Friedrich der Große ohne Schwertstreich erobert hat; das Land ist eine Schöpfung der Könige von Preußen. Wir sind in der Gegend, in welcher Thaer zum Begründer des modernen Ackerbaues geworden ist, indem er zeigte, wie der Landwirth den Boden zwingen kann, ihm jährliche Frucht zu geben. Wir kommen an den Zusammenfluß der Oder- und Warthestraße nach Küstrin, einer starken Festung, nicht weil die Natur zum Festungsbau einlud, sondern weil sie ihn an dieser Stelle zur gebieterischen Nothwendigkeit machte. Die Gefangenschaft des Kronprinzen Friedrich, der Sieg des großen Königs bei Bornsdorf sind die Erinnerungen, die uns bis an die Stelle begleiten, wo die Bahn von der Warthe ab in den Nebedistricht führt. Hier hat nicht, wie

im Westen, der Verkehr die Wege geschaffen, sondern in harter Arbeit sind die Wege gebahnt worden, auf denen Handel und Wandel in's Land gelockt werden sollten; der Platz, an dem die beiden größten Bahnstrecken des östlichen Deutschland einander begegnen, ist kein großstädtischer Brennpunkt, wie Köln am Rhein und Frankfurt am Main, er war, als die Bahnen gebaut wurden, eine Stelle im freien Felde, die keinen Namen hatte, ein bloßer Kreuzungspunkt, „Kreuz“.

Die Bahn benutzte den Weg, den Friedrich der Große gebaut, um die östlichen Länder seines Staates mit seiner Hauptstadt zu verbinden. Rechts von uns liegt sein Bromberger Canal, der mit den märkischen Canälen zusammen das Ganze bildet, welches die Ost- und Nordseeländer zu einem Verkehrssystem eint. Die große Landstraße und die große Wasserstraße sind die gewaltigen Werke, welche Goethe vorschwebten, als er dem Trauerspiel vom Zwiespalt des Denkers den versöhnenden zweiten Theil hinzufügte, in welchem Faust als schaffender Staatsmann die innere Befriedigung wiederfindet.

Zu solchen Betrachtungen läßt die Gegend uns Zeit. Endlos ziehen sich die Waldungen hin; sie haben auch zur Winterszeit ihren Schmuck behalten. Der dürre Boden ernährt nur Nadelholz. Auch dieses wird dünner und dünner. Städte und Dörfer haben längst aufgehört; — wir sind in der „Tucheler Haide“. Soweit das Auge reicht, keine Spur einer menschlichen Ansiedelung. Aber auch hier hat die fleißige Hand der Umwohnenden Gräben gezogen, Verieselungen angelegt und das Wasser, das die Natur dem Boden versagt hat, auf künstliche Art herangeleitet. Noch ist Alles in den Anfängen; aber wer weiß, ob man dereinst nicht auch hier von einer Provinz sprechen wird, die ohne Schwertstreich erobert ist, von einem Lande, in dem der Mensch den Flugsand erst hat zum Festland machen müssen, um auf ihm zu wohnen.

Wir sind schon lange im Weichsellande. Jetzt endlich kommen wir an den Fluß selbst, den reißendsten der deutschen Ströme, der dem Dampfstoß trotzte und schon vor einem Vierteljahrhundert die deutschen Baumeister nöthigte, sich an das große Werk zu wagen, welches dem Strom ein Joch auflegt. Beinahe einen Kilometer lang ist die mächtige Gitterbrücke — es ist die Eisenbahnbrücke von Dirschau, die in der Geschichte des deutschen Brückenbaues eine epochemachende Leistung bildet.

Nun senkt sich das Terrain allmählich. Denn im Mündungsdreieck zwischen Weichsel und Rogat liegt das Land tiefer als das Wasser. Es ist ein Land wie dasjenige, in welchem Mynher sich stolzen Sinnes rühmen darf, „das Meer hat Gott geschaffen, die Gestade der Holländer“. So hat auch hier Jahrhunderte lange Arbeit die Deiche errichtet, welche den Bewohnern die „Werder“ gesichert haben.

\* \* \*

Am überwältigendsten erfassen uns solche Betrachtungen, wenn wir jenseits der Rogat den Bahnkörper verlassen und unsere Schritte nach der vor uns liegenden Stadt zulenken. Vor unseren Augen liegt ein gewaltiger Bургbau; nicht wie

die Wartburg oder die vielen Festen der Rheinlande als Krönung eines Berges, den die Natur dem Menschen als festestes Bollwerk geschenkt, sondern frei in der Ebene, ohne Anlehnung, ohne Sicherung; nicht erbaut aus den mächtigen Quadern, wie sie die Steinbrüche des Westens liefern, sondern aus den Steinen, die mit Mühe und Noth des Menschen Hand aus lehmiger Erde hat formen müssen.

Von Gräben umzogen, auf eine mäßige Erdausschüttung hingestellt, die nahe Wasserstraße mehr beschützend, als von ihr beschützt, ganz in Backstein und Mörtel aufgeführt, ist diese größte aller deutschen Burgen von ihren Kellern bis zu ihren Zinnen ein Werk von Menschenhand.

Es ist die Marienburg, vor der wir stehen. Nicht ohne Wehmuth sehen wir nebeneinander die festen Wände und das zerfallene Gemäuer, die mächtigen Bogenfenster und die elenden Dachlücken, den gewaltig gedehnten Bau und die kümmerlich dazwischen geklemmten Hütten. Man merkt dem Werk die Jahrhunderte an, die es gekostet, die Jahrhunderte, die es gelitten hat. Es ist, wie wenn wir einen alternden Helben in's Auge fassen. Noch sieht man die Manneskraft der schwellenden Muskeln; aber die durchfurchte Stirn zeigt, was die Last der Jahre und die Macht des Erduldeten an der früheren Vollkraft gemindert haben. So spricht aus dem Festungswerke auch heute noch die ganze Kraft seiner kriegerischen Bestimmung; aber Lücken und Brüche zeugen von den Stürmen, denen es hat trogen müssen.

Solche Bauwerke kann man nicht verstehen, wenn man ihre Schicksale nicht kennt. Ganz ohne Zuthun der Natur errichtet, aus den Bedürfnissen ihrer Zeit hervorgegangen, bei folgenden Geschlechtern von Gunst und Ungunst gefördert und geschädigt, sind sie in ihrem gegenwärtigen Zustande ein Denkmal ihrer Vergangenheit; in den einzelnen Abschnitten ihrer Baugeschichte spiegelt sich jedesmal die Cultur eines ganzen Zeitalters wieder.

Schritt für Schritt können wir das Bauwerk durch mehr als ein halbes Jahrtausend verfolgen.

Als der deutsche Orden von Venedig aus seine Landmeister zu den heidnischen Preußen schickte, sicherten diese jeden Schritt breit Landes durch eine feste Burg; so entstanden die Weichsel abwärts Thorn, Kulm, Graudenz und endlich die Marienburg. Anfangs nur ein Stomthurß, wie jeder andere, wurde sie noch im dreizehnten Jahrhundert zur Hauptburg des Landes ausgebaut. Im Jahre 1280 begann man den Bau des Hochschlosses. Seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts baute man mit gesteigertem Eifer fort. Denn Preußen war inzwischen das Hauptland des Ordens geworden. In allen Theilen Deutschlands und Italiens, ja selbst aus den Zeiten seiner Stiftung her noch im fernen Morgenlande, hatte der Orden kleine Besitzungen: hier allein besaß er ein großes Gebiet, mit eigener Kraft erobert und gehalten. Hierher wurde von Venedig der Hauptstiz des Ordens verlegt. Im Jahre 1309 ritt Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen in die Marienburg ein. Seit damals war sie das Ordenshaupthaus. In diese Zeit fällt der Portal-

bau des Hochschlosses, der Ausbau des Westflügels. Hochmeister Werner von Orseln scheint dasselbe Kapellenportal errichtet zu haben, unter dem er im Jahre 1330 von mörderischer Hand um's Leben gebracht wurde.

Mit der steigenden Macht des Ordens wurden ihm aber die Räume zu eng. Die kleine Vorburg wurde abgebrochen, eine neue größere weiter nordwärts angelegt und in großem Umkreis als schützende Mauer herumgeführt. So waren Hochschloß und Vorburg durch einen weiten Zwischenraum getrennt; und auf diesem Platz sollte sich ein neuer Prachtbau erheben: das Mittelschloß. Wie die Regierung des Hochmeisters Winrich von Kniprode in jeder Beziehung für das goldene Zeitalter des Ordens gilt, so bezeichnet auch seine Thätigkeit an dem Ordenshause die Glanzzeit von dessen Baugeschichte. Die Anlage und die Mauern fand er bereits vor. Im Hochschloß war die St. Annengruft gewölbt, der Capitelsaal stand fertig da, vielleicht auch schon der Conventsremter des Mittelschlosses. Winrich hat neben diesem sich und seinen Nachfolgern die fürstliche Hochmeisterwohnung hergestellt, er hat den ganzen Ostflügel angefügt; ihm vor allem gehört der prächtige Ausbau des Ganzen, — ein Zeichen der Blüthe in Kunst und Wissenschaft, aber auch ein Denkmal des wirtschaftlichen Gedeihens, der sorgsamten Verwaltung, welche die Herbeischaffung solcher Mittel ermöglichte.

Auch hier freilich lagen Blüthe und Verfall dicht neben einander. Das Jahrhundert ging nicht zu Ende, ohne in den inneren Zwistigkeiten der Ordensritter die Vorboten des Sturzes zu bringen; das neue Jahrhundert brachte einen siegreichen Feind in's Land. Bei Tannenberg im Jahre 1410 auf's Haupt geschlagen, seines Hochmeisters beraubt, schien der Orden verloren.

Damals war die Marienburg sein einziger Halt. Was der Fleiß von anderthalb Jahrhunderten an dem gewaltigen Festungswerk geschafft hatte kam jetzt als fertige Leistung noch einmal den Brüdern zu Gute. Auf die Nachricht von der Niederlage eilte der wackere Komthur von Schwetz, Heinrich Neuß von Plauen, die Weichselstraße abwärts bis zum Ordenshaupthaus. Hier versammelte er den zusammengeschmolzenen Rest der Ritter um sich. Als neugewählter „Statthalter“ leitete er die Vertheidigung mit solcher Umsicht und Ausdauer, daß die siegreichen Polen an der Einnahme der unüberwindlichen Feste verzweifeln mußten.

So hatte die Burg noch einmal den Orden gerettet, der sie erbaut hatte; aber schon war der Ordensstaat selbst in der Auflösung begriffen. Wir nähern uns dem Ende des Mittelalters. Die Zeit der Ritter und der Burgen war vorbei; das Schießpulver machte ihnen ein Ende. Auch der Marienburg prägten sich die Spuren der neuen Zeit ein. Heinrich von Plauen, nunmehr förmlich zum Hochmeister erwählt, mußte schon versuchen, sein Bollwerk gegen die Donnerbüchsen zu schützen; er umgab es mit Neubauten und Umbauten: dem Sperlingsthurm, Dietrichsthurm, Buttermilchsthurm. Es war der letzte Versuch.

Mit den Grundlagen des Ritterthums sank auch die ritterliche Disciplin.

Dem Versuche, sie wiederherzustellen, erlag der strenge Hochmeister. Seines Amtes entsetzt und auf eine einsame Ordensburg verwiesen, ist er im Elend gestorben. Mit ihm schied aus dem Orden der Geist seiner Begründer.

Zu halten war eine Herrschaft nur noch mit den Mitteln der neuen Kriegskunst. Ueberall gewinnen die Fußtruppen die Oberhand, die Landsknechte kommen gegen die Ritter auf. Indem nun der Ritterstaat der Ordensbrüder, um sich zu behaupten, die unritterlichen Truppen in seinen Dienst nehmen mußte, bekundete er selbst seine innere Haltlosigkeit: der Hochmeister wurde abhängig von seinen Soldtruppen; mit der Macht der Herrschenden löste sich der Gehorsam der Unterthanen, verschwanden auch die Ueberschüsse der Verwaltung und damit hörte jene Kunstblüthe auf, die auf der Blüthe des Ordensstaates beruhte. Mit stummer Veredtsamkeit giebt uns das Schweigen der Baugeschichte der Marienburg wiederum das richtige Bild von den Schicksalen seiner Bewohner.

Als dann die Noth auf's Höchste stieg, als die unbezahlten Söldner sich in einer Burg nach der anderen zu Herren machten, da bezeichnete es des Elends Gipfel, daß sie sich endlich auch in der Marienburg selbst festsetzten und sie zuletzt dem Polenkönig auslieferten (1457).

Während der Orden sich in Ostpreußen noch eine Zeitlang am Leben erhielt, gerieth Westpreußen damals unter die polnische Fremdherrschaft, die mehr als drei Jahrhunderte auf dem Lande gelastet hat. Und nun theilte die Marienburg die Schicksale des Königreichs, dem es einverleibt war; sie war der Sitz polnischer Starosten; sie sah in ihren Mauern die sächsischen Auguste, deren Maitressen in den ernstesten Hallen zuweilen ihr Quartier nahmen. Widerstandslos drangen äußere Feinde bis in das Innere des Polenreiches. Gustav Adolf hat eine Zeitlang an der Marienburg den Stützpunkt gefunden, von welchem aus er glaubte, das Weichselland seinem großen Ostseestaate einverleiben zu können. In den späteren schwedisch-polnischen Kriegen ist auch der Große Kurfürst hier gewesen. Im siebenjährigen Kriege endlich, an dem Polen gar nicht theilhaftig war, war es bereits soweit gekommen, daß die Russen ungerufen und ungehindert sich in den Besitz der Marienburg setzen konnten.

Ob aber in Polen die wettiner oder die einheimischen Könige regierten, ob selbsterwählte Fürsten oder feindliche Administratoren: die Verwaltung blieb dieselbe, d. h. es wurde zuletzt überhaupt nicht mehr verwaltet.

Zeuge dieses staatlichen Zerfalles war die bauliche Zerrüttung der Marienburg. Seitdem im Jahre 1644 die Dächer des Hochschlosses abgebrannt waren, ließ man sechzig Jahre lang den Bau unbedeckt stehen, Wind und Wetter preisgegeben. Ein Thurm nach dem andern stürzte ein. Die Pfahlbrücke über die Rogat wurde vom Eisgang niedergerissen.

Inzwischen nisteten sich in den Winkeln zwischen den einzelnen Theilen des Baues allerhand Schußbefohlene der Starosten fest. Hier war man frei von städtischen Abgaben, und die polnischen Machthaber trieben ein ein-



träglichen Geschäft mit dem Anweisen von Winkelstellen für kleine Handwerkerwohnungen. So kletterte sich damals ein regelloses Hütten Dorf in das Bauwerk hinein.

Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß dem Bauwerk bessere Zeiten kamen, als es bei der Theilung Polens (1772) von Friedrich dem Großen in Besiß genommen wurde. Auch Friedrich war ein Kind seiner Zeit, auch er lebte in den Anschauungen des 18. Jahrhunderts, das in berechtigtem Stolz auf die eigenen Erfolge den richtigen Maßstab für die Werthschätzung der Vergangenheit noch nicht zu finden vermochte. Selbstverständlich hielt das erleuchtete Zeitalter seinen eigenen Geschmack für den eigentlich vollendeten, und die Marienburg wurde im Zopfstil ausgebaut. Selbstverständlich war es auch, daß es für die Werke der Vergangenheit kein höheres Ziel geben konnte, als jener so hoch entwickelten Gegenwart zu dienen — darum wurde die Marienburg zur Kaserne gemacht. Der hohe Capitalsaal wurde durch mächtige Balkenzüge in zwei Stockwerke getheilt, von denen jedes für Offizierwohnungen noch immer hoch genug war. Wenn der Conventsremter ein Exercierhaus werden sollte, so war für den dröhnenden Gleichtritt der Grenadiere der Fliesenboden nicht zu brauchen; man hob ihn auf. Damals geschah es auch, daß eine ganze Anzahl der hochgewölbten Fenster zugemauert wurde.

Unter Friedrich Wilhelm II. kam an die westpreussische Regierung der wohlwollende Befehl, die vielen wüsthliegenden Häuser von Marienburg doch lieber an fleißige Leute zu geben, die dort Werkstatt und Wohnung haben könnten. Nichts lag den Beamten näher, als die Burg selbst dazu zu nehmen. Das Dach des Südwestflügels bedurfte damals einer Wiederherstellung; es wurden Maurer hinaufgeschickt. Die warfen die Zinnen herab und setzten ein weit hervorragendes flaches Dach auf, welches fortan den majestätischen Bau schützte und bedrückte. Im Innern des großen Remter zog man Balken, wie man es früher im Conventsremter gethan. So erhielt man oben und unten zusammen acht getrennte Wohnungen für Baumwollenweber. Die Gewölbe in „Meisters Stube“ wurden eingeschlagen, die ganze Hochmeisterwohnung wurde für Weber eingerichtet. Als unter Friedrich Wilhelm III. zu Anfang des neuen Jahrhunderts sich kriegerisches Gewölk über ganz Europa zusammenzog, da suchte man auch in Preußen alle Kräfte anzuspannen — die Gewölbe des hohen Schlosses wurden Schüttböden für Getreide, Mehl und Salz. Nur die Schloßkirche und der Schloßthurm blieben noch frei.

Wer sich den Sinn für Ebles und Hohes bewahrt hat, wird bei der Erinnerung an diese Verwüstungen tiefen Schmerz empfinden. Gewiß, dieser Schmerz ist gerecht, aber höchst ungerecht wäre es, wenn wir unterschiedslos alle Diejenigen verdammen wollten, die ihn uns verursacht haben. Die Männer des achtzehnten Jahrhunderts waren eben in den Vorurtheilen ihrer Zeit befangen, wie wir in denjenigen befangen sind, die nachlebende Geschlechter an unserem Zeitalter entdecken werden. Sie thaten nichts, was sie für Unrecht halten konnten. Armen Leuten Wohnungen verschaffen, eine bewaffnete

Macht zum Schutze des Vaterlandes ausbilden, Vorrathskammern für die Zeiten der Noth anlegen und füllen — das waren die gewiß doch sehr ehrenwerthen Ziele, denen eben das preußische Beamtenthum alles Andere mit derselben Gewissenhaftigkeit unterordnete, mit welcher in diesem Staatswesen immer die wichtigsten Rücksichten alle anderen in den Hintergrund drängten. Vergessen wir nur ja nicht, daß diese peinliche Gewissenhaftigkeit, auch wo sie uns rücksichtslos erscheint, dennoch die Schule gewesen ist für dieselben Verwaltungsmänner, welche heute im Stande sind, Millionen für Kunstzwecke zu verwenden.

Eine jede fest entwickelte Gesinnung trägt eben die Mittel zu ihrer Fortbildung, zur Ueberwindung ihrer Einseitigkeit in sich. Noch im achtzehnten Jahrhundert selbst haben die Kunststudien eines Wintermann, Herder, Lessing ihre Früchte getragen. Schon wuchs ein junges Geschlecht heran, welches mit Lust und Liebe sich in die Kunstwerke vergangener Zeiten versenkte. Selten hat sich der Gegensatz zweier Generationen in so hartem Aneinanderstoßen gezeigt, wie an der Marienburg. Während der alte Oberbaurath Gilly die Zerstörungsarbeiten leitete, saß sein Sohn in verständnißvoller Bewunderung auf den Trümmern des verfallenden Gemäuers und veranstaltete die erste Aufnahme des Bauwerkes. Diese Zeichnung hatte das tragische Geschick, daß sie dem Alten zur Grundlage für den mörderischsten aller Pläne dienen mußte: das hohe Schloß und das Mittelschloß sollten einfach niedergebroschen werden, damit man aus ihren vortrefflichen Ziegeln ein neues Magazingebäude errichten könnte. Was die Ausführung des Planes hinderte, war der einzige Umstand, daß er sich als zu kostspielig erwies. Es sollte dasselbe mit geringeren Mitteln erreicht werden. Die hochgewölbten Fenster wurden geblendet; an ihre Stelle traten kleine Magazinslufen. Als aber auch an die Mauern Hand gelegt wurde, da fand sich endlich in dem heranwachsenden Geschlecht ein Retter und Beschützer. Der junge Schenkendorf\*), der nachmalige „Kaiserherold“, suchte die Ruinen auf und lehrte erschrocken zurück. Das alte Gebäude kam ihm vor „wie das Skelett eines Riesen“. Mit lauter Stimme klagte er das Zerstörungswerk an. Die Folge davon war, daß sofort ein königlicher Befehl die weitere Zerstörung untersagte. Mit unsäglicher Mühe gelang es noch, den nordwestlichen Giebel zu retten; wenige Tage später wäre auch er gefallen.

Es war dieselbe Zeit, in welcher im Westen unseres Vaterlandes die Herrlichkeit des Kölner Doms durch die Gebrüder Boisserée — man kann beinahe sagen, entdeckt wurde. Ein Werk, das wohl verdient, neben dem ihrigen genannt zu werden, hat damals auch dem neu erwachenden historischen Sinn die Marienburg entlockt. Friedr. Kuper gaben zuerst ein Bild von der

\*) Er gilt wenigstens als Verfasser des Artikels „Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen“ in: Der Freimüthige oder Berlinische Zeitung für gebildete unbefangene Leser. 1803, Nr. 136 (26. Aug.). Der Artikel ist unterzeichnet: F. v. Sch.; Max von Schenkendorf führte als ersten Vornamen Ferdinand.

Pracht des Schloßbaues; in ihnen fanden dann auch die Aufnahmen des jungen Gilly eine würdige Verwerthung\*).

Zunächst freilich konnten alle diese Arbeiten keinen Fortgang haben. Ueber Preußen entlud sich das schrecklichste Kriegsgewitter, von dem es jemals betroffen worden. Die Franzosen wurden Herren im Lande. Selbst über den Frieden von Tilsit hinaus lag eine französische Besatzung in der Marienburg; — der Conventsremter war ihr Pferde stall.

Still und trübe waren die Jahre der allmählichen Erholung. Der Weltbeherrscher durfte nicht merken, was gegen ihn vorging. Als Napoleon das Aufgebot von ganz Westeuropa in die russischen Flachländer führte, war der König von Preußen sein Bundesgenosse. Das Hochschloß bewahrte als französisches Magazin die Vorräthe des Eroberungsheeres.

Als aber die Flammen der brennenden Moskowiterstadt den Völkern zur Befreiung leuchteten, als dann in den hochgehenden Wogen der Freiheitskriege die Liebe zum Vaterlande, das erste Mal in der deutschen Geschichte, das ganze Volk in allen seinen Schichten erfaßte, da fand auch die Liebe zu den heimischen Denkmälern ihren Weg in die Herzen des gesamten Volkes; und das erste Bauwerk, an dem sie sich werththätig offenbarte, das war die Marienburg.

In dem zweiten Friedensjahre legte man Hand an's Werk. In den Kreisen der Architekten regte sich das Interesse für den Bau. Der jüngere Gilly hatte nicht umsonst gewirkt; kein Geringerer als Schinkel war sein Schüler und Erbe seines Geistes. Schinkel hat dann die Burg besucht, einen Bericht erstattet und dadurch auch Staatsmittel flüssig gemacht. Zunächst handelte es sich um die Hochmeisterwohnung im Westflügel des Mittelschlosses. Es ereignete sich hierbei der seltene Fall, daß der Kostenanschlag nicht erreicht wurde. Was von Verwaltungskräften bei der Leitung der Wiederherstellung nöthig war, das konnte zum größten Theil durch freiwillige Dienstleistungen ersetzt werden. Ganze Theile des Baues wurden von einzelnen Corporationen übernommen. Hoch und niedrig, ohne Unterschied des Standes, der Partei rechneten es sich zur Ehre an, an dem großen Werke mitzuwirken. Die Prinzen des königlichen Hauses stellten den großen Remter wieder her. Offiziercorps und Behörden, Geistliche und Freimaurer wirkten hier einträchtig zusammen. Damit aber, was der Eifer des neuen Jahrhunderts geschaffen, nicht in späteren wiederum zu Grunde gehe, übernahm der König selbst für ewige Zeiten die Unterhaltung des Ganzen.

Einst war der Bau des Ordenshaupthauses das stolze Werk des Gebieters im eroberten Lande gewesen; jetzt zeigte die Wiederherstellung des Herrscherhauses die neuen Grundlagen der Herrschaft: das unentwegte Zusammenwirken des Königs mit seinem Volke.

---

\*) Das Fried'sche Kupferwerk ist sehr selten geworden; dem Vernehmen nach sind die Platten jetzt in den Besitz der preussischen Regierung übergegangen, welche einen Neudruck beabsichtigt.

Es hätte mit wunderbaren Dingen zugehen müssen, wenn dieses erste Aufklaren des historischen Kunstsinnes sofort ein so feines kunstgeschichtliches Verständniß nachgerufen hätte, wie es nöthig ist, um bei der Wiederherstellung den alten Meistern nachzufühlen, mit richtigem Tact die Lücken zu ergänzen. Gewiß kann man heute, wo historische Wissenschaft und historische Kunst auf Jahrzehnte erfolgreicher Thätigkeit zurückblicken, jenen ersten Versuchen so manchen Fehler gegen die geschichtliche Wahrheit nachweisen. Allein nicht nur steht der Haupttheil jener Arbeiten, die Wiederherstellung des Mauerwerkes der Hochmeisterwohnung, als vollendete Leistung vor uns. Weit mehr noch sind wir jener Bewegung zu Dank verpflichtet für das Ziel, das sie auch den Nachlebenden gesteckt hat: daß ein gesittetes Zeitalter zwar in den eigenen Werken den eigenen Geschmack darf walten lassen, daß es aber versuchen soll, die Kunst vergangener Zeiten nach ihrer Eigenart zu begreifen und sich gegenwärtig zu erhalten. Und in dieser Werthschätzung der Vergangenheit liegt eines der unterscheidenden Merkmale unseres Jahrhunderts im Gegensatz zu demjenigen, aus dem es hervorgegangen ist.

Auf's Schönste zeigte sich der Uebergang vom Alten zum Neuen in demjenigen Manne, welcher die eigentliche Seele aller jener Bestrebungen um die Wiederherstellung der alten Burg war: in dem Oberpräsidenten v. Schön. Er war Vertreter jenes Liberalismus, der nicht mit Unrecht als ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts gilt, als die unmittelbare Frucht des bildungsfrohen Zeitalters, welches in muthigem Vorwärtseilen es verschmähte, zuweilen auch den Blick rückwärts zu lenken. Wie aber diese Männer zu wirklicher Thätigkeit im staatlichen Leben gelangten, da lernten sie auch die Grundlagen werthschätzen, die frühere Jahrhunderte zu ihrem Staatsbau gelegt hatten. Ein Zeichen dieser Hochachtung war v. Schöns Thätigkeit für das ehrwürdige Baudenkmal. Wenn der vorwärtstrebende Mann, der Feind alles „Feudalen“, von seinem Könige mit dem alterthümlichen Titel eines „Burggrafen der Marienburg“ geehrt wurde, so war dies recht eigentlich der Ausdruck des sich vollziehenden Umschwungs.

Freilich noch nicht des vollzogenen! Es ist bekannt, wie lange noch das Alte mit dem Neuen den niemals ausgekämpften Kampf gerungen hat. Die Jahre der Revolution waren so wenig wie die darauf folgenden Zeiten künstlerischen Bestrebungen besonders günstig. Und doch war für König Friedrich Wilhelm IV. gerade die Förderung von Kunst und Wissenschaft Gegenstand persönlicher Fürsorge, persönlichen Verständnisses. Er hat in seinem Lande die Erhaltung der Denkmäler zu einem Zweige der Staatsverwaltung erhoben. Der erste „Conservator“, der für das Königreich ernannt wurde, v. Quast, hat seiner Heimatsprovinz Preußen immer eine ganz besondere Vorliebe zugewandt. Von ihm rühren auch die historischen Untersuchungen über die Baugeschichte der Marienburg her, welche bis heute die grundlegenden geblieben sind. Aber die beabsichtigte große Aufnahme der Denkmäler im ganzen Staat kam nicht zu Stande; auch die planmäßige Wiederherstellung der alten Bau-

werke ist niemals begonnen worden. Es kam nicht über eine stückweise gelegentliche Thätigkeit hinaus. Nach v. Quast's Tode blieb seine Stelle jahrelang unbesezt.

Jetzt ist seit einigen Jahren unter den Wirkungen der neu errungenen nationalen Einheit auch wieder ein regeres und allgemeineres Interesse für die Denkmäler der Vergangenheit zur Geltung gekommen. Auf ausdrücklichen Wunsch der Volksvertretung, ohne Unterschied der Partei, wurde die erledigte Stelle wieder besezt; und der neu ernannte Conservator, v. Dehn-Rotfeller, hat sofort auch auf die Marienburg sein Augenmerk gerichtet.

Zwei verschiedene Bestrebungen sind in den letzten Jahren neben einander hergegangen: private und staatliche Thätigkeit; beide waren schnell darin einig, daß, nachdem die Schön'sche Restauration ausschließlich dem Mittelschloß gewidmet gewesen war, nunmehr zunächst das Hochschloß in's Auge zu fassen sei.

Schon im Jahre 1872 bei der Säcularfeier der Wiedergewinnung Westpreußens in den Prunkräumen des Mittelschlusses war der müßige Zustand des Hochschlusses schmerzlich aufgefallen. Der Sanitätsrath Marschall ward nicht müde, diese Empfindung zunächst unter seinen Marienburger Mitbürgern immer auf's Neue anzuregen. Von ihm rührt auch der Gedanke her, durch Gründung eines Ordensmuseums dem hohen Hause eine würdige Verwendung zu sichern. Von allen Aufgaben, welche sich der jetzt neu entstandene „Verein für die Ausschmückung der Marienburg“ gesetzt hat, dürfte diese gerade diejenige sein, die ihm am naturgemähesten zufällt. Es giebt in Ost- und Westpreußen eine Anzahl privater Sammlungen, die ein solcher Verein weit leichter und wohlfeiler erwirbt, als der Staat.

Diesem aber fällt bei der Wiederherstellung eines Baues neben der Pflicht des Eigenthümers auch die Schuld des Zerstörers, sowie endlich die pflichtschuldige Vertretung des nationalen Interesses zu. In der That hatte schon vor etwa 20 Jahren die Regierung den Baumeister Blankenstein mit den einschlägigen Untersuchungen beauftragt; dann hatte eine eigene Ministerialcommission, an der u. A. auch Adler theilnahm, eine Denkschrift über die Wiederherstellung des Hochschlusses ausgearbeitet, auf Grund deren der Baumeister Maß die Vorarbeiten begann. Aber einstweilen nahm noch der Kölner Dombau alle flüssigen Mittel in Anspruch. Erst für das Jahr 1882/83 gelang es nach bescheidenen Anschlägen\*) die noch bescheidenere Summe von 50 000 Mark in den Etat einzustellen. Trotzdem sind die Arbeiten im Gange. Für die Ausführung der längst festgestellten Entwürfe wurde in dem Baumeister Steinbrecht der beste Kenner der Ordensbauten gewonnen.

Gewiß hat kein Künstler mehr Anspruch auf die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen, als derjenige, der seine künstlerische Hand mit so entagungsvollem

*) Schloßkirche . . . . .	68 000 Mark.
Nördlicher Kreuzgangsfügel nebst Treppe . . . . .	38 500 „
Goldene Pforte . . . . .	4 000 „
	<hr/>
	110 500 Mark.

Sinne leitet, wie es nöthig ist, um den Genius früherer Jahrhunderte zu neuem Leben zu erwecken. Wer den Vorzug hat, an der Hand eines so kundigen Führers, wie der gegenwärtige Leiter der Arbeiten ist, den Stand der letzteren kennen zu lernen, der bekommt gleichzeitig eine Vorstellung von den unsäglichen Schwierigkeiten, die heute ein Restaurator zu überwinden hat und für deren Bewältigung sein höchster Ehrgeiz doch niemals nach einem andern Lobe streben darf, als nach dem einen, daß von seiner Arbeit möglichst wenig zu merken sei.

\* \* \*

Wollen wir nunmehr unsere Wanderung durch das Schloß antreten und die Probe darauf machen, wie der Rückblick durch den Anblick gerechtfertigt wird, so beginnen wir am besten mit demjenigen Theile, der gegenwärtig in der Wiederherstellung begriffen ist: dem Hofschloß.

Von der Stadt her kommend überschreiten wir, an der Südseite den breiten trockenen Graben auf einer Holzbrücke, die erst errichtet wurde, um der Kaserne eine bequeme Verbindung mit der Stadt zu geben. Wir sind auf dem Wallgang, der den ganzen Bau umgiebt, dem sogenannten „Parchem“. Ueber dem Portal lesen wir in großen Buchstaben die Worte: Königliches Kornmagazin, — wir wissen, aus welcher Zeit sie stammen. Eine Tafel mit der Inschrift „Eintritt verboten“ zeigt, daß hier der Eingang ist. Wir kommen in einen viereckigen Hof, auf welchem an Erde und Wänden zahlreiche Arbeiter beschäftigt sind.\*) An den vier Seiten ist er von den vier Flügeln des Hofschlusses umgeben.

Die Fläche des Hofes fand man bei Beginn der Arbeiten stark ansteigend, so daß sie gegenüber dem Eingang bedeutend höher war und das Regenwasser nach dem Eingang zu bequem abfloß. Nun war aber klar, daß der Boden sich im Laufe der Jahrhunderte erhöht hatte. Das Erdgeschloß stand in einer hohen Schuttschicht. Als diese weggeräumt und so das alte Niveau des Hofes wieder bloßgelegt wurde, da stellte sich heraus, daß der Hof gerade in umgekehrter Richtung geneigt war. Der innerste Winkel war seine tiefste Stelle. Man stand vor der Frage, wohin sich das hier zusammenrinnende Wasser verlaufen konnte. Genauere Nachforschungen ergaben, daß hier eine vollständig systematische Entwässerungsanlage bestanden hatte; und bei den Nachgrabungen wurde dieselbe in der That aufgefunden. Manche Hausfrau wird es interessieren, daß schon damals der „Ausguß“ von der Küche an diese Leitung angeschlossen war.

---

\*) Hier erfährt man auch, an wen man sich außerhalb des verbotenen Eingangs zu wenden hat. Es sei hier übrigens erwähnt, daß der gewöhnliche Führer durch die Burg, der „Oberstschloßwart“, sehr abweichend von sonstigen Schloßkassellanten, Schloßvögten u. s. w., ein sehr wohl unterrichteter Mann ist, der auch den früheren Zustand der Burg noch aus eigener Anschauung kennt. Es ist dies keine unwichtige Sache. Wenn überall für einen guten Führer gesorgt würde, dann würde unter den „Gebildeten“ das Verständnis und das Interesse für historische Denkmäler schnell zunehmen.

Bei der Begräumung des Schuttes fand man endlich auch den lange gesuchten Schloßbrunnen, aber er war völlig verschüttet. Jetzt ist er geräumt, und man sieht wieder die regelrecht gerundeten Wände aus behauenen Kalkstein in die Tiefe gehen. Der obere Brunnenring wurde aufgerichtet und ergänzt aus Granitquadern, wie sie einst die Brüder aus dem fernen Schwedenlande herbeigeschafft hatten.

Der Haupttheil der bisherigen Arbeit ist gegenüber unserm Eingang an der Nordseite des Hofes zu sehen. Ein Kreuzgang in zwei Stockwerken war hier durch einen nüchternen, geradlinig abschließenden Bau bis an das Dach hin ersetzt, der bequeme Eingänge zur Kaserne bieten sollte. Wenn man hinter diesem Vorbau um die kleinen Lufen herum an den Mauerpuß klopfte, so kamen überall die Umriffe der zugemauerten Bogenfenster zum Vorschein. Verzierungen, die im Laufe der Zeit abgefallen waren, hatten sich auf dem Hofe unter der schützenden Schuttbede die Jahrhunderte hindurch erhalten. Nach diesen und anderen Anhaltspunkten war es möglich, den Kreuzgang in seiner alten Gestalt wiederherzustellen. Die eine Hälfte ist niedrig und läßt über sich Platz für die hohen Fenster der Marienkirche, der eigentlichen Schloßkirche; der andere Theil erhebt sich höher und schützt den dahinter liegenden Capitelsaal.

Während dieser sich noch in ganz wüstem Zustande befindet, ist der Zugang zur Kirche schon vollständig wiederhergestellt. Mit Figuren und Pflanzornamenten geziert, zeigt das gothische Portal allerdings die Bildhauerkunst bei weitem nicht auf einer Stufe, die der künstlerischen Vollenbung nahe wäre. Aber zur Zeit ihrer Herstellung (man hält sie jetzt für älter als die Umbauten Dietrichs von Albenberg von 1335) waren auch diese Verzierungen bedeutend. Ehemals reich mit Gold geschmückt, führte dieses Portal den Ehrennamen der „goldenen Pforte“. Die Kirche, in welche uns diese Pforte führt, ist ein einschiffiger Bau mit sternförmigen Wölbungen. Ich fand sie im letzten Winter von Gerüsten erfüllt, auf denen bei Beginn der warmen Jahreszeit die Arbeit aufgenommen werden sollte. Unter der Tünche kommen an der Wand alte Gemälde zum Vorschein.

Unterhalb dieser Kirche, in der St. Annenkapelle, fanden die Hochmeister ihre letzte Ruhestätte. Der Deckstein des Grabes lag im Fußboden der Kapelle, damit bei jeder Andacht die Füße der Betenden über ihn hinwegschritten. Dadurch sind nun zwar die meisten Inschriften verlöschet worden: einige aber sind leserlich geblieben und jetzt höher gelegt, um weiter geschont zu werden. Auch der Stein jenes Heinrich von Plauen ist darunter. Wir sind begierig zu lesen, welche Grabchrift den Vertheidiger des Hauses, den unglücklichen Erretter des Ordens, nennt. Hier ist sie: „In der Jahrzahl Christi 1429 da starb der ehrwürdige Bruder Heinrich von Plauen.“ — So hat der Andant sich hier ein Denkmal gesetzt!

Lassen wir, in den Schloßhof zurücktretend, unser Auge noch einmal an den vier Wänden entlang gehen. Nur die Nordwand ist bis jetzt wieder-

hergestellt; aber schon können wir es uns ausmalen, welches bewegte und lebendige Aussehen das Ganze gewinnen wird, wenn die zierlichen Backsteinformen des Kreuzganges den Hof wieder an allen vier Seiten umgeben werden. Freilich noch näher als dieser Blick in die Zukunft, der uns die fernste Vergangenheit wieder vor Augen führen wird, liegt ein Blick in die nächste Vergangenheit. Noch sind wir im Stande, uns die bisherigen Arbeiten wegzudenken und uns das Bild zu reconstituieren, das der Bau gewährte, als die eintönigen Vorbauten mit ihren prosaischen Bedachungen einen langweiligen viereckigen Kasten umschlossen. Wir begreifen dann sehr wohl, daß zu Anfang unsern Jahrhunderts ein hochgestellter Beamter das vorgesetzte Ministerium über die Zerstörung der Bauwerke damit beruhigen konnte, daß sie außer ihrem Kolossalischen nichts Merkwürdiges haben, das die Aufmerksamkeit der Verehrer alter Baukunst auf sich ziehen könnte.

Wir verlassen nunmehr das Hochschloß, indem wir unter seiner Nordwestecke hindurch in einen freien Raum treten. Wir stoßen sofort auf den Burggraben. Die Brücke an dieser Stelle war in den Ordenszeiten der einzige Zugang zum Hochschloß; wenn Alles verloren war, dann konnte sich hinter der aufgezogenen Brücke noch immer das Hochschloß als selbständige Feste halten.

Sobald wir jenseit der Brücke sind, stehen wir an dem zweiten großen Haupttheil der Marienburg: dem Mittelschloß. Sein gegenwärtiger Zustand ist das Ergebnis der Restaurationsarbeiten von 1817, d. h. das Mauerwerk ist in seiner alten Form wiederhergestellt; alles Andere ist neu. Um sich Alles in der Art vorstellen zu können, wie es zur Zeit der Ordensritter bestand, muß man nicht nur seine historischen Kenntnisse, sondern auch seine Phantasie zu Hülfe nehmen.

Das Erdgeschloß war hauptsächlich für Verwaltungsräume bestimmt. Die vier ersten Stuben, durch die wir kommen, gehörten dem „Ordens-Treßler“ und seinen Schatzkammern, andere dem Ordensspittler u. s. w.

Durch das ganze Gebäude zieht sich ein Brunnen mit seiner Windung. Wir treffen ihn im Hausflur des Erdgeschosses; wir begegnen ihm wieder, wenn wir eine Treppe höher in das Prachtschloß hinauffsteigen. Dieses Geschloß enthält wesentlich des Hochmeisters Wohnräume. Von dem Hausflur gelangt man in „Meisters großen Remter“ und „Meisters kleinen Remter“.\*)

Der große Remter ist unbezweifelst die glänzendste Leistung im Ordenshaufe, ja vielleicht überhaupt in der ganzen weltlichen Baukunst des Mittelalters. „Sein edles Gewölbe,“ so beginnt Eichendorff seine erhebende Beschreibung, „ruht in der Mitte kühn auf einem einzigen Granitpfeiler, als hätte der alte Baumeister hier alle großen Erinnerungen, alle Macht und Pracht des Ordens in einen Gedanken zusammenfassen wollen, der Alles ernst und streng zum Himmel emporpfeilert. Und damit dieses Empor-

---

\*) Remter bedeutet hier zunächst dasselbe, was in den Klöstern Refectorium: Speisesaal.



pfeilern des Irdischen um so gewaltiger erscheine, zeigen zehn hohe und breite Fenster in doppelter Reihe übereinander, eine unermessliche Aussicht eröffnend, rings umher die Erde nur wie ein schönes Bild, als stünde man hier auf den Gipfeln des Lebens, wo alles Gemeine sein Recht verloren. Nach den alten Rechnungen war dieser Remter zur Ordenszeit mit Krone und Wandleuchtern versehen. Man denke ihn sich so erleuchtet, die Gewölbe, Gärten und Verzierungen im wandelnden Widerschein der Kerzen, wie lebendig in einander rankend, und draußen den Saal selbst, fast lauter Fenster, bei dunkler Nacht, wie eine Lichtkrone über dem stillen Lande.“

In diesem Raume hatte das Leben des Ordenshauses seinen eigentlichen Höhepunkt. Hier versammelten sich die Herren zu feierlich ernster Berathung. So war es auch während der harten Belagerung nach der Katastrophe von Tannenberg. Damals bezeichnete ein Verräther in der Burg dem Feinde den Zielpunkt, auf den man die Donnerbüchse richten müsse, um den Pfeiler zu treffen und unter dem einstürzenden Gewölbe die rathschlagenden Ritter zu begraben. Aber hart an dem Granit vorbei sauste die Kugel in die Stelle über dem Kamin, wo man sie noch heute sieht.

Wie zu den ernstesten Berathungen, so lud auch zu den feierlichsten Gelagen der Hochmeister in diesen Saal. Rings herum an den Wänden sieht man noch die steinernen Bänke, die, mit Polstern belegt, den Rittern und Gästen zum Sitzen dienten. Zum Rathe und zur Tafel aber nahmen die Herren wohl näher im Kreise um den achtedigen Pfeiler Platz. Nur so wenigstens kann man sich jenen mörderischen Plan des Polenkönigs erklären, welcher mit Verschmetterung des Pfeilers die Ritter unter dem zusammen sinkenden Gewölbe begraben zu können meinte. Die Ränder der Wölbung würden sich durch sich selbst gehalten haben; nur die Mitte war gefährdet.

Denken wir uns die Tafel so geordnet, so können wir uns den Schmaus lebhaft vorstellen. In der Ecke sehen wir noch die Schenkbank, eine Wandlücke, in welche aus der Küche die Speisen gelangten, um sofort von den „Jungen“ herumgetragen zu werden. Reichlich war Speise und Trank. Zu festlichen Gelegenheiten wurde nicht bloß der Wein aufgetragen, den damals der weniger verwöhnte Gaumen von Westpreußen empfing; auch kostbaren Rheintwein schickte der Komthur von Koblenz, Malvasier kam die Weichsel herab, und alter Riga'scher Meth wurde zur See über Danzig empfangen. Vielfaches und kostbares Geschirr wurde bei den Gastmählern ausgetheilt: schwere, eiserne Gefäße für's Bier, Krüge für Meth, silberne und goldene Becher für den Wein. Eine angenehme Wärme strömte von unten nach oben; denn unter dem Fußboden befand sich eine Lustheizungsanlage, die am Kamin nach Bedürfniß geregelt werden konnte.

Aber nicht immer lud der Hochmeister in diesen prächtigsten seiner Säle; kleinere Gastmähler und bloßen Fremdenempfang hielt er im kleinen Remter, einem Ebenbild des ersteren; für gewöhnlich wohnte er nebenan in „Meisters Stube“ und „Meisters Gemach“. Jenseit des Hausflurs thun wir, um über

die fürstliche Wohnung eine vollständige Uebersicht zu haben, noch einen Blick in des Hochmeisters Hauskapelle, in seine Schlafkammer, seine Waffenkammer.

Eine eigene Treppe führte ihn hinab in den Conventsremter, den gewöhnlichen Speisesaal der Brüder. Hier versammelten sie sich, um an langen Tischen ihr gemeinsames Mahl einzunehmen. Schweigend saßen sie da und horchten der Worte, die der Bruder Lesemeister während der Mahlzeit aus heiligen Büchern vorlas. An drei Tafeln wurde gespeist: Brüder, Dienende und Jungen. Die Brüder erhielten alle die gleiche Kost, dem Hochmeister wurde das Vierfache vorgelegt, damit er den hüßenden Brüdern davon eine Gnade erweisen könne. Wollte er bessere Kost, so mußte er in seiner Stube speisen; er durfte dann nicht im Convent erscheinen.

Der Convent ist eine Versammlung Gleichberechtigter. Auch die Bauart dieses Remters trägt dem Rechnung. Im ganzen Prachtgeschoß ist er der einzige Saal, dessen Gewölbe gleich vertheilt ist auf drei in einer Linie stehende Pfeiler.

Einen gar zu ernsten Eindruck erwecken in uns die einförmig weißgetünchten Wände. Wir müssen sie uns in der Bemalung denken, wie sie an einzelnen Stellen noch hervortritt. Waren es Gemälde ernster und heiliger Art, so bilbeten sie doch eine Anregung und Ablenkung für den Geist; vielleicht war auch hier und da eine heitere Scene eingemengt. Auch die Fenster waren nicht bunt, wie die jetzigen, die Stiftungen aus Schöns Zeit. Heller fiel das Licht durch die ungebrochenen Scheiben; die allmählich sich öffnenden Nischen nahmen den Ausblickenden auf und gestatteten ihm die Fernsicht über die weiten Fluren, zu deren Beherrschern auch er gehörte. Mit kirchlichem Ernst in sich geschlossen und doch mit heiter weltlichem Sinn zur Außenwelt geöffnet, ist der Remter ein Abbild des geistlichen Ritterthums, das in ihm gewohnt hat!

Gewiß fehlt heute vieles, was zur vollen Anschauung nothwendig wäre. Aber erinnern wir uns, daß ehemals das Gewölbe des großen Remters von einer Balkendecke unterspannt war, daß die zierlichen Fliesen, auf denen unser Fuß im Conventsremter wandelt, aufgehoben oder beschüttet waren, um als Fußboden für das Exercierhaus zu dienen, — und unser Unmuth wird sich schnell in Dankbarkeit gegen von Schön und seine Zeit wandeln, die so viele Sünden der Väter zu sühnen hatten, daß sie wahrlich nicht alle sühnen konnten.

Wir bleiben in demselben Flügel und machen noch einen Gang hoch nach oben und tief nach unten. Oben führte ein Vertheidigungsangang mit mächtigen Zinnen rings um den ganzen Schloßflügel. Bei der Umwandlung des Gebäudes zu Arbeiterwohnungen waren die Zinnen meistens niedergelegt, die Kalksteinplatten zu Kalk gebrannt worden. Nach wenigen Resten war die getreue Wiederherstellung möglich. Die Zinnen sind der Theil, den bei der großen Restauration das Offiziercorps der Armee übernommen hatte. Den einen der Erker hat York von Wartenburg allein wiederaufbauen lassen. Ein Gang hinter den Zinnen giebt einen weiten Rundblick in das Werder und nach den anderen Burgen hin, die der Orden zur See zu und Landeinwärts unterhielt. Unbemerkt konnte hier kein Feind nahen, unbeobachtet keiner verweilen.

Steigen wir nun hinab. Unten in den Kellergewölben finden wir die Anlage für die Luftheizung. Die Feuerung ist eine Art Backofen, oben durch einen Kofst geschlossen; auf dem Kofst liegen in einem ebenfalls backofenförmigen Bau eine Menge Festeine. Während der Rauch durch einen Schornstein entweicht, sammeln die Steine die von unten kommende Hitze auf und lassen sie allmählich durch Röhren nach oben bis in die Fußböden des Prachtgeschosses entweichen, wo wir die Luftlöcher bereits gesehen haben. Die ganze Unterkellerung ist in zwei Stockwerken angelegt. Die mächtigen Räume verrathen noch heut den Reichthum fürstlicher Vorräthe, der hier für Küche und Tafel angesammelt lagen. In den Kellerräumen sehen wir auch die Untermauerung für die Pfeiler der oberen Gewölbe. Es sind mächtige Unterlagen, die es uns erst erklärlich machen, daß über ihnen ein so schlanker Pfeiler genügte. Vergebens aber suchen wir den Unterbau für den merkwürdigsten aller Pfeiler, den im großen Remter. Unter dem großen Remter ist derselbe Raum des Erdgeschosses in vier Räume getheilt, jene vier Zimmer des Ordensstreflers, die wir bei unserm Eintritt gesehen haben. Die Kreuzung der beiden Theilungswände liegt genau unter dem Fußpunkt des Pfeilers; und da die Kellerräume, in denen wir uns befinden, unter jener Stelle genau dieselbe Eintheilung zeigen, so hat der Pfeiler drei Stockwerke unter sich hietan einen genügend festen Untergrund.

Treten wir nun wieder an's Tageslicht in den Hof des Mittelschlosses. Von diesem haben wir nur den einen Flügel gesehen, die drei anderen harren noch der Wiederherstellung. Wir treten zum Nordthore hinaus wieder über eine Brücke, die, sobald sie aufgezogen war, das Mittelschloß unzugänglich machte. Wenden wir uns noch einmal um und sehen wir uns die Giebel des Gebäudes an; der eine fällt uns auf; er ist mit all seinem Zierrath erhalten. Das ist jener Nordwestgiebel, der damals bei der schnellen Verwüstung des Bauwerkes auf Schenkendorfs Mahnung hin noch mit Mühe und Noth gerettet wurde. Er ist stehen geblieben als ein Zeuge vergangener Herrlichkeit.

Wir sind nun bereits nördlich vor dem Schloß in der Vorburg. Rechts vor uns die Kirche, weiterhin der Buttermilchsthurm, nach links hin die kleinen Hütten, zu denen die Starosten hier die Baustellen verhöfirt haben, die Straße, welche den Namen „Vorschloß“ führt, zeigen uns den ehemaligen Umfang. Wir haben uns die Vorburg als eine große Umfassungsmauer zu denken. Die Trümmer eines Thores hart an der Mogat bezeichnen die Stelle, wo die Burgbewohner sich den Verkehr mit der Wasserstraße offen hielten, die abwärts zu den Seehäfen, aufwärts zum Hinterlande führt.

Weiter an Gräben und Wällen entlang kommen wir bei der Südbrücke vorbei, über die wir in das Hochschloß eingetreten waren, und erblicken endlich an dessen Ostseite das berühmte Mosaikbild der Ordenspatronin, der Jungfrau Maria, ihr Angesicht der fernen Heimat im Morgenlande zugewandt; eine Erscheinung von ernster und schreckhafter Hoheit, von der die Sage ging, daß sie dem frevelnden Schützen, der nach ihr gezielt, sein Augenlicht geraubt habe. — —

Unser Rundgang ist beendet. In Schutt und Moder, wie in Pracht und Stärke, sind diese Bauwerke die Ueberreste von den Schicksalen ihrer Bewohner. Vor allem aber sind sie ein Denkmal ihrer Erbauer. Wie auf unserem Rundgang durch die einzelnen Theile, so tritt uns jetzt bei dem Rückblick auf das Ganze wiederum der lebendige Geist der Körperschaft entgegen, die den Burgbau geschaffen.

Unter allen Quellen zur Geschichte des deutschen Ordens spricht die lebensvollste Sprache der Anblick seines Haupthauses.

Keine Inschrift, keine Ueberlieferung berichtet uns den Namen seines Baumeisters; nicht seine Ehre kündigt der Bau, sondern den Ruhm der Körperschaft, in der er ein dienendes Glied war.

\* \* \*

Beim Eintritt in den Orden gelobten die Brüder Armuth, Keuschheit und Gehorsam. Ihr Hab und Gut gehörte dem Orden, ihr Herz und ihre Liebe seiner himmlischen Beschützerin, ihr Wille und ihr Arm dem selbst-ermählten Oberhaupt. Diese Männer, welche kein Eigen kannten, und wenn es das angestammte Erbe sein sollte, welche kein Weib küßten, und wenn es die eigene Mutter wäre, welche keinem Rufe folgten, und wenn er vom Kaiser käme, — sie waren nicht lebensmüde Greise, sondern Männer in der Blüthe ihrer Jahre, in der Fülle ihrer Kraft. Ein Jeder opferte sein Ich; der Einzelne ward machtlos, auf daß das Ganze machtvoll und gebieterisch dastehe. Das ist jene Vereinigung von geistlicher Entsagung und ritterlicher Tapferkeit, die dem geistlichen Ritterthum seinen Namen gegeben hat.

In klösterlicher Abgeschiedenheit von der Außenwelt getrennt und doch mit trockender Festigkeit zur Beherrschung ihrer Umgebung hingestellt; einfach und schmucklos in den Räumen für den Einzelnen, aber voll Pracht und Prunk in den Sälen für die Gesamtheit und deren Oberhaupt; zugleich Kloster und Festung, Klausen und Fürstensitz, ragen noch heute die Mauern des Bauwerkes von der Erde gen Himmel wie „versteinerte Gedanken“.

---

Anm. Seitdem dieser Aufsatz niedergeschrieben, März 1884, hat sich in dem oben Dargelegten Manches geändert. Der Conservator der Kunstdenkmäler in der Preussischen Monarchie, v. Dehn-Rotkelfer, dessen Theilnahme für die Marienburg in dem Aufsatze erwähnt wird, und dessen persönlichen Mittheilungen der Verfasser den Hinweis auf eine Reihe einzelner Bemerkungen verdankt, ist inzwischen aus der Reihe der Lebenden geschieden und hat an H. Persius einen Nachfolger gefunden. Für die Aufbringung der Geldmittel ist durch die Marienburger Lotterie ein neuer Schritt gethan. Am Hochschloß sind Steinbrechts Arbeiten weiter fortgeschritten. Ausführlicheres über die letzteren findet der Leser in den Berichten, welche Steinbrecht selbst nunmehr im letzten Jahrgang des „Centralblattes der Bauverwaltung“ veröffentlicht hat.





## Leo XIII.

Don

**Sigmund Münz.**

— Rom. —

III.

Jamque ibi ter denis populum moderaris ab annis,  
Et pleno saturas ubere Pastor oves.  
Romano incedis Princeps spectabilis ostro, —  
Te pia turba, Deo pubes devota, Sacerdos  
Certant obsequiis demeruisse suis. —



In diesen Worten, die offenbar kurz vor Antritt der päpstlichen Herrschaft niedergeschrieben sind, gedenkt der Cardinal seines ungefähr dreißigjährigen Aufenthalts zu Perugia und des ihm von Pius IX. im Consistorium vom 19. December 1853 verliehenen Purpurs. Das Hirtenamt Peccis über Perugia und die Papstherrschaft Pius' IX. fallen ungefähr zusammen. Welch' ein Menschenalter, reich an Kämpfen und Leiden und Siegen und Niederlagen! Man müßte fast die Geschichte unserer Zeit schreiben, wenn man sagen wollte, welche Vorgänge sich auf dem von der Natur und der Tradition der Jahrhunderte so sehr gesegneten Schauplatz von Perugia abspielten. So wie Pecci's Hirtenbriefe, deren wir ja hinlänglich Erwähnung gethan, sich durch die Stärke der Gesinnung ihres Verfassers vor den Hirtenbriefen aller seiner andern umbrischen Amtsgenossen auszeichneten, so stand er auch stets an der Spitze der Bischöfe Umbriens, wenn es galt, gegen die von Piemont her andringende militärische Macht des sich neu bildenden Italiens anzukämpfen und die letzten Karten für die unrettbar verlorene zeitliche Herrschaft des Papstthums auszuspielen.

In allen Gestalten trat ihm der Genius des Christenthums auf der lustigen Höhe von Perugia entgegen. Als Bischof saß er auf einem Platze,

den in grauer Vorzeit Männer eingenommen hatten, um deren Stirne Geschichte und Sage den Kranz des Martyriums geflochten. Er sah sie vor sich, wie sie nicht nur in frommer Hirtendemuth ihre Schafe weideten, sondern auch mit Heldenkraft die Barbaren abwehrten. Trat er aus dem Bischofspalaste in den nahen Dom von San Lorenzo, da stand er vor der Asche dreier Päpste, deren einer alle seine Zeitgenossen an Macht und Energie überragt hatte. Er betete vor den sterblichen Resten Innocenz' III., dem einst die Welt für die Kirche zu klein gewesen und der nun mit zwei weniger bedeutenden Päpsten in einem einzigen kleinen Sarkophag ausruht. Trat er aus seinem Palaste in die nahe Pinakothek, da sah er vor sich in milder Schönheit strahlende Bilder einer religiösen Phantasie, die die Seele in einen warmen elyseischen Strom ewigen Friedens taucht. Kirchen und Klöster schaute er in Menge in Perugia, und jene verkündeten ihm den Reichtum und die tausendfältige Pracht der Kirche, und in diesen wiederum sah er den Geist der selbstgewählten Armuth walten. Er ging fortwährend ein bei Mönchen und Nonnen, er sah die vielen Beispiele einer Familienzusammengehörigkeit zwischen Solchen, die der Familie entfagt und sich unter dem Schutzbuche der gemeinsamen Mutter Kirche lieben gelernt hatten. Alle Steine in Perugia predigten ihm Geschichte. Er schaute mächtige Thore aus dem Alterthume, die der allbesiegenden Zeit getrogt; aber über den antiken Bauwerken sah er das Kreuz aufgepflanzt, das ihm allen vergänglichen Zeiten Hohn zu sprechen und das Symbol des Ewigen zu sein schien. Und welch' eine herrliche Natur hat er in Perugia genossen: schaute er nieder in das reben- und olivenge schmückte Thal, dann bot sich ihm da ein Prachtbild in eine Sehnsucht erweckende Ferne. In traumverlorner Einsamkeit sah er auf stolzer Höhe Afissi thronen und manch' einen heiligen Ort, den Dantes Muse besungen und farbengetrunkene Meisterpinsel im Bilde verherrlicht. Wo schöpft der menschliche Geist religiösere Gedanken, als in Umbrien, der großen Domäne der Kirche, dem Lande, das man das Galiläa von Italien genannt hat?

Schon gleich zu Beginn seines Perusiner Hirtenberufs hatte er Gelegenheit, den Wandel der Volksmeinungen kennen zu lernen. Jubelnd hatte man den Papst Pius IX. als Nachfolger Gregors XVI. auf dem Stuhle Petri begrüßt; aber bald verfluchte das Volk Denjenigen, den es anfangs gesegnet hatte — denn es meinte, auch er habe zuerst Dasjenige gesegnet, was er später verflucht. Es hatte ihm zugejubelt als dem Retter Italiens; er aber mußte Italien verfluchen, da ein Italien ohne Rom nicht zu denken war, und der Papst wiederum sich ein Papstthum ohne Rom als Hauptstadt des Kirchenstaats nicht denken konnte. In einer Homilie, die der Bischof im Dome zu Perugia im Jahre 1847 hielt, feierte er den Jahrestag der Thronbesteigung Pius' IX. Das Jahr darauf stand der Kirchenstaat und Perugia in hellen Flammen des Aufstands. Aus dem Kirchenstaate zogen die Freiwilligen gen Norden, um an der Seite Piemonts die Schlachten Italiens gegen Oesterreich zu schlagen. Pius IX. mußte die ewige Stadt verlassen und

als Verbannter in Gaëta leben. Die Römische Republik wurde zu kurzem Bestande aufgerichtet, und drei der edelsten Männer Italiens, Mazzini, Saffi und Armellini lösten für einen Augenblick die despotisch-theokratische Trinität durch ihren republikanischen Triumvirat ab. Von dem Capitol wehte das Banner der Republik. Im Sanct Peter ertönten jauchzende Dankesgesänge ob der Befreiung Roms von der Papstherrschaft. Es war ein kurzer Rausch der Freiheit. Nach einem Traum-Bacchanale von wenigen Monaten, das der Genius der Volksfreiheit in Rom geträumt hatte, flogen der große Mazzini und seine beiden Trabanten wiederum von der Machthöhe des Capitols in das Reich einer traurigen Wirklichkeit nieder, und wiederum sangen Priester, in reiche Messgewänder gehüllt, das Te Deum im Sanct Peter dem Dreieinigem Gotte und dem der Legende nach in der Tiefe der Kirche begrabenem Fischer und dessen Nachfolger zu Ehren, der die fast verlorne bunte Tiara wiederum auf seinem Haupte trug. Freilich stand es im Buche des Schicksals geschrieben, daß der kirchliche Weltherrscher in ihm noch lange nicht, der weltliche Beherrscher des Kirchenstaats aber bald zu Grabe getragen werden sollte. Eine Schaar von Priestern umschmeichelte ihn, und mit Weihrauchfässern in der Hand sandten sie ihm Wolken zu, so daß sich ihm die Zukunft verschleierte und er nicht mehr das Richtige vom Unrichtigen zu unterscheiden verstand und rettungslos einem ihm unbekannten Strafgerichte entgegenging, das über den Kirchenstaat hereinbrach. Es ist begreiflich, daß die Parole, die in Rom ausgegeben ward, in den Bergen Umbriens widerhallte. Man lauschte nicht mehr auf die Stimmen der Vorzeit, die einst hier zum Lobe der Himmel und zum Lobe der Kirche erklingen waren. Man war kriegerisch gestimmt und ließ sich tragen von den feurigen Wogen jener Loba nationaler Begeisterung, die die ganze Halbinsel vom Norden bis zum Süden durchrauschte. Und in Perugia zumal hatte es stets kriegerische Geister gegeben, die das ihnen auferlegte Joch des Theokratismus haßten. So war denn Gioachino Pecci vom ersten Augenblicke an, da er unter Glockengeläute auf weißem Zelter durch die Thore Perugias als Bischof der Stadt einzog, Zeuge des politischen Kampfes, dessen Opfer der Papst werden sollte.

Im Jahre 1848, als durch ganz Italien der Ruf erscholl „Fuori i Tedeschi“ (Hinaus mit den Deutschen, eigentlich Oesterreichern), da zog auch eine große Schaar von Perusineren nach dem Norden aus, um für's Vaterland zu kämpfen. Man erhob sich in der Stadt gegen die päpstliche Herrschaft und zerstörte die Citadelle, die einst die Päpste errichtet „ad coercendam Perusinorum audaciam“. Aber bald mußten sich die Perusiner den Oesterreichern ergeben, die der Papst zum Schutze des Kirchenstaats herbeigerufen hatte. Es ist natürlich, daß der Bischof Pecci, der im Bunde mit den Fremden aus dem Norden im Dienste des Papstes den Aufstand zu dämpfen suchte, wenig populär in Perugia ward. Pecci ist nie zu Popularität in seiner Diocese gelangt; die Popularität war ihm auch stets gleichgültig. Perugia blieb noch ein Decennium im Besitze des Kirchenstaats, und erst im eigentlichen Jahre

der Wiedergeburt Italiens, im Jahre 1859 und dem darauf folgenden Jahre 1860 entschieden sich auch die Geschehnisse Umbriens und des Kirchenstaats. Die Schlacht bei Magenta war geschlagen. Victor Emanuel war an der Seite Napoleons in Mailand als Sieger eingezogen. Bologna hatte am 12. Juni 1859 die Dictatur Victor Emanuels proclamirt; zwei Tage später folgte Perugia dem Beispiele Bolognas. Aber am 20. Juni stand bereits ein päpstliches Heer vor den Thoren der Stadt. Wunderbar muthig wehrten sich die feurigen und heldenhaften Söhne Perugias gegen den Feind — den Papst. Aber sie wurden niedergemetzelt, und der 20. Juni 1859 ist seither als der Tag des Blutbades von Perugia (la strage di Perugia) in Italien bekannt geworden. Wer den Friedhof von Perugia besucht, sieht das Massengrab der im Dienste Italiens im Kampfe gegen den Papst im Juni des Jahres 1859 Gefallenen. Da sehen wir, in Marmor die Italia, wie sie um ihre umbrischen Söhne klagt. Wir sehen den Greif von Perugia — der Greif ist das Wappen der Stadt — wie er die Ketten der Hierarchie zerreißt. Wir sehen den Genius der Geschichte, dem die Italia den Ruhm der Söhne Umbriens kündigt. Man erzählt in Perugia, daß die Truppen des Papstes in unsagbarer Grausamkeit gegen die Aufständischen vorgegangen seien. Gewiß hat der Bischof, der auch in Tagen des Krieges den Hirtenstab in Händen hielt, in seinem Herzen schwer gelitten, daß das Schwert des Papstes in seiner Heerde Männer mähte. Perugia war wiederum Unterthanin des Kirchenstaats. Aber nicht viel mehr als ein Jahr schwebte noch das Verhängniß des die Tiara und die beiden Schlüssel führenden Wappens über Perugia. Im September 1860 standen die Truppen Piemonts vor den Thoren Perugias und die Stadt fiel in ihre Hand. Niemand klagte so sehr über die Vergänglichkeit aller Macht, wie Pius IX. in Rom und Gioacchino Pecci in Perugia. Vom Ende der fünfziger Jahre an begann dieser zu seinem geliebten Volke (al suo dilettissimo popolo über die Zeitereignisse zu sprechen und kirchliche Fragen zu erörtern. Nachdem er früher über die Heilighaltung der Feste gesprochen und ein Edict gegen Gotteslästerung (Bestemmia) erlassen, setzte er in dem kritischen Jahre 1860 seinen Gläubigen die Bedeutung der zeitlichen Herrschaft des Papstes (il dominio temporale della s. sede) auseinander. Im Jahre 1863 protestirte er in einer Warnung an das Volk von Perugia (Avertimento al popolo di Perugia) gegen die Einrichtung protestantischer Schulen. Bald darauf wendete er sich in einem Hirtenbriefe vom 20. November 1863 gegen Ernest Renans „Leben Jesu“. Im Jahre 1864 sprach er über die gewöhnlichen Irrthümer, die unter den Menschen in Betreff der Religion verbreitet seien, und über das christliche Leben. Als Irrthümer stellte er hin den Begriff der Gewissensfreiheit, der Naturreligion, der Herzensreligion. Er verdamnte die Meinung, als ob die Religion nur darin bestehe, daß man sittlich lebe und Gutes thue; die Meinung, als ob die Religion nur das Gewissen und das innere Leben des Individuums zu leiten, sich jedoch nicht in seine äußern Ver-



hältnisse und seine socialen Beziehungen einzumengen habe; die Meinung, als ob die geschriebene Offenbarung, das Evangelium, von Jedermann selbstständig ausgelegt werden könne, ohne Beistand des Lehramts der katholischen Kirche; die Meinung, als ob der Gottesglaube genüge, und die guten Werke zur Rechtfertigung und zum Heile nebensächlich seien; die Meinung, als ob das Volk nicht der Priester bedürfe, um die Religion nach den Satzungen des Evangeliums zu üben, und als ob das katholische Priestertum die christliche Gesellschaft sogar in ihrem Fortschritte hindere; die Meinung, als ob die Priester Feinde des Fortschritts und den zeitlichen Verbesserungen der Gesellschaft durch die Unbeweglichkeit ihrer Principien hinderlich seien; die Meinung, als ob die Kirche sich nur um die geistlichen Interessen, keineswegs aber um das zeitliche Wohl der Menschen zu bekümmern habe. Er warnte davor, daß man sich nach dem allgemeinen Beispiele der Menschen in der Führung seines Lebens richte; er warnte davor, daß der Untergebene seinen Herrn stets als Muster ansehe, daß man die bestehenden Gesetze als Canon hinnehme. Es ist begreiflich, daß ein solcher Hirtenbrief neben manchem Guten und Wahren viele Trivialitäten enthielt. Nachdem er im Jahre 1866 ein Schreiben über „die Aufführung des Clerus unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen“ erlassen, erging er sich in einem Hirtenbriefe vom Jahre 1867 ausführlich über „die göttlichen Vorrechte der katholischen Kirche und über die heutigen Irrthümer in Betreff derselben“, und im Jahre 1868 „über den Kampf des Christenthums“, und gleichzeitig erließ er „24 Vorschriften, nach welchen der wahre Katholik zu leben habe“ (*Documenti per vivere da vero Cattolico*). Am 22. October 1869 sprach er eingehend über das vaticanische ökumenische Concil. Dieser Hirtenbrief sollte gleichsam die Gläubigen für das bevorstehende Römische Schauspiel vorbereiten, das am 8. December, am Tage der Himmelskönigin begann: Das große Concil, das mit der Verkündigung der Unfehlbarkeit des Papstes endete. Am 20. September 1870 fiel Rom. Ein Schmerzensschrei ging durch die ganze kirchliche Welt, ein Freudenschrei ging durch die Reihen der Patrioten Italiens vom Norden bis zum Süden der Halbinsel. Die Männer der Kirche suchten ihre Schmerzen durch Feste zu betäuben. Am 18. Juni 1871 feierte die Kirche in dem nunmehr italienischen Rom das glänzende Jubiläum der 25jährigen Herrschaft Pius' IX. Der Bischof von Perugia hielt aus diesem Anlasse eine Predigt über die Vorrechte des römischen Papstes. Im Jahre 1873 schrieb er von Rom aus einen Hirtenbrief über den Glauben. Seine bedeutendsten Hirtenbriefe waren seine letzten, in den Jahren 1876, 1877 und 1878 abgefaßt. Wir besprachen ihren Inhalt bereits oben. Diese Abhandlungen über „Die katholische Kirche und das 19. Jahrhundert“, „Die Kirche und die Civilisation“, waren sozusagen bereits das Candidaten-Programm des Papstes. Der politische Kampf, der im Jahre der Auferstehung Italiens 1859 auf der ganzen Halbinsel entbrannte, war, nachdem die großen Siege gegen Oesterreich gewonnen waren, in erster Linie gegen die Kirche gerichtet. Unmittelbar

vor und nach der endgültigen Eroberung des Kirchenstaats begegnete die politische Autorität Piemonts an allen Orten dem Widerstande der geistlichen Gewalten. Pecci, eine energische und besonnene Natur, war das geistige Oberhaupt Derjenigen, die die gegen die Kirche gerichteten Maßregeln wenigstens theoretisch bekämpften. Im December 1860 protestirte er im Vereine mit dem Erzbischof von Spoleto und den Bischöfen von Terni, Foligno, Città di Castello, Assisi, Nocera, Città della Pieve, Gubbio, Todi, Amelia, Narni und Rieti gegen die die Interessen der Kirche verletzenden Anordnungen des Generalcommissärs Victor Emanuels zu Perugia. War es ja eine Zeit, in der die Regierung Klöster und Klostergüter confiscirte und Mönche und Nonnen wegiagte. Im Jahre 1861 gab er im Vereine mit den Bischöfen Umbriens eine ausführliche Erklärung gegen die Civilehe ab, deren Einführung in Umbrien die subalpinische Regierung eben plante. Am 8. Juni 1863 wendete er sich im Vereine mit den Bischöfen unmittelbar mit einem Schreiben an Victor Emanuel mit der Bitte um Aufhebung jenes königlichen „Exequatur“, zufolge dessen die Ernennung geistlicher Würdenträger erst vom Könige bestätigt werden sollte. Im Jahre 1864 bat er wiederum in einer Eingabe an den König im Vereine mit den Bischöfen von Picenum und Umbrien, der König möchte das Decret aufheben, durch welches auch Geistliche als militärpflichtig angesehen wurden. Als es sich im Jahre 1865 darum handelte, daß die bereits in Umbrien durch Decrete des königlichen Commissärs eingeführte Civilehe von Gesetzes wegen in ganz Italien eingeführt werde, da wendete er sich mit einem Schreiben an den Baron Manno, Präsidenten des Senats, mit der Bitte, man möchte von einem solchen Beschlusse abstehen, und gleichzeitig gaben alle Bischöfe der Provinz eine Erklärung dahin ab, daß die Civilehe die moralischen Interessen der Bevölkerung ihrer Diöcesen geschädigt habe. So gingen ihm die Jahre in ewigen Protesten gegen das neue italienische Regiment dahin, und die „Relationes ad limina“, die er nach Rom schickte, waren voll von Klagen über die neue Zeit, die über Italien hereinbrach. Desto inniger feierte er die Feste des Papstthums und der Kirche, und als Pius IX. das 50. Bischofs-Jubiläum im Jahre 1877 beging, da beglückwünschte er den heiligen Vater im Namen der Bischöfe von Umbrien, Picenum und der Emilia. Bald darauf wurde er Camerlengo der Kirche, und als solcher nahm er seinen Wohnsitz in Rom. Aber er blieb in inniger Verbindung mit seinen Diöcesanen; und noch wenige Tage, bevor er den Stuhl Petri bestieg, sprach er von Rom aus zu seiner Perusiner Heerde. Er hatte sein letztes Hirtenschreiben in einem Augenblicke begonnen, da der greise Papst noch manchen Tag zu leben versprach — als er es beßloß, da hatte Pius wenige Tage nach dem Tode Victor Emanuels seine Augen geschlossen, und Pecci fügte am Sarge des Papstes seinem Schreiben noch die Worte hinzu:

„Und hier, Geliebteste, an diesem Punkte angelangt, bricht uns das Herz von übergroßem Leid, da wir Euch an den so herben Schlag erinnern müssen, der die ganze

katholische Welt in die tiefste Trübsal versetzt hat und gerade zu einer Zeit eingetreten ist, wo die Schwierigkeiten, inmitten welcher die Kirche sich befindet, dadurch nur noch vermehrt werden können. Ach, als wir anfangen, diese Hirtenworte zu dictiren, waren wir weit davon entfernt zu vermuthen, daß uns so rasch der glorreiche Papst, der liebevollste Vater, genommen werden könnte. Wir hofften vielmehr, ihn schon bald wieder in einen bessern Gesundheitszustand versetzt zu sehen und von ihm für Euch den apostolischen Segen, von Euch aber zum Entgelt dafür kindliche Gebete für das geliebte Oberhaupt erbitten zu können. Gott hatte es in seinen Rathschlüssen anders bestimmt. Er wollte für ihn die Belohnung beschleunigen, auf welche er wegen seiner langjährigen, kostbaren, unserer gemeinsamen Mutter, der Kirche, geleisteten Dienste, wegen seiner unsterblichen Thaten und auch wegen seiner mit so großer Standhaftigkeit und Würde und mit apostolischer Festigkeit erduldeten Leiden Anspruch erheben konnte. O, würdige Mitarbeiter, vergesse nicht jene Seele, in welcher Gott auf eine so herrliche Weise sein eigenes Bild abdrückte, ihm bei dem heiligen Opfer zu empfehlen, spreche vor Euren Kindern von seinen Verdiensten und sage ihnen, wie viel der große Papst Pius IX. nicht nur für die Kirche und für die Seelen, sondern auch zur Förderung der Cultur gethan hat. An Euch, geliebteste Brüder und treueste Diöcesanen, ist es ferner auch, Gott zu bitten, er möge der Kirche bald wieder ein Oberhaupt schenken und dasselbe mit dem Schilde seiner Kraft decken, damit es ihm gelinge, das mythische Schifflein der Kirche unter dem Rufen der tobenden Wogen in den ersehnten Hafen zu führen.“

Man hatte von vielen Seiten erwartet, daß der Cardinal Pecci der Nachfolger Pius IX. werden würde. Er hatte seine Perusiner Diöcese so ausgezeichnet verwaltet; er hatte seinen Beruf nicht nur als geistlicher Hirte pflichtgetreu erfüllt, sondern auch als Lehrer und Wohlthäter der ihm anvertrauten Gemeinde gewirkt. Er hatte Sorge getragen, daß der aus Perugia hervorgehende Clerus den mittelmäßigen Bildungsgrad überrage. Er hatte die Lehrer des seinem Bisthume unterstehenden theologischen Seminars aufgemuntert, ihre Schüler nicht nur die Lehren christlicher Weisheit zu lehren, sondern ihnen auch das Vermächtniß des Römischen Alterthums zu vermitteln und die Literaturschätze Italiens zu erschließen. Er ging Allen mit gutem Beispiele voran, indem er das Studium Virgils und Ciceros, Dantes und anderer großer Italiener pflegte. In ganz Italien ertönte das Lob seines klassischen lateinischen Stils. Er bildete sich an dem Beispiele seines in der christlichen Philosophie ausgezeichnet bewanderten Bruders Giuseppe, indem er dem Studium des Thomas von Aquino oblag und es in seinem Kreise verbreitete. Er hörte nicht nur auf die von Rom ausgehenden kirchlichen Stimmen des Tages, die wohl im Lärm der Zeit verhallen mochten, sondern er lauschte auch wie ein dem Ewigen zugewendeter Geist auf die Orakel der Religion, die ihm aus fernen Jahrhunderten in seinen einsamen Hirtenfrieden herüberklangen. Er lebte ja auf den Stellen, wo einst die süßen unserer hastenden Zeit unbekannten Friedensharmonien ertönt waren, die die Meister der umbrischen Malerschule in Farben der Welt wieder zu verkünden suchten. Er ging auf den Spuren des Franciscus und Bonaventura und hörte ihre Predigten von einem Himmelreiche auf Erden. So war denn seine Persönlichkeit aus so vielen Elementen zusammengesetzt, daß die Mehrzahl des Cardinalscollegiums ohne Schwierigkeit sich entschloß, die Tiara auf das Haupt

des maßvoll denkenden, vielseitig gebildeten, frommen und staatsmännischen Erzbischofs von Perugia und Camerlengo der Kirche zu setzen. Nicht am wenigsten maßgebend für die schwerwiegende Entscheidung der Cardinäle, die Schlüssel Petri in die Hand eines 68 jährigen Mannes zu legen, war der Umstand, daß man von ihm erwartete, er werde die Encykliken, die unter Pius IX. mit verletzender Schärfe und in wenig weltmännischem Tone abgefaßt waren, klassisch stilisiren. Man erwartete, er werde mit seiner meisterhaften Sprache vom Stuhle Petri aus wiederum wie von einem erhabenen Richterthron, nicht aber wie von einer Tribüne des Kampfes aus sprechen. Hatte er sich ja auch als Dichter bewährt. Man darf sich den Dichter in ihm nicht etwa vorstellen wie die heitern Götterliebhaber auf dem Parnass, die dem Apollo und den Musen zu Füßen sitzen und wonnevoll die Lyra spielen, oder, die Stirne lorbeerumkränzt, mit wallendem Mantel begeisterte Reigen tanzen. Er sitzt demuthsvoll der einzigen ernststen Muse der Kirche zu Füßen, und das Evangelium in der einen Hand und in der andern einen Palmenzweig singt er religiöse Hymnen. Statt des wallenden Mantels trägt er die Kutte, und der Lorbeer Apollos stünde ihm schlecht zu seiner Tonsur. Bald nachdem er aus dem Conclave als Papst hervorgegangen war, warf er sich auf seine Kniee und betete zu dem heiligen Constantius, dieser möchte ihn den Rahn der Kirche mit Glück steuern, die Stürme der Zeit besiegen lassen, und in den Hafen des Heils gut geleiten:

Possit o tandem, domitis procellis,  
visere optatas Leo victor oras;  
occupet tandem vaga cymba portum sospite cursu.

Nie hört er auf zu Gott und zur Madonna zu flehen, es möchte ihm gegönnt sein den Weg zum Himmel auf den Pfaden der Tugend zu finden; denn was bedeuten sterbliche Ehren? — Die Tugend allein beglücke und beseligte den Menschen. Seine Selbstbiographie, die wir oben angeführt, schließt mit den Worten:

Sed quid mortales memoras, quid prodixi honores?  
Una hominem virtus ditat et una beat.  
Scilicet hanc unam, aevo iam labente, sequaris,  
Ad Superos tutum quae tibi pandat iter.  
Donec et aeterna compositus pace quiescas,  
sideres ingressus regna beata domus.  
Ah! miserans adsit Deus eventusque secundet!  
Aspiret votis Virgo benigna tuis!

IV.

Die Hoffnungen, die man an Leo XIII. Pontificat knüpfte, haben sich erfüllt. Auch Leo XIII. Wunsch, er möchte den Stuhl Petri lange innehaben, hat das Schicksal insoferne verwirklicht, als er seit mehr als acht Jahren Papst, sich noch immer guter Gesundheit erfreut.

Des Papstes erster Staatsact galt der Wiederherstellung der bischöflichen Hierarchie in Schottland.\*) Dabei proclamirte er, stets werde ihm der Grundsatz der Päpste heilig sein, neue Bischofsitze in allen Theilen der Welt zu errichten und zu neuem Leben diejenigen zurückzurufen, die durch das Unrecht der Zeiten verfallen seien. Schon in den ersten Monaten seiner Herrschaft sehen wir ihn in der Provinz Quebec in Canada die Diocese von Chicotimi herstellen, im nordwestlichen China das Apostolische Vicariat von Kan-Su errichten, das Apostolische Vicariat von Montevideo der Hauptstadt des südamerikanischen Freistaates Uruguay, zu einem Bisthum verwandeln. Einen Theil der Diocese von Konstantine schlägt er zum Erzbisthum von Algier. In England spaltet er die Diocese von Beverley, in der Grafschaft York gelegen, in zwei Theile, indem er die neue Diocese von Leeds schafft. In den Jahren 1879, 1880 trifft er ähnliche Maßregeln in Galizien (Krakau), Mexiko, Columbia. Im Jahre 1881 richtet er die Hierarchie in Bosnien und der Herzegowina ein. Er verringert die portugiesischen Diocesen und umschreibt deren Umfang genau. Zu Ende des Jahres 1881 beschränkt er auf Witten der Regierung von Uruguay die Festtage in dieser Republik oder er verlegt sie auf andere Tage. In England legte er im Mai 1881 die zwischen den Bischöfen und den Orden entstandenen Streitigkeiten bei. Orientalischen Bischöfen, darunter dem Bischof von Erzerum in Armenien, die sich bei ihm über die Verletzung ihrer Befugnisse durch die türkische Regierung beklagt, erwirkt er durch Intervention beim Sultan ihre Rechte. Mit Hilfe des französischen und des englischen Botschafters bei der hohen Pforte beendet er ein unter den Chaldeischen Katholiken Mesopotamiens entstandenes Schisma. Dem Armenischen Schisma macht er ein Ende, indem er Diejenigen zum Gehorsam zurückführt, die es hervorgerufen. Und durch noch viele andere Beispiele bestätigt er sein in den ersten Tagen des Pontificats verkündigtes Wort: „Von dem hohen Gipfel des Apostelamts fassen die Römischen Päpste stets dasjenige in's Auge, was der Kirche überall frommt.“

Auch die irische Frage ließ ihn nicht unberührt: Am 3. Januar 1881 schrieb er an den Erzbischof von Dublin, er wünsche, daß der irische Clerus beschwichtigend auf die aufgeregten Gemüther einwirke. In einem Briefe vom 1. August 1882 an den Erzbischof von Dublin ermahnt er von Neuem zur Mäßigung: der Clerus solle sich von allen geheimen Gesellschaften ferne

\*) Vgl. Bonghi's „Leone XIII.“ (Città di Castello. 1884.)

halten; die Gerechtigkeit könne und dürfe man nur auf gesetzlichem Wege erlangen. Nochmals kommt er in einem Briefe vom 1. Januar 1883 auf den Gegenstand zurück, und namentlich in Bezug auf den niedern Clerus gibt er Verhaltensmaßregeln: An den um des Wohles des Landes willen statthabenden Versammlungen sollen die Bischöfe Irlands nur die ältern ihnen als erfahren bekannten Geistlichen theilnehmen lassen, von denen man annehmen könne, daß sie Freunde der Ordnung und des Gesetzes seien. Am 11. Mai des Jahres 1883 schrieb der Cardinal Giovanni Simeoni in seiner Eigenschaft als Präfect der Congregatio de Propaganda fide im Auftrage des Papstes einen Brief an die irischen Bischöfe, in welchem er erklärte, die Congregation könne unmöglich die Collecte billigen, die man unter dem Titel *Parnell testimonial fund* eingeleitet habe.

Er benützte jede Gelegenheit, um im Interesse der Katholiken in Rußland zu wirken. Als Alexander II. im Jahre 1880 das 25jährige Jubiläum seiner Thronbesteigung feierte, beglückwünschte ihn der Papst. Gleichzeitig erinnerte er jedoch den Czar an die traurige Lage des Katholicismus in Rußland. Nachdem der Czar im Jahre 1881 dem Dynamit der Nihilisten zum Opfer gefallen war, beklagte der Papst in seiner Encyclica „*Diuturnum illud*“ vom 29. Juni 1881 die Frevelthat. Es war dem Papste vergönnt, einige Bischöfe in Rußland zu ernennen und vom Czar eine bessere Behandlung der Katholiken in Russisch Polen zu erwirken.

Aber überhaupt allen Slaven suchte der Papst sein Wohlwollen zu beweisen. In Wort und Schrift feierte er die Slavenapostel Cyrillus und Methodius. Die Leser erinnern sich, daß in das Jahr 1885 die tausendste Wiederkehr des Todestages des Methodius fiel. Aus ganz Europa pilgerten die Slaven nach dem mährischen Wallfahrtsorte Wellehrad, der den beiden Aposteln geweiht ist. Auch Leo XIII. nahm im Geiste an dem religiösen Nationalfeste aller Slaven Antheil. Bereits vier Jahre vor dem großen Feste, am 5. Juli, dem Tage der slavischen Nationalheiligen, hatte der Papst, umgeben von dem ganzen Staate der Kirche — zu seiner Rechten saß der polnische Cardinal Graf Ledochowski — eine aus Slaven der ganze Erde bestehende Deputation von Pilgern im Vatican empfangen. Es waren österreichische und russische Polen, Ruthenen, Bosniaken und Herzegowinenser, böhmische und mährische Czechen, Dalmatiner, Slovenen, Bulgaren und Griechen. Der Papst beauftragte den Perusiner Priester Geremia Brunelli, die seltsam bunte Pilgerschaar in der ewigen Stadt in poetischer Sprache willkommen zu heißen, und der Perusiner Dichter sang:

Israelis salvete tribus: fraterna latinis  
Vos soboles: Romae est omnibus ara patens.

Bittere Erfahrungen dagegen mußte Leo XIII. in Frankreich und in Belgien machen. Hier begann der Culturfampf gerade unter seiner Regierung. Frère-Orban der belgische Ministerpräsident, der den clericalen Malou gestürzt

hatte, brachte in der belgischen Kammer ein Unterrichtsgesetz ein, durch welches die Volksschule confessionlos wurde. Die belgischen Bischöfe protestirten auf einer Conferenz zu Mecheln gegen das kirchenfeindliche Gesetz. Sie drohten, den an den Staatschulen Lehrenden die Absolution zu verweigern. Später drohten sie sogar, ihnen die Communion zu versagen. Da zeigte sich Leo XIII. einen Augenblick maßvoll, indem er den Bischof Dumont von Tournay, der das Interdict über die Staatschule von Tournay verhängt hatte, seiner Functionen enthob und dieselben einem Generalvicar übertrug. Aber dann wiederum bestand der Papst mit Festigkeit auf den Rechten der Kirche. Es kam in Folge dessen zur Abberufung des belgischen Gesandten am Vatican, und dem päpstlichen Nuntius in Brüssel wurden die Pässe zugestellt. Daß die belgische Regierung mit der Curie brach, kränkte den Papst unendlich; hatte man ja in Brüssel Demjenigen den Abschied gegeben, dessen Vorgänger Leo XIII. ein Menschenalter früher gewesen. Es ist bekannt, daß die diplomatischen Beziehungen zwischen der Curie und Belgien später wiederum von Neuem aufgenommen worden sind.

In Frankreich inaugurierte Jules Ferry den Culturkampf. Er brachte im März 1879 zwei kirchenfeindliche Gesetze in der Kammer ein, durch die die Schule dem Einflusse des Clerus entzogen werden sollte. Dazu kamen am 30. März 1880 zwei Decrete des Präsidenten der Republik, zufolge deren die Congregation der Jesuiten binnen 3 Monaten sich auflösen und alle ihre Institute räumen sollte; und jede nicht anerkannte Congregation sollte binnen 3 Monaten bei der Regierung die Genehmigung ihrer Statuten einholen. Am 29. und 30. Juni wurden die Jesuiten ausgewiesen. Gambetta wies dann auch die andern Congregationen aus, und auch alle Männer-Congregationen in Paris wurden aufgelöst. Der Papst verdamnte die März-decrete. Später besserten sich auch die Beziehungen zwischen der Curie und Frankreich. In fernen Länderstrichen Asiens und Africas, wo das französische Banner weht, wirken Vertreter der französischen Macht und päpstliche Missionäre freundschaftlich zusammen. Aber in diesen Tagen droht gerade ein Conflict zwischen der Curie und Frankreich um Chinas willen bedeutende Dimensionen anzunehmen, und vielleicht könnte sogar der französische Gesandte am Vatican von der französischen Regierung von Rom abberufen werden.

Gegen Italien verhält sich der Papst noch immer feindselig. Wohl tritt er dem jungen Königreiche gegenüber, dem Monarchen, der es repräsentirt, und den Staatsmännern, die es leiten, nicht mit so verletzender Unhöflichkeit auf, wie dies sein Vorgänger gethan; aber immerhin hat er sich mit dem Gedanken nicht anszusöhnen vermocht, daß sich die italienische Nation auf Kosten der zeitlichen Herrschaft des Papstthums geeinigt und sich die Hauptstadt der katholischen Welt zur nationalen Hauptstadt auserkoren hat. Der Parole eines Vorgängers „Nè eletti nè elettori“ (Weder sich wählen lassen noch wählen) ist er treu geblieben; noch in den letzten Julitagen dieses Jahres hat er durch den Cardinal Monaco La Valletta die Bischöfe Italiens ermahnt,

die italienischen Katholiken zur Urne nicht zuzulassen, sobald es sich um die Deputirtenwahlen für die italienische Kammer handle. Vom Anfange seines Pontificats an hat er in seinen Encykliken und Allocutionen der Anschauung gehuldigt, daß die Kirche sich selber aufgebe, wenn sie den Anspruch auf Rom aufgebe. Und ebenso hält er die Meinung aufrecht, daß der Papst als geistlicher Weltherrscher über äußere Machtmittel verfügen und demnach sich als der ihm zukommenden Mittel zur Ausübung seiner geistlichen Rechte beraubt ansehen müsse, so lange er nicht in den Besitz seines Staats, seiner Armee, seines Territoriums gekommen sei. Insbesondere betont er stets die Beziehungen der Päpste zur Stadt Rom, der Stadt Gottes und der Stadt der Päpste, die man frevelhaft entweißt habe, indem man sie der Welt geraubt. Er betrachtet sich wie sein Vorgänger als ein Gefangener im Vatican und wird diesen Palast der Päpste, so lange er lebt, nicht mehr verlassen. Tief verbitterte ihn gegen das moderne Rom namentlich die schmachvolle Behandlung, die ein römischer Pöbelhaufe in der Nacht des 13. Juli der Leiche des Pius IX. zu Theil werden ließ. Als nämlich die Leiche aus der Peterskirche in die Basilica von San Lorenzo dem letzten Willen des Pius IX. gemäß übertragen wurde, da beschimpfte jener Pöbelhaufe den Namen des unglücklichen Papstes und drohte sogar die Leiche in den Tiber zu werfen. Der Papst beklagte sich bei allen Cabinetten Europas, daß er sich in Rom nicht mehr sicher fühle; und eine Allocution vom 4. August 1881, in welcher er die katholische Hierarchie in Bosnien und der Herzegowina besprach und den armenischen Patriarchen von Cilicien bestätigte, leitete er damit ein, daß er seinen tiefen Schmerz über die der Leiche seines Vorgängers angethane Schmach äußerte. Da sagte er: „Es wird immer klarer, daß Wir in Rom nur als vaticanischer Gefangener verbleiben können.“ Immer und immer wieder beklagt er sich auch, daß die dem dreieinigen Gotte heilige Stadt Rom ein Asyl der Keker geworden sei, daß Protestanten in ihr ihre Schulen aufrichten. Aber wenn er gegen die Dinge mit derselben Strenge eifert wie sein Vorgänger, so ist er doch gegen die Personen nachsichtiger. Pius IX. hatte das Interdict über den Quirinal, den Palast des Königs von Italien, ausgesprochen, und so durfte kein Priester in dem verfluchten Hause die Messe lesen; Leo XIII. hat es dem Könige und der Königin von Italien möglich gemacht, sich im Palaste die Messe veranstalten zu lassen.

Er weiß es wohl, daß Italien sich von Tag zu Tag mehr von der Kirche abwendet, und so sucht er denn das Land moralisch wiederzuerobern, indem er die katholische Philosophie unter den Italienern zu verbreiten strebt. Feierten einerseits die Italiener im Jahre 1882 die sechshundertjährige Wiederkehr der sicilianischen Vesper und stellten sie dem edlen Keker von Brescia in dessen lombardischer Vaterstadt ein Denkmal auf, so ermahnt der Papst andererseits zum Studium des Thomas von Aquino und zur Nachahmung des Franciscus von Assisi. Unter den Auspicien des Papstes



werden die Werke des Doctor angelicus des Mittelalters neu herausgegeben. Durch ein Breve vom 30. Mai 1883 hat er den dritten Orden vom heiligen Franciscus, welchem Orden er selber seit lange angehört, reformirt.

Wie Leo XIII. durch weise Mäßigung den die Geschichte Deutschlands leitenden Staatsmann zu Gunsten der Curie stimmte, ist noch Allen in frischer Erinnerung. An dieser Stelle können wir nicht die Geschichte der diplomatischen Verhandlungen zwischen der Curie und dem deutschen Reichskanzler auseinanderlegen. Die Verhandlungen führten zur Aufhebung der über die preußischen Katholiken und insbesondre die preußischen Geistlichen verhängten Maßregeln, die eine siegesberauschte Nation ein Jahrzehnt früher freudig begrüßt hatte; Maßregeln, die sich den denkenden und maßvollen Menschen als ungerecht darstellten. Aber gerade da bewährte sich der Papst als ruhiger Realpolitiker, der Vortheile und Nachtheile genau erwägt. Allerdings sind die Principien in diesen Unterhandlungen sowohl von preußischer wie von vaticanischer Seite einigermaßen preisgegeben worden; allein die Politik spielt sich eben nicht auf den reinen Höhen des Ewigen ab, sondern in den Niederungen, wo die Interessen des Tages walten. Diese hat aber der Diplomat in der Person des Papstes vollauf gewürdigt. Gerade der Entschluß des Königs von Preußen, die seit dem Jahre 1872 abgebrochenen diplomatischen Beziehungen zur Curie wiederherzustellen, welchem Entschlusse die am 14. Juli 1880 in der preußischen Kammer verkündigte Thronrede Ausdruck gab, bedeutete bereits den vorletzten Act des seinem Ende zueilenden Culturkampfes. Alle wissen, daß man nunmehr den Culturkampf als abgeschlossen betrachtet. Der Form nach ist es wenigstens der Fall. Alle wissen, daß der deutsche Kaiser und der Papst, der Reichskanzler und der Cardinal-Staatssecretär geradezu diplomatisch freundschaftliche Beziehungen in diesem Augenblicke zu einander unterhalten. Eigenthümlich ist es immerhin, daß der Papst sich auf einen protestantischen Machthaber so sehr zu stützen sucht. Aber das erklärt sich einerseits daraus, daß Leo XIII. nicht weniger Diplomat als Katholik ist, andererseits aus dem Umstande, daß der Papst die intellectuelle und politische Macht unseres deutschen Vaterlandes nicht unterschätzt und in den Deutschen am allerwenigsten die Gegner der Kirche sehen möchte.

Dazu kommt allerdings ein allgemeines Princip, das ihn beseelt. Er ist als Papst noch weit mehr der Oekonom der Kirche als ihr idealer Genius. Die Macht imponirt dem starken Manne, in welcher Form immer sie ihm entgegentritt; ökonomisch nützt er sie aus im Dienste der Kirche. Er sucht die Kirche, die unter seinem Vorgänger ihren politischen Namen völlig eingebüßt hatte, wiederum zu politischer Höhe zu bringen. So kommt es denn, daß er eine nicht katholische Macht, wenn sie stark ist, mehr respectirt, als eine katholische Macht, deren Herz für die Kirche schlägt. So kommt es, daß der politische Römianer weniger den Bund der der Kirche näherstehenden Romanen als vielmehr den der Germanen sucht. Ja, er hat sich, wie wir bereits oben andeuteten, erst in den letzten Tagen die Franzosen

einigermassen entfremdet, indem er das bisher von den Franzosen geübte Protectorat über die Katholiken Chinas für den heiligen Stuhl anstrebt. Indem er daran denkt, den heiligen Stuhl in Peking durch einen apostolischen Nuntius vertreten zu lassen, bewährt er, wie er den universalen Primat des Papstes über alle Katholiken der Erde auch der französischen Nation, der allergetreuesten Tochter der katholischen Kirche, nicht preiszugeben denkt. Und gerade in dem noch nicht völlig gelösten China=Conflicte, der in diesem Augenblicke zwischen der Curie und Frankreich besteht, zeigt es sich, wie der Papst jeden Eingriff in die Prärogativen des Heiligen Stuhls mit aller Entschiedenheit abwehrt. Er sagt sich, Frankreich übe in China eine universale Mission, die nur dem Heiligen Stuhle zukomme. Auch in dieser Sache hat er sich, wie es scheint, mit den Germanen gegen die hervorragendste romanische und hervorragendste katholische Macht Europas verbündet. Denn auch Deutschland und England sehen es ungerne, daß die französischen Consuln in China auch den englischen und deutschen Missionären die Pässe ausstellen. So bedeutet denn der politische Genius des Papstes, der hier in seiner kosmopolitischen Bedeutung auftritt, den nationalen Geist der europäischen Völker, der doch eigentlich im Gegensatz zum Katholicismus steht, zu Gunsten desselben aus.

Aber andererseits läßt er die einzelnen Nationen keinen zu großen Einfluß auf die Herrschaft der Kirche nehmen. Nur wenige Söhne unseres deutschen Vaterlandes sitzen unter ihm im Cardinalscollegium. Er weiß, welch' einen mächtigen Aufschwung der Geist unseres Volkes genommen hat; er weiß, wie sehr die Wissenschaften unter uns blühen; er weiß, daß die Siege, die unsere Brüder auf den Schlachtfeldern errungen haben, wenig sind im Verhältnisse zu den Siegen, die wir noch erringen werden in Krieg und in Frieden; er weiß, daß uns ein Tag beschieden ist, da alle Deutschen Europas ein einziges, großes, politisch geeinigtes Volk bilden werden. So mußte er sich denn mit den Deutschen versöhnen, deren aufgehendes Gestirn das Papstthum zu verdunkeln begann. Aber, indem er den Deutschen auch im Vatican einen hervorragenden Einfluß auf die katholischen Institute einräumt, hält er sie doch von dem Ruder der Herrschaft ferne. Das germanische Element verschwindet gegenüber dem romanischen Element im Cardinals-Collegium, dem höchsten Rathe der Kirche.

Dieses Collegium, in welchem unter Pius IX. mancher Unwürdige seinen Sitz hatte, hat Leo XIII. wesentlich neu gestaltet. Die Sense des Todesengels hat ihn in diesem Werke sehr gefördert. Sie hat während des Pontificats Leos XIII. die Mehrzahl der von Pius IX. creirten Cardinäle weggemäht. Leo XIII. war es vergönnt, einigen der ausgezeichnetsten Kirchenfürsten Italiens den rothen Hut zu verleihen. Denn gar sehr ist es ihm daran gelegen, daß das Cardinalscollegium sich zum größten Theil aus tüchtigen Italienern zusammensetze. Von hervorragenderen Italienern hat er zu Cardinalen creirt: den beredten Erzbischof von Turin Gaetano Alimonda, den Patriarchen von Venedig Domenico Agostini, den durch seine große Summa=

nität ausgezeichneten Erzbischof von Neapel Guglielmo Sanfelice di Acquavella; den durch seine große theologische Gelehrsamkeit hervorragenden Erzbischof von Capua Alfonso Capecehatro, den als Prediger in Rom allgemein bekannten Benedictiner Placido Maria Schiaffino; den edlen Kapuziner Guglielmo Massaia, der durch 35 Jahre unsagbare Leiden im Dienste der Kirche als Missionär in Aethiopien ertragen hat; den rechtsgelehrten Perusiner Carlo Laurenzi; den schlaunen Diplomaten Lodovico Jacobini, gegenwärtigen Staatssecretär. Andere von ihm creirte italienische Cardinäle sind der gelehrte Jesuit Mazella, Theoboli, Cristofori, Verga, Masotti, Gori-Merosi, Ricci Parracciani, Zigliara; des Papstes gelehrter Bruder Giuseppe Pecci; der Erzbischof von Bologna Battaglini, der Erzbischof Celestia von Palermo; Bianchi, der Erzbischof von Ravenna Cattani. Von Ausländern, die er zu Cardinälen creirt, nennen wir den gelehrten deutschen Kirchenhistoriker Josef Hergenröther, den vom Culturkampfe her wohlbekannten frühern Erzbischof von Köln Paul Melchers; die Erzbischöfe von Wien und Olmütz Ganglbauer und Fürstenberg; den gelehrten Engländer Newman, den Ungarn Haynald, Erzbischof von Kalocza; den Erzbischof von Toulouse Desprez und den Erzbischof von Algier Lavigerie und mehrere andere Franzosen, die Erzbischöfe von Sevilla und Valencia Gonzalez y Diaz Tunon und Monecillo y Viso; den Patriarchen von Vissabon Sebastian Reto und den Bischof von Porto Ferreira dos Santos Silva, und den Erzbischof von Sydney in Australien Franciscus Moran. Ich nannte nur die noch lebenden von ihm ernannten Cardinäle. Leo XIII. hat bereits 46 Cardinäle zu Grabe geleitet. Er wäre der Würde nach der älteste unter Allen. Manchen der ältern Cardinäle ausgenommen, dem er wenig wohl will, den er aber aus Klugheit schonungsvoll behandelt, unterhält er zu den meisten gute Beziehungen. Wo immer sie leben, läßt er ihnen die Aufgabe zu Theil werden, zwischen der Curie und den fernern Regenten und Nationen, unter denen sie weilen, den Verkehr aufrecht zu erhalten. Er veranlaßt sie öfter ad limina apostolorum zu wallen, damit sie im Glauben gestärkt nach ihrer Heimat zurückkehren. Er trägt allerlei Art von Begabung, der er beim höhern Clerus begegnet, Rechnung bei Ernennung der Cardinäle. Sie müssen die Wissenschaften und den Glauben pflegen. Manche von ihnen sind berufen, auch die Politik zu Gunsten der Curie zu betreiben. Aber auch im Gebete müssen sie den Papst unterstützen; denn auch er betet, sobald er genug politisirt hat.

Und so sehr auch der Staatsmann augenblicklich in ihm vorwiegt, so legt er doch von Zeit zu Zeit die Wage der Politik aus den Händen; der Christ und der Katholik regt sich dann mächtig in ihm, er saltet die Hände und betet zur Jungfrau Maria, daß sie komme und ihm helfe die Acherontischen Mächte vertreiben, die Lucifer gegen ihn in Bewegung gesetzt; daß sie ihm nahe mit jungfräulichem Schritt, und ihn mit Tugend und Kraft ausstatte; unter ihrer Leitung werde er gerne rauhe Kämpfe kämpfen, unter ihrer Leitung werde er siegen; denn eine süße Kraft liege ihm in dem Worte Maria.

Ardet pugna ferox; Lucifer ipse viden',  
 Horrida monstra furens ex Acheronte vomit.  
 Ocius, alma Parens, ocius affer opem.  
 Tu mihi virtutem, robur et adde novum.  
 Contere virgineo monstra inimica pede.  
 Te duce, Virgo, libens aspera bella geram;  
 Diffugient hostes; te duce victor ero.

Auri dulces melos, dicere Mater Ave  
 Dicere dulce melos, o pia Mater Ave.  
 Tu mihi deliciae, spes bona, castus amor;  
 Rebus in adversis tu mihi praesidium.  
 Si mens sollicitis icta cupidinibus,  
 Tristitiae et luctus anxia sentit onus;  
 Si natum aerumnis videris usque premi,  
 Materno refove Virgo benigna sinu.  
 Et cum instante aderit morte suprema dies,  
 Lumina fessa manu molliter ipsa tege,  
 Et fugientem animam tu bona redde Deo.

Diese schönen Gebete hat Leo XIII. erst in den letzten Tagen zur Madonna emporgesendet.





## Ludwig van Beethoven in Berlin.

Von

Alfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

I.



Es giebt gewiß nicht wenige Fachmusiker und Musikdilettanten, die keine Ahnung davon haben, daß Beethoven jemals in Berlin gewesen sei, noch viel weniger, daß er hier sein musikalisches Licht leuchten ließ und persönlich in die interessantesten Beziehungen zur Berliner Hofgesellschaft und zur Geistesaristokratie unserer Hauptstadt trat.

Freilich nur ein einziges Mal hat Beethoven Berlin gesehen. Wie ein leuchtendes Meteor tauchte er hier urplötzlich im Glanze seiner künstlerischen Jugendherrlichkeit auf, um eben so zauberhaft von hier auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Aber dieser einzige Aufenthalt Beethovens in Berlin genügte sattfam, um ihn für die ganze weitere Entwicklungszeit seines unvergleichlichen Genies geistig an Berlin und an Berlins Geistesleben zu fesseln.

Hoffentlich begrüßen es die Verehrer des unsterblichen Meisters mit Freude, daß ihnen hiermit das Nähere über Beethovens Aufenthalt in Berlin dargeboten wird.

Seitdem Ludwig van Beethoven 1792 seine Vaterstadt Bonn verlassen hatte, um in der Kaiserstadt Wien, die dazumal in musikalischen Dingen tonangebend war, die Stätte seiner Genieentsfaltung zu finden, hat er wohl nur einmal eine eigentliche Kunstreise unternommen. Das war im Jahre 1796, zu einer Zeit, als man Beethoven fast ausschließlich als eminenten Claviervirtuosen und unvergleichlichen Improvisator am Clavier bewunderte; vom Componisten Beethoven verlautete in diesen Zeiten noch nicht sonderlich viel.

Diese einmalige Virtuosenreise Beethovens im Jahre 1796 führte ihn nach Dresden, Leipzig und Berlin, muß auch von nicht geringer Dauer gewesen sein.

Vor dieser eigentlichen Virtuosenreise hatte übrigens Beethoven in Gesellschaft seiner Bonner Freunde Christoph und Stephan von Breuning einen Ausflug nach Nürnberg unternommen, der ihn auch nach Prag führte. Das war im Januar 1796. Diese drei paßlosen jungen Freunde kamen damals auch mit der Polizei in Conflict. „Diese glaubte Wunder was sie entdeckt hatte“ — heißt es in einem Briefe St. von Breunings an seine Mutter in Bonn. In Linz wurden sie festgehalten und erst durch Dr. Wegelers,\*) des gemeinschaftlichen Freundes, energische Verwendung befreit.

Ein Berliner Document und eines aus dem Familienkreise Beethovens verschaffen uns über die Daten der späteren größeren Reise nähere Gewißheit. In jüngster Zeit erst hat sich ein Brief Beethovens an seinen Bruder Johann vorgefunden, den uns mehrere Beethoven-Biographen mittheilen. In diesem, vom 19. Februar 1796 aus Prag datirten Briefe schreibt Beethoven unter Anderem: „Lieber Bruder! nun, daß Du doch wenigstens weißt, wo ich bin und was ich mache, muß ich Dir doch schreiben. Für's erste geht es mir gut, recht gut. Meine Kunst erwirbt mir Freunde und Achtung, was will ich mehr. auch geld werde ich diesmal ziemlich bekommen, ich werde noch einige wochen verweilen hier und dann nach Dresden, Leipzig und Berlin reisen. Da werden wohl wenigstens 6 wochen dran gehen bis ich zurückkomme.“

Es sollte aber viel, viel später werden; denn unser Berliner Document, von dem nachher die Rede sein wird, meldet uns klar und deutlich, daß Beethoven im Monat Juni dieses Jahres 1796 in Berlin gewesen ist. Während wir völlig darüber im Unklaren sind, ob und wie sich Beethoven in den anderen Städten außer Berlin öffentlich producirt habe, läßt sich über Beethovens Virtuositenthätigkeit in Berlin nicht nur Positives, sondern selbst allerlei anekdotenhafte Interessantes vermelden.

Im Jahre 1796, wie überhaupt während der ganzen Regierungszeit Friedrich Wilhelms II., eines außerordentlich musikliebenden Monarchen, herrschte am Berliner Hofe ein Musikeifer sonder Gleichen. Wie Friedrich der Große in Quanz, so besaß Friedrich Wilhelm II. in Düport seinen musikalischen Vertrauensrath. Ein wie intimes Freundschaftsverhältniß zwischen diesen Monarchen und den oben genannten Tonkünstlern bestand, geht aus den verschiedensten anekdotenhafteu Glossen hervor, die der Berliner Volksmund darüber reichlich erfand. Eine Anekdote aus dem Leben Friedrichs des Großen ist so charakteristisch für diese Verhältnisse, überhaupt für die ganze Stellung der damaligen Tonkünstler in Preußens Hauptstadt, daß sie Jeder gern anführen wird. In seiner „Geschichte der Berliner Oper“ (p. 175) theilt sie L. Schneider wie folgt mit: „Vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges erzählte man sich in Berlin folgendes Witzwort über ihn (sc. Quanz):

\*) Vgl. „Nachtrag zu den biographischen Notizen über Ludwig van Beethoven von Dr. F. G. Wegeler“ (1845), p. 18 und 19.

„Wer regiert eigentlich den preußischen Staat? Antwort: Das Schooßhündchen der Madame Quanz; denn der König läßt sich von Quanz, Quanz von seiner Frau und Madame Quanz von ihrem Schooßhunde regieren!“ Während nun aber Friedrich der Große in den ersten Zeiten seiner Regierung, noch bis zum Hubertsburger Frieden, die Musik — vornehmlich die italienische Oper — in seiner Residenz ungemein beschützte und förderte, so daß die Berliner Oper zeitweise mit der damals glanzvollsten Oper am Dresdener Hofe wetteifern konnte, verlor der alternde, weltweise König mehr und mehr das Interesse an dieser Kunst und erst recht an seinem enfant gâté, der italienischen Oper.

Wie mit einem Zauberschlage ward es jedoch anders, als nach dieses Einzigen Tode Friedrich Wilhelm II. \*) den preußischen Königsthron bestieg. Wie sein erhabener Vorgänger, so war auch dieser Herrscher nicht nur Musikfreund, sondern auch ausübender Musiker. Friedrich der Große liebte die Flöte, Friedrich Wilhelm II. das Violoncell, auf dem er es zu einer erstaunenswerthen Fertigkeit brachte. Schon als Prinz, seit dem Jahre 1773, wurde er Schüler des oben genannten J. B. Düport, der ein vorzüglicher, epochemachender Meister auf dem Violoncell war. Als Prinz hielt sich Friedrich Wilhelm auch schon eine eigene Capelle und war besonders eifriger Quartettspieler. Als König sorgte sein Feuereifer und sein dem Edlen, Höchsten zustrebender Kunstgeschmack dafür, daß an der Berliner Oper zum ersten Male klassische deutsche Meisterwerke eines Gluck und Mozart aufgeführt werden konnten; so bahnte er eigentlich in Berlin den Sieg der deutschen Oper über die italienische an. Wie schon bemerkt, hegte Friedrich Wilhelm II. als Violoncellspieler eine specielle Vorliebe für Kammermusik; so mußten auf seinen Reisen, selbst während der Feldzüge, immer einige Kammermusiker zum Quartettspiele bei ihm sein. Wir begreifen es auf diese Weise immer klarer, daß ihm die Quartette Joseph Haydns, des Schöpfers der modernen Instrumentalmusik, besonders imponiren mußten, und daß ihm der jugendliche Beethoven besonders darum so sympathisch sein mußte, weil er ihm ja vorzugsweise prädestinirt erschien, die Kammermusik, überhaupt die ganze Instrumentalmusik noch über Haydn und Mozart hinaus zu neuen Himmelsreichen emporzuführen. Von Haydn nahm dieser kunstliebende Fürst kurz nach seinem Regierungsantritte die Dedication von 6 Quartetten an, die zu den bedeutendsten Werken dieser Gattung aus der Schaffensthätigkeit Haydns zählen. Meister Haydn erhielt als königlichen Dank einen kostbaren Ring, den ein sehr schmeichelhaftes Cabinetsschreiben aus Potsdam vom 21. April 1787 begleitete. Und neun Jahre später konnte Friedrich Wilhelm II. durch den emporbringenden Genius Beethovens entzückt werden.

Es versteht sich von selbst, daß Beethoven in Berlin viel bei Jose

\*) Aus dem Nachfolgenden wird sich von selbst die Rechtfertigung ergeben, daß gerade von Friedrich Wilhelm II. so eingehend gesprochen werden muß.

musisirte und durch sein Clavierspiel, insonderheit durch sein geniales Phantaisiren alle Welt hinriß. Mit dem violoncellspielenden Könige wird Beethoven denn auch wohl die beiden Sonaten für Clavier und Violoncell wiederholentlich durchgespielt haben, die er dem königlichen Mäcen widmen durfte. Das sind die beiden Violoncellsonaten op. 5 in F-dur und G-moll, die ihrer technischen Schwierigkeit nach für Düport, den ersten Violoncellisten des Königs, berechnet waren.

Die „biographischen Notizen über Ludwig van Beethoven“ von Wegeler und Riez (p. 109) wissen auch noch zu erzählen, daß Beethoven beim Abschied eine goldene, mit Louisdors gefüllte Dose empfangen hatte. Beethoven knüpfte daran später voll künstlerischen Selbstbewußtseins die Bemerkung, „daß es keine gewöhnliche Dose gewesen sei, sondern eine von der Art, wie sie den Gesandten wohl gegeben werde“.

Von der magischen Kraft und Gewalt, die Beethovens freie Improvisationen am Clavier ausstrahlten, kann man sich heute keine zulängliche Vorstellung mehr machen. Diese Kunst ist nun einmal ausgestorben. Carl Czerny, der rühmlichst bekannte Etüdencomponist, Schüler und Freund Beethovens, hat im Jahre 1852 über die ungeheure Wirkung, welche dessen Improvisationen auf alle Menschen, speciell aber um diese Zeit am Berliner Hofe auf jenen kunstbegeisterten König auszuüben vermochten, einen höchst interessanten Bericht in Cooks „London Musical Miscellany“\*) erscheinen lassen, aus dem ich hier in deutscher Uebersetzung das Folgende mittheile: „Seine (sc. Beethovens) Improvisation war höchst glänzend und eindringend. In welcher Gesellschaft er sich auch befinden mochte, er verstand es, eine solche Wirkung auf jeden Hörer hervorzurufen, daß häufig nicht ein Auge trocken blieb, während manche schier in lautes Schreien ausbrachen. Es lag nun einmal etwas Wundervolles in seiner Ausdrucksweise, welche die Schönheit und Originalität seiner Ideen und die geistreiche Art ihrer Wiedergabe in ein noch helleres Licht setzte. Hatte er eine derartige Improvisation beendet, dann schien er wohl auch in lautes Lachen auszubrechen zu wollen und seine Hörer ob der Erschütterung zu verspotten, die er in ihnen erzeugt hatte. „Ihr seid Narren,“ schien er zu sagen. Zuweilen konnte er sich auch durch solche Anzeichen von Sympathie beleidigt finden. „Wer kann unter so verdorbenen Kindern leben?“ rief er wohl aus und nur deshalb (wie er mir erzählte) lehnte er es ab, eine Einladung anzunehmen, welche der König von Preußen nach einer der oben beschriebenen freien Clavierphantasien an ihn gelangen ließ.“

Thayer und Andere haben aus dem letzten Passus dieser Mittheilung den unmotivirten Schluß gezogen, daß Friedrich Wilhelm II. allen Ernstes daran dachte, unsern Beethoven an seinen Hof zu fesseln. Czernys deutscher Originalbericht ist leider verloren gegangen, und die genaue Auffassung des

\*) Vgl. N. W. Thayer: Beethovens Leben, Band II, p. 10—11.



ziemlich ungeschickt abgefaßten englischen Schlußsatzes „and only on that account (as he told me) he declined to accept an invitation, which the king of Prussia gave him, after one of the extemporary performances above described,“ kann eigentlich nur besagen, daß der König ihn einlud, gelegentlich bei Hofe abermals eine Improvisations-Soirée zu geben.

## II.

So viel steht fest, daß der sechsundzwanzigjährige Beethoven in Berlin sowohl bei Hofe, als auch in anderen Musiker- und Dilettantenkreisen durch seine ungewöhnliche, schöpferische Musikkraft, wie sie sich namentlich in der freien Phantasie offenbarte, uneingeschränkte Bewunderung erweckte. Das wird uns noch einleuchtender, wenn wir eine kurze Heerchau über die zeitgenössischen hervorragenden Tonkünstler Berlins halten, mit denen der jugendliche Beethoven in directen Verkehr trat.

Zunächst noch ein paar Worte über Jean Pierre Düport, den allmächtigen Intendanten am Hofe Friedrich Wilhelms II. Düport ist ein Pariser Kind, 1741 geboren. Im Jahre 1773 wurde er Violoncell-Lehrer Friedrich Wilhelms, der damals Prinz war, und nach der Thronbesteigung desselben, 1786, Intendant der Hofmusik. Wie hoch ihn und zugleich seine Specialkunst sein König schätzte, mag auch aus dem Umstande erhellen, daß der Monarch in vielen Proben zu Opernvorstellungen das Violoncell im Orchester neben seinem Lehrer Düport spielte, freilich nur, wenn keine Zuschauer anwesend waren (cf. Schneider a. a. O. p. 216). Dieser Düport war es auch, der das Violoncell zum Soloinstrument erhob. Und ihm mag denn auch Beethoven in der Behandlung des Violoncells nicht wenig zu verdanken haben; gehörte es ja doch zu Beethovens Kunsteigenthümlichkeiten, sich von einem Specialmeister ersten Ranges in die Geheimnisse jedes einzelnen Orchesterinstruments einweihen zu lassen. Düport starb 1818 zu Berlin im 77. Lebensjahre. Auf die Düport'sche Methode folgten für das Violoncell die Methode Romberg, dann Bohrer, Dohauer, Kummer und Servais.

In directere Beziehungen zu Beethoven trat der Berliner Hofcapellmeister Himmel. Als sich Beethoven in Berlin aufhielt, waren Himmel und Righini Hofcapellmeister, nachdem der weit bedeutendere Reichardt bereits 1794 Berlin hatte verlassen müssen. Reichardt trat nicht jetzt, sondern erst viel später, in Wien, in freundschaftliche Beziehungen zu Beethoven. Zum besseren Verständniß der ganzen Lage muß jedoch bei dieser Gelegenheit ein wenig über ihn gesprochen werden, denn als Componist ist er der alleinige Rivale Himmels und beherrschte mit diesem die Berliner Oper in der ersten Zeit unseres Jahrhunderts. Ueberdies ist der vielseitig gebildete Reichardt nicht nur für das ganze künstlerische Leben Berlins, sondern auch speciell für die Würdigung des Beethoven'schen Genius in Berlin sehr bedeutungsvoll geworden.

Joh. Friedr. Reichardt wurde 1752 zu Königsberg i. Pr. geboren. Nach vollendeten akademischen Studien in Königsberg und Leipzig unternahm er mannigfache Reisen. Nach dem Tode des Berliner Hofcapellmeisters Agricola im Jahre 1775 wurde Reichardt an seine Stelle nach Berlin berufen und entfaltete hier die erstaunlichste künstlerische und literarische Thätigkeit. So gründete er hier das „Concert spirituel“, womit zum ersten Male — vom Hofe abgesehen — Concert-Aufführungen stattfanden. Derselbe Reichardt begründete in Berlin auch die erste Musikzeitung; diese erschien zuerst unter dem Titel „Musikalisches Wochenblatt“, dann als „Monatsschrift für Musik“, endlich unter dem Titel „Studien für Tonkünstler“. Inzwischen hatte er sich bei Hofe unmöglich gemacht. Schneider schreibt darüber (l. l. p. 253) also: „Reichardt schmollte in Hamburg und Stockholm, daß ihm nach dem Abgange seines Nebenbuhlers Alessandri nicht die Direction der Oper anvertraut war, und angesteckt von den revolutionären Ideen der Zeit, vergaß er sich einst so sehr, beim Kartenspiel sämmtlichen Königen im Spiele die Köpfe abzuschneiden, indem er dabei ausrief: ‚So müßte man es mit allen Königen machen!‘ — Natürlich blieb eine solche Aeußerung nicht verschwiegen: geschäftige Zuträger entstellten sein ganzes Treiben und bereiteten so seinen Sturz vor, an dem er selbst unleugbar die meiste Schuld trug.“ — Allein bald nach dem Tode Friedrich Wilhelms II., im Jahre 1798, tritt er wieder als hochgeehrter Künstler in Berlin, auch bei Hofe, auf und gewinnt neben Himmel den weitgehendsten Einfluß. Es ist bekannt, daß der als Erfinder des „Viederspiels“, als Viedercomponist und Schriftsteller hervorragende Berliner Meister im Jahre 1808 in Wien lebhaft mit Beethoven verkehrte und darüber der Welt ein Großes und Weites verkündet hat.

Friedrich Heinrich Himmel, der berühmte Componist des Viederspiels „Fanchon“, wurde im Jahre 1765 zu Treuenbriezen geboren. In Halle sollte er sich zum Gottesgelehrten ausbilden. Dort hörte aber einmal König Friedrich Wilhelm II. sein Clavierspiel und veranlaßte ihn, die Theologie mit der Musik zu vertauschen. Nachdem er seine Kunststudien unter Raumann in Dresden vollendet hatte, sieht ihn das Jahr 1792 in Berlin. Kaum hatte er hier sein Oratorium „Isacco“ aufgeführt, als ihn der König zu seinem Kammer-Componisten ernannte. Seit 1795 fungirte er neben Righini als Capellmeister an der königlichen Oper. Er befand sich sehr viel auf Reisen, war überhaupt dem Weine und sonstigem Lebensgenüssen sehr ergeben; der Rest seines Lebens ist in tiefes Dunkel gehüllt. — Besonders als Viedercomponist war Himmel sehr beliebt; auch heute singt man wohl seine Weisen: „Es kann ja nicht immer so bleiben“ und „An Alexis“. Ungemeinen Enthusiasmus erweckte aber sein Viederspiel „Fanchon“, Text von Noëbue. Im März 1804 wurde „Fanchon“ zum ersten Male gegeben und erlebte bis 1810 — als fast beispiellos in der Geschichte der Berliner Oper — 127 Aufführungen. — Himmel starb 1814

in Berlin, in demselben Jahre, in dem sein größerer Rivale Reichardt in Giebichenstein bei Kassel verstarb.

Uebrigens mag noch aus dem Jahre 1801 hervorgehoben werden, daß der König, um beide Künstler zufrieden zu stellen, beide mit der Composition einer neuen (italienischen) Oper beauftragt hatte. So kam am 12. Januar „*Vasco di Gama*“, große Oper in 3 Acten von Filistri und Himmel, zur Aufführung und nach einiger Zeit „*Rosmonde*“ von Filistri und Reichardt, ebenfalls in 3 Acten. Ergößlicher kann die sich nun entspinne Fehde nicht geschildert werden, als es Schneider in seinem mehrfach erwähnten Werke thut, dem ich hier gern das Wort lasse. „Fast hätte sich,“ erzählt derselbe (p. 287—288), „in Berlin durch diese beiden Opern der Kampf der Gluckisten und Picinnisten erneut, der einst ganz Paris in Bewegung setzte, denn das Berliner Publikum nahm zum ersten Male bei italienischen Opern Partei für oder gegen eine derselben. Schon in den Proben hatte sich Eifersucht zwischen den beiden Componisten gezeigt, von denen der eine ein wirklicher, der andere ein ‚gewesener‘ Capellmeister war, — so nannten ihn die Zeitungen. Keiner wollte nachstehen, Jeder verlangte dasselbe, was sein Nebenbuhler brauchte, und Baron von der Red (der Intendant) hatte alles Mögliche zu thun, offenen Janz zu verhindern. Capelle und Sänger nahmen Partei, erhoben die eine Oper und setzten die andere herab, wobei persönliche Neigung oder Gereiztheit gegen den Componisten natürlich Vieles beitrug. So war das Publikum schon vor der Aufführung in seiner Meinung getheilt, und als sie aufgeführt waren, wurden die Zeitungen zum Kampfplatz der streitigen Ansichten. Himmel beging die Unvorsichtigkeit und ließ einen Aufsatz in die Zeitung einrücken, der, leidenschaftlich abgefaßt, große Arroganz verrieth und, was das Schlimmste war, ungerechte Ausfälle gegen den ‚Salzinspector Reichardt\*)“ enthielt. Dieser, sonst so schreibebeflügt und stets zu literarischem Kampfe bereit, schwieg diesmal und gewann sich dadurch das Publikum, welches über die Leidenschaftlichkeit Himmels den Stab brach. Eine Fluth von Recensionen über beide Herren überschwemmte die Zeitungen, bis endlich der witzige Einfall eines Berichterstatters den Streit durch Lächerlichkeit tödtete. Himmel hatte nämlich in seinem „*Vasco di Gama*“ eine vollständige Janitscharen-Musik auf dem Theater — und Reichardt, um diesem Effect nichts nachzugeben, einen Trompetenmarsch angebracht. Nun hieß es, Himmel habe für die Infanterie und Reichardt für die Cavallerie geschrieben.“

Hat sich nun unter Anderem aus dieser Episode ergeben, daß Himmel seinem himmlischen Namen keine sonderliche Ehre machte, so wird sich dies

---

\*) Reichardt, der Tonkünstler, war nämlich 1796 Salzinspector zu Halle geworden. Erst nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. durfte er es wieder wagen, in Berlin als Musiker zu erscheinen.

auch zeigen, wenn wir jetzt seines directen Verkehrs mit Beethoven Erwähnung thun.

Beethoven kam 1796 recht häufig mit Himmel zusammen. Nach den Mittheilungen von Ferdinand Ries, dem berühmten Schüler Beethovens, soll sich dieser nicht sehr günstig über Himmels Bedeutung ausgesprochen haben; „er besitze,“ heißt es in den vortrefflichen biographischen Notizen über Beethoven von Wegeler und Ries (p. 110), „ein ganz artiges Talent, weiter aber nichts; sein Clavierspielen sei elegant und angenehm, aber mit dem Prinzen Louis Ferdinand sei er gar nicht zu vergleichen“.

Einmal nun gab es irgend ein böser Dämon dem Herrn Hofcapellmeister Himmel ein, vor Beethoven als Improvisator glänzen zu wollen. Die beiden Künstler befanden sich wieder einmal unter den Linden, als Himmel den jüngeren Kunstbruder aufforderte, mit ihm ein Privatzimmer des ersten Kaffeehauses unter den Linden\*) zu besuchen, worin sich, wie Himmel genau wußte, ein Clavier befand. Hier sollte der Wettkampf im freien Phantasiren von statten gehen. Beethoven trug zuerst eine Improvisation in der nur ihm verliehenen einzigen Weise vor. Nun mußte Himmels Phantasie herhalten. Nachdem dieser bereits eine ganz geraume Zeit ge spielt und fast seine ganze Musikweisheit ausgekraut hatte, unterbrach ihn endlich Beethoven mit den halb jovial, halb sarcastisch hingeworfenen Worten: „Aber, lieber Himmel, wann werden Sie denn endlich einmal ordentlich anfangen.“

Diese Worte wirkten wie ein Sturzbad auf den armen Hofcapellmeister ein. Himmel hatte geglaubt das Wunderbarste geleistet zu haben, und sah sich hier mit so dürrten Worten von einem jungen Manne ohne Amt und Stellung für eitel nichts erklärt. Das war ein unerhörtes crimen laesae majestatis, das schwer geahndet werden mußte. Himmel stand sofort auf und ward recht unartig; Beethoven blieb ihm nichts schuldig: und so ging man denn recht gespannt von einander. Beethoven sagte darüber noch späterhin zu seinem Schüler Ries: „Ich glaubte, Himmel habe nur so ein bißchen präludirt.“ — In späterer Zeit kam aber doch eine Ausöhnung zu Stande und lange noch standen Beethoven und Himmel in Correspondenz mit einander. Endlich spielte der rachsuchtige Himmel unserm Beethoven einmal einen argen Streich. Beethoven hatte nach seinem einmaligen Besuche in Berlin diese Stadt herzlich lieb gewonnen, interessirte sich lebhaft für dieselbe und lag Himmel nicht selten an, ihm Neues aus Berlin mitzutheilen. Einmal nun berichtete Himmel folgendes Novum an Beethoven: „Das Neueste sei eine Laterne für Blinde, die erst kürzlich erfunden sei.“ Der in allem Nichtmusikalischen leichtgläubige Beethoven nahm dies für baare Münze und erzählte es überall in Wien weiter. Als er nun endlich

---

\*) Die Tradition will, daß dieser künstlerische Wettkampf in dem ehemals Jagor'schen Local unter den Linden stattgefunden habe.

erkennen mußte, daß es Himmel ja nur darum zu thun gewesen sei, ihn vor den Wienern lächerlich zu machen, brach Beethoven jeden ferneren Briefwechsel mit demselben ab. \*)

### III.

Die Berliner Singakademie war zur Zeit, als Beethoven in Berlin war, noch ein ganz junges, frisch emporkeimendes Institut; sie befand sich eben im sechsten Jahre ihres Bestehens. Die artistischen Geister dieser Akademie ließen sich die Ehre nicht entgehen, den jungen himmelstürmenden Beethoven in ihren Musikräumen zu sehen. Im Jahre 1843 gab ein eifriges, gelehrtes Mitglied der Singakademie, Professor Lichtenstein, als Nachklang zur 50jährigen Jubelfeier derselben (1841) eine interessante

---

\*) Man lernt Himmel milder beurtheilen, wenn man sich's vergegenwärtigt, ein wie gefeiertes Ansehen derselbe in Berlin genoß. Wie hoch er in der Berehrung des Berliner Publikums stand, das ward mir erst vollkommen klar und anschaulich, als ich Ludwig Kellstabs reizvolles Buch „Aus meinem Leben“ (Berlin 1861) las. Derselbe, der soviel des Vortreflichen über Berlins Musikleben darin vorträgt, weiß uns über Himmel unter Anderem folgende Belehrung zu geben (Band I. p. 67 f.): „Himmel war ein entschiedener Repräsentant der modernen Zeit. Elegant gekleidet, leicht gepudert, etwas beleibt, doch leicht beweglich, rothwangig, die weiße zierliche Hand mit prächtigen Ringen bedeckt, steht er vor meiner Erinnerung. Er war mir von den drei genannten (sc. Kighini, Reichardt, Himmel) bei Weitem der Wertwürdigste, denn er galt für den größten Clavierspieler jener Zeit, in Berlin wenigstens. — — — „Es überraschte mich daher mit den ganzen Schauern kindlicher Ehrfurcht, als er eines Morgens, während ich Clavierstunde hatte, meinen Vater (d. i. der ebenfalls sehr musikalische Buchdrucker Kellstab) besuchte!“ — — — „Mit höchster Spannung und ganz gläubig geseßelt, hörte ich ihn mit geläufiger Zunge eine Menge Geschichten erzählen, über Clavierpiel, selten schöne Instrumente, die er gehabt, und dergleichen. Es waren sichtlich Fabeln oder maßlose Uebertreibungen, wie denn Himmels leichte Weise in dieser Beziehung einen kaum glaublichen Höhengrad erreichte; doch mir erschienen sie wie lauter von ihm erlebte Wunder. So erzählte er, unter dem mir später erst begreiflichen ironischen Lächeln meines Vaters von einer polnischen Gräfin, die eines Tages, nachdem er auf seinem Flügel phantasiert, zu ihm in's Zimmer gestürzt sei, sich ihm zu Füßen geworfen und um Ueberlassung des göttlichen Instruments gebeten habe! 'Ich dachte, die Frau sei verrückt geworden!' rief er aus. 'Es kommt fast so heraus!' antwortete mein Vater in einem Tone, den ich später erst verstehen konnte. Genug, Himmel imponierte mir außerordentlich. Später habe ich ihn mehrmals öffentlich, unter anderem in dem Concertsaal des abgebrannten Schauspielhauses sein berühmtes Ertelt spielen hören. Allein ich war damals noch viel zu unentwickelt, um den wahren Werth seines Spiels, insbesondere seine bezaubernde Grazie, Zartheit und Elasticität auch nur annähernd würdigen zu können; dennoch war ich zu weit, um sein Spiel als ein solches Wunder anzustaunen, wie ich es mir kindisch vorgeträumt hatte.“ So weit Kellstab. Wir schöpfen daraus die Gewißheit, daß Himmels Ruf in Berlin so gewaltig war, um die Phantasie eines musikalisch gewekten Knaben, wie Kellstab es war, mit derartigen Wunderträumereien anzufüllen. Aber trotzdem und alledem nimmt die Musikwelt kaum noch irgend welche Notiz von Himmel. Und so wird Beethoven, der hierin dem kräftigen Impulse der in ihm lebendigen Genie-wahrheit nachgab, auch Himmel gegenüber Recht behalten müssen.

Schrift „Zur Geschichte der Singakademie in Berlin“ heraus. Aus dieser Schrift wird ersichtlich, daß Beethoven nicht nur mit Karl Friedrich Fasch, dem excellenten Stifter der Singakademie, und mit Karl Friedrich Zelter, seinem ruhmvollen Nachfolger, bekannt wurde, sondern daß er auch in den Aufführungen der Singakademie verschiedene Improvisationen zum Besten gab. Nebenbei sei bemerkt, daß die damals noch ganz bescheidene Singakademie ihre Versammlungen in einem Saale der Akademie der Künste abhielt. Das erste sogenannte Auditorium der jungen Singakademie, „bei welchem der Prinz Louis Ferdinand und mehrere vornehme Personen vom Hofe gegenwärtig waren,“ fand am 8. April 1794, also etwa zwei Jahre vor Beethovens Besuch, statt.

Fasch führte ordentlich Buch über alle die Singakademie betreffenden Begebenheiten. Wie der Verfasser mittheilt (p. XI) „ist ein Besuch von Beethoven am 21. Juni (1796) das merkwürdigste Ereigniß. Es wurden ihm ein Choral, die drei ersten Nummern der Messe und die sechs ersten Nummern aus dem 119. Psalm vorgesungen.\*) Hierauf setzte er sich an den Flügel und spielte eine Phantasie über das letzte Fugenthema: „Meine Zunge rühmt im Wettgesang dein Lob!“ Die letzten Nummern der Davidiana\*\*) machten den Beschluß. Keiner (!?) von Beethovens Biographen hat dieses Besuches oder auch nur seines Aufenthaltes in Berlin erwähnt.\*\*\*) Auch spricht Fasch davon ohne weitere Bezeichnung. Das Spiel muß aber gefallen haben, denn Beethoven wiederholt es in der nächsten Versammlung am 28.“

Der Amerikaner Thayer weiß diese Mittheilungen noch durch Folgendes angenehm zu ergänzen (Beethovens Leben II, p. 13): Im Jahre 1810 nämlich erzählte Beethoven Fräulein Elisabeth Brentano (der nachmaligen Frau Bettina von Arnim) als er von seinem Spiele bei jener Gelegenheit sprach, daß beim Schlusse die Zuhörer nicht applaudirten, sondern mit Thränen in den Augen kamen und sich um ihn drängten, und er fügte (ironisch?) hinzu: „Das ist es nicht, was wir Künstler wünschen, wir verlangen Applaus!“

Bettina, die im Jahre 1810 Beethoven persönlich in Wien kennen lernte, erzählt etwas Derartiges in ihrer phantasiereichen poetischen Weise auch in ihrem Briefe an den Fürsten von Büdler-Muskau, worin vom

\*) Die hier in Rede stehende Messe war die 16stimmige von Fasch; auch der genannte Psalm war von demselben Componisten.

\*\*) Davidiana hieß eine von Fasch zusammengestellte Sammlung von Versetts (componirte Bibelsprüche).

\*\*\*) Der geschätzte Autor, Professor Lichtenstein, irrt in letzterer Beziehung. Als derselbe Anno 1843 schrieb, waren bereits die über alle Maßen herrlichen biographischen Notizen über Beethoven von Wegeler und Riez erschienen, nämlich 1838, die ja auch, wie oben erwähnt worden, vielerlei über Beethovens Aufenthalt in Berlin enthalten. (p. 109—110.)

Verkehr zwischen Goethe und Beethoven in Teplitz gesprochen wird. Sie läßt Beethoven also zu Goethe sprechen, der ob seines Spiels tief gerührt erschien: „O Herr, das habe ich von Ihnen nicht erwartet; in Berlin gab ich auch vor mehreren Jahren ein Concert, ich griff mich an, und glaubte was Rechtes zu leisten, und hoffte auf einen tüchtigen Beifall, aber siehe da, als ich meine höchste Begeisterung ausgesprochen hatte, kein geringstes Zeichen des Beifalls ertönte, das war mir doch zu arg, ich begriff nicht: das Räthsel löste sich doch dahin auf, daß das ganze Berliner Publikum fein gebildet war, und mir mit nassen Schnupftüchern vor Nührung entgegenwankte, um mich seines Dantes zu versichern. Das war einem groben Enthusiasten wie mir ganz übrig, ich sah, daß ich nur ein romantisches, aber kein künstlerisches Auditorium gehabt hatte. Aber von Euch, Goethe, lasse ich mir dies nicht gefallen. . . .“ (cf. Thayer, a. a. O. Band III, p. 210.)

Das ist übrigens ein Gedanke, dem wir beim späteren echten Beethoven oft begegnen; er verlangt Geist und Feuer, keine Sentimentalität. — Was an diesen Expectorationen authentisch ist, muß sich aber durchaus auf jene Improvisationen in der Singakademie beziehen: denn es ist nichts davon bekannt, daß Beethoven ein selbständiges Concert in Berlin gegeben habe. So dürfen wir denn gerade aus diesen durch Professor Lichtenstein bekannt gewordenen Aufzeichnungen Faschs\*) die beiden positiven Daten entnehmen, daß Beethoven am 21. und 28. Juni 1796 in den Räumen der Kunstakademie vor dem Auditorium der damaligen Singakademie seine Kunst hören ließ, ferner, daß er jedenfalls nicht vor Ende Juni Berlin verlassen hat. Seine hier angeknüpfte Bekanntschaft mit Zelter zog übrigens die mannigfachsten äußeren und inneren Folgen nach sich, die indeß erst einer späteren Epoche des Beethoven'schen Lebens angehören.

#### IV.

Zu den Persönlichkeiten fürstlichen Geblütes, die sich am Berliner Hofe um Beethovens machgebietenden Genius scharten, gehörten auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm und seine holdselig-ideale Gemahlin Luise, das nachmalige preußische Herrscherpaar, dann Fürst von Radziwill, der spätere Componist der Musik zu Goethes Faust, und in erster Reihe der ritterlich-geniale Prinz Louis Ferdinand, ein Neffe Friedrichs des Großen.

Prinz Louis Ferdinand besaß eine künstlerisch-musikalische Begabung, wie sie unter Sprößlingen fürstlicher Geschlechter zu den allerhöchsten

---

\*) Faschs Aufzeichnungen lauten recht dürr also: „21. Juni 1796. Herr van Beethoven phantasirte von der Davidiana und nahm dazu das Jugenthema aus Psalm 19, Nr. 16. — Herr van Beethoven, Clavierspieler aus Wien, war so gefällig, uns eine Phantasie hören zu lassen. — 28 Juni. Herr van Beethoven war auch diesmal so gefällig, uns eine Phantasie hören zu lassen.“

Seltenheiten gehört. Friedrich Christian Ludwig Ferdinand, Prinz von Preußen, wurde am 18. November 1772 zu Friedrichsfelde bei Berlin geboren, war also fast ganze zwei Jahre jünger als Beethoven. Der musikalischen Kunst war er mit großer Leidenschaft ergeben, namentlich ging er in den letzten sechs Jahren seines märchenhaft kurzen Lebensdaseins fast völlig in der Musik auf. Daß eine so feurig-geniale Natur sich durch die höhere, wenn auch congeniale Beethoven'sche Musikseele mächtig angezogen fühlen mußte, begreift sich ohne Weiteres. Und so gestaltete sich hier im Jahre 1796 denn auch der Verkehr zwischen diesen beiden hohen Geistern besonders herzlich und rief wahre gegenseitige Hochschätzung hervor.

Der Prinz war ein ganz hervorragender Clavierspieler und bedeutender Componist. Auf nichts war der künstlerische Prinz so stolz, als auf ein Urtheil Beethovens über sein Clavierpiel. Unser Meister, der ihn als Clavierspieler weit, weit über Himmel stellte, sagte ihm nämlich einmal: daß er gar nicht königlich oder prinzlich spiele, sondern wie ein echter tüchtiger Clavierspieler. Und Prinz Louis Ferdinand faßte dieses Wort auch in Wahrheit im Geiste Beethovens als ein großes Compliment auf. In späteren Jahren, seit 1800, wurde der Prinz mehr in die Kunstsphäre Duffels, des genialen Böhmens, gezogen. Eine ungewöhnliche Freundschaft verband diese Beiden; sie waren auch ganz für einander geschaffen, obwohl der Prinz kühner und genialer war als Duffel. Beide Künstler bedienten sich zu ihren Claviervorträgen des englischen Flügel-Forstepianos; der Prinz soll von dieser Species dreizehn Stück besessen haben. Die bedeutendste Tonschöpfung dieses fürstlichen Künstlers ist ein großes F-moll-Quatuor. Selbst Beethoven sagte von seinen Compositionen, nach Czernys Mittheilung, daß sich hier und da hübsche Brocken darin vorfinden.

Als Prinz Louis Ferdinand in Wien war, frischte er nicht nur die alten Beziehungen zu Beethoven auf, sondern trat seinem ganzen Wesen noch viel näher. Das mochte im Jahre 1803 oder 1804 gewesen sein. Für Beethoven war es die Zeit, als gerade seine dritte Symphonie in Es (op. 55) die „Sinfonia eroica, per festeggiare il sovvenire d'un gran uomo“ die ersten Aufführungen erlebt und sowohl ob ihrer Länge, als auch ob ihrer schier riesenhaften Originalität den heftigsten Widerspruch erfahren hatte. Um diese Zeit eben befand sich unser Prinz Louis Ferdinand auf Reisen, die ihn auch nach Wien führten.

Einer der vornehmsten, einflußreichsten Gönner unseres Tondichters, der Fürst von Lobkowitz, dem unter anderen hohen Werken auch die heroische Symphonie gewidmet ist, gedachte dem musikergebenen Prinzen einen ganz besonderen Kunstgenuß zu verschaffen. Dem Prinzen wurde dann also im herzoglichen Palais die ihm noch ganz unbekannte Helden-symphonie vorgetragen. In der Schmid'schen Wiener Musikzeitung vom Jahre 1843 wird darüber des Weiteren erzählt, daß der Prinz dieselbe



mit gespannter Aufmerksamkeit anhörte, die sich mit jedem Satze steigerte. Kaum war die Symphonie zu Ende, als sich Prinz Louis Ferdinand „als besondere Günst eine unmittelbare Wiederholung erbat, und nach Ablauf einer Stunde eine nochmalige Wiederholung der ganzen Symphonie“. So hatte der Prinz dreimal hintereinander diese eine Stunde andauernde Tondichtung mit wahrer Leidenschaft in sich aufgenommen. Wichtiger noch ist der Umstand, daß sich damit eine günstige Rückwirkung auf die Musikreise Wiens erschloß, denn nunmehr nach so erlauchtem Vorgange wagte die Opposition sich nicht mehr so kühnen Hauptes hervor. Damit war der hohe Gehalt dieser Musik wie mit einem Schlage anerkannt. (Vgl. auch Thayer a. a. O. II. p. 250.)

Prinz Louis Ferdinand verkehrte während seines kurzen Aufenthaltes in Wien recht fleißig und herzlich mit Beethoven. Des Letzteren Schüler, Ferdinand Ries, hat uns auch noch eine recht interessante Anekdote aus diesem Verkehre aufbewahrt,

„Eine alte Wiener Gräfin, die besonders abelsstolz war, veranstaltete ebenfalls zu Ehren des Prinzen eine Abendgesellschaft und da man dessen Musikschwärmerie kannte, wurde reichlich Musik dargeboten, natürlich auch Beethoven eingeladen. Als es zur Tafel ging, waren an dem Tische des Prinzen nur für hohe Adlige Gedecke bestimmt, also für Beethoven nicht. Dieser fuhr auf, sagte einige Verhheiten, nahm seinen Hut und ging.\*) Einige Tage später gab Prinz Louis Ferdinand ein Mittagessen, wozu ein Theil dieser Gesellschaft, auch die alte Gräfin geladen war. Als man sich zu Tische setzte, wurde die Gräfin auf die eine, Beethoven auf die andere Seite des Prinzen gewiesen, eine Auszeichnung, deren er immer mit Vergnügen erwähnte.“

So hatte der Prinz seinem hochverehrten Beethoven die glänzendste Genugthuung verschafft. Wie Beethoven seinerseits den heldenhaften Prinzen zu ehren mußte, erkennen wir auch daraus, daß ihm hier in Wien das pathetische Clavier-Concert in C-moll (op. 37) gewidmet wurde. Das mochte etwa 1804 gewesen sein.

Prinz Louis Ferdinand sollte nicht mehr lange auf Erden weilen. Die Musik blieb ihm zu allen Zeiten die treueste Gefährtin des Lebens. Wie des Prinzen Musikleidenschaft in den letzten Zeiten seines Daseins geartet war, das schildert uns Ludwig Spohr sehr anschaulich in seiner „Selbstbiographie“.

Spohr hatte den Prinzen auf seiner Concerttour nach Leipzig und Berlin (1804—1805) kennen gelernt. Die Berliner Musikpartien beim Prinzen sollen nach Spohrs Mittheilungen (Selbstbiographie 1860, I. Band p. 86) eigenartig genug gewesen sein. Von einem Gastmahle, das solchen

\*) Wegeler und Ries p. 111. Etwas frei ausgeschmückt im Beethovenwerke von A. B. Marx Band 1., p. 124, II. Aufl. zu lesen.

Musikpartien zu folgen pflegte, erzählt derselbe u. A.: „Als aber der Champagner erst zu schäumen begann, da fielen Reden, die für die keuschen Ohren eines unschuldigen Mädchens nicht geeignet waren.“ Ferner: „Am andern Tage sagte man mir, daß des Prinzen Musikpartien gewöhnlich mit solchen Orgien schlossen. Spohr wohnte der hier geschilderten Musikpartie mit Rosa Alberghe, der Dame seines Herzens, bei, mit der er sich im Ernste zu verbinden trachtete. Doch nicht diese, sondern Dorette Scheidler wurde nicht lange darnach seine Frau.“

Als nun im Sommer 1805 der Prinz Louis Ferdinand das große Militärmanöver in Magdeburg besuchte, ließ er durch seinen Lehrer und Freund Duffel auch Spohr dorthin einladen. Im Hause des Prinzen fand derselbe auch ein Zimmer für sich.

„Ich führte nun,“ erzählt Spohr (a. a. O. p. 93 f.), „ein sonderbares, wild bewegtes Leben, das aber meinem jugendlichen Geschmacke für kurze Zeit ganz gut zusagte. Oft schon des Morgens um 6 Uhr wurde ich, wie auch Duffel, aus dem Bette gejagt und in Schlafrock und Pantoffeln zum Prinzen in den Empfangssaal beschieden, wo dieser, bei der damals herrschenden großen Hitze in noch leichterem Costüme, gewöhnlich nur mit Hemd und Unterhosen bekleidet, bereits vor dem Pianoforte saß. Nun begann das Einüben und Probiren der Musik, die für den Abendzirkel bestimmt war, und dauerte bei des Prinzen Eifer oft so lange, daß sich unterdessen der Saal mit besternten und ordenbehängten Offizieren angefüllt hatte. Das Costüm der Musicirenden contrastirte dann sonderbar genug mit den glänzenden Uniformen der zur Cour Versammelten. Doch das genirte den Prinzen nicht im Geringsten, und er hörte nicht früher auf, als bis Alles zu seiner Zufriedenheit eingeübt war. Nun wurde eilig Toilette gemacht, ein Frühstück eingenommen und dann zum Manöver hinausgezogen. Ich erhielt ein Pferd aus dem Marstall des Prinzen und durfte mich dem Gefolge anschließen. So machte ich zu meiner Belustigung eine Zeit lang alle kriegerischen Evolutionen mit. Als ich jedoch eines Tages, neben einer Batterie eingeklemmt, länger als eine Stunde daselbst bei einem wahren Höllenlärm aushalten mußte, und es mir dann am Abend bei der Musikpartie schien, als höre ich nicht mehr so leise wie früher, da zog ich mich von dem Kriegsspectakel zurück und verbrachte von nun an die Stunden, in denen der Prinz meiner nicht bedurfte, wieder bei meinen früheren Magdeburger Bekannten.“

Wie nun Prinz Louis Ferdinand in der Kunst lebte und webte, so war auch sein Heldentod ein kunstverkärer. Im Jahre 1806, drei Tage vor dem unglücklichen Kampfe bei Saalfeld, war der Prinz in Rudolstadt eingetroffen und seine Ankunst war durch ein Fest gefeiert. Die fürstliche Familie zog sich frühzeitig zurück, der Prinz folgte nach und phantasirte noch über eine Stunde so herrlich wie nie zuvor auf dem Clavier. Das war sein Schwanengesang, wie von Ledebur erzählt (cf. Tonkünstlerlexikon Berlins s. v. Louis

Ferdinand). — Der Prinz besaß eine echte Premoneser Geige, die er für 200 Louis'dor gekauft hatte und auch stets im Felde mit sich führte. Den Abend vor dem Gefecht bei Saalfeld übergab er, voll von trüben Ahnungen, seinem Freunde, dem Musiklehrer Abé-Vallemant, diese Geige mit den Worten: „Diese Geige bleibt Ihr Eigenthum, wenn ich aus der Schlacht nicht zurückkehre.“ Und so erfüllte sich's auch. Der Prinz fiel als eines der ersten Opfer jenes unheilvollen Krieges im Treffen bei Saalfeld am 13. October 1806.

Beethoven trug ernsthaft Leid um diesen genialen Prinzen, der den Adlerflug seines Genius so sicher zu erfassen verstand. Bei allen erdenklichen Gelegenheiten verkündete er das hohe Lob des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen.

Barnhagen von Ense soll ebenfalls in seinen „Denkwürdigkeiten“ (V, 86 ? ?) hervorheben, „daß Beethoven den frühen Tod des Prinzen so sehr betrauert und dessen Compositionen höchlich geschätzt habe“. Diese Mittheilung ist in der L. Nohl'schen Beethoven-Biographie (Band II. p. 470) zu lesen. Indeß traute ich dem Frieden nicht recht, forschte selbst im V. Bande der Barnhagen'schen Denkwürdigkeiten nach: allein ich fand im ganzen dicken Bande kein Sterbenswörtchen über Beethoven. Wo hat denn also Herr Nohl dieses Wissen her? Was hat es mit diesem Citat auf sich?\*) Diese Frage ist nicht so irrelevant, als es den Anschein haben mag; denn von der Citationsweise mancher Beethoven-Biographen kann man viele schier merkwürdige Proben kennen lernen.

## V.

Bevor wir nun dem jungen Tonhelden Beethoven den Scheidegruß für seine Rückfahrt von Berlin nach der österreichischen Kaiserstadt mitgeben, muß doch noch ein wenig von einer Beethoven-Sage gesprochen werden, die in der Gegenwart wohl den meisten Menschen gänzlich unbekannt sein dürfte. Und doch ist diese Legende von allgemeinem Culturinteresse, überdies von ganz speciellem Hohenzollern'schen und damit denn auch von Berlinischem Interesse. Ich meine hiermit das alte Gerücht, welches Ludwig van Beethoven zu einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelms II., Königs von Preußen, macht. Der Tonherrscher Beethoven soll also — so will's sein Sagenkreis — von königlichem Geblüte sein.

Wie sich in allen echten Sagen tiefe, weisheitsvolle Wahrheit verbirgt, wie sich in ihnen der instinctive Tieffinn des Volksganzen offenbart, so werden wir's auch aus dieser Sage erfassen lernen — und darum darf es mit nichts überflüssig erscheinen, dieser Sagenspur ein wenig auf den Grund zu gehen. Es ist nicht recht und zeugt auch nicht sonderlich für ein echtes, volles Erkennen des einzigartigen Genius, daß die sonst so verdienstvollen

---

\*) Diese offene Frage wird in directem Sinne unbeantwortet bleiben müssen, da Prof. L. Nohl inzwischen gestorben ist.

Biographen Beethovens diese Sage, die so lange und hartnäckig wiederholt worden war, entweder gar nicht mehr der Erwähnung werth finden oder sie mit einigen flüchtigen Worten abthun, ohne den tief verborgenen poetischen Sinn irgendwie zu erklären.

Zwei zu ihrer Zeit hoch angesehene französische Musikschriftsteller Alexandre Etienne Choron (1772—1834) und François Joseph Maria Fayolle (1774—1852) waren es, die es zuerst als Thatsache hinstellten, daß Beethoven vom Könige Friedrich Wilhelm II. abstamme. Aus deren gemeinschaftlichem Werke „Dictionnaire historique des musiciens artistes et amateurs morts et vivants“ etc. (2 Bände, Paris 1810—1811) fand diese Mittheilung ihren Weg in das deutsche Brockhaus'sche Conversations-Lexikon und blieb lange Zeit unangefochten darin bestehen.\*) Das immer noch einen fast unerklärlichen Zauber ausübende Büchlein von Wegeler und Rieß: „Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven“ enthält Mancherlei darüber. Dr. Franz G. Wegeler — Professor, Geheimer Regierungs- und Medicinalrath, mehrmals Rector Magnificus — einer der intimsten Freunde Beethovens, sagt daselbst (p. 5): „Was Fayolle und Choron über die Abstammung Beethovens von Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, sagen (Conversations-Lexikon, 5. Ausgabe, S. 621) bedarf keiner Widerlegung, da weder dieser Monarch vor Beethovens Geburt in Bonn war, noch die Mutter während ihrer Ehe diese Stadt je verlassen hatte. Dieses abgescmackte Märchen wird nur noch durch die ergößliche Unwissenheit eines englischen Autors übertroffen, der sich sehr darüber lustig macht, daß Friedrich II. der Vater Beethovens sein sollte, da dieser König ja schon im Jahre 1740 gestorben sei.“\*\*)

Bei Lebzeiten Beethovens dachte Dr. Wegeler doch etwas anders über diese Materie. In einem seiner schönen Briefe an Beethoven, den uns der fleißige Sammler L. Nohl mittheilt („Neue Briefe Beethovens“, Nr. 314, Anmerkung p. 295 f.) — der Brief ist aus Koblenz vom 28. December 1825 datirt — heißt es darüber: „Warum hast Du Deiner Mutter Ehre nicht gerächt, als man Dich im Conversations-Lexikon und in Frankreich zu einem Kind der Liebe machte? Der Engländer, der Dich vertheidigen

\*) Die problematische Stelle in diesem Dictionnaire von Choron und Fayolle steht daselbst im I. Bande p. 60 sub voce Beethoven, wie folgt: „Beethoven (Louis Van) que l'on a dit fils naturel de Frédéric Guillaume II. roi de Prusse, est né à Bonn en 1772 (???)“ etc. Der sehr kurze Artikel schließt mit den Worten: „M. Beethoven est regardé comme un des plus habiles compositeurs de nos jours.“ (Geschrieben im Jahre 1810!)

\*\*) Den Besag giebt Dr. Wegeler mit Folgendem: That Beethoven is a wonderful man, there can be no doubt; but if this prince were really his father, he is the greatest prodigy the world ever saw, or most likely will ever see again: for as Frederick II. died in 1740, the period of Mad. Beethoven's gestation, must in such a case have „been exactly thirty years“. (The Harmonicon, Novbr. 1823.)

wollte, gab, wie man in Bonn sagt, dem Druck eine Ohrfeige und ließ Deine Mutter 30 Jahre mit Dir schwanger gehen, da der König von Preußen, Dein angeblicher Vater, schon 1740 gestorben sei. — Nur Deine angeborene Schen, etwas Anderes als Musik von Dir drucken zu lassen, ist wohl schuld an dieser sträflichen Indolenz. Willst Du, so will ich die Welt hierüber des Richtigen belehren. Das ist doch wenigstens ein Punkt, auf den Du antworten wirst.“ Dieser in so vieler Beziehung außerordentlich interessante Brief, unterzeichnet „Dein uralter Freund Wegeler“, befindet sich im Besitze der noch in Wien lebenden greisen Frau Wittwe Beethoven, der Gattin des vom Meister so zärtlich geliebten Neffen Karl van Beethoven.

In einem ebenso rührenden als gehaltvollen Briefe Beethovens selbst vom 7. October 1826, in dem Briefe, den der Meister etwa ein halbes Jahr vor seinem Tode an seinen „alten geliebten Freund“ Wegeler dictirte und selbst nur unterschrieb (Wegeler p. 49 ff.) heißt es nun darüber also: „Du schreibst, daß ich irgendwo als natürlicher Sohn des verstorbenen Königs von Preußen angeführt bin; man hat mir davon vor langer Zeit ebenfalls gesprochen. Ich habe mir aber zum Grundsatz gemacht, nie weder etwas über mich zu schreiben, noch irgend etwas zu beantworten, was über mich geschrieben worden. Ich überlasse Dir daher gerne, die Rechtschaffenheit meiner Eltern und meiner Mutter insbesondere der Welt bekannt zu machen.“ Eine von des Neffen Hand in den Conversationsheften des Jahres 1826 enthaltene fragmentarische Notiz tritt nunmehr mit plastischer Deutlichkeit hervor. Im Conversationsheft Nr. 119 vom Jahre 1826 steht auf Blatt 31a Folgendes: „Es steht ja im Conversationslexikon, daß ein König von Preußen — —“

Etwas Neues in dieser Angelegenheit erfahren wir nur noch von Anton Schindler, demjenigen persönlichen Freunde Beethovens, der nächst Wegeler und Ries am meisten berechtigt erscheint, aus eigener Anschauung mitzureden. Derselbe hat in der III. Auflage seiner Beethovenbiographie (Band I. p. 2—3) noch Folgendes zu bemerken: „Das Gerücht, daß Beethoven ein natürlicher Sohn von Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, gewesen sei, zuerst von Sayolle und Choron ausgestreut, das dann sogar in sieben Auflagen des Brockhaus'schen Conversationslexikons nachgedruckt worden, hat Beethoven viel Kränkung verursacht.“ Nachdem Schindler dann in Kürze eröffnet, was wir bereits wissen, thut er uns kund, daß er im Gegensatz zu Wegeler dieses Gerücht nicht so sorglos weiter wuchern ließ, vielmehr Abhülfe geschafft hätte. Schindler fand es nämlich an der Zeit, als die Leipziger Verlags-handlung die achte Auflage dieses Lexikons angekündigt hatte, dieselbe unterm 17. Februar 1833 auf jenes falsche Gerücht mit Bezugnahme auf Beethovens Brief an Wegeler aus dem Jahre 1826 aufmerksam zu machen. „Sofort“ — wie Schindler seinen Bericht schließt — „wurde die betreffende Stelle in der neuen Auflage

corrigirt.“ — Und so haben diese ebenso correcten als dürren Worte jenes Gerücht völlig zum Schweigen gebracht. Kein Mensch hat die Frage aufgeworfen: Wie ist man denn dazu gekommen, Ludwig van Beethoven zu einem Königssohn zu stempeln?

Die Beantwortung dieser Frage hängt mit den tiefsten Mysterien des Menschengewisses zusammen, die sich die allzeit geschäftige, wunderbare Phantasie des Volkes in ihrer Weise erklärt.

Man sah staunend und immer staunender, wie sich der Beethoven'sche Genius zu immer höherer, wahrhaft königlicher Majestät entfaltete. Der idealste, stolzeste Geist war von ganz geringer Herkunft. Und doch möchte sich andererseits das Volk in seinem sprichwörtlichen Urtheil: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“ nicht so gänzlich getäuscht finden; denn hier der „Beethoven-Apfel“ war ja unendlich weit vom Stamme gefallen. Kein Wunder, daß die schaffende Volksphantasie ihm ohne langes Wählen und Besinnen einen ganz anderen und dann Reich — wie es seinem königlichen Geiste zukam — einen königlichen Stammandichtete und freilich keinen geringeren Herrscherstamm als den erhabenen, regierenden Derer von Hohenzollern.

Etwas Aehnliches läßt eine jegliche Genie-Erscheinung wahrnehmen, denn jedes echte Genie ist etwas ganz Ungewöhnliches und hebt sich in der Regel auch himmelweit von den Uebrigen seines jeweiligen Geschlechtes ab. Wollte man nun auch die gesamte Geschichte des menschlichen Geistes durchforschen: man dürfte es niemals auch nur annähernd so wie bei Beethoven zu finden sein, daß sich aus so geringen äußeren Verhältnissen ein so prophetisch-stolzer, himmelanstrebender Genius emporgebildet habe. Das war den Zeitgenossen Beethovens ein zu räthselvolles Wunder, als daß sich ihre Phantasie nicht bewogen fühlen sollte, zu einer natürlichen Aufklärung zu greifen — und sollte auch ein lichter Strohalm ihr einziger Rettungsanker sein.

Freilich muß jedes phantasievolle Erfassen irgend einen positiven Untergrund haben. In unserem Falle wird man sich vergegenwärtigt haben, daß König Friedrich Wilhelm II. viel in Bonn am kurfürstlichen Hofe gewesen sei, daß er dort das hervorragende Talent des kleinen Ludwig kennen und lieben lernte, daß er, der musikbegeisterte Fürst, sich dann schwärmerisch für den kühnen, stolzen Jüngling interessirte und denselben wohl schon in Bonn nach Berlin an den königlichen Hof geladen hatte. Des Weiteren mag man sinnvoll erwogen haben, wie glänzend Ludwig von Beethoven am preussischen Hofe empfangen ward, wie ihm von allen Gliedern dieses königlichen Hauses die enthusiastischsten Kundgebungen entgegengebracht wurden, wie sich endlich auch fernerhin im preussischen Königshause die Begeisterung und die active Theilnahme für Beethoven lebendig erhielt: — und die Momente zur Bildung jener entzückenden Legende waren vollzählig beisammen.

Uebrigens besitzt die heilige Schrift, die ja für alle Vorkommnisse und Ideen des Lebens mustergültige Typen darbietet, auch für diesen in's Transcendentale übergreifenden Idealismus verschiedene Vorbilder. Man denke

an die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern; hier der königliche Joseph und dort die sehr unköniglichen Brüder desselben Geschlechts. Oder man denke an die fromme Tradition, die den Propheten Jesajas zu einem Königssohn macht. Die sich zur Klarheit und Besonnenheit gestaltende Volkshantasia hat darum festzuhalten, daß die Glieder eines Ganzen, besonders einer und derselben Familie wohl Alle — dem Prinzipie der Stetigkeit zufolge — etwas Gemeinsames, Ähnliches, Gleichartiges haben: allein bei allen Geburten kommen doch auch — von der Wissenschaft unaufgeklärt — geheimnißvolle Momente von außen hinzu, die eine größere oder geringere Verschiedenheit der Glieder eines und desselben Stammes bedingen. Dieses von außen Hinzukommende bezeichnet die Glaubenssprache schön und sinnig als Einwirkung des heiligen Geistes. Die Glaubensanschauung ahnt und empfindet hier wieder etwas, was die Wissenschaft nicht verwerfen kann, vielmehr beweiskräftig unterstützen mußte.

Wie dem nun aber auch sein mag, jedenfalls wirkt das Auftauchen und lange Fortbestehen dieser Legende <sup>(keinen üblen Reflex)</sup> auf Beethovens majestätischen Geist. Nur weil man einen <sup>Wagnis</sup> ~~Wagnis~~ für einen königlichen Geist suchte, gab man ihm einen König zum Vater. Und daß man für diesen Königssohn im Geiste gerade den ritterlichen, kunstbesessenen König Friedrich Wilhelm III. auserlor, kann uns als preußischen Landeskindern ja ganz willkommen sein! Ob man in unserer Königsfamilie eine Kenntniß von dieser Wundermär befaß oder besitzt, ist aus der gesammten Beethoven-Literatur nicht zu ersehen. Fast möchte ich glauben, daß es der Fall gewesen ist, denn das hohe Interesse der Hohenzollernfürsten an der Entwicklung des Beethoven'schen Genius blieb in wachsender Kraft fortbestehen; die Begeisterung für denselben erbte auch unter solchen Herrschern unseres Königshauses fort, die sich nicht gerade durch musikalische Begabung hervorthaten. Die Beobachtung des ferneren Beethoven'schen Lebens bringt zu den weiteren neuen Beziehungen des Meisters zu Berliner Persönlichkeiten in Hülle und Fülle auch solche zu unserem Königshause.

Jedenfalls blieb der einzige Besuch Beethovens in Berlin von den bedeutsamsten geistlichen Nachwirkungen für sein ganzes ruhmreiches Schaffen, das sich eigentlich erst nach dieser Kunstreise in Wien glänzend zu entfalten begann. Der Virtuose Beethoven hörte auf, um den Tondichter Beethoven vor die Welt treten zu lassen.





## Hieronymus Form.

Don

**Raphael Löwenfeld.**

— Breslau. —

**D**ie Frage nach der Berechtigung der Gedankendichtung, soweit sich diese nicht auf dem engen Grenzgebiete der Didaktik bewegt, sondern zur contemplativen Lyrik gestaltet, ward trotz der reichlich vorhandenen und allgemein anerkannten Muster lange zu Ungunsten dieser entschieden, ja die contemplative Lyrik wird von hervorragenden Aesthetikern auch heute noch als eine Art. Widerspruch in sich selbst betrachtet. Die Frage — jagt ein berufener Vertreter dieser Gattung der Lyrik, Hieronymus Form — hat nicht mehr Sinn und Weisheit, als etwa die nach der Berechtigung der Sonne, verschiedene Früchte zu reifen; es kommt Alles nur darauf an, ob sie wirklich von der Sonne gereift oder künstlich hervorgebracht seien, nur von außen den natürlichen ähnlich, innerlich aber werthlos. Das Entscheidende war immer, ob das wirkliche Sonnenlicht, ob das Talent vorhanden war; und kann man der Politik, der Religion, der Philosophie die Eigenschaft nicht absprechen, Empfindungen zu erregen, so ist damit diesen Gebieten auch schon jener Organismus zugesprochen, aus welchem heraus die Lyrik ihre Früchte reift. Die contemplative Lyrik wechselt nicht mit den Bedingungen, mit den nothwendigen Eigenschaften der Lyrik überhaupt, sondern einzig und allein nur mit den Gegenständen, die ihr bisher die gewohnten waren.

Es würde sich demnach darum handeln, daß diese neu gewonnenen Gegenstände diejenigen Bedingungen besäßen, welche dem Stoff der Lyrik eigen sein müssen, um die reine Wirkung des Kunstwerkes hervorzurufen. Sicherlich aber sind die neu errungenen Gegenstände unseres Denkens be-



deutungsvoller, erhabener, als diejenigen, welche bisher das enge Stoffgebiet der Lyrik ausmachten und es wird nur noch darauf ankommen, daß das schöpferische Talent ihnen die Form und den Stimmungsgehalt der Lyrik abringe.

Hat der Dichter eine eigene geschlossene Weltanschauung und versteht er den in ihm von der Außenwelt erzeugten Gedankenreichtum in sinnliche Bilder und in Empfindung erweckende Stimmung umzuwandeln, so wird er in empfänglichen Gemüthern ein Echo finden, und dieses wird um so vielfältiger und kräftiger sich vernehmen lassen, je verwandter die Anschauung des Dichters der seines Hörers ist.

Der moderne Dichter wird also die höchste Wirkung dann erzielen, wenn seine Weltanschauung die seiner Zeit ist. Je mehr Elemente des modernen Lebens sich in seinem Geiste zu einheitlicher Anschauung verbunden haben und je vielgestaltiger das Empfinden seiner Zeitgenossen in seinem Gemüthe sich wiederfindet, um so tiefer wird die Wirkung seiner Dichtung sein.

Unsere Zeit aber ist voll von religiösen, politischen, philosophischen Problemen, die auf unsere Empfindungswelt zurückwirken, und betrachtet man den Dichter als den „empfindenden Nerv der Menschheit“, so muß in ihm „zuerst und am deutlichsten zucken“, was sie mit Bewußtsein empfindet.

So ist der moderne Dichter förmlich auf die contemplative Lyrik hingewiesen; sie ist in höherem Sinne als jede andere die Lyrik unserer Zeit.

Die darwinistische Weltanschauung hat ihren Dichter in Arthur Zitzger gefunden, der von Schopenhauer begründeten Weltbetrachtung gab ihr poetisches Gewand Heinrich Landesmann oder, wie er sich seit dem Erscheinen seines ersten Werkes zu nennen pflegt, Hieronymus Form.

Heinrich Landesmann entstammt einer mährischen Kaufmannsfamilie. Er ist am 9. August 1821 zu Nikolsburg geboren. Von frühester Jugend an kränklich, hat er eigentlich keine regelmäßige Schulbildung genossen. Er besuchte zwar mehrere Lehranstalten Wiens, mußte aber auf ärztlichen Rath den Schulbesuch aufgeben. Vorübergehend machte er einen Curfus am Polytechnikum zu Wien durch. Aber eine nur schwer überwundene Krankheit hinterließ eine Beeinträchtigung des Gehörs und Gesichts, und Landesmann war von nun an auf den Weg autodidaktischer Ausbildung hingewiesen. Ganz erstaunlich ist es, daß er unter so schwierigen Umständen sich eine so vielseitige und gründliche Bildung erwerben konnte, wie sie seine Werke bezeugen. Er überschaut nicht bloß das gesammte Gebiet der Philosophie und der Geschichte, er ist auch mit den jüngsten Erscheinungen der Literatur aller Völker offenbar auf's Innigste vertraut.

Seine schriftstellerische Thätigkeit begann er mit dem Buche „Wiens poetische Schwingen und Federn“ (1846). Ehe noch das Buch erschien, welches in der schärfsten Sprache die Beschränkung der Pressfreiheit durch Metternichs Censursystem verdammt, verließ Landesmann die österreichische Residenz und ging im Herbst des Jahres 1846 nach Berlin. Er blieb hier

bis zu den verhängnißvollen Märztagen, eifrig philosophischen Studien ergeben und schriftstellerisch thätig. Hauptsächlich schrieb er für Kühnes „Europa“.

Nach den geräuschvollen Ereignissen des Jahres 1848 kehrte er nach Wien zurück und schloß sich dem Kreise von Schriftstellern an, welche sich um die „Presse“ gruppirten, die A. Zang in Verbindung mit dem Minister Stadion in's Leben gerufen hatte. Vorm war der Erste, der hier das Feuilleton in seinem französischen Sinne einführte. Im Jahre 1856 heirathete Vorm und lebte von nun an in fast gänzlicher Abgeschlossenheit in Baden bei Wien. Im Jahre 1873 erhielt er auf Grund eingereichter wissenschaftlicher Schriften und der „philosophisch-kritischen Streifzüge“ von der Universität Tübingen das Diplom als Doctor der Philosophie. In demselben Jahre verlegte er seinen Wohnsitz nach Dresden, wo er noch heute lebt.

Alle seine Schriften erschienen unter dem Namen Hieronymus Vorm. „In der Wahl dieses Pseudonyms,“ sagt ein Biograph von ihm, „zeigt sich schon die der Einsamkeit zugekehrte Natur des Poeten. Hieronymus war der erste Heilige, der über die Einsamkeit schrieb, Vorm aber heißt eine Gestalt in einem Roman von James, zu der sich Landesmann sympathisch hingezogen fühlte.“

Vorm erhebt sich aber über die Einsamkeit, die ihm sein körperlicher Zustand auferlegt, durch sein reiches und tiefes Gemüthsleben und durch die Freude am Studium und an der beschaulichen Betrachtung der Außenwelt. Er ist nicht bloß ein Philosoph in dem gewöhnlichen Verstand des Wortes, er ist ein Weiser in der patriarchalischen Auffassung dieses Ehrentitels. Eine glückliche Häuslichkeit und Befriedigung in seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die freilich die verdiente Anerkennung erst allmählich errang, ersetzen ihm reichlich, was ihm von anderen Genüssen vorenthalten blieb. Klagt er auch wohl bisweilen über seine äußere Lage, wie in dem kleinen Bericht, den er seiner Novellensammlung „Intimes Leben“ vorausschickt, so weiß er sich doch auch bald von der Stimmung zu befreien, die die Klagen eingegeben. „Mein Leben war ein pennsylvanische Einzelhaft,“ sagt er, spricht sich aber bald Trost zu in den Worten: „aber aus dem Bereich der Kunst und der Philosophie sind große Gestalten darin aufgetaucht, und mittelst der Ideen und Gefühle, die sie weckten, sind aus dem scheinbar so unfruchtbaren Boden Erzeugnisse emporgeschossen, denen von einigen strengen, aber unbefangenen Richtern die innere Berechtigung zugesprochen wurde, in der Literatur noch einige Zeit weiter zu bestehen.“ Und in demselben Sinne sagt er wenige Seiten vorher, es wäre ihm ein Leichtes, sein dürftiges ereignisßloses Dasein in einem dicken Buche zu beschreiben unter dem Titel „Memoiren eines Mannes, der nichts erlebte“, denn man glaube es nicht, wie reich ein an Glücksfällen armes Leben ist und wie viele gleichsam individuell-historische Thaten ein König der Leiden vollbringt, um sich das Beherrschen und wahrhaft tyrannische Unterdrücken seines trübseligen Volkes zu einer Lebensfreude zu machen. Vorm hat, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, sich seinen Kerker so

ausgeschmückt, daß die sein Leben bedrückenden Ketten ihre Last verloren haben. Den Schmerz der Welt, wie seine eigenen persönlichen Leiden hat er ertragen, ja überwinden gelernt in der Beschaulichkeit. Der Inbegriff seiner praktischen Weisheit ist: das Menschenleben und was man selbst darin zu leiden und zu erfahren hat, weder als Lustspiel, noch als Trauerspiel, sondern als Schauspiel aufzufassen. Es gilt im vollsten Sinne von ihm selbst, was er Kurt von Kolbing in dem „Naturgenuß“ sagen läßt: „Die Welt ist unvergängliche Schönheit, Erquickung, Gemüthsfreude, insoferne nicht persönlicher Genuß von der Welt gefordert wird, insoferne der unsterbliche Reiz ihrer Lebensgestaltungen willenlos geschaut wird.“

Lorm wird häufig kurzweg als der Dichter des Welt Schmerzes bezeichnet. Ist dieses Urtheil nicht ganz unzutreffend, so ist es jedenfalls zu eng. Denn der Welt Schmerz in dem Sinne, wie ihn die Literaturbetrachtung hergebrachter Weise versteht, ist ein Gefühl der Zerrissenheit ohne die Aussicht der Heilung, ein Empfinden der Kluft, welche zwischen menschlichem Wünschen und Erreichen liegt, ohne die Möglichkeit der Ueberbrückung, ein Widerstreit ohne Versöhnung. Der Welt Schmerz im hergebrachten Sinne ist auch mehr ein persönliches, denn ein allgemeines Gefühl, mehr ein Zustand des Einzelnen als die Anschauungsweise der Gesamtheit oder doch einer Gesamtheit. Lorm aber ist der bewußte Anhänger des Pessimismus und hat sich, indem er über die Schopenhauer'sche und Hartmann'sche Betrachtung der Dinge hinausgeht, eine eigne Abart des Pessimismus entwickelt, eines Pessimismus, welchem der Begriff des grundlosen Optimismus den Stachel des nie endenden Schmerzes bis zur Wirkungslosigkeit abstumpft. Dichter und Denker sind in seiner Person so eng vereinigt, daß der eine dem andern zu glücklicher Ergänzung hilft; jeder besitzt seine eigne Wahrheit, der Dichter die persönliche, der Denker die gegenständliche. In dieser höheren Vereinigung dieses scheinbaren Widerstreits liegt die Bedeutung der Lorm'schen Persönlichkeit; aus ihr entspringt das Versöhnliche, das den Welt Schmerzdichtern fehlt. Hier ein unerreichtes Sehnen des Menschen, dort die beschwichtigte Sehnsucht des menschlichen Geschlechts.

Lorm hat vielleicht selbst den Irrthum derjenigen hervorgerufen, die ihn unter die Nachzügler der großen Welt Schmerzdichter geworfen haben, indem er von sich sagt: „Ich singe, wie der Hirsch nach Wasser schreit,“ und indem er sein Lied bezeichnet als den

Geist, vor dem die Welt entflieht,  
Der, wenn sie schläft im Dunkeln, still erwacht.

„Mein Lied,“ eben das Gedicht, in dem Lorm von sich und seiner Dichtung in dieser Weise spricht, ist einer welt schmerzlichen Stimmung des Augenblicks entsprungen, nicht der Grundstimmung seines Gemüths, denn diese umfaßt den Schmerz der Menschheit, den Schmerz „als dem Gefühl der Schranke, welche die Welt von dem Unendlichen trennt“. An dieser

Schranke bleibt er stehen, weil er die Welt überwunden hat, und „versinkt beruhigt in das Wissen von demjenigen, was selbst nicht gewußt werden kann“. Die Thätigkeit dieses Wissens ist die Betrachtung, das begehungslose Anschauen der Dinge, die Betrachtung aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. So gewinnt der Denker in der beruhigten Meditation Befreiung, Erlösung, Heiterkeit. Und dem Denker antwortet das Echo des Dichters in demselben Tone. Auch ihm ist der Schmerz von Anbeginn vorhanden. Das Chaos war ein unruhvoller Traum, ohne Grenzen, tief und weit, in dem weder Leben noch Begehren war —

„Da hat der See zu träumen einst begonnen:  
Es schied, was innig an einander lehnte,  
In Tag und Nacht, in Mann und Weib, es gähnte  
Ein Abgrund plötzlich zwischen Wunsch und Wonnen.“

Und dieser Zwiespalt von Wunsch und Wonnen, oder in anderer Gestalt von Natur und Geist ist der ewige Schmerz der Menschheit. Er ist es, der ihn über die Natur erhebt und ihm das Bewußtsein seiner Schranken giebt.

„Wie ruht das satte Thier, in ihm ist kein Vermissen,  
Natur, in sich beglückt, ist nur in mir zerrissen.“

Noch empfindlicher wird der Schmerz beim Anblick der todten Natur:

„Wenn die Blätter fallen,  
Trauert nicht der Baum,  
Neue schon durchwallen  
Seinen Lebensraum,  
Ganz vom Loos umspinnen,  
Das Natur bestimmt,  
Fühlt er gleiche Wonnen,  
Ob sie giebt, ob nimmt . . .  
Menschen nur umfluthet  
Kein so treu Geschick,  
Und ein Herz verblutet  
Jeden Augenblick.“

Vergleicht man den hier ausgedrückten Gedanken mit dem Herwegh'schen „Ich möchte hingeh'n, wie das Abendroth“, das in dem Schluß gipfelt:

„Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,  
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen,“

so wird leicht klar, daß bei Herwegh eine mehr persönliche, bei Lorm eine allgemeine Empfindung zum Ausdruck kommt; bei Herwegh ein tiefes Schmerzgefühl des Einzelnen, bei Lorm ein Glied aus einer großen Gedankenkette, die das All umspannt.

Der Mensch als Mikrokosmos der Menschheit, sagt Lorm, spiegelt den Kampf zwischen Natur und Geist in sich selbst ab und erwartet von der Schlichtung dieses Processes den erlösenden Frieden seines eigenen Gemüthes.

Form findet diesen erlösenden Frieden eben in der beschaulichen Betrachtung der Dinge, vornehmlich in der Betrachtung der leblosen Natur:

„Mag das Glück wie Traum verschwinden —  
Glanz der Sonne, Duft der Linden,  
Läßt sich nicht an's Schicksal binden,  
Läßt sich finden Tag für Tag.  
Auf der Welt erhöhten Bühnen  
Krönt man nur den Seltnen, Kühnen,  
Doch der Schönheit darf den grünen  
Kranz ich winden Tag für Tag.“

Der vom Dichter ausgeführte Gedanke, daß ein bescheidenes Glück so leicht zu finden sei, wird von dem Denker näher erläutert durch das Vorhandensein des grundlosen Optimismus. Diesen Begriff stellt er dem wissenschaftlich begründeten Optimismus gegenüber. Der Optimismus aus Gründen der Vernunft erscheint ihm als Zerrbild, als unvereinbar mit dem Grundgedanken seiner Anschauung: daß der Schmerz allein wahr ist. Leiden ist das Erste und das Letzte, das allein Gewisse; es braucht nicht geglaubt zu werden, es ist die schroffste Realität in dem Grade, daß ein auf's Außerste gesteigerter Schmerz Raum und Zeit, die subjectiven Anschauungsformen für die Welt der Erscheinungen, aufhebt. Dieser Wahrheit gegenüber kommt der Optimismus aus Vernunftgründen nicht auf. Der echte Optimismus, von Form als der grundlose bezeichnet, hat weder Ursache noch Zweck. Er nimmt daher seinen Platz außerhalb der Erscheinungswelt, er ist den Bedingungen der unerbittlichen Causalität nicht unterworfen:

Ein Glück, das Grund hat, geht mit ihm zu Grunde stündlich,  
Und nur ein grundlos Glück ist wahr und unergündlich.

Der grundlose Optimismus ist die nothwendige und einzig mögliche Ergänzung der Weltverneinung, des Pessimismus. Die Thätigkeit dieses grundlosen Optimismus ist das verzichtende Anschauen der Dinge oder die Betrachtung aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. Diese Betrachtung verzichtet auf das Begehren wie auf das Erkennen und erreicht dadurch als individuelles Gefühl die Vereinigung von Natur und Geist, oder um dasselbe anders auszudrücken, die Aufhebung des von Anbeginn empfundenen Sehns nach dem Unendlichen, die Auflösung des Schmerzes.

In diesem Sinne hat Form seine zwei philosophischen Werke geschrieben: „Natur und Geist im Verhältniß zu den Culturepochen“ und „Der Naturgenuß, ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre“.

„Natur und Geist“ ist ein Versuch, die Weltgeschichte und die philosophische Entwicklung als beständige Parallele darzustellen. Das Ergebniß dieses Versuches ist die Erkenntniß, daß der Widerstreit zwischen Geist und Natur bei dem künstlerisch höchstentwickelten Volke des Alterthumes, bei den Griechen, bewußtlos schlummerte; daß er durch die jüdisch-christliche Weltanschauung, welche den Geist auf den Thron setzte, zum schmerzlichen

Bewußtsein der Menschheit gelangt ist; und daß der Friede zwischen beiden heut nur hergestellt werden könne durch die bewußtvoll herbeigeführte Vereinigung des Wahren und des Guten in dem Höheren des Schönen, wie es sich in den Werken der Kunst offenbart. Ihm ist es kein Zufälliges, daß Rousseaus Rückkehr zur Natur und Schillers Auffassung vom Sentimentalen mit der großen wissenschaftlichen Umwälzung, die Kant hervorrief, zusammenfielen. Vor der großen Entdeckung Kants, der nachdrücklich davor warnt, die bloß empfundene Vereinigung von Nothwendigkeit und Freiheit, Sinnlichkeit und Sittlichkeit für die objective Vereinigung von Natur und Geist zu halten, mochte man sich wohl dem Irrthum hingeben, sie auch wirklich zu erreichen. Diesen Irrthum glaubt Vorn nun aus der Welt geschafft; die angestrebte Vereinigung ist nur subjectiv zu erreichen. So wird für ihn die „Wissenschaft des Nichtwissenkönnens“, — wie er den Kant'schen Criticismus bezeichnet (S. oben S. 153) — welche die Unerreichbarkeit der bewußten Vereinigung von Natur und Geist erwiesen hat, zum Ausgangspunkt für die Erreichung einer Versöhnung — auf dem Boden der Beschaulichkeit.

Eine, wenn man so sagen darf, praktische Anleitung hierzu bietet der „Naturgenuß“. Er will eine Darlegung der „rein subjectiven Bedingungen geben, unter welchen der Naturgenuß eine Erfüllung und Befriedigung bekümmelter Herzen und ein Mittel der Glückseligkeit werden kann“. Die beiden Bücher verhalten sich also zu einander wie schulmäßige Lehrmeinung zu lebendiger Anwendung. Was in dem ersten als nothwendig erkannt und bewiesen wird, ist in dem zweiten als möglich dargestellt. Allerdings hat der Naturgenuß in dem edlen und reinen Sinne, wie ihn Vorn auffaßt, zur Voraussetzung auch die Beschaulichkeit des Weisen, die ihm eigen ist. Keinem Menschen von fünf gefunden Sinnen — sagt er mit Recht — die ebensoviel hungrige Organe für jene Genüsse sind, die Gesellschaft und Geselligkeit bieten, wäre mit Erfolg zu empfehlen, das Weltleben mit dem Naturleben im Sinne der einsamen Betrachtung zu vertauschen. So beschränkt er allerdings selbst, was er theoretisch gefunden hat, in der Anwendung auf eine Minderheit. Hier wie dort ist das Streben, die Sehnsucht nach Unerreichbarem zu mildern und dadurch eine reichere Befriedigung, eine höhere Glückseligkeit zu erlangen. Vorn bezeichnet darum auch seine Betrachtung über den Naturgenuß als einen Beitrag zur Glückseligkeitslehre. Er geht, wiederum einen allgemeinen Gedanken individuell beschränkend, davon aus, daß wir Alle durch Geburt, durch äußere Umstände und materielle Verhältnisse in einen bestimmten Kreis gebannt sind, in einen mehr oder minder engen Kerker. „Die einen setzen die Arbeit eines Lebens daran, solchen Kerker zu erweitern, zu durchbrechen, in der Meinung, daß außerhalb desselben das Ziel ihrer Wünsche liegen müsse; die Anderen üben sich, das Wenige, was innerhalb ihres Kerkers zu finden ist, durch Sinn und Geist mit Geschick und Phantasie so auszustücken und zu beseelen, daß es als

ein hinreichendes Surrogat alles Unerreichlichen gelten kann.“ Diese Letzteren sind in der Minderzahl, sie sind die Weiseren.

Wer nun dem Dichter auf diese Höhe der Beschaulichkeit folgen kann, der wird mit ihm in der zwecklosen Naturbetrachtung Genüsse seltenster Art kennen lernen. Er wird in dem Weben jeder Jahreszeit, jedes Monats ein selbstständiges Leben erkennen, aus dem Wandel und Wechsel der Natur das erquickende Bewußtsein schöpfen, daß sich darin Ewiges in der einzigen Form darstellt, in welcher es irdisch zur Erscheinung kommen kann, in der Form der Vergänglichkeit, ohne daß das Vorübergehende der Form die ewige Dauer des Gesetzes aufzuheben vermöchte.“ So verliert die Vergänglichkeit durch die Naturbeobachtung ihren Schmerz.

Die novellistische Einkleidung, welche Form seinen Betrachtungen über den Naturgenuß gegeben, hat ebenfalls seinen Grund darin, gerade ein solches menschliches Gemüth zu der Quelle dieser Betrachtungen zu machen, auf welches ungewöhnliche Schicksale eingestürmt waren. Kurt von Kolbing ist der vorgeschobene Verfasser des Büchleins vom Naturgenuß; dieses ist gleichsam das Testament, das der von seiner Jugendliebe durch ein graujames Schicksal auf ewig Ferngehaltene ihr hinterläßt. Kurt von Kolbing ist in seiner verzichtenden Genügsamkeit dahin gelangt, Glück zu empfinden in dem Bewußtsein, daß die Geliebte lebt. Alle anderen Empfindungen, die sonst von dem Gedanken an ein geliebtes Wesen unzertrennlich sind, sie sehen, sie besitzen wollen, hat er in seiner Einsamkeit abgestreift. Ist es vielleicht mehr als Zufall, daß das kleine Gedicht „Bewußtsein“ als von dem Dichter empfunden ausgespricht, was in der Erzählung als Kurt von Kolbing's Empfinden gedeutet wird?

„Nur aus der Ferne darf ich Dein gedenken  
Und muß die Gluthen still in mich versenken.  
Das Leben riß die Kluft auf, uns zu trennen,  
Ob wir gleich seelentief vereint uns nennen.  
Kein Hoffnungsstrahl darf meinem Herzen leuchten.  
Und selbst die Thräne kann mein Auge feuchten,  
Doch mag der wilde Schmerz im Busen brennen,  
Mich trägt mit Macht ein himmlisch froh Erkennen:  
Daß kein Geschick, kein Trennungsweg zerrissen  
Die Seeligkeit, von Deinem Sein zu wissen,  
Daß keine Qual vermochte zu gefährden  
Mein tiefes Glück — daß Du nur lebst auf Erden.

Die Erzählung von Kurt von Kolbing, welche die Einleitung zu dem „Naturgenuß“ bildet, wird zu einem hohen Genuß mehr durch die feinsinnige Entwicklung des Gemüthszustandes Kolbing's als durch die Verknüpfung der Thatfachen. Form's erzählenden Dichtungen allen ist dieses Verhältniß mehr oder minder eigen. Er betrachtet die Wirklichkeit ein wenig anders, als andere Novellisten und Romanschriftsteller. Nicht wie Jemand, der im und

mit den Gemüth der Menschen lebt, der sie sozusagen mit den eigenen Ellbogen streift, sondern wie Jemand, der von einem erhöhten Standorte aus der Vogelschau das Treiben der Menge beobachtet. Dieser höhere Gesichtspunkt bringt zugleich Gewinn und Verlust, Gewinn an der Weite des Blicks, Verlust an seiner Schärfe. Es sieht sich von der Höhe so Manches anders an, als es sich da unten in der Wirklichkeit zeigt.

In allen Vorm'schen Novellen\*) werden die gegebenen Thatfachen zurückverfolgt auf ihren Ursprung bis in die geheimsten Kammern des Herzens. Alle Einflüsse der geschichtlichen Vorgänge, der Umgebung und ungewöhnlicher persönlicher Ereignisse auf den Charakter werden in der feinsinnigsten Weise mit der Schärfe des philosophisch geschulten Psychologen kargelegt, Alle erfahren eine Darstellung, die in der beschaulichen Weise Vorm's rein gegenständlich bleibt. Hier und da wird man eben nur einzuwenden haben, daß vieles durch den veränderten Sehwinkel nicht richtig geschaut ist. Reflexion und Betrachtung wiegen vor und verrathen den Ursprung dieser Novellen, die, wie der Dichter selbst sagt, „aus Meditation und Beschaulichkeit entspringen“.

Wo der hervorgehobene Mangel gemildert ist, wie in der Erzählung „Hol' über“, oder wo die Betrachtung geschieht mit der Situation und den vorgeführten Personen in Einklang gebracht sind, wie in „Vereint und getrennt“, erreicht Vorm unsere besten Erzähler. Die beiden Novellen „Ein adliges Fräulein“ und „Ein Drama von 1809“ beweisen, daß Vorm die so natürliche Begrenzung seines Talentes auch überwinden kann. Die erstere Erzählung, die Paul Heyse durch die Aufnahme in den „Novellenschatz“ anerkannt hat, ist noch nicht ganz frei von der Vorm eigenthümlichen Betrachtung der Wirklichkeit; „Ein Drama von 1809“ dagegen ist in der Erfindung wie in der Begründung der Thatfachen, in der Entwicklung der Charaktere und in der Darstellung meisterhaft. Künstlerisch gestaltet ist besonders die innige Beziehung des einzelnen Falles zu den gewaltigen Ereignissen der Zeitgeschichte. Man wird an Conrad Ferdinand Meyer erinnern und an seine, wenn auch so anders geartete Erzählungsweise in dem „Amulet“ und in der „Richterin“.

Vorm hat auch eine große Anzahl von Romanen\*\*) geschrieben, deren Vorzüge einer reichlich sprudelnden Phantasie und einer gründlichen Kenntniß der altösterreichischen Zustände entspringen. Oft freilich wird die Wirklichkeit

\*) Am Kamin. Geschichten und Träumereien. (Inhalt: Am grünen Tisch. Der Herbsttag. Philosophie eines Russen. Redarwelle. Vereint und getrennt. Eine Miniaturausgabe. Badeleben im April. Die Verblühte). Intimes Leben. Novelletten. (Inhalt: Blanche. Die Gesellschafterin. Hol' über.)

\*\*) Todte-Schuld. — Späte Vergeltung. — Der ehrliche Name. Aus den Memoiren einer Wiener Jüdin. — Außerhalb der Gesellschaft. — Ein Schatten aus vergangenen Tagen. — Ein Kind des Meeres. — Der fahrende Geselle. — Die schöne Wienerin. — Vor dem Attentat.



von der Phantasie willkürlich gemodelt und die Thatfachen nehmen eine Gestalt an, die man im Leben schwerlich wiederfinden wird.

Aus der Erzählung „Ein Drama von 1809“ würde man gewiß mit Recht auf bedeutendes dramatisches Talent schließen, wir meinen, auf die Gabe zur Hervorbringung mächtig wirkender Situationen, deren Voraussetzungen nach allen Seiten hin genügend begründet sind; denn in der Charakteristik der Personen, fürchten wir, würde sich wieder die Seite des Vorm'schen Talentes bemerkbar machen, die der Entwicklung seiner menschlichen Persönlichkeit und seiner lyrischen Begabung zwar zum großen Vortheile, der dramatischen Gestaltung aber zum Schaden gereichen müßte: die Beschaulichkeit. Wir haben nur theilweise die Möglichkeit, diesen Schluß auf seine Richtigkeit zu prüfen, denn Lorm hat nur zwei kleine Dichtungen in dramatischer Gestalt geschaffen, „Die Alten und die Jungen, Sittenbild in einem Aufzug“ und „Der Herzensschlüssel, Lustspiel in einem Aufzug.“ Schon der kleine Maßstab dieser Dichtungen macht es leicht, auf eine tiefere Charakteristik zu verzichten, die Erfindung aber ist in beiden so einfach und reizend, der Dialog so anmuthig und geistreich, die Scenensführung so geschickt und ungekünstelt, und über beiden ruht eine so reine, poetische Stimmung, daß man sich darüber wundern muß, sie von der deutschen Bühne fast ausgeschlossen zu sehen. Der „Herzensschlüssel“ ist zwar am Hofburgtheater in Wien im Jahre 1851 aufgeführt worden, scheint aber doch in Vergessenheit gerathen zu sein. Die beiden Stücke haben eine gewisse Aehnlichkeit in den Hauptfiguren und den Motiven ihres Handelns. Albert in „Die Alten und die Jungen“ und Dorjan in „Der Herzensschlüssel“ — beide wollen auf das Glück der Vereinigung mit dem geliebten Weibe verzichten, wenn sie ihm nicht auch Alles das bieten können, was das Leben außer dem idealen Gute der Liebe an Genuß und Schönheit enthält. In diesem Sinne stehen die Jungen den Alten gegenüber, die aus der Zeit der Romantik noch den Traum bewahren, daß zur Ehe — zwei liebende Herzen genügen. In größeren dramatischen Schöpfungen hat sich Lorm's Talent nicht offenbart.

Seine Gedanken über die dramatische Poesie und ihren nothwendigen Zusammenhang mit den Kämpfen der Zeit lernen wir aus dem Essay über Otto Ludwig kennen. „Jeder dramatische Stoff, aus welcher Zeit er immer gewählt sei,“ sagt Lorm, „kann nur im Sonnenlicht jenes politischen und ethischen Ideals, welches die Gegenwart gerade ausstrahlt, zur Frucht reifen, zur Wirkung gelangen.“ Von diesem Grundsatz ausgehend, erklärt er das erfolglose Ringen der genialen Anlagen eines Gräbe, eines Hebbel, eines Otto Ludwig, die er mit der treffenden Bezeichnung der fragmentarischen Naturen belegt. Der Antheil, welchen die Zeit an der unterbrochenen Entwicklung dieser genialen Geister hatte, besteht nach Lorm eben darin, daß sie ihnen die richtigen Stoffe zu künstlerischer Behandlung nicht mehr zu bieten vermochte. Sie hatte die romantische Liebhaberei bereits verworfen, die klassischen Ideale ausgesaugt, und nun hätte es gegolten, im historischen Leben der deutschen

Nation gesunde Stoffe, neue Ideale aufzuzeigen. Das Leben der Jahre vor und nach 1848, soweit es ein historisches zu nennen ist, habe sich aber aus krankhaften, widerwärtigen, jedenfalls der reinen künstlerischen Begeisterung feindlichen und höchstens einer unkünstlerischen Erbitterung zugänglichen Elementen zusammengesetzt. Diese Auffassung der fragmentarischen Naturen und der Schöpfungen Otto Ludwigs im Besonderen zeigen uns die Methode, welcher sich Vorm in der Beurtheilung der Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur bedient. Es ist zunächst der Psychologe, der dem Innersten des schaffenden Geistes nachgeht; dann der Philosoph, der den Zusammenhang des Dichters als der Einzelercheinung mit der Gesamtheit des Lebens seines Volkes und seiner Zeit erforscht; dann der darstellende Künstler, der seinen Gedanken die klarste Form zu geben versteht. Wie einleuchtend ist beispielsweise die Darlegung von Jean Paul's Bedeutung für unsere Zeit, wie vorzüglich charakterisirt dessen Gestalten, und wie zutreffend ist Vorm's Urtheil über Barnhagen und Börne! Von Barnhagen sagt Vorm (Philosophisch-kritische Streifzüge, S. 101.): „Wie Karl Moor, weil ihm Unrecht geschehen war, aus dem Kreise der ehrlichen Leute heraustrat und unter die Spitzbuben ging, so hatte Barnhagen aus demselben Grunde den Kreis der Diplomaten verlassen und war unter die ehrlichen Leute gegangen.“ Sein Urtheil über Börne leidet vielleicht ein wenig an Ueberschätzung, es ist aber im Kern wahr und wird dem großen Charakter Börne's mehr gerecht, als irgend eines, das über ihn gefällt worden. „Das Heldenthum Börne's ist vielleicht ohne Beispiel in der Geschichte; denn wird der Held gepriesen, der einer Idee sein Sterbliches hinopfert, sein Leben — wo ist ein Zweiter zu finden, der ihr sein Unsterbliches geopfert hätte, sein Talent, seinen Ruhm? Von der Natur auf die Höhe gestellt, auf eine Linie mit Cervantes, Swift, Rabelais, Sterne, berufen, das dauernde Leben der Menschheit mit seinem Humor zu durchleuchten, hat sich Börne freiwillig von dieser Höhe herabgestürzt, um seine Himmelsgaben an die vergänglichen Interessen des Tages zu verschwenden. Was er dem Tage dargebracht, mußte mit diesem verzessen werden. Der Fuß der Zeit schreitet erbarmungslos über den Sand der Heerstraße hinweg, hätte sich auch ein Raphael das Vergnügen gemacht, Figuren in diesen Sand zu zeichnen.“

Die „philosophisch-kritischen Streifzüge“ sind offenbar aus der journalistischen Thätigkeit Vorm's hervorgewachsen, aus seinen Feuilletons.\*) Sind auch die Stoffe, die Vorm feuilletonistisch behandelt, scheinbar zu schwer für den engen Raum, den das Erdgeschloß unserer Zeitung zur Verfügung stellt, und für die Aufmerksamkeit, welche der Leser für diese Erzeugnisse des

\*) Geflügelte Stunden. Leben. Kritik. Dichtung.

I. Theil: Die Märchen der Gegenwart. Skizzen aus Zeit und Leben.

II. Theil: Diogenes im Tintenfaß. Studien und Essays. (Contempl. Lyrik.)

III. Theil: Novellen und Scenen. Ein adliges Fräulein. Ein Drama von 1809. Die arme Gräfin. (Scenen deutschen Badelebens.)

Tages zu haben pflegt — Lorm überwindet durch die Anmuth der Darstellung, durch den scharf zugespitzten Styl und durch die Klarheit und Sicherheit mit der er, der im abgezogenen Denken Geübte, die schwersten philosophischen Stoffe handhabt, die Sprödigkeit des Gegenstands vollkommen. „Die Muse des Glücks“ z. B. ist eine solche feuilletonistische Darlegung seines Gedankens vom „Optimismus ohne Grund“, die auch der philosophisch Ungelehrte mit Vergnügen und Gewinn liest, und in der „Ungarischen Rhapsodie“, in welcher der Eindruck eines Liszt'schen Musikvortrags in Worten wiedergegeben werden soll, wird der Feuilletonist durch den Dichter ergänzt und erreicht, was sonst des Lyrikers Ziel ist, die Erweckung einer Stimmung.

Lorms Talent ist aber auch in erster Linie ein lyrisches. Mit Recht hat Oscar Bulley Lorms „Natur und Geist“ als eine Dichtung in Prosa bezeichnet, eine Bezeichnung, die Lorm treffend auf Schillers Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ angewandt hat. Wenn nicht die Form der Versification und die Sangbarkeit, sondern vornehmlich die Stimmung das Wesen der Lyrik ausmacht, so ist Lorm einer der hervorragendsten unter unsern modernen Lyrikern. Wir haben oben in der Entwicklung von Lorms Weltanschauung eine Anzahl Proben gegeben, welche das bestätigen werden. Diese Proben werden auch genügen, um den Leser den Kreis der Empfindungen erkennen zu lassen, den Lorm vornehmlich dichterisch gestaltet. Ein kleines Gedicht nur sei an dieser Stelle zum Beweise dessen citirt, daß Hieronymus Lorm, der einerseits schwere philosophische Gedanken mit dem ganzen Rüstzeug des Gelehrten zu verarbeiten gewohnt ist, andererseits durch die einfachsten Mittel die höchste lyrische Stimmung hervorzurufen weiß.

### Zwei Wanderer.

Zwei Wand'rer schritten durch den Wald,  
Den Schlag auf Schlag das Weil durchhallt.

Was jeder wünschte sehnsuchtsvoll,  
Ihm aus dem Klang entgegenhofft.

Der Rüst'ge sprach: „Dort liegt der Strand,  
Man baut ein Schiff nach fernem Land.“

Der Müde sprach: „Man baut ein Haus,  
Die Liebe schmückt's mit Blumen aus.“

Sie drangen durch das Baumgeflecht,  
Und sieh! Da hatten Beide Recht.

Man baut ein Schiff nach fernem Land,  
Ein Haus umpflanzt von lieber Hand:

Man zimmert, was der Wald verbrag,  
Aus neuen Brettern einen Sarg.

(„Gedichte“ IV. Aufl. S. 117).

Hieronymus Vorm bietet die merkwürdige Erscheinung einer innigen Verschmelzung von dichterischer und philosophischer Befähigung. Und — was noch erfreuender wirkt — beide Seiten seines Talentcs hat er stets in strenge Zucht genommen, um, was ihm die Götter an Naturanlagen gegeben, zu erweitern und zu vertiefen. Nicht schnellerrungene Erfolge begleiten seine Laufbahn, sondern allmähliche, aber darum um so fester begründete Anerkennung. Nicht die leichtermorbene Gunst des Lesertrosses, die sich in lautem Marktgeschrei kund giebt, erfreut den Dichter, sondern der Beifall Feinsinniger, welche die Werke dichterischen Schaffens mit gebildetem Geschmac und mit Wahl genießen. Wie beruhigend wirkt eine solche Erscheinung angesichts des Lärmens einer Gruppe junger Schriftsteller, die — kaum aus den Kinderjahren herausgetreten — in ihren Jugendversuchen Meisterwerke zu schaffen wännen, die, um die Anerkennung der Welt zu ertrogen, mit vernichtendem Urtheil über Alles hinwegschreiten, was sich nicht zu der Schule der „Dichtercharaktere“ bekennt, und die das bißchen Wohlwollen, das man ihrem Talent entgegenbringen möchte, durch die Art verschärzen, in der sie es beanspruchen.

Kann man zweifeln, wo das Rechte liegt, und was der Entwicklung der einzelnen Schriftstellerpersönlichkeit, was dem Schriftthum mehr frommt?





# Verbrechen oder Wahnsinn?

Das Schulmädchen Marie Schneider.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

**V**or den Richtern der dritten Strafkammer des Berliner Landgerichts I steht ein zwölfjähriges Schulmädchen, für sein Alter körperlich gut entwickelt, ziemlich groß und schlant, von keineswegs ungewöhnlicher Gesichtsbildung, nicht hübsch, aber auch nicht häßlich. Der Kopf ist rund, die Stirn weicht etwas zurück, die Nase ist ziemlich klein, der Mund eher groß als klein, die braunen Augen sind lebhaft, die schlichten dunkelblonden Haare sind nach hinten gekämmt. Sie trägt die Kleidung der Untersuchungsgefangenen: über dem dunkelfarbigen Rocke ein großes helles Brusttuch, das bis zum Halse reicht und die Schultern bedeckt. Mit einer geistigen Klarheit und Bestimmtheit, die für ihre Jahre höchst überraschend, ja staunenswerth sind, beantwortet sie die sämtlichen Fragen, die vom Vorsitzenden der Strafkammer, Landgerichtsdirector Schmidt, in scharfsinniger und logischer Gliederung an sie gestellt werden, und zwar ohne Stoden und Schwanzen, und ohne daß sie an der Beantwortung anders als mit ihrem Verstande theilhaftig zu sein scheint. Irgendwelche innere Bewegung oder tiefere Erregung ist vollkommen ausgeschlossen. Sie macht ihre Aussagen gleichmäßig in demselben kindlichen Tone, in dem die jugendliche Schülerin dem Lehrer oder sonst einer Respectsperson Rede und Antwort steht, oder etwas ausfragt, was sie erlernt hat, ob diese Fragen sich nun auf verhältnißmäßig gleichgültige und äußerliche Dinge beziehen, oder ob sie von schwerwiegender Bedeutung und entsetzlichster Natur sind. Sie selbst macht keinerlei Unterscheidungen weder in der sinnlichen Art ihrer Beantwortung, noch in deren Ausdruck und Ton. Und wenn diese Fragen auch von so tief ein-

schneidender Verschiedenheit sind, daß der Richter, der sie stellt, unwillkürlich bei der Fragestellung den Ausdruck seiner Stimme und den Tonfall so wesentlich verändert, daß ihm Jedermann anmerken muß, wie tief er von der Sache, über der er steht, selbst menschlich ergriffen wird — das kleine Mädchen, die Meistbetheiligte, bewahrt in allen Fällen bei der Beantwortung die vollkommene Gleichmäßigkeit, die frühreife Klarheit und Kindlichkeit. Sie ist keineswegs dreist, eine gewisse Befangenheit ist sogar nicht zu verkennen, aber sie weiß offenbar, daß sie antworten muß, gerade wie sie zu antworten hat, wenn der Lehrer in der Schule sie fragt, und genau so antwortet sie. Ihre Aussagen machen den Eindruck der vollkommensten Wahrhaftigkeit und stimmen in der That mit den thatsächlichen Feststellungen in jedem Punkte überein.

Was sie bei dieser Vernehmung theils durch Bejahung und Verneinung der an sie gestellten Fragen, theils durch längere eigene Angaben, die sie auf Veranlassung des Vorsitzenden macht, mit auffälliger Schärfe und Bestimmtheit und mit einer in diesem Falle geradezu unbegreiflichen Objectivität ihren Richtern mitgetheilt hat, wollen wir hier im Zusammenhange, unter Auflösung der Form der Frage und Antwort, so vollständig und richtig es uns möglich ist, wiedergeben.

\*

\*

\*

„Ich heiße Marie Schneider. Ich bin am 1. Mai 1874 in Berlin geboren. Mein Vater ist vor längerer Zeit gestorben, ich weiß nicht, wann; ich habe ihn noch gekannt. Meine Mutter lebt noch, sie ernährt sich als Maschinennäherin. Ebenso lebt ein jüngerer Bruder von mir. Eine Schwester habe ich vor einem Jahre verloren. Ich habe sie nicht besonders lieb gehabt, weil sie besser war als ich und von meiner Mutter besser behandelt wurde. Ich bin wegen meiner Ungezogenheiten einige Male von meiner Mutter gezüchtigt worden, und es ist richtig, daß ich ihr den Stock, mit dem sie mich geschlagen hat oder schlagen wollte, weggenommen und sie geschlagen habe.“

Seit meinem sechsten Jahre besuche ich die Gemeindeschule. Ich bin jetzt in der dritten Klasse und zwar seit zwei Jahren. Ich bin wegen Faulheit sitzen geblieben. Ich bin unterrichtet worden im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Erdkunde und Geschichte, und auch in Religion von meinem sechsten Lebensjahre an. Ich kenne die zehn Gebote. Ich kenne auch das fünfte Gebot; es heißt: „Du sollst nicht tödten,“ und die Erklärung im kleinen Katechismus lautet: „Du sollst Deinem Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid thun, sondern ihm helfen und fördern in allen Leibesnöthen.“ Auch die Bibelstelle, welche den, der tödtet, mit dem Tode bedroht, ist mir bekannt, sie lautet: „Wer Menschenblut vergießt, durch Menschen soll sein Blut vergossen werden.“

Ich habe einige Gespielinnen in der Schule und in der Nachbarschaft gehabt, und habe auch mit einem zwanzigjährigen Fräulein, das in unserm Hause wohnt, viel verkehrt. Sie hat mir von ihrer Kindheit erzählt und

mir gesagt, daß sie eben so ungezogen („ruppig“) gewesen sei wie ich, und daß auch sie die Lehrer, die sie hätten strafen wollen, geschlagen habe\*).

Vor einiger Zeit habe ich mich beim Spielen auf dem Hofe einem Kinde von hinten genähert, ihm die Augen zugehalten und gefragt, wer ich sei? Bei dieser Gelegenheit habe ich ihm die Daumen tief in die Augen gedrückt, so daß das Kind sehr schrie und tagelang entzündete Augen hatte. Ich wußte, daß ich ihm weh that, aber ich habe es doch gethan, und es trotz seines Schreiens nicht eher losgelassen, als bis man mich gewaltsam entfernt hat. Eine besondere Freude habe ich wegen der dem Kinde bereiteten Schmerzen nicht empfunden, ich habe es aber auch nicht bereut.

Als kleines Kind habe ich Kaninchen die Augen mit einer Gabel ausgestochen und ihnen nachher den Bauch aufgeschlitzt. Das hat mir wenigstens meine Mutter öfter gesagt, ich selbst entsinne mich dessen nicht mehr genau.

Von den großen Verbrechen, die in Berlin vorgekommen sind, habe ich Kenntniß erhalten. Ich weiß, daß Conrad seine Frau und Kinder ermordet hat, und daß ihm der Kopf abgehauen worden ist. Ich weiß, daß Frau Bapte ermordet worden ist, und habe auch von dem Mörder Gottfried Keller gehört. Ich habe die Zeitungsberichte über diesen Mord meiner Tante vorgelesen.

Ich bin sehr naschhaft und habe mir mehrere Male Geld zu verschaffen gesucht, um mir Naschereien zu kaufen, zweimal fünfzig Pfennige und einmal eine Mark. Ich habe den Leuten gesagt, daß ich das Geld für andere Leute holte, die gerade kein Klein Geld hätten. Ich weiß, daß das Betrug war. Ich weiß auch, was Diebstahl ist. Wenn man etwas wegnimmt, was Einem nicht gehört, so begeht man einen Diebstahl. Es giebt verschiedene Arten von Diebstahl. Man kann etwas wegnehmen, was offen daliegt, oder etwas aus der Tasche nehmen, oder etwas, was unter Verschuß liegt; und zu dem hinter Verschuß Liegenden gelangt man, wenn man das Schloß entweder mit einem falschen Schlüssel oder mit einem Dietrich öffnet. Je nachdem und je nach dem Werthe des Gestohlenen wird auch der Diebstahl leichter oder schwerer bestraft, mit Gefängniß oder mit Zuchthaus. Jemand, der tödtet, ist ein Mörder, und ich bin eine Mörderin. Der Mord wird mit dem Tode bestraft, der Mörder wird hingerichtet, das heißt: es wird ihm der Kopf abgehakt. Mir wird man den Kopf aber nicht abhacken, weil ich noch zu jung bin. Man hat mir gesagt, ich wäre noch so jung, daß mir nichts geschehen könne, man würde mich in ein Erziehungshaus bringen.

Am 7. Juli wurde ich von meiner Mutter nach der Wasmannstraße geschickt, um für sie etwas zu besorgen. Da traf ich die kleine Margarete Dietrich, die dreieinhalb Jahre alt war, und die ich seit dem März dieses Jahres kannte. Ich sagte ihr, sie solle mit mir kommen, und saßte sie an der Hand. Sie folgte mir auch. Ich nahm sie mit mir, um ihr die Ohrringe

\*) Die betreffende Person soll, wie behauptet wird, einen lasterhaften Lebenswandel führen.

wegzunehmen. Es waren kleine goldene Ohrringe mit einem bunten Stein. Ich wollte die Ohrringe nicht selbst behalten, sondern bei einem Tröbler in der Nähe verkaufen. Ich hoffte dafür fünfzig Pfennige zu bekommen, und dafür wollte ich mir Näschereien kaufen, namentlich Königsbuchen. Als ich auf dem Hofe unseres Hauses angelangt war, mußte ich ein Bedürfniß verrichten und rief nach meiner Mutter hinauf, sie solle mir den Schlüssel herunterwerfen. Sie that das und warf mir gleichzeitig fünf Pfennige herunter, für die ich etwas einzukaufen hatte. Während ich mich entfernte, setzte ich die kleine Margarete Dietrich auf die Treppe, und da fand ich sie auch wieder. Vom Hofe aus hatte ich bemerkt, daß das Flurfenster des zweiten Stock's halb geöffnet war. Ich ging mit ihr die Treppe hinauf zum zweiten Stock, um ihr da die Ohrringe abzunehmen und das Kind nachher aus dem Fenster zu werfen. Ich wollte sie damit tödten, denn ich fürchtete, daß sie mich verathen möchte. Sie sprach zwar nicht sehr gut, aber sie konnte ja auf mich zeigen, und wenn es herausgekommen wäre, hätte meine Mutter mich geschlagen.

Ich stieg mit ihr bis zu dem offenen Fenster des zweiten Stock's die Treppe hinauf, öffnete das Fenster weit und setzte das Kind auf die Fensterbank. Da hörte ich, wie ein Hausbewohner von oben kam. Ich setzte das Kind schnell wieder auf den Boden und schloß das Fenster. Der Mann ging vorüber, ohne sich um uns zu bekümmern. Darauf öffnete ich das Fenster abermals und setzte das Kind wiederum auf das Fensterbrett, und zwar so, daß die Füße nach dem Hof hinausgingen, und mit mir abgewandtem Gesicht. Ich that das, weil ich ihr nicht in's Gesicht sehen wollte, und weil ich sie so leichter stoßen konnte. Ich hatte ihr die Ohrringe aus. Grete fing an zu schreien, weil ich, wie sie sagte, ihr weh that. Darauf drohte ich ihr, wenn sie nicht sofort ruhig wäre, sie zum Fenster hinauszuerwerfen, da wurde sie ruhig. Ich nahm die Ohrringe und steckte sie in meine Tasche. Dann gab ich dem Kinde einen Stoß („Schuß“) und hörte, wie es unten erst auf die Laterne aufschlug und dann auf das Pflaster. Darauf lief ich schnell die Treppe hinunter und besorgte den Einkauf, den mir meine Mutter aufgetragen hatte.

Ich wußte, daß ich das Kind tödten würde. Daß der Tod der kleinen Grete den Eltern Schmerz bereiten würde, habe ich mir nicht überlegt. Mir selbst hat es auch nicht leid gethan, ich habe es damals nicht bereut, ich habe es auch während der langen Zeit der Untersuchungshaft nicht bereut und bereue es auch jetzt nicht.

Am andern Tage kam ein Schußmann zu uns und fragte, ob ich das Kind aus dem Fenster geworfen hätte. Ich sagte nein, ich wüßte von nichts. Ich warf nun aber die Ohrringe, die ich bis dahin versteckt hatte, weg — in den Lichtschacht. Ich fürchtete, man würde mir am Ende die Taschen durchsuchen und sie dann bei mir finden. Es kam auch bald ein zweiter Schußmann, dem habe ich die Wahrheit gesagt, weil er drohte, mir eine Ohrfeige zu geben, wenn ich nicht die Wahrheit sagte. Ich wurde darauf abgeführt und mußte den Leuten sagen, wie es geschehen war. Dann kam



ich hier nach dem Untersuchungsgefängniß in Moabit und wurde von Herrn Landgerichtsrath Hollmann wieder ganz genau nach Allem gefragt und habe darauf ebenfalls geantwortet.

Mit Herrn Landgerichtsrath Hollmann fuhr ich in einer Droschke nach dem Leichenhause. Ich aß ein Bröddchen, das mir Herr Landgerichtsrath Hollmann gab, mit gutem Appetit. Ich sah die Leiche der kleinen Grete, die entkleidet auf einem Brette lag. Ich habe dabei keinen Schmerz und kein Bedauern empfunden. Ich wurde darauf nach dem Untersuchungsgefängniß zurückgebracht. Zwei Tage blieb ich allein in der Zelle. Meine Bitte, mich mit Andern zusammenzusperren, wurde erfüllt. Ich war seitdem mit vier andern weiblichen Gefangenen zusammen und habe denen die Geschichte ebenfalls erzählt. Ich habe bei der Erzählung bisweilen gelacht, weil die Frauen so curiose Fragen an mich stellten.\*) Vom Gefängniß aus habe ich auch an meine Mutter geschrieben und sie gebeten, zwei Mark einzuzahlen, damit ich mir Schmalz kaufen könnte, denn wir bekamen trockenes Brod. Einer der Briefe beginnt mit den Worten: „Liebe Mutter! Mit Vergnügen ergreife ich die Feder, um Dir Nachrichten von mir zu geben.“ Diesen Satz habe ich allein geschrieben, bei den andern haben mir meine Mitgefangenen geholfen.“

\*

\*

\*

Das sind die grauenvollen Thatfachen, welche die kleine Marie Schneider dem Richter ohne Verstocktheit, ohne Dreistigkeit, ohne Frechheit, mit dem Ausdruck der vollen Kindlichkeit, wir wiederholen noch einmal, weil wir keine treffendere Bezeichnung finden können: wie ein Schulmädchen in der Prüfung mitgetheilt hat. Während der sehr langen Befragung entfärbte sie sich etwas, weil eben die Länge der Prüfung und der Zwang der Antworten sie aufregte. Aber während der allererschrecklichsten Augenblicke, während ihrer Befragung über die Einzelheiten des Mordes, über die Besichtigung der Kindesleiche, war sie gerade so ruhig, wie bei den Fragen über die gleichgültigsten Dinge. Nicht ein einziges Mal machte sie auch nur den Versuch, das Schändliche ihrer That durch lügnerische Behauptungen abzuschwächen oder zu beschönigen. Im Gegentheil konnte man beobachten, wie sie eine gewisse Freude darüber empfand, auf alle Fragen so hübsch Bescheid geben zu können und keine Antwort schuldig zu bleiben. Es machte fast den Eindruck, als ob es ihrer Eitelkeit schmeichelte, daß man sich um sie so angelegentlich bekümmerte, und daß sie klug gestellte Fragen auch klug beantworten konnte. Ihre Augen feuchteten sich während der Befragung nur ein einziges Mal, und das war, als sie erzählte, daß sie trockenes Brod im Gefängniß bekäme.

\*) Die Marie Schneider hat ihren Mituntersuchungsgefangenen eine Reihe von abenteuerlichen und schrecklichen Geschichten erzählt, die auf eine schreckliche Entartung der Phantasie schließen lassen. Von diesen Schauer Geschichten ist in der öffentlichen Verhandlung nicht die Rede gewesen. Es war auch nicht nöthig, darauf zurückzukommen, da die Verhandlungen ein vollkommen klares Bild von dem Wesen des mervürdigen und schrecklichen Kindes gaben.

Die drei Aerzte, die über den Gemüthszustand dieses furchtbaren Kindes ihr sachverständiges Urtheil abzugeben hatten, haben die Marie Schneider einstimmig für strafunmündig im Sinne des Gesetzes erklärt.

Der Sachverständige Sanitätsrath Dr. Long hat sein Gutachten dahin abgegeben, daß hier ein vollkommener sittlicher Defect vorliege, der unnatürlich und krankhaft sei. Er hat daran erinnert, daß die vom Gesetz angenommene Altersgrenze von zwölf Jahren für die Strafbarkeit eine willkürliche sei, und daß Marie Schneider diese Grenze erst seit wenigen Wochen überschritten habe. Sie war, als sie das ungeheuerliche Verbrechen beging, zwölf Jahre neun Wochen alt. Er glaubt nicht, daß die kleine Schneider die vom Gesetz erforderliche Einsicht zur Erkenntniß der Strafbarkeit der Handlung besitze.

Der andere Sachverständige, Geheimrath Dr. Wolff, der das Kind im Gefängniß näher zu untersuchen keine Gelegenheit gehabt, hat sich nach dem Eindrücke, den er von den Verhandlungen gewonnen, dem Gutachten seines Collegen angeschlossen.

Der Gefängnißarzt Sanitätsrath Dr. Lewin hat die Kleine während ihrer langen Untersuchungshaft sehr sorgfältig beobachtet. Dr. Lewin macht eine sehr feine Unterscheidung zwischen der geistigen Reife und der seelischen Ausbildung, die bis zu einem gewissen Grade gemeinsam vorhanden sein müßten, um die Strafmündigkeit zu bedingen. Geistig sei die kleine Schneider über ihre Jahre hinaus reif, sie besitze sogar eine für ihr Alter ungewöhnliche Klugheit und Klarheit. Sie sei ihm während seiner langen Beobachtung wie auch heute in der Verhandlung als ein durch und durch geschicktes Mädchen erschienen, das jede Frage sehr wohl verstanden und sehr gut beantwortet habe. Dagegen habe er niemals ein menschliches Wesen kennen gelernt, das seelisch so vollkommen nichtig sei wie dieses Kind. Man könne da nicht von Verderbtheit reden, es wäre eben das Nichts. Sie habe nie einen Augenblick auch nur ein flüchtiges Bedauern, geschweige denn tiefe Reue gezeigt. Sie habe niemals das Bedürfniß gefühlt, das Entsetzliche zu bemänteln und zu beschönigen. Sie habe kein Verständniß dafür gehabt, daß sie ein schweres Verbrechen begehe, wenn sie ein Menschenleben vernichte, um sich für fünfzig Pfennige Näschereien kaufen zu können. Sie habe die Prügel ihrer Mutter mehr gefürchtet, als die Folgen ihrer fürchterlichen That. Der Gefängnißarzt faßte seine Beobachtungen schließlich so zusammen: Die Angeklagte ist in geistiger Beziehung reif und klar, in sittlicher Beziehung aber eine Idiotin.

Der Vertreter der öffentlichen Anklage, Herr Assessor Werner, trat diesen Ausführungen entgegen und schloß aus der Art und Weise, wie das Mädchen auf alle Fragen Rede und Antwort gestanden, wie es seine Unterscheidungen zwischen Diebstahl und Betrug, zwischen schwerem und leichtem Diebstahl und dergleichen gemacht, wie es nach seinem eigenen Geständniß den Mord mit kühlster Ueberlegung vorbereitet und begangen hatte, daß die Marie Schneider für die von ihr verübte Unthat im weitesten Sinne des Gesetzes verantwort-

lich zu machen sei. Er beantragte die Schuldigssprechung der Marie Schneider als Räuberin und Mörderin und als Strafmaß achteinhalb Jahre Gefängniß.

Der Vertheidiger, Rechtsanwalt Dr. Friß Friedmann, stützte sich in seiner sehr ernst und tief durchdachten Vertheidigungsrede auf den festen Unterbau der sachverständigen Begutachtung. Er machte nicht den geringsten Versuch, die That selbst ihres Entsetzens zu entkleiden, sie irgendwie abzuschwächen oder in einem weniger graufigen Lichte erscheinen zu lassen. Er richtete vielmehr ausschließlich sein Augenmerk auf den seelischen Zustand der Thäterin. Er schilderte die Marie Schneider, unter Berufung auf ihr Verhalten während und unmittelbar nach der That, auf ihr Benehmen in der langen Untersuchungsfrist und auf ihr Auftreten vor dem Richter, als ein Kind, — als ein unseliges fürchterliches Kind, aber eben doch als ein kindisches Wesen, das das Gesetz auch wegen fürchterlicher Verirrungen und Verbrechen nicht erreichen, nicht strafen könne, weil es eben die zur Erkenntniß der That erforderliche sittliche Reife nicht besitze. Daß es die Altersgrenze, welche das Gesetz gezogen hat, um einige Wochen überschritten habe, sei ohne allen Belang. Der Beweggrund der wohlüberlegten Schreckensthat: einen unredlichen Gewinn von fünfzig Pf. nigen zu erzielen, um sich dafür Königstuchen zu kaufen, die unheimliche Herzlosigkeit und Kaltblütigkeit bei der Vorbereitung, bei der Ausführung dieser That, die vollkommene Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit nach der vollbrachten That, die Stumpfheit beim Anblick der Leiche, die völlige Neulosigkeit und schaudererregende Frivolität, mit der die Thäterin von ihrem Morde ihren Mitgefangenen gegenüber sich geäußert hat, dieselbe einer jeden Regung des Mitgefühls unzugängliche Haltung während der Verhandlung, diese auch vom Vorsitzenden schaudernd angestaunte steinerne Herz- und Gemüthlosigkeit, gepaart mit der vollkommenen Kindlichkeit ihres Benehmens, wie sie dem Vertheidiger bei jeder Begegnung mit dem kleinen Mädchen entgegengetreten ist, und wie sie sich auch hier vor der Oeffentlichkeit offenbart hat, — Alles das stelle die Angeklagte auf eine so niedrige sittliche Stufe, daß das Gesetz bis zu ihr nicht hinabsteigen könne. Der entscheidende Zeitpunkt für die Beurtheilung der That sei der Moment der Ausführung des Verbrechens selbst. Habe sie in diesem Augenblicke die erforderliche Einsicht besessen, so sei ihr die That zuzurechnen. Der Ausgangspunkt der Einsicht müsse aber bei jedem Verbrecher nicht das Bewußtsein der Strafbarkeit, sondern das sittliche Grauen vor dem Verbrechen selbst sein. Wo dieses Grauen fehle, und damit der absolute Moraldefect zu Tage trete, sei die Grundlage für die Strafbarkeit entzogen, die Zurechnungsfähigkeit ausgeschlossen. Dieses Mädchen stehe also in sittlicher Beziehung thatsächlich noch außerhalb des Gesetzes. Es sei fraglich, ob es diese sittliche Reife jemals erlangen werde. Der Versuch dazu, dem Kinde diese sittliche Erziehung beizubringen, müsse jedenfalls gemacht werden. Dieser Versuch aber könne nimmermehr in dem Gefängniß, er müsse in einer Erziehungsanstalt gemacht werden. Da werde es vielleicht gelingen, in dieses seelische Blackfeld die Keime des sittlichen Erkennens zu senken.

Der Gerichtshof verwarf in seinem Urtheil die Ausführungen der Sachverständigen und die von der Verteidigung erhobenen Einwände, machte vielmehr die Auffassungen der Staatsanwaltschaft zu den seinigen und verurtheilte die Marie Schneider zu einer Gefängnißstrafe von acht Jahren.

\*

\*

Das ist der thatsächliche Hergang dieses in seiner Art einzigen Processes.

Es ist in unserem Lande eine schöne Gepflogenheit, daß der Spruch der Richter mit unbedingtem Respekt und kritiklos aufgenommen wird. Es würde in der That zu einer folgenschweren Erschütterung des Rechtsbewußtseins führen, wenn das, was die gelehrten Kenner und gewissenhaften Hüter der Gesetze nach ernstester Erwägung und aus ihrer tiefsten Ueberzeugung für Recht erkennen, von dem Einzelnen, der sich unglaublich überheben würde, wollte er sich mit seiner individuellen Auffassung gegen den Spruch des hohen Gerichtshofes auflehnen, erörtert und bekräftigt werden sollte.

Indessen darf es doch wohl auch dem Einzelnen nicht versagt sein, in einem besonderen Falle seiner wohlertwogenen Meinung bescheidenen Ausdruck zu geben, also z. B. in einem Falle wie dem vorliegenden, in dem er sich mit den Gutachten der wissenschaftlichen Sachverständigen begegnet, in einem Falle, von dem es überhaupt zweifelhaft erscheinen könnte, ob er vor das Forum der Richter oder der Aerzte zu verweisen sei.

Daß uns in dieser zwölfjährigen Raubmörderin ein nahezu unbegreifliches menschliches Geschöpf entgegentritt, ist einmüthig von allen Betheiligten, von den sachverständigen Aerzten, vom Staatsanwalt, vom Verteidiger, von den urtheilssprechenden Richtern anerkannt worden. Die Verstandeskräfte des Mädchens sind genügend und gut entwickelt; aber nichts weist in dem Dasein dieses ungeheuerlichen Kindes darauf hin, daß die seelischen und gemüthlichen edleren Regungen, deren Sitz wir in das Herz verlegen, jemals irgend eine ihrer Handlungen bestimmt, daß nach einer begangenen Schledhtigkeit die mahnende Stimme des Gewissens sich je in ihr erhoben habe. Obwohl ihr Verstand klar genug ist, um ihr die traurige Bedeutung des Todes zu veranschaulichen, sieht sie ihre Schwester ohne Schmerz, ja mit einem gewissen Gefühle der Freude sterben. Sie schlägt ihre Mutter, sie verstümmelt in grausamster Weise harmlose Thiere, über die sich alle Kinder sonst freuen. Sie verursacht ohne irgend welchen Grund, ohne Reizung einer Spielgenossin die heftigsten Schmerzen und läßt sich durch das jämmerliche Schreien derselben nicht erweichen. Um zu naschen betrügt sie, raubt sie und tödtet sie schließlich. Dieses kindliche Verbrechertum ist etwas so Ungeheuerliches, daß man unwillkürlich zu der Frage gedrängt wird: Ist denn das Kind bei Sinnen?

Bei Sinnen? Ja. Denn das setzt nur die Thätigkeit des Verstandes voraus, der, wie wir noch einmal wiederholen müssen, bei Marie Schneider durchaus entwickelt ist. Aber das Gesetz verlangt mehr als das Verstehen der Strafbarkeit der Handlung, es verlangt die zur „Erkenntniß“ der Strafbarkeit der Handlung erforderliche Einsicht; und die Erkenntniß scheint

mir das durch das Unterscheidungsvermögen verstärkte und unter Mitwirkung der seelischen Kräfte gesteigerte Verständniß zu sein.

Es ist nicht meines Amtes, mich auf eine heikle Erläuterung schwieriger Rechtsbegriffe einzulassen. Das mag füglich den berufenen Rechtslehrern überlassen bleiben. Indessen, wenn das Gesetz mit so wunderbarer Klarheit sich ausdrückt, wie in diesem Falle, so darf wohl auch der Nicht-Rechtsgelehrte, der sich die begriffliche Bedeutung des Ausdrucks klar zu machen im Stande ist, ohne anmaßend zu erscheinen, mitsprechen.

Jedermann empfindet den gewaltigen Unterschied, der zwischen einer gesetzlichen Bestimmung bestehen würde, welche die Möglichkeit einer Bestrafung an das Verständniß der Strafbarkeit der Handlung knüpft, und der Bestimmung, die die gesetzliche Bestrafung erst dann eintreten läßt, wenn die Erkenntniß der Strafbarkeit der Handlung vorhanden ist. Zum Verständniß werden eben nur die Kräfte des Verstandes in Anspruch genommen. Auch das Thier versteht seinen Herrn, aber Kant macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das Thier niemals „erkennt“. Die Erkenntniß ist eben ein höherer Grad, eine Steigerung des Verständnisses, und es bedarf dazu der Mitthätigkeit jener höheren seelischen Kräfte, die allein dem Menschen innewohnen, — jener Kräfte, die er sich nach der biblischen Ueberlieferung durch den Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß angeeignet hat, die ihn göttergleich machen und ihm die Augen öffnen über das, was gut ist und was böse. Der Baum der Erkenntniß heißt im lateinischen Bibeltexte: der Baum von der Kenntniß des Guten und Bösen, „arbor scientiae boni atque mali“: ebenso im französischen: „l'arbre de la connaissance du bien et du mal“. Die Erkenntniß hat nach der Bibel ihren Sitz im Herzen: „Du erkennest in Deinem Herzen, daß der Herr Dein Gott Dich gezogen hat“, und der Psalmist bezeichnet die Erkenntniß als ein Vermögen „der Seele“. Paulus stellt die Erkenntniß in den schroffsten Gegensatz zum bloßen Wissen und Kennen und sagt: Ohne Liebe keine Erkenntniß; und wir wissen, daß für den Apostel die Liebe der allgemeine Inbegriff alles Eblen ist.

Zur „Erkenntniß“ im biblischen Sinne ist also unbedingt erforderlich die rege Mitthätigkeit der edlen Empfindungen und Gefühle, des Gemüths, des Herzens, der Seele, aller jener Kräfte und Organe, die gerade der Marie Schneider vollkommen zu fehlen scheinen, durch deren völligen Mangel sie in sittlicher Beziehung auf die Stufe des Thieres herabgedrückt, zu einer seelischen Idiotin gemacht wird.

Ich gestehe ganz offen, ohne den tiefen Respekt, den ich dem hohen Gerichtshofe schulde, irgendwie aus den Augen zu lassen, daß mir der Steg fehlt, der von der Aeußerung des Herrn Vorstehenden, von seinen tiefgefühlten und entriisteten Worten, die er der Marie Schneider zurief: „Du hast kein Herz, Du hast kein Gemüth!“ hinüberführt zu der Grundlage ihrer Verurtheilung: daß sie doch die erforderliche Erkenntniß der Strafbarkeit ihrer fürchterlichen Handlung besessen habe. Denn ohne Herz, ohne Gemüth giebt es keine Erkenntniß.

Wenn dieser Fall der Marie Schneider in seiner Entseßlichkeit auch als ein einziger bezeichnet werden darf, so sind doch schon häufig Verbrecher vor Gericht gezogen worden, bei denen man neben wohlentwickelten Verstandesgaben einen so erstaunlichen Defect an seelischem Vermögen, an Sittlichkeitsbegriffen wahrnahm, daß sich die Frage aufgedrängt hat, ob es nicht eine Art von sittlichem Uermögen und sittlicher Verkommenheit oder Nichtigkeit gebe, die als eine angeborene seelische Krankheit, als eine psychische Abnormität zu betrachten sei? Eine verhängnißvolle Verthierung im Menschen, die den unglücklichen davon Betroffenen geradezu zurechnungsunfähig für seine Handlungen mache und ihn deshalb dem Richter entziehen und dem Irrenarzte überweisen müsse? Die Engländer haben dafür den Ausdruck „moral insanity“ gefunden, der auch von der Wissenschaft der andern Länder übernommen worden ist.

Mit dieser Krankheit der sittlichen Gebrechlichkeit und seelischen Ohnmacht ist viel Unfug getrieben worden, und gerade die schwersten Verbrecher, die Verüber der unbegreiflichsten, unmenschlichsten Verbrechen, — gerade sie sind durch geschickte Advokatenkünste bisweilen dem strafenden Arme der Gerechtigkeit entschlüpf. Das Mißtrauen gegen diese „moral insanity“ ist daher durchaus gerechtfertigt, und sie wird von bedeutenden ärztlichen Autoritäten als eine bestimmte Krankheitsform nicht anerkannt.

Der Fall der Marie Schneider erscheint indessen als durchaus geeignet, diese stark angezeifelte und übelbeleumdete „moral insanity“ als vereinzelteten Ausnahmefall doch als thatsächlich vorhandenes Gebrechen hinzustellen. Hier kann in der That nicht von einem ungenügenden Unterscheidungsvermögen die Rede sein, hier ist der vollkommenste Mangel daran, hier kann nicht von einer sittlichen Schwäche die Rede sein, hier ist das sittliche Nichts!

Ein Mädchen, dessen natürliche unheilvolle Triebe durch keine Regung des Gewissens gebändigt werden, das kein menschliches Wesen, kein Thier liebt, das keine anderen Beweggründe seiner Handlungen kennt, als die Furcht vor dem Stock der Mutter und die Gefräßigkeit, — ein solches Wesen ist, wenn es auch mit Menschenverstand begabt ist, doch ein Thier, eine menschliche Mißbildung der grausigsten Art! Und es gehört meines Erachtens dahin, wo die unglücklichen Mißbildungen hingehören: in's Krankenhaus, in diesem Falle in's Irrenhaus.

Der freundlichen Auffassung der Vertheidigung, daß dieses Mädchen vielleicht doch in einer Erziehungsanstalt soweit sittlich gehoben oder vielmehr sittlich geweckt werden könne, um, ohne Schaden anzurichten, in die menschliche Gemeinschaft einzutreten, vermag ich nicht beizupflichten. So wenig die Wissenschaft dem unglücklichen Krüppel, der ohne Beine geboren ist, Beine anwachsen lassen kann, so wenig wird sich, wie zu befürchten ist, in dieser völligen seelischen Umnachtung der göttliche Funke jemals entzünden lassen; und sollte das Unerwartete doch geschehen können, so würden jedenfalls nur die Aerzte, die die Krankheit der Seele und des Gemüthes mit besonderem Eifer studiren, die allein Geeigneten sein, um in dieser tiefen seelischen Finsterniß den Schimmer des sittlichen Erkennens aufdämmern zu lassen. Pädagogisch

ist diesem Mädchen nicht beizukommen, hier könnte nur noch der Psychiater seine Kunst versuchen.

Es wäre deshalb vielleicht angezeigt gewesen und würde zur Klärung beigetragen haben, wenn das Kind von einem Specialisten, einer Autorität auf dem Gebiete der Irrenheilkunde, noch besonders beobachtet, und wenn auch dieser Specialist bei der öffentlichen Verhandlung gehört worden wäre. Von wichtigen Einzelheiten, auf deren Feststellung die Irrenärzte das größte Gewicht legen, und die in der That sehr oft zur Beurtheilung eines Falles von entscheidender Bedeutung sind, ist in diesem Proceß überhaupt nicht die Rede gewesen. Die Frage der erblichen Belastung ist nicht einmal berührt worden. Die unglückliche Mutter des Kindes hat, wie das ganz begreiflich ist, von ihrer gesetzlichen Befugniß, jede Aussage zu verweigern, umfassenden Gebrauch gemacht. Vom Vater haben wir nur erfahren, daß er gestorben ist, sonst wissen wir nichts über ihn. Es wäre doch aber gewiß sehr wichtig gewesen, festzustellen: ob dieser oder der Großvater seelisch gesund oder krank gewesen, ob der Eine oder der Andere Potator gewesen ist, ob in der nahen Blutsverwandtschaft Fälle von Epilepsie oder Paralyse zu constatiren sind? Zu den Quellen einer möglichen Entartung, nach denen der Psychiater immer mit besonderer Gewissenhaftigkeit forscht, ist man nicht aufgestiegen. Für die gewöhnlichen Sachverständigen des Gerichts schien ja auch eine besondere Veranlassung dazu nicht vorhanden zu sein, da sie eben sämmtlich von der Zurechnungsunfähigkeit des Mädchens schon an und für sich durchdrungen waren.

Juristerei und Medicin stehen sich oft in scharfer Gegensätzlichkeit gegenüber. Auch in diesem Falle hat der hohe Gerichtshof sich über die übereinstimmenden Gutachten der drei Sachverständigen hinweggesetzt.\*) Gerade in diesem Falle

---

\*) Wir verweisen bei diesem Anlasse auf das sehr lehrreiche, ebenso interessante wie tieftraurige Werk: „Die Beziehungen zwischen Geistesstörung und Verbrechen. Nach Beobachtungen in der Irrenanstalt Dalldorf,“ von Medicinalrath Dr. W. Sander, dirigirendem Arzte der Siechen-Anstalt und Dr. A. Richter, erstem Assistenzarzt der Irren-Anstalt. Das Werk führt eine lange Reihe von Fällen auf, in denen der Geisteszustand von Berrückten, die verbrecherische Thaten begangen haben, vom Richter nicht erkannt worden ist. Die betäubende Statistik weist von 144 gerichtlichen Verhandlungen gegen Geisteskrante, die, wie später erwiesen, zur Zeit der Begehung der That schon hochgradig geistesgestört waren, nur 38 Fälle auf, in welchen die Zurechnungsunfähigkeit richtig erkannt worden ist. 106 Berrückte wurden als zurechnungsfähig angesehen und wurden zum Theil, wegen ihrer in der Berrücktheit begangenen Verstöße gegen die Hausordnung, wegen Auffässigkeit u. zu sehr harten Hausstrafen verurtheilt. Sander berichtet z. B. von einem Berrückten, der, weil er nach dem Gottesdienste auf das im Bettsaal befindliche Crucifix zuging und es küßte, unter Zustimmung des Arztes zehn Peitschenhiebe erhielt. Der noch jetzt in der Irren-Anstalt zu Dalldorf lebende Epileptiker Wilhelm M., der in der Erziehungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder aufgewachsen ist, hat wegen einer Reihe von Verbrechen gegen das Eigenthum und schließlich auch gegen das Leben, abgesehen von geringen Freiheitsstrafen, 20 Monat im Gefängniß und 16 Jahr 6 Monat im Zuchthause zugebracht. Dieser M. ist während seiner Strafzeit einmal mit zehn, zweimal mit

schien aber die ärztliche Begutachtung ein besonderes Schwergewicht beanspruchen zu dürfen: sowohl wegen des jugendlichen Alters der Thäterin, wie wegen der Unverhältnißmäßigkeit des graufigen Verbrechens und des damit erstrebten Zweckes, wegen der offenbar krankhaften Veranlagung, die sich bei der Marie Schneider schon in der frühesten Kindheit durch grausame Thierquälereien gezeigt hat, wie endlich wegen der Uebereinstimmung der drei Aerzte.

Auch in Fällen, in denen diese Uebereinstimmung der Sachverständigen nicht vorhanden war, hat sich gezeigt, daß man gewisse bedenkliche Symptome, die für die Zurechnungsunfähigkeit des Verbrechers sprachen, unterschätzt hat. Man erinnere sich des berühmten Falles Chorinsky, der seiner Zeit das größte Aufsehen erregt hat. Vertheidigung und Staatsanwaltschaft hatten zur Beurtheilung der Frage der Zurechnungsfähigkeit berühmte Irrenärzte als sachverständige Zeugen angerufen. Einige derselben, darunter auch der vor Kurzem unter so tragischen Verhältnissen verstorbene Gudden, glaubten, obwohl sie den Grafen Chorinsky als einen sehr aufgeregten leidenschaftlichen Mann bezeichneten, ihm doch das von dem Gesetz geforderte Maß von Zurechnungsfähigkeit nicht absprechen zu sollen. Dagegen erklärten der berühmteste französische Irrenarzt Dr. Morel aus Rouen und Professor Dr. Mayer aus Göttingen Chorinsky für vollkommen verrückt. Morel schloß seine Begutachtung mit den Worten: „Wenn der Angeklagte seinen früheren Lebenswandel fortsetzt, wird er ganz gewiß in etlichen Jahren paralytisch werden. Auf dem Wege dazu ist er jetzt schon, das beweisen die erweiterten Pupillen.“ Professor Mayer bezeichnet den Grafen als einen von der „moral insanity“, dem moralischen Wahne schwer Befallenen. Dem entgegen wurde Graf Chorinsky als zurechnungsfähig und mithin als schuldig befunden, im Verein mit Julie Ebergengji seine Gemahlin getödtet zu haben. Vergeblich wandte der Vertheidiger Dr. von Schauf damals seine ganze feurige Beredsamkeit auf, um die Zurechnungsunfähigkeit des Grafen Chorinsky zu erweisen. In seiner Rede kam, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, der mit erhobener Stimme gesprochene Satz vor: „Wenn Graf Chorinsky verurtheilt wird, zu Zuchthaus oder Gefängniß — die Todesstrafe wird nicht über ihn gesprochen werden — so wird er, dessen seien Sie gewiß, in kurzer Zeit aus dem Gefängniß in's Irrenhaus überführt werden.“ Dr. Morel und Dr. von Schauf haben in der

vierzehn Tagen Lattenarrest, bei Wasser und Brod unter Entziehung des Tageslichts, zweimal mit je drei, einmal mit sieben Tagen Arrest, einmal mit sieben Tagen strengen Arrest, einmal mit einem Tage Kostverlust, zweimal mit je dreißig Peitschenhieben bestraft, in die Zwangsjacke gesteckt worden u. s. w. Man hielt ihn eben für einen unverbesserlichen, unbändigen Verbrecher und erkannte nicht, daß man einen bejammernswerthen tobsüchtigen Epileptiker vor sich hatte, der er, nachgewiesenermaßen, seit langen Jahren ist und wahrscheinlich von Kindheit an gewesen ist. „Sapienti sat“, schließt Dr. Alfred Richter seinen Bericht über das Leben und Leiden des unglücklichen M. und „tua res agitar“, ruft Dr. Sander aus, nachdem er mit nüchternen Zahlen den Beweis angetreten hat, daß von hundert offenbar Geisteskranken, die vor die Schranken des Gerichts zu treten hatten, die Krankheit nur in 26 bis 28 Fällen erkannt worden ist.



That Recht behalten: nach verhältnißmäßig kurzer Zeit ist Gustav Chorinsky als Paralytiker in's Irrenhaus gebracht worden und ist da gestorben.

Auch von der Marie Schneider ist zu hoffen, daß sie das Gefängniß mit dem Irrenhause vertauschen werde. Wir sagen: es ist zu hoffen! Denn wenn wir auch von der Vorzüglichkeit der Einrichtungen unserer Gefängnisse, denen der Herr Vorsitzende mit Recht die vollste Anerkennung ausgesprochen hat, durchaus durchdrungen sind, so müssen wir doch befürchten, daß das Gefängniß seine bessernde Kraft an diesem unverbesserlich erscheinenden Wesen kaum üben wird. Trotz aller Vorforge ist, wie allgemein bekannt, und wie die in ihrer Höhe wahrhaft schaudererregende Zahl der Rückfälle beweist, das Gefängniß sehr oft nur eine Ausbildungsschule für die Verbrecher, und namentlich für die jugendlichen. Und ein Mädchen wie dieses, das nur von den bösesten Trieben geleitet wird, in dessen Bewußtsein die Unterscheidungslinien des Guten und Bösen völlig verwischt sind, scheint wie dazu vorher bestimmt zu sein, von den giftigen und ansteckenden Pilzen der sittlichen Verwahrlosung, mit denen die Gefängnißluft erfüllt ist, behaftet zu werden. Jedenfalls ist Grund zu ernstster Befürchtung vorhanden. Und wenn sie nun die Strafe abgebußt hat, dann tritt dies zwanzigjährige Mädchen, das sich inzwischen körperlich vollkommen entwickelt hat, thatenlustig und im Vollbesitze aller natürlichen Mittel, um diese Thaten auszuführen, in unsere Gesellschaft zurück! Und kein Verbrechen wäre so schwarz und schauerlich, das diesem Mädchen, das als Kind Thiere verstümmelt und mit ruhiger Ueberlegung einen Menschen getödtet hat, um sich Königstuch zu kaufen, nicht zuzutrauen wäre. Wir würden befriedigter aufgeathmet haben, wenn diese zwölfjährige Raubmörderin, anstatt auf eine bestimmte Zeit in's Gefängniß zu wandern, hinter Schloß und Riegel des Irrenhauses geborgen, so lange festgehalten worden wäre, bis sie als vollkommen gesundet der Gemeintheit wieder übergeben werden könnte; und sollte dieser Augenblick nie eintreten, nun so würde sie eben bis an ihr Lebensende im Irrenhause unschädlich gemacht sein.





# Justine Dankmar.

Novelle

von

Karl Jaenicke.

— Breslau. —



or einigen Jahren erregte in Berlin der plötzliche und gleichzeitige Tod zweier Menschen, eines bekannten Gelehrten und seiner erwachsenen Tochter, die man beide am Tage vorher noch in voller Gesundheit und scheinbar auf der Höhe ihres Glücks gesehen hatte, die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme. Wie natürlich, schwirrten eine Zeit lang die verschiedensten Gerüchte über die Todes-Art und Ursache in allen Kreisen der Gesellschaft und in den Tagesblättern umher. Auch der Staatsanwalt glaubte Veranlassung zu haben, sich in die Sache zu mischen, fand aber nichts, was ihm ein Recht zur Erhebung der Anklage hätte geben können, und so verschwand allmählich die ganze Angelegenheit aus den Zeitungen und aus dem Gedächtniß der Menschen.

Wir aber sind, nachdem keine der bei dieser furchtbaren Katastrophe betheiligten Hauptpersonen mehr in Europa weilt, in den Stand gesetzt, Auskunft zu geben über ein Familiendrama, dessen Einzelheiten, wie uns scheint, einen nicht ganz unwichtigen Beitrag zur Geschichte unserer Gesellschaft liefern, und schon deshalb der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen.

## I.

An einem heißen Maitage des Jahres 1880 konnte man vor einem der geschmackvollsten Häuser der Thiergartenstraße viele Rutschen halten sehen, vom vornehmen Landauer an bis herab zur Droschke zweiter Klasse, deren Insassen sämmtlich gekommen waren, dem Besitzer des Hauses, Professor Dankmar, ihre Glückwünsche zu einem glänzenden Siege, den er auf wissen-

schaftlichem Gebiete errungen hatte, darzubringen. Eine seiner Arbeiten nämlich war von der Akademie mit dem ersten Preise gekrönt und dadurch die Bedeutung des Gelehrten, den man bisher in wissenschaftlichen Preisen niemals für voll angesehen hatte, endgültig als über allem Zweifel erhaben festgestellt worden.

Dankmar hatte nur ganz vorübergehend ein Lehramt bekleidet und verdankte seinen Titel — wie man immer angenommen hatte — weniger seinen wissenschaftlichen Verdiensten, als vielmehr einigen vornehmen Connerxionen, die ihm sein großer Reichthum und die Gabe, alle irgendwie auftauchenden Berühmtheiten in seine Salons zu ziehen, verschafft hatten.

Diesem Gerüchte war nun mit einem Male der Boden entzogen worden, und Jedermann beistimmte, daß dem Professor in Gedanken gethane Unrecht dadurch wieder gut zu machen, daß er ihm heute seine „aufrichtigsten“ Glückwünsche darbrachte.

Wie falsch hatte man überhaupt die Familie Dankmar beurtheilt!

Denn man konnte nicht sagen, daß innere Theilnahme an den Mitgliedern der Familie bisher so viele glänzende Persönlichkeiten in den Salons des Professors vereinigt hatte. Ja, ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, wie nicht selten die in den Vorzimmern sich treffenden Gäste mit einer gewissen schalkhaften Ironie einander zulächelten, als wollten sie sagen: „Hat dich auch die Spottlust und die Neugier hierher getrieben?“ Denn diese beiden menschlichen Triebe sollten ja in den Gesellschaften des Hauses Dankmar stets vollauf ihre Nahrung finden!

Wie hatte man in Künstler- und Schriftstellerkreisen über die Jagd des Professors nach geistreichen Bemerkungen gespöttelt; wie lächerlich war seine Sucht gemacht worden, jede Gelegenheit zu ergreifen, um seine eignen Gedichte zu citiren, — er hatte in der That einen Band lyrischer Gedichte veröffentlicht, der sogar drei Auflagen erlebte — wie abfällig waren von den wissenschaftlichen Größen seine Versuche auf philosophisch-historischem Gebiete beurtheilt worden; wie aufdringlich fand man seine Art und Weise, jeder Berühmtheit den Hof zu machen und sie in seine Gesellschaften — wenn auch nur für ein einziges Mal — gewissermaßen zu zwingen.

Und endlich das Lächerlichste: man wollte wissen, daß die Triebfeder aller dieser „faux pas“ des Herrn Professors der Ehrgeiz seiner Gemahlin sei, die trotz ihres Reichthums ihre niedrige Geburt und die Rohheit ihrer Seele — wie es hieß — niemals verbergen konnte, und deren bekannte Tactlosigkeiten einen großen Theil des Vergnügens der Gäste auszumachen pflegte!

Nicht weniger hatte man immer an der schönen — denn daß sie schön war, mußte ihr selbst der Reiz lassen — an der schönen und geistvollen Tochter des Hauses auszufehen gehabt, die in einer Weise mit den jungen Herren zu coquettiren pflegte, daß ihre minder schönen Freundinnen darob erzürthen mußten. Hatte sie doch noch in allerjüngster Zeit einen lithauischen

Fürsten, der sich nur vorübergehend in Berlin aufhalten wollte, derartig zu fesseln verstanden, daß er einen ganzen Abend nicht von ihrer Seite wich, und er seine Abreise von Woche zu Woche verschob.

In wie anderem Lichte erschien nun mit einem Male nach dem großen Erfolge des Professors das ganze Gebahren der Familie.

Man fand den Hausherrn wirklich geistreich und sehr bedeutend, seine Gemahlin von berechtigtem Stolz befeelt, die Tochter allerliebste, und die Dankmar'schen Soireen höchst interessant!

Alles das und noch viel größere Schmeicheleien sagte man jetzt den Betheiligten mit rückhaltloser Offenheit in's Gesicht, und selbst die Gäste, die früher einander im Vorzimmer verständnißvoll zugelächelt hatten, versicherten heute einander allen Ernstes, daß sie niemals an der endlichen Anerkennung eines so hervorragenden Gelehrten gezweifelt hätten.

## II.

In den Gemächern des Hauses Dankmar war es wieder still geworden. Der Professor hatte sich ruhebedürftig auf sein Zimmer zurückgezogen, Justine, die Tochter, war ausgegangen, und in dem kühlen, lauschigen Boudoir der Frau Professorin weilte nur noch ihr Nefse, Felix Grund, ein junger, sehr reicher Kaufmann, der lange in Paris gewesen war und erst seit einem Jahre in Berlin lebte, aber, wie man zu sagen pflegte, schon in allen Sätteln gerecht war.

Denn er war nicht nur ein ausgezeichnete Reiter, Fechter, Schütze und Tänzer, sondern er besaß auch Geist und galt für den liebenswürdigsten und bewundernsten Causeur in Damengesellschaft, dem man weiter zu gehen gestattete, als manchem Andern, weil er seinen Scherzen eine Dosis von so gutmüthiger Selbstironie beizumischen pflegte, daß jeder etwa aufsteigende Groll in der Brust des Hörers entwaffnet wurde.

Sein Lebenswandel war allerdings nichts weniger als moralisch, aber das überjah man bei seinem großen Reichtum und seiner gewinnenden Persönlichkeit um so lieber, als er bei einem großen Brande, den er selbst, in früher Morgenstunde aus dem Club heimkehrend, zuerst bemerkt hatte, Proben von so lebenverachtendem Muth abgelegt hatte, daß er nur mit Mühe dem Tode entrisen worden war.

Dem Professor war er ein Dorn im Auge, denn er fürchtete Felix' scharfe Zunge; die Frau Professorin aber verehrte ihren Nefsen im Stillen als das Ideal eines Cavaliers, trotzdem er auch ihr gegenüber kein Blatt vor den Mund nahm und sie ihm nicht die mindeste Ehrfurcht einflößte.

Eben hatte er, nachlässig auf ein Sopha hingestreckt, über ihre stieife Grandezza gespötkelt, die sie beim Empfange der Gäste zur Schau getragen hätte, als der Diener eintrat und noch einen Herrn Dr. Monrad anmeldete, den Mentor und Genossen des schon erwähnten Fürsten Ratinski, der seit einigen Wochen in Berlin weilte und mehrfach die Soireen bei Dankmar besucht hatte.

„Empfange Du ihn,“ sagte die Frau Professorin zu Felix, „ich muß mich noch ein wenig erholen, ich komme später. Es wundert mich übrigens, daß der Fürst nicht selbst erscheint,“ setzte sie beleidigt hinzu.

„Er ist von empörender Unart, dieser Fürst!“ versetzte Felix mit ironischem Zorn und begab sich lachend in das Empfangszimmer, wo ihm Dr. Monrad, ein hagerer Mann von etwa 50 Jahren, mit ganz kurzgeschorenem grauen Haar, einer Habichtsnase und stehenden schwarzen Augen im schmalen Gesichte, etwas überrascht entgegentrat.

„Sie hier, Herr Grund? Gehorsamer Diener!“

Er streckte Felix beide Hände entgegen, die dieser nachlässig schüttelte und sofort wieder losließ.

„Also auch Sie erfuhren schon das glückliche Ereigniß?“ fragte Felix, Platz anbietend.

„Welch' glückliches Ereigniß?“ erwiderte Dr. Monrad kopfschüttelnd.

„Kommen Sie nicht im Auftrage des Fürsten, dem preisgekrönten Gelehrten, unserem Professor, Glück zu wünschen?“

„Sie setzen mich in die größte Verlegenheit, ich weiß von nichts. Ich wollte Ihre Frau Tante sprechen. Haben Sie die Güte, mich schnell zu informiren, damit ich keine Dummheit mache!“

Felix lachte laut.

„Ah! Sie kennen die schwache Seite meiner Tante schon!“ Und mit komischem Pathos fügte er hinzu: „So vernehmen Sie denn: eine gelehrte Abhandlung meines Onkels ist von der Akademie mit dem ersten Preise gekrönt worden! Die Akademie bezeichnet die Arbeit geradezu als epochemachend. Sie können sich denken, wie das hier gezündet hat! 50 Gratulanten, darunter die ersten Namen der Stadt, haben dies Zimmer heute schon verlassen; jetzt ruhen die Gekrönten ein wenig auf ihren Lorbeeren aus — denn meine Tante fühlt sich natürlich mitgekrönt — und Sie müssen deshalb schon mit meiner geringen Person vorlieb nehmen, wenigstens vorläufig.“

Er verbeugte sich scherzhaft und Dr. Monrad zog die buschigen Augenbrauen in die Höhe.

„Das ist ja höchst erstaunlich!“ sagte er. „Also Ihr Herr Onkel ist eine wirkliche Capacität!“

„Er hat es der Welt bewiesen,“ erwiderte Felix achselzuckend.

„Aufrichtig gesagt,“ fuhr Monrad leiser fort, „ich hatte bisher in ihm nur einen Weltmann gesehen, der seinen Reichthum dazu benutzte, sich mit dem Glanze des Lebens zu schmücken, dem die Wissenschaft erst in zweiter Linie am Herzen lag. Meine kurze Bekanntschaft mit dem Hause entschuldigt wohl diesen Irrthum.“

„Den übrigens alle Welt theilte,“ fiel Felix ein. „Das war sein geheimer Kummer und noch mehr der tiefe Schmerz meiner Tante. Man labte sich an den trefflichen Erzeugnissen ihrer Küche und ihres Kellers, aber im Geheimen belächelte man sie. Das ist nun vorbei. Meine Tante ist lauter

Sonnenschein. Sie hätten sie sehen sollen, mit welcher vornehmen Großheit sie die bemoosten Häupter unserer Universität empfangen hat."

Felix rieb sich lachend die Hände.

"Sie haben eine böse Zunge, Herr Grund."

"Ich gestatte Jedem, mich ebenso zu beurtheilen."

"Das ist recht. Was behandelt die preisgekrönte Schrift?"

"Die Frage, ob sich die Grundsätze des Darwinismus mit denen der christlichen Ethik vereinigen lassen."

Auf dem fahlen Gesichte des Dr. Monrad zeigte sich bei diesen Worten plötzlich eine rasch verschwindende Röthe.

"Ah!" rief er aus, "ich besinne mich auf die Ausschreibung dieses Themas! Sie geschah vor etwa zwei Jahren, als ich mich mit dem Fürsten in Bonn aufhielt. Es verknüpft sich damit eine unangenehme Erinnerung für mich."

"Wie so?"

"Die Empfindung einer ungeführten Beleidigung, nicht befriedigter Rache."

Monrad biß die Zähne zusammen.

"Wie ist das möglich?" fragte Felix.

"Hören Sie! Ich saß mit meinem Fürsten und einigen anderen jungen Herren eines Abends in einer Weinstube zu Bonn. Wir sprachen über die von der Akademie gestellte Frage und die Ansichten für und wider schwirrten, je heißer der Wein die jungen Köpfe machte, immer lebhafter hin und her. Mein Fürst bestritt entschieden die Möglichkeit der Bejahung der aufgeworfenen Frage und ich schloß mich dieser Ansicht mit Entschiedenheit an —"

"Aus Ueberzeugung?" fiel Felix ein.

"Aus Ueberzeugung?" wiederholte Monrad fast verächtlich. "Nein, — es machte sich gerade nicht anders, und dann — was sind in solchen Dingen Ueberzeugungen!"

"Ja so!" murmelte Felix mit höhnischem Ernste.

"Der beste Verfechter der gegnerischen Ansicht," fuhr Monrad fort, ohne Felix anzusehen, "war ein junger Gelehrter, mit dem ich in einer zarten Angelegenheit meines Fürsten bereits ein Rencontre gehabt. Der junge Mann hatte sich nämlich unbefugter Weise zum Beschützer der Unschuld aufgeworfen und ich hatte ihm das Handwerk gelegt. Darüber wohl noch ergrimmt und von der Debatte erregt, schleuderte er gegen mich eine schwere Beleidigung, die ich gewisser Verhältnisse halber bis heute habe ungeahndet lassen müssen. Ein wichtiges Geschäft erforderte unsere sofortige Abreise nach Lithauen und ich habe seitdem den jungen Herrn noch nicht wiederfinden können, der sich damals ausdrücklich vermessend hatte, die gestellte Frage gründlichst zu beantworten und womöglich den Preis zu erringen."

"Das ist ihm nun nicht geglückt," sagte Felix gleichgültig.

"Zu meiner Freude," erwiderte Monrad.

„Wie hieß der Herr?“ fragte Felix, obwohl ihm nicht das geringste an dem Namen gelegen war, nur um etwas zu sagen.

„Es war ein gewisser — Krüger!“

„Dr. Krüger?“ fragte Felix, jetzt aufmerksam.

„Jawohl; kennen Sie ihn?“

„Ein Mann in meinem Alter, etwa 27 Jahr?“

„Ganz recht.“

„Schlanke Figur, blonder Krauskopf, bartloses, blasses, aber interessantes Gesicht?“

„Ganz recht.“

„In der Unterhaltung meist zurückhaltend, mitunter aber lebhaft, feurig, begeistert?“

„Ganz recht, ganz recht, Sie kennen ihn?“

Felix nickte mit dem Kopf.

„Er hat bis vor Kurzem viel im Hause hier verkehrt und meiner Cousine den Hof gemacht, die den geistvollen, aber hochmüthigen Mann nicht ungern zu haben schien.“

„Was Sie sagen!“ fuhr Monrab lebhaft dazwischen, und wieder verbreitete sich eine matte Röthe auf seinem Gesichte, die einer plötzlichen Erleuchtung seines Innern zu entsprechen schien. „Das interessirt mich außerordentlich! Ihrer Cousine den Hof gemacht! Hier im Hause verkehrt! Dr. Krüger, Fräulein Justine! Hm, hm! Ist die Sache ernsthaft? Glauben Sie, daß eine Heirath zu Stande kommen könnte?“

„Da fragen Sie mich zuviel, Herr Doctor,“ erwiderte Felix, der das Interesse Monrabs nicht recht begreifen konnte, „wer kann heutzutage den Menschen, vor allen Dingen den Weibern in's Herz sehen? Heutzutage, wo jede innere Regung meisterhaft unter der glatten Oberfläche gesellschaftlicher Formen verborgen wird?“

„Das ist wahr.“

„Aber ich kann mir nicht denken, daß mein Onkel, oder vielmehr meine Tante, die Hand Justinens einem einfachen Privatdocenten geben würde, selbst wenn dieser Privatdocent zu so großen Hoffnungen berechtigte, wie Dr. Krüger. In keinem Falle, bevor er eine Professur erlangt hat.“

„So, so. Und Sie kennen ihn auch? Wie gefällt er Ihnen?“

„Wir hassen uns und haben uns das zu verschiedenen Malen zu erkennen gegeben,“ erwiderte Felix gleichgültig und spielte mit den Fransen des Fauteuils, auf dem er saß.

„Das ist ganz natürlich,“ fuhr er fort, „er verachtet mich, weil er mich für eine Puppe hält, die nicht arbeitet, und doch scheint er mich im Geheimen zu beneiden, weil ich mir keinen Genuß des Lebens zu versagen brauche, weil mich die Weiber lieben, weil ich in der Gesellschaft mehr Erfolg habe, als er, trotz seiner Gelehrsamkeit. Und ich — ich hasse ihn, weil — weil ich trotz alledem nicht entfernt so glücklich bin wie er.“

„Ist's möglich! Das sagen Sie?“

Felix lehnte sich bequem in den Sessel zurück, besah aufmerksam seine weißen Hände und fuhr fort:

„Zum Glücklichsein gehört, daß man sich belügt, daß man sich vorlügt, an etwas Großes, Gutes, Schönes zu glauben; wie an die Liebe, die Kunst, die Wissenschaft! Ich kann mir leider nichts mehr vorlügen, ich verachte das Alles! Sie sehen ja,“ setzte er lebhaft hinzu: „man krönt meinen Onkel!“

Er blieb sehr ernst dabei; Monrad aber lachte laut auf.

„Sie haben eine vortreffliche Lebensanschauung! Freilich etwas früh für Ihre Jahre!“

„Für meine Jahre!“ sagte Felix achselzuckend.

„Und in welchen Verhältnissen lebt dieser Dr. Krüger?“

„In leidlichen, wie es scheint, aber sehr zurückgezogen. Eine Schwester, die ich nie gesehen habe, ein Ausbund von Tugend, wie man sagt, soll ihm die Wirthschaft führen. Man spricht von einem überaus zärtlichen Verhältniß zwischen Beiden. Sie hat übrigens, ehe ich hierherzog, freundschaftlich mit meiner Cousine verkehrt; warum sie jetzt niemals in der Familie erscheint und warum auch er seit Wochen das Haus meidet, ist mir unbekannt.“

„Höchst seltsam!“ sagte Monrad vor sich hinsinnend und wunderliche Combinationen durchflogen sein Hirn.

„Warum das?“ fragte Felix und erhob sich, da er seine Tante kommen hörte; „ich habe Ihnen das Object ihrer Rache wiederbeschafft und wünsche Ihnen viel Erfolg. — Da kommt meine Tante. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Er verbeugte sich, ohne Monrad die Hand zu reichen, und ging, seiner Tante zurend: „Adieu, Frau Professorin, möge Dir Deine Krone leicht sein!“ lächelnd zur Thür hinaus.

### III.

„Ewiger Spötter!“ hatte die Frau Professorin noch ärgerlich zwischen den Zähnen gemurmelt, dann war sie möglichst vornehm auf ihren Gast zugeschwunden und hatte ihm die Hand gereicht, die dieser ehrerbietigst an die Lippen zog.

„Verzeihen Sie, Herr Doctor,“ begann sie, „daß ich so lange habe warten lassen, aber die vielen Besuche —“

„Haben Sie, gnädige Frau, ermüdet und ich bin unglücklich, von so vielen Gratulanten der letzte sein zu müssen.“

„Also auch Sie kommen deshalb?“

„Konnten Sie zweifeln, gnädige Frau, daß mein Fürst von der Auszeichnung Ihres Herrn Gemahls erfahren und nicht sofort sich auf's lebhafteste davon ergriffen fühlen würde?“ antwortete Monrad mit liebenswürdigem Wortwurf.



Frau Johanna hatte mitten auf dem Sopha Platz genommen und richtete den mächtigen Oberkörper, auf dem ein mittelgroßer, nicht unschöner Kopf etwas zu tief in den Schultern saß, möglichst straff in die Höhe. Ihre kleinen kalten Augen richteten sich unstät auf verschiedene Gegenstände im Zimmer und streiften nur zuweilen den ihr gegenüberstehenden Gast, als sie jetzt, alle ihre Vornehmheit zusammenfassend, fortfuhr:

„Ich kenne den edlen Sinn Seiner Durchlaucht — aber warum hat es der Fürst nicht über sich gewonnen, selbst bei uns zu erscheinen?“

„Das hat seinen ganz besonderen Grund, verehrte gnädige Frau,“ versetzte Monrad mit erheuchelter Bescheidenheit.

„Er ist doch nicht krank? Hat ihm etwa die letzte Gesellschaft in unserem Garten geschadet?“

„Geschadet — das möchte ich nicht sagen, und doch ist er seit jenem Abend bei Ihnen — krank.“

„Doch nur vorübergehend.“

„Ich hoffe — nein.“

„Sie hoffen nein?“

Ein widerliches Lächeln hatte auf Monrads Gesicht Platz genommen.

„Gestatten Sie mir, Ihnen das Räthsel zu lösen?“ sagte er fast flüsternd.

„Sprechen Sie nur aus, was Sie auf dem Herzen haben.“

„Ich komme Ihrem Befehle sofort nach.“

Er rückte mit seinem Sessel etwas näher an Frau Johanna heran und begann langsam und scheinbar schüchtern, indem er gleichwohl die Augen nicht von der Professorin abwandte:

„Sie wissen, verehrte gnädige Frau, daß ich seit vielen Jahren der Mentor des Fürsten Ratsinski bin, der, in jugendlichem Alter seiner Eltern beraubt, durch mich seine Erziehung erhielt, an meiner Seite die Welt durchstreifte, durch mich zu dem geworden ist, was Sie in ihm jetzt kennen.“

„Ich kann in der That meine Bewunderung nicht versagen,“ schaltete Frau Johanna ein.

„O, bitte . . . der Fürst besitzt in seiner Heimat enorme Güter, deren Flächenraum den so manches deutschen Herzogthums an Größe übertrifft, er sieht tausende von Unterthanen zu seinen Füßen, er nimmt in der russischen vornehmen Welt die erste Stelle ein, die schönsten Prinzessinnen fühlen sich geehrt, ihm zu gefallen, es giebt keinen Wunsch, den er nicht in der Lage wäre, sich erfüllen zu können, und doch — so hat er mich zu sagen — und doch fühle er sich ärmer, als der ärmste Knecht, seitdem —“

Monrad hielt schüchtern inne und sah Frau Johanna mit Blicken an, die zu sagen schienen: erräthst Du mich nicht? Diese aber fragte lebhaft:

„Seitdem?“

„Seitdem er Ihr Fräulein Tochter kennen gelernt hat!“ erwiderte Monrad leise.

„Justine?“ rief Frau Johanna aus und fuhr unwillkürlich in die Höhe. Auch Monrad erhob sich und sagte rasch:

„Er liebt sie, liebt sie leidenschaftlich!“

Frau Johanna erwiderte nichts, sondern ging, ohne auf ihren Gast zu achten, in höchster Erregung im Zimmer auf und ab. Sie hätte laut aufjauchzen mögen vor Wonne, aber sie wußte, was sie sich, was sie ihrer Stellung schuldig war, und blieb erst, nachdem sie sich gefaßt hatte, vor Monrad stehen und fragte mit erkünstelter Ruhe:

„Der Fürst liebt meine Tochter?“

„So ist es.“

Frau Johanna zwang sich mit aller Gewalt wieder auf's Sopha, bat den Doctor Platz zu nehmen und sagte gleichgültig:

„Ich sah wohl, daß sich der Fürst für sie interessirte, aber — er liebt sie, sagten Sie nicht so, Herr Doctor, er liebt sie?“

„Mehr als das, er betet sie an. Er fühle sich unendlich elend, solange er im Zweifel darüber sei, ob seine Neigung nur einigermaßen erwidert werde.“

„O, das ist Nebensache!“ pläzte Frau Johanna, aus ihrer Rolle fallend, heraus, ohne zu bemerken, welch' teuflisches Lächeln dieses Wort auf dem Gesichte Monrads hervorgerufen hatte.

„Nebensache?“ wiederholte er ganz vorsichtig.

„Sagen Sie mir nur, welche Absichten der Fürst hat, welche Wünsche?“

„Nur den einen, Ihre Tochter die Seine nennen zu dürfen.“

„Mit einem Worte: sie zur Fürstin zu machen?“

„Nichts anderes.“

„Sie sind beauftragt, Herr Doctor, mir diesen Wunsch Sr. Durchlaucht vorzutragen?“

„Ich war so glücklich, gnädige Frau.“

Frau Johanna konnte ihre Freude kaum mehr verbergen, deshalb schwieg sie einige Augenblicke.

„Und welche Antwort darf ich dem Fürsten bringen?“ fragte Monrad lauernd.

„Der Fürst — soll hoffen!“

„Nur hoffen?“ fragte Monrad kläglich, „fürchten Sie ein Machtgebot Ihres Herrn Gemahls?“

Dieser wohlgezielte Pfeil hatte die richtige Stelle getroffen.

„Wie verstehen Sie das?“ fragte die Professorin hastig.

„Man spricht davon, daß — Ihr Herr Gemahl — sich schon einen Schwiegersohn — ausgewählt habe!“

„Man spricht schon davon?“

„Ich hörte hie und da ein Wort fallen — ein Dr. Krüger?“

Frau Johanna stieg vor Aerger das Blut in's Gesicht.

„Dann will ich diesem Gerüchte ein für alle Mal ein Ende machen.“

sagte sie mit voller Entschlossenheit und erhob sich vom Sopha. „Ich erwarte mit meiner Tochter den Fürsten morgen Vormitag; Justine wird an seiner Seite in seiner Equipage durch die Stadt fahren.“

Monrad schien vor Glück überzufließen. Wiederholt küßte er Frau Johanna die Hand und rief dabei: „Welch' eine Mutter! Sie sind eine echte Mutter.“

Dann aber fragte er wieder demüthig:

„Und Ihr Herr Gemahl? Ihr Fräulein Tochter?“

„Lassen Sie das meine Sorge sein!“

„Ich bewundere Sie. — Machen Sie das Maß Ihrer Güte voll und gewähren Sie mir noch eine Bitte!“

„Nun?“

Mich interessiert das Thema der Preisschrift Ihres Herrn Gemahls außerordentlich. Könnte ich wohl ein Exemplar derselben geliehen erhalten?“

„Wenn es weiter nichts ist! Natürlich! Mein Mann hat das Manuscript drucken lassen,“ und von einem Tischchen, auf welchem ein ganzer Stoß dieser Manuscripte lag, eines herbeiholend und dem Dr. Monrad überreichend, fügte sie hinzu:

„Hier Herr Doctor, ich freue mich, Ihre Bitte sofort erfüllen zu können.“

Monrad verbeugte sich tief, und sagte pathetisch:

„Das Studium dieser Schrift soll mir ein ganz besonderer Genuß sein. Ich eile zum Fürsten, um ihm sein Glück zu bringen, und empfehle mich seinen zukünftigen Schwiegereltern zu geneigtem Wohlwollen.“

Als er das Zimmer verlassen hatte, trat Frau Johanna vor einen der großen Spiegel, richtete sich in ihrer ganzen Größe auf und sagte halblaut zu sich selbst:

„Die Schwiegermutter des Fürsten! So soll es sein! Die geistige Aristokratie verbunden mit der des Geschlechts! — Ich fürchte, ich habe den armen Doctor zu herablassend behandelt!“

#### IV.

Während sie noch in die Betrachtung ihrer eigenen Person vertieft war, trat der Professor ein, noch in Frack und weißer Binde.

Er war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann von 50 Jahren, aber er sah älter aus. Sein schwammiges, mehlfarbenes, mit einem dürftigen, schon ergrauten Schnurrbart versehenes Gesicht zeugte von Wohlleben, die hohe kahle Stirn und die großen grauen Augen sprachen von Geist, aber die tiefe Falte über der gebogenen Nase gab der ganzen Physiognomie etwas Düsteres, Unheimliches. Besonders heute, trotz des errungenen Sieges, fehlte dem Auge auch der geringste Strahl der Freude.

„Wer war hier?“ begann er verdrießlich, „ich hörte so laut sprechen.“

„Dr. Monrad, als Abgesandter des Fürsten Ratinski,“ versetzte Frau Johanna mit glühendem Gesicht.

„Um zu gratuliren?“

„Natürlich! Du siehst, lieber Dankmar, Dein Name bekommt endlich den Glanz, den ich ihm immer gewünscht habe!“

„Ich fürchte, dieser Glanz wird unsern Augen nicht gut thun,“ sagte Dankmar mehr zu sich selbst als zu seiner Frau und ließ sich langsam in einen Sessel nieder.

„Ich verstehe Dich nicht!“ erwiderte Frau Johanna eifrig, setzte sich dicht neben ihren Gatten, legte die rechte Hand auf sein Knie und sah ihm wohlwollend in's Gesicht. „Was von Anbeginn unserer Ehe mein heißestes Bestreben war: in der Gesellschaft den Rang einzunehmen, den das Vermögen allein Keinem gewährt, dieses Bestreben ist nun erreicht, und zwar in einer Weise, von der Du noch keine Ahnung hast. Ich war lange nicht so glücklich wie heute.“

„Was hast Du? Sind Dir die Schmeicheleien der gelehrten Graubärte zu Kopfe gestiegen?“

„Ach, bist Du schon so hochmüthig, daß Du Deine Collegen so tief unter Dir siehst, um so geringschätzig von Ihnen zu reden?“

„Laß mich; ich bin müde. Mich hat das freundliche Gesichterschneiden so angestrengt, daß es mich beinahe schmerzt, mein Gesicht in die alten Falten zurückzubringen. Wir hätten das Souper beim Minister heute nicht annehmen sollen!“

„Gerade heute! Es ist ein großer Tag für unsere Familie! Ein Wort von mir wird alle Deine Grillen verschrecken,“ sagte Frau Johanna mit triumphirendem Lächeln.

„Ich habe kein rechtes Zutrauen zu diesem Wort. Wozu die Geheimnißkrämerei? Sprich es doch aus!“

Johanna beugte sich dicht zu ihrem Gatten und sagte, siegesbewußt ihm in's Auge sehend:

„Fürst Ratinski hat um die Hand Justins angehalten!“

Der Professor fuhr unwillkürlich zurück und starrte seine Frau verwundert an.

„Wie? Der Fürst?“ stieß er hervor.

„Nun? — Wirkt das nicht? — So sprich doch!“

Nach langer Pause, in der er stumm vor sich hingesehen, fragte der Professor:

„Und was hast Du ihm geantwortet?“

„Seltsame Frage! Daß ich ihm die Hand meiner Tochter geben werde!“

„So schreibe ihm sofort,“ erwiderte der Professor schnell und erhob sich von seinem Sitze, „daß Du zu voreilig gewesen, denn ich muß meine Einwilligung verjagen!“

Er ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer hin und her, Frau Johanna aber brach in ein höhnißches Gelächter aus, ging immer neben ihm her und eiferte dabei sehr heftig in ihn hinein:

„So erlaube mir, daß ich Dich einen Schwachkopf nenne! Bist Du denn immer noch so sehr der Sohn des Handwerkers, daß Dir bei dem Gedanken, Deine Tochter einem Fürsten zu verheirathen, schwindlig wird? Du wirst ja endlich doch thun, was ich will, aber mich verdrießt's, daß ich Deinen trägen Unternehmungsgeist erst immer so lange anstacheln muß, bis es ihm beliebt, sich langsam aufzurichten. Es ist ein wahres Wunder, daß Du Dir Deine gekrönte Preisschrift nicht hast von mir machen lassen!“

Der Professor fuhr bei diesen Worten zusammen und blieb stehen. Dann jagte er sanfter, fast ängstlich zu seiner Frau:

„Und es geht doch nicht; diesmal geht es sicher nicht.“

Wieder begannen sie im Zimmer umherzugehen und Frau Johanna fuhr nur noch lebhafter fort:

„Immer die alte Comödie! Diesmal geht es sicher doch! sage ich Dir, wie es schon hundert Mal gegangen ist! Aber man muß Dir Schritt für Schritt beikommen, sonst capirt es Dein gelehrter Verstand nicht. Also heraus mit Deinem unumstößlichen Grunde, heraus damit!“

„Wie Du Dich verstellen kannst! Als ob Du nicht selbst wüßtest, daß wir gebunden sind! daß wir dem Dr. Krüger unser Wort gegeben haben!“

Frau Johanna stand wie vom Donner gerührt und starrte voll Wuth und Hohn in das bleiche Antlitz ihres Vatten.

„Wer hat das Wort gegeben?“ frug sie, beide Hände in die Seiten stemmend, „wir? — Ei, sieh doch, wie lebhaft auf einmal Deine Phantasie wird! Soviel steckt ja in Deinem ganzen dicken Wande von Gebichten nicht, denen ich glücklich für mein Geld eine dritte Auflage verschafft habe! Wir? Nach der Theorie, daß Mann und Weib ein Leib sind, nicht wahr? Nichts habe ich versprochen, am allerwenigsten dem hochmüthigen jungen Mann, der die Frechheit gehabt hat, mir in's Gesicht zu sagen, er langweile sich auf meinen Soiréen, der es nicht einmal für nöthig befunden hat, Dir heute seine Aufwartung zu machen!“

„Er kommt sicherlich noch,“ versetzte der Professor kleinlaut.

„Wirklich?“ fragte Frau Johanna mit bitterer Ironie, „wird er vielleicht doch noch die Güte haben, der hohe Herr? Er, der nichts ist und nichts werden wird, er ist ja so gnädig, die Hand der Tochter des berühmten Professor Dankmar anzunehmen, und — die Gnade ist gar nicht auszu-denken! — eine halbe Million dazu!“

„Die braucht er nicht! Er hat zum Leben genug. Du vergiffest aber, Johanna, daß es sich hier um das Glück und die Zukunft unserer Tochter handelt!“

„Gerade Du scheinst das zu vergessen, wenn Du im Ernst daran denken kannst, Justine, der man ein Fürstenthum anbietet, in die untergeordnete Stellung einer Privatdocentenfrau hinabzudrücken.“

„Und Justine?“ fragte der Professor stehen bleibend und den Rest seiner Energie zusammenraffend. „Willst Du deren Meinung nicht auch wenigstens

hören? Vor einem Jahre schien sie durchaus nicht abgeneigt, ihm die Hand zu geben. Da verlangte ich selbst, daß er erst mit einer wissenschaftlichen Leistung sich einen Namen mache.“

„Und Justine mußte damals ebensowenig wie heute, was sie thun soll. Dazu sind die Eltern da! Ich kenne meine Tochter. Ist Krüger stolz — worauf, weiß ich freilich nicht, — so ist Justine noch stolzer und zwar mit Recht. Denkst Du, sie wird es ungeahndet lassen, daß man sie so vernachlässigt, wie Krüger es gethan? Seit vier Wochen hat er unser Haus nicht betreten!“

„Sein enormer Fleiß trägt die Schuld davon. Ich habe ihn erst kürzlich gesprochen. Er will sich nicht eher sehen lassen, als bis seine große Arbeit fertig ist. — — Johanna! laß mit Dir reden, sei vernünftig und übereile die Sache nicht!“ setzte Dankmar hinzu und versuchte lächelnd die Wange seiner Frau zu streicheln.

Diese aber stieß seine Hand zurück und jagte:

„Nein, lieber Freund, es soll gehandelt werden und zwar so bald als möglich. Es ist Zeit, daß Justine heirathet, und zwar standesgemäß, denn nur ein Fürst ist in der Lage, ihr das zu gewähren, was sie in unserm Hause von Jugend an genossen. An der Seite eines Mannes, der weder einen Namen hat, noch von hoher Geburt ist, würde sie hinsiechen wie eine Pflanze ohne Sonne. — Was hast Du eigentlich an ihm? Was bewunderst, was liebst Du an diesem Krüger?“

„Ich bewundere ihn nicht, ich liebe ihn auch nicht“ jagte Dankmar verdrießlich, „aber ich habe ihm halb und halb mein Wort gegeben.“

„Dein — Wort?“ fragte die Professorin mit unverhohlenem Spott.

„Genügt Dir das nicht?“ erwiderte Dankmar gereizt.

„Du hattest schon einmal Dein Wort gegeben — und —“

„Erinnerst Du mich daran?“ fiel Dankmar zornig ein und trat seiner Frau einen Schritt näher.

„Nun, nun,“ erwiderte sie begütigend, „aber hast Du ihm denn Dein Wort so ohne jede Bedingung gegeben?“

„Falls Justine einwilligen würde.“

„Und bist Du dessen so gewiß?“

„Sie ist gegen ihn am wenigsten kühl gewesen.“

„Am wenigsten kühl! Das ist der richtige Ausdruck. Meine Tochter ist meine Tochter, das heißt, sie ist kühl gegen alle Männer, und am kühlsten gegen den, den sie am liebsten hat.“

Frau Johanna trat an's Fenster und trommelte mit den Fingern auf die Scheiben, als wollte sie damit andeuten, daß für sie das Thema erschöpft sei und sie nicht Lust habe, weiter darüber zu verhandeln.

Dankmar schien das zu empfinden, denn er sagte ebenfalls abschließend:

„Nun gut. Ich bin anderer Meinung. Ich sehe, wir kommen zu keiner Einigung, wie gewöhnlich. — Das jedoch sage ich Dir“ — und seine

Stimme zitterte, als er so sprach — „diesmal gebe ich nicht nach. Ich gehe sogleich zum Fürsten. Ich will doch sehen, ob er darauf beharrt, ein Mädchen zu heirathen, das einem Andern angehört.“

„Thue, was Du willst; auch ich werde nicht müßig sein,“ erwiderte Frau Johanna so gleichgültig, als hätte sie nicht das geringste Zutrauen zu den Anstrengungen ihres Gemahls.

Dankmar schellte dem Bedienten, befahl ihm Hut und Ueberrock zu bringen und den Wagen vorfahren zu lassen.

„Vergiß nicht, daß wir zum Minister müssen,“ sagte Frau Johanna, indem sie sich zum Gehen anschickte.

„Ich hole Dich im Wagen ab,“ erwiderte er mit gemachter Ruhe.

Die Professorin aber verließ das Zimmer, um Justine aufzusuchen und sich ihrer zu vergewissern.

## V.

Der Professor setzte sich, schon völlig zum Ausfahren angekleidet, den Hut auf dem Kopf, nochmals ermattet auf einen Stuhl und starrte finster vor sich hin.

„Was soll, was werde ich ihm sagen?“ flüsterte er; „nein, nein, es geht nicht! So gerne ich meine Tochter als Fürstin sähe, diesmal muß ich Wort halten!“

Er stand entschlossen auf und eilte der Thür zu, aus welcher ihm Justine, heimkehrend, entgegentrat.

Sie war ein schönes Mädchen von 24 Jahren und mittlerer, sehr grazioser Figur, in den dunklen Augen mischte sich ein Zug von Schwärmerei mit Ironie, und doch gab wiederum die kurze, blendendweiße Stirn, umrahmt von üppig hervorquellendem schwarzen Haar, dem ganzen feingeschnittenen Gesichte einen energischen Ausdruck.

„Guten Abend, Papa, gehst Du allein zum Minister?“ begann sie.

„Nein, mein liebes Kind,“ sagte Dankmar zärtlich, „ich komme bald zurück und hole die Mama ab. Hast Du Dir eine Freundin gebeten, die Dir heut Abend Gesellschaft leistet?“

„Ich ziehe es vor, allein zu sein,“ gab Justine, ihr Hütchen vom Kopf nehmend und vor dem Spiegel ihr Haar ordnend, zur Antwort.

„Und wirfst Du Dich nicht langweilen?“

„Wenn ich allein bin? Wie ist das möglich?“

„So selbstgenügsam ist meine Tochter?“

„Oder so ruhebedürftig, wenn Du willst. Ich bin abgespannt von den vielen Besuchen. Wer weiß, wo wir morgen wieder sein müssen!“

Sie seufzte.

„Du hast Recht, mein Kind,“ sagte Dankmar ernst und war eine Zeit lang offenbar unschlüssig, ob und wieviel er seiner Tochter von dem Gespräch mittheilen sollte, das er soeben mit seiner Frau geführt hatte. Endlich

schien er mit sich im Klaren zu sein, ging auf seine Tochter zu, sagte sie bei der Hand und sagte würdevoll:

„Ich gehe, möchte aber noch kurz eine Bitte an Dich richten.“

„Nun?“

„Deine Mutter wird mit Dir sprechen, höre sie an, aber folge nur der Stimme Deines Herzens. Du bist klug und vernünftig, Dein Herz wird Dir nichts Falsches raten.“

Er küßte Justinen auf die Stirn und verließ schnell das Zimmer.

„Was hat das zu bedeuten?“ dachte Justine, ihm nachschauend. Dann lachte sie kurz und sagte vor sich hin: „Aha! ein neues Heirathsproject! Nun, ich bin auf Alles gefaßt.“

Ihre Mutter trat herein.

„Ich suche Dich überall, Justine, wo warst Du so lange?“

„Bei Grete von Mühling. Denke Dir, ihre Schwester hat heute den dritten Jungen bekommen.“

„Pfui!“ rief Frau Johanna empört.

„Was hast Du?“ fragte Justine verwundert.

„Den dritten Jungen innerhalb vier Jahren!“

„Es soll ein alerliebsteßes Reichen sein!“

„Pfui! sage ich dennoch. Wie ist es einer gebildeten Frau, noch dazu einer Frau von Adel möglich, soviel Kinder zu haben! — Wenn ich wüßte, Justine, daß Du mir das anthätest, so wollte ich, Du heirathetest nie!“

„Da Du das aber leider vorher nicht wissen kannst,“ gab Justine sehr ruhig zur Antwort und setzte sich an's Fenster, „so laß Dich nicht abhalten, mir Dein neues Heirathsproject mitzutheilen.“

„Woher weißt Du das?“ fragte Frau Johanna betroffen.

„Der Papa wurde feierlich zu mir,“ sagte Justine, gleichgültig zum Fenster hinaussehend, „das pflegt er gewöhnlich zu werden, wenn es sich um seinen zukünftigen Schwiegersohn handelt.“

„So hat er mit Dir gesprochen, hat Dich womöglich beeinflusst?“

„Du kannst ganz ruhig sein, ich weiß von nichts.“

„Gott sei Dank!“ flüsterte Frau Johanna.

Sie setzte sich zu Justinen an's Fenster und schaute mit ihr eine Weile schweigend auf die vorübergehenden Spaziergänger, die den hereinbrechenden Sommerabend im Thiergarten genossen.

„Ja, Justine,“ begann die Professorin jetzt nicht ohne einige Erregung in der Stimme, denn so sehr sie sich ihrer Macht im Hause bewußt war, kannte sie doch den unbeugsamen Sinn ihrer Tochter zu gut, um nicht zunächst auf Widerspruch gefaßt zu sein, — „ja, Justine, Dir ist ein großes Glück widerfahren. Ein Mann in höchster Lebensstellung, jung, reich, schön, wirbt um Deine Hand. Weißt Du, wer es ist? Hat er sich Dir schon offenbart?“

Justine wandte nicht einmal den Kopf um auf diese Frage.



„Ich könnte Dir zehn auf einmal nennen,“ sagte sie mit unerfütterlichem Gleichmuth, „die vorgeben, mich anzubeten. Welcher von ihnen war so vorzüglich, sich bei Dir zu melden?“

Diese ruhige Stimmung Justinens war der Mutter nicht unangenehm.

„Fürst Ratinski,“ sagte sie stolz und glaubte nun, Justine würde mindestens vom Stuhle auffahren.

Diese aber blieb ruhig in ihrer Stellung sitzen und sagte nur:

„Ein rascher junger Mann! Er ist erst seit vier Wochen hier, angeblich auf der Durchreise, ich habe ihn vielleicht dreimal eingehender gesprochen.“

„So kannst Du das Feuer seiner Leidenschaft ermessen. Er fühle sich elend wie der ärmste Knecht, sagte er, so lange er im Unklaren sei, ob er auf Gegenliebe von Deiner Seite hoffen könne.“

„Aus dieser Unklarheit soll er sehr bald erlöst werden.“

„Du bist ein braves Kind, Du reichst ihm Deine Hand?“

Jetzt wandte sich Justine zu ihr und sagte wegwerfend:

„Du scherzest wohl, Mutter. Kennst Du denn den Mann?“

„Ob ich ihn kenne?“ fuhr Frau Johanna auf. „Du fragst wirklich eigenthümlich, hast Du denn nicht gehört: es ist ein Fürst, ein Fürst, der um Dich freit!“

„Ganz recht, und ich frage, ob Du den Mann kennst, da Du mir ihn zum Gemahl empfiehlst?“

„Ist das nöthig bei einem Fürsten? Bei einem schönen, jungen Fürsten, der über unermessliche Reichthümer verfügt, der, seit er hier ist, das allgemeine Gesprächsthema Berlins ist, der durch sein elegantes Auftreten, durch die Gaben seines Geistes überall den Mittelpunkt der Gesellschaft bildet? Du hast die Ansichten einer Betschwester.“

Justine sah wieder zum Fenster hinaus und sagte mit einer Ironie, die ihre Mutter nicht verstand:

„Ich dachte, Mann wäre Mann. Aber ich bin in diesen Dingen wirklich so unerfahren. Ich hatte das Vorurtheil, man müsse sich gegenseitig kennen und lieben, wenn man sich heirathet.“

„Glaubst Du wirklich, daß man sich in der Verlobungszeit kennen lernt? Daß Liebe, dieses vergänglichste aller Gefühle, Vorbedingung zu einer glücklichen Ehe ist?“

Justine schwieg; ihre Augen schweiften träumerisch in die Ferne. Dann schien ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf zu gehen, der sie heftig bewegte, denn sie wandte sich rasch nach ihrer Mutter hin und fragte:

„Wie lerntest Du eigentlich Papa kennen? Wie hast Du ihn geheirathet?“

Diese Frage kam Frau Johanna durchaus zur rechten Zeit.

„Gut,“ sagte sie bereitwillig, „das sollst Du hören, daraus kannst Du manches lernen.“

Sie räusperte sich, setzte sich bequem in den Sessel und fuhr dann fort:

„Du weißt, mein Vater hatte sich vom Holzschläger heraufgearbeitet zum

Holz Händler, und durch glückliche Speculationen allmählich ein so enormes Vermögen angesammelt, daß er bei seinem Tode jedem seiner Kinder, das heißt mir und dem Vater von Felix, eine Million Thaler hinterlassen konnte. Trotz seines großen Vermögens blieb aber mein Vater in den Augen der Welt, der Gesellschaft, der ungebildete Holz Händler und es verkehrten in unserem Hause nur Kaufleute und Speculanten geringerer Bildung. Jeder Versuch, Leute, namentlich junge Leute aus vornehmen, gebildeten Ständen, heranzuziehen, mißlang und mußte an der unfeinen Art meines Vaters, sich zu benehmen, scheitern. Das war und blieb mein Kummer, bis der Vater starb. Mein Bruder übernahm das Geschäft und verstand es besser, sich in der Gesellschaft geltend zu machen, wie denn sein Sohn Felix, Dein Cousin, selbst in der Aristokratie ein gern gesehener junger Mann ist. Ich wünschte, er wäre mein Sohn. — Ich war bei dem Tode meines Vaters 18 Jahre alt und durchaus nicht gesonnen, die klägliche Rolle, die ich bis dahin gespielt, weiter zu spielen. Mein Vormund war Wachs in meinen Händen und ich konnte thun, was mir beliebte. — Da meldete sich eines Tages ein junger Mann in unserem Geschäft, 20 Jahre alt, der das Gymnasium absolvirt hatte und sich dem Studium trotz eminenter Anlagen nicht widmen konnte, weil er gänzlich mittellos war. Der Mann gefiel mir. Ich lud ihn zu uns ein und sein sprudelnder Geist entzückte mich, ich glaubte nicht anders, als in diesem Menschen stecke ein Genie, das ich mir erobern wollte. Er machte Gedichte, die ich damals für schöner hielt als die Schillers, kurz, ich sagte mir: durch diesen Mann kommst Du in die hohe Gesellschaft! — Ich beschied ihn zu mir und sagte ihm ohne Umschweife meine Absicht: ich wolle ihn studiren lassen, jede Noth, jede Sorge solle ihm fernbleiben, denn ich hielt es für Schade, daß sein Genie verloren gehe, und verhehlte ihm schließlich nicht, daß ich ihn dann zu heirathen gedächte."

Frau Johanna machte eine Pause und freute sich innerlich über den Eindruck, den sie schon auf Justine gemacht, denn diese hörte in der That gespannt zu und fragte neugierig:

„Und was antwortete er?“

„Danfmar sagte — und sein Gesicht wurde bluthroth dabei — er könne das Anerbieten nicht annehmen, denn er liebe leidenschaftlich ein junges Mädchen, dem er bereits die Ehe versprochen habe!“

„Ach!“ stieß Justine hervor.

„Darauf malte ich ihm aus, welches Leben ihm bevorstehe an der Seite jenes armen Mädchens, und welche Zukunft ich ihm dagegen zu bieten im Stande wäre.“

„Run?“

„Er bat sich 24 Stunden Bedenkzeit aus.“

„Und?“

„Er kam zurück und nahm mein Anerbieten an,“ sagte Frau Johanna eindringlich und verwandte keinen Blick von Justinen.

„Und jenes junge Mädchen?“ fragte diese.

„Geirathete ein Jahr darauf einen Andern — und zwar Krügers Vater!“ erwiderte Frau Johanna lustig.

Justine erröthete bis an die Haarturzel und versank in tiefes Sinnen. Frau Johanna aber fuhr lebhaft fort:

„Ich aber schickte Deinen Vater nach seinem Wunsche auf eine ausländische Universität und ließ ihn dort seine Studien machen. Als junger Doctor lehrte er zurück. Ich ließ einen Band Gedichte von ihm drucken und hoffte, sein Name würde bald in aller Munde sein. Aber ich täuschte mich. So schnell sollte sich mein Wunsch nicht erfüllen. Meinem unabhängigen Antriebe jedoch, Jahr aus, Jahr ein, ist es zu danken, daß Dein Vater allmählich bekannt wurde, den Titel Professor erhielt, daß er endlich von der Akademie mit dem ersten Preise gekrönt wurde und die höchsten Gesellschaftskreise sich ihm öffneten. Meine Wünsche erfüllen sich. Jetzt naht ein Fürst demüthig und bittet, — hörst Du? bittet um die Hand meiner Tochter!“

Frau Johanna glaubte gesiegt zu haben. Sie hatte die letzten Worte fast theatralisch gesprochen. Um so müthender fuhr sie auf, als Justine dumpf vor sich hin sprach:

„Und diese Tochter hat die Kühnheit, die Hand des Fürsten auszuschlagen!“

„Warum? Fräulein Hochmuth? Warum?“ schäumte die Professorin.

„Weil — weil, — nun, weil er ein Ausländer ist,“ sagte Justine ausweichend.

„Ein Fürst ist international, mein Kind, das ist ein abgemachter Grund!“

„Nun denn — weil ich ihn nicht liebe!“

Frau Johanna erhob sich empört.

„Lächerlich!“ rief sie aus, „also darum erzähle ich Dir die ganze lange Geschichte, damit Du am Ende so klug oder vielmehr so dumm bist als zuvor? Hast Du gehört, was Dein Vater gethan? Was seine ehemalige Geliebte gethan?“

Sie stand vor ihr wie eine ergrimnte Lehrerin, die vergeblich auf eine richtige Antwort wartet.

„Glaubst Du,“ fuhr sie immer heftiger fort, „daß er seinen Schritt bereut hat? Liebe! Liebe! Immer Liebe! Diese lächerliche, kindische und jedes vernünftigen Menschen unwürdige Empfindung, die blindlings jeden zum Brecher oder zum Narren macht! Hat sie Dich auch schon so ergriffen, daß Du Dich —“ jetzt spielte Frau Johanna ihren höchsten Trumpf aus — „daß Du Dich diesem unbedeutenden Menschen, diesem Krüger hingeben willst?“

Justine fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust bei diesen Worten und erhob sich jetzt ebenfalls rasch von ihrem Sitze. Es war ihr lieb, daß

die im Zimmer bereits herrschende Dunkelheit die auf ihrem Gesichte aufsteigende Röthe verbarg. Sie brachte nur vorwurfsvoll das eine Wort: „Mutter!“ hervor.

„Denn das allein,“ eiferte Frau Johanna weiter, „ist es doch, was Dich den Fürsten abweisen heißt, die niedrige Leidenschaft, die Dich an jenen Menschen knüpft, die Dich schon so herabgewürdigt hat, daß Du ihn nicht lassen willst, obgleich er Dich sichtlich vernachlässigt, daß Du ihm nachläufst —“

„Mutter, hör' auf, ich bitte Dich!“ unterbrach Justine bebend Frau Johanna.

„Daß Du ihm nachläufst, sage ich,“ fuhr diese nur noch stärker fort, „daß Du Dich feinnetwegen abhärmst! Denn mir ist es nicht entgangen, wie mißgestimmt Du bist, seitdem er nicht mehr jede Woche wenigstens einmal hier erscheint! — Nun ist es heraus, nun weißt Du, wie ich über die Sache denke!“

Sie schwieg und athmete, wie von einer großen Anstrengung erschöpft, laut auf, begierig zu erfahren, welche Wirkung ihre Worte auf Justine gemacht hätten.

Justine stand zitternd mitten im Zimmer. Ein unbeschreiblicher Schmerz wüthete in ihrem Innern und raubte ihr die Sprache.

Endlich zwängte sie mit Mühe die Worte hervor:

„Ich bin Dir dankbar für Deine — Offenheit.“

„Sie lenkt schon ein,“ dachte Frau Johanna und fand daher für gut, also fortzufahren:

„Glaubst Du, daß ich Dir die vorzügliche Erziehung, die Du genossen, habe angedeihen lassen, damit sie einst unter schlechten Händen wieder verloren gehe? Denkst Du, daß ich Dich reiten, singen, tanzen, fremde Sprachen sprechen, im Salon die Erste zu sein, die Männer zu Deinen Füßen zu sehen, gelehrt habe, damit Du einst in der Küchenschürze am Herde stehst und Deine Wangen verbrennst? Oder in dumpfiger Kinderstube an der Wiege hochst, und den Tag über nichts anderes hörst, als das Gebrüll Deiner Bubens und Mädchen? Denn diese Stubenhocker, wie Krüger einer ist, verlangen das von Dir!“

Justine stand noch immer regungslos im Zimmer.

„Noch einmal, Mutter, genug, genug!“ sagte sie jetzt, „ich weiß nicht, weshalb Du Dich so ereiferst; habe ich denn jemals die bestimmte Absicht ausgesprochen, Krüger zu heirathen?“

Frau Johanna jauchzte innerlich, als sie das hörte.

„Du hast nicht?“ sagte sie, auf ihre Tochter zuwendend, um sie zu umarmen, „o, ich wußt' es ja, Du bist meine gute stolze Tochter, Du hast nicht umsonst meine Lehren gehört, Du wirst auch noch Vernunft annehmen und den Fürsten heirathen.“

Justine entwand sich der Umarmung ihrer Mutter und sagte mit eifriger Kälte:

„Ja — ich werde den Fürsten heirathen!“

Frau Johanna mußte vor Freude nicht, was sie zuerst thun sollte. Sie ergriff Justinens Hände und wollte sie küssen, sie machte wiederholt, wenngleich vergeblich, Versuche sie nochmals zu umarmen, indem sie in zärtlichstem Tone sagte:

„Kind, Kind, wie soll ich Dir das danken? Mein Engel, meine Taube, mein Kind! Ach, Du ahnst nicht, wie mir Dein Glück am Herzen liegt! Wie ich mich selbst opfern könnte, um Dich einst groß, glänzend, von Allen beneidet in der Gesellschaft zu sehen! Ich danke, ich danke Dir, mein süßes Kind!“

So lange Justine lebte, hatte sie von ihrer Mutter niemals soviel Schmeichelnamen gehört, als in diesem Augenblicke, aber sie bewirkten das Gegentheil von dem, was sie bezweckten. Niemals hatte Justine ihre Mutter weniger geliebt als jetzt.

„Mutter, um Gotteswillen, danke mir das nicht,“ sagte sie mit furchtbarem Ernst, „Du weißt nicht, welche Gefühle mich zu diesem Schritte drängen.“

„Welche es auch immer sein mögen, ich bin die glücklichste Mutter, die Mutter einer Fürstin!“

„So ist es recht!“ erwiderte Justine bitter, „welche Gefühle mich auch immer dazu treiben, Dir gilt es gleich, wenn Du nur Mutter einer Fürstin wirst!“

„Justine, mißverstehe mich nur nicht, Du wirst ja glücklich werden!“

„Ich suche kein Glück!“ gab Justine schnell und trotzig zur Antwort, „Ich weiß nicht, was Glück ist! — Ich kann auch die Wahrheit und das Rechte nicht suchen, das Falsche und die Lüge nicht meiden, weil ich es nie gelernt habe! Ihr habt mich nur gelehrt, was sich in der sogenannten guten Gesellschaft ziemt, und auch da bin ich noch im Unklaren, ob Ihr mir das Richtige beigebracht habt!“

„Was soll das heißen?“ fragte Frau Johanna erstaunt.

„Erinnerst Du Dich nicht mehr jener Wochen,“ fuhr Justine, dicht vor ihre Mutter tretend, fort, „jener Wochen in Italien, vor etwa drei Jahren? Wo ich den in mich verliebten Marchese nach Deiner Anleitung immer wieder anlocken und zurückstoßen mußte, ohne daß ich nur das Geringste für ihn empfand, so lange, bis Du in Erfahrung gebracht, daß er nur ein unbedeutendes Vermögen besitze und wenig Aussicht habe, eine hohe Stellung einzunehmen? Wie ich ihm dann den Abschied geben mußte und er in Verzweiflung zu meinen Füßen sich den Dolch in's Herz bohrte?“

„Was rührst Du an alte Geschichten!“ sagte Frau Johanna und zuckte verächtlich die Achseln.

„O, sie sind wieder sehr lebendig geworden in mir, diese alten Geschichten, und ich habe mir den Dolch wieder hervorgefucht, den ich mir damals heimlich zu verschaffen gewußt; das Blut, das daran klebt, ist durch unsere Schuld vergossen!“

Justine hatte ihrer Mutter fest in's Gesicht gesehen, als sie so sprach, Frau Johanna aber mied den Blick ihrer Tochter und sagte:

„Du bist ein rechtes Kind!“

„Das war ich leider niemals,“ fuhr Justine fort, „so lange ich zurückdenken kann, wohl aber eine Pierpuppe, mit der Ihr Staat gemacht habt. Gefüttert habt Ihr mich krank mit Süßigkeiten und Delicateffen, aber verschmachten konnte ich nach einem wahrhaft zärtlichen Blick, nach einer liebevollen Umarmung, wie sie die Kinder der Armsten genießen. Ich bin aufgewachsen in Glanz und Pracht, ich habe tausend Dinge gelernt, die andere Mädchen niemals lernen, — aber ich bin innerlich hohl, nicht einmal die Fähigkeit, irgend etwas zu wünschen, ist mir geblieben. Du glaubst, ich liebe den Doctor Krüger? Vielleicht habe ich ihn geliebt, vielleicht liebe ich ihn noch, vielleicht auch nicht! Ich weiß es selber nicht — und selbst wenn ich es zu wissen glaubte, so würde ich meinem Herzen nicht trauen, denn Ihr habt meine natürlichen Gefühle eingedämmt und eingezwängt in die Schranken gesellschaftlicher Sitte oder Unsitte, Ihr habt meinem Willen die Flügel gebrochen, damit ich nur ja nicht über jene Schranken hinausfliege, und habt nicht bedacht, daß wer immer im Kerker gefesselt, und sei's auch ein goldener, die Welt und das Leben nicht kennen lernen kann. So bin ich 24 Jahre alt geworden, beliebt von hundert Weibern, — eine alte Kokette!“

Justine hatte alle diese schweren Anklagen ihrer Eltern mit dem Tone innerster schmerzlicher Ueberzeugung hervorgestoßen, Frau Johanna aber verstand oder wollte nichts davon verstehen, sie hörte aus Allem nur Selbstanklagen Justinens heraus und sagte daher, ihr eigenes Innere vollkommen rein fühlend:

„Justine, mein liebes Kind, was sprichst Du da? Du alt? Du eine Kokette? — Die Schönste bist Du unter Allen, und glaubst Du nicht, daß ich, daß Dein Vater nichts Anderes wollen, als Dein Glück?“

Böllig ermattet und indolent sagte Justine:

„Es ist möglich. Ja, ich muß es sogar glauben. Und da ich nicht im Stande bin, zu fühlen, ob ich unglücklich bin, ob glücklich, so will ich wenigstens Dein Glück machen und den Fürsten heirathen. Der letzte,“ fügte sie bitter lachend hinzu, „den Du mir vorschlugst, war nur ein Graf, — Du wolltest ja nicht darunter. Nun kommt ein Fürst — da kann freilich keine Widerstehen, werden die Leute sagen. Ja, die Sache muß doch einmal ein Ende nehmen!“

Frau Johanna begriff auch das Lachen ihrer Tochter nicht.

„Du kannst schon wieder lachen!“ rief sie fröhlich aus, „nun bist Du wieder meine Tochter, meine liebe, gute, lustige Tochter!“

Stumm und erstaunt blickte Justine ihre Mutter an, dann wandte sie sich ab und sagte, das Zimmer verlassend:

„Aber es ist dunkel geworden, der Diener soll die Lampen anzünden.“

Frau Johanna blieb laut aufathmend im Zimmer zurück. Welche Ge-

fühle hoben und senkten ihre Brust? — Sie faltete die Hände, hob sie zum Himmel empor und sagte mit frommem Blick gegen oben:

„Gott sei Dank!“

Der Diener trat ein und zündete die Kronleuchter an. Bald darauf erschien auch Felix in Gesellschaftstoilette.

„Guten Abend, Frau Johanna,“ sagte er scherzend, „ich bringe einen Gruß vom Herrn Gemahl, der unten im Wagen sitzt und Euch entbietet, hinunterzukommen, es wäre die höchste Zeit!“

„Ich werfe mir nur den Mantel um,“ versetzte Frau Johanna eilig und ergriff ihren Neffen beim Arm. „Höre, Felix, wie war mein Mann?“

„Verdrießlich.“

„Hast Du nicht erfahren, warum?“

„Er schien ungehalten zu sein, daß der Fürst nie zu Hause sei, wenn er ihn brauche.“

„Vortrefflich!“

„Vortrefflich? Was ist dabei Vortreffliches?“

„Das sollst Du schon erfahren. Setz in aller Eile noch eine Bitte an Dich.“

„Soll ich Jemanden verleumben heut Abend?“ fragte er malitiös.

„Das nicht. Liebst Du den Dr. Krüger?“

„Ungefähr wie ich ein häßliches Mädchen liebe.“

„Willst Du mir den Gefallen thun, ihn morgen unter irgend einem Vorwande in seiner Wohnung aufzusuchen und ihm dabei wie zufällig die Verlobung Justinens mit dem Fürsten mittheilen?“

„Wie? Ist das wahr?“

„Ja, ja. Willst Du es thun? Du kannst es ja für einen Freundschaftsdienst ausgeben, damit er sich die Unannehmlichkeit erspart, die Thatsache hier im Hause zu erfahren? Willst Du?“

„Warum denn nicht? Ei, ei, die kleine Justine!“

„Ich verlasse mich auf Dich.“

„Es soll mir ein Vergnügen sein.“

„Zu meinem Manne bitte ich Dich aber heute Abend kein Wort davon zu sprechen, ich habe meine triftigen Gründe. Hörst Du?“

„Ich höre.“

„Ich bin gleich wieder da und gehe mit Dir hinunter.“

Sie eilte fort, und Felix dachte bei sich:

„Sie ist wie die Anderen alle, diese Justine! Ich hatte sie für etwas besseres gehalten, aber auch sie fliegt wie eine dumme Motte dem Glanze nach! Nun, mag sie sich die Flügel verbrennen!“

Justine trat wieder herein, um etwas zu suchen, was sie hier hatte liegen lassen.

„Sieh da, Cousinchen!“ rief Felix ihr entgegen, „würdigst Du mich noch eines Blickes?“

„Was willst Du?“ fragte Justine verwundert.

„Braut eines Fürsten! Ich beugte meine Knie in Demuth vor Eurer Durchlaucht, aber ich stehe wie auf Kohlen, denn im Wagen warten die hohen Eltern auf Euer Durchlaucht unterthänigsten Knecht!“

Er lachte laut auf, bot der eintretenden Professorin den Arm und führte sie hinunter an den Wagen.

Justine hatte, ohne eine Miene zu verziehen, den spöttischen Worten Felix' zugehört, sie blieb auch noch stehen, als er schon verschwunden war, und schaute ihm sinnend nach.

„Der Aermste weiß ebensowenig wie ich, was er mit sich anfangen soll,“ sagte sie endlich und zog sich auf ihr Zimmer zurück, um den Abend in völliger Einsamkeit zu verbringen.

(Fortsetzung folgt.)

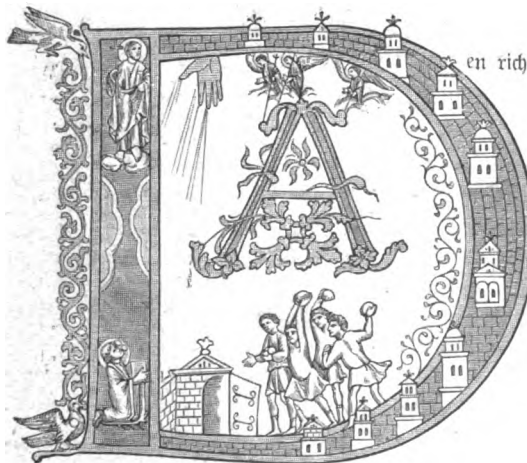






## Illustrierte Bibliographie.

**Culturgeschichte des deutschen Volkes.** Von Dr. Otto Henne am Rhyn, Staatsarchivar in St. Gallen. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, Tafeln, Farbendrucken und Beilagen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.



en richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des vorliegenden Werkes gewinnen wir erst dann, wenn wir darüber klar werden, was der Verfasser unter „Culturgeschichte“ versteht; denn es wird den Lesern dieser Zeitschrift wohl bekannt sein, daß weder über den Begriff noch über die Behandlung der Culturgeschichte unter den Gelehrten eine Einigung bisher erzielt worden ist. Henne hat es vermieden, in diesem Werke, welches sich an das große gebildete Publikum wendet, noch einmal in eine Discussion darüber einzutreten.

Mit vollem Rechte. Denn in seinem umfassenden Werke einer allgemeinen Culturgeschichte hat er seine Ansichten ausgesprochen und begründet.

Man hat lange Zeit mißbräuchlich in der politischen Geschichte nur die Fragen der Macht behandelt, während man alles übrige in der Culturgeschichte unterzubringen suchte. Jene hatte dadurch eine Einseitigkeit erhalten, die sie in den Augen denkender Leser um jedes Interesse brachte, diese war durch die übergroße Fülle der Einzelheiten zu einer Vielseitigkeit verurtheilt, welche ebenso jedes tiefere Eindringen wie jede ein-



Interieur aus dem 15. Jahrhundert. Hausmusik auf einer kleinen Orgel, die ihre Lustzufuhr von der Ruckseite durch kleine Blasebälge erhält. Kupferstich von Israel von Meckenlen (+ 1503).  
Aus: Henne am Rhyn, Culturgeschichte des deutschen Volkes.





ISM

Interieur aus dem 15. Jahrhundert. Hausmusik. Kupferstich von Israel von Mecken (+ 1503).  
Aus: Henne am Rhy n. Cul urgeschichte des deutschen Volkes.

heiltliche Zusammenfassung unmöglich machte. Cultur, Bildung im weitesten Sinne, ist nach Henne am Rhyn dasjenige, was den Menschen zum höchsten Wesen der Erde, was ihn über das Thier, was die höheren Rassen über die niederen emporhebt; ohne die Cultur wären die Unterschiede zwischen Mensch und Thier, oder zwischen einem Hottentotten und einem Europäer rein äußerliche. Die Culturgeschichte hat also alle Momente zu beachten, welche den Menschen von der niedrigsten Stufe der Civilisation auf eine höhere gebracht haben, und die politische Geschichte findet hierbei nur insofern Berücksichtigung, als sie zur Erreichung dieses Zieles mitgewirkt hat. Daraus folgt von selbst, daß die Culturgeschichte „zu Grenzsteinen ihrer einzelnen Perioden nicht Kriege, Eroberungen, Friedensschlüsse oder Dynastienwechsel hat, sondern lediglich die jeweilige Eröffnung eines neuen Gebietes oder Schauplatzes der Cultur oder das Eintreten eines Ereignisses, durch welches der menschlichen Gesittung neue Bahnen angewiesen werden.“

Aus diesen allgemeinen Bemerkungen läßt sich mit Leichtigkeit entnehmen, welche Aufgaben Henne am Rhyn der Culturgeschichte eines einzelnen Volkes, in unserem Falle, des deutschen Volkes stellt. Aus einer Reihe von Funden hat die Wissenschaft nachgewiesen, daß die ältesten Bewohner des heutigen Deutschlands auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur gestanden haben. Vergleicht man den Germanen jener Zeit mit einem Germanen unserer Tage, so zeigt sich zwischen beiden ein gewaltiger Unterschied: sie bilden gleichsam die Endpunkte einer langen Entwicklungsreihe, und diese Entwicklung ist eben nichts anderes als die vielhundertjährige Geschichte der deutschen Cultur. Die Darstellung derselben bildet den Inhalt des Henne'schen Werkes.

Es drängt sich sofort die Frage auf, ob man die deutsche Cultur nur innerhalb der Grenzen suchen wird, welche die politischen Ereignisse dem heutigen Deutschland gesteckt haben. Bedenkt man, wie oft diese Grenzen durch die Wechselfälle eines Krieges verschoben worden sind, wie oft ein Stamm von gleicher Cultur abgetrennt und ein anderer Stamm von fremder Cultur in den deutschen Boden gesetzt worden ist, so erhält man auf die Frage die Antwort: Es giebt nur ein einziges, unterscheidendes Merkmal für die Culturen der Völker — und das ist die Sprache. So weit die deutsche Zunge klingt, so weit muß der Culturhistoriker seine Forschungen ausdehnen, wenn er die Grundlagen und die Entwicklung der Civilisation unseres Volkes verstehen will. Ueber die Pfähle des Reiches hinausgehend, muß er vorzugsweise Oesterreich, die deutsche Schweiz und die Niederlande, welche einst zum Reiche selbst gehörten, und neben diesen auch die deutschen Colonien in Siebenbürgen und den russischen Ostprovinzen, ja sogar in Amerika und Südafrika in den Kreis seiner Betrachtung ziehen.

Ueberr trifft das Henne'sche Werk schon in dieser Beziehung, nämlich in der Weite des Horizonts, ähnliche Werke, deren unsere Literatur eine ganze Anzahl kennt, so zeigt es gegen dieselben noch einen besonderen Fortschritt darin, daß es die Cultur der Germanen bis in die prähistorischen Zeiten zurückverfolgt. Schon Schleicher hat in seinem trefflichen Buche über die deutsche Sprache dem Historiker an's Herz gelegt, nicht ausschließlich nach den Berichten von Tacitus und Cäsar die Einrichtungen und Sitten der alten Germanen zu schildern, sondern die Resultate der modernen Sprachvergleichung hinzuzuziehen, damit endlich die fable convenus von der Robheit und Bärenhäuterei unserer Vorfahren aus der Wissenschaft verschwinde. Man muß es mit Freude anerkennen, daß Henne am Rhyn den Versuch gemacht, aus der Sprache die Zustände einer Zeit zu erschließen, über welche uns keine schriftliche Kunde erhalten ist, — man muß das anerkennen, auch wenn man mit den Ansichten des Verfassers über die Stammesverschiedenheit der indogermanischen Völker nicht immer übereinstimmen wird. Denn gegen die allgemeine Annahme, daß die arisch redenden Völker, zu denen auch die Germanen gehören, eine Einheit bildeten, macht Henne den „grundverschiedenen“ Typus des Nordeuropäers und Südeuropäers geltend, von denen der letztere in seiner äußeren Erscheinung dem sogenannten Semiten näher stehen soll als seinem Sprachverwandten im Norden. Darum läßt er es auch unentschieden, ob man die Urheimat der Deutschen in Europa oder in Asien zu suchen hat. An diese Auseinandersetzung schließt sich naturgemäß eine Schilderung der Pfahlbauten, der Hüengräber und einiger Geräthe aus der ältesten Zeit.

Einen festeren Boden gewinnt der Historiker von der Zeit ab, in welcher die Germanen mit den Römern in Berührung kommen; erst jetzt wird eine eingehendere



Darstellung ihres Culturlebens möglich. In großen Zügen entwirft Henne am Rhyn ein Bild von den Zuständen Deutschlands zur Zeit der Völkerwanderung, unter der Herrschaft der Merovinger, der Karolinger, gleichsam Bildercyclen, in denen die Leistungen der Deutschen auf politischem und wirthschaftlichem Gebiet, in Kunst und Poesie, ihre Sitten und Einrichtungen, ihre Religion und ihr Aberglaube der Reihe nach



Eine Gesellschaft im Garten; Schachspiel; Interieur aus dem 15. Jahrhundert. Kupferstich vom „Meister der Spille“.  
Aus: Henne am Rhyn, Culturgeschichte des deutschen Volkes.

vor unseren Augen vorüberziehen. Immer lebendvoller und anschaulicher gestaltet sich das Bild, je reichlicher die Quellen fließen, je zahlreicher die Denkmäler sind, die sich durch den Lauf der Jahrhunderte erhalten haben. Man findet immer noch, trotz der Forscherarbeit in den letzten Decennien, die Ansicht verbreitet, daß sich aus dem reichen Leben des späteren Mittelalters nur verhältnismäßig dürftige Reste erhalten haben. Gewiß, es ist nicht zu leugnen, daß eine unendliche Masse von Schriften, Urkunden, und Briefen verloren gegangen ist, und der politische Historiker wird auf Schritt und Tritt Verluste beklagen, die ihm das Verständniß der Vergangenheit erschweren oder

ganz verwehren: aber für den Culturhistoriker giebt es noch eine große Zahl anderer Quellen, die nicht aus so vergänglichem Stoffe bereitet sind und in bereicherter Weise erzählen, wie es einst in Deutschland ausgesehen hat. Was beherbergen nicht die großen Sammlungen in Berlin, München, Wien und vor Allem das germanische Museum in Nürnberg für einen reichen Schatz mittelalterlicher Denkmäler; wie viel Kirchen, Häuser, Statuen, Brunnen, Säulen haben sich als treue Zeugen der Vergangenheit in unsere Zeit hinübergerettet. Man lese nur bei Henne das Capitel, die sich mit der Cultur der deutschen Kaiserzeit, mit dem Ritterthum und dem Minnebienst, mit dem Zeitalter Wolframs von Eschenbach und Walters von der Vogelweide, mit den fahrenden Schülern, mit dem Aufschwung der Städte, mit der Architektur und Malerei, mit den Trachten und Sitten beschäftigen, um das vorhin Gesagte bestätigt zu finden. Und das führt uns auf eine andere Eigenschaft des Henne'schen Werkes, auf seine künstlerische Ausstattung. Derjenige, der sich ernstest mit historischen Fragen beschäftigt, mag manchmal an der Anordnung, der Knappheit der Erzählung oder an der Aufnahme unverbürgter Facten etwas auszusetzen haben, allein die Auswahl und die Ausführung der Illustrationen sind über jede Kritik erhaben; die Beilagen, Tafeln, Abbildungen in Farbendruck und Holzschnitt sind in einer so erstaunlichen Menge vorhanden, daß man durch das reichste, culturhistorische Museum zu wandern scheint. Selbst wenn man weiß, daß die Grote'sche Verlagsbuchhandlung einige Glisches zu den Bildern schon in der „Weltgeschichte“ und in der „Geschichte der deutschen Kunst“ verworther hat, so bleibt es dennoch erfreulich, daß man ein derart luxuriös ausgestattetes Werk zu einem so billigen Preise herstellen kann. Auf dem Gebiet der Typographie und der Illustration ist das Werk eine Leistung ersten Ranges.

Bis jetzt sind zwei Abtheilungen erschienen; von dem Abschluß des Werkes — der noch vor Ende des Jahres vorliegen soll — werden wir unsern Lesern Kunde geben.  
L. Pr.

## Ein Engländer über den Freiherrn vom Stein.

Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleons. Von J. R. Seeley, Professor der neueren Geschichte an der Universität Cambridge. 1. und 2. Band. Aus dem Englischen übersezt von Emil Lehmann. Gotha, Friedr. Andr. Berthels.

Man kann der Berthes'schen Verlagsbuchhandlung zu lebhaftestem Danke verpflichtet sein, daß sie das schöne Werk des Engländers Seeley durch eine Uebersetzung einem größeren Leserkreise zugänglich macht. Als das Buch: *Life and times of Stein, or Germany and Prussia in the Napoleonic age* im Jahre 1878 erschien, erregte es schon durch die Wahl des Gegenstandes das größte Interesse bei den deutschen Historikern und fand bei näherer Prüfung die einstimmigste Anerkennung von Seiten der wissenschaftlichen Kritik. Es hat trotzdem verhältnismäßig lange gedauert, bis die deutsche Uebersetzung erschien; 1883 kam der erste Band, 1885 der zweite heraus, der dritte, der das Werk abschließen soll, wird voraussichtlich im nächsten Jahre erscheinen; aber damit es nicht den Anschein habe, als ob wir aus dieser Langsamkeit des Erscheinens einen Vorwurf herleiten wollen, fügen wir gleich hinzu, daß die von Emil Lehmann gefertigte Uebersetzung sich weit über das Niveau der gewöhnlichen Uebersetzungen erhebt. Sie ist mit großer Sachkenntniß und Sorgfalt gemacht und läßt in keiner Weise die Empfindung aufkommen, daß wir kein Original vor uns haben.

In welchem Geiste Seeley sein Werk geschrieben hat, ließ sich unschwer aus der Widmung an den verstorbenen Pauli entnehmen. Der beste Kenner deutscher Geschichte in England brachte seine Huldigung dem besten Kenner englischer Geschichte in Deutschland dar. Es lag in der Anrufung dieses Namens zugleich ein Schutz gegen den Vorwurf, daß es eine Annäherung sei, deutsche Angelegenheiten von England aus behandeln zu wollen. Wer in so wissenschaftlichem Geiste schreibt wie Seeley, wer die Gabe der ruhigen, objectiven Beobachtung in so hohem Maße besitzt, wer durch die ernste Forscherarbeit des Historikers hindurchgedrungen ist zu einer Bewunderung der deutschen Verhältnisse, der hat einen solchen Vorwurf weder zu gewärtigen noch zu fürchten. Wenn der Verfasser in übertriebener Bescheidenheit sagt, daß er einzig und allein die

Belehrung seiner Landsleute im Auge habe und sich nicht einfallen lasse, die Deutschen in ihrer eigenen Geschichte belehren zu wollen, so mag ihm die beifällig aufgenommene Uebersetzung seines Werkes der deutlichste Beweis dafür sein, daß auch in unserem Vaterlande seine Leistung nicht mehr bloß in dem Kreise der Fachgelehrten, sondern in dem weit größeren Kreise der Gebildeten die gebührende Anerkennung gewonnen hat. Allerdings hatte Seeley noch einen besonderen Grund, bei der Wahl und Behandlung seines Gegenstandes an seine Landsleute zu denken. In England pflegt man die großen Umwälzungen, die sich in Deutschland und Preußen im Napoleonischen Zeitalter vollzogen haben, nur als eine Episode im Leben des französischen Kaisers darzustellen, und man drückt die Bedeutung jener Umwälzungen dadurch auf ein so niedriges Niveau herab, daß man schwerlich in ihnen die zukunftreichen Keime erkennt, aus denen die preußische Hegemonie so glänzend aufgegangen ist. Seeley hat dieser Behandlungsweise jener Zeit ein Ende gemacht und den bedeutungsvollen Ereignissen in Preußen und Deutschland die gebührende Stellung angewiesen. Und sucht man einen Repräsentanten der Zeit und der deutschen Nation, so bietet sich kein würdigerer dar als der Freiherr vom Stein. Aus solchen Erwägungen ging der Plan des Werkes hervor, der auch in dem Titel durch die doppelte Bezeichnung „Stein“ und „Deutschland und Preußen“ auf's deutlichste ausgedrückt ist.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob es ein dankbares Unternehmen ist, nach Perz's Leistung noch einmal das Leben Steins zu behandeln, — und Seeley selbst hat in der That die Frage gestellt. Allein er mußte, als Mann von Tact, in der Antwort sich begnügen, auf die neuen Materialien aus dem Nachlasse Hardenbergs und Schöns hinzuweisen, welche inzwischen erschienen sind und das Bild jener Zeit nicht unwesentlich abändern; es erscheint ihm ferner als ein Hauptfehler des genannten Werkes, eine „gewisse durchgehende Vermengung der Persönlichkeiten von Stein und — Perz“. Wir aber können hinzufügen, daß es noch ganz andere Gründe giebt, welche das Unternehmen Seeleys vollauf rechtfertigen. Das Perz'sche Werk war schon durch seinen kolossalen Umfang — 7 starke Bände — nur für einen kleinen Kreis von Forschern bestimmt; es war im Grunde genommen eine reiche Materialsammlung mit verbindendem Text. Und selbst der zweibändige Auszug, den der Verfasser daraus veranstaltete, in der richtigen Erkenntniß, daß man mit sieben Bänden kein populäres Werk schafft, — auch dieser Auszug hat den Weg in's Volk nicht gefunden. Denn Perz war ein großer Gelehrter, aber er besaß nicht die Gabe, seinen Gegenstand künstlerisch zu gestalten. Hält man diesen Umstand mit dem anderen zusammen, daß inzwischen eine Reihe der wichtigsten Quellen erschlossen sind, daß die Literatur über jene Periode der deutschen Geschichte sich außerordentlich vergrößert hat, so wird man einer neuen Arbeit über Stein an und für sich mit Interesse entgegensehen, und das Interesse verwandelt sich in die höchste Anerkennung, wenn die Aufgabe so gelöst wird, wie es von Seeley geschehen ist.

L. Pr.

## Neumayrs Erdgeschichte.

Allgemeine Naturkunde. Das Leben der Erde und ihrer Geschöpfe. (Fortsetzung zu Brehms Thierleben.) Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Neumayr: Erdgeschichte Bd. 1.

Von der „Allgemeinen Naturkunde“ liegt uns der dritte Band vor, welcher den oben angegebenen Sonder-Titel hat. Nachdem der Verfasser Wesen und Inhalt der Geologie, deren Principien von Gottlob Abraham Werner begründet worden sind, klargelegt, entwickelt er uns zunächst die Entstehung unseres Planeten nach der berühmten und bekannten Kant-Laplace'schen Theorie und lehrt uns die Kräfte kennen, welche wirksam waren und auch jetzt noch stetig wirken an der Umgestaltung der Oberfläche der Erde und an der Vertheilung von Festland und Wasser. Neben den gewaltigen Umwälzungen durch Vulcane und Erdbeben, deren plötzliche Thätigkeit oft in wenigen Minuten, ja sogar in wenigen Secunden eine Gegend vollständig verändern und deren umgestaltende und zerstörende Macht wir in allen Continents und den zugehörigen Inselgruppen beobachten können, sind es das Wasser und die Luft, welche, wenn auch langsam und unscheinbar, durch ihr beständiges

Wirken mit unwiderstehlicher Gewalt die Verhältnisse der Erdoberfläche verändern. — Hierauf folgt eine Betrachtung der Gesteinsbildung, eine Untersuchung, auf welche Weise sich die Schichtgesteine, Massengesteine und krystallinischen Schiefer gebildet haben. Im Anschluß an diese Probleme und gestützt auf die Kenntnisse, die wir beim Studium derselben erworben haben, werden wir im zweiten Bande der Erdgeschichte bekannt gemacht werden mit der eigentlichen Geologie, d. h. mit der Entstehung und Lagerung der Gesteine, welche an dem Aufbau der Erde im Großen Antheil nehmen.

Das Werk von Neumayr reiht sich ebenbürtig an die zwei erschienenen Bände der allgemeinen Naturkunde an. Es zeichnet sich durch die Eigenschaften aus, welche wir bei Besprechung von Nagels „Völkertunde“ und Kantes „Der Mensch“ hervorgehoben haben\*). Wie dort finden wir auch hier neben einer musterartigen äußeren Ausstattung eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes, eine geschickte Darstellung, die dem Leser die behandelten Aufgaben deutlich und verständlich auseinandersetzt. Die zahlreichen Zeichnungen erleichtern und vervollständigen die Anschauung. Mit großem Fleiße hat der Verfasser die ausgedehnte Literatur der verschiedenen einschlägigen Probleme durchgearbeitet und Alles verworthen, um den Leser mit den älteren und neueren Ansichten bekannt zu machen. Nicht nur die Resultate der Untersuchungen werden geboten, sondern auch die Gründe, welche ausschlaggebend für die eine oder andere Ansicht gewesen sind und es bleibt dem Leser oft überlassen, sich auf Grund der angeführten Thatfachen seine eigene Meinung zu bilden. Das Buch ist eine unterhaltende, belehrende und geistlichschärfende Lectüre.

Uebersüssig für den ersten Band halten wir die kurze Darstellung der Aufeinanderfolge der Formationen (Seite 34—50), da wir in dem zweiten Bande der Erdgeschichte, der sich fast ausschließlich mit diesem Gegenstande beschäftigen wird, eine detaillierte Darstellung der Lagerungsverhältnisse der Gesteine finden werden. — Ebenso scheint es uns, daß der Verfasser die Eigenschaften des polarisirten Lichtes beim Durchgang durch Krystalle (Seite 595—597) hätte unerwähnt lassen müssen. Er giebt selbst zu, daß das Verständniß dieser Probleme ein specielles mathematisches Fachstudium verlangt, und unterläßt es doch nicht, die Resultate dieser Untersuchungen anzugeben. Für den Fachmann ist das über polarisirtes Licht Gesagte sicherlich nicht geschrieben, dem Laien wird es, trotz der möglichst einfachen und klaren Darstellung, doch nicht vollkommen verständlich.

M. H.

## Bibliographische Notizen.

**Die Meisterwerke der deutschen Literatur in musterghltigen Inhaltsangaben.** Eine Sammlung erlesener Darstellungen, Herausgegeben von Dr. Maximilian Kohn. Hamburg, J. F. Richter.

Vor einiger Zeit ist in Italien eine Art Chrestomathie der Kritik erschienen, d. h. eine Sammlung hervorragender Beurtheilungen von Meisterwerken der italienischen Literatur. Etwas Aehnliches, wenn auch nicht ganz dasselbe, bietet der Verfasser in dem hier genannten Buche. Es soll keine Literatur-Geschichte sein, auch nicht Inhaltsangaben von Werken, wie sie der Verfasser selbst gemacht hat, sondern eine Auslese aus den besten Inhaltsangaben, die Andere vor ihm gemacht

haben, und zu diesen zählen: Wilhelm Herz, Wilmar, Schröder, Uhlend, Roquette, Dunlop, Bobertag, Geiger, Stahr, Runo Fischer, Diltzen, Hettner, Koberstein, Scherer und viele Andere. Berücksichtigt sind nur die hervorragendsten Werke der deutschen Literatur, ganz besonders die erste Blüthezeit und die Zeit der Klassiker. Ohne Zweifel ist ein solches Buch, von Lehrern und Lernenden richtig verworthen, von großem Nutzen, nur darf es nicht zur Eselsbrücke werden. Auch wohl für ein weiteres Publikum kann es von Bedeutung werden, wenn nicht etwa, wie auch der Verfasser in seinem Vorwort herausföhrt, „in dem Leser das täuschende Gefühl erweckt wird, der Lectüre der Werke selber entzogen zu können. — Das Wissen um die

\*) S. Heft 111.



Dinge ist noch himmelweit verschieden von der Kenntniß der Dinge selbst“, sagt der Verfasser mit Recht. rl.

„**Der Auszug nach Rabla**“. Eine Studentengeschichte von Gust. Heintr. Schneid. Jena, Hermann Dabiz.

Der Dichter hat ein sehr ansprechendes Epos geschaffen, frisch in der Form, fesselnd in der Darstellung. Die romantischen Schimmer, die das Studententhum umgeben, sind annuthend in Verbindung gebracht mit den localen Verhältnissen Jena's, des altberühmten Vortortes für fröhliches Studententhum, und auch allgemein gültige charakteristische Züge entbehren die hier gezeichneten jugendfrischen Gestalten nicht. Der Dichter hat seinen Stoff durchgängig in der Schaffel'schen Pierzeile behandelt, und so traut uns das Versmaß auch berührt, für eine so umfangreiche Dichtung wie die genannte wirkt es schließlich ermüdend. aw.

**Neidoscha**. Roman von Robert v. Fels. Breslau und Leipzig, S. Schottlaender.

Wir kennen des Autors reiche Begabung schon aus früheren Romanen und Novellen — in seinem neuesten Buche „**Neidoscha**“ giebt sich jedoch ein bedeutungsvolles Vorwärtsschreiten kund, das besondere Beachtung verdient. Stimmungsvolle, lebendige Naturschilderungen, hochinteressante Bilder entlegener Culturen bietengewissermaßen den Rahmen, in dem die fesselnde Handlung sich zuträgt. Die Heldin ist eine Mädchengestalt, ausgestattet mit dem uner schöp flichen Zauber echter Weiblichkeit, in Geist, Herz und Gestalt jenes „Etwas“ besitzend, das zu allen Zeiten magische Kraft geübt und uns ewig „hinzuziehen“ wird. Der Held ist eine kräftig und märtig gezeichnete Figur; unentwegt verfolgt er selbstlos hochliegende Ziele, bis — er sein Herz entdeckt hat und dann plötzlich die Welt nur in der Geliebten sieht. Um diese meisterhaft durchgeführten Gestalten bewegen sich nach und nach eine Fülle theils origineller, theils prononcirter Erscheinungen — alle typisch aufgefaßt und voller Leben. Der Verfasser gebietet nicht nur über reiche Phantasie, er besitzt auch die Gestaltungskraft, dem Stürmen des Blutes und — dem Weinen des Herzens ergreifendsten Ausdruck zu geben; er hat Geist und Leidenschaft, und weil er beides in den Dienst der Wahrheit stellt, wirken seine Schöpfungen tief und nachhaltig. aw.

**Frankreich in Wort und Bild**. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie, Production, geschichtet von Friedrich von Hellwald. Leipzig, Schmidt & Günther. 28.—33. Heft.

Der zweite Band dieses Prachtwerkes, welches wir gleich nach seinem Erscheinen gebührend gewürdigt haben, beginnt mit der Schilderung des westlichen Frankreichs, und zwar mit dem Herzogthum Orleans. Hellwald steht nicht an zu erklären, daß Orleans mit Île de France, Touraine, Champagne und Maine für ganz Frankreich das ist, was Latium für Italien war, und den wahren französischen Geist vertritt. Im nördlichen Theile des Herzogthums, im Forst von Dreux lag auch das Versailles des 16. Jahrhunderts, das Feenschloß, welches Heinrich II. seiner Maitresse Diana von Poitiers erbauen ließ. Der Bedeutung dieser Landschaft entspricht auch die eingehende Darstellung und die große Zahl der halb- und ganzseitigen Städtebilder. An Orleans schließt sich die Darstellung der Bretagne, durch seine Geschichte und Cultur nicht minder interessant als jenes. rs.

**Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum** von Adolf Erman. 1. Band. Mit 236 Abbildungen im Text und 7 Votlbildern. Tübingen, Verlag der W. Laupp'schen Buchhandlung.

Das Werk Ermans ist schon nach Erscheinen der ersten Lieferungen von der Fach-Kritik als eine hochbedeutende und dankenswerthe Arbeit bezeichnet worden, die in gleicher Weise jedem Gebildeten Belehrung, wie selbst dem Aegyptologen viele neue und überraschende Untersuchungsergebnisse bietet. Der uns jetzt abgeschlossen vorliegende erste Band (welchem der zweite bald folgen soll) rechtfertigt dies Urtheil in vollkommenem Maße. Er behandelt in 11 Capiteln Land, Volk und Geschichte des alten Aegypten, die Institutionen seines Königthums und Staatswesens, Polizei und Gericht, Familie, Haus, Tracht und Vergnügungen der alten Aegypter — alles in einer lebendigen, anschaulichen Darstellungsweise, und dabei doch mit dem ruhig nüchternen Urtheil des Gelehrten, welcher überall aus den Quellen selbst schöpft und sich daher der Unsicherheit unseres Wissens über viele wichtige Dinge allezeit bewußt bleibt. Auf chronologische Scheidung der von den Gelehrten nur zu

oft unterschiedslos zusammengeworfenen Epochen legt der Verfasser mit Recht ein besonderes Gewicht und erweist sich auch hierin als der würdige Nachfolger von Richard Lepsius, dessen Lehramt an der Berliner Universität und Directionstellung am ägyptologischen Museum daselbst bekanntlich ihm übertragen wurden. — Die Ausstattung des Buches mit Illustrationen ist bei Vermeidung alles unnützen Prunks eine reichliche und solide

ms.

**Adlerflug.** Erzählung von Elisabeth Berner. München, Verlag von Richter und Kappler.

Die Verfasserin behandelt in dieser Erzählung den nicht mehr gerade neuen Vorwurf, welch befreienden Einfluß eine große Leidenschaft auf ein Künstlergemüth hat, in ansprechender und unterhaltender Form. Hübsche Naturanschauungen beleben den Gang der Erzählung, die als Unterhaltungslectüre warm empfohlen werden kann.

mz.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

**Albert, M., Harteneck.** Trauerspiel in fünf Acten. Wien, Carl Graeser, W. Kraft.

**Barro, Ernst.** Novellen. Düsseldorf, L. Voss & Co.

**Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes.** Halle a. d. S., Otto Hendel. No. 27. Lessing, Nathan der Weise. 28. Hauff, Die Bettlerin vom Pont des Arts. 29. 30. 31. Lenau, Gedichte. 32. Hauff, Phantasien im Bremer Rathskeller. 33. Lessing, Emilia Galotti. 34. Chamisso, Peter Schlemihls wundersame Geschichte. 35. 36. 37. Goethe, Gedichte. 38. Herder, Der Cid. 39. 40. J. P. Hebel, Schatzkästlein. 41. Schiller, Maria Stuart.

**Boy-Ed, Ida.** Abgründe des Lebens. Novellen. Leipzig, Carl Reissner.

**Charpentier, Dr.** Entwicklungsgeschichte der Colonialpolitik des Deutschen Reiches. Berlin, Hermann Bahr.

**Christ H.** Eine Frühlingsfahrt nach den canarischen Inseln. Mit 26 Ansichten nach Skizzen des Verfassers. Basel, Genf und Lyon, H. Georgs Verlag.

**Dufresne, Jean.** Der junge Schachspieler. Darstellung des edlen Spieles für die Jugend. Weimar, Bernhard Friedrich Voigt.

**Engelhorne** Allgemeine Romanbibliothek. III. Jahrgang. Bd. 1. 2. Ernst Rein, Die Versailleserin. Stuttgart, I. Engelhorn.

**Epp., E.** Vom Dorf und aus der Stadt. Sätze und Aufsätze, Sprüche und kleine Geschichten. Mannheim, Tobias Löffler.

**Eyo, Dr. A. von.** Wosen und Werth des Daseins. Untersuchungen zur Feststellung eines Gesamtbewusstseins der Menschheit. Zweite Auflage. Berlin, Allersmeine Verlags-Agentur.

**Godin, Amélie.** Fahr wohl! Erzählung. München, Richter & Kappler.

**Hauschofer, Max.** Der ewige Jude. Ein dramatisches Gedicht in drei Theilen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

**Novel, Ludwig.** Auf der Sonnenseite. Ein Geschichtenbuch. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

**Heyse, Paul, und Lalstner, Ludwig.** Neuer deutscher Novellenschatz. Band XIV. XV. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

**Hutziar, Sara.** Kleine Menschen. Aus dem Kinderleben. Mit einer Vorrede von Max Nordau. Berlin, J. J. Heines Verlag.

**Krause, Oskar.** Erlebtes, Erdachtes, In Reime Gebrachtes. Düsseldorf, L. Voss & Co.

**Lohmann, Peter.** Dramatische Werke. Viertes Band: Gesangsdramen. Dritte Aufl. Leipzig J. J. Weber.

**Marchand, Alfred.** Les Poètes lyriques de l'Austriche. Nouvelles études bibliographiques et littéraires. Maurice Hartmann — Joséphine de Knorr — Robert Hamerling — Lorm. Paris, G. Charpentier & Cie.

**Nietzsche, Friedrich.** Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. Leipzig, C. G. Naumann.

**Nohl, Clemens.** Pädagogik für höhere Lehranstalten. Berlin, Theodor Hofmann.

**Du Prel, Carl.** Justinus Kerner und die Seherin von Prävorst. Mit einer photogr. Aufnahme von Just. Kerner und Zeichnungen aus dem Skizzenbuche von Gabriel Max. Leipzig, Th. Griebens Verlag (C. Fernal).

**Raymond, George.** Lansing, A life in Song. — Poetry as a representative art. New-York und London, G. P. Putnam's Sons.

**Revue Internationale.** Tome XI. III — VI livr. Florence.

**Rückner, Wilhelm.** Komm und siehe! Der Symbolschlüssel, und das Lebensgesetz in der Offenbarung Johannes. Tilsit, Wilh. Lohaus.

**Sanders, Daniel.** Fürs deutsche Haus. Blütenlese aus der Bibel und den mustergültigen griechischen und römischen Schriftstellern, als der Grundlage unsrer Volks- und gelehrten Bildung. Mit einem Titelbild von O. Wisniewski. Berlin, S. Rosenbaum.

**Schmidt, Ferdinand.** Der Götterhimmel der Germanen. Wittenberg, R. Herrosé.

**Sinclair, Thomas M. A.** Humanitätsstudien. Aus dem Englischen von Hans Schiffert Müller. Strassburg, Karl J. Trübner.

**Stanell, Dr. Rudolf.** Philosophie der Kräfte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

**Tangermann, W.** Philosophie und Poesie. Sonettenkränze. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

**Taubert, Emil, Simson.** Berlin, Theodor Hofmann.

**Thorbecke, August.** Geschichte der Universität Heidelberg im Auftrage der Universität dargestellt. Abtheilung I. Heidelberg, Gustav Koester.

**Wartenburg, Karl.** Wann Frauen alt werden? Novelette. Berlin, Theodor Hofmann.

**Wodiczka, Victor.** Aus Herrn Walthers jungen Tagen. Eine Geschichte aus Oesterreichs Vorzeit. Leipzig, Hermann Haessel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.




Band 39. — Heft 117.

— 4 —  
**Nord und Süd.**

Eine deutsche Monatschrift.

December 1886.



Greslau.  
S. Schottlaender.

December 1886.

**Inhalt.**

	Seite
Heinrich Kruse in Bückeburg.	
Der Californier. Eine Seegeschichte. ....	277
Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.	
Die heiligen Stätten in ihrer Bedeutung für Rußland. ....	301
Gustav Meyer in Graz.	
Ein Ausflug nach Argolis. ....	308
Julius Duboc in Dresden.	
Der Bauernphilosoph Konrad Deubler. ....	322
H. Dechend in Marburg.	
Ein französisches Ränkespiel in Deutschland zur Zeit Napoleons I. ....	334
Karl Jaenicke in Breslau.	
Justine Danimar. Novelle. (Schluß.) ....	349
Bibliographie. ....	405
Berliner bunte Mappe. (Mit Illustrationen.) — Die Arbeiterfrage. — Karl Biedermanns Deutsche Geschichte und Memoiren. — Der Zug nach dem Westen.	
Bibliographische Notizen. ....	414

---

Hierzu ein Portrait von Friedrich Bodenstedt.  
Radirung von Johann Lindner in München.

---

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

---

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen  
Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne  
Angabe eines Personennamens zu richten.

---

**Beilagen zu diesem Hefte**

von

Grote'sche, S., Verlagsbuchhdlg. in Berlin. — (Heinrich Heine's gesammelte Werke.)  
Institut, Bibliograph., in Leipzig. (Conversations-Lexikon u.)  
Biegner'sche Verlagsbuchhdlg. in Stuttgart. (Stern, Geschichte der Weltliteratur.)  
Fischer, Adolf, in Leipzig. (Vornehmste Festgeschenke.)  
Schottländer S., in Breslau. (Auswahl literarischer Festgeschenke.)



BRITISH  
LIBRARY



*Friedrich von Lohmstedt*









## An unsere Abonnenten!



Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

## „Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirt oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

### Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXIX (October bis December 1886), wie auch zu den früheren Bänden I—XXXVIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

## Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Erpl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

Erpl. Hest 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116

zum Preise von M. 2. — pro Hest.

Einbanddecke zu Band XXXIX. (October bis December 1886)

Erpl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gest. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

XXXIX. Band. — December 1886. — Heft 117.

(Mit einem Portrait in Radirung: Friedrich Bodenstedt.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





# Der Californier.

Eine Seegeschichte

von

Heinrich Kruse.

— Büdseburg. —

Multum ille et terris jactatus et alto.



ist das ein großes Gebirg' in weiter Entfernung und ragt dort  
Unter den Kuppen die höchste mit ewigem Schnee in den Himmel?  
Nein, mit wenigen Schritten erreicht man die Kette der Dünen,  
Welche das freundliche Dörfchen beschützt vor der tobenden Nordsee,

Und auf der höchsten, die weiße genannt, liegt stiebender Sand nur,  
Den es bisher nicht gelang mit dem Neze zu fesseln von Helmgras.  
Von dort oben zu schaun, wie die Sonne versinkt in das Weltmeer,  
Zogen am Abend wir aus in froher Gesellschaft, die bald sich  
Findet zusammen am Strand, wo man frei von den täglichen Sorgen  
Und vom Gesellschaftszwang, sich näher und menschlicher fühlet.  
Seelenvergnügt, wie man ist nach dem ersten erfrischenden Bade,  
Planderten wir noch viel von dem gestrigen Leuchten des Meeres,  
Als hochrädige Wagen uns holten zur Insel vom Fährschiff,  
Und bei jeder Bewegung der langsam watenden Pferde  
Jeglicher Drehung des Rads aufleuchteten feurige Wogen,  
Fanzen in Anzahl sprühten und Wasser mit Feuer gemischt schien.  
Also zogen wir hin auf dem Pfade der blumigen Wiese,  
Die mir besser gefällt, als des Gärtners geschorener Teppich,  
Und in die heitern Gespräche vertieft, vergaßen die Damen  
Sich vor dem Bullen zu fürchten, dem glänzenden Führer der Herde,  
Die man am Abende treibt in die Nähe des Dorfes. Die Kühe  
Brüllten mit strohendem Euter und harrten der melkenden Mäde.  
Und schon schlugen wir uns in die Dünen. Im vordersten Thale  
War es noch freundlich und grün, denn es hat ein eifriger Forstmann

Dort viel Erlen und Birken und Tannen gepflanzt, und die nackte Düne, des Schattens sich freuend, bekleidete rasch sich mit Rasen. Langsam stiegen wir dann durch gleitenden Sand auf die Höhe, Wo man den Leuchthurm sieht von Wangeroog und den Kirchturm Jenes verlassenen Dorfes, zerstört durch furchtbare Fluthen. Als wir wieder hinab nun schritten in's andere Querthal, Wo nichts Grünes zu sehn, als leise knirrendes Helmgras, Da, bei der Wendung des Pfades, was müssen wir plötzlich erblicken? Darf ich den Augen traun? Seit lange ja kenn' ich die Dünen, Weiß, daß hier in der Wüste man sonst nichts Lebendes spürte, Als Seervogelgeschwirr und etwa nach Sturm und Gewitter Ein Kaninchen, das schon aus dem Gang rothäugig hervorguckt. Doch nun steht da ein hölzernes Haus mit mächtigem Zeltdach, Und ein Schuppen dabei, auch Sägen und allerlei Werkzeug, Auch, es zu schärfen, ein Drehschleissstein, und zeigt sich ein Brunnen, Zierlich mit Welle, mit Eimer und Seil. Was mag das bedeuten? Und dort brodelt sogar ein Kessel auf flackerndem Feuer, Durch die Vertiefung geschützt, und wirbelt den Rauch in den Himmel. Hat hier, sprach ich, sich ein nach Gold zu graben gewohnter Californier niedergelassen?

„Ihr habt es getroffen!“

Rief mit fröhlichem Lachen, vom Strand herkommend, ein Mann aus, Der ein blitzendes Beil quer über die Schulter gelegt trug, Hoch und kräftig gebaut, nicht mehr in der Blüthe der Jugend, Denn in das lockige Haar, das braun und voll ihn umspielte, Stahl sich schon hier und dort an den Schläfen ein silbernes Fädchen. Braun war auch sein Auge, von innerster Heiterkeit leuchtend. Stattlich schritt er daher wie ein Dictor, der in dem alten Rom vor dem Consul ging. Er grüßte mit Höflichkeit Alle, Und dann warf er das Beil mit Lachen zu Boden und sagte: „Ladies und Gentlemen, da kein Ceremonienmeister Hier ist, stellt sich selbst als Ihren ergebensten Diener Anton Wohlgemuth vor und begrüßt Sie in seiner Behausung. Wohlgemuth heiß ich und wohlgemuth bin ich; doch nennt man mich meistens „Californier“ nur.“ „Ihr seid dort drüben gewesen? Habt nach Golde gegraben?“ „So ist's.“ „Was führt Euch denn aber Hier in die Dünen, mein lustiger Freund? Gold findet sich hier nicht.“ „Aber doch Silber vielleicht.“ „So sagt uns, Bester, weshalb denn Wohnung und Zelt Ihr hier aufschlugt in der sandigen Oede?“ „Seht da die Schlucht nur hinab, durch die Senkung der Dünen, so findet Ihr schon selber den Grund.“ Kaum tausend Schritte vom Ufer Lag ein gewaltiges Wrack auf der Sechundsplatte gestrandet, Ohne die Masten, jedoch mit den riesigen Rippen allein schon Himmelanragend; die Menschen bewegten darauf sich wie Punkte. „Ja,“ so bemerkt' er bedauernd, „es war ein stolzes Fregattschiff, Amerikaner.“ „Es ward wohl durch entsetzliche Stürme Auf Untiefen geschleudert?“ „O nein, bei ruhigem Wetter, Still wie heut, ist das Schiff mit der Fluth auf die Platte gelaufen.“

„Hat der Fregatte gefehlt ein kundiger Lootse?“ „Sie hatte Selbst zwei Lootsen an Bord. Doch seh ich, ich muß die Geschichte, Die Ihr mir Stück vor Stück abzieht, wie dem Hasen die Felle, Euch wohl berichten von vorn.“ „Das thut! Wir werden Euch danken.“

„Drüben in Boston lebt,“ so begann die Erzählung der muntre Californier jeht, „ein großer, vermögender Kaufmann, Der viel Geld als Rheder verdient. Ein einziges Kind nur Hat er von seiner verstorbenen Frau, ein blühendes Mädchen, Das Cornelia heißt, sein Liebling, kann man sich denken. Ihr zu Ehren beschloß er ein prächtiges Schiff zu erbauen, Gleichsam die Krone der Flotte von Briggs und Barken und Klippern, Welche dem Rheder gehörten, die größte und schönste Fregatte. Und so ward denn gestreckt ein mächtiger Kiel auf die Helling, Und die Fregatte gebaut vom besten canadischen Kernholz. „Alles vom Besten!“ so hieß für den Schiffsbaumeister die Weisung. Zwei Jahr wurde geklopft und gehämmert am mächtigen Schiffe, Welches, ein Wunder der Werft, dastand auf dem Stapel, bis daß es Endlich die Taufe bekam von der bräutlichen Tochter des Rheders, Die „Cornelia!“ rief, am Bug die Flasche zerschlagend. Und so lief majestätisch der Rumpf in die schäumenden Wogen. Bald auch waren die Masten gesetzt und man schmückte das Schiff aus So sorgfältig, als ob die Cornelia selber die Brant sei. Hättet Ihr doch es gesehn, noch eh' es die Wogen zerschellten! Eine Cajüte, so groß, wie bei Wilms im Dorfe der Tanzsaal, Strahlend von Marmor und Spiegeln und Gold. Und nicht von der ersten Reise zurückgekehrt! Cornelia, Capitain Bancroft, Segelte nach Ostindien aus mit völliger Ladung (Zwanzig Fuß Tiefgang!) und bewährte sich auch als ein Segler, Rief in den Ganges und lösch' und nahm in Calcutta zur Rückfracht Reis ein, köstlichen Reis, „nach der Weser“ so hieß es im Frachtbrief. Glückselig war um das Cap und durch das atlantische Weltmeer Schon die Fregatte geschwommen, durch widrigen Wind im Canale Aufgehalten, zulezt doch glücklich gelangt aus den Dünen Und am Tegel vorbei an die hiesige Küste gekommen, Nahe der Weser bereits. „Um Uhr fünf laufen wir binnen!“ Hatte der Lootse von Emden gesagt. Auch der englische Lootse War noch an Bord, doch um nichts mehr bekümmert; er hatte die Leitung Abgegeben sofort an den deutschen. Es saßen die Leute Schon vor dem Spiegel und schoren sich glatt für die Mädchen von Bremen, Und beim Sinken der Nacht sprach so zum Captaine der Lootse: „Legt Euch schlafen, Captain! Auf der langen beschwerlichen Reise Habt Ihr genug nun gewacht und gesorgt. Wir schiffen im Hafen.“ Und so hatte vergnügt der Captain sich zur Ruhe begeben. Bald auch schläfert den Lootsen es selbst, und er sagt zu dem Steu'rmann: „Ich bin müde geworden vom ewigen Kreuzen und gönne Ein Paar Augen von Schlaf mir noch. Wir sind schon geborgen. Haltet nur immer den nämlichen Strich und peilet zuweilen, Daß wir der Küste zu nah nicht unversehens gerathen.“

Damit hüllt' er sich ein in die doppelte Jacke und schnarchte. Alles war still auf dem Schiff, und der Steuermann selber am Rade Nickte mitunter und hatte wohl bald zu peilen vergessen, Wenn er nachher auch schwur und betheuert': „Ich peilte und peilte! Denn im Verhör, das weiß man ja längst, wird Alles geleugnet. Aber ein Ruck, furchtbar! weckt plötzlich das Schiff aus dem Schlafe. Denn mit völliger Kraft und bei hochaufbrausender Springfluth War die Cornelia fest auf die Seehundsplatte gefahren, Nord-Nord-Ost auf der Rhede von Spiekerooge. Der Kootse, Sorglos zwar und bequem, doch ein guter und kundiger Seemann, Sah mit Schrecken die Größe des angerichteten Unheils; Tiefer und tiefer schon grub in den Sand sich der mächtige Kiel ein, Auf ihn drückte nicht nur die gewaltige Last der Fregatte, Sondern die Ladung zugleich, und das Wasser begann schon zu sinken. „Schiff und Ladung verloren! so dachte der Kootse mit Seufzen. Und schon stürmt der Captain auf Deck: „Auswerfen die Ladung! Kreischt er verzweifelt. Man wirft auch Ballen auf Ballen geschäftig Ueber den Bord; doch ohne das riesige Schiff zu erleichtern; Denn schon kracht es und neigt sich und schwankt mit den ragenden Masten Und schlägt hin und her auf dem wohlgekupferten Kiele. „Masten gekappt! commandirt der Captain. Drei mächtige führen Waren zusammengefügt zum Bau der gigantischen Masten. Unter den Hieben der Art kracht endlich zusammen der Großmast, Und ihm folgen dann bald mit geringerer Mühe die andern. Alles versucht der Captain, was nur ein erfahrener Seemann Thun kann, um sich zu retten; doch Alles ist völlig vergebens. Siehe, da rennt der Captain, Mitheder des Schiffes, schon lange Sprachlos fast vor Wuth und Verzweiflung, in seine Cajüte Und kommt wieder herauf wahnsinnigen Blickes. Er hatte Einen Revolver in jeglicher Hand. So sucht er den Kootsen. „Wo, wo steckt er, der Hund? Ich schieß' ihn nieder! so rief er. Und wild lief er umher, und zitternd verkroch sich der Kootse Hinter den Ballen von Reis, die grade geholt aus dem Kaume; Aber man fiel zum Glück dem Captain in die Arme von hinten, Und mein Kootse, von Furcht vor dem Tod und von Angst des Gewissens Leblos fast, ließ nun nicht länger sich halten im Schiffe, Sprang vom Heck und kam mit Schwimmen und Waten an's Ufer.

's war stockfinster annoch, Charfreitagmorgen, in aller Herrgottsfrüh', als der Kootse dem Dorf ansagte das Unglück. Da blieb kaum ein Säugling zurück, und Männer und Frauen Riefen, und Kinder zugleich, an den Strand mit leuchtenden Fackeln. Alle begierig, die Waaren des Wracks und die Menschen zu retten. Und in dem Wirrwarr ist entkommen der Kootse zum Siele; Niemand hat ihn wiedergesehn.“ „Ward Vieles geborgen?“ fragten wir. „Weniges nur von der Fracht; blos einige Ballen Indischer Reis, hochfein; doch das Meiste der kostbaren Ladung, Welche von Hungersnoth eine Stadt zu retten genügte, Haben die Wogen verschluckt, da der Reis im Wasser sich auflöst.



„Über die Schiffsmannschaft?“ so fragten wir weiter. „Gerettet!  
Und gastfreundlich verpflegt in den Häusern der Insel. Es waren  
Leute von allen Nationen, auch Muhamedaner und Heiden,  
Ein heilloses Gefindel! Es ward in der heiligen Woche  
Niemals wohl auf der Insel so gränlich gesucht und gelästert.  
Mancherlei ward noch versucht, um das Wrack zu befreien von der Sandbank,  
Aber vergebens! Es war nicht flott zu machen. Was übrig  
Von der Cornelia blieb, ward dann meistbietend versteigert.  
Zwei Kaufleute von Emden erstanden das Wrack für ein Spottgeld,  
Und sobald es nun galt vom Schiffe zu bergen, was etwa  
Werth noch hat und der Mühe verlohnt, so wandten die Herren  
Sich natürlich an mich.“ „Was seid Ihr denn eigentlich? sagt uns!“  
„Ich,“ so sprach er mit Lachen „bin Nichts! Ihr schüttelt die Köpfe,  
Und das scheint Euch zu wenig zu sein? So sagen wir lieber:  
Alles und Nichts! Ich hab' im Leben so Manches erfahren,  
Darum bin ich denn auch für mancherlei Dinge zu brauchen.“  
„Californier, habt Ihr da drüben nicht Schätze gesammelt?“  
„Schätze gesammelt? Ja wohl! Drei Mal schon! Glaubt mir, ich habe  
Schon drei Schätze gehabt. Zwei hab ich dann wieder verloren.  
Doch mir den dritten der Schätze, den besten, gesichert für immer.  
Über das stehet geschrieben auf einem besonderen Blatte.  
Also hab' ich für mich Arbeiter zur Bergung gemiethet,  
Und wir haben gehaust in den Dünen auf gut californisch.  
Morgens ziehen wir aus mit der Ebbe zum Wracke, des Abends  
Gehn wir zurück mit der Ebbe, wo trocken beinahe der Weg ist.  
Was wir fleißig am Tage mit Axt, Stemmeisen und Säge  
Losgebrochen, das schaffen wir Abends wo möglich, nach Hause  
In's californische Heim; denn es ist schon manchmal geschehen,  
Daß in der Nacht uns der Sturm und die Fluth die gesammelten Sachen  
Wieder zerstreut und zum Spiele der Wellen gemacht, und so schleppen  
Wir in Sicherheit lieber, so viel nur tragen die Schultern.  
So ist immer gesorgt, daß das Leben zu leicht uns nicht werde!  
Hier empfängt nach der Mühe des Tags die im Freien gekochte  
Reichliche Kost uns schon, und unter dem schützenden Zeltdach  
Ist so erquicklich der Schlaf in den lauen Nächten des Sommers,  
Während uns feucht und weich umspielet die salzige Seeluft.“  
„Und in dem Schuppen sind wohl die geborgenen Sachen?“ Er nickte,  
Und holt' etwas herbei. „Da seht zur Probe den Nagel  
Unseres Schiffs! Fußlang. Und von solchem Gewicht, daß die Dame  
Kaum ihn zu tragen vermag. Und der kupferne Bolzen ist kostbar!  
Ja, zehntausend Guineen sind hier zu Grunde gegangen.“  
„Also habt Ihr vom Schiff, Californier, gründlich berichtet.  
Seid denn herzlich bedankt, so sprach ich. Doch hätten wir gern noch,  
Daß Ihr, Freund, uns jezt auch vom eigenen Leben erzähltet.“  
„Ja, was denn?“ — „Was Ihr wollt! Ihr gehört zu den seltenen Leuten,  
Die nichts können erleben, was Langeweile verursacht,  
So daß Alles ergötzt, was sie reden mit goldenem Munde.  
Seht, Ihr sagtet ja selbst, daß Ihr so manches erfahren

Und drei Schätze gehabt. Ich glaube für Alle zu sprechen,  
 Wenn ich bitte, von Euch, von Eurer Geburt und Erziehung  
 Und von den Schätzen, den dreien, des Näheren uns zu berichten."  
 „Gern! Bis die Leute zurück vom Wraß sind," sprach er mit Lächeln,  
 „Will ich, was ich erlebt seit der Kindheit Tagen erzählen.  
 „Wollen die Damen vielleicht sich setzen? Sie müssen nicht glauben,  
 Daß es an Stühlen uns mangelt und Bänken." Schon trug er geschäftig  
 Beide hervor. „Und seht, dies Sonnensegel beschützt uns  
 Hier vor den blendenden Strahlen der tiefer gesunkenen Sonne.  
 Also will ich denn nun mit der kleinen Erzählung beginnen;  
 Aber bedenkt, daß der Held der Geschichte gering nur und klein ist.  
 Ihr seid, Damen und Herrn, mit dem silbernen Löffel im Munde  
 Alle geboren; doch ich, ich mußte mit hölzernem essen.

Ich bin drüben geboren im Harlinger Siele. Die Eltern  
 Hatten ein Häuschen, worin Gastwirthschaft wurde betrieben.  
 Schiffer verkehrten darin und gewöhnliche Leute; ein Kram war  
 Und ein Laden dabei, wo Sonntags kaufte der Landmann.  
 Aber es war ein kärgliches Brot, und hätten wir nicht auch  
 Gärtnchen und Wiese gehabt und die weidende Kuh und die Ziege,  
 Hätte der Mangel bei uns noch öfter geschaut in die Thüre.  
 O, wie still ist der Ort! Seit Menschengedenken ist dort nicht  
 Etwas gebaut, es bespiegeln dieselben zusammengefunken  
 Alten Gebäude sich stets in dem glatten Gewässer des Hafens,  
 Welches ein Pfahlwerk rings einfaßt, ganz morsch und zerfallen.  
 Müd' und matt scheint Alles bereit, in die Fluth zu versinken.  
 Oben vom Deiche, da sieht man Klüften und Inseln und Schiffe,  
 Und mich zog es zur See! ein Schreckensgedanke für Mutter,  
 Die mir das Schiff, das ich mir aus Borke gezimmert, verbrannte  
 Und sogar mir verbot, an Vater ein Wort zu verrathen,  
 Daß ich so gottlos sei und ein Schiffer zu werden gedächte.  
 Als ich nun fünfzehn Jahr und ein langer Schlingel geworden,  
 Sprach mein Vater zu mir (sonst pflegt' er nur wenig zu sagen,  
 Hatt' auch wenig zu sagen): „Du bist nun heute, begann er,  
 „Anton, eingesegnet als Christ und entwachsen der Schule,  
 Wo du zwar Streiche verübt, doch das deinige billig gelernt hast —  
 Uebrigens nicht ein großes Verdienst, da dir Alles ja leicht wird —  
 Darum ist es nun Zeit, mein Sohn, für dich selber zu sorgen.  
 Siehe, du wächst mit Macht, wir können das Brot und die Butter,  
 Die du täglich verlangst, nicht erschwingen und Geld für die Kleider.  
 Was man heute dir macht, das ist dir morgen zu enge.  
 Anton, sage mir jezt, was willst du werden?" „Ein Seemann!"  
 Plagt' ich heraus trotz Mutter. Sie schraß zusammen und klagte:  
 „Nur ein einziges Kind hat Gott uns gegeben, und sollen  
 Wir das auch noch verlieren?" Und war kein Ende des Jammers.  
 „Vater," so sagt' ich, versuche doch Müttern begreiflich zu machen,  
 Daß nicht sämmtliche Schiffer ertrinken." Er schüttelte leise,  
 Aber bedächtig den Kopf, und aus vieler Erfahrung des Ehstlands

Sprach er zu mir: „Mein Sohn, dies merke dir einmal für immer: Frauenzimmer, sie haben Vernunft nicht vom Schöpfer erhalten; Darum ist es vergebens, mit ihnen zu streiten. Sie bleiben Stets bei ihren Gedanken, und mögen sie noch so verkehrt sein; Was Du redest, es ist, als sprächest Du gegen die Wand an. Willst du das Herz ihr brechen? Drum füge Dich.“ Und wir beschloßen Endlich im Rathe der drei, ein Landmann wäre das Beste. Hat nicht am Ende das sicherste Brot, wer selbst es sich bauet? „Anton“, sagte die Mutter zu mir mit erleichtertem Herzen, „Siehe, Du kannst nun auch zum vermögenden Bauer gedeihen.“ „O, wie könnte das sein!“ entgegnet’ ich zweifelnd und kleinlaut. „Mein Antönchen, Du bist ja der schmuckeste Junge des Sieles. Manch ein Mädclen trägt ein Bauerngehöft in der Schürze, Und wer weiß, was geschieht.“ So verließ ich in goldenen Träumen Denn mein elterlich Haus und trat bei dem Bauer den Dienst an, Dem ein großes Gehöft dicht hinter dem Deiche gehörte. Mit Ostfriesland ist es wie mit Pfannkuchen, am Rande Ist es am besten und fettsten. Der Bauer war mürrisch und geizig, Doch sehr gut in der Wehr und hatte die herrlichsten Rinder. Also stand ich in Dienst und mußte in der Fremde gar Manches, Was ich zu Hause genoß, entbehren, am meisten den süßen Schlaf am Morgen, den höchsten Genuß für die rosige Jugend, Denn kaum graute der Tag, so rief schon der Bauer im Hofe, Weckte die Knecht’ und die Jungen zum Pflügen und Eggen und Mähen, Und so mußte man sich abrackern von Morgen bis Abend. Niemals hätte ich gedacht, daß der Mensch, der die Nahrung für Alle Abgewinnet der Erde, sei solch ein trauriges Lastvieh. Und was hatt’ ich dafür? Auf schmutzigem irdenen Teller Kost, die gern ich verschmäht und den Hunden und Katzen gelassen. Kurz, ich wußte mich nicht in das Leben zu finden des Landmanns. Wieder nach Hause zu kommen war all mein Dichten und Trachten. Als ich nun einmal des Nachts in solchen Gedanken mich wälzte, Hört’ ich da draußen das Brausen des Sturms und das Brüllen des Meeres Lauter, als sonst, und es war, als schößen Kanonen dazwischen. Rasch aus dem Bette gesprungen versuch’ ich die Thüre zu öffnen Um zu sehn, was draußen es giebt. Sie scheint mir vernagelt; Aber es war nur der Sturm. Ich lauf aus der hinteren Thüre, Welche sich leicht aufthut; da seh ich mit Staunen und Schrecken, Daß schon die schäumende See rings über zerrissene Deiche, Während sich stürzt, und es rauscht wie Wasserfälle, und Häuser Schwimmen und schreiende Menschen dahin und brüllende Rinder. Ja, Herrschaften, das war im fünfundzwanzigsten Jahre, Habt Ihr davon nicht gehört?“

„Wo Petersburg überschwemmt ward, Und wo die See so viel Unheil anrichtete?“ sagt’ ich, „Freilich, ich hörte davon.“ „Und der einzige Mensch, der sich damals freute, war ich. Ich lief noch hinein und zog mir den Rock an, Griff nach dem Bündel, von mir vorsichtig in flüchtlingsgedanken

Lange geschnürt, und lief, was ich laufen konnte, von dannen.  
 Auch war Zeit nicht mehr zu verlieren; denn hinter mir schossen  
 Tausend Gewässer daher und verfolgten den fliehenden Knaben.  
 Und so kam ich nach Haus, zum Harlinger Siel, wo die Eltern  
 Standen und starrten hinaus von der Höhe des Deichs auf die Sündfluth.  
 Als ich mich näherte, schrieten sie auf vor Freude; sie hatten  
 Mich schon verloren gegeben.

So war es denn nichts mit dem Bauer,  
 Und wie die Ente zum Teich, so blickt' ich noch immer zum Meer aus.  
 Aber es hatte das Wasser noch immer nicht Balken bekommen.  
 Und so mußte ich denn, Müttern zu Lieb, auf dem sicheren Lande  
 Noch einmal es versuchen. Doch unterzukommen war damals  
 Gar nicht leicht; denn es hatt' an den Küsten und Inseln die Sturmfluth  
 Weit und breit viel Schaden gethan. Es verarante der Landmann,  
 Dessen Gefilde noch lang voll Wasser verblieben und Kolke.  
 Auch war über die Gegend zuletzt Viehsterben gekommen.  
 Und so strich ich vergebens, mir Dienst zu suchen, im Lande  
 Täglich umher; ich verweilte dabei am liebsten am Ufer,  
 Wo ich, wie ein Liebhaber die Brant, anschaute die Schiffe.  
 Galt es den Anker zu lichten und Ballast zu schaufeln, so war ich  
 Munter dabei und half und wurde beliebt bei den Schiffen.  
 Einmal kam ich nach Hause gerannt und strahlte vor Freude.  
 'Tönnchen, was hast Du denn, sprich!' so rief mir die Mutter entgegen,  
 'Hast du 'ne Stelle gefunden?' 'Die Bauern ernähren sich selbst kaum,'  
 'Sagt' ich, 'sie brauchen nicht Jemand, der auch noch langt in die Schüssel,  
 Und sie jagen mich fort vom Hof, als wär' ich ein Bettler.  
 Aber mir lächelt das Glück doch endlich — wo anders!' 'Und wo denn?'  
 Drüben im Benzer Siel, da liegt im Hafen ein Kuffschiff,  
 Wie Galeassen getakelt' — 'Ach geh mir, Junge, mit Deinen  
 Alten Schiffen!' 'Es ist noch wie neu und ein netter Captain drauf;  
 Bei dem seh ich in Gunst, und er hat mir versprochen — Doch hab' ich  
 Dir zu erzählen vergessen vorher, daß der Junge, der Kochsmaat,  
 Gestern zu Bett sich gelegt; denn er ist von den Masern befallen.  
 Denke dir, Mutter, das Glück: Der Maat hat die Masern bekommen!  
 'Was hast Du denn, Junge, zu thun mit dem Maat und den Masern?  
 Sage mir, willst Du vielleicht aufs Weltmeer gehen?' 'Bewahre!  
 Aber, so hab ich gedacht, da sind so Schlupen und Kasse,  
 Welche von Siel zu Siel an der Küste nur Krebsen im stillen  
 Ruhigen Wattenmeer. Da kann man ja gar nicht verfaulen!  
 Selbst wenn man strandet, was thut's? Man zieht sich nur Stiefel und Strümpf' aus  
 Und dann wartet man bald an's Ufer.' So sprach ich noch Manches,  
 Um ihr die Küstenfahrt im günstigsten Lichte zu zeigen.  
 'Darum versuch' ich es mal als Küstenfahrer, so dächt' ich,  
 Siehe, der Dienst ist leichter und, Mütterchen, besser die Löhnung,  
 Als bei den Bauern; sie sind Mistfinken, Du wirst nicht noch einmal  
 Wollen verstoßen Dein sauberes Kind zu den Küpeln, den Bauern.'  
 'Wenn es nur nicht auf's Weltmeer geht,' antwortete Mutter,  
 'Läßt von der Sache sich reden!' und war schon zur Hälfte gewonnen.

„Siehe, da liegt nun das Kuff, von dem ich gesprochen; es gehet  
 Aber nicht weiter hinaus, als höchstens bis Bremen und Emden;  
 Drei Mann sind nur an Bord, Captain, ein Jung' und der Sten'rmann,  
 Doch nun fehlet der Maat, der natürlich am Lande zurückbleibt,  
 Darum, als der Captain — 'Was hat der Captain dir versprochen?'  
 „Kannst du kochen? so frug er. Ja wohl, so sagt' ich, ein wenig.  
 „Was Du nicht kannst, das läßt sich Dir bald einbläuen,' so sprach er.  
 „Hast Du wohl Lust, mein Sohn, mit uns zu fahren als Kochsmaat?'  
 „Ich ward roth im Gesicht vor Freuden. Er kniff mir die Wange.  
 „Du bist, sagt' er, ein handlicher Jung', und wenn du bereit bist  
 Anzutreten den Dienst auf der Stelle, so kann es sich machen.  
 Geh' denn, Erlaubniß zu holen.' Du wirfst sie nicht mir versagen;  
 Denn auf dem Land' ist gar nicht anzukommen, das weißt Du.'  
 „Aber ich möchte den Schiffer vorher noch sehen und sprechen,  
 „Was für ein Mann er wohl ist!' So versetzte die sorgende Mutter.  
 „O, ein höflicher, freundlicher Mann. Ich bestell' ihn Dir!' sagt' ich.  
 Und so kam er denn bald, im Sonntagsstaate getafelt,  
 Ein gar zierlicher Mann mit großen Verlocken, die rasselnd  
 Baurnelken über dem Spitzbäuchlein, mit Ringen die Menge,  
 Selbst in den Ohren, wenn auch schon schmierig der Kragen des Fracks war.  
 Also trat er zur Mutter in's Zimmer und dienerte mächtig  
 Und dann küßt' er sogar zum Erschrecken der Guten die Hand ihr.  
 Niemals war noch dergleichen von Höflichkeit Müttern begegnet,  
 Und sie wischte sogleich sorgfältig die Hand an der Schürz' ab.  
 Daß sie für fromm galt, hatte der Schiffer erfahren und führte  
 Salbungsvoll sich ein mit viel gottseligen Reden:  
 „Wer auf das Meer geht, Frau, steht schon in den Psalmen zu lesen,  
 Lernet die Größe des Herrn mehr kennen als andere Menschen;  
 Darum gebt Euch darein, daß Anton will auf die See gehn,  
 Und seid froh, daß der einzige Sohn in die richtigen Hände,  
 Nämlich die meinigen, fällt. Ich sollte mich selbst zwar nicht rühmen.  
 Doch mein Herz ist voll von Menschenlieb' und von Güte,  
 Und ich meine, man sollte die Gottesgabe, die Kinder,  
 Nur aufziehen mit Lieb' und Geduld.' „Mit Lieb' und mit Güte  
 Hab' ich es lange versucht; doch es schlägt nicht an bei dem Bengel,'  
 Sprach die bekümmerte Frau, ein Seufzerchen leise verschluckend,  
 „Väterchen hilft mir nicht viel, und ich weiß ihn nicht mehr zu regieren,  
 Darum wär es wohl gut, wenn Ihr mit der Liebe die Strenge  
 Etwas vereinigtet, Herr!' „O, daran soll es nicht fehlen!  
 Wenn er nicht gut thun will, so weist mich die heilige Schrift an:  
 Wenn Gott liebt, den züchtigt er. Obgleich es mir schwer wird,  
 Wird' ich doch Anton lehren, das Joch in der Jugend zu tragen.'  
 Also ging auf Jedes, was Mutter sich wünschte, der Schiffer  
 Willig und schmiegsam ein, gleich einem geschmeidigen Ohrwurm.  
 Und vor Allem beschwor er, es gäb' kein sicherer Gewerbe,  
 Als ein Küstenschiffer zu sein. Er bekräftigte Müttern,  
 Niemals ging er hinaus mit dem Kuff auf das schreckliche Weltmeer.  
 Mütterchen war wie gebadet in Honigseim von des Schiffers

Süßen, gefälligen Worten und schenkt' ihm vom besten Liqueur ein  
 Und ein so heiterer Mann! Er erzählte die köstlichsten Späße;  
 Noch beim Abschied zupft' er am Ohr mich und sagte vergnüglich:  
 „Anton, nimm Dich in Acht; Du kommst bei mir in des Teufels  
 Garfuch! Zweimal Essen und dreimal Prügel! so lautet  
 Bei uns Schiffern der Spruch!“ Da lachten wir Alle zusammen.  
 Vater und Mutter und ich, bis uns vom Gelächter die Thränen  
 Riefen die Backen herab; wir lobten den Mann um die Wette.  
 Und so brach ich denn auf in der goldenen Frühe des Morgens.  
 Was ich an Wäsche bedurft' und Kleidern, das hatte mir Mutter  
 Sauber zusammengepackt in dem Seehundskoffer, dem Erbstück.  
 Aber die Sachen zu karren, das ließ mein gütiger Vater  
 Sich nicht nehmen, und Mutter, sie langte zuletzt aus dem Wiemen  
 Eine gediegene Wurst noch herunter, die längste und zähste;  
 Denn steinhart, so müssen sie sein nach der Sitte des Landes;  
 Mit ostfriesischen Würsten sind Menschen bequem zu erschlagen.  
 Und sie packte die Wurst noch auf, als Geschenk für den Schiffer.  
 Also ging es denn fort zum Venser Siel, und ich hatte,  
 Nur die Besorgniß, ob nicht schon wegsegelt das Kuff sei.  
 Aber da lag es ja noch, kein Segel am Mast, an dem Bollwerk.  
 Als ich mit klopfendem Herzen an Bord kam, grüßte der Schiffer  
 Kaum mich mit Nicken. Es schien, als ob er mich gar nicht beachte,  
 Um mich fühlen zu lassen, wie ganz unwichtig ein Maat sei.  
 Endlich sprach er zu mir nach vierzig langen Minuten:  
 „Anton, laufe noch mal an's Land, um Eier zu kaufen.  
 Hier ist der Beutel dazu; doch spate Dich wieder zu kommen.“  
 Und ich lief, als brennten die Sohlen mir, kaufte die Eier,  
 Und zum Fahrzeug flog ich zurück. „Wo bleibst Du so lange?“  
 Rief mir der Schiffer entgegen. „Wir brauchen Dich schon bei den Segeln.  
 Lege die Eier nur rasch ab in der Cajüte; doch hurtig,  
 Oder ich mache Dir Beine!“ Ich that schnell, wie mir geheßen,  
 Und half eifrig im Dienst beim Hissen der Segel, so gut ich's  
 Eben vermochte bei meiner noch schiffsunkundigen Sprache.  
 Als aus dem Siel wir gelaufen und kaum zwölf Schritte vom Land sind,  
 Wendet der Schiffer an mich sich mit rauhem, verändertem Tone:  
 „Zweimal Essen und dreimal Prügel! Ich hab' es voraus Dir,  
 Junge, gesagt; Du bist ein verzogenes Mutterföhnchen.  
 Wart', ich werde Dich kriegen!“ Ich hörte das völlig verduzt an.  
 Wie man ein Kind erst sanft mit der Hand von oben herabstreichet,  
 Und dann rauh von unten hinauf: so macht' es der Mann ja,  
 Welcher mich sonst nur gelobt und mir freundlich die Wangen gekniffen.  
 Als wir in's freie gelangt halbwegs von Baltrum und Juist, sprang  
 Auf ein frischerer Wind, eine Briesse, man konnte sie steife  
 Kühlte schon nennen; es tanzte das Schiff und stampfte und rollte.  
 Und ans standen die Segel wie Holz. In die kleine Cajüte  
 Stieg der Captain hinab; doch kam er nach wenig Minuten  
 Wieder wie wüthend herauf: „Was hast Du, Junge, Du Schafskopf,  
 Mir mit den Eiern gemacht? Nichts!“ sprach ich verwundert. „Ich habe

Alles gethan, Capitain, was Ihr mir befohlen. Ich habe Schnell nur den Sack mit den Eiern gelegt auf die Bank der Cajüte Und bin wieder gekommen.' „Der Sack mit den Eiern, Du Henochs, Ist beim Schaukeln des Schiffes natürlich zu Boden gefallen, Sämmtliche Eier zerschlagen zu Brei. Du mußt sie stückweis, Einfaltspinsel, im Bord aufstellen, so wie's sich gehörte.' „Aber ich wußte ja nichts, Capitain, von dem Borde für Eier, Oder den Bräuchen des Schiffes! Ich rief es mit kläglichster Stimme; Denn schon holte der Schiffer mit ledergeflochtenem Prügel Aus, und schlug auf mich los, als wollt' er in Stücke mich hauen. Das war des Unholds Dank für die eben erhaltene Mettwurst! Und so macht' er es stets. Mich anzuweisen, wie richtig Etwas zu thun, das schien ihm zu lästig; er wartete lieber Bis ich verkehrt es gemacht, und prügelte dann mich nach Noten. „Prügel prägen am Besten sich ein! so pflegt' er zu sagen, Und bald dacht' ich an Nichts, als mich zu befreien vom Tyrannen. Als wir vor Norddeich lagen, begab sich der Schiffer an's Ufer Um im Norden sich Fracht bei dem reichsten der Brenner zu suchen. „Wird Dir die Zeit zu lang, dann nimm sie doppelt', so rief er Spöttisch zum Abschied noch, und ruderte fort mit dem Steurmann, Wie er ihn nannt', und es war ja doch nur ein gemeiner Matrose. Und so saß ich allein auf dem einsamen Schiffe. Die Dämm' rung Dunkelste tiefer, das Wasser verlief sich bei rieselnder Ebbe Und ward seichter und seichter. Ich prüfte beständig die Tiefe. Raslos stieß ich die Stange hinab, um das Wasser zu messen. Endlich schien es zu stehn. Ich sagte mir: „Jetzt! Wenn Du länger Wartest noch, wird es zu spät. Da liegt es, das rettende Ufer, Und ich denke, du kannst nunmehr es mit Waten erreichen.' Doch dann fiel es mir wieder aufs Herz: „Du kennst ja das Wasser Hier vor Norddeich nicht, und es können sich Rillen und Löcher Zwischen der Rhede, wer weiß, hinziehen und dem lockenden Ufer.“ „Aber Ihr konntet im Falle der Noth Euch helfen mit Schwimmen,“ Warfen wir ein. Doch der Californier sagte: „Mit Schwimmen? „Ei, da müßt' ich vorher doch zu schwimmen verstehen!“ „Ein Seemann Sollte nicht schwimmen?“ „So fraget Euch doch nur um auf der Insel Und auf den Küsten; da giebt's nur wenige Schwimmer. Ein Anker Schwimmt so gut wie ich selbst, und ich hatte wohl Grund mich zu fürchten. Aber: „In Gottes Namen! so rief ich und sprang in die Nordsee, Nackt bis zum Knie, auf der Schulter ein mächtiges Bündel von Kleidern. Langsam wate' ich erst, dann rascher und rascher an's Ufer, Bis ich es glücklich erreicht, und ging schon froh auf dem Deichpfad, Da kommt tockelnd mir Jemand entgegen und trällert ein Liedchen, Und, o Schrecken! er ist's! Mein eigener Schiffer! Erkennt mich, Knufft mich kräftig von rechts — was er freilich nur Kizeln benannte! Worte, die Hauen bedeuten, besaß er wohl fünfzig bis sechzig — Knuffte mich kräftig von links und schleppte mich wieder an's Ufer. Uebrigens ließ er sich, höchst weinselig, die Laune nicht trüben: „Ei, Du Galgenstrick! Fortlaufen, das könnte Dir passen!'

Sagt' er vergnügt und sang' ‚Braun Suschen‘ begeistert zu Ende,  
 Stieß mich zur Jolle hinein und wickte zurück nach dem Schiffe.  
 Und ich dachte bei mir: ‚Was wird es wohl heute noch geben?‘  
 Aber er war zu vergnügt um sich anzustrengen mit Prüßeln.  
 ‚Krieche mal unter den Tisch!‘ so befahl er; ich mußte gehorchen.  
 ‚Setz Dich mal auf den Bauch mit dem Allerwerthsten nach oben;  
 Denn mir ist es thun um eine gepolsterte Fußbank.‘  
 Und so setzt' er auf mir als Schemel zurecht sich die Beine.  
 Weiter geschah mir nichts. Er erging sich in fröhlichen Reden:  
 ‚Fracht nach Amsterdam!‘ so rief er. ‚Ein herrlicher Weinkauf!  
 Ja, Caplakn und Fracht sind nicht zu verachten.‘ ‚Ihr wolltet  
 Wirklich nach Holland fahren?‘ so fragt' ich ihn unter dem Tische;  
 Denn da er angeheitert, so durft' ich ein Wort mir erlauben.  
 ‚Ja, das will ich! Du wirst, mein Söhnchen, es nicht mir verbieten.  
 ‚Aber Ihr habt ja doch Müttern gelobt und ihr heilig versichert,  
 Daß Ihr nie mit dem Schiff Euch weiter als Emden hinauswagt!‘  
 ‚Ei, was scheer' ich mich drum, was ich albernen Weibern versprochen!  
 Halte gefälligst das Maul, sonst tret' ich Pedal wie der Küßer.  
 Ja, nach Amsterdam und dort Stückgüter als Rückfracht!  
 Und dort bei den Mytheers wird Dir das Entlaufen vergehen.  
 Niemand kennt Dich ja dort, und Niemand nimmt Dich zum Dienst an,  
 Als auf ein Zeugniß von mir, und auf mein Zeugniß, Du dummer  
 Junge, begreifst Du doch wohl, nimmt Dich kein Schiffer umsonst an!‘  
 Also verrieth er, benebelt vom Wein, mir des Herzens Gedanken,  
 Sichlich erjrent' es ihn sehr, mich als Maus in der Falle zu haben.  
 ‚Sieh, hier sitz' ich behaglich und trampel' auf Dir und auf Deinen  
 Menschenrechten, wie Du, hochtrabender Schlingel, Dich ausdrückst.  
 Darf ein Cajütsmaat wagen von Menschenrechten zu reden?  
 Wer hat die höchste Gewalt auf Erden? Nicht Papst und nicht Kaiser,  
 Sondern der Schiffer im Schiff, ihm muß man blindlings gehorchen.  
 Ja, Du bist mein Sclav' und ich Dein Herr und Gebieter!‘  
 Und zur Bekräftigung trommelt' er mir auf dem Rücken mit beiden  
 Beinen den Dessauer Marsch. Bald trat er auf mich mit dem rechten,  
 Bald mit dem anderen Fuß und dann, finale, mit beiden.  
 Und gern hätt' er noch weiter geprahlt, doch beschlich ihn Ermüdung,  
 Und bald lag auf dem Rücken das Ungeheuer und schnarchte,  
 Während ich unter dem Tisch mit Wuth im Herzen hervorkroch.  
 Aber es kam ganz anders in Amsterdam, als er dachte.  
 Ausgestiegen am V, wer kommt zum Glück mir entgegen?  
 Abbo Harms, mein Spielfkamerad vom Harlinger Siele,  
 Etwas älter, als ich, und bereits ein leichter Matrose  
 Auf der Fortuna, von Memel, nach Baltimore eben befrachtet,  
 Einer gar stattlichen Brigg, die mit Stolz er mir wies; doch auf meinen  
 Alten Kasten von Kuff sah Abbo mit Lächeln und Mitleid.  
 Als er noch hörte, was für ein Heuchler und Schnurke der Schiffer,  
 Sprach er: ‚Lasse Dich doch nicht so tyrannisch behandeln!  
 Komm, ich kann Dir bei uns wohl Dienst noch verschaffen.‘ ‚In Deinem  
 Eigenen Schiffe?‘ ‚Ja wohl! Ein Kochsmaat fehlte noch gestern,



Und wir stecken schon morgen in See.' 'Nach Amerika?' 'Freilich,'  
 'Ueber das Weltmeer?' 'Nein! Ich habe ja Mattern versprochen,  
 Küstenfahrer zu bleiben.' Doch Abbo lachte und meinte,  
 Endlich wär' es doch Zeit, vom Schürzenbände der Mutter  
 Loszukommen. Ich konnte jedoch mich so rasch nicht entschließen.  
 Nun, wir trieben uns um in Amsterdam und besahen,  
 Was es zu sehn dort giebt, Thiergarten und Alles. Wir gingen  
 Abends an einen besonderen Ort. Neun Häuser der Straß:  
 Waren erleuchtet und voller Musik, und die sämtlichen Thüren  
 Ausgehoben, ein Vorhang nur schied Häuser und Straße;  
 Schlag man zurück ihn, so trat man in einen geräumigen Tanzsaal:  
 Hinten, da wurde getanzt, und es saßen entlang an den Wänden  
 Schöne Damen, gepuht, mit vollen und üppigen Formen,  
 Wie Holländer sie lieben." Als einige Damen begannen  
 Hier unruhig zu werden, so wußte der kluge Erzähler  
 Einzuleiten geschickt und beschwichtigte so die Gemüther:  
 „O, Sie werden nicht glauben, daß ich für weibliche Ohren  
 Irrend Verlegendes hier vorbrächte! Bewahre der Himmel!  
 Was gehn sämtliche Damen, die tanzenden und an den Wänden  
 Schimmelnden, uns denn an? Gar nichts! Doch muß ich berichten  
 Wie's mir selber den Abend erging im erleuchteten Tanzsaal.  
 Vornan, rings um die Schenke herum, da saßen die Männer,  
 Die zum Tanze zu alt, sahn zu und rauchten und spielten,  
 Huldigend Alle dabei gar fleißig dem Geist des Wächolders.  
 Ich war jung und blöd', und mich mit den Nymphen zu drehen,  
 Hatt' ich wohl Lust, doch getraut' es mir nicht. So hielt ich mich altflug  
 Vorn zu den Älteren Männern und setzte mit glühender Kohle  
 Mir mein thönerne Pfeifchen in Brand und trank um die Wette.  
 Waren die Gläschen auch klein mit dem süßen und feurigen Tranke,  
 Wurden sie nur um so schneller geleert. Nicht lange, so schwamm es  
 Mir vor den Augen bereits, und es schien sich Alles zu drehen.  
 Nur, daß Abbos Captain auch kam, deß' erinner' ich mich noch,  
 Daß er mir schlug in die Hand und freundlich die Schulter mir klopfte.  
 Aber mir schwanden die Sinne nun schon; ich vermag nicht zu sagen,  
 Wie mich die andern nach Hause gebracht. Ich wachte mit wüstem  
 Kopf am anderen Morgen im Bett auf, völlig entkleidet.  
 Während ich nun des Geschehenen mich zu entsinnen versuche,  
 Und anziehe die Hose, da fallen zu meinem Erstaunen  
 Drei Dukaten heraus. — Wie kam ich dazu? Denn ich hatte  
 Gold noch nie in der Tasche gehabt. Da steckte mit Lachen  
 Aus der benachbarten Kose den Kopf mein Abbo (wir schließen  
 All' in der Wand) und rief: 'Du bist Kochmaat der fortuna!  
 Bist von unserm Captaine geheuert!' 'Das weiß ich ja gar nicht!'  
 'Glaub's wohl; aber Du hast Dich mit Handschlag, Anton, verpflichtet  
 Und als Handgeld auch die Ducaten genommen. So komm denn,  
 Daß wir die Sachen Dir holen an Bord. In wenigen Stunden  
 Geht's nach Amerika fort!' 'Nach Amerika? Ueber das Weltmeer?  
 Aber ich habe ja Mattern versprochen' — 'So höre doch endlich

Auf, an die Schürze der Frau Mama wie ein Kind dich zu klammern!  
 Du bist richtig vermietet und darfst als ehrlicher Mensch nicht  
 Brechen das einmal gegebene Wort! 'Hätt' ich nur nicht getrunken!  
 'Sei du doch froh vielmehr, daß so Dir das Wählen erspart ist!  
 Komm! Wir holen die Sachen!' Wir trafen auch glücklich den Schiffer  
 Seelenallein, still pickelnd auf seinem erbärmlichen Kusse.  
 'Ich und mein Fläschchen sind immer zusammen!' so sang er gerade,  
 Aber verstummte, sobald wir Beide betraten das Fahrzeug.  
 Als wir schweigend die Sachen vom Bord wegtrugen, so staunt' er,  
 Schimpfst' und drohte zuerst mit Polizei und Gerichten,  
 Aber als Abbo Harms mit der Enafsgestalt vor ihn hintrat  
 Und ihn frag: 'Ihr sagtet doch nichts?' so verging ihm das Schimpfen,  
 Daß er nur murmelte: 'Nichts!' Da versetzte der riesige Abbo:  
 „Ihr habt neulich dem Jungen im Schiffe den Schädel zerbrochen,  
 Und dann habt Ihr behauptet, es liege die Schuld an dem Jungen,  
 Weil sein Schädel zu weich. Wenn Ihr ein einziges Wort sagt,  
 Prüf' ich die Härte des Schädels an Eurem laufigen Kopfe!  
 Aber Ihr sagt ja Nichts!' So zogen wir lachend von dannen,  
 Und nicht lange, so schwamm mit uns die Fortuna im Weltmeer.“  
 „Nun, und was bracht' Euch denn nach Californien?“ „Hört nur:  
 Als wir nach Baltimore kamen, da wüthete drüben ein Fieber,  
 Zwar nicht das gelbe, das goldne jedoch. Denn es waren die Zeiten  
 Wo man das Gold unlängst in Californien auffand,  
 Und man stellte sich vor, man gräbe die goldenen Klumpen  
 Dort aus dem Boden heraus, wie bei uns zu Land die Kartoffeln.  
 Niemals wurde die Jagd nach dem Glück so hitzig betrieben;  
 Alles begehrte zu ziehen nach Eldorado im Westen  
 Jeder befürchtete nur, daß zuvor ihm kämen die Andern.  
 Reihnweis lagen im Hafen bereits die verlassenen Schiffe,  
 Welchen entlaufen das Volk, um nach Gold zu graben. Um leicht'sten  
 fanden Matrosen den Weg: denn sie konnten die Schiffe bedienen,  
 Die Cap Horn herum auszogen zum goldenen Vliese.  
 Und so segelt' auch ich an Bord eines Klippers nach Goldland.“  
 „Aber wie durftet Ihr, Freund, fortlaufen von Eurer Fortuna?  
 Und was sagte dazu der Captain?“ „Was konnt' ich ihm nützen?  
 Waren die Andern alle doch auf und davon schon. Was konnt' ich  
 Helfen allein dem Captain?“ „Ihr konntet das Schiff doch bewachen.“  
 „Dazu genügt' ihm ein hungernder Hund. Man muß das Gewissen  
 freilich so weit nicht haben, wie Wiesen und Weiden, doch auch nicht  
 Gar zu enge, so eng wie ein Eichelnapfchen. Ich fuhr bald  
 Unter Donner und Blitz um Amerikas südliche Spitze,  
 Und ob schon uns der Weg noch fast eine Ewigkeit dünkte,  
 Kamen wir glücklich doch an im Land der Verheißung.“ „Und hat sich  
 Euch die Verheißung erfüllt? Sagt, habt Ihr Euch Schätze gesammelt?“  
 „Ei, das sagt' ich ja schon, ich habe mir Schätze gesammelt,  
 Aber mit sauerster Müß'; und habe sie wieder verloren.  
 Heute, da sprengt man den Quarz mit den goldenen Adern, zerstampft ihn  
 Und dann läutert das Gold man heraus durch mancherlei Künste.

Wir, wir begnügten uns noch, Goldsand zu graben im Flußbett,  
Ihn in die ‚Wiege‘ zu thun und etwas zu waschen und sieben,  
Höchstens nahmen wir noch ein Widderfell uns zu Hilfe,  
Wo sich die goldenen Körnchen zuletzt in den Zotten verfangen.  
Floß auch vieles vorbei, so füllten wir doch uns den Beutel.  
Lang, lang schweift' ich umher, und versucht' ein jegliches Goldfeld,  
Das ein Gerücht anpries als das reichlichste Lager. Ich hab' oft  
Unter dem offenen Himmel gelebt, oft unter dem Obdach,  
Wie ich mir hier es erbaut, mich gewöhnt an Wildniß und Wüste;  
Zwischen den Wilden gelebt und bin auch selber verwildert;  
Denn dort tanz' um das goldene Kalb ein verwegnes Gefindel,  
Ohne Gesetz, nur beherrscht von den eigenen rohen Begierden.  
Was Goldgräber gewinnen im Jahr, das verspielt in den HölLEN  
San Franciscos gar Mancher in zwei, drei Nächten. Ich habe  
Auch wohl lustig gelebt, doch weder gespielt noch getrunken.  
Nüchtern hielt ich mir stets, was dort ich bezweckte, vor Augen:  
So viel Gold zu erwerben, um hier in der friesischen Heimat  
Mir ein Gütchen zu kaufen, ein Bauerngehöft, nur das kleinste.  
Aber je schwerer der Goldstaub ward im Beutel, je größer  
Wurde das Bauerngehöft; ich wollte wohl gehn, doch ich ging nicht,  
Immer verlängernd die Frist. Sechs Jahre schon waren verflossen,  
Seit ich Europa verließ, und immer noch grub ich und siebte.  
Bis zu der Unglücksnacht“ — Es verdüsterte sich des Erzählers  
Stirn und wir fragten besorgt: „Was hat Euch Urges betroffen?“  
„Indianer — o diese vermaledeiete Rothhaut! —  
Krochen wie Schlangen heran und überfielen des Nachts uns.  
Bald war Alles im Lager Verwirrung und Lärm. Nach den Waffen  
Griff ein Jeder und war entschlossen zur muthigen Abwehr.  
Aber wie sollten wir finden den Feind beim völligen Dunkel?  
Schuß auf Schuß zwar gaben wir ab; doch trafen wir manchmal  
Einen der Unsrigen selbst. Wir verließen das Zelt, um im freien  
Uns zusammenzuschaaeren, und gleich wenn es tagte, vereinigt  
Anzugreifen den Feind. Doch waren die Wilden im hohen  
Grase schon wieder entschlüpft. O die kupferfarbigen Schlangen!  
Also gingen verstimmt wir am Morgen zurück in die Zelte,  
Nachzuholen den Schlaf; und ich wollte nach meiner Gewohnheit,  
Eh ich mich legte, mich noch an dem Schatz, an dem Beutel mit Goldstaub,  
Den ich sicher verwahrt in der eisenbeschlagenen Kiste,  
Etwas erfreuen und weiden. Ich ging an die Kiste. Was ist das?  
Wehe, zerbrochen das Schloß! Und es lagen die übrigen Sachen  
Ueber den Boden zerstreut; doch das Gold und der Beutel — verschwunden!  
Eiskalt trat mir der Schweiß auf die Stirn, und ich war wie vernichtet.  
„Wo ist das Gold?“ so rief ich entsetzt, und suchte vergebens.  
Und dann lief ich hinaus und schrie nach dem Beutel mit Goldstaub;  
Ob denn Niemand den Beutel gesehen, und wer ihn genommen?  
„Indianer vermuthlich!“ so sprach gleichmüthig ein Nachbar,  
Dem sein Gold nicht geraubt. Ich glaubte nicht an Indianer;  
Jeder der Leute, der eignen Gefährten, erschien mir verdächtig,

Daß er benutzte die Verwirrung der Nacht, um das Gold mir zu stehlen;  
 Auszusprechen jedoch den Verdacht war gefährlich; mir wäre  
 Sicher ein Bowiemesser sogleich in die Rippen gefahren;  
 Bald auch ward es entdeckt, daß viele Gezelte geplündert  
 Und daß der Uebersall von den Wilden geplant war als Raubzug.  
 O, Gift sollte man streun, Fangeisen und Gruben bereiten,  
 Wie für den Wolf und den Fuchs, für die tödtliche schändliche Rothhaut!"  
 „Nun, und die Weißhaut wird von den Ureinwohnern am Ende  
 Auch als Räuber verflucht und Eroberer!" warf ich dazwischen.  
 Aber er war zu erbozt, um auf Einreden zu achten,  
 Und fuhr fort, vom vergangenen Gram noch leise beschattet:  
 „Manch ein Tag ging hin, wo ich kaum zu essen vermochte;  
 Ich saß stumm und starr und grübelte über die Frage:  
 Was ist besser? Erhängen, ersaufen oder erschießen?  
 Doch dann regte sich plötzlich die Lebenslust und die alte  
 Fröhliche gute Natur in mir, und ich fragte mich also:  
 „Anton, kannst Du noch pfeifen?" Und munter begann ich das Liedchen:  
 „Augustin, Alles ist weg!" und richtig, es ging noch, das Pfeifen.  
 Und ich lachte zuletzt, daß Rock und Stock doch noch da sei.  
 Kann ich noch pfeifen und lachen, so will ich mich ferner nicht härmen,  
 Nicht wie die Köchin es machen, die, wenn sie die Schüssel zerbrochen,  
 Immer die Stücke zusammen noch hält und mit kläglichem Tone  
 Seufzt: „So hat es gefessen!" Mir war der Versuch nicht gelungen  
 Melancholisch zu sein. Ich beschloß, von Neuem zu leben.  
 Erstlich ging ich auf Jagd und Fischfang, mich zu zerstreuen,  
 Und dann grub ich von Neuem und grub und siebte und siebte  
 Freilich, je größer die Zahl goldsuchender Leute geworden,  
 Je durchforschter das Land und abgesuchter die Gründe,  
 War es denn schwieriger schon als zuerst, sich Schätze zu sammeln;  
 Aber ich hielt doch aus bei dem Waschrahm und in dem zehnten  
 Jahr war ich wieder so weit, um ein Bauerngehöft mir zu kaufen.  
 Vierzigtausend Dollars, ich hatt' als Ziel mir die Summe  
 Vorgelegt, und als es erreicht, da säumt' ich nicht länger.  
 Klüger, als früher, verließ ich die californische Küste;  
 Ueber den Isthmus ging es nach Haus in dem nächsten Packetboot,  
 Und wir kamen mit glücklicher Fahrt bis zur Küste von Irland,  
 Die, von der Sonne beglänzt, dalag mit Felsen und Klippen.  
 Doch bald waren die Strahlen erblicken, es stieg ein Gewölke  
 Höher und höher den Himmel herauf, rothbräunlicher Färbung,  
 Daß ich erinnert ward an die kupferfarbigen Schlangen.  
 Bald war Alles gehüllt in finstere Nacht und in Schweigen.  
 Siehe, da zuckt ein greller und zackiger Blitz und — zum Zählen  
 War es nicht Zeit — ein Knall, als sollte der Himmel zerbersten,  
 Dann ein Sturm, ein Orkan! Wir flüchteten uns in die Kojen,  
 Da vor der Windsbraut wir uns auf Deck nicht zu halten vermochten  
 Compaß, Karten und Steuer und Segel — sie waren nun sämmtlich  
 Ganz nutzloses Geräth. Wie gradwegs saugend die Kugel  
 Fliegt aus dem Lauf, so wurde das Schiff auf die Felsen geschleudert.

Erst ein Krach, daß Jedem das Herz im Busen erstarrete,  
 Und dann rauschen die Wasser herab schon in die Cajüte,  
 Daß wir erschreckt zum Verdecke hinauf nun wieder uns flüchten.  
 Zwei, drei Menschen sofort warf über die Kelling die Sturzlee,  
 Und wir sahen sie schon als Ertrinkende ringen die Hände  
 Und lautlos, wie es schien, in die wirbelnde Tiefe versinken;  
 Denn ihr Angstruf ward vom Gebrause des Meeres verschlungen  
 Unter den Passagieren des Schiffs, aus Hameln gebürtig,  
 War ein Mann, den wir Herrn Rattenfänger benannten,  
 Oder den Pfeifer von Hameln. Er piffte gern fröhliche Lieder.  
 Dieser, wie ich, rückkehrend aus Californien, hatte  
 Eine noch größere Menge des glänzenden Staubes erbeutet,  
 Sprach unaufhörlich davon, wie er künftig das Leben genießen  
 Wollt' auf der Heimat Flur, und schien ein vom Glücke Berauschter.  
 Als er nun kam auf das Deck, und sah, daß das Schiff schon geborsten,  
 Sah, wie drohend die Todesgefahr, entfuhr dem Entsetzten  
 Solch ein gellender Schrei, daß er Alles, das Brüllen der Wogen  
 Und das Geheul des Orkans und das Krachen des Schiffs übertönte  
 Sammt dem Donnergeklatsch der die Masten peitschenden Segel.  
 Und dann stürzt' er die Treppe hinab um die Schätze zu holen.  
 Rasch kam wieder der Mann aus Hameln herauf zum Verdecke,  
 Hielt in der Rechten den schwereren Sack, in der Linken den leichtern,  
 Straff und bis zum Rande gefüllt mit dem kostbaren Goldstaub.  
 Krampfhaft hielt er die Beutel gepackt, er konnte darum sich  
 Nicht fest halten im Sturm und ward in die Wellen geschleudert.  
 Immer noch hielt er die Beutel gefaßt und — sollte man's glauben?  
 Jetzt auch konnt' er sich nicht entschließen, sie fahren zu lassen,  
 Während der Tod ihn hinab schon zog an den Zehen zur Tiefe.  
 Und so schoß er hinab wie ein Taucher. Ich konnte nicht anders,  
 Kant auf lacht ich dabei, daß so sinnlos handeln die Menschen.  
 „Welch ein Thor!“ So rief ich und that mir das feste Gelübde:  
 „Bringst Du das Leben davon nur, den ersten der Schätze, so willst Du  
 Dich um die andern nicht kümmern und lustiglich leben von vorne.“  
 Aber mich faßte sofort auch eine gewaltige Sturzsee  
 Und, ich wußte nicht wie, da lag ich schon unten im Meere.  
 Ich auch hatte den Beutel mit Gold in den Armen; doch ließ ich  
 Fahren die goldene Last, so konnt' ich mich mit den befreiten  
 Armen behaupten im Kampf mit den tobenden Wellen des Meeres.  
 Manchmal ward ich gestoßen durch Sonnen und Balken, doch öfters  
 Half mir ein Schiffsgeräth, mich über dem Wasser zu halten,  
 Und schon floß mein Blut aus mancher Verwundung, da kamen  
 Frische Fischer zur Hülfe herbei. Sie zogen die meisten  
 Uebrig Gebliebenen in's Boot und retteten uns aus dem Schiffbruch.  
 Und so brachten sie uns nach Cork im traurigsten Aufzug.  
 Wo sich denn unser der Consul erbarmte, mit Kleidern zur Nothdurft  
 Uns schiffsbrüchige Leut' ausstattete, bis wir in Bremen  
 Glückliche die Heimat erreichten. Ich brachte statt goldner Millionen  
 Nichts aus Californien heim, als einige kleine

Silberne Münzen, mir als Almosen gereicht in der Fremde.  
 Anfangs hielten mich Alle für reich; doch als von dem Reichtum  
 Nichts zum Vorschein kam, und als ich suchte nach Arbeit,  
 Sant ich so rasch, wie gesiegen ich war, in der Meinung der Menschen.  
 Arbeit giebt's an der Küste genug, und sollt' es nur Schill sein,  
 Den in den Matten man wirbt, die Muscheln, woraus man den Kalk brennt.  
 Stets ist hier im Siele zu thun und am Deiche; des Sommers  
 Hat man guten Verdienst an den Badegästen der Inseln  
 Oder den Seehundsjägern, die kundiger Führer bedürfen.  
 Neulich geh' ich am Strand bei völliger Ebbe; da seh' ich  
 Etwas liegen im Sande, wie eine gewaltige Schlange,  
 Und was ist es zuletzt? Das Untertau eines großen  
 Orlogschiffs, viel dicker als heut' es in sämtlichen Flotten  
 Noch im Gebrauch sein wird. Ein Linienschiff der Armada  
 König Philips ist hier an der nämlichen Platte gestrandet,  
 Wo die Cornelia ging in der Opferwoche zu Grunde.  
 Nach Jahrhunderten wühlte das Tau sich wieder zum Licht auf,  
 Und wir gruben davon ein tüchtiges End' aus dem Strande.  
 Das uns der Krämer im Siel abkaufte. So ist von des reichsten  
 Königes Schätzen ein Theilchen zuletzt auf mich noch gekommen.  
 Seht, ich bin nicht der Mann, um in's Joch mich zu spannen, wie Ochsen,  
 Doch wo ein Nahrungsfang auftaucht, da bin ich zu finden.  
 Freilich, der Bauer verachtet mich nur. So ein Kerl, der den spitzen  
 Thurm von Esens noch nie aus seinem Gesichte verloren,  
 Meinet, herunter zu sehen auf mich. Ich habe die Bauern  
 Satt in der Jugend bekommen, und kann ich sie ärgern, so thu ich's.  
 Nun saß einst in dem Krug ein proziger Bauer und prahlte  
 Viel von seinem Gehöft, von Aekern und Weiden und Viehstand.  
 Kurz, da war kein Platz zu vergleichen mit seinem. Darüber  
 Kam ich hinzu und warf einen blinzelnden Blick auf die Andern,  
 Und dann seht' ich zum Bauer mich hin und strich nun den Hof noch  
 Mehr als er selber heraus, war entzückt von den Pferden, den Kühen  
 Bis zu den Häckselladen hinab und dem butternden Rappen,  
 Daß sein grobes Herz im Busen ihm höchlich erfreut ward.  
 „Bauer,“ so sagt' ich zuletzt — sie nennen sich lieber ja Landwirth,  
 Gutsbesitzer, Colon — drum nenn' ich sie immer nur Bauer —  
 „Sagt, was nähmet Ihr wohl für Eure vorzügliche Stätte?“  
 „O,“ so sprach er mit Stolz, „ich will sie gar nicht verkaufen!“  
 „Gleichviel, Bauer, wie hoch schlagt Ihr im Preise das Gut an?“  
 „Nun,“ sprach Jener, „ich dächt' ein Thälerchen vierzig mal tausend,  
 Damit würde man sich an dem prächtigen Gut nicht verkaufen!“  
 „Vierzigtausend — das ist in Dollars gerechnet nur dreißig  
 „Tausend — hm! hm!“ „Was meint Ihr damit?“ so fragte der Bauer.  
 „Nun, ich hatte mir drüben an Goldstaub vierzigtausend  
 Dollars zusammengebracht — sie gingen verloren im Schiffbruch;  
 Aber sie waren bestimmt, ein Gut zu kaufen in Friesland,  
 Und da wäre das Eure mir doch zu geringe gewesen!“  
 Sehr unwillig vernahm das der Bauer und paffte vor Aerger;

Aber er wußte darauf auch nicht ein Wort zu erwidern,  
 Und so ging er denn bald aus dem Krug, und ich sprach zu den Andern:  
 „Seht, ich kenne den Bauer und weiß, daß er neunundzwanzig  
 Häupter von Rindvieh hat im Stalle; doch zählt er sich selbst mit,  
 Sind zusammen es dreißig!“ Da lachten und jubelten Alle.  
 „Ihr seid Guts- und ich bin Hirnbesitzer, Ihr Bauern!  
 Und so verdien' ich, gesund und fröhlich, so viel ich gebrauche.  
 Wohlgemuth heiß ich und wohlgemuth bleib' ich in Ewigkeit! Amen!“  
 „Bravo!“ riefen wir laut. „Ihr habt uns die Lebensgeschichte  
 Herrlich erzählt und auch sie gekrönt mit dem heitersten Spruche.  
 Ihr habt Recht, daß den fröhlichen Sinn als den dritten und besten  
 Schatz Ihr betrachtet, den Ihr entschlossen seid Euch zu bewahren.“  
 „Ja, mein Frohsinn ist nicht feil mir um tausend Ducaten,  
 Aber besser ist besser!“ Er lächelte schlau und besonders.  
 „Ei, was meint Ihr damit, Californier? Sagt es uns, bittel!“  
 „Daß Ihr mich mißversteht! Ich sprach von dem wirklichen Schätze,  
 Den ich in Friesland fand und mir zu bewahren gedenke.  
 Seht, an mir ist Alles noch jung, und vorzüglich die Beine.  
 Nichts, das mehr mich ergötzt, als die Mädchen im Tanze zu schwenken,  
 Dieser sag' ich ein Späßchen in's Ohr und Jener 'ne Bosheit;  
 Einer ein schmeichelndes Wort und der andern die kräftigste Schurre.  
 Laut aufkreischen sie oft vor Vergnügen und lachen und scherzen,  
 Wenn von Verlobung ich red' und von Heirath. Ob es mir Ernst sei,  
 Wissen sie nicht; doch ich bin der beliebteste Tänzer der Gegend.  
 Eine nur war dabei, Margaretha, die schmeichste von Allen,  
 Die kalt gegen mich blieb, so sehr ich um sie mich bemühte.  
 Sagten doch Alle, sie wär' ein kluges, gebildetes Mädchen,  
 Und doch vermocht' ich sie nicht zu fließender Rede zu bringen.  
 Jal und Nein! mehr sagte sie kaum, und selbst mit mir tanzend,  
 Sah sie mir nicht in's Gesicht, nein, seitwärts oder zu Boden.  
 Und ich täuschte mich nicht, sie mied mich so viel sie nur konnte.  
 Doch, Was uns nicht kann werden, das ist uns das Liebste auf Erden!“  
 Ja, so ging es auch mir. Nur sie, nur das saubere Gretchen,  
 (Denn so nannte man sie, weil sie stets wie geschält aus dem Ei ging,)   
 Das mich verschmähte, sie war mein Traum bei Nacht und bei Tage.  
 Manchmal sag' ich zu mir: „O das ernste, das sinnige Mädchen  
 Hat mich gewogen und mich zu leicht befunden! Sie glaubt wohl,  
 Daß ich aus Flandern sei und geh von der Einen zur Andern.  
 Kängst schon wär' es für mich an der Zeit, gesetzet zu werden,  
 Dennoch tändel' ich fort mit den Mädchen, den jüngsten am liebsten,  
 Muß ich nicht wankelmüthig und flatterinnig erscheinen?“  
 Ach, sie kennet das Beste an mir, mein treues Gemüth, nicht,  
 Ahnt nicht, daß man zuweilen in Lustigkeit schwärmet aus Tiefsinn,  
 Und mir so ernst nichts ist in der Welt, wie die Liebe zu Gretchen.  
 Also sprach ich zu mir; doch es siegte dann wieder der Aerger  
 Und mein männlicher Trost, so spröde behandelt zu werden.  
 Endlich beschloß ich, mich nicht mehr zu ärgern am sauberen Gretchen,  
 Sondern sie aufzugeben. Ich tanzte nicht mehr mit dem Mädchen,

Sprach nicht mit ihr und grüßte sie kaum, so war ich erbittert.  
 Aber des Nachts, insgeheim, da ging ich den Weg durch die Hecken,  
 Welcher vorüberführt an dem Predigerwitwenhause.  
 Denn dort lebt Margaretha; die Mutter ist Wittwe des Küsters,  
 Und so gönnte man ihr in dem Hause zu wohnen, das leer steht.  
 Wenn ich das Licht nur sah aus dem Fensterchen schimmern, so ging mir  
 Auf ein Stern, und erblickt ich die holde Gestalt an dem Spinnrad  
 Oder den lärmenden Webstuhl ziehend und werfend das Schiffchen,  
 Ach, da ward mir so wohl und so weh, daß die Thränen mir quollen.  
 Einmal zog ich des Wegs, da hört' ich ein lautes Geplander,  
 Oft mit Gelächter vermischt, und es schienen die Mädchen des Dorfes  
 Fast vollzählig versammelt zu sein bei dem sauberen Gretchén,  
 Und schon war ich am Hause vorbei, da scholl ans der Stube,  
 Horch! mein Name heraus und dann ein helles Gekicher.  
 Und voll Uengier schlich ich zurück an das offene Fenster.  
 Denn vor der Hausthür stand ein mächtiger duftender Flieder,  
 An dem kaum noch Blätter zu sehn vor der Nägeln Fülle.  
 Durch den ward ich verdeckt und horchte. Mir ging es denn freilich,  
 Wie es im Sprichwort heißt: ich hörte die eigene Schande.  
 Wenn ich die Mädchen nicht sah, so erkannt' ich sie schon an der Stimme,  
 Jemine, wie ward Wohlgemuth hier durch die Hede! gezogen!  
 'Mein, so dumm bin ich nicht!' rief Käthe, das schnippische Käthchen,  
 'Um das, was er erzählt von verlorenen Schätzen, zu glauben,  
 Wenn ein Mensch nichts hat, so prahlt er mit dem, was er hatte.  
 Sicher ist nur, er hat gar nichts! Und was ist er am Ende?  
 Ein 'rumtreiber und ein Vogelbunde \*)!' so sprach sie verächtlich.  
 'Jeder ist sonst doch etwas,' so meinte bestätigend Edda,  
 'Sei es ein Krämer, ein Schmied, ein Schneider, ein Schäfer, und wenn es  
 Noch so wenig auch sei, doch der Californier gar nichts!'  
 Lisbeth sprach: 'Er verdient nicht so viel, eine Frau zu ernähren,  
 Und doch redet der Mensch von Hochzeithalten und Heirath,  
 Gleich, als braucht' er die Hand nur auszustrecken, so blieben  
 Ihm zehn Mädchen sofort an den Fingern kleben, der Prahls Hans!'  
 Daß dem, welcher so viel nicht besitzt um die Frau zu ernähren,  
 Nicht zu gestatten es sei, auch nur zu denken an Heirath,  
 Ueber den Punkt, da waren die Mädchen entschieden und einig.  
 Und dann ist er zum freien zu alt schon geworden,' versetzte  
 Anna Marie. Und Theda bemerkte verstärkend: 'Er hat schon  
 Weiße Haare, der Kerl!' Und Hannchen und Fiechen und Erna  
 Riefen zugleich: 'Wer nahn' ihn denn noch?' Und das schnippische Käthchen  
 Setzt' antwortend hinzu: 'O Niemand! Niemand! Ein jedes  
 Mädchen, das etwas noch hält auf sich selbst, das verschmähet den Menschen,  
 Wenn um Anderes nicht, schon seiner Vergangenheit halber;

\*) Plattdeutsch für Vagabunde (Vagel — Vogel). E. M. Arndt hatte seine Lust an diesem Worte, welches zeige, wie das Volk sich Fremdwörter auf seine Weise zu recht mache.



Denn in Amerika hat er zu arg es getrieben! Es mag ja Alles verbürgt nicht sein, was hier von dem Menschen erzählt wird; Aber das sagen sie Alle, und ist nicht der leiseste Zweifel, Daß er ertappen sich ließ als ein Pferdedieb! Und ein Psui rief Erst ein Mädchen, dann zwei, dann alle vereinigt im Chöre, Wie in der Frühlingsnacht einträchtiglich quaken die Frösche. „Ja, als Pferdedieb!“ so wiederholte noch Käthchen, Und sie wollten ihn theeren und federn, doch bat er so kläglich; Daß zur Strafe sie nur ihm schnitten die Ohren vom Kopfe. Während die Mädchen noch schauernd sich schüttelten, stand vor Erregung Gretchen vom hölzernen Stuhl, in der Lehne geschnückt mit dem Herzlein, Auf und stieß ihn zurück, daß er taumelte, nahe dem Falle. Und dann rief sie mit fliegender Röthe ein zorniges: „Schämt Euch! Könnt Ihr so thöricht sein? Ihr habt doch Augen im Kopfe, Seht doch, wie glatt und wie zierlich gedrechselt die Ohren des Manns sind, Seht, daß er nicht Schnittwunden, noch Narben noch Makel am Ohr hat, Und glaubt mehr da dem dummen Geschwätz als den eigenen Sinnen! Was geht mich Herr Wohlgemuth an? Er macht sich aus mir nichts, Und hat lange bereits mit mir kein Wörtchen gewechselt. Aber das muß ich gestehn: als säß’ er uns auf dem Moquirstuhl, Habt Ihr der Mann um die Wette verleumdet!“ „O, nein!“ und „O, nicht doch!“ Riefen die Mädchen, doch ließ sich Gretchen im Flusse der Rede Gar nicht hemmen und stören, es floß vielmehr wie ein Mühlbach, Der seit lange gestaut, sich ergießt auf die rauschenden Räder Rasch ihr die Rede vom Mund aus dem überströmenden Herzen: „Da er doch sonst nicht lügt, so scheint unglaublich auch das nicht, Was er erzählt vom Verluste der mühsam erworbenen Schätze. Und 'rumtreiber? Er wohnt schon lang in dem nämlichen Hause freilich, er wurde gewöhnt an ein freieres Leben und pfercht sich Als Handwerker nicht ein im Hinterzimmer des Hauses, Hat er doch Manches gelernt und braucht sich nicht zu beschränken, Auf ein enges Gewerkl. Wo Gelegenheit ist zum Verdienste, Steht er bereit und genießt bei Allen das größte Vertrauen Als anschlagiger Kopf von vieler Erfahrung und Einsicht. Ja, und er ist, wie mich dünket, der nützlichste Mann in der Gegend. Dennoch sagt Ihr, er sei nicht im Stand’ ein Weib zu ernähren; Aber er hat doch die Mutter, die neulich verstorbene, treulich Bis an’s Ende gepflegt und auf eigene Kosten erhalten. Zahlt stets baar, wenn er kauft, geht fein, herrschaftlich gekleidet, Und hat oft Euch bewirthet, Ihr aber belohnt ihn mit Undank Und Ihr rächt Euch dafür, daß er heimliche Hoffnungen täuschte. Ferner zu sagen, er wäre zu alt, um an’s Freien zu denken! Stehet der kräftige Mann doch noch im rüstigsten Alter, Und ein erbleichendes Härchen besagt doch wirklich nur wenig, Mancher ergraut mit Dreißig bereits und Manche von Euch hat Schon vor dem Spiegel ein silbernes Haar sich entfernt in der Stille. Ja, so viel Ihr auch lästert, Ihr sagtet doch sämmtlich — ich nehme Käthchen allein nur aus, die geschworene Feindin des Mannes,

Weil er ihr oft Pechpflaster gelegt auf das plappernde Mäulchen —  
 Alle die Andern, sie sagten nicht Nein, wenn er nur sich entschloß  
 Ernst zu machen, und aufzutreten als stattlicher Freier.  
 Und wer weiß, ob Käthe nicht auch sich am Ende besänne!  
 Aber der Aufruhr war im Gemach auf's höchste gestiegen;  
 Alle verschmähten bereedtsam den californischen Freier.  
 „Und Du selber,“ so riefen die Mädchen, „Du wärest die letzte,  
 Gretchen, um Dir von dem Manne den Ring an den Finger zu stecken.“  
 Wer jedoch tapfer sich hielt; war Gretchen. Mit Ernst und mit Eifer  
 Sprach sie: „Er denkt nicht an mich, das wisset Ihr Alle; doch käm' er,  
 Und spräch' also zu mir: Mein theuerstes Gretchen, ich habe  
 Lieber als Alle nur Dich und begehre Dich. Willst Du mich haben?  
 Wahrlich, ich sagte nicht Nein; ich reichte die Hand ihm mit Freuden!“  
 Aber sie hatte noch kaum zum Staunen der Mädchen geendigt,  
 Als ich plötzlich den Kopf 'reinsteckte' in das offene Fenster  
 Und so sagte zu ihr: „Mein theuerstes Gretchen, ich habe  
 Lieber als Alle nur Dich und begehre Dich. Willst Du mich haben?“  
 O, wie flogen die Mädchen mit lautem Gefreische von dannen  
 Gleich den verschüchterten Tauben, wenn unter sie stößt der Habicht!  
 Und durch die Hinterthür und den Garten verschwanden sie Alle.  
 Doch ich schwang mich zum Fenster hinein. In der Mitte der Stube  
 Stand, von der Lampe beleuchtet und glühend vor Scham und Erschrecken,  
 Gretchen, das schöne, das liebe, das einzige Gretchen, und weinte  
 Still vor sich hin. Ich küßt' ihr die Thränen entzückt von den Wangen,  
 Und sie ließ es geschehn; so waren wir Beide versprochen.  
 Manchmal scherzt sie und sagt, ich hätt' ihr Ja! nicht erhalten,  
 Aber sie hatte das Ja mir zugesichert im Voraus.  
 Hätt' ich sie nicht schon geliebt, die den Abend gesprochenen Worte  
 Waren genug, um mich zum seligsten Manne zu machen.  
 Denn was kann uns wohl höher erfreun, als das eigene Wesen  
 Völlig erkannt zu wissen? Im vorgehaltenen Spiegel  
 Unser Bild zu erblicken, sowie wir selbst in den besten  
 Augenblicken uns sehen, zum mindesten wünschen, wir wären,  
 Wie uns der Andere zeigt, gleich einem verschönernden Spiegel?  
 „Gretchen, wie konntest Du mich so kalt und spröde behandeln?“  
 Frug mein Bräutchen ich einst. „Ich wußte ja, daß ich Dich liebte,“  
 Sagte das holde Geschöpf, „und fürchtete mich zu verrathen,  
 Immer in Angst, ich möcht' aufglühen wie eine Pflanze  
 Unter dem Blick und den Worten des Mannes, der ganz mich erfüllte,  
 Und aufdecken der Welt voll Spötter mein zartes Geheimniß!  
 Daß Du ernster mit mir, als mit allen den Andern es meintest,  
 Wirklich mich liebtest — das Glück schien mir zu groß, es zu glauben,  
 Und ich hielt mein Herz doch zu gut, damit tändeln zu lassen.“  
 Also sprach sie, nicht stolz, doch würdig. Das saubere Gretchen  
 Ist mein dritter Schatz, mein letzter und liebster von allen.  
 Denn was hilft uns das Gold? Man kann es nicht herzen und küssen,  
 Aber der lebende Schatz, der läßt sich küssen und küßt.  
 Seitdem bin ich der Vogel, der Moos und Halme zusammen

Trägt im Schnabel, ein Nest sich zu bauen, und bald ist es fertig.  
 Also hab ich Euch nun mein Leben zu Ende beschrieben,  
 Und schon sieht man die Leute von fern heimkehren vom Wracke."  
 Wenn ihr reizendes Liebchen die Nachtigall eben geendet,  
 Stehn wir noch still und hórchen, ob nicht sie von Neuem beginne.  
 Also konnten wir uns noch nicht entschließen zum Weggehn.  
 Und so ergriß ich das Wort: „Man sieht schon kommen die Leute;  
 Aber der Weg ist noch weit. Ihr könntet noch etwas erzählen,  
 Californier, seht doch, es hängen vor Allem die jungen  
 Fräulein Euch am Munde, wie saugende Bienen am Rothklee.  
 Gebet noch etwas zu!“ „Ja erzählen! Erzählen!“ so baten  
 Zarte Stimmen im Chor. Und mit dem ihm eigenen Anstand  
 Sprach er verbindlich: „Die Wünsche der Damen sind stets mir Befehle!  
 Also will ich denn noch den geehrtesten Damen und Herren  
 Vom Selbstmisten erzählen, was je mir im Leben begegnet.  
 Aber Sie werden es mir nicht glauben, so wahr die Geschichte.  
 Nämlich ich war einmal schon gestorben!“ „Gestorben!“ so rief da  
 Unsré Gesellschaft zugleich. „Ihr seid ein Schalk!“ Und wir lachten.  
 „Ja, ich war schon so gut wie todt und begraben. Denn hört nur:  
 's war an Bord der Fortuna von Memel, Capitain Edden  
 Und es erhob sich der Wind ein wenig zu frisch. Der Captain sprach:  
 ‚Harms und Wohlge-muth, reißt mir die Segel da! hartig! Und haltbar!  
 Denn es wird arg mit dem Sturm.‘ Nun, Ubbó geht noch hinunter.  
 Um sich Draht zu holen; ich mache mich gleich an das Reffen.  
 Also steh' ich gemach am Klüverbaum und ich schaukle  
 Auf und ab mit dem Kiel. Ich hatte den Fuß in dem Pferde —  
 Herr, Ihr wißt wohl Bescheid: so 'ne Oese von Tau, die dem Seemann  
 Dient als Gerüst. So steh ich und summ' ein Liebchen. Da plötzlich  
 Unter mir schwindet das Tau, das mürb wie ein Faden entzweireißt.  
 Und so stürz' ich hinab, kopfüber. Es schlugen die Wogen  
 Ueber mir spritzend zusammen und reißen mich unter das Schiff hin.  
 Und nun hatte der Boden des Schiffs sich mit Muscheln bezogen  
 Und mit Meeressgewächsen. Ich haßte mich fest an dem Anwachs.  
 Und beim Tanzen des Schiffs kommt Etwas von mir doch zum Vorschein,  
 Daß ein Mann mich erblickt; denn es sahen sich Alle nach mir um.  
 Und so ließen sie schnell ein Boot herunter am Fallgatt,  
 Um mich zu retten. Allein ich habe den Halt schon verloren.  
 Treib' im Wasser des Kiels, und kann ich nicht schwimmen, doch such' ich  
 Ueber dem Wasser zu bleiben und strample mit Händen und Füßen,  
 Und da die Salzfluth trägt, so behaupt' ich mich mühsam ein Weilchen,  
 Auch von der Kleidung gehoben; allein mir erlahmte die Kraft bald,  
 Und von den Wellen bedeckt, war schon ich den Blicken entschwunden.  
 Kraftlos sinken die Arme herab und ich fühle mich tauchen  
 Unter die Fluth, wie gestorben, in's Grab!“ „O, jagt doch, wie war Euch,  
 Als Ihr glaubtet, Ihr wäret dem Tode verfallen?“ „Ich kann Euch  
 Nicht so sanft und schön es beschreiben, wie wirklich ich fühlte.  
 Mir war gleich, als wenn nach des Tages beschwerlicher Arbeit  
 Weich ich sänk' in die Daunen; auf einem behaglichen Lager

Ausruhn, war mein Gefühl, von den Mühen und Sorgen des Lebens,  
 Kosige Finsterniß schwamm vor meinen sich schließenden Augen  
 Da, da faßt mich, als längst ich im Schooße der Wellen gebettet,  
 Ein Bootshafen von oben. Sie hatten, zur Stelle gekommen,  
 Unter dem Wasser mich treiben gesehen, und Ubbo den Hafen  
 Gleich Mal fischenden Fischern geschwind in die Tiefe gestoßen.  
 Und sie fassen mich gut und entreißen mich glücklich dem Tode.  
 Regung hatt' ich bereits und Bewußtsein völlig verloren  
 Und Seewasser geschluckt nach der Möglichkeit. Ubbo ergreift mich,  
 Wie ein Bruder besorgt, mit dem Kopfe nach unten und rollt mich  
 Bis aus dem Munde das Wasser mir fließt als wär' ich ein Brunnen,  
 Dann zu Bette gebracht und gerieben, gewärmt und ein jedes  
 Mittel versucht und gejauchzt, als ich langsam die Augen erhebe.  
 „Anton! riefen sie mich. Ich räppel' und rühre mich erst nicht.  
 „Weißt Du wohl, wo Du bist?“ „Auf dem Schiffe!“ entgegnet' ich leise.  
 Ubbo weinte vor Freuden, daß ich die Besinnung erlangte  
 Und so kehrte dann bald der Gestorbne zurück in das Leben!“  
 „O, Californier,“ sagt' ich zu ihm, „seltsamster der Menschen,  
 Also seid Ihr denn auch, wie der vielverschlagn' Odyssens,  
 Schon in die Unterwelt hinab gestiegen? Die Schrecken  
 Unserer Sterblichkeit habt Ihr erfahren bereits und bestanden,  
 Wißt, was Tod ist, und lebet doch noch, und hoffet noch lange  
 Euch zu erfreun am Schatz, den man küßt.“ — Indeß ich so rede,  
 Horch, da läutet ein Glöckchen — es war vom Schiffe geborgen —  
 Hell und lieblich. Man sah zugleich von der Düne, der letzten,  
 Steigen die Leute, vom Wrack heimkehrend, beladen und mühsam.  
 „Unsere Eßglock!“ sagte der Californier. „Darum  
 Wollet mich jetzt, Herrschaften, entschuldigen. Unseren Leuten  
 Knurret der Magen bereits.“ „Und wir auch dürfen nicht säumen,  
 Sagten wir; denn schon zittert am Rande des Wassers die Sonne,  
 Und taucht bald blutroth in das Meer, wenn kaum wir zum Gipfel  
 Unserer Düne gelangt. Lebt wohl für heute! Und wann ist  
 Hochzeit?“ riefen wir noch aufbrechend. „Im Herbst nach der Ernte.  
 Wenn uns die Damen und Herren, so sprach er, und sah mit den schlauen  
 Augen im Kreise sich um, dann wollen erweisen die Ehre,  
 Sind Sie freundlichst von uns als Hochzeitsgäste geladen.“  
 „Ja, dann sind wir schon fort, mit den Störchen nach Süden geflogen,  
 Aber verschmähet uns nicht dies kleine Geschenk für die Hochzeit!“





## Die heiligen Stätten in ihrer Bedeutung für Rußland.

Von

Friedrich Bodenstedt.

— Wiesbaden. —

**D**ie heiligen Stätten haben für die Russen eine ganz andere Bedeutung als für uns und die übrigen Völker des Abendlandes. Wenn heute der Papst einen neuen Kreuzzug predigen ließe zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen, so würde sich der Sultan wenig darüber beunruhigen und der Anachronismus selbst in den gläubigsten Theilen der römisch-katholischen Welt mehr Staunen als Begeisterung wecken.

Setzt man dagegen den Fall, der Kaiser von Rußland, der die höchste geistliche Macht in seinem Reiche mit der weltlichen vereinigt, ließe den Kreuzzug predigen, so würde das ganze Volk wie ein Mann aufstehen und jeder gläubige Moskowit freudig sein Leben um den Gewinn des heiligen Landes in die Schanze schlagen.

Dieser Gegensatz in der Wirkung derselben Worte auf die gläubigen Moskowiten und die gläubigen Römlinge offenbart zugleich den tiefgehenden Culturunterschied zwischen dem christlichen Abend- und Morgenlande.

Die Moslemein, welche heute das heilige Land beherrschen, sind noch dieselben, gegen welche vor bald achthundert Jahren der feurige Peter von Amiens, im Auftrage von Papst Urban II., die abendländische Christenheit in Bewegung setzte, aber der Zündstoff, den er damals bei seinen Glaubensgenossen fand, ist heute nur noch bei den Bekennern der griechisch-russischen Kirchenlehre zu finden, die vom byzantinischen Christenthum nicht mehr wissen als

die alten Kreuzfahrer von dem ihrigen wußten, nämlich, daß es das einzig wahre und seligmachende sei.

Wenn die Russen noch keinen Kampf um Palästina geführt haben, so ist das bloß deshalb unterblieben, weil ihnen, wie allen anderen Völkern, die heiligen Stätten auf friedlichen Wegen zugänglich sind und sie dort unter dem sehr duldsamen türkischen Schutze ungestört singen und beten können, bis Konstantinopel in ihre Hände fällt, wonach es dann keines Kampfes um den dauernden Besitz des gelobten Landes mehr bedarf. Ob aber dann die nicht-russischen Priester ihren Andachtsübungen auf Golgatha und am heiligen Grabe so ungestört werden obliegen können wie es bisher unter türkischem Schutze geschehen, ist eine Frage, die zu bedenklichem Kopfschütteln wohlbegründete Veranlassung giebt. Denn die türkischen Wächter gehen mit ihren großen Bambusstäben wenigstens unparteiisch zu Werke, wenn es sich darum handelt, die bei festlichen Gelegenheiten und besonders zu Ostern einander regelmäßig in die Haare gerathenden Priester verschiedener Bekenntnisse wieder auseinander zu bringen und den öffentlichen Frieden herzustellen. Eine solche Unparteilichkeit werden die Russen schwerlich üben, wenn sie erst Herren im Lande sind. Sehen wir doch, wie in neuerer Zeit, unter dem Einfluß der fanatischen Moskowiterpartei, die Regierung mit ihren eigenen deutschen Unterthanen in den Ostseeprovinzen umspringt, um sie für das anatolische Dogma in russischer Zunge empfänglich zu machen.

Starke Eindrücke wirken nachhaltig und haben deshalb in Sphären der Gewaltübung immer für heilsamer gegolten als behutsame Billigkeit. In dieser Maxime ist der Leitfaden der russischen Politik zu suchen, als deren nächstes Ziel das goldene Byzanz winkt. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß dieses Ziel bald erreicht sein wird, und wenn erst wieder das griechische Kreuz auf der herrlichen Sophienkirche prangt, die vor 433 Jahren von den Türken in eine Moschee verwandelt wurde, dann wird das neubyzantinische Rußland einen Kirchenstaat bilden, so weitgebietend und mächtig wie die Welt noch keinen gesehen. Denn die römischen Gläubigen leben über die ganze Erde zerstreut und kennen bloß geistliche Zucht unter Führern, die nur geschult sind mit Waffen des Geistes, mit Zunge und Feder in Parlamenten und Hirtenbriefen zu kämpfen, während die gräko-russischen Gläubigen mit den ihnen unterworfenen Völkerstämmen eine geschlossene, kriegerisch geschulte, leicht lentzame und furchtbare Streitmacht bilden, die von den Grenzen Indiens bis zu den Grenzen Oesterreichs und Deutschlands sich ausdehnt.

So stehen die beiden größten Bruchtheile der Christenheit vor unabwegbarem Entscheidungslampfe einander gegenüber als zwei rechtgläubige, apostolisch-katholische Kirchenmächte von gleichem Alter, gleichem Titel, gleicher Majestät, gleichen Ansprüchen und gleicher Unversöhnlichkeit.

Die Geschichte weiß nur von einem Falle zu erzählen, wo ein Versuch zur Versöhnung der beiden feindlichen Kirchen gemacht wurde, zu einer Zeit, da Konstantinopel schon hart von den Türken bedroht war. Johann VII.

Pasäologus hoffte durch eine Vereinigung der morgenländischen Kirche mit der römischen die Hülfe des Abendlandes zu gewinnen. Er reiste deshalb in Begleitung vieler Bischöfe nach Italien, wo auf dem Concil von Ferrara und Florenz im Jahre 1438 über die Bedingungen berathen wurde, die Union unter römischem Primat zu Stande zu bringen.

Am 6. Juli 1439 wurde von den Vertretern der griechischen Kirche die durch Papst Eugen IV. vorgelegte Unionsformel angenommen, kraft welcher sie sich, mit Aufrechthaltung ihrer alten Kirchenordnung, der Priesterehe, des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und mit verschiedenen andern Vorbehalten dem päpstlichen Primat wieder unterwarfen. Allein bei der Rückkehr nach Konstantinopel fand der Kaiser so heftigen Widerstand, daß er seine Unionspolitik nicht durchzuführen vermochte. So blieb der ohnehin in sehr unbestimmten Ausdrücken abgefaßte Vertrag auf dem Papier stehen und die Kluft zwischen Rom und Byzanz gähnte nun tiefer als zuvor.

In gleicher Weise gestalteten sich die Dinge zwischen Rom und Rußland, welches ebenfalls durch Entsendung eines geistlichen Würdenträgers mit Gefolge an dem Concil von Ferrara und Florenz sich betheiligt hatte. Als aber der Bevollmächtigte des Großfürsten, der Metropolit Isidor, in der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Kreml die Unionsacte feierlich verkündete, wurde er vom Großfürsten Wassilij Wassiljewitsch stürmisch unterbrochen und auf des Herrschers Befehl in's Gefängniß geworfen. Doch hatte Isidor unter dem Volke und der Geistlichkeit großen Anhang, und deshalb gab der römische Stuhl seine Hoffnung nicht auf, Rußland für die florentinische Union zu gewinnen, wozu sich bald eine günstige Gelegenheit zu bieten schien.

Konstantinopel war am 29. Mai 1453 von den Türken erstürmt, und Kaiser Konstantin in der Vertheidigung seiner Hauptstadt gefallen. Ihn überlebten zwei Söhne, Thomas und Demetrius. Dieser ließ sich in schimpfliche Unterhandlungen mit dem Sultan ein, dem er sogar seine Tochter in's Serail gab, während Thomas mit seiner Familie nach Rom flüchtete, wo er bei Papst Pius II. gastfreundliche Aufnahme fand, dem er das Haupt des Apostels Andreas schenkte, welches seitdem in der Peterskirche aufbewahrt wird.

Thomas starb in Rom. Seine Kinder, unter welchen die Prinzessin Sophie durch große Schönheit und hohe Geistesgaben sich auszeichnete, lebten von den Wohlthaten des neuen Papstes Paul II., durch dessen Vermittelung ihre Ehe mit dem Großfürsten Johann von Rußland zu Stande kam, an welche er weitreichende Pläne knüpfte. Zunächst hoffte der Paps, durch den Einfluß der in den Lehren der florentinischen Union erzogenen Prinzessin Sophie, Johann ebenfalls zur Annahme der Union zu bewegen; dann ihn, als Gemahl einer Tochter des nur durch Gewalt gestürzten griechischen Kaisers, für die Befreiung des griechischen Reiches vom Türkenjoch zu begeistern.

Als die päpstliche Gesandtschaft nach Moskau kam, berieth sich der Groß-

fürst mit seiner Mutter, dem Metropolit Philipp und den vornehmsten Bojaren. Der Chronist erzählt: „Alle glaubten einstimmig mit ihm, Gott selbst sende ihm eine so angesehen Braut, den Zweig des Herrscherbaumes, in dessen Schatten ehemals die ganze rechtgläubige, ungetrennte Christenheit ruhte, — und dieses gesegnete Bündniß, an jenes Vladimirs erinnernd, werde Moskau zu einem zweiten Byzanz machen und dem Zaren die Rechte der griechischen Kaiser verleihen.“

Durch eine griechische Prinzessin Anna, die Gemahlin Vladimirs, war einst das Christenthum nach Rußland gekommen und auf Befehl des Fürsten vom Volke unbesehen angenommen. Kurz darauf, um die Mitte des elften Jahrhunderts, führte die schon lange bestehende Spaltung zwischen Rom und Byzanz zur gänzlichen Trennung der griechischen Kirche von der lateinischen. Durch Sophia hoffte der Papst sie wieder zu vereinen, aber seine Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen.

Am 12. November 1472 wurde die Vermählung des russischen Großfürsten mit der Tochter der Paläologen in der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä auf dem Kreml gefeiert, und Sophia, statt ihren Gemahl für die florentinische Union zu gewinnen, trat selbst zur russischen Kirche über.

Die tiefgehende Spaltung in der orthodoxen Christenheit ist dogmatisch auf die nun schon anderthalb Jahrtausende alte Streitfrage zurückzuführen, ob der Heilige Geist vom Vater allein oder vom Vater und So hn zusammen ausgehe.

Auf dem ökumenischen Concil von Konstantinopel (381) wurde festgestellt, daß der Geist vom Vater ausgehe und ebenso wie der Vater und der Sohn anzubeten und zu verehren sei.

Augustin bezeichnete zuerst den Heiligen Geist als vom Vater und vom Sohne ausgehend. Dieser Zusatz ging dann auch in das athanasianische Glaubensbekenntniß über.

Photius, der Patriarch von Konstantinopel, bekämpfte die römische Auffassung vom doppelten Ursprung des Heiligen Geistes als eine Glaubensfälschung, worauf natürlich heftige Erwiderungen nicht ausblieben; und so spann sich der erbauliche Streit, in welchem die griechischen und römischen Bischöfe einander verfluchten und verfeßerten, mit immer wachsender Heftigkeit fort durch die Jahrhunderte.

Die Glaubensfrage wurde natürlich zu einer Machtfrage, die zum Vortheil derjenigen Macht gelöst werden wird, welche über die meisten Kanonen und kriegerischen Heerschaaren zu verfügen hat. Die russischen Herrscher haben schon seit Jahrhunderten dafür gesorgt alle Zeichen und Wunder vorzubereiten, welche zur himmlischen Beglaubigung ihrer weltlichen Erbschaftsansprüche auf Byzanz nöthig sind. Von dort kam ihnen das Christenthum. Der erste christliche Kaiser von Byzanz hieß Konstantin. Der letzte griechische Kaiser hieß ebenso. Anfang und Ende der Herrschaft des Christenthums in Byzanz knüpft sich an den Namen Konstantin, nach welchem auch Byzanz



Konstantinopel genannt wird. So wird dann das gläubige Volk kein geringes Wunder darin sehen, wenn ein russischer Konstantin nach Vertreibung der Türken die Herrschaft des griechischen Christenthums in Konstantinopel erneut. Im Hinblick auf solchen Fall hat es an einem Großfürsten Konstantin während dieses Jahrhunderts in Petersburg nie gefehlt.

Schon im Türkentriege 1828—29 war Kaiser Nikolaus nahe daran, sich Konstantinopels zu bemächtigen und wurde davon nur abgehalten durch Oesterreich und England, welche drohten den Türken zu Hilfe zu eilen. So schloß er den Frieden von Adrianopel, der ihm in Europa nur die Mündungen der Donau und wichtige Plätze am Schwarzen Meere sicherte, aber in Asien sein Reich beträchtlich vergrößerte und die Türkei nicht bloß moralisch, sondern noch mehr durch die ungeheuern Geldopfer schwächte, die sie ihm bringen mußte. Die Gährung in Polen trug auch dazu bei, seinen Eroberungsseifer zu mäßigen, und er tröstete sich nach Abschluß des Friedens von Adrianopel mit den Worten: „Der Sultan ist sicher der am wenigsten kostspielige Statthalter, den ich in Konstantinopel haben kann.“ Von diesem Gesichtspunkt aus wurde seitdem Rußlands Stellung zur Türkei betrachtet, bis der Streit um die heiligen Stätten, der zum Krimkriege führte, der Sache auf ein Kurzes eine andere Wendung gab. Den Ursprung und die politische Bedeutung dieses Streites habe ich eingehend schon zur Zeit, da er entbrannte, in meiner Abhandlung über die orientalische Frage geschildert, welche die historische Einleitung zur zweiten Auflage meines Werkes „Die Völker des Kaukasus“ (Berlin, bei H. v. Decker, 1855) bildet. Ich kann mich deshalb hier auf ein paar orientirende Worte beschränken.

Die älteren Verträge der Pforte mit Frankreich, welches sich als Nachfolger des Königreiches Jerusalem betrachtete, wurden ihrem wesentlichen Inhalt nach im Jahre 1740 erneut und erkannten den Lateinern den Besitz der heiligen Orte in und um Jerusalem zu. Dieses Besitzrecht wurde ihnen von den gräto-russischen Christen bestritten, welche sich Firmane, d. h. widerrufliche Verordnungen des Sultans, zu verschaffen wußten, die mit den Verträgen nicht in Einklang standen. Auf Grund dieser Firmane suchten sie nun, trotzend auf ihre weit überwiegende Mehrzahl, fortwährend Handel mit den Lateinern, wobei diese überall den Kürzeren zogen, weil keine Macht hinter ihnen stand, ihre Besitzrechte zu vertheidigen, während Rußland alle Zeit zum Einschreiten bereit war.

Der Streit über die heiligen Stätten knüpfte sich, als er zu offenem Kriege Anlaß gab, an die heilige Grabeskirche zu Jerusalem, die Grabeskirche der heiligen Jungfrau in Bethsemane und die große Kirche in Bethlehem. In jeder dieser Kirchen befinden sich nämlich verschiedene Sanctuarien, welche von den Anhängern der verschiedenen Glaubensbekenntnisse als ausschließliches Eigenthum beansprucht werden.

In der Grotte, wo Christus geboren wurde, hing seit Alters ein silberner Stern. Dieser Stern verschwand eines Tages (im November 1847), worüber

die lateinischen und gräto-russischen Mönche einander in die Haare geriethen, da sie sich gegenseitig beschuldigten, den Stern gestohlen zu haben.

Die in zwei Heiligthümer zerfallende Grotte gehörte beiden Parteien gemeinschaftlich. Den Griechen gehörte die Stelle, wo Christus geboren wurde, und den Lateinern diejenige, wo die Krippe ihm als Wiege gedient.

Der Streit über den verschwundenen Stern entbrannte so heftig, daß der friedliebende Sultan Abdul Medschid sich in's Mittel legte und, um beiden Parteien gerecht zu werden, sich erbot, ihnen einen neuen Stern zu schenken. Das war aber nur Del in's Feuer gegossen; weder Griechen noch Lateiner wollten einen christlichen Stern aus Türkenhand annehmen, und wie sie vorher darüber gestritten, wer den Stern gestohlen, so stritten sie nun um das Recht, einen neuen dafür anzuschaffen.

Ein ähnlicher Fall in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem machte die Verwirrung noch größer. Die große Kuppel war dem Einsturz nahe und schleuniger Herstellung bedürftig. Früher hatten die Lateiner solche Ausbesserungen besorgt und die Kosten getragen. Dann war aber einmal auf russische Veranlassung die Kirche in Brand gerathen und rasch wieder hergestellt worden, um Eigenthumsrecht dadurch zu begründen.

Um dem Streit über die Kuppelerneuerung ein Ende zu machen, erbot sich wiederum die türkische Regierung, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Sie ging gleich an's Werk auf ihre Kosten, aber alsbald entspann sich ein neuer Streit darüber, ob griechische oder lateinische Inschriften auf die Kuppel kommen sollten.

Doch genug von diesen engeren Glaubenskämpfen um die heiligen Stätten, an welchen der Krimkrieg, worin Frankreich den Don Quixote und England den Sancho Panza spielte, nichts geändert hat. Die volle Bedeutung der heiligen Stätten für Rußland wird sich erst herausstellen, wenn sie ihm ganz zugehören. Dann kann das rechtgläubige Volk von sich rühmen, Alles zu besitzen, was seinem Weltreiche wohlbegründeten Anspruch auf den Namen giebt, den es sich selbst beilegt: „Das heilige Rußland.“ Dann kann es, rückwärts schauend, die ganze biblische Geschichte auf seinem eigenen Grund und Boden verfolgen, in Armenien das verlorene Paradies und die Spuren der Sintfluth auffuchen, den hochragenden Ararat, auf welchem die rettende Arche Noah sich niederließ, als einen heimathlichen Berg begrüßen, um danach, von einer heiligen Stätte zur anderen pilgernd, auf den allerheiligsten Stätten in Palästina, dem kleinen, steinigen, baum- und wasserarmen Lande der Sehnsucht, seine Andacht zu verrichten und Gott zu danken, daß er die rechtgläubige griechische Kirche mit so unschätzbaren Heilsgütern gesegnet hat.

Da die leitende deutsche Staatsweisheit sich in die byzantinischen Händel nicht einmischen will, England als europäische Großmacht nicht mehr mitzählt, und Frankreich mit Rußland liebäugelt, so hätte dieses in der Verfolgung seiner Pläne nur noch mit Oesterreich abzurechnen, welches, nach seiner bisherigen Haltung zu schließen, vor einem Entscheidungskampfe mit den

Rußen zurückbebt. Zum Angriff darf es nicht schreiten, ohne den Friedensbund mit Deutschland zu lösen, und es würde jedenfalls vorziehen, sich friedlich mit Rußland zu verständigen, wenn ihm dadurch der Weg nach Saloniki gesichert würde, den sich selbst durch Ausführung eines schnellen Bahnbaues über Serajewo-Mitrowiza zu sichern es mit gewohnter Nachlässigkeit versäumt hat. Möglich wäre es immerhin, daß Rußland um den Preis von Byzanz dem katholischen Kaiserstaate die zur Vermeidung eines Krieges nöthigen Zugeständnisse machte. Ebenso möglich wäre es, daß die in solchem Falle sich selbst überlassene Türkei, die ohnehin weiß, daß ihre Tage gezählt sind, mit fatalistischem Gleichmuth widerstandslos die Oberherrschaft Rußlands über sich ergehen ließe, mit welchem sie jetzt schon in bester Freundschaft lebt.

Ein dauernder Friede wird aber zwischen Rußland und Oesterreich nie zu Stande kommen; mit den Erfolgen des rechtgläubigen Jarenthums werden seine Ansprüche wachsen und wie die fanatischen Moskowiter jetzt sagen: der Weg nach Konstantinopel führt uns über Wien, so werden sie später sagen: der Weg nach Wien führt uns über Konstantinopel. Weit mehr hassen sie heute die Deutsch-Oesterreicher und Magyaren, als sie je die Türken gehaßt, und wenn es einmal zum großen Entscheidungskampfe kommt, so wird das heilige Rußland ihn, wie alle seine Kriege, bloß zur Ehre des orthodoxen Christenthums führen, dessen Papst der Zar ist.

Abgesehen von den unveröhnlichen Polen sind die slavischen Stämme im katholischen Oesterreich allein immer, trotz ihres Irrglaubens, ein Gegenstand zarter Aufmerksamkeit für Rußland geblieben, weil es darauf rechnet, in ihnen einst seine besten Bundesgenossen zu finden.

Blutigere Kriege als die zwischen den stammbewandten Polen und Russen hat die Welt nicht gesehen; der unveröhnliche Haß zwischen beiden wurde und wird nur durch den verschiedenen Glauben genährt. Aber das kleine Polen allein ist, trotz seiner Unterjochung und Zersplitterung, immer noch ein gefährlicherer Feind für Rußland als alle katholischen Mächte zusammengenommen. Denn keinem Papst würde es mehr gelingen, die romanischen Völker zu einem Glaubenskriege zu entflammen, und die katholischen Slavenvölker Oesterreichs würden um den Preis der Verwirklichung ihrer nationalen Träume durch den Zaren, dem sie seit Langem schon die Arme sehrend entgegenstreckten, gern auch mit der russischen Kirche nähere Fühlung nehmen und auf ihren heiligen Stätten sich segnen lassen zum Vernichtungskampfe gegen die Deutschen.





## Ein Ausflug nach Argolis.

Don

Gustav Meyer.

— Graz. —

I.

Fahrt nach Nauplia.



arteria hieß der griechische Dampfer, mit dem wir vom Piräus nach Nauplia fuhren. Das bedeutet in unserer Sprache Ausdauer und Geduld. Im Namen lag auch diesmal eine Vorbedeutung.

Unser Dampfschiff sollte um sieben Uhr Morgens abgehen. Das verlangte Aufstehen um fünf. Wenn man am Abend vorher Solontwein nicht ganz mit der weisen Mäßigung getrunken hat, welche der berühmte Name auf der Etiquette empfiehlt, so ist das eine etwas harte Aufgabe. Trotzdem rollte um halb sechs der Wagen mit mir und meinem Reisegefährten die Hermesstraße hinunter nach dem Bahnhofe. Derselbe liegt auf einer sehr merkwürdigen Stätte — zwischen dem Theseustempel und dem alten Friedhofe vor dem Dipylon, aus dessen Boden so viel wunderschöne Grabreliefs an's Licht gekommen sind — ist aber selber gar nicht merkwürdig. Nur in kleinern süditalienischen Nestern sieht man noch solche ärmliche und schmutzige Stationsgebäude. Er ist einer Residenzstadt ebenso unwürdig wie das athenische Theater. Hoffentlich wird man ihn, wenn die neuen Bahulinien nach dem Peloponnes und nach Thessalien fertig sind, durch ein besseres Haus ersetzen. Die Wagen der Piräusbahn sind leicht und gefällig construirt; in der ersten Klasse sitzt man auf eleganten und bequemen Rohrbanken. Leider dauert das Vergnügen, mit einer griechischen Fahrkarte auf einer wirklichen Eisenbahn fahren zu können, nur kurze Zeit: in zwanzig Minuten ist man im Piräus angelangt.

Skaum gönnten wir uns einen eilig genommenen Morgenkaffee, um die vorgeschriebene halbe Stunde vor der Abfahrt des Schiffes an Bord zu sein.

Aber der Mensch denkt und die Panagia lenkt. Der Madonna von Tinos ward nämlich in diesen Apriltagen ein großes Fest gefeiert, zu welchem aus allen Gegenden Griechenlands Tausende von Wallfahrern nach dem kleinen Eiland strömten. Die hellenische Dampfschiffahrts-Gesellschaft hatte den für Nauplia bestimmten Dampfer, weil er einer der geräumigsten war, noch in letzter Stunde dem heiligeren Zwecke gewidmet, und das zum Erfasse eingetretene Schiff konnte vor zehn Uhr nicht segelfertig sein. Umsonst hatten wir uns so früh der süßen Gewohnheit des Schlafes entzogen! Umsonst in einem der schmutzigsten Cafés des Piräus fragwürdigen Mokka geschlürft! Doch da half kein Toben gegen die Gewalt des Schicksals, die ersten schönen Morgenstunden vergingen im Hasen. In solcher Stimmung wollte weder das entzückende Panorama noch das bunte Treiben beim Einschiffen der Personen und Waaren so recht verfangen. Wir saßen auf dem Verdeck, mit dem Schicksal hadernnd und mit der königlich griechischen Tabakregie, welche die Cigaretten so sehr verschlechtert hat.

Ich will nicht versäumen, dem Leser den andern Theil dieses „wir“ mit einigen Worten vorzustellen. Herr Dimitrios Vitsélas ist einer der hervorragendsten Schriftsteller des modernen Griechenland. Er hat seinen Landsleuten eine vortreffliche Uebersetzung Shakespeare'scher Dramen geschenkt und selbst manches Feinsinnige in Vers und Prosa geschrieben. Auch unsere Literatur kennt und schätzt er, obwohl er unsere Sprache nicht spricht. Unser Ausflug nach Tirynth und Mykenae war aus seiner Anregung hervorgegangen; darum empfand er die Verzögerung der Abreise so, als ob er sie selbst verschuldet hätte. Seine Selbstvorwürfe nahmen erst ein Ende, als der Dampfer den Anker hob und an der Insel Salamis vorbei in das Meer hinaus strebte. Einzig schöne Fahrt, der schönsten eine, die man in diesen südlichen Meeren machen kann! Erst schweift der Blick nach rechts hinüber zu dem engen Sunde, wo des Keres Armada ruhmlos in Trümmer ging; dem rückwärts Schauenden erhebt sich der Lysabettos und der athenische Burgberg mit der leuchtenden Patina seiner Säulen in die sonneburchglühte Luft, dahinter die einförmige Linie des honigberühmten Hymettos und die flache Küste bis zum sunischen Vorgebirge. Nach vorn aber steigt in immer deutlicher werdenden Umrissen die steile Pyramide der Insel Megina aus den blauen Fluthen empor. Von ragender Uferhöhe grüßen die Ruinen des berühmten Athene-Tempels, dessen Giebelfiguren unter Münchens nebligem Himmel frieren müssen.

Nach kurzem Aufenthalte im Hasen von Megina, der bis in die Berge hinauf von Villen vermögender Athener umkränzt ist — auch der Ministerpräsident Triskupis ruht hier von den Regierungssorgen aus — geht die Fahrt weiter, vorbei an den kühn geformten Felskuppen der Halbinsel Methana. Warm brennt die Mittagssonne nieder und aus dem feuchten Elemente schnellen zahlreiche Delfphine zum Tageslicht empor; im Süden aber zeigen sich verdächtige kleine Wölkchen am Himmel. Das Schiff fährt in eine enge

Meerstraße ein; links liegt Poros, wo Demosthenes Gift nahm, rechts zeigt man die Stätte des alten Trözen, wo Phädras verbrecherische Gelüste den keuschen Stieffohn in den Tod getrieben. Immer mehr umzog sich der Himmel, weiße Wogenkämme prallten gegen das Schiff und einzelne Regentropfen fielen auf das schnell aufgezugene Schutzbach. Das war die richtige Scenerie für den kahlen Felsen von Hydra, auf den wir jetzt lossteuerten. Nicht von wollüstig blauen Fluthen umschmeichelt, nein, umtost von grau schäumender Brandung, so hatte ich mir das Eiland vorgestellt, welches die trohigen albanesischen Seeleute gezeugt, die so manche ruhmvolle Schlacht gegen türkische Schiffe geschlagen haben. In jeder der behenden Gestalten, die am Bord unseres Schiffes empor kletterten, erkannte ich den kleinen Hydrioten wieder, der mich auf der Schule zu Declamationsübungen begeistert hatte. Als wir Hydra verließen, tobte die See im Aufruhr des Sciroccosturmes. Der Dampfer tanzte auf den Wellen; wir aber saßen nach dem Diner wohlgemuth in der geschützten Cabine des Capitäns, dem ich bei Masticha und Cigaretten einige Geheimnisse seiner albanesischen Muttersprache abzuloden trachtete.

Es war spät am Abend, als wir im Hafen von Nauplia ankamen. Der Regen hatte aufgehört, aber die See ging noch sehr hoch und schlug in hohen Wellen an das Fort Itsch-Kaleh. Nur mühsam konnte sich die kleine Barke den Weg vom Dampfer bis zum Landungsplatz erzwingen. Von diesem sind nur wenige Schritte zur Piazza. Wohlthuend empfing uns die frühe Nachtsille einer kleinen Provinzialstadt. Der mit Bäumen bepflanzte Platz war mühsam von wenigen Dellaternen erhellt, denen der Mond heute nur geringe Concurrenz machte. Sie und da saßen kleine Gruppen von Bürgern zusammen, Cigaretten drehend und jedenfalls von Politik redend. Aus einem erleuchteten Locale drangen Gesang und Musik eines Cafés chantant. Ich widerstand der Versuchung, meine antislavischen Gefinnungen hier durch die Reize böhmischer Harfenistinnen corrigiren zu lassen, und zog unverweilt mit meinem Freunde in das Grand Hôtel des Étrangers ein.

Ja, ja, lieber Leser! Nauplia besitzt wirklich Hôtels. Drei davon stehen im Bädeler, das unsrige mit dem stolzen Namen nicht. Wir hatten es gewählt, weil Herr Schliemann dort wohnte, der eben wieder in Tirynth Ausgrabungen veranstaltete und an den wir Empfehlungen mithatten. Da er bereits schlief, hatten wir Zeit, noch einen Besuch im feindlichen Lager zu machen. Schliemann darf bekanntlich nur unter der Aufsicht und für die Sammlungen der archäologischen Gesellschaft in Athen auf griechischem Boden Ausgrabungen veranstalten. Darum hatte man ihm auch hier in der Person des Herrn Philios einen Ephoros an die Seite gesetzt, mit dem er in Folge seines etwas reizbaren Temperamentes in fortwährenden Plänkeleien lebte. Herr Philios wohnte in dem Gasthose, welchem der selige König Agamemnon seinen Namen geliehen hatte. Er empfing die späten Gäste mit großer Zuborkommenheit, bald erschien der übliche schwarze Kaffee und wir ver-

plauderten mit dem anspruchslosen und liebenswürdigen Gelehrten noch eine Stunde.

In unser Xenodochion zurückgekehrt, prüften wir die Stätte, welche unser Dasein in den nächsten Stunden begrenzen sollte. Groß war das Zimmer nicht, dafür aber um so schmutziger. Zerrissene Tapetenstücke hingen an den Wänden herab und der Fußboden hatte offenbar schon lange des Verkehrs mit reinigendem Wasser sich enthalten. Indessen war durch ein hartes Sopha und einen Waschtisch ein nothdürftiger Zusammenhang mit der Cultur des Westens hergestellt, und die Betten waren sogar recht gut. Schließlich ist man nach zwölfstündiger Seefahrt nicht allzu wählerisch. Das ganze Haus schien schon zu schlummern, nur die Thüre des dem unsern gegenüber liegenden Zimmers stand weit offen. Mit der Ungenirtheit, die man sich in Griechenland den Verhältnissen seines Nebenmenschen gegenüber rasch angewöhnt, warf ich einen Blick hinein. Ein weibliches Wesen lag angekleidet auf dem Bette und las beim dürftigen Schein einer Kerze in einem Buche. Da sie auffallend hübsch war, hatte ich allen Grund sie für eine Nicht-Griechin zu halten. Aus rein culturhistorischem Interesse, um ihre Nationalität festzustellen, redete ich sie französisch an, und da mir gerade nichts Geistreicheres einfiel, bat ich sie um ein paar Streichhölzchen. Sie warf mir einen der gleichgültigsten Blicke zu, die mir je in meinem Leben zu Theil geworden sind, und erwiderte mir in mangelhaftem Griechisch, sie verstehe mich nicht. Die Situation schien zur Fortsetzung der polyglotten Unterhaltung wenig einladend. Plötzlich dämmerte mir die Möglichkeit eines Zusammenhanges dieser Dame mit jenem Café chantant auf. Ich raffte meine czechischen Sprachkenntnisse zusammen und fragte mit aller mir zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit: „Rozumíte česky?“ Da lächelte sie freundlich und sprach die geflügelten Worte: „Ano, já pocházím z Litomyšle.“

Nun hatte ich aber genug. Meine längst feststehende Anschauung von dem Verufe des Czechischen zur internationalen Weltsprache hatte eine neue Bestätigung erhalten und ich trat einen geordneten Rückzug an, selbst mit Aufgeben der Streichhölzer, die Anastasis bald darauf uns in's Zimmer brachte. Anastasis war das Factotum des Hauses, Kellner, Portier, Facchin in einer Person, dabei ein hübscher Bursche mit schlauem Gesichte. Ich fragte ihn, wer die Dame gegenüber sei. Er warf mir einen halb forschenden, halb drohenden Blick zu und sagte lakonisch: „ξένη κυρία“ (eine fremde Dame). Ich dankte ihm verbindlich für die ungemein detaillirte Auskunft und legte mich schlafen.

Als ich am andern Morgen die Thür öffnete, um meine Schuhe herein zu holen, glitt Anastasis vorsichtig aus der Thür des gegenüber liegenden Zimmers über den Gang hin. Das Factotum war offenbar in seinen Mußestunden auch jugendlicher Liebhaber.

## II.

## Bei Herrn Schliemann.

In Nauplia giebt es nicht nur Hôtels mit wirklichen Betten, sondern auch Wagen. Ihre geringe Zahl wird natürlich als Vorwand für unglaubliche Forderungen benützt. Doch gelang es uns, den Koffelenträger auf zwanzig Francs für den Tag herunter zu drücken.

Die bekannte Sonne Homers lächelte uns wieder, als wir aus dem alten venezianischen Thor Nauplias in die argolische Tiefebene hinausführten. Von dem Unwetter des vorigen Tages war nur etwas Bewegung in der Luft übrig geblieben. Das Meer, in dessen Nähe die Straße anfangs hinführt, getrennt durch einen schmalen Streifen Sumpfland, der im Sommer Malaria erzeugt, blaute in behaglicher Trägheit. Die Straße säumten große Cactusgewächse, auf deren Blättern fingerdicker Staub lag. Denn Alles war schon jetzt — im April — unsagbar trocken und verbrannt. Waren wir doch in Argolis, dem vieldurstenden, wie es Homer nennt. Das Flußbett des Inachos, durch das wir am Nachmittag fuhren, war gänzlich ausgetrocknet. Sie und da stand ein Hirt in der Justanella, ungemein plastisch auf seinen Stab gelehnt, ein wahrhaft homerisches Bild; so schaute er regungslos auf die Herde seiner Lämmer.

Der mäßige Hügel, welcher einst die Herrenburg von Tiryns trug, war nach einer halben Stunde erreicht. Er ist durch die bekannten Reste cyclopischer Mauern längst in der ganzen Welt berühmt. Da ich nicht den Vorzug besitze, Archäologe zu sein, so darf ich es mir ersparen, aus den üblichen Nachschlagebüchern die mehr oder weniger tiefsinnigen Bemerkungen abzuschreiben, die man bei dieser Gelegenheit anzubringen pflegt. Für mich war der Eindruck ein bedeutender, wenn auch kein überwältigender. Ein verschollenes Menschengeschlecht, von dem kein Mensch weiß, welchem Stamm es angehörte, hat hier Proben einer anerkannterwerthen Kraft und einer zwar primitiven, aber sehr respectablen Technik abgelegt; aber kein historischer Name regt die Phantasie des Schauenden an, wir vermögen nicht die imponirenden Ganggewölbe mit den Schatten einer großen und bewegenden Vergangenheit zu erfüllen. Mir, ich gestehe es gern, war die persönliche Bekanntschaft des Herrn Schliemann viel merkwürdiger.

Schon von Weitem sahen wir eine ameißenartige Bewegung oben auf dem Plateau des Burgfelsens. Uns stand der besondere Genuß bevor, Schliemann bei der Arbeit zu sehen. Schon vor mehreren Jahren hatte er hier Nachgrabungen angestellt, ohne zu sonderlich bemerkenswerthen Ergebnissen zu gelangen. Dann hatten ihn andere Aufgaben vollauf in Anspruch genommen; aber jetzt war der unermüdlche Mann auf die Stätte zurückgekehrt, auf welcher er mit der eigensinnigen Beharrlichkeit, welche die Erfolge seines Lebens zum Theil erklärt, noch Bedeutendes zu finden überzeugt war. Wie man weiß, hat er wirklich Bedeutendes gefunden.



Ueber Geröll und frisch abgeschüttete Erde suchten wir uns den Weg zum Plateau. Da saß auf einem Felsblöcke Herr Schliemann, auf einem andern Herr Philios; die Arbeiter, sechzig an der Zahl — mehr durfte Schliemann nicht beschäftigen — in voller Thätigkeit, hachend, grabend, den Schutt durchsuchend und abführend. Schliemann empfing uns mit vieler Freundlichkeit, die ihm um so höher anzurechnen ist, als er oft genug bei seiner Arbeit von Fremden gestört werden mag. Ich war bei seinem ersten Anblicke überrascht, fast enttäuscht. Ich stand vor einem kleinen, unansehnlichen, schon etwas gebückten Männlein, mit gutmüthigem, rundem, bebrültem Gesichte, wie es etwa ein kleiner Krämer in einer deutschen Provinzialstadt hat. Ein etwas vernachlässigter grauer Sommeranzug, gelbe Lederstiefel und ein breitkrämpiger Strohhut bildeten die Ausgrabungstouille. Schliemann führte uns in den Trümmern von Tirynth herum und sprang und kletterte dabei mit einer Behendigkeit vor uns hin, um die ihn ein zwanzigjähriger Jüngling hätte beneiden können. Dann sprach er uns von den Resultaten seiner bisherigen Ausgrabungen. Sie waren bis jetzt sehr bescheiden gewesen. Eine große Fülle von Resten prähistorischer Thongefäße mit und ohne Bemalung war zu Tage gekommen; sie lagen in Körben in einem kleinen Häuschen unten an der Straße, das zum provisorischen Museum eingerichtet worden war. Schliemann aber erwartete alte Gräber mit goldenen Ausstattungsgegenständen, und davon war noch nichts zu Tage gekommen.

Als ich einige Tage später nach meiner Rückkehr in Athen des Morgens die Zeitung auseinander faltete, fiel mein Blick auf ein Telegramm Schliemanns, welches die erste Nachricht von der merkwürdigen Entdeckung brachte, die seitdem aller Welt bekannt geworden ist. Sein sprichwörtlich gewordenes Fünderglück hat ihn auch hier nicht im Stich gelassen.

Wir haben den Abend dieses und des nächstfolgenden Tages in Nauplia in Schliemanns Gesellschaft zugebracht, und ich hatte Gelegenheit, den interessanten Mann näher kennen zu lernen. Man weiß, daß er durchaus ein selfmade man ist, welcher sich durch eine ungewöhnliche Bähigkeit und ein unbestreitbares Glück vom kleinen Commis zum Besitzer eines bedeutenden Vermögens emporgearbeitet hat. Im Mittelpunkt seines ganzen Wesens steht eine an Fanatismus grenzende Begeisterung für das alte Griechenthum, besonders für Homer und die Schauplätze seiner Dichtungen. Die reale Existenz der homerischen Gestalten und Verhältnisse nachzuweisen, ist seine Lebensaufgabe, welcher er sein Vermögen und seine Gesundheit opfert. Statt in der Behaglichkeit seines athenischen Palais — dessen Aufschrift *Ἰλίου μέλαθρον* noch Niemand befriedigend gedeutet hat — lebte er hier in Nauplia in einem fragwürdigen Gasthof ohne jeden menschenwürdigen Comfort, mit schlechtem Essen und sehr mäßigem Getränk; alle Morgen um vier Uhr stand er auf, stürzte sich zum Seebad in die Fluthen des Meeres und ritt dann nach Tirynth, wo er auf schattenloser Höhe bis Nachmittags die Ausgrabungen leitete. Es ist bewundernswürdig, wie sehr sein Geist den

schwächlichen Körper zu zwingen mußte. Leider hat auch Schliemann den bekannten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen nicht ganz vermieden. Es mag hingehen, daß er seine beiden Kinder Agamemnon und Andromache nannte, das ist eine in Griechenland weit verbreitete Manie, die weder historisch noch ästhetisch zu rechtfertigen ist; heißt oder hieß doch das recht häßliche Dienstmädchen des Professors Rhysopulos Anna Wetterischen Angebentens Aphrodite! Aber es ist komisch, wenn sich alle Personen aus dem Volke, mit denen Schliemann in Berührung kommt, eine solche antikisirende Umtaufung gefallen lassen müssen. Den Barkenführer, der ihn alle Morgen zum Seebad ruderte, rief er nie anders als Patroklos, während er im gewöhnlichen Leben den harmlosen Christennamen Nikolas trug; der Aufseher der Arbeiter bei den Ausgrabungen, ein sicherer Petros, wurde Hyllös genannt. Herr Schliemann spricht mit Vorliebe Griechisch, auch mit Nichtgriechen, wenn sie dieser Sprache mächtig sind; aber ein Griechisch, welches sich von der heut in Griechenland geltenden Umgangssprache sehr weit entfernt und mit längst verschollenen antiken, besonders homerischen Worten und Wendungen so vollgestopft ist, daß selbst mein Freund Wiklas Mühe hatte, seinem Redeflusse immer zu folgen. Das Factotum des Hôtels z. B. stand diesem cyklopischen Griechisch häufig recht rathlos gegenüber. Ortschaften, Berge, Flüsse nannte er nur mit den antiken Namen, ja die modernen sind ihm häufig unbekannt. Kurz, das moderne Griechenland ist ihm nur ein schattenhaftes, häufig unbequemes Substrat für das alte, das in seiner Phantasie einzig lebendig ist.

Es ist heute unbestritten anerkannt, daß die Funde Schliemanns geradezu umgestaltend auf die Kenntniß und Beurtheilung der ältesten Culturverhältnisse Griechenlands gewirkt haben. Die Archäologen von Fach, die anfangs sich zum Theil wenig rücksichtsvoll ihm gegenüber benahmen, haben sich jetzt mit ihm auf einen besseren Fuß gestellt. Man acceptirt die Thatfachen und lächelt im Stillen über manche Wunderlichkeit in Schliemanns Auslegungen. Ob die Könige, welche in den prähistorischen Gräbern Mykænaes bestattet waren, Atreus und Agamemnon hießen oder nicht, ist völlig gleichgültig. Daß Schliemann kein geschulter Philologe und Archäologe ist, wird nach seinem Bildungsgange Niemanden befremden; trotzdem bleibt es bedauerlich, daß er seine Bücher durch Aufnahme manches allzu dilettantischen Beitrages aus fremder Feder entstellt.

Noch ein Wort über Frau Schliemann, die ihren Gatten diesmal nicht nach Nauplia begleitet hatte, deren Bekanntschaft ich aber in Athen machte. Sie ist die Tochter eines athenischen Kleinhändlers. Man erzählt, Schliemann habe eine Frau gesucht, die den ganzen Homer auswendig wüßte; diese habe der Bedingung entsprochen. Die Geschichte wird zwar nicht wahr sein, ist aber bezeichnend. Jedenfalls hat sich Frau Schliemann zu einer distinguirten Dame herangebildet, die ihrem eleganten Hauswesen in Athen durchaus entsprechend vorsteht. Sie spricht außer ihrer Muttersprache vortrefflich französisch und englisch und passabel deutsch. Ihr Haus ist ein

Mittelpunkt der besten Gesellschaft Athens. Von ihrer ungewöhnlichen Liebesswürdigkeit konnte ich mich selbst überzeugen; auch andere weibliche Tugenden werden ihr nachgerühmt. Die Schwester des Ministerpräsidenten wiederholte mir mehrmals mit Emphase: „Wir Griechen sind stolz auf sie!“

Als wir eben im Begriff waren, den Hügel von Tirynth zu verlassen, um nach Mykenae weiter zu fahren, kam eine Anzahl Cavallerie-Offiziere aus Nauplia an, welche die Ausgrabungen Schliemanns ansehen wollten. So weit geht in Griechenland das Interesse für dergleichen Unternehmungen!

### III.

#### Mykenae und Argos.

Der Burghügel von Tirynth lag hinter uns und unsere Rosse stäubten durch die argolische Ebene. Mir ist dieser homerische Ausdruck damals verständlich geworden. Immer breiter dehnte sich das Gefilde vor uns aus, rings umsäumt von einzig schönen Berglinien. Wir fuhrn durch mehrere kleine Dörfer, deren Namen ich vergessen habe. Aus dem Schatten der Dorfplantane, in welchem sie gespielt, löste sich die braune ungewaschene Jugend los und bot freundlich den vorüber eilenden Fremden ihr *καλη μέρα*. Hier und da sah mit scheuem Blick ein Weib in den Wagen, das, mit schwerer Last beladen, auf's Feld hinaus ging; vielleicht hatten diese Augen einmal in feurigem Glanze gestrahlt, jetzt waren sie müde und eingesunken wie die ganze Gestalt. Die Frauen sind in ganz Griechenland unhübsch und vor der Zeit gealtert; ihr größter Vorzug sind schöne Hände und Füße. Manches Wort sprachen wir unterwegs über die Gegenwart und Zukunft des Landes, in dem auch mein Freund eigentlich ein Fremder war; denn wie so viele Griechen lebt er im Auslande, in Paris, an das ihn die Pflege einer schwer kranken Gattin fesselt. Und es war rührend zu sehen, wie er über jedes Symptom des Aufschwungs in seinem viel geprüften Vaterlande herzliche Freude äußerte.

Nach anderthalb Stunden etwa waren wir in Tharwäti. So heißt das Dorf, das auf der Stätte des alten Mykenae liegt. Der Name ist slavisch und bedeutet „Kroatendorf“. Welch eine Geschichte liegt in dieser einfachen Thatsache! An der Stelle, von welcher aus eine dunkle Ueberlieferung von fabelhafter Größe und Herrlichkeit zu den historischen Griechen gedrungen war, welche von der Sage mit dem glänzendsten Schimmer der Poesie umwebt worden war, auf welcher noch der treffliche Pausanias in haussbadener Begeisterung verweilt hatte, da haben im Mittelalter die Vorfahren der Herren Starcevic und Consorten ihre unsauberen Hütten gebaut und aus einer Marmorkrippe, aus der vielleicht einst die Rosse des Völkerhirten Agamemnon gefressen, ihr schmutziges Vorstenvieh gefüttert. Aber sie dürfen nicht einmal den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, diese alte Fürstenresidenz zerstört zu

haben. Als sie einzogen, war längst Alles zer schlagen und verschüttet. Sie selbst sind spurlos von der Geschichte hinweg geweht worden. Die Sprache des Griechenvolkes, unter dem sie wohnten, ist von ihrem Einfluß so gut wie ganz unberührt geblieben, und nur Orts-, Berg- und Flußnamen künden heute noch von ihrer Anwesenheit — auch sie nicht mehr für lange Zeit.

Weltberühmt war seit Langem das Löwenthor, dessen Relief zu den ältesten Bildwerken Europas gehört; weltberühmt sind heute auch die Gräber, aus denen Schliemann eine schier unglaubliche Fülle des prunkhaftesten Goldschmucks an's Tageslicht geholt hat. Nur wer die Sammlung in Athen selbst gesehen hat, macht sich von der Menge der gefundenen Gegenstände eine Vorstellung, in deren Nähe die armen Slaven so ahnungslos gegessen haben. Nicht ohne Beschwerde kletterten wir den mächtigen Hügel empor, der einst die Akropolis trug, über gewaltige Felsblöcke, die Reste der ehemaligen Burgmauer. Die nicht genug zu lobende neue Berliner Karte orientirte uns auf das Eingehendste über alle Einzelheiten, besser als der biedere Custode, der in malerischer Tracht, mit ernster Ruhe, wie alle Griechen, vor uns hertritt. Gern nahm ich seinen Stock, den er mir freundlich als Stütze bot. Es war, glaube ich, ein ganz gewöhnlicher Hirtenstock mit gebogenem Griff; aber leicht sieht man in Griechenland das Einfachste mit ganz besonderen Augen an, und ich hätte das Scepter des Atrous sicherlich nicht mit mehr Ehrfurcht handhaben können:

Atrous ließ es sterbend dem kümmerreichen Thyestes,  
Der hinwiederum ließ es dem Held Agamemnon zu tragen,  
Viel Eilande damit und Argos' Reich zu beherrschen.

Wir standen auf der Höhe. Von hier aus hatte einst der Wächter, „einem Hunde gleich“, wie er in Aeschylos' Tragödie sagt, in's Land hinaus gespäht, ob er das telegraphische Feuerzeichen aufflammen sähe, das den Fall Trojas verkünden sollte. Dann war durch das Löwenthor auf gewundenem Wege zur Herrenburg empor ein prächtiger Zug gestiegen, voran König Agamemnon, dann seine Wagen, Reifigen und die klagenden trojanischen Frauen. Innen aber lauerte auf ihn bereits der tückische Streich des Aegisthos. Später hatte von derselben Höhe aus Prinzessin Elektra sehnsüchtige Blicke nach dem Bruder in die Ferne gesandt, bis er zurückkehrte und den Stahl in die Brust der Mutter senkte. An keinem andern Orte Griechenlands werden die gewaltigen Gestalten seiner tragischen Dichtung der träumenden Phantasie so lebendig wie in Mykenae. Die Wand der Bretterhütte des Custoden bietet Lehne und Schatten. Da kann man sitzen und den Greueln des Pelopidenhauses nachdenken, deren Geschichte sich in den Gauen abgespielt, welche unser Blick von hier oben umfaßt. Links in der Ferne liegt Tiryns, mit bloßem Auge kaum sichtbar; rechts Argos, überragt von der imposanten Burghöhe von Larissa. Da wohnte die schöne Helena, die den Ehebruch etwas weniger blutig betrieb als ihre Schwägerin von Mykenae. Geradeaus blinzt das Meer und daran liegt Nauplia, die Geburtsstätte Neugriechenlands,

das Grab Kapodistrias. Ueber das Meer aber schweift der Gedanke weiter nach dem merkwürdigen Hügel in Athen, auf welchem die Pelopidentragödie ihren läuternden und sühnenden Abschluß fand.

Der hohe Stand der Sonne mahnte zur Rückkehr. Zögernd rissen wir uns von dem einzig schönen Panorama los und stiegen langsam abwärts. Unten in der Hütte des Wächters streckten wir die Hände zum Frühstück aus. Was unser Hötel in Nauplia bieten konnte, hatten wir, wohlverwahrt in einem Korbe, in den Wagen gepackt: Eier und kaltes Fleisch, Käse und Brot, köstliche Orangen und ein paar Flaschen ungeharzten Weines, dazu Gläser und Teller. Die Frau des Custoden breitete uns gefällig ihr reinstes Tischtuch auf und vorzüglich schmauseten wir in dem einfachen Raume. Neugierig lief das Fiedervieh um uns herum, das sich jetzt, in der Fastenzeit, sorglos seines Daseins freuen konnte. Draußen war ringsumher lautlose Stille; denn es war die Zeit, wo der große Pan schläft. Durch die geschlossenen Fensterläden stahl sich hie und da ein vereinzelter Sonnenstrahl und glitzerte in dem goldenen Kephissianwein. Nicht oft hat mir ein Frühstück so gut geschmeckt wie dieses in dem kleinen Dorf Charvati. Unwillkürlich flogen meine Gedanken zurück zu einem andern. Das war hoch oben im Apennin, in der Geburtsstadt Rafaels, in Urbino. Dort saß ich nach heißer Wanderung mit Alfred Woltmann in schattiger Laube; wir blickten hinunter in die herrliche umbrische Landschaft und hoben das Glas auf eine gemeinsame Reise nach Griechenland. Es hat nicht sein sollen. Wenig mehr als ein Jahr verging, und den Freund deckte die Erde Italiens, das er so sehr liebte.

Den Rückweg nahmen wir über Argos. Das ist ein weitläufig gebautes Landstädtchen mit etwa zehntausend Einwohnern, mit breiten, dorischen Straßen und einigen städtischen Gebäuden, von denen das Rathhaus und das Hauptcafé auf einem geräumigen Platze einander gegenüber liegen. In dem letzteren trafen wir einen Argiver, der zwar nicht „haupthaarumwallt“, aber betrunken war, was in Griechenland ungemein selten vorkommt; in dem ersteren sahen wir das Localmuseum an, das viele interessante und einige hübsche Stücke aus dem alten berühmten Heratempel enthält. Ein Versuch bei zwei Honoratioren des Ortes, an die wir Empfehlungen hatten, Besuche zu machen, war erfolglos; dafür gingen wir hinaus zu den ansehnlichen Ruinen des antiken Theaters, in welchem 1821 die von Ipsilanti berufene Nationalversammlung der Griechen zusammentrat. Wer zu den obersten Sitzreihen empor steigt, was nicht ohne Fährlichkeiten ist, genießt einen hübschen Ausblick, der freilich mit dem vom Burgfelsen Mykenas nicht zu vergleichen ist. Argos ist ein Typus der raschen und übereilten Ansiedelungen, wie sie nach den Schrecknissen des Freiheitskrieges überall entstanden; es ist unmöglich, aus diesen zerstreuten und kaum zusammenhängenden Wohnungen eine Anlage im modernen Sinne zu schaffen.

Am Ausgange des Ortes hielt der Kutscher, nicht um sich nach der verbreiteten Gewohnheit griechischer und sonstiger Rosselenker einen Schnaps zu

gönnen, sondern um seine Pferde an einem hübschen Brunnen mit marmorner Einfassung zu tränken. Der über dem Quellbecken eingeschriebene Koran-spruch erwies, daß die Anlage eine türkische war. Menthallen im Peloponnes sind die Quellnympphen noch heute unter die Gewalt Mohameds gebeugt und gerne denkt man beim Betrachten dieser zierlichen Anlagen an das vielleicht einzige Gute, das die Türken diesem von ihnen so beispiellos mißhandelten Lande gethan haben. Leider vermag all ihr Wasser aus den Herzen der Griechen die Erinnerung an die Ströme von Blut nicht wegzuwaschen, welche die Muselmanen auf griechischem Boden vergossen haben, und in Griechenland lernt man verstehen, daß der Rationalitätenhaß seine Existenzberechtigung hat, wenn er auch zu dem herkömmlichen Gerede von der immer mehr fortschreitenden Vervollkommenung des Menschengeschlechtes wenig stimmt.

#### IV.

##### Bei Henkern und Verbrechern.

„Guten Tag, Bilelas!“ rief uns von Weitem ein Herr an, als wir eben in Nauplia dem Gefährten entfiiegen waren. Es war der Staatsanwalt von Nauplia, ein Freund und entfernter Verwandter meines Reisegefährten. Nach der Vorstellung und den begrüßenden Redensarten fragte er uns, ob wir Lust hätten, mit ihm nach Wurzi hinüber zu fahren. „Was ist Wurzi?“ „Ein nicht uninteressanter Ort, die Wohnung der beiden Henker des griechischen Königreichs.“ Ein Henker ist für die Mehrzahl der Menschen, auch wenn sie nicht Heines Jugenderinnerungen gelesen haben, mit dem Schimmer einer ganz eigenthümlichen Romantik umgeben. Und nun gar griechische Henker, und zwei auf einmal! Es war keine Frage, daß wir acceptirten.

Wir stiegen an der Marina in eine Barke, welche uns, von Schliemanns „Patroklos“ gerudert, schnell über die Meerfluthen auf das kleine Inselchen zu führte, das, etwa zwanzig Minuten vom Ufer entfernt, aus den Wellen empor steigt und den ungriechischen Namen Wurzi trägt. Auf einem nackten Felsen erheben sich Mauern und Thürmchen einer kleinen Festung; kein Landungsplatz ist zu erspähen, mächtige Felsblöcke sind rings herum weit hinaus in's Meer gelagert.

Hochauf donnerte dort von des Eilands Küste die Brandung,  
Graunvoll sprizend empor; und bedeckt war Alles von Salzschäum.  
Denn nicht Buchten empfangen die Schiff' und bergende Rieden,  
Nein, nur Geklüft umstarrte den Strand, Meerklippen und Felshö'n.

Diese Worte der Odyssee kamen mir in den Sinn, als unser Boot mühsam zwischen den Felsen einen Halteplatz suchte. Bei hoch gehender See

mag es ganz unmöglich sein, hier zu landen. Wir sprangen mit leidlichem Anstand über den „glitschrigen Glimmer“, wie der „Meister“ einmal eine ähnliche Terrainbildung so unnachahmlich schön benannt hat, nicht ohne von den aufspritzenden Wogen tüchtig benetzt zu werden.

Drinne empfing uns der Offizier, der die kleine Besatzung des Castells commandirte, mit der Zuborkommenheit, die man in diesem Grade Fremden gegenüber wohl nur in Griechenland kennt und die diesmal durch die Begleitung einer so hervorragenden Notabilität des Ortes, wie der Staatsanwalt war, noch gesteigert wurde. Unter der Führung eines Soldaten kletterten wir über zerfallene Treppen und durch enge Gänge in dem Fort umher, das aus venezianischer Zeit stammt. Man konnte von hier aus die Einfahrt in den argolischen Golf bequem mit Kanonen bestreichen. Gegenwärtig ist es aber seines kriegerischen Charakters gänzlich entkleidet und dient nur als Staatsgefängniß für die beiden Hefter.

Der Posten eines Hefers wird nämlich in Griechenland nicht, wie das in andern civilisirten Ländern der Fall ist, als ein einträgliches Gewerbe aufgefaßt, um welches sich im Falle einer Vacanz eine große Menge der verschiedenartigsten Leute bewirbt, sondern es haftet ihm das Ehrlose an, das ein natürlicher Sinn allerdings unwillkürlich mit diesem traurigen Berufe in Zusammenhang bringt. Darum sind es nur zum Tode Verurtheilte und unter dieser Bedingung begnadigte Verbrecher, welche in Griechenland den Todespruch des Richters vollstrecken. Der eine von den beiden spazierte frei im Hof herum, eine kleine gedrungene Gestalt, mit passabel gutmüthigem Gesichtsausdruck; von dem andern war oben hinter einem vergitterten Fenster nur der Kopf sichtbar, mit ein paar unheimlich funkelnden Augen in dem magern Gesichte. Er rief von oben herab seinem Collegem einige der saftigen Schimpfwörter zu, an denen die Sprachen des Südens so ungemein reich sind. Am Morgen dieses Tags war nämlich zwischen den beiden Heftern ein Wortwechsel entstanden, der eine war auf den andern mit dem Messer losgegangen, das man in Griechenland unbegreiflicher Weise selbst den verurtheilten Verbrechern läßt, und darum war man genöthigt gewesen, den Angreifer für einige Zeit in seine Zelle einzusperren. Er hatte sich dort offenbar noch immer nicht beruhigt. Es machte einen besonderen Eindruck, diese beiden Geschöpfe, die Beide gleich schuldvoll und Beide gleich bedauernswerth waren, in solcher Weise mit Worten gegen einander streiten zu hören.

Unterdessen erzählte uns der Staatsanwalt ihre Geschichte. Der Eine hatte beim Weine Handel mit einem Genossen bekommen, das glänzende Messer fuhr aus dem Gurt und der Andere war so unglücklich getroffen, daß er starb. So etwas kommt in Griechenland wie in Süditalien alle Tage vor; ich selbst war einige Tage später in Eleusis Zeuge eines solchen Mordes, den ein griechischer Soldat an einem italienischen Eisenbahnarbeiter beging. Da war eine gemeinsame Liebchaft letzte Ursache des tödtlichen Streichs. Eine düstere Tragödie barg das Schicksal des zweiten Hefers, desjenigen mit

der feisten Hamletgestalt. Ihm hatte der eigene Bruder das Weib verführt und er hatte ihm eines Abends beim Heimwege aufgelauret und ihn niedergeschossen. Die Gerichte nannten das Mordmord und verurtheilten den Mörder seiner Ehre zum Tode. Es war eine jener dunklen Episoden aus dem idyllischen Landleben, wie sie auf italienischem Boden Verga mit pessimistischer Meisterschaft erzählt.

Nicht ohne Bewegung verließen wir das Eiland. Auf dem Rückwege rief unser Staatsanwalt einen Localdampfer an, der nach dem andern Ufer des Golfes fuhr, und wir machten, von der liebenswürdigsten Sorgfalt des Capitäns umgeben, eine Spazierfahrt über das spiegelglatte Meer und genossen drüben eine wundervolle Aussicht nach der Seite von Rauplia hin. Für den Abend hatte uns Schliemann zum Diner eingeladen, das uns nach den Mühseligkeiten des Tages prächtig schmeckte, obwohl Lammfleisch und Reginato seine Hauptbestandtheile bildeten. Herr Schliemann war in aufgeräumtester Laune und begleitete uns nachher in's Caféhaus am Meeresstrande, wo wir lange in behaglichem Gespräche saßen, die kühle Abendluft schlürfend und hinaushauchend auf die dunkelnde Meerfluth.

Am andern Morgen rüsteten wir uns zeitig zur Besteigung des Palamidi. Dieser hohe und steile Felsen ist von den Venetianern mit sieben von einander getrennten und einander gegenseitig deckenden Forts befestigt worden, welche erst im Jahre 1715 von den Türken erobert wurden. Die Erstürmung des Palamidi durch die Griechen in der Andreasnacht 1822 ist eine der glänzendsten Thaten des griechischen Befreiungskrieges. Gegenwärtig dient die Citadelle nur als Staatsgefängniß. Auf einer Treppe von gegen neunhundert Felsenstufen steigt man hinauf. Die Offiziere, unsern Besuch gleichsam als eine ihnen gemachte Privatvisite betrachtend, boten uns, nach der reizenden Sitte ihres Landes, Café, Liqueur und Cigaretten und gaben uns einen schmucken Burschen als Führer mit. Mit ihm stiegen wir in allen Winkeln des großen Baues umher, über Treppen und Zugbrücken, durch enge Gänge und niedrige Zimmer, bald über steinübersäete Flächen und bald knapp an dem schwindelnden Abstrich des Felsens, mit köstlichen Blicken auf die blaue Fluth tief unten. Venezianische und türkische Kanonen kündeten die Geschichte der Feste.

Die unreinlichen und schlecht ventilirten Gefängnißlocale stehen hinter den billigen Anforderungen unserer Zeit noch weit zurück. Bezeichnend genug haben die wegen leichterer Vergehen hier Eingesperrten ein Caféhaus innerhalb der Gefängnißräume, welches sie mit einigen nicht ganz moralischen Photographien ausgeschmückt hatten. In einem kleinen Hofe, welcher rings mit hohen Mauern umgeben war, befanden sich die zum Tode verurtheilten Verbrecher in freier Luft. Wir durften von oben hinunter schauen. Die Offiziere machten uns auf manche charakteristische Figur aufmerksam. Ein gewisser Spanós, der eine längere ruhmvolle Laufbahn als Räuber in dem griechisch-türkischen Grenzgebiete in Thessalien hinter sich hatte und auf dessen



Gewissen etwa sechzig Mordthaten lasteten, spielte mit einem Genossen, auf einem Plaid nach türkischer Weise hockend, ganz fröhlich Tric-trac. Es war ein echtes und rechtes Kleftengesicht mit kühner Nase und erbarmungslosen Augen. In einer Ecke lag, abgesondert von dem lärmenden Gespräch der übrigen, ein hübscher, höchstens sechszehnjähriger Bursche, der aber bereits dreien seiner Mitmenschen die Hälse abgeschnitten hatte, und ein graubärtiger Pope lehnte an der Wand, wegen eines Giftmordes zum Tode verurtheilt. Das ist selten in Griechenland; die meisten Morde sind jähe Todtschläge, im hitzigen Wortwechsel mit der Waffe begangen, die ja jeder Grieche zur Hand hat. Durch eine kleine Oeffnung in der Mauer flossen uns die Häftlinge aus Olivenholz geschnitzte Cigarettenspitzen, Nadelbüschchen und ähnliche Kunstgegenstände heraufreichen, die in ihrer primitiven Rohheit an die Funde des benachbarten Mykenae erinnerten. Ich habe einige Sachen zum Andenken gekauft.

Der Blick von da oben, den langen Golf, Tirynth, Mykenae, Argos und die schneebedeckten Grenzgebirge Arkadiens umfassend, ist unbeschreiblich schön und großartig. Fast beneidet man die armen Soldaten, die hier ihre traurige Pflicht thun müssen, ähnlich wie man die Mönche in Camaloli beneidet. Meine Gedanken gingen hinüber nach dieser berühmten Aussicht. Mit dem irdischen Paradies, das dort zu den Füßen des Schauenden liegt, läßt sich freilich die argolische Landschaft nicht vergleichen. Aber wie überall in Griechenland sind auch hier die Formen vornehmer und mehr künstlerisch gegliedert, und zudem ist das Ernste und Strenge, das der griechischen Landschaft eigenthümlich ist und das besonders in Attika zunächst fremdartig berührt, wenn man die weichen und üppigen Formen Südbitaliens allzu lebhaft in der Erinnerung hat, in Argolis einigermaßen dem italienischen Charakter angenähert.

Eine Steigerung war hier nicht mehr möglich. Den Nachmittag auszufüllen, machten wir noch einen kleinen Ausflug, der Abend fand uns wieder in der Trattorie unseres Gasthofes mit Schliemann zusammen. Spät am Abend kam der Dampfer an, der uns nach Athen zurück bringen sollte. Wir entrannten gern den friedenstörenden Mäusen unseres Hotelzimmers und schliefen in den engen, aber reinlichen Cabinenbetten. Als ich am Morgen erwachte, schaukelten wir bereits auf hoher See.





## Der Bauernphilosoph Konrad Deubler.

Von

Julius Dubor.

— Dresden. —



Amicis! — Wenn mich mein Weg gelegentlich durch Dresden-Neustadt und dort an einer Straße vorbeiführt, die früher still und heimlich versteckt, jetzt mit der zunehmenden Entwicklung der Stadt von einem nimmer rastenden Geschäftstreiben durchlärm't ist, pflege ich wohl in Erinnerung vergangener Zeiten vor einem kleinen Hause einen Augenblick Halt zu machen, das dort, vereinsamt und verblichen, in einer gänzlich veränderten Umgebung seinen Standort immer noch behauptet. Es ist eine aufgetreppte Parterrewohnung, von Außen und vermuthlich auch von Innen sehr bescheiden eingerichtet, beschaulich in einem etwas vernachlässigten Garten hinter schützendem Gesträuch gelegen. Rings um dasselbe thürmen sich vierstöckige Häuser auf, die ehemals dort befindlichen Gärten und Höfe sind meistens für gewerbliche Zwecke in Beschlag genommen, Fabrikshornsteine überragen und überqualmen es, Handel und Wandel braust achtlos an ihm vorbei. Die Blicke der geschäftig Vorübereilenden mustern die an den Verkaufsgewölben zahlreich angebrachten Schilder, auf das kleine, dunkle Haus ihnen gegenüber hat Niemand Acht und dennoch trägt es auch an seiner Giebel-front in verblaster Goldschrift eine Einladung, die aber jetzt ihren Zauber verloren hat und kaum noch vernommen wird, so wenig wie ein Aeolsharfen-ton vor der Dampfpfeife sich vernehmlich machen kann: Amicis, den Freunden. Ja, es ist ein sonderbares kleines Haus. Könnte es sich selbst empfinden und über sich selbst verfügen, so würde es, glaube ich, Hand an sich selbst legen und sich Stein für Stein abtragen, im Bewußtsein, daß seine Zeit vorüber. Und auf den letzten Stein könnte es dann als Inschrift eingraben: finimus.

Und doch hätte es vielleicht nicht ganz Recht gehabt, das Princip seines Seins so in Bezug auf die Allgemeinheit für schlechtthin verschollen zu erklären, und ich selbst, ich habe vielleicht kein unbedingtes Recht, in diesem Sinn Reflexionen darüber anzustellen. Schreibe ich doch eben diese Zeilen vor der über meinem Schreibtisch hängenden Photographie eines simplen österreichischen Bauernhauses, das noch vor wenigen Jahren den Mann in sich ein- und ausgehen sah, der es zum Mittelpunkt eines zahlreichen Kreises zu machen verstanden hatte, den er in sich einheitlich in einem wahren Cultus verehrender, warmer Freundschaft zusammen schloß. Wenn irgendwer, so ist der 1884 verstorbene österreichische Bauernphilosoph Konrad Deubler, ein armes Bauernkind und selbst zeitlebens ein Bauer, der Mann, auf den man sich berufen kann, wenn es sich um die Frage handelt, ob auch in der Gegenwart noch Freundschafts-Schwärmerei gefunden werden und gedeihen könne. Denn es war ein Stück Schwärmerei gerade nach dieser Richtung hin in ihm vertreten. Sie trat in ihm um so mehr und um so zärtlicher hervor, je länger sich bereits die Schatten auf seinem Lebensweg ausbreiteten, je herbstlicher die Nebel ihn umspannen, je ferner Sang und Klang der Jugend verhallte. So löste sie die Jugend in ihm ab, ihre Wärme und Frische ihm, soweit solches möglich, ersetzend, sie war ihm, was die Freundschaft ihrem edelsten Sinn nach dem Mann sein soll und kann: die moralisch zurückeroberte Jugend des Mannesalters. Und von dieser Jugendlichkeit, von dieser Schwärmerei haben wohl Alle, die, in ganz anderen Lebenssphären wurzelnd, ihm nah' getreten sind, — und es war ein zahlreicher Kreis — etwas auf sich übergehen gefühlt, seines reinen und kindlichen Geistes haben sie Alle, nicht ohne innerliches Ergriffensein, einen Hauch verspürt.

Es ist ja sehr leicht dem Verhältniß, das den österreichischen Bauernphilosophen Jahre hindurch mit vielen Freidentern der Gegenwart zusammenband, eine andere und weniger anmuthende Auslegung zu geben. Deubler hatte sich am Schluß seines arbeitsvollen Lebens Etwas erspart, ihm gehörten zwei Häuschen und einige Acker Land in der anmuthigsten Gegend seines Vaterlandes, in Goisern bei Ischl. Kinderlos, wie er war, liebte er den Besuch von Freunden in den Sommermonaten und es fehlte daher nicht an Einladungen von seiner Seite, die sich zwar nicht auf volle Beköstigung — darauf war seine Häuslichkeit nicht eingerichtet — aber doch auf ein freundliches, gern gewährtes Quartier bezogen. Diesen Einladungen wurde selbstverständlich häufig entsprochen und man hat es daher leicht zu sagen, daß die Gastfreundschaft einerseits und die lebhaft empfundene und ausgedrückte Verehrung andererseits, die Deubler seinen „Heiligen“\*) entgegenbrachte und die diese sich gern gefallen ließen, wohl den Kern des zwischen beiden be-

\*) Deublers Lieblingsausdruck für diejenigen seiner höher gebildeten Bekannten, zu denen er hinauffah und in denen er die Verkörperung der Bestrebungen und idealen Zielpunkte, die ihm am Herzen lagen, erblickte.

standenen Sympathieverhältnisses abgegeben habe. Aber es war glücklicherweise in demselben doch noch etwas mehr, noch ein Anderes und ein Höheres enthalten. Deubler bedeutete gerade den gelehrten unter seinen Bekannten die Erfüllung eines idealen Bedürfnisses, das weitab von der Befriedigung schriftstellerischer oder gelehrter Eitelkeit lag. Darüber hat sich Professor A. Dodel-Port in seinem dem Bauernphilosophen gewidmeten Buch<sup>\*)</sup> ebenso warm wie wahr ausgesprochen, wenn er sagt: „Die hohe Bildung des Gelehrtenstandes läßt so selten Raum für die Entfaltung und Pflege natürlicher Herzlichkeit und blutwarmer lebendiger Freundschaft. Die streng methodische Beschäftigung des wissenschaftlichen Forschers, die seinen Geist fast ununterbrochen — jahraus, jahrein — in erregter Spannung hält, jenes ewige Speculiren und Reflectiren, jenes unaufhörliche Denken und Beobachten, Combiniren und Deduciren läßt so selten mehr Raum zur Entwicklung und Entfaltung rein-ethischer Anlagen. Freundschaften werden vernachlässigt, wenn solche schon geknüpft waren; neue Bande zu knüpfen wird ängstlich gemieden aus Zeitmangel und Furcht vor Täuschungen. Die Gelehrten-Seele knüpft sich bis über den Halsstragen zu und erscheint wie eine in tausend Schichten gewickelte Mumie, aus welcher bloß noch der Kopf mit dem wissenschaftlich blickenden Auge herausguckt. Wenn nun plötzlich so ein echter und reiner Naturmensch wie dieser Deubler es war, an der Studirstube des Wissenschaftlers anklopft, schüchtern hereintretend, ehrfurchtsvoll dem Gelehrten sich nähernd, diesen versichernd, daß auch er, dieser herzlich-offen sprechende Deubler, ein Verehrer der wissenschaftlichen Wahrheit sei, aber zugleich in seinem ganzen Wesen den natürlichen, wahrhaftigen, ganzen Menschen offenbarend, wie ein Kind staunend und ehrfurchtsvoll aufblickend zu den Offenbarungen der Gelehrten-Verstättten, dankbar für alle Belehrung, liebend wie ein braver Schüler, als Mensch den Menschen im Forscher anrufend: wer mag da widerstehen? — Gewiß Keiner, nein gewiß Keiner, der über

<sup>\*)</sup> Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen. Herausgegeben von A. Dodel-Port. Zwei Bände. Leipzig 1886. Verlag von A. Glaser. Der Herausgeber, Professor an der Universität Zürich, mit Deubler in den letzten Jahren seines Lebens eng befreundet, hat dem Verstorbenen in diesem Werk ein würdiges, höchst anerkennenswerthes Denkmal errichtet. Die Bewältigung des weitächtigen Materials erforderte eine aufopfernde Hingabe an den Zweck, ein authentisches Lebensbild des seltenen Mannes aus den Acten festzustellen und diese Aufgabe ist in der vorliegenden Arbeit mit großer Objectivität vortrefflich gelöst worden. Der zweite Band enthält nur Correspondenzen von und an Deubler, u. A. von Feuerbach, Zschokke, D. Strauß, Rohmähler, Hädel, Carneri, Büchner, Madenhause, Hellwald, Anzengruber, Rosegger, Schögl u. A. Der stärkste Antheil entfällt auf die Correspondenz mit Hädel. Die sachliche Ausbeute ist in diesen Briefen natürlich nicht allzu groß, doch kommt einzelnes auch in dieser Richtung Bemerkenswerthe vor. So schreibt Hädel unter'm 18. Juli 1881 an Deubler, daß ihm auf Antrag von du Bois-Reymond, Virchow und Reichert das Humboldt-Stipendium zu seiner Reise nach Indien nicht bewilligt worden sei, weil er als „Darwinist, Monist und Attheist“ dessen nicht würdig erachtet werde.

all seinem trockenen Wissen noch ein Stück wirklicher Menschenseele sich gerettet hat und noch warmes, pulsirendes Leben in seiner Brust empfindet. Solcher Art war nicht nur Feuerbach, sondern noch manche Andere unter den Deublerfreunden. Diese haben sich an der Menschengestalt mit ihrem doppeltreichen Inhalt, wie sie sich in diesem Deubler vorstellte, erbaut, ausgerichtet und zur Fortsetzung des Lebensganges auf immer trockener und dürre werdenden Bahn ermuntert.

Es webte, wie es in dem Vorstehenden auch ausgeführt ist, ein eigener Zauber um diesen Sohn der Berge, der uns Städtern ein immer jugendfrisches Herz entgegenbrachte, den die so oft pfadlose Sandwüste gelehrten Wissens reizte, als sei sie von Quellen durchrauscht und jeder Fußbreit Weges in ihr führe zu den lohnendsten, begeisterndsten Aussichtspunkten. In ihnen, wie er sie nun eben begriff und sich zurechtlegte, erstand ihm eine Weltverklärung und in ihr besaß er, was so vielen seiner Mitlebenden entgeht und von manchen schmerzlich vermißt wird: eine frohe, in sich gefestigte, ihn innerlich beglückende, mit einem poetischen Hauch tief in ihn eindringende Weltanschauung. Er hatte, woran Rückert den sehnenenden Wunsch geknüpft hat: „O sei in keinem Augenblick, mein Herz, von Rausch und Liebe leer.“ Jeden Augenblick war dieser Rausch und diese Liebe in ihm That und Wahrheit und so war er in diesem ethischen Sinn, selbst bei mangelnder productiver Phantasie, manchmal mehr Dichter als jene, welche glänzende Begabung, den feinsten Formeninn und poetischen Calcul mit innerer Nüchternheit zu vereinigen wissen.

Deubler ist 1814 in dem ansehnlichen, an der Traun gelegenen Dorfe Gaisern, unfern von Ischl, als der einzige Sohn von armen Vergleuten lutherischer Confession geboren. Wie das ganze Salzammergut hohe landschaftliche Schönheiten aufweist, so besonders das Deubler'sche Heimatthal, das sich, durchströmt von der klaren Traun, in weitem Bogen gegen das Ramsauer Gebirge mit seinen wilden, 1000—1500 Meter hohen Felswänden öffnet. Für den Naturfreund im Allgemeinen, wie für den Botaniker im Speciellen ist hier reiche Ausbeute. Findet der letztere namentlich in den verwitterndern Kalkgesteinen der Felsmassen, die überall zu Tage treten, eine sehr reichhaltige eigenartige Flora von Flechten, von Leber- und Laubmoosen, so erquickt der erstere sich an den harzduftenden Wäldern, an den Ahornriesen, an den rauschenden Waldbächen und grünen Matten. Den Wanderer im Wald grüßen auf Schritt und Tritt unter zahllosen anderen Blumen vor Allem die duftenden Hyacinen, die größtenteils Astartien und Margarithen, die blauen Enzianen. An den Kalkbergen glühen Feuertropfen, es sind Alpenrosen; hinter den Vorbergen baut sich das imposante Schneefeld des hohen Dachstein auf. Ein paar Stunden Weges weiter und es öffnet sich die Aussicht auf den herrlichen tiefblauen Alpensee des malerischen Hallstatt, nicht weit davon donnert der Wasserfall des Waldbach-Strub zwischen himmelhohen Felswänden und feuchten Vergleuten in die Tiefe. Deubler

hat das Glück gehabt, in dieser herrlichen Umgebung, die allerdings in den langen Wintermonaten einen wesentlich anderen Anblick bietet, aber doch immer großartig und ergreifend bleibt, fast sein ganzes Leben zu verbringen. Dasselbe bietet, äußerlich betrachtet, mit Ausnahme einer in dasselbe eingreifenden Katastrophe, wenig Wechsel. Er verlebte seine Kindheit und Jugend in Goisern, sein Jünglings- und Mannesalter (von 1836—49) im benachbarten Hallstatt, wo er als Inhaber einer hochgelegenen Mühle täglich 260 Stufen hoch die Getreide- und Mehlsäcke herauf- und herunterschaffen mußte, er siebelte dann abermals als Wirth nach Goisern über und beschließt sein Leben ebendasselbst als leidlich wohlhabender Bürger und Bauer, der zeitweilig selbst als Bürgermeister seines Heimatsortes segens- und erfolgreich gewirkt hat. Soweit bietet sein Tagewerk nichts Außergewöhnliches und selbst daß über dies sonnige, idyllische Lebensbild in den fünfziger Jahren die schwere Wetterwolke einer zweijährigen, wegen „hochverrätherischer Umlriebe“ erlittenen Zuchthausstrafe dahinzieht, würde ihm noch keine besondere Ausnahmestellung anweisen, traf ihn doch diese Strafe gemeinsam mit vielen Anderen, über die auch weiter nichts zu berichten ist, als daß sie in politisch erregter Zeit von den Sturmfluthen derselben erfaßt worden sind. Was Deubler heraushebt, ist die frühzeitige und frühreife innere Erfassung und Verarbeitung von Eindrücken, die im Grunde außerhalb seines Bereiches zu liegen scheinen, wenn man dies nach den äußeren Umständen abmißt, wenn man vergißt, daß ein schaffenskräftiger Geist sein Reich sich selbst absteckt, daß er zwar in seinem Reich, dieser aber vor allen Dingen in ihm wohnt. Deubler besaß — dies beweisen schon die ersten tagebuchartigen Aufzeichnungen des jungen Müllers über religiöse Dinge, ebenso wie seine Reisekizzen, auf die hier näher einzugehen leider der Raum verbietet — ein intensives Genie der Innerlichkeit, so intensiv, daß es kein Wunder ist, wenn wir dasselbe immer reicher sich entfalten und bis zum Schluß seines Erdenlebens in fast ungeschwächter Kraft vorhalten sehen. Zunächst galt es für ihn natürlich die Sphäre zu finden, aus der er Nahrung für das, was innerlich in ihm emporleimte und an's Licht drängte, entnehmen konnte. Diese Sphäre waren einerseits Personen, andererseits Bücher. Die letzteren wegen der Anschaffungskosten, die ersteren ebenso der Abgeschlossenheit seines Wohnortes, wie der Standesschranke wegen schwer erreichbar. Aber Deubler überwand mit Ausdauer beide Schwierigkeiten. Er hatte schon mit 18 Jahren ein um ein Jahr älteres Mädchen seiner Heimat geheirathet, die Ehe blieb kinderlos, was Deubler später beklagt, in der ersten Zeit aber freudig begrüßt hat, da er nun auf Bücher das verwenden konnte, was sonst die Kinderzucht erfordert hätte. Bald sammelte er eine kleine Bibliothek, zunächst Bücher religiösen Inhalts, Jung Stilling's Schriften, Moses Mendelssohn's „Phädon“, aber auch Romane, später Bschoffe, Paine und namentlich naturwissenschaftliche belehrende Bücher. Berührung mit Personen verschaffte ihm der Umstand, daß das Salzammergut schon damals mehr und mehr (der eigentliche Fremden=

zufluß beginnt allerdings erst in den fünfziger Jahren) von einzelnen Malern, Geologen und Botanikern aufgesucht wurde, denen er als orts- und pflanzenkundiger Führer diente. Aus jener Zeit datirt sein ältestes und ein Lebensalter überdauerndes intimes Verhältniß mit dem geschätzten Dresdener Landschaftsmaler Professor Robert Kummer. Derselbe tourte Anfangs der vierziger Jahre in der Nähe von Hallstatt, um am Fuß des Dachsteines Studien aufzunehmen. Er lernte bei einer zufälligen Begegnung den aufgeweckten jungen Müller kennen, und da dieser ihm Bücher versprach, um die Kummer bei schlechtem Wetter verlegen gewesen war, stieg er zu seiner Mühle hinauf. Ueber diesen Besuch berichtet er selbst wie folgt: „Ohne große Hoffnung, Etwas zu finden, stieg ich zu Deublers Mühle hinauf. Erfreut empfing er mich und fragte sogleich, was ich lesen wolle? ob den Thomas Paine oder Klassiker? Ich sagte: Wie kommst Du denn zu Thomas Paine? Da meinte er: Das ist ja der Mann, der in Amerika die Erhebung hervorgebracht hat. In kurzer Zeit wurden wir vertrauter; ich mußte zu ihm auf die Mühle ziehen, konnte ich doch von da den ganzen See übersehen. Wir verstanden uns prächtig und bald hatte ich Konrad so lieb gewonnen, daß ich im Sommer immer wiederkehrte. Er begleitete mich auf die Gebirge; da that sich gewöhnlich sein ganzes Herz auf; sein Geist sprudelte förmlich von schönen Gedanken. Die Alpenflora war ihm sehr bekannt, er sammelte wissenschaftlich. Am Himmel kannte er die Sternbilder sehr gut: kurz, es gab für uns keine Minute der Langeweile. Später, nachdem er sich in Goisern angekauft hatte, besuchte ich ihn ebenfalls öfters. Ich wohnte dann in seinem Hause in Laffern; wenn er kam, konnten wir daselbst ungestört plaudern. Auch in Dresden besuchte er mich, um mein Familienleben kennen zu lernen, blieb aber nie lange, denn er wollte die in Leipzig und anderen Orten gemachten Bekanntschaften fortsetzen und neue anknüpfen.“

Diese Anknüpfung machte sich natürlich nicht immer persönlich, sondern in vielen Fällen brieflich, indem Deubler sich mit dem Ausdruck seiner Verehrung oder mit einer Bitte um Auskunft an diesen oder jenen Mann von hervorragender Bedeutung wandte. So knüpfte er in früherer Zeit mit Bischoffe, so 1846 mit Strauß an und hier möge gleich hinzugefügt werden, daß diese Begegnung des schlichten Landmanns mit dem berühmten Gelehrten in einem Sinne fruchtbar wurde, der Deubler ein Anrecht auf literaturgeschichtliche Berücksichtigung verleiht. Denn es ist aus dem Tenor des von Deubler an Strauß gerichteten Briefes ziemlich zweifellos festzustellen oder jedenfalls zur höchsten Wahrscheinlichkeit zu erheben, daß Strauß durch ihn die nächste Veranlassung erhielt, sein Leben Jesu für das Volk zu bearbeiten. Die erste Mahnung hierzu, die Strauß später erfüllte, war von Deubler ausgegangen und der Hinweis in dem Strauß'schen Vorwort auf die „einfachsten Menschen der untersten Volksschichten“, in deren Seelen die Einsicht bereits als Ahnung aufgegangen sei, während „Viele in den obersten Gesell-

schafstklassen ihr verschlossen“ blieben, wird ohne jede künstliche Auslegung insofern auf Deubler zurückgeführt werden dürfen, als Dieser für die Uebrigen Strauß gegenüber das Wort ergriffen hatte. \*)

• Neben der erfreulichen Folge, welche die Berührung mit dem berühmten schwebischen Theologen hatte, zeitigte dieselbe aber auch die verhängnißvollste Katastrophe, die Deublers Leben betroffen hat, sie wurde die nächste Ursache, daß sein bisher obscures Privatleben an's Licht der Oeffentlichkeit gezogen, der Verdacht der Reaction auf den aufklärerischen Bauern gelenkt wurde und er als Rädelshörer ihrem Ingrimme verfiel. Der Fall ist bereits früher hier und da als ein Curiosum erwähnt worden, ich will daher nur kurz zusammenfassend wiederholen, daß es Saphir war, der 1850 durch eine sehr übel angebrachte Beschreibung eines Reiseaufenthaltes in Goßfern, wohin Deubler 1849 als Bäcker und Wirth übergesiedelt war, zum hoffentlich unabsehblichen Denuncianten wurde. Saphir erzählte im „Humorist“ in einem seiner „dummen Briefe über meine Reise vom Ausnahmestande in das Innere des Naturzustandes“, daß es in Goßfern einen Wunderbauern gäbe, der „in einem wahren Musagetenstübchen“ eine Auswahl der besten Bücher älterer und neuerer Zeit besäße, u. A. Grün, Freiligrath, Lenau und — Strauß' „Leben Jesu“. Dieses habe ihm der Verfasser sogar eigenhändig dedicirt, das Gleiche habe Böhme mit einem seiner Bücher gethan. Von beiden Männern wurden außerdem Abschriften der an Deubler gerichteten Briefe mitgetheilt. Ein österreichischer Bauer im Jahre 1850 nach Niederwerfung der Revolution, in solch unerhörtem Ausnahmestande der Freiheit lebend — das war nicht weniger als ein Stedbrief und demgemäß wurde verfahren. Deublers Bibliothek wurde von hoher Stelle einer Visitation unterzogen, Deubler selbst einer strengen Ueberwachung der Polizei unterstellt. Bald glaubte man sich genügend überzeugt zu haben, daß er und das von ihm gehaltene Wirthshaus, das den verdächtigen Namen „Die Wartburg“ führte, der Mittelpunkt einer revolutionären, auf Hochverrath und Religionsstörung abzielende Propaganda sei. Es wurde ihm und 14 Mitangeklagten, deren Hauptverbrechen in der Lectüre und Verbreitung verbotener freisinniger Schriften bestand, der Proceß gemacht, nach 14monatlicher Untersuchungshaft wurde er freigesprochen, auf eingelegte Berufung des Staatsanwalts aber abermals in Haft genommen und zu zwei Jahren schwerenerkers und Internirung auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Diese Deubler nahezu zur Verzweiflung treibende Zuchthäuslerperiode fällt in die Jahre 1854 bis 1856. Im März 1857 wurde er durch Begnadigung seiner Internirung ledig und nach vierjähriger Haft den Seinen wiedergegeben.

Das schwere Intermezzo hatte Deublers körperliche und geistige Kraft glücklicherweise unangetastet gelassen. Bald waren die alten Beziehungen wieder hergestellt und zu den alten neue angeknüpft, z. B. mit Roßmäßler. Seine

\*) Vgl. des Verfassers „Neben und Ranken“. Studienblätter. Halle 1879.



hat aber auf seinen inneren Menschen, geistig wie gemüthlich, einen tieferen Eindruck gemacht, als die 1862 gemachte persönliche Verührung mit Ludwig Feuerbach. Deubler kannte den Philosophen bereits aus verschiedenen seiner Schriften, die ihm außerordentlich zusagten, und die er sich so gründlich zu Eigen gemacht hatte, daß ein von ihm an den evangelischen Pfarrer in Goisern gerichteter, ihn schwer gravirender Brief — derselbe gelangte bei seinem Hochverrathsprozesse zur Verlesung — sich fast wie ein Auszug aus Feuerbach liest. In dem genannten Jahre suchte Deubler den vereinsamen Denker in seinem damaligen Aufenthaltsort, dem Rechenberg bei Nürnberg, auf. Er versuchte ihn zwar zunächst, holte den Besuch aber zwei Jahre später nach und es entwickelte sich nun ein inniges, auf gegenseitiger Anziehungskraft beruhendes Verhältniß, das bis zum Tode des Philosophen (1872) währte und dessen Andenken Deubler bis zu seinem eignen Ende hoch und heilig gehalten hat. Zeuge daß sind seine Briefe wie die Einrichtung eines seinen Wohnräumen attachirten Art Kunst- und Freundschaftstempels, der vor Allem der Erinnerung an Feuerbach geweiht war, dessen große Büste vom Bildhauer Schreitmüller ihm den Hauptschmuck verlieh.

Man wird dies Verhältniß am besten verstehen, wenn man das Folgende in's Auge faßt. Deubler war seiner ganzen Eigenart nach ein den Zeitwechsel überbauender, ganz reiner Nachklang der Feuerbach-Periode der vierziger Jahre. Das erste Buch desselben, welches er kennen lernte und welches ihn mächtig anzog, waren dessen „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“. Welches war nun die Tendenz dieser Schrift gewesen? Feuerbach hat sie selbst in seinem curriculum vitae mit folgenden Worten ausgesprochen: „Jetzt gilt es vor Allem, den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit die Menschheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf sich selbst, auf ihre Welt und Gegenwart sich concentrirte, denn nur diese ungetheilte Concentration auf die wirkliche Welt wird neues Leben, wird wieder große Menschen, große Gesinnungen und Thaten zeugen. Statt unsterblicher Individuen hat die „neue Religion“ vielmehr tüchtige, geistig und leiblich gesunde Menschen zu postuliren. Die Gesundheit hat für sie mehr Werth, als die Unsterblichkeit.“

Nur für den Erbärmlichen ist die Welt erbärmlich, nur für den Leeren leer. Das Herz, wenigstens das gesunde Herz, hat schon hier seine volle Befriedigung.“

Also Concentration auf das Diesseits war die Signatur dieser Schrift und sie wurde in den vierziger Jahren auch die signatura temporis, besonders für Deutschland. Daher der außerordentliche Beifall, den Feuerbach gerade damals und gerade bei den ideal gestimmten Geistern fand. Diese fühlten sich ohnehin von jenem patriotischen und politischen Schaffensdrang ergriffen, der endlich Erlösung von einer zum Ekel gewordenen Versumpfung und Hohlheit der Verhältnisse bringen sollte. Dieser Drang begegnete sich in der

Stimmung und Tendenz nothwendigertweise mit der metaphysischen und religiösen Abwendung von aller Transcendenz.

Laßt die alten Weiber sich  
Um den Himmel schelten,  
Aber freie Männer wir  
Lassen das nicht gelten.  
Gegen Dich, o Vaterland,  
Sind uns nichts als eitler Tand  
Alle Sternenwelten,

sang damals Kinkel, wie hätte sich ein solcher Zug der Geister nicht von einem philosophischen Raisonnement angesprochen finden sollen, das dem metaphysischen Gedankending das Princip der Sinnlichkeit entgegensetzte und das transcendente Element der Religion in die Anthropologie auflöste, lauter dieseitige Größen für jenseitige einsetzte. Aber gleichwohl blieb eine Frage offen, die nur im Schwung der Zeit überhört wurde, die daher auch Feuerbach kurzerhand mit der Sentenz abfertigen konnte: „Nur für den Erbärmlichen ist die Welt erbärmlich“, die Frage, ist denn solche Concentration auf das Diesseits, dem jeder andere Hintergrund entzogen wird, auch der Mühe werth, ist die Welt nicht wirklich, nicht für den Erbärmlichen, sondern vielmehr für den Tieferblickenden, für den, dem der Zusammenhang der Dinge aufgegangen ist, erbärmlich „ein wahnwitziger Carneval“, ist Befriedigung überhaupt möglich und nicht bloße Illusion? Die Neigung, diese Fragen zu bejahen, die Schopenhauer ja längst gestellt hatte, fiel mit der unausbleiblichen Ermüdung, Abspannung und Muthlosigkeit zusammen, die sich der Geister in der auf die 48er Zeit folgenden Reactionsperiode bemächtigte. Daher um dieselbe Zeit der erstarkende Pessimismus in den Vordergrund tritt und sich für die nächsten 20 Jahre fest etablirt, während der Feuerbach'sche realistische Idealismus verblaßt. Aber die Verzerrung des Weltbildes in eine „sinnlose Daseinsfrage“ und was damit zusammenhängt führt zur Verekelung, wie dies der consequenteste Anhänger der pessimistischen Theorie, Wahnsen, allen Vertuschungen zum Troß, selbst offen ausgesprochen hat. In der Verekelung läßt sich aber nicht verharren. Erfasht der Mensch das Sein als ein Uebel, so steckt er qua seiend in der Atmosphäre eines beständigen Uebels, in einer üblen Atmosphäre also. Wie sollte ihm anders als übel zu Muth sein und wer kann ein fortwährendes Uebelfein aushalten? Damit leitete sich abermals ein Rückschlag ein, der nun aber mehr einem rein praktischen, nüchternen Materialismus, der sich in breitem Strom in die Gesellschaft ergoß, zu Gute kam. Vom Pessimismus verblieb diesem die geringschägige Auffassung des Seinsinhaltes als solchen und damit des eigenen Thuns und Treibens auf dieser „langweiligen Lehmkuigel“. Die Genüsse sind im Grunde Illusionen, aber so lange sie vorhalten, ist's doch noch besser, sich an ihnen zu berauschen, als sich über ihre Hohlheit zu zergrämen. Also statt Verwünschung vive la joie, auch unter dem Galgen, und Preis dem Starken

und Klugen, der sich am meisten davon zu verschaffen weiß, mit anderen Worten, Genußsucht und Verherrlichung des Kraftprinzips. Diesen ethischen Bankrott abwehrend, suchte das Gewissen der Besseren nach Ersatzmitteln für das Verlorengegangene. Es ist nicht bedeutungslos, daß Strauß, der Feuerbach folgend am Ausgang seines Lebens mit dem Gottes- und Unsterblichkeits-Glauben im Ganzen abrechnete, seine letzte Schrift als den alten und neuen Glauben bezeichnete. Es ist aber auch nicht bedeutungslos, daß er eben da, wo er nach Ersatz suchte („Wie ordnen wir unser Leben?“), am leersten und inhaltlosesten ist.

Denn auch er hatte sich vollständig auf den Boden des naturalistischen Realismus zurückgezogen. Auch ihm zeigte das Weltbild nichts Anderes als die sichtbare Weltordnung, mit der es die Naturwissenschaft einzig zu thun hat und die diese daher auch ihrer Art von Weltbetrachtung, wenn sie sie rein naturwissenschaftlich construiert, als einzige Wirklichkeit zu Grunde legt. In der sichtbaren Weltordnung ist aber nichts zu erblicken als ein im All sich abspielender Lebensproceß — Entstehen, Werden und Vergehen — der als Selbstzweck erfasst wird und der Lust und Unlust in verschiedenem Maße, vom Jubel bis zur Verzweiflung, über Alles, was lebt, ausschüttet. Hier bleibt immer noch Raum für die inhaltsschwere Frage nach dem Wozu und einem trostlosen Fragezeichen dahinter. Und dies nicht los zu werdende Wozu verweist auf andere Wege und bahnt denen wiederum eine Straße, welche verneinen, daß die bloße auf- und niedermogende Lebensbewegung d. h. das Leben als Selbstzweck erfasst, Alles in Allem sei. Es bereitet sich damit ein bereicherter und berechtigter Bund des Frei Denkens mit einem spiritualistischen Element vor — an der Hand der Naturerkenntniß, aber nicht völlig in dieselbe aufgehend. Es ist gar nicht abzusehen, warum der Freidenker an die sehr enge Formel des naturalistischen Realismus gebunden oder warum der Spiritualismus durchaus kirchlich-orthodox oder mystisch sich verhalten soll. Mußte doch schon Fichte, dem wir den tief sinnigen Ausspruch verdanken: „Das Universum ist mir nicht mehr jener in sich selbst zurücklaufende Zirkel, jenes unaufhörlich sich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebären, wie es schon war, es ist vor meinem Blicke vergeistigt und trägt das eigene Gepräge des Geistes: stetes Fortschreiten zum Vollkommenen in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht,“ trotz dieser „spiritualistischen“ Formel, die wir durchaus acceptiren können, gleichzeitig die Anlage des Atheismus und die Entfernung von seinem Lehrstuhl über sich ergehen lassen.

Diese ganze vielgestaltige Bewegung der Geister, die ich hier zu skizziren versucht habe, ließ Deubler im Wesentlichen unberührt. Er war und blieb der reine Nachklang der Feuerbach-Periode. Sein starker innerer Idealismus schützte ihn vor jeder Entartung in einen verweltlichten nüchternen Materialismus und so blieb er vor jedem Zwiespalt bewahrt, während er anderseits in der Feuerbach'schen Concentration auf das Diesseits und dem damit

zusammenhängenden naturalistischen Realismus gerade dasjenige fand, was ihm, dem die umgebende Natur schließlich doch das Nächste, Liebste und Verständlichste blieb, intellectuell am meisten zusagen mußte.

Im Sommer 1879 besuchte Deubler seine Dresdener Freunde und mich unter ihnen. Er kam wie gewöhnlich in seiner Landestracht, schwarzer Lederhose, grünen Kniestrümpfen und Jacke, und erregte, wenn er so angethan an meiner Seite durch die Straßen schlenderte, einiges Aufsehen. Namentlich war das auch in Berlin der Fall, wohin ich ihn begleitete, um sein Führer und Beistand zu sein. Er wünschte namentlich das Aquarium kennen zu lernen, das er staunend einer gründlichen Besichtigung unterzog. An den Berliner Aufenthalt knüpfte sich noch eine heitere Episode, die ihm als größte Wertwürdigkeit unvergeßlich geblieben ist und auf die er brieflich häufig zurückzukommen pflegte. Es war ihm beschieden, als Gast eines gelehrten Freundes von mir, der ihm freundlich Quartier gewährt hatte, bei dem letzten Mittagessen, das er bei demselben einnahm, der Tischnachbar eines hohen Würdenträgers der chinesischen Gesandtschaft, der im Staatsornat erschienen war, zu sein und mit einem anderen Mitglied derselben Gesandtschaft, der vortrefflich Deutsch sprach, einen angeregten Discurs zu führen. Der steyrische Sohn der Berge und der Chineser, die sich gegenseitig in verbindlichen Redewendungen über die Vorzüge, die jeder am anderen entdeckte, ergingen, es war ein pikantes Genrebild für den Zuschauer! Voll befrachtet von Reiseindrücken, aber doch froh, dem Geräusch der Städte zu entrinnen, kehrte Deubler in seine Heimat zurück. Es war das letzte Mal, daß ich ihn gesehen habe. Sehr unvermuthet und vorzeitig ist er am 31. März 1884, noch nicht völlig 70 Jahr alt, dem Tiefschicksal entrückt worden. Zu einem eigentlichen Krankenlager ist es nicht gekommen und sein Hinübereschlummern war gleichzeitig friedlich und würdig wie sein Leben. Vom Januar ab nahmen in Folge eines Magenleidens seine Kräfte rasch ab, doch blieb er thätig und theilnehmend. Am Abend des 30. März empfing er noch Besuch von drei seiner im Ort ansässigen Freunde, rauchte mit ihnen eine Pfeife und traf einige Anordnungen in Betreff seines Nachlasses. Dann, seine Gedanken auf sein nahe Scheiden wendend, sprach er zu ihnen die seine standhafte Treue bezeugenden Worte: „Sollte ich bei längerer Krankheit so schwach werden, daß ich einen abfälligen Befehrungsversuch nicht mehr zurückzuweisen im Stande wäre, so mache ich Euch drei dafür verantwortlich, mir zu bezeugen, daß ich meinen Anschauungen getreu bleibe, so lange ich die Kraft dazu habe und daß ich mit denselben dem Tode ganz ruhig entgegen sehe.“ Bald darauf verlor er sein Bewußtsein und verschied in der Frühe ohne besonderen Todeskampf.

„Lerne zu sterben! sicher wird sich lohnen  
Des Sterbens Kunst, die leider Wen'ge fassen,  
Nur Wen'ge? Neben sie nicht Millionen?  
Die Meisten haben sich nur sterben lassen.“

lautet ein tiefsinniger Spruch des Dichters Edmund Dorer. Deubler hatte zu sterben gelernt. Die frischeste Lebenslust, die ihn jeberzeit beseelte, hinderte ihn nicht schon früh den Blick auf das Ende zu richten und sich von dem Gedanken an dasselbe voll durchdringen zu lassen, um Stellung über ihn zu gewinnen. So hat er „sich nicht sterben lassen“, sondern er hat den Tod vollzogen und das Schicksal hat ihm gegönnt, daß ihm dieser Vollzug durch keine Qualen des siechen Leibes entrisen oder gestört wurde. Deublers Lebensbild enthält ein leuchtendes Beispiel von harmonischer Abrundung und reicher Ausgestaltung der vorhandenen Kräfte, von Wiedersinn und unversprochenem Emporstreben zu höheren Zielen bei gleichzeitiger Beschränkung auf das für ihn Erreichbare und einem wahrhaft bescheidenen Sinn. Nichts lag ihm ferner als Ueberhebung und Prunkfucht. Nichts aber war auch seinem Wesen inniger angehörig, als das, worüber Goethe an Schiller schreibt „Lust, Freude und Theilnahme an den Dingen ist das einzig Reelle und was wieder Realität hervorruft. Alles Andere ist eitel und vereitelt nur.“ So ruhte der Schwerpunkt seines Lebens im besten Sinn auf der Daseinsfreude, die in der Theilnahme, in der Liebe wurzelt und er bethätigte ohne eines Zuruß zu bedürfen, was ich an einer Stelle meiner Schrift über den „Optimismus als Weltauffassung“ der Freudenverarmung des Pessimismus entgegenhalte: „In dem freudlosen Zustand vollendet sich deshalb ein so totaler Ruin, weil er die Liebe im weitesten Sinn tilgt — nur was wir lieben, macht uns ja Freude — und es giebt, kann man sagen, nichts Sinnloseres als die Lieblosigkeit, d. h. Freudlosigkeit. Hast Du die Liebe oder Freude verloren, so starrt Dir überall das große Warum entgegen. Warum, wozu Alles, was mich umgiebt? was soll es mir? was soll ich ihm? Welt und Geschöpf, Leben und Arbeiten, Werden und Vergehen — nichts hat einen eigentlichen Sinn mehr und alles Grübeln bewahrt Dich nicht vor dem Sturz in eine bodenlose Tiefe. Nur die Liebe rettet Dir den Zusammenhang des Ganzen und Dich innerhalb dieses Zusammenhangs.“





## Ein französisches Ränkespiel in Deutschland zur Zeit Napoleon I.

Von

H. Dehnb.

— Marburg. —



Es sind zwar gottlob die Zeiten vorüber, in welchen französische Arglist und Gewalt einen beherrschenden Einfluß in unserem Vaterlande gehabt hat. Dennoch haben sich in letzter Zeit gerade erneute Versuche in dieser Richtung verspüren lassen, welche allerdings die denkbar traurigsten Verhältnisse aussuchen mußten, um irgendwie Boden zu gewinnen. Es muß uns die Möglichkeit solcher Vorkommnisse daran mahnen, daß es noch immer weise Vorsicht ist, den Blick auf die vielerlei Wege und Stege gerichtet zu halten, auf denen jener Einfluß früher erlangt wurde und noch erstrebt werden könnte. Manchen Einblick darin gestattet uns folgendes Ränkespiel, welches sich zur Zeit des Ersten Napoleon am kurfürstlichen Hofe zu Cassel zutrug\*).

Hessen-Cassel war um die Wende des 18./19. Jahrhunderts noch einer der kräftigsten und gesündesten Staaten Deutschlands, es erfreute sich eines gefüllten Schatzes, einer gut geregelten Verwaltung und, was dormalen sehr wichtig, eines wenn auch kleinen, so doch vielerproben und gerühmten Heeres. Seit manchen Jahren treu an der Seite Preußens stehend, galt es namentlich in Norddeutschland viel, während es sich andererseits auch an England, dem es seine Truppen mehrfach in Sold gegeben hatte, halten durfte. Gerade der Kurfürst Wilhelm I. pflegte diese beiden wichtigen Verbindungen schon aus

---

\*) Die Quellen hierzu finden sich in Acten des Marburger Staatsarchivs.

verwandtschaftlichen Rücksichten (der Kurprinz hatte eine preussische Prinzessin heimgeführt und mit dem englisch-hannoverschen Herrscherhause bestanden seit lange verwandtschaftliche Bande), dann aber war er seiner Erziehung nach ein eifriger Verehrer der angestammten Hoheitsrechte, so daß von einer engeren Fühlung mit dem Emporkömmling Bonaparte von selbst bei ihm nicht die Rede war. Dem ganzen neufranzösischen Wesen war er durchaus abhold. Demungeachtet hatte in den letzten Jahren Kurfürst Wilhelm, wohl in dem Vorgefühl des Zusammenbruchs aller bestehenden Verhältnisse seines Vaterlandes, mit diesen Ansichten gebrochen. Er hatte, wenn auch für sein gutes Geld, durch französische Vermittelung die Kurwürde angenommen und weiterhin, als das hiermit angebahnte bessere Verhältniß in Folge mehrfacher Verstöße gegen die so leicht argwöhnische Eitelkeit Napoleons stark gelitten hatte, nach einiger Zeit erneute Anstrengungen gemacht, um wenigstens in letzter Stunde noch für sich Vortheile zu erlangen, wie sie den Nachbarn im Süden und Südosten so reichlich zugefallen waren. Er hatte sich mit diesen Schritten zwar ebenso wie sie in Gefahr begeben, ja er that es völlig bewußt und rechnete in gewisser Hinsicht damit, seine etwaigen Besorgnisse wurden jedoch gleichzeitig wieder aufgehoben durch die Ueberzeugung, daß die Macht der Beziehungen zu Preußen und England noch stark genug sei, um jenen Gefahren das Uebergewicht zu benehmen. Die Zukunft sollte dies als leere Hoffnung erweisen. Preußen hielt sich, wie es wähnte zu seinem eigenen Besten, in allen äußeren Angelegenheiten völlig abseits und hatte in der Durchführung dieses Grundsatzes reichlich zu thun, weil sich allerorts Anlässe fanden, um aus solcher Selbstbeschränkung herauszutreten. Das meerbeherrschende England andererseits hatte auf dem Festland zurückweichen müssen, hatte sein Hannover aufgegeben und konnte in Deutschland nichts anderes mehr thun, als seine Beziehungen möglichst zähe aufrecht zu erhalten. Zwischen zwei so starke Gegner wie Frankreich und England gestellt, empfanden die noch unabhängigen Staaten im Norden Deutschlands sehr bald den Ernst ihrer Lage, zumal Napoleon mit der Besetzung von Hannover auch seinen Fuß auf das Gebiet ihrer Friedensgemeinschaft gesetzt hatte. Der Anlaß zu Reibungen war damit gegeben und er wurde von Napoleon sofort benützt, Hessen aber hatte damit zur Zeit von England nicht nur keine Hülfe, sondern eher Beunruhigungen zu erwarten. Der Proceß Bichsegu, welcher bereits die Thronerhebung Napoleons herbeigeführt und einen glänzenden Beweis erbracht hatte, wie mächtig der französische Wille in München, Karlsruhe und Stuttgart geworden war, gab den Anlaß, um auch Hessen-Cassel gegenüber an unmittlbarem Einflusse zu gewinnen. In München und Stuttgart waren auf die Forderung Napoleons die englischen Gesandten Drake und Spencer Smith mit Gewalt vertrieben, im Badischen der unglückliche Herzog von Enghien aufgegriffen worden, und nun erschien zuerst in französischen, dann auch in deutschen Zeitungen eine Reihe Anklagen gegen den Vertreter Englands am hessischen Hofe, Mr. Taylor, wegen Theilnahme an jener Verschwörung.

Es war Ende März 1805, als die heßische Regierung in London vorstellig wurde, ob man nicht für gut befinden könne, den zeitweise nach England beurlaubten Gesandten Taylor nicht wieder zurückkehren zu lassen. Die Anklagen gegen ihn würden französischerseits doch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht fallen gelassen werden, ja schon das Gerücht von seiner möglichen Wiederkehr nach Cassel rege die Franzosen ungemein auf. Eine zunächst vertrauliche Antwort des Staatssecretärs Mollgrave war wenig beruhigend, die Rückkehr Taylors sei beschlossene Sache, wenn aber der englische Gesandte in Cassel nicht mehr sicher sei, so müsse England andere Maßregeln ergreifen. Hierdurch wurde man schon jetzt am kurfürstlichen Hofe ängstlich, ob nicht mit einem Abbruche der englisch=heßischen Beziehungen die rückständigen Zahlungen an Heßen zugleich aufhören könnten.

Mr. Taylor kehrte Anfang Juli wirklich nach Cassel zurück und das französische Gewaltspiel begann. Fast zu gleicher Stunde erbat sich Mr. Taylor eine Audienz, um dem Kurfürsten gegenüber Verwahrung wider die französischen Anklagen einzulegen, und erschien der französische Gesandte Mr. de Vignon bei dem geschäftsführenden Minister von Baumbach mit der Forderung, daß es zu dieser Audienz nicht kommen und man Taylor als englischen Gesandten nicht mehr anerkennen werde.

Der in Wilhelmshöhe weilende Kurfürst setzte nun zwar vorerst seine Ansicht fest genug auseinander, wenn er dem Minister kurzer Hand zurückschrieb:

„Da ich keineswegs gewillt bin, mich nach dem zudringlichen Benehmen des französischen Gesandten zu richten und die so lange geknüpften Bande mit England auf eine so auffallende Art zu brechen, so werde zukünftigen Freitag den 5. (Juli) den Minister Taylor ohne förmliche Audienz, welche ganz überflüssig ist, bei mir zur Mittagstafel hier sehen, um die Complimente des mir so nahe verwandten königlichen Großbritannischen Hauses zu empfangen, woran Herr Vignon hoffentlich keinen Anstoß zu nehmen sich begeben lassen wird. Uebrigens sehe nicht die Nothwendigkeit ein, letzteren von obiger Entschließung so ängstlich zu benachrichtigen, welche er wohl durch seine Spions nur zu frühe erfahren wird —“

Andererseits läßt die Ablehnung einer förmlichen Audienz für Taylor erkennen, daß auch der Kurfürst besorgt ist wie sein Minister, der in jenem Berichte bereits von der „verzweifelten Lage“ Heßens gesprochen hatte. Auch der Rath eines anderen Ministers stimmt darin überein, Heßen sähe immer „unausbleiblicher Verwicklung entgegen und werde weder bei Frankreich noch England Dank ernten“. Beide Minister rathen deshalb, nochmals bezüglich einer Abberufung Taylors in London vorstellig zu werden. Es geschieht letzteres denn auch und Kurfürst Wilhelm bittet den König von England in einem eigenen Schreiben vom 3. Juli, den Gesandten durch einen Anderen ersetzen zu wollen, obwohl er selbst die gegen ihn erhobenen Beschwerden keineswegs als begründet ansähe. Baumbach weist in einem gleichzeitigen Schreiben an Lord Mollgrave darauf hin, wie sich Heßen



durch die Besetzung des nahen Hannovers seitens französischer Truppen allerdings in einer sehr gezwungenen Lage befinde. Man thut aber noch mehr; auch der Preussische Gesandte in Paris, Marq. de Luchefini wird von der Sachlage in Kenntniß gesetzt, während man, um „den ersten Eindruck der Sache abzuschwächen“, sich an den französischen Minister des Auswärtigen Talleyrand wendet und in zum Theil merkwürdiger Vertrauensseligkeit schreibt: Die Rückkehr Taylors sei dem Kurfürsten sehr unangenehm, er habe aber auf die Anklagen der öffentlichen Blätter hin in London vergebens Vorstellungen gemacht. Es sei ihm unmöglich gewesen die Sache zu hinterreiben, er würde sonst jedenfalls gewußt haben, welche Partei er zu ergreifen habe, und bäte er daher, im Vertrauen auf seinen guten Leumund den Eindruck herabgemindert zu sehen, welchen die Rückkehr dieses „Menschen“ machen könne. Hessen gerathe England gegenüber in eine schiefe Stellung und habe dieses dann genügenden Vorwand, um z. B. seine Entschädigungsgelder für Hessen aufzulegen. Hessen müsse natürlich wünschen, die alten Bande aufrecht zu erhalten, namentlich wenn es dieselben nicht leicht ohne Verlust aufgeben könne.

Dieser Andeutung, an welchen Stellen für Frankreich der Hebel anzusetzen sei, hätte es wahrlich nicht bedurft und ist wohl anzunehmen, daß dieselbe auch nur dem Kopfe eines etwas kurzsichtigen Diplomaten, wie des sie ausfertigenden hessischen Gesandten v. d. Malsburg allein entsprungen sind, welcher zur Zeit von Paris nach Cassel beurlaubt war. Jedenfalls klingt die officielle Antwort auf die Forderung Mr. de Bignons kräftiger, sie stellt fest, daß Taylor die gegen ihn erhobenen Anklagen als falsch und eitel Verleumdungen erklärt habe und sich deshalb der Kurfürst zunächst nicht in diese Angelegenheit habe mischen wollen. Andererseits endet jedoch auch diese Erklärung mit den Worten, daß der Kurfürst nochmals in London die Abberufung Taylors erbeten habe, um Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen zu beweisen, wie sehr er wünsche, sich das Wohlwollen desselben selbst unter Hintansetzung seiner Interessen zu erhalten. Bezeichnend dafür ist der Erfolg. Mr. de Bignon erwidert am 7. Juli ganz kurz, die Antwort der hessischen Regierung sei so interessant, daß er sie dem Kaiser sofort einenden werde. Dieser werde daraus sicherlich die Gesinnungen des Kurfürsten, welche in dieser Note so klaren Ausdruck angenommen hätten, erkennen.

Es nützte bei dieser Sachlage wenig, daß der Preussische Gesandte am Casseler Hofe, Fürst Wittgenstein, auf dessen Thätigkeit wir noch öfters Bezug nehmen werden, am 23. Juli ein Schreiben des Minister v. Hardenberg vorwies, wonach Preußen eine Vermittlungsschrift absenden wollte und dem Kurfürsten vorläufig den Rath ertheilte, nur fest zu bleiben und von den wahren Grundsätzen nicht abzugehen. Gebe man einmal in so ungerechten und dem Völkerrecht ganz zuwiderlaufenden Forderungen nach, so unterwerfe man sich künftigen noch größeren Anmaßungen. Napoleon werde es nicht zum äußersten kommen lassen. Es erschien Bignon bereits am

27. Juli mit einer Instruction seines Ministers und erklärte: „Der Kaiser habe die Wiederaufnahme Taylors mit dem größten Unwillen vernommen, da er in allen öffentlichen Blättern, französischen und deutschen, als Theilnehmer an der Verschwörung gegen den Kaiser angeklagt worden und dennoch nirgends von englischer Seite eine Vertheidigung erschienen, also die Sache damit stillschweigend zugegeben worden sei. Napoleon wolle und könne seinen Gesandten nicht an demselben Hofe belassen, und verlange hiermit, daß Taylor nicht mehr als Gesandter anerkannt, sondern alsbald von Cassel entfernt werde, widrigenfalls Vignon spätestens in 8—10 Tagen seinen Posten verlassen und erklären solle, daß der Kaiser die Weigerung des hessischen Hofes für eine so tödtliche Beleidigung halten werde, daß ihren Eindruck keine Zeit verwischen könne. Die Duldung des Taylor müsse er als einen Bruch der bisher bestandenen freundschaftlichen Beziehungen und daher als eine geheime Allianz mit England und als Kriegserklärung gegen Frankreich ansehen. Der Kaiser werde sich dann für befugt halten, da die Entfernung des Taylor auf gütlichem Wege nicht zu erreichen sei, sie durch seine Armeen zu bewirken.“

Diese Aufbauschung der Angelegenheit wurde wenig verändert durch die Einwendungen Baumbachs, daß Vignon diese Forderungen erst schriftlich kundzugeben habe, denn letzterer erklärte, nicht mehr Noten wechseln zu können, und forderte nichts als Ja! oder Nein! eine aufstrebende Antwort sei für ihn ein Nein! Es half auch nichts, daß Baumbach darauf hinwies, es seien doch noch wie gegen Drake und Spencer Smith klare Beweise durch Vorlegung der Acten beizubringen; es war klar, daß er selbst damit überhaupt zuzugeben schien, als seien die Anklagen gegen Taylor gerechtfertigt und könne man ihn deswegen auch hessischerseits als außerhalb des Völkerrechts stehend ansehen. Baumbach erfuhr auch keine andere Antwort als die, es sei jetzt diese Sache völlig public und bedürfe daher keines weiteren Beweises. Vignon wagte sogar die Bemerkung hinzuzufügen, er erstaune nur, daß Baumbach alles dies so ruhig anhöre und die nahe Gefahr nicht zu sehen scheint, der Kurfürst verdanke Frankreich allein seine bisherige Bevorzugung vor Hessen-Darmstadt und müßte man bei so veränderten Umständen mindestens zweifelhaft werden, ob man diesem Hause nicht wieder ein Uebergewicht über das Kurhessische verschaffen solle. Minister von Baumbach konnte darauf nichts erwidern, als daß Hessen auf seine gerechte Sache vertraue und er Vignon ersuche, wenigstens die Antwort Talleyrands auf Malzburgs Schreiben abzuwarten. Vignon entgegnete, darauf könne man nach seiner Kenntniß von den Absichten seiner Regierung lange warten, er jedenfalls könne es nicht, da sie verneinend ausfallen werde.

In einem Bericht an seinen Herrn sagt Baumbach, die Angelegenheit erscheine ihm in der That bedenklich, weil die allgemeine kriegerische Stimmung in Europa alles möglich mache und von außen keinerlei Hülfe

sichtbar sei. Er rathe, Taylor zu einer freiwilligen Abreise zu bestimmen, bis die englische Antwort da sei und die preußische Vermittelung in Paris Erfolg aufweise.

Noch aber setzte der Kurfürst Hoffnungen auf eine Hülfe von außen und zwar auf den König Friedrich Wilhelm III., als an denjenigen, welcher sowohl in London als Paris am ehesten die Vermittelung erfolgreich übernehmen könne. Er schrieb: „Ich überlasse den Inhalt der Erklärungen Bignons dem eigenen höchsten Gefühl Ew. königl. Majestät. Nach meiner Art zu denken würde ich auf diese Declamation eine Antwort, die ihrer würdig wäre, geben lassen und mich auf meine braven Hessen verlassend lieber alles aufopfern als eine solche Behandlung zu ertragen.“

Wir sehen, vorerst bestand noch überall die Neigung zum Widerstande, wenngleich nur unter gewissen Voraussetzungen: Preußen hoffte auf die Macht seines wenn auch stillen Einflusses und Hessen auf die preußische Hülfe. Diese Hoffnung verminderte sich auch selbst nicht, als Bignon die Bedingungen seiner Regierung in der jetzt geforderten schriftlichen Erklärung unter Verschärfung der gethanen Beschwerden wiederholte. Merkwürdig war diese Erklärung übrigens doch wegen der Fülle beleidigender Worte, welche gegen Taylor geschleudert wurden, und durch den Hinweis auf die allen Herrschern gemeinsame Pflicht, gegen solche Verschwörer vorzugehen. Hessen dürfe einen solchen Menschen, den die Schande schon früher von Cassel vertrieben habe und dessen Name fortan mit den notorischen Verbrechern Drake und Smiths zu schimpflicher Gemeinschaft eng verbunden sei, weder als Gesandten, noch als Privatmann, vornehmlich nicht in der Nähe französischer Armeen anerkennen. Gegenüber dieser erneuten Dringlichkeit der Sache greift man heßischerseits zunächst zu dem Mittel, Taylor selbst zu einer freiwilligen Entfernung zu bewegen, und dieser ist höflich genug, dem Vorschlag zuzustimmen, wie man noch glauben kann in der Meinung, damit nicht gegen seine Aufträge zu verstoßen. Er reist 4. August mit Hinterlassung eines Vertreters nach dem Bade Driburg im nahen Westfälischen. An demselben Tage läuft jedoch schon die erste schlechte Nachricht und zwar aus London ein, wonach eine endgültige Entscheidung an dieser Stelle zwar noch ausstehen bleibt, jedoch schon jetzt von dem Gesandten Lorenz entschieden hervorgehoben wird, daß man in England durchaus entschlossen sei, in keinem Punkte Frankreich nachzugeben. Dieses werde also volle Muße behalten, seine Macht Hessen gegenüber jetzt zu erproben. Zugleich überreicht Mr. de Bignon eine zweite schriftliche Erklärung, nachdem ihm auf die erste heßischerseits die Anzeige gemacht worden war, daß Taylor von selbst abgereist sei, und man das möglichste thun werde, um seine Abwesenheit zu einer dauernden zu machen. Bignon behauptete, diese Antwort sei sowohl unvollständig, als auch wenig zufriedenstellend, er glaube auch nicht, daß sie den Entschlüssen des Kurfürsten entspräche, und müsse deshalb seinen Minister dafür verantwortlich machen.

Die bisherige Antwort und im besonderen die klaren Versicherungen, welche der Kurfürst Vignon gegenüber selbst gegeben habe, lasse ihn zweifeln, ob man ehrlich verfahren wolle. Die jetzige Anzeige stelle nur fest, daß Taylor einfach abgereist sei, es müsse eine förmliche Erklärung folgen, daß er auch niemals anerkannt werden würde. Der Ausdruck der Hoffnung, daß Taylor nicht wiederkehren, oder die Versicherung, daß man sich Mühe geben werde, seine Abwesenheit dauernd zu machen, bekräftige nur den Fortbestand der Anerkennung bis zu dem Augenblicke seiner vielleicht erfolgenden Abberufung. Die Erwiderung des Ministers von Baumbach, daß Taylor durch die hiermit angezeigte Ernennung eines chargé d'affaires außer Berechnung fallen müsse, beziehungsweise die diplomatischen Beziehungen mit ihm völlig aufgehört hätten, konnte wohl nur geringen Eindruck hervorrufen.

In dieser zweifelhaften Lage trifft die preussische Antwort ein und beruhigt, da sie neue Hoffnungen erweckt, auch die schwärzer sehenden Gemüther. Dennoch verändert sie die Lage nicht. Man fühlt sich in Berlin in gleicher Weise wie in Cassel selbst erleichtert, daß Taylor freiwillig seinen Posten verlassen hat, man glaubt, wie dort, annehmen zu dürfen, daß Vignon auf eigene Verantwortung und trotz seiner Erklärungen außerhalb der ihm gegebenen Instructionen handle, ja man hofft auf die Mitwirkung des französischen Gesandten in Berlin oder auf den glücklichen Ausgang der seitens der hessischen Regierung in London geschehenen Schritte. Eine unmittelbare Vermittelung der preussischen Regierung in Paris wird jedoch wenigstens in Aussicht gestellt. Einmal schreibt der König selbst, er werde, wenn es die Umstände erforderten, seinerseits thätig und kräftig mitwirken, und dann bringt man gleichzeitig eine „Instruction“ an den preussischen Gesandten in Paris zur Kenntniß, welche in einem Theile ihrer Ausführungen scharfe Worte gebraucht. Man scheint sogar den Ernst der Lage an sich zu erkennen, denn die Ausführungen beginnen mit einem klaren Hinweise auf die starken Drohungen Frankreichs, welche von Kriegserklärung und dem Abbruche aller Beziehungen zwischen ihm und Hessen sprechen. Der genannte Gesandte solle sofort die stärksten Vorstellungen gegen das Vorgehen Vignons ausdrücken und bitten, ihm prompteste und präcise Gegenbefehle zugehen zu lassen. Er solle betonen, wie sehr sich solche Dinge den Beziehungen entgegenstellten, in denen Preußen sich mit Frankreich befinde. Der König könne sie nicht mehr mit ruhigem Blicke verfolgen. Diesen Ausführungen werden leider Bemerkungen beigegeben, welche abschwächend wirken mußten, namentlich die: Luchefini, der Gesandte, möge ungeachtet dessen die Beziehungen zu Frankreich nur bestens cultiviren. Napoleon werde es in seiner Weisheit wohl nicht dazu kommen lassen, daß den Drohungen Vignons Folge gegeben werde. Und doch glaubt Hardenberg, daß damit genug, ja das möglichste geschehen sei, und Fürst Wittgenstein, daß der König wohl keine bestimmtere Erklärung habe geben können.

Der Kurfürst Wilhelm schöpfte jedoch wie andere thatfächlich aus dieser Antwort neue Hoffnungen und ruft aus: „O! ich wußte wohl, daß mein felsenfestes Vertrauen auf den mächtigen Schuß des erhabenen Monarchen mich nicht täuschte! O! ich wußte wohl, daß es Höchstdemselben nicht gleichgültig war, mich, der ich ihm mit voller Seele ergeben bin, so tief gekränkt zu sehen!“ Auch der jetzt erfolgende weitere Meinungsaustrausch zwischen ihm und Fürst Wittgenstein zeigte eine gehobenere Stimmung, obwohl thatfächlich nichts weiteres unternommen wurde, als daß man die Forderung Vignons in betreff der förmlichen Erklärung, Taylor werde nicht mehr als Gesandter anerkannt, abgelehnt haben mag. (In den Acten findet sich kein weiterer Beweis dafür, als die Angabe von heßischer Seite.) Wittgenstein rath ferner, Vignon von jetzt ab auf die preußische Vermittelung in Paris zu verweisen und diese Vermittelung auch gegenüber dem englischen Hofe anzurufen. Er vermittelt endlich zwischen der heßischen Regierung und Mr. Taylor, von dem er übrigens meint, daß er über die ganze Angelegenheit nicht so empfindlich denke, als man habe annehmen dürfen. Ob dieser Mangel an Empfindlichkeit auf den englischen Stolz und Starrsinn zurückzuführen sei, darüber spricht sich Wittgenstein nicht aus. Taylor habe sich bestimmen lassen, erst nach Cassel zurückzukehren, wenn eine Antwort aus London eingetroffen sei.

Viel war mit alledem jedoch nicht gewonnen, ja, während man sich gerade diesen Hoffnungen hingiebt, kehrt Taylor zurück. Wie es scheint, waren in ihm Bedenken erwacht, ob sein bisheriges Verhalten sich rechtfertigen lassen werde: er will daher vor Aufstellung eines Berichtes an seine Regierung nochmals um einen Empfang bei dem Kurfürsten nachsuchen. Zu gleicher Zeit trifft auch ein neuer Bericht des heßischen Gesandten aus London ein, welcher unter Bestätigung der bisherigen Meldungen ausführt, wie man dort gerade auf einen solchen Bericht Taylors warte und vorher keine bestimmtere Antwort zu ertheilen gedente.

Es entwickelt sich hier aus dem Zusammentreffen geringfügiger Umstände ein nicht sehr erfreuliches Bild kleinmüthiger Hast. Wittgenstein versucht zuerst Mr. Taylor durch ein nach Winden zu verlegendes Zusammentreffen aufzuhalten, Taylor schlägt es ab und eilt nach Cassel, worauf man auf den Gedanken verfällt, ihn wenigstens sofort wieder den Spüraugen seines Gegners dadurch zu entziehen, daß ihn der in Philippsruhe bei Hanau weilende Kurfürst zur Jagd einladet. Hierdurch und durch andere Täuschungsmittel hofft man wenigstens so lange Zeit zu ersparen, bis die Antwort aus Berlin da ist.

Man täuscht jedoch nur sich selbst mit diesen Auskunftsmitteln. Vignon hat die Ankunft Taylors sofort erfahren und fertigt eine Erklärung aus, welche die bisherigen noch überbietet. Er wundert sich vornehmlich darüber, daß man heßischerseits diese Rückkehr nicht gehindert und seine Wiederabreise nicht erzwungen habe, als man die Ankunft ersuhr. Er spricht von Doppel-

zwingigkeit, von absichtlicher Verzögerung der Sache, von Wortbrüchigkeit, kurz wendet das Vorrecht zu klagen vollständig für sich an. Zum Glück hatte zu derselben Zeit wenigstens ein Mann wieder die Geschäfte der hessischen Regierung übernommen, welcher in dem ganzen Verlauf der hier beginnenden und zum Sturz des Kurfürsten führenden Ereignisse neben diesem letzteren die einsichtsvollste und festeste Erscheinung ist, der Minister Waiz von Eschen. Selbst in dem Tone eines Bignon prägt sich die Achtung vor diesem Manne aus. Waiz erklärte Bignon gegenüber sofort, es sei vorerst genügend, ihm bekannt zu geben, daß Taylor im Falle eines hessischerseits erfolgenden abschlägigen Bescheides Cassel mit seinem Personal zusammen verlassen wolle. Der Kurfürst könne sich andererseits nicht über alle und jede Form hinwegsetzen und werde daher vor Ankunft der erbetenen Antworten aus Paris oder London, bezugsweise aus Berlin nichts weiteres veranlassen.

Dennoch hatten sich an sich die Verhältnisse zu Gunsten Bignons gestellt, denn es handelte sich nicht mehr darum, ob Taylor in Hessen weile oder nicht, sondern um die hessische Erklärung, daß er nicht mehr wiederkommen dürfe und werde. Der Rechtszustand ist vollständig verrückt und Waiz hat keine leichte Stellung; er sieht selbst ein, daß Bignon doch nicht ruhen, sondern bei seinem „violenten Charakter abreisen“ werde. Bignon allerdings gegenüber erklärt er demungeachtet noch rundweg, er sehe nicht ein, wie ein Gesandter dazu käme, dem Hofe, wo er bestellt sei, einen so peremptorisch kurzen Termin zu bestimmen und bewirkt mit dieser Haltung wenigstens, daß Bignon auf die Abfassung einer endgültigeren Antwort des Kurfürsten, d. i. auf jene Antwort aus Paris oder London warten will. Vergebens ist es jedoch, den Rechtsstandpunkt wieder zu erneuern und Bignon namentlich zu beweisen, daß der Kurfürst kein Versprechen an Bignon gegeben habe. Der Franzose kennt seinen Vortheil und erwidert nur, er habe schon darüber berichtet.

Diesen Erfahrungen gegenüber spricht auch Waiz seine Ansicht dahin aus, daß nichts übrig bleibe, als sich auf die Berliner Verwendung zu stützen, dann werde man wohl neuen Rath wissen. Das Unheil noch abwenden zu können, glaubt auch Waiz nicht mehr. Es wurde nur noch auf seine Anregung hin die Absicht zur Wahrheit gemacht, die Vermittelung der preussischen Regierung auch in London anzurufen.

Bignon verhielt sich ungeachtet seines Versprechens nicht ganz still. Er meldete am 16. August an Waiz, daß man auf ihn in der Nähe seines Landhauses einen Anschlag versucht habe, und wenn sich auch gegenüber der sofortigen Erklärung des Ministers, daß die Sache streng untersucht und geübend bestraft werden werde, nicht viel Stoff zu neuer Beschwerde daraus ergab, so blieb doch vielleicht etwas von einer solchen Anklage hängen und Bignon konnte ausrufen, es sei in ihm kein Argwohn erwacht, der die hessische Nation beleidigen könne, selbst wenn es möglich gewesen wäre, daß die

Sache keine simple Unvorsichtigkeit, sondern das Resultat eines wohlüberlegten Anschlages gewesen sei.

Wie wenig man auch sonst wohl in Cassel der Sachlage traute, beweist eine Anfrage, welche man durch Vermittelung des österreichischen Gesandten in Frankfurt bezüglich eines möglichen Rathes an den Wiener Hof gelangen ließ. Das Vorgefühl der Gefahr erwies sich nicht als unrichtig, die Aussichten trübten sich immer mehr. Es liefen jetzt die Antworten aus London ein für die hessische Regierung sowohl, wie für Mr. Taylor. Der König von England betonte in seiner Erwiderung an den Kurfürsten, es sei mit seiner Ehre und den Begriffen der Billigkeit und Gerechtigkeit unvereinbar, seinen Gesandten abzuweisen, einen treuen und eifrigen Diener herabzusetzen auf die Unterstellungen von Seiten des Gesandten einer fremden Macht, noch weniger aber könne er in Unterhandlungen über die von letzterem gestellten Forderungen eintreten, wenn diese auf Beschuldigungen beruhten, welche der Kurfürst wie ganz Europa als völlig erfunden ansehen mußten. Nur diesen anmaßenden Forderungen seines Feindes weigere sich der König Zugeständnisse zu machen.

Und Lord Mollgrave setzte hinzu, es sei jedenfalls augenscheinlich, daß Taylor im Falle seiner Rückkehr nicht mehr durch einen anderen Gesandten ersetzt werden könne. Taylor selbst wurde unter Mißbilligung seiner eigenmächtigen Beurlaubung der gemessene Befehl zugestellt, unverzüglich auf seinen Posten zurückzukehren und Gelegenheit zu der Erklärung zu nehmen, daß er des Königs Befehle völlig mißverstanden habe. Nur in dem Falle lasse ihm der König freie Hand, für Augenblicke sich von Cassel abwesend zu halten, wenn Umstände einträten, die er weder vorhersehen noch beherrschen könne.

Je mehr in diesen Antworten das Recht der englischen Regierung hervorleuchtete, desto verwirrter mußte die Sachlage für Hessen werden. Noch aber hoffte man hier auf den anderen Theil der preussischen Vermittelung, obwohl Angesichts dieser Weigerung des englischen Hofes keine Aussicht für jene mehr vorhanden sein konnte, als die gute Laune Napoleons oder seine Höflichkeit Preußen gegenüber.

Indessen hatte Bignon die Anwesenheit seines Gegners in Hessen wiederum erfahren, trotz aller Vorsichtsmaßregeln des Kurprinzen, welcher Taylor nach zwei Tagdtagen in Babenhausen im Philippsruher Schloß selbst behalten und feinetwegen dort des Nachts Thor und Thür geschlossen gehalten hatte. Er beschwerte sich sofort darüber, sprach von Nasendreherei, die er sich sowohl, als seine Regierung nicht gefallen lassen könne, und nannte viele Einzelheiten der Reise Taylors, seinen falschen Namen Gesselstein u. A. m.

Aber auch die wohl von allen Seiten mit Spannung erwartete neue Antwort aus Berlin meldete nichts Gutes. Der König wies die Bitte in Betreff seiner Vermittelung England gegenüber kurz zurück, indem er Wittgenstein bedeuten ließ, es lasse sich davon nicht der geringste Erfolg erwarten

und Preußen werde sich dabei ohnfehlbar durch die vorauszuiehende abschlägige Antwort compromittirt sehen. Es bleibe nichts übrig, als das Resultat seiner Vorstellungen in Paris abzuwarten. Sollte die Reise des Bignon in der Zwischenzeit, wie zu vermuthen sei, wirklich erfolgen, so rathe man, solche ruhig geschehen zu lassen. Es sei nicht abzusehen, daß davon für jetzt ernsthafte Folgen entstünden, da sich unter den jetzigen Coniuncturen Frankreich höchst wahrscheinlich nicht zu militärischen Unternehmungen gegen Hessen werde hinreißen lassen: der König halte es aber zugleich auch für sehr rathsam, wenn Hessen sich selbst aller reizenden Vorkehrungen enthalte und dazu nur im höchsten Nothfalle und bei wirklicher, naher Gefahr schreite.

Diese Antwort warf die Hoffnungen wieder sehr darnieder, noch dazu da man seit dem 31. August in Cassel bestimmte Nachrichten erhalten hatte, daß sich bei Göttingen das Corps Bernabotte versammle und ein gleiches seitens eines anderen Corps bei Mainz geschähe. Der Kurfürst hatte jedoch — und dies gereichte ihm bei dieser Sachlage wohl zur Ehre — in dem Rathe des Königs noch die Möglichkeit durchschimmern sehen, in dem Falle, daß Bignon wirklich abreise, ein Gegensatz also einträte, ebenfalls rüsten zu können. Nur bis dahin solle er zu Beschwerden keinen Anlaß bieten.

In diesem Sinne schrieb er daher bereits am Tage darauf an Fürst Wittgenstein und bat, da er sich nach dem königlichen Rathe möglichst vollkommen zu richten gedenke, um nähere Aufklärung, ob zu seiner Unterstützung gegebenenfalls ein preussisches Corps in Hessen erscheinen könne. er werde seine Truppen im Falle einer zusagenden Antwort sofort nach der Abreise des Bignon versammeln. Ohne Hülfe sei er zu einem Widerstande zu schwach.

Am gleichen Tage meldete der Kurprinz, daß Taylor inolge einer ihm durch den Bruder des englischen Gesandten in Berlin überbrachten erneuten Mahnung sich sofort verabschiedet habe. Fürst Wittgenstein versucht abermals Taylor aufzuhalten, es gelingt jedoch nur ihn zu veranlassen, von Cassel sofort wieder und zwar nach Hofgeismar wegzugehen. Diese Rückkehr hatte Bignon jedoch wie früher sofort erfahren und es spielte sich deswegen das gleiche Spiel mit ihm ab, wie vordem. Waiz wußte ihn nur noch damit zum Schweigen zu bewegen, daß er erklärte, man könne Taylor doch nicht mit Gewalt des Landes verweisen. Diese Redewendung machte übrigens gleichzeitig einen ungünstigen Eindruck, denn Bignon fügte diese Forderung bei späterer Gelegenheit den bisherigen hinzu. Andererseits schlug Fürst Wittgenstein thatsächlich vor, Taylor mit Gewalt wegzubringen, wenn es wieder so viel Mühe kosten sollte, ihn zur Umkehr zu bewegen. Es träte sonst leicht die Möglichkeit einer wirklichen Gefahr ein und habe er Taylor dies bei seiner Unterredung bereits angedeutet.

Die am 5. und 8. September ausgefertigten neuen Antworten aus Berlin — von Paris liefen, wie wir sehen, keinerlei Bescheide ein — brachten



wiederum nichts besseres. Sie hofften in Bezug auf die Sachlage in Hessen dasselbe, was sie in Betreff des Verhältnisses zwischen Preußen und Frankreich selbst erwarteten, den Einfluß der berühmten Sendung Durocs u. A. m. Sie finden nicht einmal die rechte Muße, bei der hessischen Verwicklung zu verweilen, da sich, wie Hardenberg an Wittgenstein schreibt, diese Händel gegenüber den jetzigen allgemeinen Verwicklungen doch zu sehr in's Kleine verlören. Die Frage endlich des Kurfürsten, ob er ein preußisches Hülfscorps erwarten dürfe, wird durch die Mittheilung beantwortet, daß in Westfalen 13 Bataillone, 5 Schwadronen mobil gemacht würden. Dies war schon angesichts der Entfernungen gleichbedeutend mit einem abschlägigen Bescheide.

Wir lesen in einem Bericht aus eben demselben Zeitabschnitte das sehr richtige Urtheil über Napoleon, daß dieser „außergewöhnliche Mann nichts für zu unbedeutend halte“. Die preußischen Staatsmänner machten hier den Fehler, auch Bedeutungsvolleres für nichts zu halten, denn thatsächlich sollte ihnen gerade durch dieses Vorgehen Napoleons in Hessen ein Verbündeter allmählig verloren gehen, welcher bei der Entscheidung des kommenden Jahres vielleicht werthvoll genug gewesen wäre.

Mit diesem Bescheide war das Schicksal des Kurfürsten besiegelt und mußte es trotz alles Sträubens bleiben. Er hatte England bereits verloren, mit der preußischen Hülfe verlor er den Ueberrest von Anlehnung, welchen er noch gehabt hatte; er konnte nichts mehr thun, als vielleicht den Schein wahren, aber auch dieses Bemühen mußte unerquicklich werden, weil es seine Gesinnung in ein zweifelhaftes Licht stellte. Wir können von hier ab kürzer sein, der Wendepunkt war jetzt erreicht. Der Kurfürst sieht den Durchzug des Corps Bernadotte vor sich und wendet sich schon am 11. September in dringendster Art an Tahlor, indem er ihn beschwört, ihn, wie sich selbst nicht durch das Zusammentreffen seiner Rückkehr nach Cassel und jenes Durchzuges zu gefährden oder wenigstens in Verlegenheit zu setzen. Er möge nicht einmal in Tesberg bleiben — obwohl dies nahe der Waldeck'schen Grenze liegt und keinesfalls von französischen Colonnen berührt wurde\*) — der Kurfürst werde alle Blamage auf sich nehmen, welcher sich Tahlor seiner Regierung gegenüber damit aussetze. Als Tahlor demungeachtet am 13. September in Cassel eintreffen will, eilt Wittgenstein ihm noch des Nachts entgegen und bewegt ihn wirklich abermals zur Umkehr und zwar nach Gotha. An demselben Tage stellt Wignon die officielle Forderung seiner Regierung, jenen Durchzug zu gestatten, und letzterer beginnt am 16./17. September. Die hessischen Truppen werden zum größten Theil, wenn auch in Friedensformation, am 17. bei Cassel versammelt, um Gewehr bei Fuß die französischen Truppen an sich vorübermarschiren zu lassen. Damit ist jedoch Bernadotte noch nicht zufrieden, seine Nachschübe mit Ausnahme eines kleinen Truppcorps für

---

\*) Der Durchzug erfolgte entgegen den Vorstellungen Hessens über Cassel und ging dann nach Südosten (Franken).

die Festung Hameln sollen in der bis zum 15. October reichenden Zeit nachfolgen. Der Kurfürst kann diese Nachforderung erst ablehnen, als die Neutralität für ihn wie die übrigen Staaten Norddeutschlands mit Beginn des österreichischen Krieges erneut eingetreten ist. Bis dahin bittet er am 24. September Taylor inständig, noch weiter zu warten. „Wenn Sie vorher kämen, riskirten Sie alles auf der Welt. Ich schreibe Ihnen, wenn alles durchmarschirt ist, warten Sie bis da!“ Und beigelegt wird diesen Worten ein „Certifikat“, welches vor allen anderen Beweisen geeignet ist, die jetzt in dem sonst thatkräftigen Fürsten eingetretene Niederge schlagenheit in vollstem Maße zu veranschaulichen. Es heißt darin u. A.: „Dieser Schritt ist dem Gesandten contre coeur gegangen, wir hoffen aber, daß, wenn derselbe auch gegen die Meinung Sr. Majestät des Königs sein sollte, uns allein die Schuld daran zugemessen werde. Wir versichern, daß er allein auf unsere Bitten geschehen ist.“

Doch Taylor erhält nochmaligen Befehl, seinen Posten anzutreten, und meldet sich am 7. October von Neuem an. Wittgenstein will den von Taylor zurückgelassenen Vertreter bestimmen, diesmal an erster Stelle die Fernhaltung Taylors zu vermitteln, derselbe weigert sich jedoch, zum ersten Mal unhöflicher werdend, dessen und Wittgenstein sieht ein, daß alle ähnlichen Mittel wohl zu nichts führen können, da die Auftritte mit Bignon immer dieselben bleiben würden, ob Taylor um einige Tage früher oder später zurückkäme.

Alles läßt sich demnach dazu an, daß die Rückkehr Taylors zu einem Abbruch der Beziehungen mit England führen muß. Da — wohl gerade, weil ihm kein ganz glücklicher Ausweg mehr offen steht — trägt der Kurfürst seinem besseren Gefühl nochmals Rechnung und schreibt in einem Rescript vom 12. October:

„. . . sehe in den gegenwärtigen Conjunctionen keine Möglichkeit, um diesen Gesandten zu refusiren, und halte demnach für das Beste, den französischen Gesandten umsomehr von diesem Entschlusse zu benachrichtigen, da gegen Taylor keine einzige Beschuldigung von seiner Regierung erwiesen worden ist.“

Auf diese Ablehnung der französischen Forderung hin macht Bignon Ernst und berichtet an Talleyrand desselben Tages mit vielem Hohn von seinen bisherigen Erfolgen über Taylor. Er sagt unter Anderem: „Diese Unverschämtheit ohne jede Vernunft, eine derartig niedrige Gesinnung kann man nur an einem Verrückten erleben oder allenfalls an einem Engländer.“ Am 13. langte Taylor in Cassel wieder an und bittet um eine Audienz, worauf Bignon am 18. früh abreiste. Am 15. lehnte der Kurfürst die weiteren Durchzüge des Corps Bernadotte unter dem Hinweis auf die jetzt eingetretene Neutralität ab.

Längere Zeit vergeht. Die Ereignisse im Süden Deutschlands nehmen ihren bestimmenden Weg bis zu der Niederwerfung Oesterreichs, während

Preußen und die ihm freundlichen Staaten in ihrer Abseitsstellung verharren, bis die Zeit vorüber ist, in der ihr Einschreiten hätte nützen können. Nach der Abrüstung Norddeutschlands, welche Ende Januar 1806 beginnt, hört jedoch wiederum diese Ruhe und Muße auf, Alles sucht sich mit dem Sieger zu verständigen und die Hindernisse ihm aus dem Auge zu bringen, welche bisher Anlaß gewesen sein konnten, ihn mißlaunig zu machen. Einen Tag nach der Abfassung des Schreibens, worin die preußische Regierung jene Abrüstung anempfiehlt und seine eigene Verständigung mit Frankreich mittheilt, wendet sich auch die hessische Regierung wieder an England und ersucht, Taylor durch einen anderen Gesandten zu ersetzen. Seit dem Augenblicke, wo derselbe wieder nach Cassel zurückgekehrt sei, habe die französische Regierung bei jeder Gelegenheit ihre schlimme Laune und Unbulsamkeit gegen Hessen gezeigt. Dieses habe sich durch seine, England erwiesene Genußthuung in einen völligen Gegensatz zu Frankreich gesetzt und müsse sich sehr bald wieder auf neue Angriffe gegen Taylor gefaßt machen. Nach den unberechenbaren Vorfällen der letzten drei Monate des Vorjahres und den Rückwirkungen derselben auf Deutschlands nächste Schicksale müsse man Alles vermeiden, was die früheren Erörterungen wieder heraufbeschwören könne.

Hessen findet mit diesem Ansuchen jedoch eben so wenig Gehör wie früher, während auf der Gegenseite Talleyrand mit völligem Abbruche der Beziehungen droht und darauf hinweist, wie diese Sache fortan nur noch in Paris und unter der Bedingung beglichen werden könne, daß der Kurfürst sich öffentlich verpflichte, weder Taylor, noch überhaupt einen englischen Agenten aufzunehmen. Frist zur Antwort darauf wurde nur 24 Stunden hindurch gewährt. Es fällt jetzt leicht, mit dieser Drohung den beabsichtigten Eindruck zu machen. Taylor verläßt auf Anrathen der hessischen Regierung für immer seinen Posten und geht nach Berlin (Ende Februar) und der Stellvertreter seines Gegners, Mr. de St. Genest, feiert diesen Sieg auf eine selbst Vignons würdige Art. Er schreibt in seinem Bericht an Talleyrand u. A.: Taylor sei nicht darauf gefaßt gewesen, einen offenen Schritt an sich zu erleben. Einige Gunstbezeugungen der Kurprinzessin hätten ihm die Augen geschlossen. Entzückt darüber, daß der kurprinzliche Hof zu einer seiner Gesellschaften erschienen sei, habe er die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Feste richten wollen, und noch in diesem Augenblicke gäbe er einen Maskenball, wohin die Kurprinzessin, der Kurprinz und sein Hofstaat eingeladen gewesen seien. Sie hätten jedoch abge sagt und Taylor sähe daher heut nur einige junge Leute bei sich und werde wohl Mühe haben, seinem Gesicht und seiner Haltung den festlichen Anstrich zu geben. Der Kurfürst habe andererseits damit, daß er den englischen Gesandten derartig behandelte, ein großes Opfer gebracht, er, St. Genest, sähe deshalb diesen Augenblick für besonders geeignet an, um mit Hessen directere Beziehungen als bisher anzuknüpfen.

Zu diesen directeren Beziehungen also sollte man schnell genug gelangen, die Abhängigkeit Hessens von den Anmuthungen und Anforderungen Napoleons nahm bald derartig zu, daß es nicht mehr wagte, sich offen an die Seite Preußens zu stellen, und froh war, für Augenblicke unbehelligt zu bleiben. Es hatte aber auch von dieser Nachgiebigkeit keinen Nutzen, ja nicht einmal von seiner später geforderten Abrüstung, man mußte vielmehr in dem Augenblicke, als kurz nach der Entscheidung bei Jena zwei noch unverwendete französische Heerestheile in Hessen eindrangen und den Kurfürsten zur Flucht zwangen, hören, daß die gegen ihn erbrachten Beschwerden vornehmlich auf diesen Handel wegen Taylors zu fußen suchten. So erfinderisch und zähe hatten es die französischen Diplomaten verstanden aus geringem Anlaß einen Proceß anzustrengen, welcher dem Kurfürsten alles, auch den Thron kosten sollte.





## Justine Dankmar.

Novelle

von

Karl Jaenicke.

— Breslau. —

VI.



Justine wollte lesen, aber es gelang ihr nicht. Drei-, viermal hinter einander versuchte sie dasselbe Capitel des Romans zu beginnen, ihre Gedanken waren und blieben bei ganz anderen Dingen.

Sie warf das Buch fort und öffnete das Schränkchen, in dem sie ihre Briefe von sogenannten Freundinnen, auch zahlreiche Liebesbriefe von jungen Männern aufbewahrte, die alle eine Zeit lang für sie geschwärmt und dann, gewöhnlich von der Mutter verschreckt, sich wieder zurückgezogen hatten.

Dort lag auch der kleine Dolch des Marchese, und Justine betrachtete ihn heute mit ganz besonderem Interesse.

„Ein Stich, und das ganze thörichte Dasein ist vorbei,“ flüsterte sie und richtete die Spitze des Dolches gegen ihre Brust.

Sie schauerte zusammen: „Ach, ich bin ja zu feige,“ sagte sie, legte den Dolch wieder in's Schränkchen und machte es zu.

Dann setzte sie sich in einen Lehnstuhl, schloß die Augen und träumte vor sich hin.

Es war ihr, als befände sie sich wieder auf einer der Soireen und die jungen Leute umstanden sie und flüsterten ihr Schmeicheleien zu. Wie gewunden, wie unwahr, nicht selten wie gemein klang das Alles, was sie da mit anhören mußte! Welche häßlichen Blicke fielen aus den mitunter so schönen Augen der jungen Leute auf sie, und doch — wie viel Vergrüßen — sie konnte es nicht leugnen — hatte sie, wenn auch nur vorüberauschend, daran gefunden!

Die Männer konnten ihr leicht imponiren, wenn sie nur elegant sich zu benehmen und ein witziges Gespräch zu führen im Stande waren. Und das gelang vielen ganz vortrefflich!

Und Justine besaß zudem die Gabe, den Geist Anderer hervorzulocken, in hohem Grade.

Aber seltsam! Aus der ganzen Masse sie umschwirrender Gestalten tauchte immer und immer wieder eine besonders hervor; die eines blassen jungen Mannes, durchaus nicht schön, in ihren Bewegungen eckig und ungeschickt, in der Unterhaltung mit Damen schüchtern und die Worte hervorstoßend, als ob sie erst mühsam im Innern bereitet würden.

Aber diese Worte hatten den Ton eines in der hohen Gebirgs einsamkeit hervorprudelnden Quells! Wir lauschen, wir lauschen, als murmelten Geister einer andern Welt zu uns, und mit der reinen kräftigen Luft von außen ziehen reine Gedanken in unser Herz, und die Tage der Unschuld scheinen wiederzukehren!

Wie hatte sich Justine diesem Zauber überlassen, und wie wohl war ihr immer dabei geworden! Aber mit unwiderstehlicher Gewalt hatten sich durch diese reinen Töne die häßlichen Klänge der Welt gedrängt und immer wieder die Oberhand erlangt.

Verstand es doch Niemand besser, als ihre eigene Mutter, sie aus der Stille ihres tiefsten Herzens in den lauten Strudel des Lebens zu ziehen und diesen als das Wesentliche, das einzig Begehrnswerthe darzustellen.

So hatte die Gestalt des Fürsten den blonden jungen Mann fast ganz verdrängt, um so mehr, als dieser seit Wochen sich nicht mehr hatte sehen lassen.

Wie schwach gleichwohl das Gefühl für den Fürsten war, hatte Justine empfunden, als er ihre Hand begehrte. Das Interesse auch für ihn war, so schnell es gekommen, schon wieder im Sinken begriffen, und Justine verzweifelte an sich und ihrem eignen Herzen. War doch auch Krüger nicht wiedergekommen, weil er sie durchschaut hatte, dachte sie bei sich. Und so hatte sie denn zuletzt nur der eine Gedanke bestimmt, dem Fürsten die Hand zu reichen, der Gedanke: fort, nur fort aus diesen Verhältnissen, fort von der Seite dieser tyrannischen Mutter, die jede Regung ihres Herzens belauerte, wie ein Aufseher den ihm unterstellten Gefangenen. Und der Vater galt ja nichts in der Familie, er war ja nur ein Werkzeug in den Händen seiner ehrgeizigen Frau!

Justine empfand einen Ekel an Allem, was sie umgab, und nicht am wenigsten vor sich selber. Ihr ganzes Dasein erschien ihr in diesem Augenblicke so zwecklos, daß sie es verschmähte, ihr Abendessen einzunehmen und den Diener anwies, es wieder fortzuräumen. Starr und regungslos saß sie da, als wäre alles Leben aus ihr entflohen.

Da trat das Kammermädchen ein und überreichte ihr eine Visitenkarte.

„Herr Dr. Krüger läßt fragen, ob das gnädige Fräulein zu sprechen sei?“  
Justine fuhr erschrocken empor.

„Sie haben ihm doch gesagt, daß die Herrschaften nicht zu Hause sind?“

„Der Herr Doctor wußte es bereits, er wünscht das gnädige Fräulein zu sprechen.“

Justine stand eine Zeit lang unschlüssig. Dann sagte sie:

„Führen Sie ihn in's Empfangszimmer, ich komme sogleich.“

Ihr Herz klopfte laut, sie preßte es mit beiden Händen und fühlte seinen Schlag.

„Es ist am besten so,“ sagte sie endlich, „er soll es durch mich erfahren.“

Dann ging sie festen Schrittes in das Empfangszimmer.

## VII.

Dort hatte unterdessen Krüger in glücklich unruhvoller Stimmung, die Fragmente einer alten Melodie vor sich hinsummend, mit hastigen Schritten wiederholt die ganze Tiefe des Zimmers gemessen. Sein Gesicht war blasser, aber seine blauen Augen schienen von tieferem Glanze als gewöhnlich, gesundes Selbstbewußtsein leuchtete aus ihnen. An das lockige blonde Haar mußte lange Zeit kein Scheermesser gekommen sein, denn es hing wild fast bis an den Nacken hinab und gab dem bartlosen, durchgeistigten Antlitz, das es umrahmte, den Ausdruck eines Charakterkopfes aus der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur.

Lebhaft eilte er jetzt Justinen entgegen, ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Guten Abend, Justine,“ sagte er, „es ist eine Ewigkeit, daß ich das Glück nicht hatte, Sie zu sehen.“

„Das Glück?“ erwiderte Justine mit tiefem Ernst und entzog ihm langsam ihre Hand, „ich denke, das Glück sucht man auf, — Sie aber — scheinen es zu fliehen, denn was hinderte Sie daran, täglich hier zu erscheinen?“

„Wenn das ein Vorwurf sein sollte, so gäbe ich alle Lobeserhebungen der Welt dafür!“ sagte er glücklich.

„Mich berechtigt nichts dazu, Ihnen Vorwürfe zu machen. Sie sind ein freier Mann und dürfen thun und lassen, was Ihnen beliebt,“ erwiderte Justine und forderte durch eine Handbewegung ihren Gast auf, Platz zu nehmen, während sie sich selbst auch niederließ.

„Oh —“ seufzte Krüger, und zögerte sich zu setzen, „da wurde meine vorlaute Freude gar schnell zum Schweigen gebracht. Doch sollen Sie hören, was mich so lange von Ihrem Hause fern gehalten hat, denn nun darf ich Sie nicht länger im Unklaren lassen.“

Er setzte sich Justinen gegenüber.

„Garnohl,“ sagte sie, „reden Sie, denn auch ich habe Ihnen Mittheilungen zu machen.“

Krüger sah sie verwundert an.

„Ihr außergewöhnlicher Ernst weißagt mir nichts Gutes. Was ist geschehen? Ist heut kein Freudentag für Sie, da Ihres Vaters Ruhm die ganze Stadt erfüllt?“

„Gewiß erfreut mich das, aber Sie kennen mich gut genug, um zu wissen, daß meine Freude selten laut wird. Doch kommen Sie zur Sache!“

Krüger betrachtete Justinen wieder voll Erstaunen und wußte nicht, was er von ihrem Betragen denken sollte.

„Fast hätte ich Lust, es aufzuschieben, was ich Ihnen zu sagen habe,“ begann er nach einer Pause, „denn ich finde Sie äußerst verstimmt.“

„Nicht verstimmt, aber ernst,“ sagte Justine.

Nachdem sie wieder eine Weile schweigend gegessen, nahm Justine von Neuem das Wort.

„Ich will Ihnen die Sache leichter machen, Ihnen entgegenkommen. Nicht wahr, Sie wollen von Ihrer Liebe zu mir sprechen?“

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über ihr schönes Gesicht.

„Justine!“ rief Krüger erschreckt aus, „bei Allem, was Ihnen heilig ist! Das sagen Sie mir in diesem Tone? Was ist geschehen? frage ich wieder. Ich kam hierher, die Brust voll der seligsten Hoffnungen. Eine Zeit der Arbeit liegt hinter mir, wie sie selten ein Mann übersteht; meine zweite“ — er verbesserte sich — „meine erste große Arbeit ist fertig, die mir einen Ruf in der Gelehrtenwelt verschaffen muß, die mir den Weg bahnen soll zu einer Lehrthätigkeit, wie sie mein heißersehntes Ideal ist! Um diese Arbeit zu vollenden, verschloß ich mich vor der Welt, vor dem Schönsten, Liebsten, was ich auf Erden habe, vor Ihnen, Justine, die ich unaussprechlich liebe, was Sie ja längst gewußt haben! Und nun ich komme, Ihnen das zu sagen, Ihnen Alles zu Füßen zu legen, was mein ist, mein Selbst, nun empfangen Sie mich mit dieser eisigen Kälte, die mein Herz erstarren macht.“

Er zitterte an allen Gliedern vor Erregung und Thränen traten in seine Augen. Justine wagte nicht ihn anzusehen.

„Reden Sie weiter, reden Sie weiter,“ jagte sie, „Sie stärken meinen Muth, Ihnen Alles zu sagen, was ich sagen muß. Sprechen Sie von dem was Sie wünschen, sprechen Sie von Ihrer eigenen Person, von Ihren Hoffnungen, Ihren Idealen!“

Krüger schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Ihr Wesen wird mir immer räthselhafter,“ sagte er traurig. „Sie sind dieselbe nicht mehr, die ich vor drei oder vier Wochen zum letzten Male gesehen! — Lassen Sie mich offen zu Ihnen reden! — Ich hielt Sie lange Zeit für eines jener Mädchen, die nur Befriedigung darin finden, von Männern jeden Alters vergöttert zu werden, bis ich einmal Gelegenheit fand, mit Ihnen längere Zeit allein zu sprechen. Da merkte ich, daß in der Tiefe Ihres Herzens doch noch etwas verborgen sei von jenem Heiligsten, das kluge und gute Menschen profanen Blicken mit peinlicher Angstlichkeit verbergen. Von



jenem Augenblicke an gehörte Ihnen mein Herz, gehörte Ihnen mit jedem Tage mehr, je mehr ich einsehen mußte, daß Sie sich in Ihrer Umgebung, oder gerade herausgesagt, in Ihrer Familie nicht wohl fühlen konnten! Nun gab es für mich keinen anderen Gedanken mehr, als Sie mir zu gewinnen, — und ich weiß nicht, ob ich mich täuschte, wenn ich annahm, daß auch Sie allmählich wärmer gegen mich wurden. Anders als gegen die Andern, sind Sie immer gegen mich gewesen. Justine! Nun komme ich wieder, meine vollendete Arbeit giebt mir ein Recht dazu, nun erwarte ich aus Ihrem Munde mein Schicksal, denn nur von Ihnen hängt es ab, da Ihr Vater meine Gefühle für Sie kennt und gegen Ihren Willen mir die Hand seiner Tochter nicht versagen wird.“

Er hatte mit jener Herzenswärme gesprochen, die Justine immer tief berührt hatte, die sie einst so gern hatte auf sich wirken lassen; heute aber kämpfte sie mächtig dagegen an.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, Herr Doctor,“ sagte sie mit wunderbarer Selbstbeherrschung, „wird Sie nach dem, was ich soeben gehört, zunächst sehr niederschmettern, — aber auch nur zunächst, denn Sie sind zu klug, um nicht binnen Kurzem einzusehen, daß ich nicht anders handeln kann, und daß ich auch in Ihrem Interesse handle.“

Sie hielt inne, wie um Kräfte zu sammeln zu dem, was sie sagen wollte, dann fuhr sie mit leiser Stimme und ohne Krüger anzusehen, fort:

„Ich kann Ihnen — meine Hand — nicht geben, denn ich würde auch nicht eines jener Ideale erfüllen, die Sie erträumen —“

„Justine!“ rief Krüger von furchtbarem Schmerz gepeinigt aus und ließ sie nicht zu Ende reden. Er stand auf, machte einige Schritte durch das Zimmer, öffnete ein Fenster, als ob er nicht Luft genug habe zu athmen,kehrte zu Justine zurück und sah sie mit einem Blicke an, in dem alle Verzweiflung der Erde ihren Ausbruch zu suchen schien.

„Hören Sie mich ruhig an, ich bitte Sie,“ sprach sie stehend und zwang ihn auf den Stuhl zurück, „ich würde keines Ihrer Ideale erfüllen, wiederhole ich, denn — ich bin durch und durch vergiftet, keins meiner Gefühle ist mehr echt, keins meiner Gefühle ist von Dauer, keinem meiner Gefühle darf ich mehr trauen, denn sie wandeln sich oft in derselben Minute in das gerade Gegentheil. Ich habe mit Allem gespielt, mit dem Heiligsten und dem Niedrigsten, ich bin für nichts anderes erzogen, als für den äußeren Glanz, ich könnte am wenigsten dem genügen, dessen Seele unwandelbar an einer einzigen großen, das ganze Herz erfüllenden und erhebenden Idee festhält.“

„Gerade, daß Sie so sprechen,“ unterbrach sie Krüger lebhaft, „beweist das Gegentheil!“

„Lassen Sie mich ruhig vollenden. Daß ich das Alles weiß, daß es mir klar geworden, verdanke ich Ihrer Bekanntschaft, Sie haben, ohne es vielleicht zu wollen, den Schleier von meiner Seele gezogen und mir mich in meiner ganzen Verdorbenheit gezeigt.“

„Justine! Sie tödten mich!“ rief Krüger verzweifelt.

„Sie werden leben! Was wollen Sie mit einer Frau, die nicht im Stande ist, zu lieben? Mitunter hatte ich das Gefühl, als ob ich Sie lieben könnte; aber das verging, verschwand wie die Wellen eines Tones. Ich habe nie einen Mann mehr geachtet, als Sie, aber das Gefühl der Liebe muß doch wohl zu groß sein, als daß es in meinem, von elendem Flitter-  
fram erfüllten Herzen Platz hätte, — ich kann nicht lieben.“

„Aber Sie werden es lernen, Justine,“ sagte Krüger in bittendem Tone, „Sie werden es lernen an meiner Seite, in meinem Hause! O, warum sind Sie meiner Schwester so fern geblieben! Wie hätte unsre vereinte Liebe Ihr Herz zur Liebe zwingen müssen. O, Justine, noch ist es Zeit, erhören Sie meine dringende Bitte, Sie täuschen sich über sich selbst.“

Er streckte ihr die gefalteten Hände entgegen.

„Ich täusche mich nicht!“ sagte Justine fest. „Jede Hoffnung auf mich wird Ihnen schwinden, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich meine Hand dem Fürsten Ratinski reiche.“

Bei diesen Worten sprang Krüger entsetzt vom Stuhle auf.

„Unmöglich!“ schrie er. „Justine! diesem leichtsinnigen Wüstling?

„Ist er das? — desto besser; so werde ich nicht zu tief unter seiner Würde sein.“

Krüger warf sich verzweiflungsvoll zu ihren Füßen nieder und ergriff schluchzend ihre beiden Hände.

„Nein, nein, nein!“ schrie er, „das ist nicht wahr, das ist unmöglich, Justine! Sie treiben einen fürchterlichen Spott mit mir. Zögern Sie nicht, sagen Sie es schnell, daß es nicht wahr ist; ich sterbe sonst zu Ihren Füßen.“

Justine entzog ihm sanft ihre Hände und legte sie auf seinen lockigen Kopf.

„Sie werden leben,“ sagte sie mitleidig, „was wollen Sie von Einer, die sich einem ungeliebten Manne hingiebt? Die es thut aus irgend welcher Laune, vielleicht, um dem Hause der Eltern zu entfliehen, vielleicht, weil sie der Titel einer Fürstin reizt, vielleicht, um den Wunsch einer eitlen Mutter zu erfüllen, — wählen Sie den mildesten dieser Gründe, er muß genügen, um Sie für immer von Ihrem Vorurtheile zu heilen.“

„Und nein! und abermals nein!“ rief Krüger zu ihr emporblickend aus, „ich will es nicht fassen! So hoch sollten mich meine Träume und Hoffnungen geführt haben wollen, um mich so entsetzlich tief hinabzuschleudern? Wo bin ich denn? Sind das nicht Truggestalten der Hölle, die mich umgaufeln?“

Er preßte mit den Händen seine glühende Stirn.

Justine erhob sich bewegt, und auch Krüger stand langsam auf.

„Fassen Sie sich, Krüger,“ sagte sie fast heftig, „und gehen Sie, sonst verlassen mich meine Kräfte und ich spiele Ihnen vielleicht eine Comödie

vor, die Sie unglücklicher macht, als meine krasse Wahrheit. Gehen Sie, ich bitte Sie darum, thun Sie mir diesen letzten Gefallen.“

„Ich gehe,“ sagte Krüger mit düsterer Wildheit, „ich gehe, Justine, aber ich kehre wieder, so wahr ich ein Herz in der Brust habe! Ich schwöre Ihnen, daß Sie diesen elenden Fürsten nicht heirathen, so lange ich noch eine gesunde Hand habe!“

Er schickte sich an zu gehen, blieb aber nach einigen Schritten wieder stehen, schüttelte verzweifelt den Kopf und fragte:

„Justine, ist nicht Alles ein Traum?“

„Es ist keiner,“ erwiderte sie ernst, „gehen Sie und kehren Sie nie, nie wieder! Leben Sie wohl!“

Sie wandte sich ab, um ihre Festigkeit zu bewahren.

„Justine,“ fragte er noch einmal, „können Sie es wirklich aussprechen, dieses: Gehen Sie?“

Sie faßte alle ihre Kräfte zusammen und sagte streng:

„Gehen Sie!“

Krüger stürzte davon. Justine aber warf sich auf's Sopha und drückte ihr glühendes Gesicht in die Kissen. Sie sprang wieder auf und eilte an's Fenster: eine prachtvolle Sternennacht lag über dem schweigenden Thiergarten, aber ihr Anblick erlöste sie nicht von den brennenden Schmerzen, die ihre Brust erfüllten.

Vergeblich sehnte sie die Thränen herbei, sie ging zurück auf ihr Zimmer, setzte sich auf den Rand ihres Bettes und sagte dumpf:

„Wie glücklich müssen die Menschen sein, die weinen können.“

## VIII.

Krüger war voller Verzweiflung lange Zeit in den Gängen des Thiergartens dahingestürmt, dann hatte er sich erschöpft auf einer Bank in der Nähe der Rousseau-Insel niedergelassen.

„Das wäre also das Ende aller meiner unsäglichen Bemühungen,“ sagte er bitter und schaute vor sich auf den ruhigen dunklen Wasserspiegel.

Der Anblick des Wassers rief schmerzliche Erinnerungen in Krüger wach, und er ließ sie an seinem geistigen Auge langsam vorüberziehen.

Sein Vater, ein wenig bemittelter Kaufmann, dessen Neigungen mehr der Wissenschaft als seinem Stande zugewandt waren, hatte in den Wellen sein Leben verloren. „Beim Baden verunglückt“ hatte man gesagt, aber zwei Menschen lebten noch, die es besser wußten.

An demselben Tage, an welchem das Unglück geschehen war, — es mochten etwa anderthalb Jahre her sein — hatte Krüger von seinem Vater einen Brief erhalten, dessen Inhalt er noch auswendig wußte, obgleich er ihn längst vernichtet hatte.

Der Brief lautete: „Geliebter Sohn! Du liest die Worte eines Verstorbenen. Verzeihe Deinem Vater und trüste Deine Schwester. Man wird

glauben, ich sei beim Baden verunglückt und ich beschwöre Dich, diesen Glauben bei den Menschen und vor Allem bei Deiner Schwester aufrecht zu erhalten. In dem Bestreben, Euch Beiden, und besonders Deiner Schwester, ein Vermögen zu hinterlassen, habe ich zu Speculationen meine Zuflucht genommen, die mich nicht nur völlig ruiniert, sondern auch meine Ehre besetzt haben. Noch ahnt Niemand, wie es um mich steht, und es hätte vielleicht ein Mittel gegeben, mich zu retten, wenn mir das Leben noch erträglich wäre. Ergreife Du dieses Mittel, um wenigstens meinen Namen vor der Welt und Deiner Schwester rein zu halten. Gehe zu Professor Dankmar und theile ihm Alles mit, siehe ihn an, wenn nicht um meinethwillen, so um des Andenkens meiner verstorbenen Frau willen, die er einst als Mädchen geliebt hat — diese Stelle war unterstrichen — sich von meiner Vermögenslage zu überzeugen und durch Deckung meiner Schulden meinen Namen vor Schmach zu retten. Siehe ihn an, das Geheimniß für immer, auch vor seiner Frau, in der Brust zu bewahren. Du aber, Dein reines Herz und Dein Fleiß sind mir Bürge genug, daß Du Deine arme Schwester erhalten und vor allem Leid schützen wirst. Leb' wohl. Dein unglücklicher Vater.“

Mit diesem Briefe war Krüger zu Dankmar geeilt und hatte ihn auf Knien um Hülfe angerufen.

Dieser versprach sie, aber nicht ohne eine Gegenleistung von Seiten Krügers. Er klagte, wie sauer ihm seine Frau das Leben mache durch tägliche Vorwürfe, daß er nichts leiste, daß er keinen Namen, daß sie sich in ihm getäuscht habe, daß er von ihrem Vermögen lebe, ohne es sich verdient zu haben; er klagte, wie er unter diesen Vorwürfen dahinsieche und alle Lebenslust verliere, wie es ihm schwer werde, äußerlich froh und voll Glück zu erscheinen, während in seinem Inneren Mißmuth und Lebensüberdruß hausten.

Freilich verschwieg er dabei, wie auch sein eigenes Herz vor Ehrgeiz brannte, sich vor der Welt einen Namen zu machen, und wie er jede Gelegenheit dazu beim Schopfe zu nehmen suchte. Er selbst hatte sich an der Preisarbeit, an der auch Krüger arbeitete, versucht, er hatte all' sein Wissen, alle seine Kräfte angewandt, aber schließlich seine Unfähigkeit, etwas Tüchtiges zu leisten, eingesehen. Nun war eine Gelegenheit gekommen, sich mit fremden Federn zu schmücken, ohne daß er Gefahr laufen durfte, entlarvt zu werden, und er stellte Krüger die Bedingung, seine Arbeit, von deren Vortrefflichkeit Dankmar überzeugt sein konnte, ihm zu überlassen oder vielmehr sie für ihn zu vollenden.

Krüger war zuerst starr vor Empörung über dieses Ansinnen, da es aber galt, den Namen seines Vaters und seiner Familie zu retten, so sah er sich genöthigt, wie schwer es ihm auch wurde, dazwischen zu willigen. Noch etwas kam hinzu, seinen Entschluß zu erleichtern: die aufsteigende Liebe zu Justine. Sie hoffte er zu erringen und zugleich von dem schädlichen Einfluß ihrer Eltern zu befreien.

Welche Tage des Kummers hatte er verlebt, ehe sich wieder freundlichere Ausichten zeigten!

Die Vermögenslage des Vaters war nicht so schlimm, als man gefürchtet hatte, ja es zeigte sich, daß einige von den gewagtesten und bereits verloren gegebenen Speculationen über Erwarten glücklich ausgingen, sodaß schließlich den beiden Geschwistern noch ein kleines Vermögen verblieb, von dem sie bescheiden und ohne Noth leben konnten.

Krüger hatte mit Anstrengung aller seiner Kräfte gearbeitet; mit welchem Erfolge, haben wir gesehen: sein Werk wurde gekrönt. Ja, er hatte schon ein zweites vollendet, mit dem er selbst sich einen Namen und zugleich Justinen zu erringen hoffte.

Der Vater hatte ihm auch schon die Hand seiner Tochter versprochen, freilich unter der Voraussetzung, daß Justine einwillige, aber Krüger hatte daran nicht gezweifelt, umsoweniger, als der Vater ihn stets in seinem Glauben bestärkt hatte.

Nun kam dieser entseßliche Schlag und zerstörte alle seine Hoffnungen!

Und wem sollte er vorgezogen werden? Dem Fürsten Ratinski, dessen ausschweifenden Lebenswandel er in Bonn kennen gelernt hatte, der ein unschuldiges junges Wesen in schändlicher Weise vernichtet hatte, und der nur dem Strafrichter entgangen war, weil es für die furchtbarsten moralischen Verbrechen im Strafgesetzbuch keinen Raum giebt.

Alle diese Erinnerungen und Gedanken wirbelten in dem Gehirn Krügers jezt umher und versetzten ihn in einen dem Wahnsinn nicht unähnlichen Zustand.

Er stand wieder auf und begann von Neuem, wie von unsichtbaren Dämonen verfolgt, in den stillen Gängen des Thiergartens umherzuirren.

Was sollte er thun, diese Heirath unmöglich zu machen? Hatte es einen Sinn, überhaupt daran zu denken, da Justine ihn doch nicht zu lieben schien? Aber sie liebte ja auch den Fürsten nicht! Das war der einzige schwache Hoffungsstrahl, der durch seine finsternen Gedanken hindurchschimmerte, und er faßte den festen Entschluß, die Eltern über den Charakter des Fürsten aufzuklären. Aber würde man ihm, dessen Interesse zur Sache man kannte, Glauben schenken? Und er stand so einsam, er hatte Niemand, der ihm helfen konnte!

„Wer einmal mit der Lüge sich eingelassen hat, wird sie nicht wieder los!“ rief er verzweifelt aus, und er wälzte den alten Bibelspruch in seinem Innern umher: „Die Sünden der Väter werden an den Kindern heimgesucht bis in's dritte und vierte Glied!“

Mitternacht war vorüber und er konnte sich immer noch nicht entschließen, seine Wohnung aufzusuchen. Er fürchtete seine Schwester noch wach anzutreffen, denn er hätte ihr seinen Kummer nicht verbergen können und doch durfte sie nichts von all' den Schmerzen erfahren, die ihn marterten.

Eist, da ein Betrunkenener ihm in den Weg trat und ihn in ein Gespräch verwickeln wollte, eilte er auf kürzestem Wege nach Hause und fand seine Schwester und die alte Dienerin Susanne schon schlafend.

## IX.

Er hatte sich angekleidet auf's Bett gelegt, konnte aber keinen Schlummer finden. Er stand wieder auf und ging ruhelos in seinem Studirzimmer hin und her, bis der Morgen graute und die alte Susanne ihm das Frühstück brachte.

Er hatte kaum ihren „guten Morgen“ erwidert und nicht bemerkt, wie die Alte ihn kummervoll betrachtete, denn sie kannte und liebte ihn von seiner Geburt an, hatte seit dem frühen Tode seiner Mutter deren Stelle vertreten, und ihr konnte der erregte Zustand ihres Pfleglings nicht entgehen.

Sofort machte sie der Schwester davon Mittheilung.

Leonore war eine liebliche Mädchenerscheinung, 22 Jahre alt, blond und blauäugig, schlank und doch fest gebaut, wer sie sah, dem wurde wohl um's Herz; wen sie mit ihren treuen Augen anblickte, der vermochte kein unedles Wort über die Lippen zu bringen.

Sie trat jetzt in das einfache Studirzimmer ihres Bruders, sah ihn bekümmert an und sagte mit freundlicher Stimme:

„Du arbeitest nicht, Franz? Ich höre Dich unruhig im Zimmer umhergehen, — da steht auch Dein Frühstück noch unberührt? — Lieber Bruder, was ist Dir?“

Sie legte ihren Arm auf seine Schulter und sah ihm treuherzig in's Gesicht. Krüger lächelte sie an und küßte sie auf die Stirn.

„Sei ohne Sorge, liebes Vörlchen, ich denke, es wird vorübergehen. Ich habe die letzten Wochen zu viel im Zimmer gegessen, ich muß Bewegung haben.“

Er streichelte ihr die Wangen.

„Franz, Du bist nicht aufrichtig gegen mich, Du verbingst mir etwas,“ sagte sie.

„Laß mich, Schwester,“ erwiderte er und ging wieder im Zimmer umher, „wir Gelehrten sind ein seltsames Völkchen. Es darf nur eine neue Idee in uns die ersten Regungen machen, gleich ist es mit der Ruhe vorbei. Und nun beginnt eine wahre Jagd, den Sprüngen dieser Idee zu folgen, daß sie uns nicht entslüpft, bis wir sie in aller Klarheit auf dem Papiere haben.“

„Aber dabei seht ihr nicht so finster aus,“ wandte Leonore ein, „daß bei seid ihr äußerlich nicht so unruhig. Nein, nein, ich kenne Dein Gesicht, Du bist blässer als gewöhnlich. Die alte Susanne hörte, wie Du Nachts stöhnst und Dein Schlafzimmer verlässest. Das Alles ist gegen Deine Gesundheit.“

„Die alte Susanne hält mich noch immer für den Duden, den sie auf den Armen getragen hat,“ sagte Krüger mit erzwungener Lustigkeit, „damals hatte sie Recht, besorgt zu sein, wenn ich Nachts nicht schlief, jetzt sollte sie sich selber Ruhe gönnen. — Ich habe mich etwas überanstrengt, weiter nichts. Der Morgen ist so schön, ich will einen Gang in's Freie machen, dann wird es besser werden.“

„Recht, Franz. Und wenn Du wiederkommst, sehe ich Dein altes freundliches Gesicht?“

Er küßte sie wieder, jetzt aufrichtig lächelnd, auf die Stirn und sagte:

„Ich will's hoffen. Leb' wohl, Du kleine Samariterin.“

„Und doch verbirgt er mir etwas,“ sagte Leonore zu sich selber, als sie allein war und im Zimmer ordnend sich zu schaffen machte, „wir Weiber haben einen feinen Blick für die Gesichter, die wir lieb haben. — Er war gestern Abend noch bei Dankmar; sollte es damit zusammenhängen?“

Während Leonore mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigt war, hatte sich Dr. Monrad dem Hause genähert und schon in Erfahrung gebracht, daß Krüger ausgegangen sei. Das war ihm gerade recht. Schon als er die Treppe hinaufstieg, gab er seinem Gesichte einen möglichst milden, unschuldigen Ausdruck und bereitete sich auf die Rolle vor, die er die nächste halbe Stunde zu spielen gedachte.

Mit süßlichem Lächeln trat er der alten Susanne entgegen und drückte ihr sein Bedauern aus, den Herrn Doctor nicht zu treffen, bat aber gleichwohl seine Visitenkarte dem gnädigen Fräulein abzugeben, da er sie dringend zu sprechen wünsche.

Leonore las die Karte, schüttelte den Kopf, denn sie hatte den Namen Monrad niemals gehört, und sagte endlich:

„Vielleicht hat er etwas zu bestellen. Führe ihn hier herein, Susanne!“

Dr. Monrad trat ein und machte eine tiefe Verbeugung.

„Verzeihen Sie, mein verehrtes gnädiges Fräulein,“ begann er, „daß ich so früh Ihre Ruhe zu stören wage, aber auf der Durchreise begriffen, wollte ich nicht verfehlen, einen meiner treuesten jungen Anhänger von der Universität Bonn her aufzusuchen.“

Er trat einige Schritte näher und ließ seine Blicke aufmerksam in der Stube umhersehnen.

„Meinen Bruder?“ fragte Leonore.

„Ihren Herrn Bruder.“

„Den treffen Sie nun leider nicht zu Hause,“ sagte Leonore, ohne ihren Gast aufzufordern, Platz zu nehmen.

„Wie sehr ich das bedaure, wird Ihr Herr Bruder selbst ermessen, wenn er von meiner Anwesenheit erfährt. Wir haben manche frohe und ernste Stunde zusammen verlebt und sind uns sehr nahe getreten. Leider, habe ich kaum eine Stunde Zeit und wollte so wenigstens im Vorübergehen Ihre werthe Bekanntschaft machen und sehen, wie mein junger Freund haust.“

„Das ist sehr liebenswürdig, mein Herr,“ sagte Leonore jetzt freundlich, „wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Nur einen Augenblick,“ erwiderte er sich setzend, und seine Augen weilten vorwiegend auf einem Bücherregal, auf welchem Studienhefte und Manuscripte in großer Anzahl angehäuft lagen. Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Ihr Herr Bruder fängt an, eine Leuchte der Wissenschaft zu werden, ein Ruf dringt immer weiter. Was arbeitet er wohl jetzt?“

„Soviel ich weiß, ist er mit einer eingehenden Kritik der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der speculativen Philosophie beschäftigt, von der ich nun freilich so gut wie nichts verstehe,“ sagte Leonore harmlos.

„Ich würde mich über das Gegentheil wundern,“ lachte Monrad. „Philosophie wird niemals eine geistige Speise für Damen sein. Aber, was ich fragen wollte,“ fuhr er fort, „Professor Dankmar hat kürzlich mit einer Schrift den ersten Preis gewonnen, deren Thema, wenn ich nicht irre, auch Ihren Herrn Bruder einst lebhaft beschäftigte.“

Er beobachtete Leonore auf's schärfste.

„Erinnern Sie sich noch dessen?“ fragte sie theilnehmend.

„Wie sollte ich nicht! War ich doch sein intimster Vertrauter! Was ist daraus geworden?“

Er hat das Thema fallen lassen, es habe seinen Reiz für ihn verloren, jagte er mir.“

„Seltsam! Seine Studien waren weit vorgeschritten. Sollte er sie nicht noch besitzen?“

„Das ist wohl möglich,“ sagte Leonore, und auf das Bücherregal deutend, in dessen Nähe sie saß, fügte sie hinzu: „hier liegen viele Arbeiten, die der Fortsetzung harren, oder die wohl immer unvollendet bleiben.“

Monrad stand auf, trat an das Regal, betrachtete die Manuscripte, jedoch ohne sie zu berühren und sagte:

„Schade, daß Ihr Herr Bruder nicht da ist.“

„Sie hätten gern das eine oder andere gesehen?“

„Sehr gern!“

„Wenn Sie eine halbe Stunde warten wollen?“

„Das kann ich leider nicht. Doch ich versuche es schon ein andermal, wenn auch vielleicht erst nach Jahren. So ist es mir wenigstens geglückt, die Schwester des Freundes, von der ich so viel Gutes gehört, gesehen zu haben.“

Er hatte den weichsten, einschmeichelndsten Ton angenommen, der ihn zu Gebote stand, und reichte Leonoren jetzt die Hand.

„Wollen Sie schon fort?“ fragte sie aufstehend.

„Ich muß leider. Doch habe ich zum Schluß noch ein Anliegen.“

„Welches?“



„Ihr Herr Bruder hat mir schon in Bonn ein Bildniß von sich versprochen, aber niemals geschickt. Wie glücklich würden Sie mich machen, wenn ich aus Ihren Händen das Bild des Bruders empfangen könnte.“

„Das sollen Sie sofort haben, wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen,“ sagte Leonore bereitwillig, während Monrad sich tief verneigte.

Er hatte seine Absicht erreicht.

Raum hatte Leonore das Zimmer verlassen, so stürzte er wie ein Raubthier auf seine Beute auf das Bücherregal zu und wühlte, die Augen weit aufreißend, mit zitternden Händen unter den Manuscripten.

Dabei murmelte er zwischen den Zähnen:

„Wer nicht Alles wagt, gewinnt auch nicht Alles. Ich begehe keinen Diebstahl, sondern will nur meiner Sache gewiß sein. Vielleicht thue ich sogar der Wissenschaft einen Dienst!“

Schon nach kurzem Suchen schien er gefunden zu haben. Er riß aus der Brusttasche seines Rockes das Exemplar der Preisschrift, das ihm Frau Johanna geschenkt, und fing eilig an, zu vergleichen.

„Da, da ist es!“ rief er freudestrahlend aus, „die erste Niederschrift, voller Correcturen, aber gleich die ersten Sätze wörtlich mit denen der Preisschrift übereinstimmend. Es ist kein Zweifel! — Nun habe ich Euch Beide in meiner Gewalt,“ fügte er triumphirend hinzu und schob das Manuscript in seine Brusttasche.

Bald darauf kehrte Leonore zurück und überreichte Monrad eine Photographie.

„Hier, mein Herr,“ sagte sie, „das Bild ist zwar nicht neu, aber doch gut getroffen.“

„Vortrefflich!“ rief Monrad aus, das Bild betrachtend, „ja, ja, ein geistreicher, ein echter Gelehrtenkopf! Meinen verbindlichsten Dank! Nun aber muß ich eilen. Leben Sie recht wohl, mein Fräulein.“

Wieder verneigte er sich tief und verließ schnell das Zimmer.

Leonore nahm noch einmal seine Visitenkarte zur Hand und las den Namen halblaut.

„Eigenthümlich!“ sagte sie, „er schien so herzlich! Daß mir Franz nie von ihm erzählt hat!“

Dann legte sie die Karte auf den Schreibtisch ihres Bruders und wollte sich eben an ihre gewohnte Arbeit begeben, als die alte Susanne eilig hereintrat, und mit geheimnißvoller Miene sagte:

„Fräulein Lorch, Fräulein Lorch!“

„Was giebt es denn?“

„Der junge Herr Grund ist draußen, der Nefte der Frau Professorin, und wünscht den Herrn zu sprechen. Er ist ein gar freundlicher junger Herr!“

„Der? Woher kennst Du ihn?“

„Er hat mir seinen Namen genannt.“

„Was könnte der bei Franz wollen?“ sagte Leonore halb zu sich, und eine dunkle Ahnung stieg in ihr auf. „Vielleicht ein Abgesandter von Dankmar? Führe ihn herein, Susanne, und sage ihm, mein Bruder würde bald zurückkehren, er möchte sich nur kurze Zeit gedulden.“

Während Susanne den Befehl ihrer Herrin ausführte, begab sich Leonore auf ihr Zimmer und überlegte bei sich, ob sie die Gelegenheit nicht wahrnehmen solle, selber mit dem Herrn zu sprechen und so vielleicht den Grund von Franzens Kummer zu erfahren.

Sie war eben mit sich einig geworden und fing an, ihre Toilette zu mustern, als auch Susanne eintrat und meldete, der junge Herr habe sehr artig gefragt, ob er nicht das gnädige Fräulein sprechen könne.

„Ich hatte mir's schon vorgenommen,“ sagte Leonore und löste ihre vollen blonden Haare, um sie in Ordnung zu bringen.

Währendem schaute sich Felix im Zimmer um und machte dabei im Stillen seine Glossen.

„Wenn das Fräulein so tugendhaft aussieht, wie die gute Alte,“ dachte er, „so bin ich für meine Neugier genügend bestraft. Also das ist der Sitz des Paradieses! Hier haufen die Geister der Zufriedenheit und des Glückes! Nun, ich muß gestehen, vorläufig merke ich noch nichts von ihrem Einflusse auf mein Gemüth! Es weht mich hier so philisterhaft an! Aber eine Unterhaltung mit der gelehrten Jungfrau wird mich amüsiren.“

Da erschien Leonore auf der Schwelle und ihre liebliche Gestalt contrastirte so mit dem Bilde, welches sich Felix von ihr gemacht, daß er wie angewurzelt stehen blieb und ihm unwillkürlich die Worte auf die Lippen kamen:

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“

Auch Leonore blickte ihren Gast eine Zeitlang stumm an, dann gingen sie sich langsam entgegen.

„Sie waren so gütig,“ begann Felix, „meinen Wunsch zu erfüllen und mir einige Minuten zu schenken, mein gnädiges Fräulein.“

„Ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, mein Herr, daß ich auch ohne Ihren Wunsch die Gelegenheit wahrgenommen hätte, Sie zu sprechen; ich bin bekümmert und der Kummer macht offenerzig.“

Dabei sah sie ihn mit ihren blauen Augen fragend an.

„Bekümmert?“ sagte Felix mit gutmüthiger Ironie, „ich denke, der Kummer findet in Ihrem Hause überhaupt keinen Eingang?“

„Freilich wohl selten, aber doch mitunter,“ gab Leonore leuzend zur Antwort und bat Felix, Platz zu nehmen.

„Und Sie wollen mir Ihren Kummer klagen?“ fuhr Felix, sich auf einen Stuhl niederlassend, burleskos fort, „es freut mich, Ihr Vertrauen so schnell erworben zu haben.“

Sie gefiel ihm sehr gut und er dachte bei sich: „Da sie so hübsch ist, wird es mit ihrer Tugend wohl nicht so gut bestellt sein, wie man sagt.“

Leonore aber antwortete unbefangen:

„Das hat seine besondere Bewandniß. Ich weiß, daß Sie viel im Hause Ihres Onkels, des Professor Dankmar, verkehren —“

Sie zögerte fortzufahren und sah ihn aufmerksam an, dann sagte sie langsam:

„Kommen Sie vielleicht — in dessen Auftrage — meinem Bruder eine Mittheilung zu machen?“

„Du ahnungsvoller Engel Du!“ dachte Felix und sagte lächelnd:

„Was führt Sie auf diese Vermuthung, mein Fräulein?“

„Franz war gestern Abend noch dort,“ entgegnete Leonore eifrig, „und heute ist er völlig verwandelt in seinem Wesen.“

„Und ich soll wissen —?“

„Wissen Sie nichts? Es muß ihm bei Dankmar etwas Schlimmes begegnet sein! Er ist sonst nirgends gewesen.“

Ihre aufrichtige Besorgtheit machte Felix ernst.

„Um welche Zeit war er dort?“ fragte er.

„Balb nach Eintritt der Dunkelheit.“

„Um diese Zeit kann er Dankmar nicht angetroffen haben, denn ich selbst war mit ihm und seiner Frau zum Minister geladen,“ sagte Felix nachdenklich.

„War Fräulein Justine auch geladen?“ fragte Leonore schnell.

„Nein,“ sagte Felix gekehnt und er sah mit Verwunderung, welche Verwirrung sich auf Leonorens schönem Gesichte spiegelte.

„Dann — ja dann,“ stammelte sie, „nun — Sie werden ja auch die Sachlage kennen, Herr Grund, — dann muß es gestern zu einer Katastrophe gekommen sein zwischen — Franz und Justine!“

Sie starrte Felix fragend an.

Diesem begegnete, was ihm noch nie einer Frau gegenüber begegnet war: er schlug verlegen die Augen nieder und schwieg.

„Sie schweigen?“ fragte Leonore dringender, „Sie wollen mich schonen, wollen es mir nicht sagen? — Sie wundern sich, daß nicht Franz selbst mit mir davon gesprochen? Ach Gott, er fürchtete wohl mich zu betrüben. Sie aber können es ja ruhig aussprechen, ruhig und ohne Erregung! Nicht wahr, es ist aus? Es ist Alles, Alles aus? Franz ist für immer verabschiedet, seine Liebe nicht für vollwerthig befunden worden?“

Sie hatte immer schneller gesprochen, und da Felix schweigend verharrte, so bat sie rührend:

„Sagen Sie es nur, Herr Grund, sagen Sie es kalt und kurz!“

Felix hatte eine Empfindung, die ihm völlig unbekannt war: es legte sich wie ein eiserner Ring um seinen Hals, so daß er nicht sprechen konnte, und seine Nasenflügel zitterten.

Endlich brachte er mühsam und ohne aufzuschauen einige Worte heraus:

„Ich dachte, mein Fräulein, — ich würde — es können — würde kalt und ohne Erregung — den Auftrag ausrichten können, den ich an Ihren Bruder zu bestellen habe, — aber — Ihre schwesterliche Wärme hat mich angesteckt, und ich bebaure tief, der Träger einer so schmerzlichen Nachricht sein zu müssen.“

„O, mein armer Bruder!“ rief Leonore aus, „und Sie kommen im Auftrage des Fräuleins?“

„Nein, nicht im Auftrage Justinens, ich weiß auch nicht, daß zwischen dieser und Ihrem Bruder eine Aussprache stattgefunden, ich komme im Auftrage der Eltern Justinens.“

„Im Auftrage der Eltern?“

„Ihrem Bruder mitzutheilen, daß Justine sich mit dem Fürsten Ratinski verlobt habe, um zu verhüten, daß, bevor die Verlobung veröffentlicht wird, Ihr Herr Bruder in die unangenehme Lage versetzt werde, bei einem Besuche des Hauses Danimar von der Nachricht überrascht zu werden.“

„Diese Vorsicht kommt nun zu spät,“ sagte Leonore wehmüthig.

Beide schwiegen eine Zeit lang, in tiefes Sinnen verloren. Endlich nahm Leonore wieder das Wort.

„O, Sie ahnen nicht, wie Franz dieses Mädchen geliebt hat! Nur für sie hat er gearbeitet, gehofft, gestrebt! Als er das erste Mal um ihre Hand anhielt und vom Vater vertrüftet wurde, er solle warten, bis er eine solche Arbeit geliefert, die seinen Namen bekannt gemacht, bis Justine, die ihn nicht ungern sähe, Klarheit über sich gewonnen hätte, damals schon war er der Verzweiflung nahe, und kaum meine Schwesterliebe — dieses Aschenbrödel neben der seinigen — war im Stande, ihn wieder aufzurichten und ihm neue Hoffnung zu geben. Wie wird er nun diesen Schlag überstehen!“

Sie senkte kummervoll den Kopf und legte die gefalteten Hände in den Schooß.

Felix empfand bei ihrem Anblick eine tiefe Scham.

„Also er hat Justine aufrichtig geliebt?“ fragte er theilnahmenvoll.

„Aufrichtig?“ sagte Leonore mit trübem Lächeln. „Er liebt sie unaussprechlich! Wie oft saß er am Abend nach gethaner Arbeit neben mir und sprach mir von ihr. Wie sie so eigenartig, so ganz anders sei wie andere Mädchen, wie sie gar nicht in den Kreis ihrer Umgebung passe, wie kurz-sichtige Blicke sie in eine Reihe stellen könnten mit den oberflächlichen Damen der sogenannten guten Gesellschaft, wie sie zwar nicht frei sei von den Fehlern derselben, wie er aber hoffe, all' die Schlacken von dem reinen Golde ihres Herzens abzustößen. Der gute Franz, er hat sich doch wohl getäuscht, aber wer wird einen Liebenden davon überzeugen?“

„Und wenn er sich nicht getäuscht hätte!“ rief Felix, der mit großer Aufmerksamkeit den Worten Leonorens gefolgt war, lebhaft aus; wenn diese ganze Verlobung nichts anderes wäre, als eine gemeine Speculation der eitlen

Eltern, die ihre Tochter zur Fürstin machen wollen; wenn sie der Thorheit der Eltern zum Opfer gefallen wäre! Denn Ihr Bruder hat Recht: Justine ist klüger, geistreicher, talentvoller, als all' die andern Mädchen ihres Umganges, und gerade, weil sie es ist, reizte sie meinen Unwillen und Spott mehr als die Andern, denn sie wäre es im Staube gewesen, all' den bunten Kram, mit dem man ihr Leben ausgefüllt, von sich zu werfen!"

Er fuhr mit der flachen Hand über die Stirn, als ob er einen Vorhang von seiner Seele entfernte und sprach immer lebhafter weiter:

„Himmel! Wie es plötzlich klar in mir wird! Ich sehe Justine vor mir, wie sie gestern Abend mit ernststen, wehmüthigen Augen mich ansah, als ich ihr voll bitterer Ironie zur Verlobung Glück wünschte! Warum sehe ich das Alles auf einmal in ganz anderem Lichte?!“ Sein Gesicht hatte einen freudigen, wie von einer hehren Vision verklärten Ausdruck angenommen, er saß mit aufgerichtetem Oberkörper nur halb auf dem Stuhle, lebhaft mit der rechten Hand gestikulirend und unausgesetzt Leonore betrachtend, als gälte es, ihr eine frohe Weisheit zu verkündigen, die alle Welt beglücken müßte.

„Warum,“ fuhr er fort, „sehe ich mit einem Male Gutes, Schönes, wo ich bisher nur kalte Berechnung, flache Selbstbespiegelung und Hochmuth geglaubt? Warum erkenne ich jetzt erst den Werth und die hohe Achtbarkeit Ihres Bruders? Leonore! Zittern Sie nicht, weil ich Sie bei Ihrem Vornamen nenne, ich muß meine tiefe Schuld bekennen, um mein Herz von einer unerträglichen Last zu befreien. Ihr reiner Sinn wird soviel Schlechtigkeit nicht fassen können. Hören Sie! Ich kam hierher, um mich an dem Aergern Ihres Bruders zu freuen, um mich davon zu überzeugen, daß Ihre gerühmte Tugend eitel Schein und Trug sei!“

Er hielt inne, denn Leonore sah ihn sprachlos starr an.

„Sie schauern zurück vor soviel Schlechtigkeit,“ sagte er ernst, „aber glauben Sie mir: der Muth des Bekenntnisses ist der Anfang zum Besserwerden. Was habe ich bisher gesehen in der Gesellschaft, wohin ich meine Augen auch richtete? Falsche Würde, falsche Liebe, falsche Güte, falsche Ehen! Glatte Höflichkeit, wo man Theilnahme erwarten sollte! Eine Hast, eine Jagd nach dem Schein, nach äußerem Prunk und Anerkennung, die jedes ruhige Streben nach innerem Glück unmöglich macht, mit einem Worte: Lüge, Lüge, wohin ich mich wandte. Verzerrt das Leben wie auf unseren Theatern; die naive Wahrheit gilt für abgedroschen, verrenkt müssen die Gefühle werden, um Anspruch auf Interesse erheben zu können, der fade Witz tritt an Stelle des Humors, das Gemüth wird erschlagen; wehe dem, der noch etwas davon zu zeigen wagt! Heuchelei muß die Frömmigkeit ersetzen, Geistreichthum den Geist, Geld das Gewissen! Soll man davon nicht mit Verachtung gegen die Menschen, mit Mißtrauen gegen Alles, was den Schein des Großen und Guten an sich trägt, erfüllt werden? Und nun — nun zeigen mir plötzlich zwei Mädchenaugen voll echter Güte und Reinheit, daß ich ein

Thor war, zu verzweifeln, zeigen mir eine neue Welt der Hoffnung, des Friedens, des Glückes!"

Er war mit seinem Stuhle Leonoren immer näher gerückt, jetzt legte er sanft seine Hand auf die ihrige und sah ihr mit so glückstrahlendem, mit so von lauterster Begeisterung leuchtendem Antlitz in die Augen, daß Leonore sie erröthend niederschlug und mit vor Erregung zitternder Stimme erwiderte:

„O, könnten Sie diese Welt meinem Bruder wiedereröffnen!"

„Ich will es versuchen, will meine ganze Kraft daran setzen, will wieder gut machen, was ich an ihm und — an Ihnen, Leonore, gesündigt habe. Aber dazu bedarf ich Ihrer Mithülfe."

„Was könnte ich dazu thun?" erwiderte sie bescheiden.

„Sehr viel! Was hält Sie eigentlich von dem Hause meines Onkels fern?"

„Auch ich ging dort früher ein und aus."

„Und warum nicht mehr? Sind Sie stolz?"

„Stolz?" erwiderte Leonore lächelnd. „Sie werden es kaum für möglich halten, wenn ich Ihnen den Grund meines Fernbleibens angeben sollte!"

„O bitte, theilen Sie ihn mir mit."

„Ich hatte die Kühnheit, auf einer Soiree Ihrer Tante im wollenen Kleide zu erscheinen, was sie derartig empörte, daß sie, die mich nie gern gesehen zu haben schien, mich in Gegenwart Anderer in spöttischer Weise zur Rede stellte und mir gleichsam die Thür wies."

„Daran erkenn' ich Frau Johanna!"

„Mein Bruder war darüber so aufgebracht, daß er fortan auch keine Gesellschaft mehr besuchte, und nur den Bitten des Professors und Franzens heißer Liebe zu Justinen ist es zuzuschreiben, daß er später das Haus wieder betrat."

„Und Sie?"

„Nach mir hatte man weiter kein Verlangen, — obgleich mich einst Justine gern zu haben schien."

„Wie wäre es auch anders möglich!" sagte Felix, sich erhebend. „Hätten Sie nur weiter mit ihr verkehrt, es wäre nicht dahin gekommen! Hier ist der Punkt, wo Sie uns Alle helfen können. Sie müssen zu Justinen, müssen mit ihr sprechen —"

„Ich?" fragte Justine, ebenfalls aufstehend, „ich, die Schwester meines Bruders? Soll ich bei ihr betteln gehen? Nein, nein, das ist unmöglich!"

„Sie sollen nicht betteln, Sie sollen sie retten," bat Felix. „Sie sollen sie zurückhalten von einem Schritte, den sie zu ihrem Verderben, den sie nur gezwungen thut. Denn an der Seite des Fürsten kann sie nicht glücklich werden."

Leonore schüttelte den Kopf.

„Wer würde die Uneigennützigkeit meines Vorgehens erkennen? Wer würde meinen Worten Glauben schenken? Justine gewiß nicht."

Felix stand vor ihr und sah sie bittend an.

„So versuchen Sie es auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden. Ich weiß nicht — ich habe ein unbegrenztes Vertrauen zur Kraft Ihrer Worte.“

„Nein, nein, Herr Grund, es geht nicht. Wenn mein Bruder es erführe, — doch, da ist er selbst!“

Krüger war plötzlich eingetreten und erstaunt an der Thür stehen geblieben. Er blickte abwechselnd mit unwilliger Geberde von Leonore auf Felix und sagte dann schroff zu diesem:

„Sie hier? Und in eifrigem Gespräch mit meiner Schwester? Was wünschen Sie, mein Herr?“

„Ihre Freundschaft zu erwerben,“ erwiderte Felix treuherzig und streckte ihm die Hand entgegen, die Krüger zurückwies.

„Da konnten Sie zu keiner ungelegeneren Zeit kommen,“ sagte er barsch, „ich bin durchaus nicht freundschaftlich aufgelegt heute. Wenn Sie ein Anliegen haben, so bitte, machen Sie's kurz, ich könnte sonst leicht ungeduldig werden.“

„Franz,“ sagte Leonore bittend, „ist das die heitere Stirn, mit der Du nach Hause zurückzukehren versprachst?“

„Läßt Du Dir von dem Herrn den Hof machen?“ fuhr er heraus.

Leonore aber umarmte ihn liebevoll und sagte:

„Nicht in dem Tone weiter, Franz; er könnte Dich später reuen. Du bedarfst jetzt mehr denn je der energischen und hülfreichen Hand eines Freundes, der Dich aus kummervoller Lage rettet. Nimm dankbar an, was Dir geboten wird.“

Krüger machte sich heftig von seiner Schwester los und erwiderte:

„Wer hat mir hier was anzubieten? Was willst Du und was weißt Du von meiner kummervollen Lage? Kennst Du den Herrn dort, Leonore?“ setzte er auf Felix deutend hinzu, „und wenn Millionen Menschen kämen und mir Ihre Freundschaft anböten, der wäre just der letzte, von dem ich sie annähme!“

Er machte einige schnelle Schritte durch das Zimmer, während Felix und Leonore sich rathlos ansahen.

„Was soll ich thun?“ fragte Leonore, „Sie sind ganz verstummt, mein Herr?“

„Wenn Ihre Fürsprache nichts fruchtet,“ erwiderte Felix ruhig und ernst, „was sollte wohl die meinige nützen? — Aber ich verzweifle darum nicht. Der Schmerz schlägt oft Töne an, die denen des Hasses sehr ähnlich sind; ich aber lasse mich nicht täuschen. An wem sich solche Wunder vollzogen, wie heute an mir, — dem wird es auch noch möglich werden, die Freundschaft eines echten Mannes zu erwerben.“

Leonore reichte ihm die Hand und sagte innig:

„Haben Sie Dank für dieses Wort; ich glaube Ihnen.“

Krüger blieb erstaunt stehen.

„Leonore, was thust Du?“ fragte er, „was hat sich hier zugetragen?“

„Franz, — wir wissen Alles, wir kennen Dein ganzes Leid.“

„Dann weißt Du auch, daß mir nicht zu helfen ist,“ sagte er verdrossen und zu Felix gewendet, fügte er hinzu:

„Sie kommen wohl, mir das fröhliche Ereigniß in der Familie Dankmar anzuzeigen? — Dann bin ich Ihnen für Ihren Dienst verbunden.“

Er trat an seinen Arbeitstisch, als wolle er damit andeuten: „nun möchte ich gern allein gelassen werden,“ und nahm die Karte Monrads in die Hand.

Felix aber sagte fest:

„Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet und bin im Begriff zu gehen, um zu verhindern, daß meine Cousine an einen Wüßling verheirathet wird.“

Er grüßte Leonoren und wandte sich der Thür zu, als Krüger verwirrt ausrief:

„Wie? — Was sagten Sie, mein Herr?“

Felix kehrte zurück und wollte seine Worte wiederholen, verstummte jedoch bei dem Anblicke Krügers.

Dieser hielt die Karte Monrads noch in der Hand und betrachtete sie mit starren Blicken, sein Gesicht war ganz bleich geworden.

„Wie kommt diese Karte hierher?“ fragte er bebend. „Dr. Monrad? Ist der auch hier? War der Mensch hier, Leonore?“

„Was hast Du?“ fragte Leonore ängstlich, „ja, er war hier!“

Felix trat einen Schritt näher und fragte nun auch erstaunt:

„Monrad hier?“

Leonore nickte mit dem Kopfe.

„Und was wollte er?“ fragte Krüger weiter.

„Er sagte, er sei ein alter Freund von Dir, erkundigte sich nach Deinen Studien, wollte Deine Manuscripte sehen, fragte, warum Du Deine Arbeit über Darwin aufgegeben hast, und bat mich schließlich um ein Bild von Dir.“

„Und Du gingst hinaus und holtest ihn eins?“ fragte Krüger, emsig unter seinen Manuscripten suchend.

„Ja, ich that's,“ gab Leonore schüchtern zur Antwort.

„Der Schurke! — Das Manuscript ist verschwunden!“ stammelte Krüger dumpf und seine Sinne begannen sich zu verwirren, denn er grübelte vergeblich darüber nach, was Monrad damit bezwecken konnte.

„Welches Manuscript?“ fragte Leonore voller Bangigkeit. Ohne auf sie zu hören, ging Krüger auf Felix zu und fragte ihn:

„Kennen Sie den Fürsten und seinen Mentor, Herr Grund?“

„Ich kenne sie beide.“

„Und schätzen Sie die Herren?“



„Ich verachte sie!“

„Darf ich Sie um den ersten Beweis Ihrer Freundschaft. bitten?“

„Ich sehne mich danach, ihn zu geben.“

„So schenken Sie mir noch eine halbe Stunde Ihre Gegenwart.“

„Ich stehe vollständig zu Ihren Diensten.“

„Und Dich, mein liebes Schwesterchen,“ sagte er mit gezwungener Lustigkeit zu Leonoren, „bitte ich, lasse uns allein.“

Leonore umschlang heftig ihren Bruder und sagte mit echt weiblicher Divinationsgabe:

„Du bist der Verfasser der Preisschrift?“

„Still, still! Kein Wort davon,“ beschwichtigte der Bruder.

„Aber ich ängstige mich, Franz!“

„Thu's nicht, meine Liebe, Du erfährst Alles später.“

Sie sah stehend zu Felix hinüber und dieser verstand sie.

„Ich verlasse Ihren Bruder nicht,“ sagte er warm.

„Franz, vertraue diesem Freunde,“ flüsterte sie noch Krüger zu und verschwand dann im Nebenzimmer.

„Habe ich recht gehört?“ fragte Felix erstaunt, als er mit Krüger allein war, „Sie sind der Verfasser der Preisschrift? Nun wird mir das Interesse Monrads an dem Thema klar.“

„Hat er Ihnen davon gesprochen?“

„Allerdings!“

Krüger setzte sich erschöpft nieder.

„O, mein Herr,“ sagte er, „ich bin nicht im Stande zu überlegen, woher mir Ihre plötzliche Freundschaft kommt, aber sie scheint mir vom Himmel gesandt, um meinen Kummer tragen zu helfen.“

„Könnst' ich Ihnen nur von Nutzen sein,“ fiel Felix ein, „aber sagen Sie mir, wie ist es möglich —“

„Wie ist es möglich, werden Sie fragen, daß ein Mann der Wissenschaft einer solchen That fähig ist?“

Felix nickte mit dem Kopfe.

„So hören Sie, wie Alles gekommen, und dann sprechen Sie mich schuldig, wenn Sie können.“

Und Krüger erzählte ausführlich, was wir schon wissen. Das Zutrauen seiner Schwester zu Felix war auf ihn übergegangen, und er sah an der warmen Theilnahme, die ihm gesendet wurde, daß er sein Vertrauen keinem Unwürdigen schenkte. Hatte doch Felix noch vor wenig Minuten gelobt, die Heirath des Fürsten mit Justinen zu verhindern! Hatte er doch die Freundschaft Krügers zu erringen als höchsten Wunsch dargestellt!

Krüger hatte seine Erzählung beendet, die den tiefsten Eindruck auf Felix zurückließ.

„Welch' Bild moralischer Verkommenheit entrollt sich meinen Blicken!“

rief er aus. „Bedurfte es solcher Mittel, um mich auf andere Wege zu bringen?“

Er reichte Krüger die Hand und sagte:

„Edler Freund, Sie konnten nicht anders handeln!“

„Und nun ist Alles verrathen!“ rief Krüger aus, „weiß ich gleich nicht, wie und durch wen? Und Justine, die ich aus ihrer fürchterlichen Umgebung zu retten gehofft, die ich liebe mit der heiligsten, aufrichtigsten Liebe, für immer an einen Elenden gefettet! Denn zu welchem Zwecke sonst hätte Monrad das Manuscript entwendet, als um den Vater zum Verrath an seiner Tochter zu zwingen?“

„Das darf, das darf nimmermehr geschehen!“ sagte Felix entschieden; „Sie hatten sein Wort, daß Justine die Ihre werden sollte?“

„Ich hatte es, wenn Justine mich liebte.“

„Und Justine liebte Sie?“

„Ich mußte es bisher glauben, aber — ich weiß nicht mehr, was ich denke. Mir schwindelt. Sie will nichts mehr von mir wissen, ich finde keinen Ausweg aus diesem Chaos.“

Er stützte verzweifelt den Kopf in beide Hände.

„Lassen Sie uns fort,“ sagte Felix, „hier gilt es zu handeln, und zwar sogleich.“

„Aber Ihren Onkel dürfen Sie nichts von meinen Mittheilungen wissen lassen, wenigstens vorläufig noch nicht.“

„Fürchten Sie nichts! Kommen Sie, ich hoffe ihn auf anderem Wege zu zwingen.“

Er hob Krüger freundlich vom Stuhle auf und drängte ihn, mit ihm fortzugehen.

„Sie hoffen noch?“ fragte Krüger.

Felix umarmte ihn und sagte voll Zuversicht:

„Ja, ich hoffe noch. Das Schicksal scheint mich schwaches Werkzeug ausersuchen zu haben, Euch liebe Menschen zu retten.“

Darauf verließen sie zusammen das Haus.

## X.

Während dieser Vorgänge in der Wohnung Krügers hatte sich der Fürst Ratinski, ein Mann von etwa 28 Jahren, stattlicher Figur, schönem, obwohl schon etwas abgelebtem Gesicht, blondem, auf dem Scheitel sich lichterndem Haupthaar, allmählich angekleidet und lag jetzt, um seine Chocolate einzunehmen, halb ausgestreckt auf dem Sopha seines eleganten Quartiers im Hotel Royal „Unter den Linden“.

Ratinski führte seit seiner Großjährigkeitserklärung, die mit 18 Jahren erfolgt war, ein ununterbrochenes Reiseleben, nur da längere Zeit verweilend, wo er sich seinem ausschweifenden Treiben am ungehindertsten hingeben konnte, während sein geschmeidiger Mentor, ein Deutsch-Russe, über das

Leben seines theuren Herrn und Schülers wachte und alle Gefahren von ihm fernzuhalten bestrebt war. Und er hatte allen Grund gehabt, dieses Leben zu beschirmen, denn jeder Liebesdienst wurde ihm reichlich in Gold aufgewogen, so daß Dr. Monrad sich bereits ein ansehnliches Vermögen erworben hatte.

Der Fürst hatte eben eine Zeitung zur Hand genommen, um die neuesten Nachrichten aus seinem Vaterlande zu durchfliegen, als an die Thür geklopft wurde und Dr. Monrad mit vielen Verbeugungen in's Zimmer trat.

„Guten Morgen, Durchlaucht, wie haben Sie geschlafen?“ fragte er unterwürfig.

„Schlecht,“ sagte der Fürst vertrießlich, ohne seine Stellung zu verändern; „mir träumte, Justine hätte mir einen Korb gegeben.“

„Sie träumen schon von ihr? das ist bedenklich!“

Der Fürst warf die Zeitung weg und setzte sich auf.

„Ja, diesmal ist es eine dauernde Leidenschaft, die mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt,“ sagte er schnell, „ich kann diese Augen, dieses Dessinen des Mundes, dieses halb spöttische, halb naive, in jedem Fall aber bezaubernde Lächeln nicht vergessen, ich habe niemals so geliebt, wie jetzt diese kleine Professorstochter.“

„Und gedenken Sie auch zu heirathen?“ fragte Monrad mit verächtlichem Lächeln.

„Wenn sich kein Hinderniß in den Weg stellt — ja.“

Monrad brach in ein sehr unehrerbietiges Lachen aus:

„Kein Hinderniß!“ wiederholte er, „das ist es! — Durchlaucht erlauben mir zu bemerken, daß solche Hindernisse sich bisher, Gott sei Dank, regelmäßig eingefunden haben. Die Vorzüge der Damen, die Ew. Durchlaucht bislang gefesselt, waren stets verschiedener Natur, — bald reizende Hände, bald entzückende Füße, bald herrlicher Wuchs, bald allerliebste süßliche Lippen u. s. w. — wogegen das Hinderniß, die betreffenden Damen zu heirathen, soviel mir bekannt, immer dasselbe gewesen!“

„Wie das? Was wäre das gewesen, Monrad?“

„Ew. Durchlaucht verloren den Appetit, sobald Sie gekostet hatten, und dann — war es freilich nicht mehr möglich, die Waare zu behalten.“

Er zog die Achseln in die Höhe und ging lachend im Zimmer umher.

„Soll das ein Vorwurf sein, mein Herr Mentor?“ fragte der Fürst.

„Bei Leibe nicht! Ich war ja Ihr Lehrer!“

„Oder soll es gar Ihr Rückzugssignal bedeuten, weil Sie Ihre diplomatischen Fähigkeiten im Stiche lassen?“

„Im Gegentheil,“ antwortete Monrad und ließ sich auf einem Stuhle gegenüber dem Fürsten nieder, „ich wollte nur selbst über eine Frage klar gestellt sein, aus gewissen Gründen, auf die ich nachher zurückkomme. Ich habe mehr vorgearbeitet, als Sie ahnen, die Laufgräben und Minen sind

vortrefflich gelegt und ich habe sogar Mittel in Händen, das schwierigste Vollwerk aus dem Wege zu schaffen.“

Ein triumphirendes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Das ist?“ fragte der Fürst gespannt.

Den Widerspruch des Vaters!“

„Davor ist mir nicht bange,“ sagte der Fürst gleichgültig und streckte sich wieder auf dem Sopha aus, „wir sind ja der Mutter sicher! Und was das liebe Kind anbelangt, so müßte ich mich schlecht auf Weiberherzen verstehen, wenn sie nicht schon halb die meine wäre! Ich habe nur den formellen Weg der Freierwerbung gewählt, um die etikettensüchtige Mutter so gleich für mich zu gewinnen. Der Vater ist hier Nebensache, wie ich ihn kenne.“

Er nahm eine Cigarette zur Hand und Monrad beeilte sich, ihm Feuer zu reichen, wobei er sagte:

„Gleichwohl wird er diesmal Alles daransetzen, um seinem Willen Geltung zu verschaffen.“

„Warum? Ich denke, dem Fürsten wird wohl der arme Schlucker von Privatdozent weichen müssen.“

Diesmal nicht! Sie ahnen nicht, wie tief der Vater dem Dr. Krüger verpflichtet ist!“

„Woher wissen Sie das?“

„Das Alles habe ich schon heute Morgen ausgekundschaftet und mir daraus meine Waffen geschmiebet,“ sagte Monrad selbstbewußt.

„Also doch Waffen,“ erwiderte der Fürst und stieß mächtige Rauchwolken zur Decke, „so bin ich schon zufrieden. Und was haben Sie erfahren?“

„Lassen Sie das vorläufig mein Geheimniß sein. Ich bin Fatalist. Wenn ich vorher über eine Unternehmung plaudere, wird nichts daraus. Nur soviel will ich sagen, daß ich, indem ich Ew. Durchlaucht den größten Dienst erweise, zugleich meine Rache zu nehmen gedenke.“

„An Krüger?“

„Ja wohl! Erinnern Sie sich noch der Ohrfeige die ich bei jener gefährlichen Affaire in Bonn im Finstern von Krüger erhielt, ohne daß es mir bei der schnellen Flucht, die wir ergreifen mußten, möglich war, Revanche zu nehmen?“

Seine Augen glühten vor Wuth, der Fürst aber lachte:

„Natürlich besinne ich mich! Die Bormesader schwillt mir für Sie, mein lieber Monrad, wenn ich daran denke.“

„Mir auch. Aber der Tag der Vergeltung ist nicht fern. Es lebe der Darwinismus, der hat mir auf die Spur geholfen.“

„Thun Sie, was Sie wollen, nur verschaffen Sie mir Justine!“

„Ueberlassen Sie mir nur das Feld! Dann aber, Durchlaucht, nach glücklich bestandener Affaire, erfüllen Sie mir Ihr gegebenes Versprechen.“

„Nun?“

„Ich habe meine Haut oft genug für Ew. Durchlaucht Vergnügen zu Markte getragen und sehne mich danach, den Rest meines Lebens mit mehr Ruhe zu genießen.“

Er war aufgestanden und sprach in devoter Haltung mit dem Fürsten.

„Ich werde mich schwer von Ihnen trennen, Doctor,“ sagte dieser, sich eine neue Cigarette anzündend. „Fast zehn Jahre ziehe ich nun an Ihrer Seite in der Welt herum und meine glücklichsten Abenteuer danke ich Ihnen. Das gerade machte sie so schmachthaft, daß sie selten ohne Gefahr abliefen. Aber die Zeit scheint nun vorbei. Ich bin ein schmachsender Schäfer geworden, der die Fesseln eines schönen Weibes für immer tragen will. Ich werde Sie sehr vermissen, Monrad — (dieser verbeugte sich) — aber Sie haben mein Wort: das Gut in Littauen gehört Ihnen, sobald Justine die meine ist —“

„Oder war?“ erlaubte sich Monrad vorsichtig hinzuzusetzen, denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß auch Justine den Fürsten nur kurze Zeit fesseln und er sich ihrer zu entledigen wissen würde.

„Ungläubiger Thomas! Meinettwegen wie Sie wollen!“ sagte der Fürst lachend.

„Das wollt' ich nur wissen, darum meine Zweifel vorhin,“ erwiderte Monrad sehr befriedigt.

Ein Diener trat ein und überreichte dem Fürsten einen Brief.

„Von meinem Bevollmächtigten in Petersburg!“ sagte der Fürst und erbrach das Schreiben.

Monrad, der den Fürsten ansah, während er las, konnte auf seinem Gesichte eine große Veränderung bemerken. Er entfärbte sich und zog die Stirn in düstere Falten. Dann sprang er vom Sopha auf und sagte ärgerlich:

„Verteufelt! Das kann ein Strich durch die Rechnung werden! Lesen Sie, lesen Sie selbst, Monrad.“

Er reichte den Brief Monrad hin und dieser las, während der Fürst mit auf dem Rücken gefalteten Händen nachdenklich im Zimmer hin und her ging.

Der Brief lautete: „Ew. Durchlaucht erlaube ich mir ganz unterthänigst mitzutheilen, daß Gräfin Eufemia von S. nach ihrer Genesung Alles daran setzt, den Aufenthalt Ew. Durchlaucht zu ermitteln und eine Heirath zu erzwingen. Sie ist muthiger und schöner als je und vor einigen Tagen in Begleitung ihres Oheims, des Grafen Labiński, nach Deutschland abgereist. Da er sich auch bei mir nach Ew. Durchlaucht gegenwärtigem Aufenthalt erkundigte, so bezeichnete ich Spanien als denselben etc.“

Monrad warf den Brief, verächtlich die Achseln zuckend, auf den Tisch.

„Die kleine Comtesse!“ sagte er spöttisch.

„Und ich glaubte sie längst unter der Erde!“ rief der Fürst aus. „Der

Arzt wollte ihr bei meiner Abreise kaum noch einen Tag Lebensfrist zugehen! Was ist da zu machen, Monrad?"

„Wir müssen uns beeilen, weiter nichts; die muthige Gräfin mit einem fait accompli überraschen!“ gab dieser ruhig zur Antwort.

„Das ist leicht gesagt! Geben Sie concrete Rathschläge, Monrad, Phrasen thun es nicht,“ fuhr der Fürst auf.

„Gut, so folgen Sie mir! Machen Sie augenblicklich Toilette und fahren Sie zu Dankmar, Mutter und Tochter erwarten Sie dort. Ich eile Ihnen voraus und büрге Ihnen dafür, daß Sie mit der Tochter allein ausfahren unter Zustimmung des Vaters.“

Der Fürst sah auf die Uhr.

„Jetzt?“ sagte er kopfschüttelnd, „es ist kaum 11 Uhr vorbei!“

„Man wird der Gluth Ihrer Liebe den kleinen Etikettfehler nachsehen.“

„Sie haben Recht, schmieden wir das Eisen, so lange es warm ist.“

Er schritt auf die Thür seines Toilettenzimmers zu, als der Diener wiederum eintrat und den Professor Dankmar anmeldete, der seine Aufwartung zu machen wünsche.

„Der scheint es noch eiliger zu haben, als wir,“ sagte Monrad halb laut zum Fürsten, der unschlüssig an der Thür stand.

„Was soll ich thun?“ fragte er.

„Empfangen Sie ihn.“

„Im Schlafrock?“

„Es muß ihm eine Ehre sein, den Fürsten im Schlafrock zu sehen.“

„Nun, wie Sie wollen,“ und zum Diener gewendet, fügte er hinzu: „Ich lasse bitten.“

Ehe der Professor eintreten konnte, beeilte sich Monrad dem Fürsten zuzuschlüpfen:

„Noch eins! In dem Moment, wo ich Sie bitten sollte, uns allein zu lassen — was immerhin möglich ist — haben Sie die Güte, sich zurückzuziehen und Toilette zu machen.“

Der Fürst wollte noch etwas erwidern, aber schon war der Professor eingetreten und hatte sich dem Fürsten genähert.

„Gehorsamer Diener, meine Herren,“ begann der Professor sich verneigend, „verzeihen Ew. Durchlaucht mein so frühes Erscheinen, das sich nur durch die Wichtigkeit meines Anliegens entschuldigen läßt.“

„Ich hoffe, mein verehrter Herr Professor, daß Ihr Anliegen ebenso erfreulich als wichtig ist. Verzeihen Sie nur mein Regligé,“ sagte der Fürst verbindlich und führte den Professor, mit beiden Händen seine Rechte ergreifend und sie freundlich schüttelnd, auf das Sopha, während er und Monrad auf Stühlen Platz nahmen.

„Lassen Sie mich Ihnen,“ fuhr er fort, „nochmals persönlich meinen herzlichsten Glückwunsch zu der Ihnen widerfahrenen hohen Auszeichnung

darbringen, die nur den einen Fehler hat, daß sie nicht eher gekommen ist; das Verdienst war längst da.“

„Sie sind zu nachsichtig, Durchlaucht, übrigens ist es auch oft dem besten Willen nicht möglich, die wahrhaften Träger der Wissenschaft sofort herauszufinden,“ erwiderte der Professor nicht ohne Verlegenheit.

Dr. Monrad dachte bei sich: „Da hat er Recht, der alte Fuchs!“

„Doch fort jetzt mit jedem anderen Gespräch,“ begann der Fürst wieder, „ich weiß, was Sie zu mir führt, Herr Professor, mein Herz schlug bei Ihrem Eintritt vernehmbar. Nicht wahr, Sie kommen mir Gutes mitzutheilen, mir Ihre Einwilligung zu bringen zu dem heißesten Verlangen, das je mein Herz bejeelt hat, das Ihre Frau Gemahlin und Ihre Fräulein Tochter schon gut geheißsen haben.“

Seine Augen waren, während er sprach, fest auf den Professor gerichtet, der unruhig auf dem Sopha sich hin- und herbewegte und mit halber Stimme erwiderte:

„Meine Frau — mag es gethan haben; meine Tochter aber nicht. Ich komme, um diesem Irrthum entgegenzutreten, der durch eine voreilige Zusage meiner Frau entstanden ist.“

„Ihre Tochter nicht?“ fragte der Fürst mit affectirtem Erstaunen, „was ist mir denn berichtet worden? Sie reißen mich aus allen Himmeln! Was haben Sie mir denn berichtet, Monrad?“

„Was die Frau Professorin so gütig war, mir zu sagen. Sie gab Ew. Durchlaucht das Wort, daß Fräulein Justine einwillige und bürgte zugleich für die Zustimmung des Herrn Gemahls,“ erwiderte Monrad bescheiden.

„Da hören Sie's, mein lieber Professor, da hören Sie's!“ sagte der Fürst lebhaft. „Nun zögern Sie nicht länger und geben Sie Ihren Segen dazu.“

„Es ist unmöglich, Durchlaucht,“ erwiderte der Professor mit einer Festigkeit, die man an ihm ebensovienig gewohnt war wie die Schärfe, mit der er jetzt Monrad sich zuwandte:

„Ich muß mich wundern, Herr Doctor, wie die Zusicherung meiner Frau Ihnen sofort die Bürgschaft geben konnte für meine Zustimmung!“

Mit einer kurzen Verbeugung des Kopfes erwiderte Monrad sarkastisch:

„Bei einer so glücklichen Ehe wie der Ihrigen glaubte ich nicht im Zweifel sein zu dürfen.“

„Aber aus welchem Grunde, Herr Professor, wollen Sie Ihre Zustimmung versagen?“ nahm wieder der Fürst das Wort.

„Weil meine Tochter Ihre Neigung nicht erwidert, Durchlaucht.“

„Hat sie das gesagt? Hat sie das Ihnen gegenüber ausgesprochen?“

„Das gerade nicht, aber ich kenne meine Tochter.“

„Sie hat es also nicht gesagt! Gott sei Dank! An dieses Wort klammert sich meine Hoffnung, es wird mich retten. Lassen Sie mich mit Ihrer

Tochter sprechen, in Ihrer Gegenwart sprechen, wir werden sehen, ob sie meine Hand ausschlägt.“

„Das würde sicherlich nichts nützen.“

„Sie können es nicht wissen Herr Professor, sie hat es Ihnen ja nicht gesagt, daß sie mich nicht liebe!“

„Sie hat es ihrer Mutter sogar ausdrücklich zugestanden, daß sie Em. Durchlaucht heirathen will,“ sagte Monrad sehr langsam und sehr eindringlich.

„Hören Sie, hören Sie?“ wandte sich der Fürst eifrig zum Professor. Dieser aber sagte in gereiztem Tone zu Monrad:

„Ich verstehe nicht, Herr Doctor, weshalb Sie Zweifel in meine Worte setzen! Uebrigens verhandle ich mit Sr. Durchlaucht und nicht mit Ihnen.“

Monrad verneigte sich lächelnd und schwieg.

„Aber in allem Ernst, verehrtester Herr Professor,“ sagte der Fürst, „was können Sie gegen mich einwenden? Ich bin sehr reich, von hoher Geburt, nicht zu alt für die Ehe und vor Allem: ich liebe Ihre Tochter aufrichtig.“

„Das will ich nicht bestreiten.“

„Ja, ich glaube sogar kleine Beweise von Gegenliebe in Händen zu haben.“

„Und wenn dies Alles der Fall wäre, so müßte ich dennoch meine Zustimmung versagen.“

„So haben Sie einen anderen Grund? Biete ich Ihnen nicht Garantie genug für das Glück Ihrer Tochter?“

„Wie können Sie daran zweifeln! Wen könnte ich mir lieber zum Schwiegersohn wünschen als Em. Durchlaucht?“

„Und dennoch?“

„Und dennoch muß ich Nein sagen, weil ich durch mein Wort gebunden bin, die Hand meiner Tochter einem Andern zu geben.“

„Ah,“ seufzte der Fürst, „selbst auf die Gefahr hin, daß Ihre Tochter den Andern nicht liebt?“

„Diese Gefahr befürchte ich nicht.“

„Aber ich,“ fiel Monrad mit großer Ruhe ein.

„Mein Herr, ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam, daß ich nur mit Seiner Durchlaucht verhandle, danken Sie es seiner Anwesenheit, daß ich nicht deutlicher mit Ihnen rede!“ sagte der Professor mit zorn-glühendem Angesicht zu Monrad, während der Fürst seinem Mentor heimlich Zeichen machte, er solle ihm beistehen.

„Sie haben mich mißverstanden, Herr Professor,“ erwiderte Monrad mit sanfter Miene und freundlichem Tone, „ich wollte nur bemerken, daß wenn Ihnen gewisse Dinge bekannt wären, die ich Ihnen unter vier Augen recht gern mitzutheilen bereit wäre, Sie doch in die Lage kommen könnten, Ihr Wort zurückzunehmen.“



„Monrad! wäre das möglich!“ rief der Fürst mit gemachter Freudigkeit.

„Wenn Ew. Durchlaucht die Gnade haben wollten, uns einige Minuten allein zu lassen, so hoffe ich eine Sinnesänderung des Herrn Professors herbeizuführen.“

„Noch ein Hoffungsstrahl!“ erwiderte der Fürst sich erhebend, „ich lasse die Herren allein.“

„Umsonst, Durchlaucht, umsonst!“ fiel der Professor, sich ebenfalls erhebend ein, „das Resultat unserer Besprechung kann kein anderes werden, als Sie es jetzt schon kennen.“

„Der Ertrinkende greift nach dem Strohhalme,“ versetzte der Fürst und verließ eilig das Zimmer.

Auch Monrad war aufgestanden und sah lächelnd den Professor an, als weide er sich an dessen Wuth.

„Ich begreife Ihr Auftreten nicht, mein Herr,“ fuhr dieser auf Monrad los, als sie allein waren, „was haben Sie mir mitzutheilen?“

Monrad trat dicht an den Professor heran, sah ihm unverschämmt in's Gesicht und sagte halblaut, aber sehr eindringlich:

„Meine Mittheilungen sind kurz: Sie sind nicht der Verfasser der preisgekrönten Schrift!“

„Sind Sie verrückt, mein Herr?“ schrie der Professor laut, seine Verstärkung zu verbergen. Monrad aber rührte sich nicht und sagte in demselben vernichtenden Tone:

„Verfasser der preisgekrönten Schrift ist Herr Dr. Krüger.“

Der Professor lachte ihm verzweifelt in's Gesicht:

„Was erlauben Sie sich für unerhörte Späße mit mir?!“

Unerbitterlich fuhr Monrad fort:

„Sie haben ihm die Hand Ihrer Tochter versprochen für Ueberlassung seiner Arbeit!“

„Sie werden immer unverschämter! Ich werde Sie zur Rechenschaft ziehen, wenn Sie nicht den Verstand verloren haben.“

„Nur ich weiß bis jetzt um die Sache, aber ich bringe sie an die Öffentlichkeit, wenn Sie nicht die Einwilligung dazu geben, daß noch heute des Fürsten Verlobung mit Fräulein Justine proclamirt wird!“

Voll überschäumender Wuth packte der Professor seinen Gegner mit beiden Händen am Rockragen und schrie:

„Sie irren sich gewaltig, wenn Sie mich durch solche gemeine Erfindungen zu einem Schritte zu zwingen denken, den ich nicht thun will! Sie sind ein Glender, dem ich die Kugel durch den Kopf jagen werde!“

Er zitterte am ganzen Körper, während Monrad mit größter Ruhe die Hände des Professors von seinem Kragen löste und ironisch sagte:

„Sie sind sehr höflich, mein Herr. Ich mache Ihnen die honettesten Vorschläge von der Welt und Sie beschimpfen mich in gröblichster Weise. Erfüllen Sie meinen Wunsch und die ganze Angelegenheit bleibt unter uns.“

„Wie wollen Sie denn Ihre Niederträchtigkeiten beweisen?“ freizügte der Professor.

„Nur einen Augenblick Geduld. Sie haben zu viel zu thun, Herr Professor, als daß Sie nicht derlei Lapalien vergessen sollten; erlauben Sie mir Ihr Gedächtniß aufzufrischen.“

Dabei griff er in die Rocktasche und holte das Manuscript Krügers hervor.

„Kennen Sie die Schrift von dieser Hand? Es ist das erste Drouillon, viel ausgestrichen, viel verbessert, aber doch deutlich genug und — höchst interessant, sehr interessant.“

Er hielt das Manuscript dem erblassenden und einige Schritte rückwärtsweichenden Professor dicht vor die Nase.

„Sie sind etwas aufgeregter,“ fuhr er ruhig fort, während der Professor sich krampfhaft an einer Stuhllehne festhielt und wie geistesabwesend das Manuscript anstarrte. „Das ist nicht zu verwundern, manche Erinnerungen führen solche Zustände mit sich. Sie sollen sehen, daß ich ein mitleidiges Herz habe, ich lasse Ihnen einige Minuten der Erholung und Ueberlegung, damit Sie mir dann in aller Ruhe erklären können, ob Sie auf meine nicht unbezweifelnden Forderungen eingehen.“

Darauf entfernte er sich langsam in sein Nebenzimmer, dessen Thür er nicht schloß, sondern nur anlehnte.

## XI.

Skaum war der Professor allein, so ließ er sich gebrochen auf einem Stuhle nieder und verbarg sein Gesicht in beiden Händen. So saß er lange. Dann hob er sich langsam in die Höhe und starrte mit weitaufgerissenen Augen vor sich hin. Wer jetzt sein Gesicht hätte sehen können, dem wäre es um zehn Jahre älter erschienen. — Der Schlag war zu unerwartet eingetroffen. Wie ein Blitz erleuchtete er ihm seine ganze dunkle Vergangenheit. Also dahin war es mit ihm gekommen! Schleppte er nicht genug an dem Berge von Lügen, die auf ihm lasteten, mußte nun auch noch die Schande von außen dazu kommen? — Nein, nein, das durfte es nicht, das sollte es nicht! Aber wie? Auf dem Wege, den er einmal betreten, konnte er nicht mehr zurück, er mußte vorwärts! Sein ganzer Ingrimme richtete sich gegen sein Weib, diese Furie, die ihn zu dem gemacht hatte, was er jetzt war. In sein zwanzigjähriges, glücklich liebendes Herz warf sie zuerst den Keim der falschen Ehre und zog ihn groß zu dem scheußlichen Wurm, der jetzt in ihm hauste und jedes Glück zerfressen hatte. — Aber zurück konnte er nicht! Vorwärts! hieß es hier, vorwärts auf der begonnenen Bahn! Das Gebäude seiner Lügen mußte gekrönt werden, er mußte den Fürsten zum Schwiegerohne wählen und den Anderen verderben, den gefährlichen Mitwisser seiner Schmach! — Aber wie? Und wie hatte es der Spion erfahren können? Hatte Krüger selbst es verrathen? Das war nicht möglich! Mußte

ihm doch ebenso daran liegen, daß die Sache verborgen bleibe! Wußten es Andere auch schon? Der Fürst! Nein, er hatte es ja gesagt, es solle Niemand erfahren, wenn er mit dem Spion pactirte! Vorwärts also! Das war der einzige Weg, der zur Rettung führen konnte! Aber Justine! Handelte es sich nicht um ihr Lebensglück? Warum sollte sie mit dem Fürsten nicht ebenso glücklich werden wie mit jenem? Der Fürst ist zwar ein halb ruinirter Lebemann, aber das ist ja kein Fehler, er wird sie bald zur glücklichen Wittwe machen und sie bleibt doch Fürstin!

So jagten sich die Gedanken im Gehirn des Professors und trieben ihm den Schweiß außs Gesicht, daß er aufstöhnte und der Flucht seiner Empfindungen nicht mehr zu folgen im Stande war. Sein Augenlicht schien sich zu verdunkeln, er klammerte sich krampfhaft mit den Händen an den Stuhl und rief halblaut:

„Hülfe! Hülfe! Doctor Monrad!“

Dieser trat sofort herein und seine Gegenwart brachte den Professor wieder zu sich selbst.

„Sie rufen mich, Herr Professor, also sind Sie entschlossen?“ fragte er mit seiner unerschütterlichen Ruhe.

„Ja!“ sagte der Professor dumpf.

„Ihre Tochter wird die Braut des Fürsten?“

„Ja!“

„Gut. So soll Niemand weiter unser Geheimniß theilen.“

„Können Sie das möglich machen?“ rief der Professor aufathmend,

„können Sie dem Andern gebieten zu schweigen?“

„Ich werde ihn zum Schweigen bringen!“

„Wie? Wie? Wie wollen Sie das thun?“

„Er hat mich tödtlich beleidigt, ich werde mich mit ihm schießen.“

„Aber —“

Der Professor stockte, denn der Diener trat ein und meldete Herrn Dr. Krüger an.

„Um Gottes willen,“ flüsterte der Professor Monrad in's Ohr, „den kann ich jetzt nicht sprechen und sehen.“

„Das sollen Sie auch nicht,“ erwiderte Monrad ebenfalls flüsternd, „gehen Sie hinein zum Fürsten und theilen Sie ihm Ihren Entschluß mit. Warten Sie auf mich! Noch eins im Vertrauen: meine Pistolen sind unfehlbar! Er schub den wankenden Professor lachend in's Nebenzimmer und sagte dem Bedienten: „Führen Sie den Herrn herein.“

Krüger stürzte, den Hut in der Hand, ohne zu grüßen, wüthend auf Monrad los und fuhr ihn an:

„Sie haben sich in unerhörter Weise in mein Haus eingeschlichen und mich bestohlen! Wie wollen Sie sich rechtfertigen, mein Herr?“

„Nicht so ungestüm, Herr Doctor!“ antwortete mit widerwärtiger Freundlichkeit Monrad, „ich freue mich übrigens, Sie noch in demselben

jugendlichen Feuer zu finden, in dem ich Sie in Bonn kennen zu lernen die Ehre hatte."

"Ich bin nicht aufgelegt mit Ihnen zu scherzen, stehen Sie mir Rede! Oder vielmehr: nein!" setzte Krüger verächtlich hinzu, „wozu soll ich mich mit Ihnen in Discussionen einlassen; durchschaue ich doch Ihr verbrecherisches Getriebe nur zu genau! Sie wollen durch das Manuscript, das Sie mir vor kaum einer Stunde entwendet haben, auf den Professor einen Druck ausüben, daß er seine Tochter dem Fürsten zum Opfer bringt! Das dulde ich aber nicht, so lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern ist!"

Monrad betrachtete ihn lächelnd von oben bis unten und sagte dann achselzuckend:

„Wie wollen Sie das anfangen?"

„Sie sollen es erfahren. Zunächst berichtet, während wir miteinander reden, ein Freund von mir den Eltern Justinens alle jene ekelhaften Abenteuer des Fürsten, deren Mitwiffer ich zum Theil und die zu beweisen ich in der Lage bin."

„Und davon versprechen Sie sich Erfolg? — Gestatten Sie, daß ich nicht allzuhoch von Ihrer Menschenkenntniß denke. Uebrigens befinden Sie sich in großem Irrthum, mein Herr. Ich suche auf Niemand eine Preßion auszuüben. Der Fürst ist Justinens eigne Wahl!"

„Unmöglich!" fiel Krüger ein.

„Doch, doch! Mich trieb ein ganz anderes Motiv, das Geheimniß, welches über der Preißschrift des Professors waltet, für mich zu lüften. Ich wiederhole, für mich, denn ich versichere Sie, daß außer mir Niemand davon weiß."

„Und weshalb sonst entwendeten Sie mir die Schrift?"

Monrad hielt das Manuscript in der Hand und es wie einen Schatz an seinem Busen bergend, sagte er, jedes Wort betonend:

„Nur, um mich zu überzeugen, daß Sie nicht der reine, von keiner unredten Handlung befleckte Mann sind, dem es einfallen könnte, mir, dem in Ihren Augen Bescholtenen, ob dieser Reinheit Satisfaction zu versagen."

Krüger war nicht im Stande, dem gewundenen Gedankengange Monrads zu folgen.

„Was soll das heißen?" fragte er heftig.

„Sie können unmöglich unser Rencontre in Bonn vergessen haben!"

„Durchaus nicht!"

„Nun gut. Die Gelegenheit der Revanche ist gekommen. Hier haben Sie Ihr Manuscript zurück."

„Wie?" rief Krüger und griff erstaunt nach seinem Manuscripte.

Monrad aber zog seine Taschenuhr und sagte harmlos:

„Wollen Sie gefälligst Ihre Uhr betrachten!"

„Was soll die Komödie!"

„In einer Stunde sende ich Ihnen meinen Secundanten; um 6 Uhr Abends schießen wir uns an einem noch näher zu bezeichnenden Orte.“

Jetzt begriff Krüger.

„Wie? Nur darum?“ fragte er taumelnd.

„Nur um Sie zu zwingen, mir Satisfaction zu geben.“

„Aber woher —?“

„Das kann Ihnen gleichgültig sein bei meiner Versicherung, daß Niemand um die Sache wisse.“

„Und Sie können es wiederholen: der Fürst ist Justinens eigne Wahl?“

„Ich muß es zu meinem Bedauern wiederholen!“

„Dann, ja dann — ist mir nichts willkommener als Ihr Duell!“ sagte Krüger vernichtet.

Auch er sah jetzt auf seine Uhr, um sie mit der Monrads zu vergleichen.

„Sie sind bereit?“ fragte dieser.

„Vollkommen. Also auf Wiedersehen um 6 Uhr Abends.“

Mit einer raschen Verbeugung verabschiedete sich Krüger und verließ das Zimmer.

„Auf Wiedersehen!“ sagte Monrad gedehnt und hohnlachend, obwohl es Krüger nicht mehr hören konnte, und schritt dann in behaglichster Laune dem Zimmer des Fürsten zu.

Noch ehe er es aber erreicht hatte, stürzte ihm der Fürst bleich entgegen, faßte ihn beim Arm und raunte ihm in's Ohr:

„Monrad!“

„Was beliebt?“

„Soeben sah ich den Grafen Lubjenski und seine Nichte unter den Linden vorbeiberreiten!“

Monrad klopfte ihm vertraulich auf die Schulter, sah ihn vergnügt an und sagte mit größter Seelenruhe:

„So bleibt Ihnen keine Zeit zu verlieren!“

## XII.

Während Krüger bei Monrad weilte, sollte Felix, der Verabredung mit seinem neugewonnenen Freunde gemäß, zum Professor eilen, um diesen durch vertrauliche Mittheilungen über das Vorleben des Fürsten von der unseligen Verlobung desselben mit Justine abzubringen. Bevor jedoch Felix dieses Vorhaben ausführte, hielt er es für erprießlich, noch einmal Krügers Schwester aufzusuchen, um sie zu vermögen, bei Justinen vorzusprechen und womöglich die alte Freundschaft zu erneuern, wovon er sich mehr versprach, als von allen anderen Vermittelungsversuchen.

Er hatte an sich selbst am besten erfahren, wie mächtig der Einfluß dieses reinen, in moralischer und körperlicher Gesundheit blühenden Geschöpfes sei, er hoffte an Justinen dasselbe zu erleben.

Es war übrigens nicht leicht, Leonorens Widerstand, den sie auch jetzt Felix entgegensetzte, zu brechen. Endlich aber siegte seine Beredsamkeit und sein warmes Mitgefühl, das er für Krüger und Justine an den Tag legte, indem er zugleich mit großer Genauigkeit den Inhalt des Gesprächs, das Justine gestern mit Krüger gehabt, und das ihm dieser mitgetheilt hatte, wiedergab, so daß Leonore versprach, noch heute den schweren Gang zu unternehmen und zwar zu einer Zeit, wo sie hoffen konnte, Justine unbemerkt von den übrigen Hausgenossen zu sprechen.

Felix dagegen mußte wieder Leonore das feste Versprechen geben, seine Freundeshand nicht von ihrem Bruder zu lassen und ihn vor Allem gegen den Fürsten und seinen Helfershelfer in Schutz zu nehmen, von dessen Absichten sie das Schlimmste befürchtete.

Felix versprach das mit bester Hoffnung auf einen guten Ausgang der ganzen Sache, denn noch hatte er ja keine Ahnung von dem, was sich inzwischen bei Monrad zugetragen, und beide schieden von einander mit jenem monnigen Gefühl im Herzen, das eine aufsteigende Neigung zu begleiten pflegt.

Dann bestieg er einen Wagen, der ihn sofort nach der Wohnung des Professors führen sollte.

Dort saß Frau Johanna in nicht geringer Erregung, der Zuriickkunft ihres Gemahls vom Fürsten harrend.

Sie wußte nicht, wie sie sich sein langes Ausbleiben erklären, wie sie überhaupt die ungewohnte Festigkeit ihres Mannes in dieser Angelegenheit deuten sollte? Sie war kaum im Stande gewesen, ihn von einer Unterredung mit Justine zurückzuhalten, und nur ihr Vorgeben, daß diese erst gegen Morgen eingeschlafen sei und noch schlief, hatte ihn davon abgehalten, in ihr Schlafzimmer zu dringen. Was konnte er gegen den Fürsten haben? Oder vielmehr, was fesselte ihn so an diesen Krüger? Sollte der —? doch nein, nein, einem so häßlichen Verdacht, der ihr schon einmal durch die Seele schoß, wollte sie keinen Raum geben.

Sie saß am Fenster und schaute, ohne Theilnahme für das vorüberfluthende Leben, hinaus, als Felix eilig mit den Worten eintrat:

„Wo ist Dein Mann?“

Sie erhob sich rasch und sagte:

„So ohne Gruß stürzest Du herein? Was ist vorgefallen?“

„Ich muß Deinen Mann sprechen.“

„Da wirst Du Dich gedulden müssen, er ist beim Fürsten.“

„Beim Fürsten?“

„Jawohl!“

„Um seinem zukünftigen Herrn Schwiegersohn die Honneurs zu machen?“

„Leider nein! Denke Dir, er will seine Zustimmung zu der Verlobung Justinens mit dem Fürsten versagen!“

„Wie? höre ich recht?“ fragte Felix erfreut.

Frau Johanna mußte aber diese Freude für Ironie gehalten haben, denn sie sagte:

„Nicht wahr; der Mann muß seinen Verstand verloren haben?“

„Er muß ihn wiedergefunden haben, Frau Tante, wiedergefunden! nicht anders. Endlich, endlich! So ist noch nichts verloren!“

Felix sprang fast vor Vergnügen im Zimmer herum, worüber Frau Johanna sich höchlichst verwunderte.

„Felix! Was fällt Dir ein? Warst Du nicht gestern ganz anderer Meinung?“

„Gestern! Ja, gestern! Zwischen Gestern und Heute ist zuweilen ein Unterschied, wie zwischen Himmel und Hölle, zwischen Tod und Leben!“

Er blieb vergnügt vor ihr stehen und schaute ihr mit glückstrahlenden Augen in's Angesicht, Frau Johanna aber nahm den verächtlichsten Ausdruck an, dessen ihr Gesicht fähig war, und sagte:

„Verstehe ich Dich recht? Du kommst von Krüger und seiner Schwester?“

„Ja, ich komme von ihm und seiner Schwester. Das sind doch endlich einmal wirkliche Menschen, vor denen ich mit Schauern gesehen habe, zu welcher Caricatur man herabsinken kann.“

„So tiefen Eindruck also hat das hübsche Lärchen der Schwester auf Dich gemacht?“ spottete die Professorin.

„Spotte nur! Was ich im Herzen trage, ist geübt gegen jeden Spott!“ erwiderte Felix ernst, worauf Frau Johanna stärkere Saiten aufziehen zu müssen glaubte.

„Was muß das für eine Kofette sein,“ sagte sie wegwerfend, „die es im Stande war, Dich hart gesottenen Sünder derartig zu berücken!“

„Sei froh, daß Du ein Weib bist, sonst würde ich eine deutlichere Antwort nicht schuldig bleiben. Aber wozu mit Dir streiten? Dein Mann hat ja eingesehen, daß es erbärmlich wäre, das Leben der Tochter einem Lumpen zu opfern, der zufällig ein Fürst ist.“

Felix nahm einen schweren Sessel und hielt ihn, wie um seine Kräfte zu erproben, mit ausgestreckten Armen vor sich hin. Es war ihm seit undenklichen Zeiten nicht so wohl gewesen, als jetzt. Frau Johanna wurde aber immer verdrüsslicher.

„Das also hast Du Dir vorreden lassen?“ sagte sie scharf, „von wem? Natürlich von dem unglücklichen Nebenbuhler des Fürsten und der klugen Schwester, die kein Mittel scheut, um dem Bruder zu einer glänzenden Partie zu verhelfen.“

Felix ließ den Stuhl wieder sinken.

„Aber Du irrst Dich,“ fuhr Frau Johanna heftiger fort, „wenn Du denkst, daß ich mich durch derlei Machenschaften von meinem Vorhaben abbringen lasse. Justine und ich sind einverstanden; den Widerspruch meines Mannes habe ich niemals beobachtet, wenn ich Ernst machen wollte, und das will ich, darauf kannst Du Dich verlassen.“

Sie ging in großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Frohlocke nur nicht zu früh,“ versetzte Felix ernst, „ich kann Euch Dinge über den Fürsten offenbaren, die für die Ehren selbst einer Frau wie Du zu stark sind. Aber Dein Mann soll sie Dir dennoch mittheilen, wenn Du Dich nicht beugen willst.“

„Ich will nichts hören, weil ich Alles für erlogen halte,“ gab die Professorin mit abwehrender Handbewegung zur Antwort.

„Du mußt es hören!“ sagte Felix streng.

Frau Johanna zuckte verächtlich die Achseln.

In eleganter Toilette trat Justine herein. Sie sah blaß und sehr ernst aus, ihre Gesichtszüge hatten etwas Unbewegliches angenommen. In dem Gürtel ihres Kleides steckte der kleine italienische Dolch.

Felix eilte lebhaft auf sie zu und bot ihr die Hand.

„Guten Morgen, Justine!“ sagte er herzlich, „ich habe Dir viel abzubitten.“

„Du mir?“ erwiderte Justine, erstaunt über diesen an ihrem Vetter ganz ungewohnten Ton.

„That ich Dir nicht bitter Unrecht, als ich Dir gestern Abend höhnisch Glück wünschte zur Verlobung mit dem Fürsten? Hat man Dich nicht dazu gezwungen?“

„Du irrst Dich,“ sagte Justine sehr ruhig, ohne ihn anzusehen, „es war mein eigener Wille.“

„Hörst Du's?“ rief Frau Johanna triumphirend.

„Wie dieser eigene Wille beschaffen war, Justine,“ sagte Felix in vorwurfsvollem Tone, „sieht man Dir am Gesichte an! Weißt Du denn, wem Du Deine Hand zu geben im Begriffe bist? Kennst Du das Vorleben des Fürsten?“

Justine blätterte nachlässig und müde in einem Buche und sagte gleichgültig:

„Es wird nicht schlimmer sein, als das der meisten jungen Männer, und nicht so schlimm, daß meine Eltern mir nicht zumuthen könnten, ihn zu heirathen.“

„Recht gesprochen, meine Tochter,“ nahm Frau Johanna freudestrahlend das Wort, „Du verdienst es, Fürstin zu werden.“

„Seid Ihr denn Alle ganz verblendet?“ brauste Felix auf, — und zu Justine gewendet, fügte er ruhiger hinzu: „Doch ich vergaß ja, daß Dein Vater anderer Ansicht ist, daß er dem Fürsten jetzt eben die Unmöglichkeit Eurer Verbindung klar macht.“

„Mein Vater?“ fragte Justine, das Buch welegend, „spricht er die Wahrheit, Mutter?“

„Hör' nicht auf ihn, Justine, er ist über Nacht ein Schwärmer geworden, der selbst nicht weiß, was er will.“

„Aber sage mir nur, ob der Vater —?“ hatte Justine gerade noch gefragt, als der Professor selbst zur Thür hereintrat.



„Da kommt er ja,“ jagte Justine aufstehend und ging dem Professor entgegen. „Guten Morgen, Papa!“

„Guten Morgen,“ erwiderte der Professor mit matter Stimme und küßte Justine auf die Stirn. Dann sah er sich mißtrauisch nach Felix um, der ihm zu sehr ungelegener Zeit gekommen schien, er wußte selbst nicht, warum?

„Du warst beim Fürsten?“ fragte Justine.

In höchster Spannung standen Felix und die Professorin da, wie wohl die Antwort des zögernden Professors ausfallen würde.

„Ich komme soeben von ihm,“ sagte er, wieder mißtrauisch auf seine Frau und Felix schielend.

„Und hast ihm gesagt, daß Du Deine Einwilligung zu unserer Verlobung verweigst?“

„Ich habe ihm — Deine Hand — versprochen,“ antwortete er mit unsicherer Stimme.

Frau Johanna that, was sie nie gethan, sie umarmte ihren Gatten mit stürmischer Herzlichkeit. Justine blieb gleichgültig wie zuvor, Felix aber brach voller Wuth in die Worte aus:

„So wirst Du Dein Wort noch diese Stunde widerrufen, wenn Du mir einen Augenblick Gehör schenkst.“

„Was willst Du von mir?“ erwiderte der Professor, ihm den Rücken kehrend, und wandte sich mit der Frage an Justine:

„Willigst Du ein, dem Fürsten Deine Hand zu geben?“

„Ich habe es bereits gesagt: ja,“ versetzte Justine, wieder ihr Buch zur Hand nehmend.

„Du siehst, mein Freund, Deine Besorgnisse sind unberechtigt,“ sagte der Professor aufathmend, ohne Felix anzusehen, „der Fürst hat mir sehr gut gefallen, er wird bald hier sein, um seine Braut zu einer Spazierfahrt abzuholen. — Haltet Euch bereit, ich bedarf ein wenig der Ruhe und gehe auf mein Zimmer.“

„Ich will meine Toilette vollenden,“ sagte Frau Johanna und ging mit stolzem Näckeln an Felix vorüber aus dem Zimmer. Dieser hatte zuerst in stummer Verachtung dagestanden, dann eilte er entschlossen dem Professor nach und sagte:

„Ich folge Dir, um Dich zu zwingen, dem Fürsten die Thür zu weihen wenn er kommt!“

### XIII.

Es war Justine lieb, allein gelassen zu werden. Seit dem gestrigen Abende, seit dem Entschlusse, den sie gefaßt hatte, war eine gewisse träumerische Gleichgültigkeit in sie eingekehrt, welcher nachzuhängen ihr Bedürfniß geworden. Sie nahm daher in einem der weichen Sessel des Salons Platz, lehnte sich zurück und schloß die Augen.

„Es ist Zeit,“ dachte sie, „daß dies Leben ein Ende nimmt. Mein Denken und Thun verwirrt sich so, daß ich kaum weiß, ob meine Hand das

ausführt, was mein Kopf soeben beschlossen hat. Ich bin eine Nachtwandlerin, die mit offenen Augen umhergeht und doch nicht sieht, was sie thut. Aber eins ist mir klar: fort muß ich, fort sobald als möglich.“ Dieses: „Fort, fort sobald als möglich,“ zog wie eine immer wiederkehrende Melodie durch alle ihre Träume.

In diese verstrickt, merkte sie nicht, wie die Portiären leise zurückgeschlagen wurden und Leonore langsam und vorsichtig hereintrat.

Leonore blieb mit klopfendem Herzen stehen und beobachtete die anscheinend Schlafende mit Theilnahme.

„Ist denn ein Unrecht, was ich thue, da mein Herz so laut pocht?“ dachte sie, dann trat sie einige Schritte näher und hustete leise.

Justine öffnete allmählich ihre Augen weit und starrte die vor ihr stehende Gestalt wie ein Gebild ihrer Träume an.

„Wer ist das?“ sagte sie leise für sich.

„Erkennen Sie mich nicht mehr?“ flüsterte Leonore.

„Leonore!“ rief Justine aus und erhob sich rasch. „Sie kommen zu mir? Zu dieser Zeit? Was wollen Sie von mir?“

Ihr Gesicht war noch bleicher geworden als zuvor.

„Ich muß Sie sprechen, Justine!“ sagte Leonore dringend.

„Um Gottes Willen, mein Fräulein, gehen Sie, ich kann, ich darf Sie nicht sprechen, mir zittern die Knie bei Ihrem Anblick.“

„Das ermuthigt mich zu bleiben, ich sehe, ich komme noch nicht zu spät.“

„Doch, doch, Sie kommen zu spät, ich verstehe Ihr Kommen nicht.“

„Sie werden es verstehen,“ sagte Leonore bescheiden, „wenn Sie mich anhören. Nicht um für meinen Bruder zu bitten, komme ich, wie könnte ich das auch! Ich komme zu bitten, für Sie bei Ihnen selbst. Wenngleich ich Ihrem Hause seit längerer Zeit fernstehe, sind Sie mir doch nie fremd geworden, die Schilderungen meines Bruders haben Ihr Andenken frisch erhalten, ich liebe Sie wie eine Schwester. Er ließ meine Schwesterliebe darben und schenkte der Liebe zu Ihnen, was er mir entzog. Aber sein Hoffen wurde mein Hoffen, und nun ist sein Leiden auch das meinige geworden —“

„So kommen Sie doch für ihn zu bitten,“ unterbrach sie Justine bitter, „Sie strengen sich vergeblich an.“

„Ich war auf dieses Wort gefaßt, es schreckt mich nicht! Ich wäre nicht hier, ich schwöre es Ihnen, wenn ich nicht eben erst den Inhalt Ihrer gestrigen Unterredung mit meinem Bruder erfahren hätte! Sie halten sich seiner nicht für werth, sagen Sie? Sie zweifeln an der Echtheit Ihrer Liebe, weil Sie sich vergiftet glauben durch Ihre Erziehung, durch Ihr ganzes Leben, weil Sie sich eines dauernden heiligen Gefühls nicht mehr für fähig halten? Sie haben ihm das gesagt mit der Miene eines Alles Aufgebenden, jede Rettung von sich Weissenden, und Sie glauben nicht, daß, wer dies auszusprechen im Stande ist, einen Muth offenbart, gegen den der des Soldaten auf dem Schlachtfelde ein Kinderspiel ist?“

Leonore kamen unbewußt fast dieselben Worte in den Mund, wie sie sie eben erst von Felix gehört hatte. Justine aber unterbrach sie von Neuem scharf:

„Sie irren sich, es ist kein Muth. Ich lese nur ab, was ich in dem Spiegel erblicke, der mir durch den Verkehr mit Ihrem Bruder vorgehalten worden ist. Ich spreche nur deutlich aus, was ich vor mir sehe, als ob ich es mit Händen greifen könnte. Es ist vorbei mit mir, mir bleibt nichts übrig, wenn ich mich aus meinem Kreise losreiß, in dem weiter zu leben mich anekelt, als an der Seite eines Menschen, der nicht mehr verdorben werden kann, hinanzuziehen in die Welt und mich dahin zu begeben, wo zwischen uns und dem Volke eine Kluft ist, die jede Ansteckung unmöglich macht, wo ich unter Meinesgleichen mein Dasein verbringe, ohne diejenigen zu sehen, die Schuld sind an meinem Elend.“

Ihre Wangen hatten sich beim Sprechen wieder geröthet und ihre Augen erglühten von umheimlichem Feuer.

„Sie reden mit dem Troste der Verzweiflung,“ erwiderte Leonore, „aber wer hat Sie zu dieser Verzweiflung gebracht? Doch nur der Glaube, daß es was Besseres giebt, als Sie besitzen, die Erkenntniß, daß ein Glück vorhanden ist, an das Sie früher nicht gedacht, die Macht der Liebe, die in Ihrem Herzen aufgeleimt ist trotz all’ des Schuttes und der Trümmer zerschlagener Gefühle, die sich darin angesammelt haben. Justine, Sie gleichen dem ungeduldigen Kranken, der die Binde von seiner Wunde reißt, weil ihm die Heilung nicht rasch genug vor sich geht, und der daran verblutet. Justine, hören Sie mich, lassen Sie mich Ihre Krankenpflegerin sein, lassen Sie mich Ihnen den Glauben an sich selbst wiederverschaffen, mich, die ich Sie liebe, weil mein Bruder Sie liebt, die ich an Sie glaube, weil auch Sie ihn lieben.“

„Hören Sie auf, hören Sie auf! Sie wühlen empor, was ich mit aller Gewalt zu Boden gedrückt habe!“

„Sie lieben ihn, wiederhole ich, und diese Liebe ist Ihr Glück, Ihre Rettung!“

„Nein, nein!“ rief Justine aus, mit lebhaften Schritten das Zimmer messend, „Liebe ist Klarheit, Liebe ist nicht Zweifel, und ich weiß es selbst nicht, ob ich ihn liebe! Wenn drei Wochen der Entfernung schon im Stande sind, das, was ich für Liebe gehalten, in Haß oder Gleichgültigkeit zu verwandeln, dann war, -dann ist es eben keine Liebe! Auch er gab Dich auf, dachte ich mir, und zu meiner Schande konnte ich ihm nicht einmal Unrecht geben! Denn schon flatterten die unstillen Gefühle meines Herzens wieder zu Anderen, und ich merkte, daß die Lehren meiner Mutter auf fruchtbaren Boden fielen. Sehen Sie nicht,“ fuhr sie fort und blieb hochaufgerichtet vor Leonoren stehen, „daß mich die Fürstenthrone reizt? — Lassen Sie mich, Leonore, ich bin nicht zu retten!“

Eine Weile schwiegen die beiden Mädchen, Leonore traurig vor sich hinsehend, Justine immer lebhaft im Zimmer hin und her gehend. Dann trat

sie plötzlich wieder dicht vor Leonore hin, zog den kleinen Dolch aus ihrem Gürtel und sagte mit furchtbarem Ernste, aber in gedämpftem Tone:

„Wenn mich der gute Name meines Vaters nicht daran hinderte, so hätte ich längst diesen Dolch, ein blutiges Andenken aus Italien, in meine Brust versenkt.“

Leonore schauderte zusammen.

„Schwester, Schwester!“ rief sie, „Sie reden im Wahnsinn! Im Rausche des Unglücks! O, könnte ich Ihnen die Blicke öffnen!“

Sie faßte die hochaufstrebende Justine sanft um die Schultern, führte die Halbwidertreibende auf ein Sopha, ließ sich neben ihr nieder und ergriff ihre beiden Hände.

Wieder saßen sie so eine Weile schweigend und die widersprechendsten Gefühle durchkreuzten Justinens Brust. Die Gegenwart Leonorens hatte doch einen gewaltigen Eindruck auf sie gemacht, sie konnte es sich nicht mehr leugnen, daß sie nur mit Mühe ihre Festigkeit von gestern Abend aufrecht erhielt.

„Sie haben es nie gesehen,“ begann Leonore wieder mit liebevollem Vorwurf, „Sie können es nicht ahnen, was es heißt: zwei sind in Liebe verbunden! Nur da gedeihen die guten Gedanken, da wächst Zufriedenheit und Trost aus einem Blick, aus einem Druck der Hand, da liegt es wie Sonnenschein auf der Flur, da blüht die Hoffnung, da entfaltet, da zeigt sich der Werth des Lebens! Und ich kann doch nur von der Liebe des Vaters, des Bruders reden! Meine Mutter habe ich nicht mehr gekannt. Wie viel reicher, segensbringender, beglückender muß erst die Liebe des Geliebten zur Geliebten sein! Ich weiß es noch nicht, aber ich ahne es! Und wie entsetzlich ist der Gedanke, mit einem Ungeliebten, ja Gehässen zusammen leben zu müssen! Mit einer Lüge vor dem Altar beginnt das Zusammensein, und diese Lüge wuchert fort, und nistet sich in alle Winkel des Herzens und durchwühlt, zerrüttet, zerstört jeden Keim des Guten, des Schönen, des Reinen, des Menschlichen, bis der starre, todte Egoismus Platz genommen vom ganzen Menschen! Justine! Können Sie noch im Zweifel sein?“

Sie umklammerte Justine und drückte einen langen innigen Kuß auf ihre Wange.

Justine war überwältigt. Sie warf sich leidenschaftlich an Leonorens Brust und unaufhaltsam strömten ihre lange zurückgebrängten Thränen hervor.

So lag sie schluchzend und keiner Worte mächtig.

Endlich raffte sie sich mit Gewalt auf und sagte, zu Leonoren durch Thränen aufblickend:

„Schwester! Ja Schwester! Hätte ich Dich nur immer zur Schwester gehabt!“

Leonore drückte sie fest an sich und sagte gerührt:

„Weine, weine Dich aus, Justine! O, diese Thränen sind gut.“

„Ach,“ erwiderte Justine und versuchte zu lachen, „ich kann wieder weinen! Leonore, das ist Dein Werth!“

Dann erhob sie sich, trocknete die Thränen und sagte:

„Und nun geh', Leonore, ich will, daß man Dich heute hier nicht sieht, es soll Niemand von dieser heiligen Stunde eine Ahnung haben!“

„Und Du willst glücklich werden?“ fragte Justine, mit beiden Händen Justinens Wangen streichelnd.

„Ja, ich will gesund, ich will glücklich werden!“

„Gott sei gelobt!“

Hand in Hand gingen sie hinaus und Justine gab Leonoren das Geleite bis auf die Treppe, wo sie mit herzlichem Abschiede sich trennten.

#### XIV.

Während dessen hatte Felix vergeblich gesucht, dem Professor die Verlobung Justinens mit dem Fürsten auszureden. Er hatte Bitten, Vorstellungen ernstester Art, Spott und Hohn angewendet, um den Professor zu rühren. Vergeblich. Wie schwer wurde es ihm, das Geheimniß bezüglich der Preisschrift zu wahren, aber Felix hatte nun einmal sich verpflichtet, nichts davon zu verrathen, und so mußte er nach Verlauf fast einer Stunde unverrichteter Sache abziehen, um seinen neuen Freund wieder aufzusuchen und mit ihm weitere Schritte zu verabreden.

Den Professor hatte die Unterredung mit Felix sehr angegriffen. Die Worte des jungen Mannes hatten sich wie Pfeile in sein Herz gebohrt, aber er hatte Stand gehalten, denn die drohende Schande hing wie ein Damoklesschwert über seinem Haupte.

Er begab sich aus seinem Zimmer in den Salon, weil er jeden Augenblick den Fürsten erwarten konnte.

Dort trat ihm Justine freudestrahlend entgegen, umarmte ihn und sagte einschmeichelnd nur die Worte:

„Vater, lieber Vater!“

„Mein Kind!“ erwiderte der Professor und drängte Justinen von sich, um ihr erstaunt in's Gesicht zu sehen.

„Schreib' dem Fürsten ab, Vater, ich will ihn heut nicht sehen; — ich will ihn überhaupt nicht sehen, ich kann ihn nicht heirathen.“

Wieder umarmte sie stürmisch den Vater und schmeichelte ihm wie ein Kind. Der Professor aber fragte bestürzt:

„Du kannst ihn nicht heirathen? — Und versichertest Du mich vor einer Stunde nicht des Gegentheils?“

„Laß mich, laß mich vorläufig mir selbst, übereile die Sache nicht. Ich denke, ich kann warten.“

„Was ist mit Dir vorgegangen? Wer hat Dich umgestimmt? — Du siehst so aufgeregert aus und hast geweint!“

„Ist es nicht ein wichtiger Schritt, den ich zu thun im Begriff bin?“ fragte Justine kleinlaut.

„Aber einer, den wir lange genug überlegt haben!“ bekräftigte der Professor.

„Du hattest mir einst einen andern Mann außersehen,“ begann Justine wieder nach kurzer Pause.

„Ich nicht? Und Du selbst hast ihn ausgeschlagen!“

In Justine fing sich an der Troß zu regen.

„Und wenn ich es auch gethan hätte, ich will den Fürsten nicht heirathen!“ sagte sie fest.

„Du willst nicht? Verwöhntes Kind, Du mußt! Wir und Du selbst haben dem Fürsten unser Wort gegeben, Du bist gebunden. Bald wird er hier sein, um die Bestätigung aus Deinem Munde zu hören!“

„Und wenn ich mich übereilt hätte,“ lenkte Justine wieder ein, „wenn ich in einer Stimmung krankhafter Gleichgültigkeit etwas versprochen hätte, was ich jetzt bereue.“

„So kommt Deine Reue zu spät! — Sieh, Justine,“ setzte er sanfter hinzu, „Du bist unerfahren im Leben, Deine Eltern haben wohl überlegt, was sie thun, wir wollen nur Dein Glück.“

„So laß mir wenigstens Zeit, bis ich mich überzeuge, daß es mein Glück ist.“

„Das könnte leicht niemals geschehen, und so geht das Glück an Dir vorüber, ohne Dir je wieder zu begegnen.“

Justine wußte nicht, was sie von dem Verhalten ihres Vaters denken sollte, sie hatte ihn nie so gesehen! Die Hände auf seine Schultern legend, sagte sie sanft:

„Vater! Sieh mir in die Augen! Du hast mich nie zu etwas gezwungen, was ich nicht gewollt habe! Noch gestern riethest Du mir, ich solle ganz der Stimme meines Herzens folgen, und heute? — Was habt Ihr mit mir vor, daß Ihr mich durchaus dem Fürsten verheirathen wollt? Ich liebe ihn nicht! Ihr sagt, das ist nicht nöthig zur Ehe; aber glaubst Du nicht, daß man glücklicher wird, wenn man liebt?“

Der Professor konnte den Blick seiner Tochter nicht ertragen. Er wandte sich ab und sagte ausweichend:

„Liebst Du einen Andern? — Liebst Du Krüger?“

„Ich glaube — ja!“

„Du glaubst nur?“ fiel der Professor rasch ein, „da siehst Du Deinen Irrthum! So etwas muß man wissen! Was ist Krüger? Privatdozent! Hat er Dir schon bewiesen, daß er etwas leistet? daß er etwas zu werden verspricht?“ Und wie um sein Gewissen zu überschreien, fuhr er lauter fort:

„Es ist viel Zeit verlossen, seitdem er den Beweis zu liefern versprochen, den er, wie es scheint, immer schuldig zu bleiben gedenkt!“

Unwillkürlich sah der Professor in den Spiegel, wie um sich zu überzeugen, ob er es wirklich selbst gewesen, der diese Worte gesprochen! Ja, er war es gewesen, aber Niemand hatte seine Worte Lügen gestraft! Er athmete schwer auf.

Justine aber antwortete freudig schnell:

„Nein, nicht immer! Er hat den Beweis bereits geliefert! Er hat eine Arbeit vollendet, eine große, die seine Kräfte herrlich erweisen wird.“

Wie vom Schlage getroffen fuhr der Professor zusammen, er glaubte sich verrathen.

„Wie?“ krächzte er, „wer hat Dir das gesagt?“

„Er selbst!“

„Er selbst? — Wann denn?“

„Gestern Abend.“

Der Professor stieß einen schrecklichen Schrei aus.

„Ah! — Er war hier? Was hat er Dir gesagt? Welche Arbeit? Sprich, sprich, was zögerst Du?“

Er ließ sich kaum Zeit, die Worte hervorstößen, er war auf Justine zugestürzt und schüttelte sie heftig, wie um ihre Antwort herauszuzwingen.

„Du bist außer Dir, Vater? Was versteh' ich von solchen Dingen? Er hat mir das Thema nicht genannt.“

Der Professor ließ Justine los und warf sich aufathmend in einen Sessel. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn!

„Gott sei Dank!“ flüsterte er, „sie weiß nichts!“

Justine ging ängstlich zu ihm und faßte seine Hand.

„Wie wird Dir, Vater? Was erregt Dich so sehr?“

„Bleib hier, meine Tochter,“ sagte er schwach; „sieh, meine Haare sind grau geworden, ich bin vor der Zeit gealtert. Ich weiß nicht, ob mir noch viele Jahre zu leben vergönnt sind, es könnte Dir leid thun, wenn Du mir meine Bitte nicht erfüllt hättest. Justine, ich will nur Dein Glück! Nichts versiegt schneller, als die Liebe! Hat es Dir die Mutter nicht auch gesagt? Heirathe den Fürsten!“ setzte er flehend hinzu.

„Vater, laß mir Zeit!“ bat Justine.

„Justine, Du machst mich unglücklich, wenn Du es nicht thust, heirathe ihn, mein Kind, ich beschwöre Dich!“

Er ließ sich vom Sessel hinabgleiten, kniete vor Justine nieder und faltete die Hände. Es war ein widerlicher Anblick!

„Vater! Du kniest vor mir?“ sagte Justine unwillig, „steh' auf, was treibt Dich zu dieser abscheulichen Bitte?!“

„Sie wollte ihn aufheben, er aber blieb in knieender Stellung und fuhr fort:

„Frage nicht, frage nicht, Justine, ich beschwöre Dich! Heirathest Du nicht den Fürsten, so kommt Schande über mein altes Haupt! Ich will nur Dein Glück, unser Aller Glück, und Deines ist auch das unsrige.“

Justinens Gedanken begannen sich zu verwirren. Sie schaute sich fragend um, als suchte sie nach Aufklärung von außen. Dann bemächtigte sich ihrer plötzlich eine wilde Verzweiflung! Ein Krampf schüttelte sie und unaufhörlich gellte ihr furchtbares Lachen.

„Du hast Recht, Papa,“ lachte sie, „es ist nichts billiger, als daß die Kinder das Glück der Eltern ausmachen; und so sei's! Was hat die dumme Thörin da geschwätzt von Liebe, von Glauben an sich selbst? Nichts glaub' ich, als daß Liebe eine Thorheit ist, die die Schönheit verdirbt, wie meine Mutter sagt; daß der Glaube an sich selbst eine unberechtigte Eitelkeit ist! Ihr wollt mein Glück? hahaha! Ich soll das Eure schaffen, also vorwärts! Wird das eine glückliche Familie werden!“

Der Professor versuchte vergeblich seine Tochter zu beruhigen.

„Justine, schone Dich und mich,“ rief er ihr zu; sie aber wurde immer ausgelassener.

Der Diener meldete den Fürsten an. Zugleich erschien Frau Johanna in prachtvoller Toilette und blickte verwundert auf die fortwährend lachende Justine.

„So ausgelassen, Justine?“ fragte sie.

„Soll ich nicht?“ rief Justine, „höre ich doch: er ist da, mein Fürst ist da! Ich sehne mich, ihn zu empfangen!“

Der Fürst trat ein und ging sofort auf Frau Johanna zu, ihr die Hand küssend.

„Meine theure, theure Mama!“ sagte er süßlich, „zuerst Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank!“

„O, Durchlaucht —“

„Bitte, nichts von Durchlaucht, hier bin ich nur Sohn,“ und zu Justine sich wendend und ihre Hand ergreifend, fügte er hinzu: „und Sklave!“

„Ich nehme Sie beim Wort!“ fiel Justine lachend ein, „o, Sie sollen mich kennen lernen! Ich bin so herrschsüchtig, so grausam, so launisch, daß die Sklaven unter meiner Herrschaft zittern werden!“

„Und doch wünsche ich nichts sehnlicher, als sobald als möglich unter diese grausame Herrschaft zu gelangen,“ sagte der Fürst galant.

Man setzte sich.

„Der Wunsch soll Ihnen erfüllt werden,“ erwiderte Justine und ihr Gesicht glühte, „nicht wahr, meine geliebten Eltern, Ihr werdet nicht säumen, das Glück Eurer Tochter zu beschleunigen? Ich will eine Hochzeit haben mit allem Pomp und Glanz, so kostbar und reich, wie sich's einer Fürstin geziemt, die schönste Robe der Welt sollt Ihr mir aus Paris kommen lassen, die Juwelen der Königin dürfen nicht schöner sein, als die meinigen, alle Berühmtheiten der Stadt sollen geladen werden, mein Vater zählt ja jetzt auch zu ihnen, sie werden die Ehre also nicht ausschlagen. Was die Kochkunst Großartiges in der Welt leistet, soll auf die Tafel und der edelste Wein soll in Strömen fließen. Ueber uns aber müssen die Wogen der Lust zusammenschlagen, daß wir darunter verschwinden und die Welt entzückt ausruft: welch' eine glückliche Familie!“

Sie lachte von Neuem und der Fürst dachte bei sich: Sie ist entzückend.“



Der Professor aber dachte: „Sie ist furchtbar!“ Und die Professorin: „Ich kenne meine Tochter nicht wieder!“

Justine aber fuhr in ihrer Ekstase fort:

„Das aber sage ich Ihnen, mein edler Fürst, Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, mit der Ehe beginne zugleich die Ruhe für Sie. Ich liebe das idyllische Leben nicht, ich will Zerstreuung, Abwechslung, Aufregung, so lange, bis mich die Müdigkeit übermannt und der Schlaf mich fähig macht, den neuen Tag mit neuem Rausch zu beginnen!“

„Wie freue ich mich, dies Alles meiner Fürstin bieten zu können!“ sagte der Fürst, in diesem Augenblicke aufrichtig.

„Du bist jetzt schon im Rausch,“ setzte die Professorin, stolz auf ihre Tochter, hinzu.

„Bin ich das?“ fragte Justine lachend, „in der That, ich bin bereits im Vorgeschnack jener Herrlichkeiten, die meiner warten.“

Sie stand auf und fragte:

„Aber wollten wir uns nicht der Welt zeigen? Das Wetter ist so schön, lassen Sie uns, mein theurer Fürst, durch die Stadt fahren, die Fenster werden sich mit Menschen füllen, man wird mit den Händen nach uns weisen, der Neid wird Allen aus den Augen schauen und doch werden sie ausrufen: welch schönes Paar! Ist es Ihnen recht, mein Fürst?“

„Sie erfüllen nur meinen Wunsch, theuerste Justine!“

„So laß unsere Garderobe bringen, Mama, Du fährst mit uns, und wenn wir zurückkehren, soll ein feierlicher Schmaus uns zum ersten Mal vereinigen, das Glück besiegeln! Nicht wahr, mein geliebter Vater?“

„Gewiß, meine Tochter,“ sagte der Professor schauernd.

„Nur immer vergnügt!“ lachte die Tochter und klopfte dem Vater auf die Schulter, „nur immer lustig! Ich hasse die ernsten Gesichter! Was siehst Du so trüb aus, Vater? Sieh nur die Mutter an, wie sie strahlt! — Du bist glücklich, Mutter, nicht? — Und Sie, mein Fürst?“

„Ich vergehe vor Wonne,“ sagte der Fürst ihre Hand küssend, „kommen Sie, meine Fürstin; lassen Sie uns gehen, theure Mutter, leben Sie wohl, Herr Professor!“

Die Kammermädchen hatten die Garderobe gebracht, man schickte sich an zu gehen.

„Lebe wohl, Papa, Du wahrer Schmied des Glückes! rief Justine, sich halb umwendend, zurück und lachte wieder.

Als sie hinaus waren, eilte der Professor an's Fenster, um den Abfahrenden nachzusehen.

„Fort sind sie!“ sagte er erleichtert, „nun ist mein Ruf gerettet!“

So glitt er immer rascher auf der einmal eingeschlagenen Bahn abwärts.

## XV.

Felix' Hoffnungen waren mittlerweile immer mehr geschwunden. Er hatte Krüger getroffen und von diesem das bevorstehende Duell mit Monrad erfahren. Auch er zweifelte nun nicht mehr daran, daß Justine die Braut des Fürsten werden würde.

Er sollte secundiren. Alle seine Einwendungen und Versuche, das Duell beizulegen, waren erfolglos. Man hatte einen abgelegenen Ort außerhalb Berlins zum Rendezvous ausersehen und nun war Krüger bemüht, in aller Eile Bestimmungen zu treffen und Briefe zu schreiben, für den Fall, daß ihm ein Unglück zustieße.

Damit Leonore nichts erführe und sie nicht unnöthigerweise voreilig in Angst versetzt werde, schrieb Krüger in Felix' Wohnung und vertraute diesem alle seine letzten Wünsche an.

Nur die alte Susanne hatte man für alle Fälle verständigt und ihr aufgetragen, Leonoren nicht zu verlassen.

„Und wenn ich sterben sollte,“ so weiß ich, daß Sie sich meiner Leonore annehmen werden. An meinem Leben hätte sie ohnehin ebenso wenig gehabt wie ich selbst,“ hatte Krüger gesagt, und Felix hatte ihm die Hand gedrückt und erwidert:

„Hoch den Kopf, lieber Freund; ich hoffe, uns Dreien wird die Sonne noch lange scheinen.“

Dann ließ er Krüger mit seinen Briefen allein und eilte, da er noch Zeit genug vor dem Duell hatte, nochmals heimlich zum Professor, um sich zu überzeugen, ob Alles so eingetroffen, wie er befürchtet.

„Unter den Linden“ traf er den Wagen des Fürsten mit Justine und ihrer Mutter, und seine Lippen bebten vor Wuth bei diesem Anblick. Also Alles war vorbei! Und wie heiter sie ausgesehen hatte! Es faßte ihn ein giftiger Grimm und es reizte ihn mehr als je, diesen am Professor auszulassen. Jetzt, wo Alles verloren war, hatte er keinen Grund mehr, Rücksichten zu nehmen.

Er fand ihn allein.

„Meinen Glückwunsch, Herr Bräutigamsvater!“ rief er ihm schon an der Thüre zu, „das nenn' ich doch für sein Kind sorgen! Wie prächtig das Paar aussah! Und die Frau Tante geruhten so herablassend und gnädig zu lächeln, daß einem vor Süßlichkeit übel werden konnte!“

Er warf sich in einen Sessel, daß er knackte.

„Was berechtigt Dich zu solcher Sprache?“ fuhr ihn der Professor an, „bist Du von Sinnen?“

„Nein, ich habe sie alle beisammen, mehr denn je!“

„Ich aber verleihe Dir so mit mir zu reden! Vergißt Du, wen Du vor Dir hast?“

„Wen ich vor mir habe?“ antwortete Felix mit vernichtendem Spotte,

„Könnte ich das je vergessen? Nein, leider kann ich's nicht! Den berühmten Professor, der den ersten Preis erhalten hat!“

Er sah ihm höhnisch ins Gesicht, in das bleiche, verlegene, auf dem die Lüge vergeblich sich zu verstecken strebte.

„Vergebung!“ fuhr Felix höhnisch fort, „daß ich Dich daran erinnere, aber ich will Dir eine Geschichte erzählen, die darauf Bezug hat.“

Der Professor krümmte sich unter der Gewalt der Blicke, die Felix auf ihn richtete.

„In einer stillen Studirstube,“ sprach er weiter, „sitzt ein wirklicher Gelehrter und müht sich Tag und Nacht in die Tiefen der Wissenschaft, die ihm ein Heiligthum ist, zu dringen und aus ihrem dunklen Schacht das Gold der Wahrheit an das Tageslicht zu fördern. Der junge Gelehrte liebt zufällig die Tochter eines eiteln Narren, der das Glittergold der äußeren Ehre dem echten Golde der Wahrheit vorzieht —“

„Felix, Du weißt?“ schrie der Professor entsetzt.

„Daß mich ausreden; ich bringe Dir den letzten Gruß eines Mannes, der in den Tod zu gehen gesonnen ist, und den Du selbst hineingetrieben! Er hat mir Alles gebeichtet, wie es einem Sterbenden ziemt, denn er selbst hält sich für schuldig, obgleich es kein reineres Herz giebt als das seine! Du heimst die Vorbeeren eines Anderen, die Du durch Betrug erlangt hast, ein und verdirbst den edelsten Menschen!“

Felix Stimme verrieth zugleich Wuth und Behmuth.

„Ich verderbe ihn?“ wagte der Professor zu sagen, „bin ich Schuld daran, daß Justine den Fürsten liebt? — Da Du schon Alles zu wissen scheinst, so wisse auch noch, daß Justinens freie Wahl durch unser Abkommen nicht geschmälert werden sollte. Nun hat sie gewählt —“

„Vortrefflicher Commentator!“ unterbrach ihn Felix zähneknirschend, „an Dir ist ein Jurist zu Grunde gegangen! So erkläre doch öffentlich, daß Du der Verfasser jener Schrift nicht bist! So gieb doch Krüger zurück, was Du unrechtmäßig Dir angeeignet!“

„Das ist nun nicht mehr möglich,“ sagte der Professor verlegen, „wer hätte voraussehen können, daß Justine — und dann — Du kennst die näheren Verhältnisse nicht —“

„O, spare Dir die Worte, ich glaube keinem derselben, Du bist es doch, der das Glück zweier Menschen, und vielleicht noch mehrerer, für immer vernichtet hast!“

„Das ist nicht wahr!“ hauchte der Professor.

„Was gilt Dir das Glück Deines Kindes, wenn Dein Name vor der Welt nur groß dasteht!“

„Felix! wirfst Du mich verrathen?“ jammerte der Professor.

„O, fürchte nichts, ich schweige! Nicht Deinet, nur Justinens wegen. Ja, noch mehr! ich soll Dir für den Fall, daß Krüger stirbt, seine Verzeihung bringen.“

Der Professor athmete erleichtert auf, während Felix, mit der geballten Faust sich vor den Kopf schlagend, unter Thränen die Worte hervorstieß:

„Und ich kann, ich kann ihn nicht retten! Er will sterben! O, seine arme, arme Schwester!“

„O Gott, o Gott!“ wimmerte der Professor.

„An den hättest Du früher denken sollen!“ fuhr Felix, mit dem Fuße stampfend, auf.

„Felix, Du beurtheilst mich zu hart, Du thust mir Unrecht!“

„Natürlich! Ich wünschte, ich könnte Dir Dein Recht thun!“ erwiderte Felix wild.

In diesem Augenblicke trat der Diener ein und meldete den Geheimen Rath Lehmann aus dem Cultusministerium.

„Was will der jetzt?“ fragte verbrießlich der Professor, und zu Felix gewendet, flüsterte er: „Verrathe mich nicht!“

Der Geheimrath trat ein.

„Gehorsamer Diener, Herr Professor, guten Tag, Herr Grund,“ sagte er und verneigte sich. Es war ein kleiner, beweglicher, älterer Herr mit intelligentem Gesicht und altmodischer Kleidung.

„Was verschafft mir die Ehre?“ begann der Professor, nachdem sie sich gesetzt hatten, und verbarg seine Aufregung unter einem breiten Lächeln des Mundes.

„Ich komme im Auftrage des Herrn Cultusministers mit einer vertraulichen Anfrage. Meine Zeit ist sehr gemessen, verzeihen Sie, wenn ich daher gleich in medias res gehe. Herr Grund gehört ja zur Familie,“ setzte er, diesem ein kurzes Compliment machend, hinzu.

Felix verneigte sich ebenfalls.

„Man geht seit langer Zeit in unserm Ministerium mit der Absicht um,“ fuhr der Geheimrath fort, „einen Lehrstuhl für neuere Philosophie zu errichten. Nach dem glänzenden Beweise, den Sie durch Ihre Preisschrift von Ihren Fähigkeiten und Kenntnissen geliefert, wäre es dem Minister sehr willkommen, wenn Sie, Herr Professor, diesen Lehrstuhl einnehmen wollten. Sie sehen, ich bin kurz, was sagen Sie dazu?“

Der Professor sollte heute aus einer Erregung in die andere fallen! Welchen Wust von Empfindungen beherbergte sein Inneres! Kaum war er noch im Stande sich aufrecht zu erhalten. Voller Verwirrung erwiderte er:

„Ich bin — außerordentlich erfreut, Herr Geheimrath, über dieses schmeichelhafte Anerbieten, muß mich aber doch darüber wundern, daß, daß — der Herr Minister nicht auf jüngere Kräfte verfallen ist. Ich, ich habe die 50 überschritten!“

Er vermied es, Felix anzusehen.

„Das Alles ist bei uns bereits in Erwägung gezogen worden,“ sagte der Geheimrath, „die Jugend läßt uns aber diesmal im Stich. Wir hatten zwar einen jungen Mann im Auge, den wir sehr gern befördert hätten, allein

man scheint sich in ihm getäuscht zu haben. Trotz mancher viel versprechender Anfänge bringt er nichts fertig, wir können unmöglich länger auf seine versprochenen Thaten warten.

Dem Professor wurde immer unheimlicher zu Muth. Und wie von einem bösen Dämon getrieben, sich immer tiefer in die Verwirrung hineinzurennen, fragte er:

„Wer ist der junge Mann, wenn ich fragen darf?“

„Das ist kein Geheimniß, es ist der Dr. Krüger.“

„Krüger?“ fragte der Professor tonlos.

„Jawohl, Sie werden vielleicht von ihm gehört haben.“

„O ja, ich kenne ihn, ich halte ihn für einen ausgezeichneten Gelehrten.“

„Das dachte man allgemein, aber die Welt will nun einmal Beweise, und das ist auch nothwendig. Ein Licht, das unter dem Scheffel steht, leuchtet eben nicht. Wir wünschen nun, Herr Professor, Ihr plötzlich hell aufgelobertes Licht an eine Stelle zu setzen, wo es recht weit sichtbar ist.“

In Felix kämpften bei dieser Unterredung wieder die traurigsten Gefühle mit einer grenzenlosen Wuth. Was Alles war seinem Freunde geraubt worden! Der Professor aber erwiderte mit äußerster Anstrengung:

„Nein, Herr Geheimrath, ich fühle mich doch nicht mehr jung genug eine solche Stelle auszufüllen. Ich denke, Krüger ist der geeignetere Mann.“

Der Geheimrath schüttelte den Kopf.

„Schurke! Jetzt soll Dir Dein Recht werden!“ dachte Felix, laut aber sagte er zum Geheimrath:

„Wenn ich mir gestatten darf, hier das Wort zu ergreifen?“

„Bitte sehr, Herr Grund!“

„So möchte ich bemerken, daß mein Onkel von einer zu weit gehenden Bescheidenheit ist.“

„Felix!“ rief der Professor unwillig aus.

„Das glaube ich auch,“ versetzte der Geheimrath zustimmend.

„Was sind denn auch 50 Jahre!“ fuhr Felix fort, „heutzutage, wo erst das spätere Lebensalter dazu berufen scheint, werththätig in allen Phasen des Lebens einzugreifen! Sehen wir unsre greisen und doch jugendlichen Feldherren! Unsre ehrwürdigen Häupter der Universität! Unsre ergrauten Staatsmänner! Und Du willst Dich mit 50 Jahren schon zu den Alten rechnen? Nein, nein, das ist schlecht angebrachte Bescheidenheit! Du gehörst auf's Rathgeber!“

„Recht gesprochen, Herr Grund, das ist auch meine Ansicht! Sie hätten längst einen Lehrstuhl zieren sollen!“

Zämmerlicher war wohl nie einem armen Sünder zu Muth gewesen, als dem Professor in diesem Augenblicke.

„Aber, meine Herren, —“ begann er und konnte nicht weiterreden.

„Sträube Dich nicht, Onkel,“ fuhr mit unerbittlicher Ironie Felix fort, „Dir soll ja nur Dein Recht werden. Denke auch an Deine Frau! Wie

sehr wird sie die freudige Nachricht überraschen und entzücken! Du mußt die Professur annehmen!"

"Sie werden sich uns schon ergeben, Herr Professor," setzte der Geheimrath hinzu.

Woller Verzweiflung blickte der Professor von diesem zu Felix, welcher ihn mit Augen ansah, die unverbohlen aussprachen: „Wenn Du nicht annimmst, so verrathe ich Dich.“

"So, so, — zwingen Sie mich, Herr Geheimrath," sagte der Professor, seine letzten Kräfte zusammennehmend.

"Kein Zwang, kein Zwang! Wir bitten darum, und nicht wahr, ich darf dem Minister eine zusagende Antwort geben?"

"Nun — so will ich — annehmen."

Der Geheimrath erhob sich rasch.

"Bravo, bravo!" sagte er, „ich habe Ihr Wort."

Er schüttelte dem Professor die Hand, wandte sich dann zu Felix und sagte:

"Ihnen, Herr Grund, meinen besonderen Dank für Ihre gütige Mitwirkung. Und nun muß ich fort. Auf Wiedersehen, meine Herren!"

"Felix, was hast Du gethan?" rief zornentbraunt der Professor, als er mit ihm allein war.

"Dir Dein Recht verschafft! Nun ersticke daran!"

"Ich kann aber die Stellung nicht ausfüllen!" klagte der Professor.

"Das soll Dich an den erinnern, den Du daraus verdrängt hast! Und nun zu meinem armen Krüger!"

Ohne den Professor weiter zu beachten, eilte er dem Ausgange zu, als ihm bleich, völlig verstört und mit theilweise zerrissenen Kleidern Frau Johanna entgegenstürzte und nur die Worte: „Wasser! Wasser!" hervorstoßend sich ohnmächtig auf einem Sessel niederließ.

Es wurde eiligst Wasser herbeigeschafft und Felix und der Professor waren bemüht, die Ohnmächtige wieder zu sich zu rufen.

"Was ist? Was giebt es?" schrie der Professor, den die neue Aufregung wieder munter gemacht hatte.

Die Professorin schlug die Augen auf und fragte:

"Wo ist Justine?"

"Du fragst, wo Justine ist?" gab der Professor zur Antwort und sein Herz erbehte.

"Sie fuhr ja mit Dir!" setzte Felix kopfschüttelnd hinzu.

"Es ist aus, es ist Alles, Alles aus! Wir sind vernichtet!" hauchte die Professorin leise, noch immer lag sie ganz apathisch.

"So rede, rede doch! Wo ist Justine?" fragte Felix ärgerlich.

"Ich weiß nicht, ich glaubte, sie sei hier."

"Hier? Wie sollte sie hier sein?"

"So komme doch zu Dir und erzähle!" rief der Professor händeringend.

Die Professorin raffte sich zusammen und begann matt, wurde allmählich jedoch während des Erzählens immer lebhafter:

„Ja, ich will erzählen, — ich will mir und Dir nichts ersparen, Dankmar.“ Sie fixirte ihren Mann von Zeit zu Zeit, als wollte sie ihm bis in's Herz sehen. „Wir fuhren durch die Stadt, Alles blickte auf uns. Ich war stolz und selig, nur beunruhigte mich einigermaßen das aufgeregte Wesen Justinens, die nicht müde wurde zu sprechen, zu lachen, den Vorübergehenden zuzunicken. Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte! Dabei drang sie fortwährend in den Fürsten, ihr zu gestehen, wodurch er eigentlich — Dein Wort erpreßt habe, Dankmar! — Und er machte allerhand unverständliche, mir nur leider zu verständliche Anspielungen auf Krüger und die Preisarbeit.“ Sie hielt im Sprechen inne und sah ihren Mann mit einer Verachtung an, daß sich dieser abwandte und laut ausrief:

„Weiter, weiter, komme doch zur Sache!“

„Ich sage es schon,“ fuhr sie mit unterdrückter Wuth fort, um Felix ein Geheimniß nicht zu verrathen, das für ihn keins mehr war, „wir verlassen die Stadt, fahren in den Thiergarten zurück, — da sprengt ein Reiter und eine Reiterin immer hinter uns drein. Ich sehe, wie der Fürst unruhig wird, ich höre, wie er seinem Kutscher auf Russisch etwas zuruft, der in eine völlig abgelegene Seitenallee abbiegt und die Pferde zu immer rascherem Laufe anspornt. Aber die Reiter sind schneller als wir, sie holen uns ein, die Reiterin schwingt ihre Gerte, versetzt in heftigster Wuth dem Fürsten und Justine zugleich einen Hieb, daß diese halbohnmächtig zurücksinkt, und ruft mit entsetzlicher Stimme in deutscher Sprache: „Verräther! Meineidiger Verräther! Fährst Du im offenen Wagen mit Deiner Maitresse und verleugnest Deinen Sohn und das Weib, dem Du ewige Treue geschworen?“ Die Pferde bäumen sich, der Reiter fällt ihnen in die Bügel, der Wagen hält einen Augenblick, doch nur so lange, daß gerade Justine Zeit bekommt, den Schlag zu öffnen und hinauszuspringen. Ich will nach. In demselben Augenblicke aber ziehen die Pferde an, im Galopp rasen sie davon über Stock und Stein, Reiter und Reiterin immer neben uns. Der Kutscher verliert die Bügel und erst nach einigen Minuten ist er im Stande, die Pferde zum Stehen zu bringen. Wir befinden uns auf offener Landstraße. Während die beiden Fremden sich mit dem Fürsten im heftigsten Wortwechsel in ihrer Sprache befinden, der Fürst vor Scham und Verlegenheit nicht weiß, was er mir sagen soll, befreie ich mich halbtodt aus dem Wagen, suche die Charlottenburger Straße zu gewinnen, rufe, schreie nach Justine, frage Vorübergehende nach ihr, alles vergebens. Endlich finde ich eine leer in die Stadt zurückführende Droschke, fahre noch einmal denselben Weg zurück, aber Justine ist verschwunden, nirgend, nirgend eine Spur von ihr!“

Ermattet legt sich die Professorin zurück, und der Professor schreit verzweifelt die Hände ringend:

„Mein Kind! Mein Kind!“

„So muß man suchen, suchen lassen! Die Polizei verständigen!“ ruft Jelig, der mit verstörten Sinnen der Erzählung der Professorin gefolgt war, und rennt davon.

„O, Justine, Justine, nun bin auch ich verloren!“ sagt der Professor für sich und schleicht, völlig gebrochen, auf sein Zimmer.

Die Professorin, laut schluchzend, würdigt ihn keines Blickes und bleibt rath- und thatlos in ihrem Stuhle sitzen.

Auf seinem Zimmer angekommen, überfällt den Professor das ganze moralische Elend, in dem er sich befindet, mit solcher Stärke, daß ihm das Leben unerträglich scheint. Was soll er auch thun? Soll er mit seinem schuldbeladenen Gewissen das Rathgeber besteigen? Wie soll er seiner Frau ferner gegenüberreten, die ihn durchschaut hat? Wie Justine, wenn sie noch lebt? Und ist sie todt, wie soll er ihren Tod überleben? Wie den Tod Krügers, den ihm Monrad in sichere Aussicht gestellt? Wie lange kann sein Geheimniß, das keines mehr ist, verborgen bleiben?

Er hat nur noch einen Gedanken: seinem Leben ein Ende zu machen! Er sieht sich scheu im Zimmer um, er verriegelt die Thür. Mit zitternder Hand wirft er einige Zeilen auf ein Papier, worin er Abschied von seiner Frau und Tochter nimmt und seine Schuld bekennt. — Dann erhebt er sich, ergreift die seidene Schnur, die seine schweren Gardinen hält, reißt sie herunter, prüft ihre Stärke und es ist zu verwundern, mit welcher Schnelligkeit ihm die Schlinge gelingt. Er steht auf dem Stuhl und befestigt sie an einem starken Vorsprung seines gothischen Bücherschranks, legt sie um seinen Hals und springt vom Stuhl. Dieser schlägt um und mit fürchterlichen Zuckungen hängt der Körper des Professors von seinem Bücherschranke herab.

## XVI.

Inzwischen ist der Abend herangelommen und Leonore sitzt traurig in ihrem Zimmer und harret des Bruders, der heute länger als gewöhnlich ausbleibt. Sie verbirgt ihren Kummer der alten Susanne nicht, die ängstlich im Zimmer sich zu schaffen macht und dabei heimliche Seufzer ausstößt. Was soll die Alte thun? Soll sie ihre geliebte Herrin darauf vorbereiten, was geschehen kann? Sie murmelt zwischen den Zähnen: „Ich kann es immer noch nicht.“

„Was sagst Du, Susanne? Nicht wahr, Du fürchtest Dich auch?“

„Geben Sie sich zufrieden, liebes Fräulein, wer weiß, welche wichtige Sache ihn aufhält!“

„Ach, ich fürchte, er hat die endgültige Verlobung Justinens erfahren, und der Schmerz hat ihn menschenfleh gemacht und in's Freie getrieben. — Wenn er sich nur faßte! Wenn er nur bald zu mir zurückkehrte! — Mir ist Alles unerklärlich. Wie hoffnungsvoll schied ich von Justine, wie echt dünkten mich ihre Thränen, und eine halbe Stunde später fährt sie scherzend mit dem Fürsten davon!“



Leonore träumt vor sich hin.

„Du sahst das Brautpaar, Susanne?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ich sah sie durch die Stadt fahren: ein schönes Paar! Justine glühte wie eine Rose, sie war so ausgelassen heiter — aber glücklich schien sie trotzdem nicht zu sein.“

„Nein, das glaub' ich auch. — Aber zu retten war sie nicht mehr, wie ich nun sehe. — Wenn sich nur mein armer Bruder davon überzeugte! — Wo er nur bleibt? War denn Herr Grund auch nicht mehr hier? — Du zitterst, Susanne? — Warum antwortest Du nicht?“

Leonore steht bebend vor ihrer alten Dienerin.

„Ach liebes Fräulein!“

„Du verheimlichst mir etwas, Susanne! Es ist ein Unglück geschehen, um Gottes Willen, was ist es?“

„Es liegt mir auf dem Herzen, als ob ich einen Mord begangen hätte. Ich muß es Ihnen doch endlich sagen.“

„Wo ist mein Bruder?“ schreit Leonore und stürzt der Alten um den Hals.

Susanne erzählt Alles, was sie weiß.

„Er wird sterben, er wird sterben wollen!“ schluchzt Leonore laut, und auf einen Stuhl niederstinkend und die Arme auf den Tisch stützend, jammert sie:

„O, ihr unmenschlichen Menschen, die ihr ihn dahingebracht! Die ihr ihn in eure Kreise gelockt, in denen der Edle zu Grunde gehen muß. Wie ist meine Seele plötzlich von Haß erfüllt, von glühendem Haß, den ich sonst niemals gekannt! Wie dürstet mein Herz nach Rache, wie möchte ich alle Weiblichkeit abstreifen, um Dich zu rächen, mein geliebter Bruder!“

Sie weint still in ihr Tuch hinein. Die alte Susanne steht trostlos daneben und klagt sich an, daß sie nicht geschwiegen, da vielleicht doch noch Alles gut abläuft.

Da ertönt die Hausglocke.

Die beiden Frauen fahren erschreckt auf.

„Er ist's! Geh, Susanne, und öffne! Man wird ihn uns todt in's Haus bringen!“ klagt Leonore und legt den Kopf auf den Tisch. Sie wagt es nicht hinanzugehen, sie fürchtet den entsetzlichen Anblick.

Zögernd geht die Alte und öffnet; aber nicht Krüger erscheint, sondern — Justine!

Ohne die erstaunte Alte zu grüßen tritt sie in's Zimmer und bleibt, bleich und verstört, stumm an der Thür stehen.

Leonore blickt auf und traut ihren Augen nicht. Ein Schrei, gemischt aus Wuth, Schmerz und Verwunderung, entringt sich ihren Lippen.

„Du kommst zu mir? Du? — Willst Dich an meinem Schmerze weiden? Unselige, was treibt Dich hierher?“

In ihrem Jammer und bei der hereinbrechenden Dunkelheit sieht

Leonore nicht, wie völlig verwandelt Justine vor ihr steht. Aus ihrem Gesichte ist alles Leben verschwunden, ihre Kleider sind zerrissen, denn sie hat sich stundenlang wie wahnsinnig im Dickicht des Thiergartens verborgen, ihr Auge ist erloschen, leichenhaft starrt es Leonoren an.

„Leonore,“ sagt sie mit tonloser Stimme, „ich frage mich, — ob ich — noch leben kann?“

„Entsetzliche Spöttlerin! Hinweg von mir! Ich verachte Deine Verstellungskunst! War es nicht genug, daß Dein Vater meinem Bruder die Früchte seines Fleißes entwendete, muß er ihm auch noch das Leben rauben?“

Justine hat nur die Worte gehört, die sich auf ihren Vater beziehen, sie ist von ihnen wie elektrisirt; wie aus einem Traume erwacht, stürzt sie behebend auf Leonoren zu und ruft:

„Was sagst Du? Also es ist wahr? Mein Vater hat ihm die Preisarbeit gestohlen?“

„Kannst Du noch fragen? Der Freund des Fürsten entdeckte den Betrug — und Franz wird im Duell für Deinen Vater sterben!“

Leonore wendet sich ab, Thränen ersticken ihre Stimme, sie verbirgt ihr Gesicht an der Brust Susannens.

Justine aber steht mitten im Zimmer und ein unaussprechliches Wehgefühl zerreißt ihr die Brust, ihre Gedanken fahren irr herum, nur einer ist klar.

„Daß also war die Schande,“ denkt sie, „von der mein Vater sprach, daß der Grund, warum er mich dem Fürsten verkaufte! Daß bedeuteten die Anspielungen des Fürsten! — So bleibt mir nichts, nichts! Nicht einmal der gute Name meines Vaters!“

Wild bäumt sich der Born in ihrer Brust. Das Leben erscheint ihr als eine Wüste voll ecker Gemeinheit, aus der sie nicht schnell genug entfliehen kann, denn jedes Zögern könnte ihre gerechte Verzweiflung wieder in unthätige Resignation verwandeln.

Mit raschem Griff reißt sie den Dolch aus ihrem Gürtel und führt ihn mit sicherer Hand gegen das lautpothende Herz.

Sie stöhnt, sie sinkt, Leonore und Susanne sehen erst jetzt, was geschehen, sie eilen herbei und legen die Sterbende auf das Sopha.

Susanna eilt nach einem Arzt, Leonore kniet neben Justine, sucht das hervorquellende Blut mit nassen Tüchern zu stillen.

„Was hast Du gethan, Unglückselige?“ raunt sie ihr entsetzt in's Ohr.

„Mich — ausgestrichen, wie eine — falsche Zahl! O weh!“

„Und meine Worte haben Dich getödtet?“

„Nein, Schwester, nein, Du nicht! Du wirfst — es erfahren — was mich — so weit gebracht.“

Sie haben nicht bemerkt, daß während der letzten Worte die Professorin eingetreten ist; das Suchen nach ihrer Tochter hat sie endlich auch hienher geführt. Wie eine Löwin nach ihrem geraubten Jungen stürzt sie an das Lager der Tochter.

„Justine!“ ruft sie, „Justine! Wie muß ich Dich finden!“

„Sterbend,“ sagt Leonore schluchzend.

„Sterbend?“ schreit die Mutter. „Nein! nein! Es ist nicht wahr! Wer hat Dich getödtet? Du sollst leben!“

„Ich nicht, Mutter — ich nicht! Der Tod ist — meine Erlösung,“ sagt Justine matt.

„Justine, Justine! Noch nicht! Ehe Du mir nicht vergeben!“

Sie sucht nach der Hand ihrer Tochter, sie küßt sie zum ersten und letzten Male in ihrem Leben.

„Leb' wohl, Mutter — laß mich ziehen!“

„Nein, nein, Justine! Liebes Kind! Du darfst nicht sterben! Holt einen Arzt, vergeßt ihr denn das Wichtigste?“

Leonore sagt ihr, daß man bereits nach einem geschickt.

Da nahen Tritte.

Es wird der Arzt sein!

Nein! Das sind bekannte Stimmen, die Thüre geht auf, Franz und Jelig erscheinen, beide unverletzt.

Leonore fliegt an des Bruders Hals, wer beschreibt ihre Gefühle in diesem Augenblick?

In der Angst haben die Frauen vergessen, die Lampe anzuzünden, die Eintretenden bemerken nicht, zu welcher Scene sie gekommen.

Sie erzählen rasch, daß sie vergeblich auf Monrad gewartet, daß aber endlich ein Bote einen Brief von ihm gebracht hätte, worin er sein Ausbleiben entschuldigt, da eine unaufschiebbliche Angelegenheit seine sofortige Abreise erfordert habe.

Leonore weint Thränen der Freude und des Schmerzes am Halse ihres Bruders.

Da tritt die alte Susanne, die Lampe in der Hand, mit dem Arzte herein und beleuchtet die furchtbare Scene.

Die jungen Männer stehen starr vor Entsetzen, man unterrichtet sie schnell von dem Geschehenen. Sie dringen in den Arzt, zu versuchen, was in seinen Kräften stehe.

Er schüttelt den Kopf, es ist vorbei.

Am Lager Justinens knien jetzt zu beiden Seiten Krüger und die Mutter. Auch Krüger hat eine Hand gefaßt und bedeckt sie mit Thränen und Küssen.

Justine lächelt ihn matt an.

„Lebe, lebe! Sei glücklich!“ flüstert sie mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte und sucht sich aufzurichten. Es gelingt ihr nur halb, mit beiden Händen ergreift sie Krügers lockiges Haupt und ihr kleiner Mund spißt sich wie zu einem Kusse.

Er sieht es nicht vor Thränen.

Aber Justinens Kräfte reichen nicht mehr aus, ermattet sinkt sie zurück und haucht die letzten Worte:

„O, Mutter — gute Nacht.“

Der Allerbarmherzige Tod hat sie sanft in seine Arme geschlossen. —

In dem Zimmer Krügers hört man lange Zeit nichts als Schluchzen und unterdrücktes Weinen. Dann erhebt sich die Mutter von den Knien, trocknet die Thränen und sagt, auf ihr Kind niederschauend.

„Wohl ihr! Sie wird dort oben für ihren Vater bitten, mit dem sie zugleich vor ihren Richter tritt.“

„Zugleich!“ fragt Felix, „wo ist Dein Mann?“

„Ich fand ihn — in seinem Zimmer — todt.“

Neues Entsetzen faßt alle Anwesenden. Die Professorin aber reißt wie sonst ihre Gestalt in die Höhe und sagt mit starker Stimme:

„Ich aber will leben! Will meine Schande allein vor allen Leuten tragen; das sei meine Strafe!“

\*

\*

\*

Und diese Strafe war nicht gering für die einst so eitle, stolze Frau.

Sie hat sie vier Jahre getragen, dann ist sie ihr erlegen. Was sie von ihrem großen Reichthum bei Lebzeiten nicht an Arme vertheilt hat, ist nach ihrem Tode vielen wohlthätigen Anstalten der Stadt zugute gekommen.

Und die Andern?

Etwa ein Jahr nach der eben erzählten Katastrophe konnte man eines Tages am Hafen zu Hamburg, an der Stelle, wo der große Dampfer „Frisia“ anzulegen pflegt, unter den sich zur Abfahrt Rüstenden vier Personen bemerken, denen der Abschied von Europa nicht schwer zu werden schien.

Es waren Felix mit seiner jungen Frau Leonore, denen das Glück aus den Augen lachte; die alte Susanne, die trotz ihrer Jahre die Reise über den Ocean wagte, um ihre Liebsten nicht zu verlassen, und ein ernster junger Mann, Franz Krüger.

Sie haben drüben gefunden, was ihnen hier nicht beschieden war: einen Wirkungskreis, der ihr Leben edel ausfüllt und sie ganz befriedigt. Felix ist der glücklichste Familienvater und zugleich einer der angesehensten Kaufleute New-Yorks, und Krüger, der es sich in den Kopf gesetzt hat, unverheirathet zu bleiben, eine Biederde der dortigen Universität.

Fürst Natinski aber ist mit Hülfe seines väterlichen Freundes Morrad bisher allen Schlingen der Polizei glücklich entgangen. Er hat eingesehen, daß er ohne den Beistand dieses erfahrenen Mentors nicht existiren kann, und ihn durch verdoppelte Wohlthaten für's ganze Leben an sich gekettet. Dem Genie dieses Mannes hat es der Fürst zu danken, daß er wieder wie einst enfant gâté der Petersburger Gesellschaft ist.





## Illustrierte Bibliographie.

**Berliner Bunte Mappe.** Originalbeiträge Berliner Künstler und Schriftsteller. München 1886. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Friedrich Bruckmann.

Es darf ein sehr glücklicher Gedanke genannt werden, daß sich die geistigen Koryphäen der deutschen Reichshauptstadt zu einem ähnlichen Werke vereinigt haben, wie es bisher von München alljährlich ausging. Die durch den Titel angedeutete Form einer Sammlung kleinerer Aufsätze, von denen jeder eigenartig und fesselnd ist, hat dem Talente des Einzelnen seine volle Freiheit gewahrt; jeder durfte seine „Specialität“ pflegen. So bietet die Berliner Mappe zugleich ein charakteristisches Bild der gegenwärtig in Berlin selbst vertretenen Richtungen.

In dieser Beziehung ist ein Vergleich mit der vorjährigen Münchener Mappe von besonderem Interesse. Auf den ersten Blick nimmt man in der letzteren das Ueberwiegen der künstlerischen, in jener das Vorherrschende der schriftstellerischen Beiträge wahr. In der Münchener Mappe zeigt die Künstlerschaft eine gewisse Einheitlichkeit, wenn man will Zugehörigkeit zu bestimmten Schulen, während die Schriftsteller untereinander wenig Zusammenhang haben. In der Berliner Mappe ist das Verhältniß umgekehrt. Die Beiträge der Schriftsteller deuten auf eine gewisse Gleichmäßigkeit der Umstände, unter denen sie entstanden, eine gewisse gleiche Denkweise, während die Künstlerschaft sich in einzelne Individuen zersplittert. Das angedeutete Verhältniß erklärt sich leicht aus der Verschiedenheit der Traditionen, die in den beiden Residenzen herrschen. München ist seit Generationen eine Kunststadt, während in Berlin vor wenigen Jahrzehnten, wie Ludwig Bietich das so hübsch in seinen „Atelier-Erinnerungen“ schildert, für talentvolle Künstler kaum ein Meißer existierte, der den unentwickelten Anlagen die Richtung hätte geben können. Paul Heyse, Graf von Schud, Karl Stieler, Gregorovius, Hermann Lingg, Wilhelm Pertz sind untereinander so verschieden, wie Franz von Holzendorf und Carl du Prel, während die Phalanx der literarischen Vertreter der Reichshauptstadt leicht gruppenweise betrachtet werden kann.

Es ist, von den poetischen Beiträgen im höheren Sinne abgesehen, ein gewisser Localton in den meisten zu erkennen, und so kräftig auch die Eigenart des Einzelnen sein mag, Berlin mit seinem an Erscheinungen so reichen Leben und seinem mit jedem Tage deutlicher ausgeprägten Streben nach Ausbildung eines bestimmten Charakters übt auf Alle seinen Einfluß.



Der Harfenist von Achenfer. Von Ludwig Pictsch.

Aus: Berliner bunte Mappe 1886. München.

Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann.

Paul Lindenberg's historische Skizze „Am Gesundbrunnen“ und Paul Lindaus Bild aus dem socialen Leben der Großstadt „In einer Droschke zweiter Klasse“ stehen hier obenan. Zur größeren, freier behandelten Novelle leitet Hans Hopfen mit seiner Erzählung „Im Schlaf geschenkt“ über; Rudolf Lindaus „Der Abend“ zeigt wiederum alle Vorzüge in der Kunst des schlichten, ernststen, eindringlichen Vortrags, die dieser eigenartige Erzähler in seltenem Maße beherrscht. Weitere Beiträge von Hermann Heiberg und Elisabeth Werner verdienen warme Anerkennung. Fritz Mauthner, Max Ring und Paul von Schönthan vertreten den Humor, allerdings mit dem bekannten Zusatz in der Stimmung, dem das Volk einem vor dem Gehenktwerden



Vegas. Victoria.

Aus: *Der bunte Nappe* 1886. München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Buchmann.



Stehenden beimißt: die Laune ist darum aber keineswegs schlecht. Die rein poetische Form ist ebenfalls reichlich vertreten; es genügt hier, des feinfühligsten Theodor Fontane schwungvolle Ballade „John Maynard“, Spielhagens meisterhafte Ueber-



Gute Freunde. Von Otto Gebler,

Auß: Münchener bunte Mappe 1885, München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft  
vormals Friedrich Bruckmann.

setzung dreier Tennyson'schen Gedichte und Julius Rodenbergs „Zwei Frühlingstage“ zu nennen.

Und nun die reichen Illustrationen! Auf 99 Folioseiten kommen deren 40, von denen jeder Leser schnell seine besonderen Lieblinge herausfinden wird. Sollten wir diejenigen nennen, die uns die größte Freude gemacht haben, so wären es die folgenden: Anton von Werner: „Der rothe Prinz“, Adolf Menzel: „Der Sticker“



und Graf von Harrach: „Gefahrvolle Jagd“. Prächtig sind Gussows und Teschendorffs „Studentenköpfe“, von erwürmendem Humor Meyerheims „Ruhestündchen“ und Knaus' „Genügsamer Weltbürger“. Thumanns „Frühlingsblumen“ und die in der Repro-



Ruhestündchen. Von Paul Meyerheim.

Aus: Berliner bunte Mappe 1886. München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann.

ducirung ganz besonders gelungene „Kloster ruine Allerheiligen“ von Hertwig mit dem hübschen Gedicht von Richard Schmidt-Cabanis erwecken eine milde lyrische Stimmung, während Georg Bleibtreus „Besiegung der Raubritter in der Mark durch Friedrich I.“ uns den Lärm des Krieges vorführen. Eine gewisse Verchwilerung der Kunst und

der Literatur repräsentirt die Portraitsstudie von Karl Stauffer-Bern, dem Künstler, der jetzt für die Nationalgalerie den Dichter der „Journalisten“ malt: „Conrad Ferdinand Meyer“. Ein prächtiges Gesicht! Freilich einen Dichter von der Bedeutung Meyers würde Niemand aus diesen Zügen herauslesen. Eher würde man einen jovialen,



Am Strande. Von Leopold Graf Kalckreuth d. J.

Aus: Münchener bunte Mappe 1885, München.

Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann.

biedern Landwirth in ihm vernuthen. Das alte Lied von dem Hungerleiden deutscher Dichter scheint hier zum Spott zu werden, so wohlgenährt und lebensfroh schaut Meyer in die Welt. —

So stünde, denn in Summa die Berliner Mappe der Münchener keineswegs nach, und es bliebe für die Zukunft nur zu wünschen, daß es zu einer Vereinigung deutscher Künstler und deutscher Dichter in einer deutschen bunten Mappe käme, die von den schöpferischen Fähigkeiten unseres Volkes auf beiden Gebieten Proben gäbe.



## Die Arbeiterfrage.

Die Arbeiterfrage. Ein sociales Programm von Wilhelm Döschelhäuser.  
Berlin, Jul. Springer.

Auf Grund eigener Erfahrungen, die in mehr als fünfzigjährigem Verkehr mit den Arbeitern gesammelt sind, wagt sich der bekannte nationalliberale Abgeordnete an die versuchsweise Lösung des schwierigsten Problems, welches die moderne Staatswirthschaftslehre kennt. In dem der Natur der Sache nach beschränkten Sinne, daß nur ein Vorschlag gemacht werden soll, darf man diese Schrift mit Freuden begrüßen, denn sie ist beseelt von der edelsten Absicht: ob aber der Döschelhäuser'sche Gedanke, einstweilen durch ein „Uebergangsgesetz“ von 6 jähriger Gültigkeitsdauer eine theilweise Altersversorgung der arbeitenden Klassen unseres Volkes unseres zu lassen, Lebenskraft hat, würde sich erst durch die Praxis erweisen; denn die immerhin sehr bald notwendige Staatshilfe beruht einstweilen auf der geplanten Erhöhung der Branntwein-consumsteuer. Allein trotz der beträchtlichen Schwierigkeit, auf dem angegebenen Wege zum Ziele zu kommen, verdient das vorliegende „sociale Programm“ doch die eingehendste Aufmerksamkeit der Zunächstbetheiligten, ja noch mehr: es sollte in den weitesten Kreisen, gleichviel, welcher politischen Partei dieselben auch angehören, gelesen werden, denn die einleitende „Kritik der socialdemokratischen Bestrebungen“ ist außerordentlich sachgemäß. Auch wird mit Recht mehrfach vom Verfasser betont, daß der Staat nur einer der Factoren ist, die zur Hebung der socialen Lage des sogenannten vierten Standes beitragen müssen, und nicht einmal der wichtigste: die Gemeinde, die Gesellschaft und besonders Arbeitgeber und Arbeiter selbst haben ebenso bedeutsame Hilfe zu leisten; der Staat tritt nur in den Vordergrund, weil er vermöge der Gesetzgebung stets die Möglichkeit des schnellsten Eingreifens hat. Die Durchführung des Kranken- und des Unfallversicherungsgesetzes sind nur als Vorstufen zur Erreichung weiterer Ziele zu betrachten, die sicher einmal erreicht werden müssen. Unter den indirect wohlthätigen Einflüssen, die der Staat dem Arbeiter zuführt, steht sehr hoch die Wirksamkeit einer musterhaften Elementarschule; unter den Mitteln, welche die Gesellschaft zur Verfügung stellen muß, steht obenan die Bekämpfung der Trunksucht. Dieses Vaher zerstört das Familienleben des Arbeiters, seinen sichersten Halt, das darum von der Wohlthätigkeit fast mehr in's Auge zu fassen ist als das Dasein des Einzelnen. Jede Wohlthätigkeit muß eine zielbewußte, auf der genauesten Kenntniß der Verhältnisse beruhende sein, und um diese zu erlangen, bedürfen die bestehenden Klassen für alle Formen der Mitwirkung des weiblichen Geschlechts. Auch die Frauen können so sehr viel zur Lösung der Arbeiterfrage beitragen. Man sieht, wie bei aller Mächtigkeith Döschelhäuser doch auch dem Idealen seine Rechte gewahrt wissen will. Der Arbeiter ist für ihn nicht ein Gegenstand philosophischen Studiums und kritischer Beobachtung, sondern er ist und bleibt ein Mensch, dem seine Menscheneigenschaften den gebührenden Platz in der Gesellschaft anweisen, der darum „stets seines eigenen Schicksals Schmied bleibt“. „Hilf Dir selbst und Gott wird Dir helfen,“ müßte darum in großen Lettern über der Thüre jeder Arbeiterwohnung stehen. Wer von uns sollte diesem Wunsche nicht beistimmen?

## Karl Biedermanns Deutsche Geschichte und Memoiren.

1840—1870. Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Vom Thronwechsel in Preußen 1840 bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Nebst einem Rückblick auf die Zeit von 1815—1840. Von Karl Biedermann. 2 Bände. 3. Auflage. Breslau, S. Schottlaender.

Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte. Eine Ergänzung zu des Verfassers „Dreißig Jahre deutscher Geschichte“. Von Karl Biedermann. 2 Bände. Breslau, S. Schottlaender.

„Gerade in der Stunde einer leidenschaftlichen Discussion über Fragen politischer und wirthschaftlicher Natur möchte ich den Leser auf ein Buch hinweisen, welches ihn unablässig daran mahnen wird, daß alle Meinungsverschiedenheiten, alle Streitigkeiten des Tages ihre Versöhnung finden müssen in dem Gedanken der schwer errungenen Ein-

heit und Größe des Reiches.“ Mit diesen Worten begann ich genau vor einem Jahre die Anzeige eines Buches über die deutsche Einheit, und die gleichen Worte fliehen mir unwillkürlich in die Feder, da ich über die neue Auflage von Biedermanns „Dreißig Jahren deutscher Geschichte“ zu berichten mich ansehe. Es ist ein rechtes Buch, das zur rechten Zeit erscheint. Wie damals, so hat auch heute wieder die politische Discussion einen so herben, leidenschaftlichen Charakter angenommen, daß das Band zerrissen scheint, welches im Jahre 1870 alle Deutschen umschlang. Darum übt es eine wahrhaft versöhnende Wirkung aus, wenn man bei Biedermann liest, wie gerade in dem Jahrzehnt nach 1840 die Parteien sich auf's Heftigste befehdeten und wie sie dennoch später ein gemeinsames Ziel sich steckten, dessen Verfolgung sie über alle Kleinlichen Differenzen hinweghob.

In die junge Generation wendet sich das Buch in erster Linie, nicht bloß an das der Historiker, sondern an alle, denen es um geschichtliche Bildung, um eine klare und vorurtheilslose Erkenntniß der vaterländischen Zustände ernstlich zu thun ist. Gewiß lag die Gefahr nahe, daß der Verfasser bei der Schilderung eines Zeitraumes, an dessen Ereignissen er selbst den thätigsten Antheil genommen hat, wie von ungefähr auf den engen Standpunkt einer einzelnen Partei gerathen könnte. Aber man muß es laut anerkennen, daß in diesem Buche niemals der Politiker spricht, sondern überall der ruhig abwägende Historiker das Wort behält, der nicht richtet, sondern berichtet, der die Bestrebungen der Parteien versteht, aber nicht verurtheilen will. Dieser Vorzug der Objectivität ist um so höher anzuschlagen, als Biedermann für seine im besten Sinne des Wortes nationale und liberale Gesinnung Anschuldigungen der schwersten Art zu erleiden gehabt hat. Dieser Vorzug ist es auch gewesen, der das Buch zu einem wahren Volksbuch gemacht hat. Conservative und liberale Zeitungen konnten es mit bestem Gewissen ihren Lesern empfehlen, zumal die Klarheit und Flüssigkeit der Darstellung von jener Art ist, welche „ohne oberflächlich zu sein, das Lesen des Buches nicht zu einer Arbeit, sondern zu einer angenehmen Beschäftigung macht“. Das Buch ist gekauft und gelesen worden, und der beste Beweis für seine weite Verbreitung liegt darin, daß, nachdem kaum fünf Jahre verflossen sind, eine dritte Auflage nöthig geworden ist.

Zu gleicher Zeit beschenkt uns der unermülich thätige Verfasser mit einem neuen, zweibändigen Werk, das ebenso unterhaltend, ebenso interessant, ebenso angenehm und flüssig geschrieben und vielleicht noch lehrreicher ist als jenes, — mit den eigenen Memoiren. „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte“ ist der Titel dieses Buches, das sich mit vollster Berechtigung als eine „Ergänzung zu den dreißig Jahren deutscher Geschichte“ bezeichnen. Eine fast fünfzigjährige Theilnahme an den verschiedenen Entwicklungsphasen unserer Nation haben dem Verfasser mannigfache Gelegenheit gegeben, mit den führenden Persönlichkeiten in Verkehr zu treten und einen Schatz von Erinnerungen, theils in amtlichen Documenten, theils in Briefen, theils in eigenen schriftlichen Aufzeichnungen, anzusammeln, welche, wie sie jetzt vorliegen, ein Quellenbuch zu seinem darstellenden Werk bilden. Ich habe mit diesen Worten schon angedeutet, wodurch sich Biedermanns Buch von zahlreichen Memoiren alter und neuer Zeit vortheilhaft unterscheidet. Der Historiker pflegt nämlich dieser Art von Literatur kein großes Vertrauen entgegenzubringen; denn um die eigene Persönlichkeit in ein helles Licht zu stellen, oder aus Furcht vor einer Schilderung, welche eine unparteiische Geschichtsschreibung entwerfen könnte, haben die Memoirenschreiber es nicht immer genau mit der Wahrheit genommen. Es ist eine der mühsamsten Aufgaben der historischen Kritik, in solchen Büchern das Wahre und Falsche von einander zu sondern. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß Biedermann, der ja Historiker von Fach ist, aus diesen Erwägungen heraus seine Memoiren in der Weise gestaltet hat, daß er in seine Erzählung auch die Beweise für die Richtigkeit derselben einfließt. Diese Art der Composition wirkt nicht etwa störend, indem sie den Fluß der Darstellung unterbricht; im Gegenteil, der Wechsel der Erzähler bringt eine Lebendigkeit und Unmittelbarkeit hervor, welche den Leser mitten in die Bewegung der geschilderten Zeit hineinstellt, mag es sich um eine Frage der hohen Politik, oder um ein wissenschaftliches und literarisches Unternehmen, oder um des Verfassers Stellung zur Leipziger Universität handeln. Von hervorragenden Männern, deren Briefe wörtlich wiedergegeben werden, erwähne ich nur die folgenden: Mundt, Dahlmann, Gervinus, Fallmerayer, Droysen, R. v. Mohl, Berthold Auerbach, Schulze-Delitzsch, Wapdorf, Auerwald, Laube, Puttitz, Devrient und Dingeldeht.

Es tritt uns in diesem Buch ein Mann von hohem und festem Charakter entgegen, Einer von jenem Geschlecht, welches Ueberzeugungen hatte und für diese Ueberzeugungen auch Opfer zu bringen wußte  
L.

## Der Zug nach dem Westen.

Berlin. Romane von Paul Lindau. I. Der Zug nach dem Westen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

„Dies Buch sei Euch ein Buch — den Autor kennt Ihr nicht!“ Mit diesen Worten übergiebt der Vertreter einer großen Gemeinschaft dem Ärzte und Schriftgelehrten de Silva das Buch des abtrünnigen Uriel Acosta und legt ihm so die schwere Pflicht auf, seine Theilnahme für den Menschen Acosta ganz zu unterdrücken, um ein unabhängiges Urtheil über den Autor zu gewinnen. Das ist freilich leichter verlangt, als erfüllt; und auch de Silva schwankt bekanntlich zwischen der strengen Pflicht und den Gefühlen für seinen Schüler und Freund.

Wie sollte ich, verehrtester Herr Doctor, der ich nunmehr drei Jahre unter Ihrer Leitung in der Redaction dieser Zeitschrift arbeite, die volle Objectivität besitzen, um über Ihr jüngstes Werk gänzlich ohne Voreingenommenheit zu urtheilen? Das ist keine leichte Aufgabe für den, der Sie nicht bloß als Schriftsteller schätzt, was ja tausend Andere außer ihm auch thun, sondern als Menschen und, wenn Sie das Wort gestatten, als Vorgesetzten zu verehren gelernt hat. Es ist schlechterdings unmöglich, bei einem solchen Verhältniß eine Kritik zu schreiben. Muß es denn aber eine Kritik sein? Nachdem Beurtheiler von dem Gewichte Karl Frenzel's, Johannes Proell's, und Blätter von der Bedeutung der „Kölnischen Zeitung“ und der „Nation“, nachdem ein großes Lesepublikum bereits die Anerkennung kundgegeben für Ihren „Zug nach dem Westen“, wird es kaum noch nöthig sein, eine Kritik im vollen Sinne des Wortes zu schreiben. Aber sollte es mir darum versagt sein, mit unseren Lesern die Freude zu theilen, die mir Ihr Berliner Roman gemacht hat?

Mit den Worten „Berliner Roman“ wäre das ausgesprochen, was ich an erster Stelle Ihrem Werke nachzurühmen hätte. Die Personen, die in Ihrer Erzählung im Vordergrund agiren — Georg Nortstetten, Lolo, Chrike, Stephanie, Wilprecht, Lili und der Oberlehrer Möldorf — diese Personen gehören mit ihrem ganzen Fühlen einer Sphäre an, die außerhalb Berlins nicht wiederzufinden ist, ja man dürfte sagen, die auch vor zwei Jahrzehnten in Berlin noch nicht existirten. Mit besonders künstlerischer Wirkung schildern Sie das Eintreten des begabten jungen Musikers, der aus dem Westen Deutschlands stammt, in diese Sphäre, die, reich an geistiger Begabung und an Geschmack, doch so weit entfernt ist von ernsten Kunst-Bestreбungen und wahrhaft idealen Zielen, die, kurzweg, mehr dem Scheine des Glückes als dem Glück selbst nachjagt.

Und diesem Kreise von Berlin W ist der Ton der Erzählung, der Wechsel der Rede im Zwiegespräch mit großem Geschick angepaßt. Wir haben in unserer Monatschrift nie Ihrer früheren Schöpfungen auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung gedacht. Unsere Leser waren meist auch die Ersten, die sie lasen, und hatten sich ihr Urtheil selbst gebildet. Wir brauchten sie nicht aufmerksam zu machen auf die Leichtgläubigkeit und Anmuth Ihres Stils, der, ohne nach besonderem Schwung oder gewichtigem Pathos zu haften, Stimmungen aller Art müheelos folgt. In dem „Zug nach dem Westen“ haben Sie offenbar auf die Form eine besondere Sorgfalt verwandt. Hier ist der Stil, um es mit einem Worte zu sagen, charakterisirend. Durch die Beimischung von Ironie, die sich besonders in dem ersten Theil der Erzählung kundgiebt, wo die falsche Verwerthung eines so gewichtigen Mittels zum Glück, wie es das Geld ist, gegeißelt werden soll, erhält das Dargestellte die Beleuchtung von einem ganz bestimmten Gesichtswinkel. Späterhin, wo in dem Verhältniß zwischen Lolo und Nortstetten die lyrische Stimmung vorwaltet, wird der Stil von dieser Beimischung frei und erhebt sich besonders an den bevorzugten Stellen zu bedeutender poetischer Kraft. Selbst wer Ihre erzählenden Werke gelesen hatte, wußte noch nicht, daß Ihrem Talente auch die Darstellung der Idylle des Pfarrhauses möglich sein würde, und diese ist es gerade, die



dem heiklen Stoffe des Romans alles Herbe benimmt. Der Ehebruch hört auf, in dem Sinne einer Moral, die unabhängig von der traditionellen Geselchkeit zu urtheilen vermag, ein Verbrechen zu sein. Er wird durch das Moment der Erlösung, das ihm innewohnt, auch als die That zweier Edelgesinnter begreiflich. Menschenblüthen, wie die körperlich und seelisch so bevorzugte Lolo sind nicht da, um von den Chriken maltrairt zu werden. Dieser einfache Gedanke, der in der Theorie kaum bestritten wird, scheint in der Praxis unseres Lebens gar keine Geltung zu haben, und am wenigsten in dem Leben der Großstadt, in welcher der Reichtum die grausamsten Vorrechte giebt. Dieser moderne und sittliche Gedanke wird in dem Roman mit größter Energie vertreten, er tritt ganz besonders dadurch kräftig in unsere Ueberzeugung, daß selbst der Pfarrer Nortstetten und seine ganze Familie, Menschen von orthodoxester kirchlicher Richtung, sich vollkommen an ihn gewöhnen, lediglich geleitet durch ihr warmes Herz, welches den großen Vorzügen Losos gern und freudig gerecht wird.

Der Aufenthalt der jungen Frau in dem Hause des sittenstrengen Pfarrers bildet eine Art Läuterungsproceß für sie, der nach den fürchterlichen Kämpfen, welche Georg und Lolo in Folge ihres Vergehens gegen die Ordnung der Gesellschaft durchgemacht hatten, auf ihre Seelenstimmung beruhigend einwirkt. Allen Leichtsinne des Handelns hat sie abgestreift — unedel gedacht hat sie nie.

Darum wirkt das letzte Capitel so erschütternd. Lolo stirbt bei der Geburt ihres ersten Kindes, also in dem Augenblicke, welcher der neugelifteten Ehe die höchste Freude gewähren sollte. Es ist das die Sühne für ihre That, eine Sühne, die hart erscheinen könnte, — härter für den überlebenden Nortstetten als für Lolo — die aber durch die poetische Gerechtigkeit erfordert wird.

Ich habe, verehrtester Herr Doctor, in diesen wenigen Worten den Inhalt des Romanes kaum angebeutet; erzählen mag ich ihn nicht; viele unserer Leser werden Ihr Buch schon kennen, und die es nicht kennen, werden es sicherlich in nächster Zeit lesen. Denn die Leser unserer Zeitschrift sind Ihre Verehrer. Ihr zc.

R. L.

## Bibliographische Notizen.

### Musik-Literatur.

**Reise-Briefe von Carl Maria von Weber** an seine Gattin Carolina. Herausgegeben von seinem Enkel (Carl von Weber). Leipzig, Verlag von Alphonse Dürr.

Unter der Menge literarischer Festgeschenke, welche zur Feier des 100. Geburtstages Webers erschienen sind, nehmen die „Reise-Briefe“ unzweifelhaft die erste Stelle ein. Sie enthalten zwar keine absolut neuen Thatfachen, aber es erscheint in ihnen mehr oder weniger Bekanntes in so anmutiger und reizvoller Form, daß man sie den Mendelssohn'schen und Schumann'schen Briefen getrost an die Seite stellen kann. Die Reise-Briefe zerfallen in zwei Abtheilungen. Die erste stammt aus dem Jahre 1823 und enthält 20 Briefe, je 1 aus Teplitz und Prag, 18 aus Wien datirt; sie beziehen sich hauptsächlich auf die Composition und die erste Aufführung der „Euryanthe“. Die zweite Serie der

Briefe gehört dem Jahre 1826 an und beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem „Oberon“ den Weber für London componirte und dessen erste Aufführung er daselbst dirigitte. Die Mehrzahl (26) ist in London geschrieben; je 1 ist aus Leipzig, Erfurt, Frankfurt und Dover, 3 sind aus Paris datirt. Weber hat sich durch seine Compositionen eine Popularität erworben, wie kaum ein anderer deutscher Tonsetzer (Mozart etwa ausgenommen); der gemüthvolle Inhalt seiner Briefe ist geeignet, diese Popularität noch merklich zu steigern und zu erhöhen.

**Carl Maria von Weber.** Sein Leben und seine Werke, dargestellt von August Reissmann. Mit Portraits, Illustrationen und Notenbeilagen. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim.

Anlässlich der 100 jährigen Wiederkehr des Geburtstages Carl Maria von Webers

(18. December) hat die Verlagshandlung eine Jubelausgabe des in diesen Blättern bereits früher besprochenen Reizmann'schen Wertes veranstaltet. Das zeitgemäße Buch ist Allen zu empfehlen, denen die von Webers Sohn Max Maria verfaßte Biographie zu ausführlich und das bibliographische Werk von Jähns zu trocken ist.

**Quodlibet.** Siebente Sammlung vermischter Aufsätze von Heinrich Dorn. Berlin, V. Behrs Verlag (C. Voß).

Das nicht unwichtig geschriebene Werkchen enthält 12 Aufsätze theils historischen, theils kritischen Inhalts. Daß Richard Wagner darin mehr als einmal energisch angegriffen wird, ist bei der bekannten Parteilichkeit des Autors selbstverständlich. Sehr lezenswerth ist die erste Abhandlung: Geseßgebung und Operntext. Von specifisch musikalischem Interesse sind die Erinnerungen an Karl Krebs und Richard Wüerst. Die Lecture des ersten Aufsatzes „Silvana“ ist namentlich allen denjenigen Theaterdirectoren angelegentlichst zu empfehlen, die etwa die Absicht haben, bei der demnächst stattfindenden Weber-Feyer dessen Jugendoper Silvana in der Neubearbeitung (alias Verballhornung) der Herren Pasquò und Langer zur Ausführung zu bringen.

**Felix Mendelssohn-Bartholdy.** Dargestellt von H. Lampadius. Leipzig. J. C. C. Leudart (Constantin Sander).

Wenige Wochen nach Mendelssohns Tode (1847) erschien von demselben Autor: „Felix Mendelssohn-Bartholdy, ein Denkmal für seine Freunde.“ Die Quellen für eine Biographie des hochgefeierten Tonichters flossen damals schwach; später erschienen die beiden Sammlungen Mendelssohn'scher Briefe, die Erinnerungen Eduard Devrients und Ferdinand Hillers, das umfangreiche und hoch interessante Buch Hensels über die Familie Mendelssohn, sowie eine große Anzahl kleinerer hier und da zerstreuter Aufsätze. Lampadius hat das gesammte bis jetzt vorliegende Material gewissenhaft benutzt und in übersichtlicher und geschmackvoller Weise zusammengestellt. Unbedingt Neues konnte natürlich nicht geboten werden, dagegen ist es vielfach gelungen, alte Irrthümer zu berichtigen und Unsicheres klar zu stellen. Lampadius ist ein enthusiastischer Verehrer Mendelssohns; sein Werk ist von diesem Standpunkte aus zu lesen und zu beurtheilen. Der heranwachsenden

musikalischen Jugend ist die Lecture des Buches angelegentlichst zu empfehlen.

**Friedrich Chopin.** Sein Leben und seine Briefe. Von Moriz Karasowski. Dritte unveränderte Auflage. Dresden, F. Ries.

Der hauptsächlichste Werth des Buches beruht in der Mittheilung einer großen Anzahl von Original-Briefen aus den Jahren 1828—49, gleich wichtig für die Kenntniß des Menschen, wie des Künstlers Chopin. Der Verfasser geht rein sachlich vor und vermeidet alle poetischen Ueberschwänglichkeiten, wie sie z. B. in Liszts Buche über Chopin nur allzuhäufig zu finden sind. Die ersten 13 Capitel sind rein biographisch gehalten, das letzte bringt eine kurze, für Laienkreise jedoch durchaus ausreichende Charakteristik der gesammten Compositions-Thätigkeit Chopins. Beigegeben ist ein Portrait Chopins nach einer Zeichnung von H. Dubal, ein Zeichniß der im Druck erschienenen Werke, sowie ein Facsimile des E-Dur-Präludiums (op. 28 Nr. 4.).

**Geschichte des musikalischen Dramas** in Frankreich während der Revolution bis zum Directorium (1787 bis 1795) in künstlerischer, sittlicher und politischer Beziehung von Dr. Max Dieß. Erste Auflage (sic!). Wien, Grosse & Blaha.

Noch immer besitzen wir keine annähernd vollständige, allgemeine Musiksichte; was bisher unter diesem Titel erschienen ist, muß unzureichend und lückenhaft sein, so lange es an den nöthigen Monographien mangelt. Jeder neue, auch noch so kleine Baustein ist willkommen. Das Dieß'sche Buch behandelt zwar nur eine Periode von etwa 9 Jahren, aber diese gründlich und erschöpfend; es ist um so verdienstlicher, als die darin kritisirten und analysirten Werke von Cherubini, Mehul, Le Sueur u. A. längst von der Bühne verschwunden und nur noch selten in Bibliotheken anzutreffen sind. Der letzte Theil des Werkes (Seite 362—472) enthält als dankenswerthe Zugabe eine Anzahl ausgewählter vom Verfasser nach den Originalpartituren arrangirter Tonsätze im Clavierauszug.

**Das musikalische Urtheil** und seine Ausbildung durch die Erziehung. Von Wilhelm Langhans. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Robert Oppenheim.

Anziehend und anregend geschrieben, wenn auch über das Ziel stark hinauschießend. Die Forderung, daß in den

höheren Lehranstalten, namentlich auf den Gymnasien, der Kunstunterricht nicht, wie es leider zumeist der Fall ist, gar zu oberflächlich behandelt werden soll, ist durchaus gerechtfertigt. Daß aber, wie Langhans vorschlägt, in der Ober-Secunda die Lehre vom Canon und der Fuge und in der Prima die musikalische Formenlehre und Instrumentierung durchgenommen werden soll, wird wohl für lange Zeit ein frommer Wunsch bleiben. Der Verfasser macht sich auch darüber keine Illusion: um etwas zu erreichen, glaubt er viel fordern zu müssen. Es ist Thatsache, daß die Behörden dem Gesangunterricht auf den höheren Schulen wesentlich kühler

gegenüber stehen, als dem Turn-, Schreib- und Zeichenunterricht.

**Erlebnisse und Erinnerungen aus dem Musiker-Leben** von August Le-simple. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Das Büchlein enthält kleine, theils auf Erlebnissen des Verfassers, theils auf authentischen Mittheilungen von Zeitgenossen beruhende Erinnerungen an Spöhr, Spontini, Weber, Wagner, Kreuzer, Donizetti, Hiller, Lortzing und Meyerbeer und erfüllt den vom Verfasser beabsichtigten Zweck, angenehm zu unterhalten, vollkommen. E. B.

### Belletristik.

**Der schöne Valentin. Die alten Leuten.** Zwei Novellen von Helene Böhlau. Berlin, Gebr. Paetel.

Helene Böhlau gehört unstreitig zu den begabtesten der schriftstellenden Frauen: wenn wir auch schon Besseres von ihr gelesen haben, als die beiden oben genannten Novellen, so documentirt sie doch auch in diesen die Bedeutung ihrer dichterischen Individualität. Sowohl „Der schöne Valentin“ als „Die alten Leuten“ haben wenig Handlung aufzuweisen: was in denselben passiert ist so außerordentlich geringfügig, daß es für den Rahmen einer Novelle kaum ausreicht, es sind eigentlich mehr Stimmungsbilder in den „alten Leuten“ übrigens anläßlich solch alltäglicher Vorgänge, daß besonders dichterische Feinsichtigkeit dazu gehört, denselben solch poetische Seiten abzugewinnen.

„Der schöne Valentin“ hat uns durch einen mystisch dunklen Zug fremdartig berührt, die unbedeutende Handlung wird durch Reflexionen fast erdrückt, aber trotz dieser Einwendungen, mit denen wir nur die Fehler ihrer Vorzüge hervorheben, müssen wir nochmals betonen, daß dieses Buch, wie Alles, was Helene Böhlau veröffentlicht, das Durchschnittsmasß alltäglicher Production weit übertragt. mz.

**Aus Herrn Walters jungen Tagen.** Eine Geschichte aus Oesterreichs Vorzeit von Victor Rodiczka. Leipzig, Hermann Haesfel.

Die Erzählung spielt zu Ende des zwölften Jahrhunderts: sie führt uns an den Herzogshof zu Wien, zur Zeit, als Barbarossa auf seinem Zuge in's

gelobte Land mit seinen Schaaren in jener Stadt Rasttag hielt, und läßt das damalige Wien vor unseren Augen erstehen mit seinem bunten, bewegten Volksleben und allen den edlen Rittergestalten, deren Namen wir aus der Zeit der Kreuzzüge kennen. Mitten in diesem vielgestaltigen Treiben machen wir die Bekanntschaft des Helden der Erzählung, Herrn Walters, dessen Sangesweise schon damals am Herzogshofe hochgeschätzt wurde. Wir werden Zeugen dessen, wie der Minne Lust und Leid zum ersten Mal sich ihm in die Seele stahl, wie er manche Rose am Wege brach und bald dem holden Kind aus dem Volke, bald der stolzen Edelfrau seines Herzens Huldigung darbrachte und der Minne edelster Sänger Walter von der Vogelweide, denn kein geringerer ist Herr Walter, mit eigenen süßen Wunden das Lehrgeld zahlte für die unsterblichen Weisen, die sein Sängermund der Nachwelt hinterlassen hat.

Der Verfasser versteht es durchaus, den Leser für seinen Helden zu interessieren und selbst für die Kämpfe dieser fernliegenden Zeit Theilnahme wach zu rufen. Aber ein gewichtiges kritisches Bedenken können wir nicht unausgesprochen lassen: alle diese Menschen denken und empfinden viel zu modern. Diese Edelfrau spricht wie eine Dame des 19. Jahrhunderts und selbst Urfel, das Mädchen aus dem Volke, ist in ihrem Sprechen und Empfinden so durchaus vom Geiste unserer Zeit beherrscht, daß dieser Anachronismus jedem denkenden Leser auffallen muß. Das Gesamtbild,



welches der Leser durch die Lectüre dieses Buches aus jenen Tagen des Mittelalters empfangen soll, wird dadurch sehr beinträchtigt. mz.

**Der Große Kurfürst in Preußen.**  
Vaterländischer Roman von Ernst Wichert. I. und II. Abtheilung.  
Leipzig, Carl Neißner.

Schon seit längerer Zeit, seit dem Erscheinen von „Heinrich von Blauen“, hatte uns Ernst Wichert, kein umfangreiches Werk bescheert: nun liegt ein großer historischer Roman in seinen ersten beiden Abtheilungen „Konrad Born“ und „Der Schöppenmeister“ vor uns. Bei aller Anerkennung für den Autor können wir uns mit dieser Art Romandichtung nicht einverstanden erklären. Warum hat Ernst Wichert seine gediegene und fleißige Arbeit nicht lieber „Bilder aus der vaterländischen Geschichte“ genannt? Wir würden ihm rückhaltlos Dank wissen für die lebendige Darstellung seiner Culturstudien, für die Anschaulichkeit und Prägnanz seiner Geschichtsschreibung. Die Fabel, die er in das Historische verwoben, ist an und für sich, trotz der lebhaften Farbengebung, ziemlich dürrig; ihr Held, Konrad Born, ein Zugendbold ohne Schuld und Fehle, ist weder eine interessante noch originelle Schöpfung; nun aber wird die Handlung noch geradezu erdrückt von dem reichen historischen Material, das Wichert zusammengetragen, und eine epische Wirkung empfinden wir bei der Lectüre nur durch einzelne Episoden. Wichert hat sicherlich ein werthvolles Buch geschaffen, auf dessen Fortsetzung wir uns freuen — einen guten Roman hat er uns dieses Mal nicht geboten. aw.

**Ein neues Novellenbuch.** Von Hans Arnold. Stuttgart, Adolf Bong, u. Comp.

Hans Arnold — daß sich unter diesem Pseudonym eine Dame verbirgt, wissen alle Verehrer ihres Talents — besitzt in hohem Grade die Kunst zu fabuliren, und sie freut sich dieser Gabe, man merkt es ihr an und sie schreibt nur aus Freude an derselben.

Ihr neuestes Werk nennt sie ganz fälschlich ein Novellenbuch, höchstens vertritt eine der fünf Erzählungen diese Kunstform, aber auch bei dieser ist der Conflict mehr angedeutet als ausgestaltet; es sind harmlose Geschichten, dem Alltagsleben entnommen, nur in der Darstellung

weise liegt der anmuthige Reiz, die ansprechende Art, welche dieser Schriftstellerin eigen sind. Allerdings in formaler Beziehung möchten wir der Verfasserin mehr Sorgfalt empfehlen, es entschlüpft ihr manch flüchtige, unschöne Wendung, die wohl hätte vermieden werden müssen.

Das Buch wirkt wie der Besuch einer Freundin, die mit einem Sad voll Neuigkeiten zu uns kommt und dieselben mit solch anmuthiger Hast und übersprudelnder Laune ausplaudert, daß wir weder zu Wort, noch aus dem Lachen herauskommen, aber wenn sie fortgeht, sind wir nicht etwa ermüdet oder abgespant, im Gegentheil angeregt und erfrischt und wir freuen uns schon auf den nächsten Besuch. mz.

**Berlin - Ostende mit zehntägigem Retourbillet.** Von Hans Arnold.

Dresden-Leipzig, E. Piersons Verlag.

Was die Verfasserin in dem vorliegenden Bändchen bietet, sind Aufsätze und Skizzen in feuilletonistischem Genre. Die größte derselben, welche dem Buche den Titel verliehen, behandelt eigene Erlebnisse auf einer Reise, welche die Verfasserin in Gesellschaft mehrerer Familienmitglieder gemacht hat. Wir werden nicht gezwungen, aufdringliche Reisebeschreibungen von Gegenden, die eine große Mehrzahl der Leser aus eigener Anschauung kennt, uns anzuhören, sondern in lebenswürdigem Plauderton werden uns kleine Erlebnisse berichtet, wie sie einem Jeden auf Reisen begegnen; aber durch die pitante Art der Darstellung gewinnen sie einen Reiz, der noch durch die amüsante Charakterisirung der einzelnen Mitglieder, aus denen die Gesellschaft sich zusammensetzt, erhöht wird. Die übrigen kleinen Aufsätze, in welchen die Verfasserin gegen gewisse gesellschaftliche Plagen und Ungezogenheiten zu Felde zieht, verdienen in weitesten Kreisen Verbreitung; wenn der Hinweis auf so manche Ungehörigkeit nur ab und zu zum Nachdenken anregt und uns dadurch von mancher stillschweigend ertragenen gesellschaftlichen Plage befreit, so hat das Buch seinem Zwecke vollkommen gebient. mz.

**Candidat Müller.** Von Gotthold Ephraim Walter. Berlin, Gebr. Paetel.

Wenn auch der Leserkreis kein großer ist, für welchen der Inhalt des vorliegenden

Werkes von Interesse sein dürfte, so wird das kleine Häuflein Leser, die an demselben Gefallen finden, gern anerkennen, daß der Autor es verstanden hat, das spröde Material — es handelt sich um religiöse Streitfragen in der protestantischen Kirche — in die Form ansprechender Unterhaltungslectüre zu kleiden.

Candidat Müller war dem Verfasser, hinter dessen Pseudonym sich ein namhafter Gelehrter verbirgt, persönlich bekannt; zum Aufbau der seine Schicksale umfassenden Erzählung standen demselben hinterlassene Familienpapiere zur Verfügung; was er an eigenen Gedanken hinzugefügt hat, zeugt von einer so lichtvollen religiösen Auffassung, daß wir das Buch zur Anschaffung für Volksbibliotheken und Bildungsvereine besonders empfehlen möchten.

**Hallwyl und Rußberg.** Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen. Von Hans Blum. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlags-handlung.

Der Verfasser berichtet einleitend, welch mühevollen Vorstudien dieser Erzählung vorangegangen sind: es geschieht dies nicht, um unsere Anerkennung hervorzuheben, sondern zum Zwecke einer Auseinandersetzung über den Werth und die Berechtigung des historischen Romans im Allgemeinen, die bekanntlich von Vielen angefochten und hier von Blum lebhaft vertheidigt wird.

Wir wollen mit dem Verfasser nicht darüber disputieren, ob es dem Zwecke entspricht, Forschungen in diesem Umfange zu machen, um einem Werke der freien Phantasie den getreuen geschichtlichen Hintergrund zu geben, denn nicht nur die einschlägigen Geschichtswerke und Chroniken haben ihm als Quellenstudien gedient, auch Generalstabswerke sind von ihm benützt worden, und selbst die zeitgenössische Volkspoesie wurde zur Ergänzung herangezogen, um derselben, so weit es anging, die Mottos zu den Capiteln zu entlehnen. Jedenfalls ist das, was uns als Resultat dieser mühevollen Arbeit geboten wird, in seiner Art vorzüglich: mit der streng historischen Treue verbindet sich eine so klare, übersichtliche Art der Darstellung, dem ersten Gang der Handlung fügen sich in so geschickter Weise humorvolle Scenen an, daß es dem Verfasser durchaus gelingt, den Leser für die Kämpfe dieser fernliegenden Zeit zu interessieren, und daß selbst das Bedürfnis

nach leichter Unterhaltung dabei seine Rechnung finden wird.

**Gerke Suteiminne.** Ein märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Von Gerhard von Myntor (Dagobert von Gerhardt). Breslau, S. Schottlaender.

Der Schauplatz dieser Erzählung ist die Mark Brandenburg und die Zeit Ende des 14. und der Beginn des 15. Jahrhunderts, jene trostlos verworrene Zeit, ehe der erste Hohenzoller, der Nürnberger Burggraf, die Zügel der Regierung in seine starke Hand nahm und die ersten Grundlagen legte für die spätere ruhmreiche Geschichte der Mark Brandenburg und seines Hauses.

Der Held des Romans ist Gerke Suteiminne, eine historisch beglaubigte Persönlichkeit des märkischen Bürgerstandes, ein Riese an Gestalt und Kraft mit dem Herzen eines Kindes. Von einem angeborenen Rechtsgefühl wird er dazu gedrängt, mit seinem starken Arm den Schwachen beizustehen gegen die Starken, den Unterdrückten gegen die Unterdrücker. Wir begleiten ihn an der Hand des Autors, von seiner frühesten bewegten Kindheit auf allen Kämpfen und Siegen, bis er sich schließlich dem Hohenzollern angelobt, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser allein im Stande ist, dem verwahrlosten Lande Recht und Gesezmäßigkeit zu verschaffen.

Von besonderem Interesse sind die in dem Roman enthaltenen Schilderungen des damaligen Berlin, welches noch aus den beiden Spreestädten Berlin und Kölln bestand: in anschaulichster Weise schildert der Verfasser damaliges städtisches Gemeinwesen und Leben und Treiben in Handel und Wandel; auch lernen wir Sitten und Gewohnheiten des vornehmen Bürgerstandes in dem Geschlechterhause des Rathmanns und Gewandtschneiders Danewitz kennen. In diesem Hause erblickt auch dem Riesen Suteiminne die holdseligste Minne in der Tochter des Gewandtschneiders, Cordula Danewitz, und das Schicksal der beiden Liebenden bis zu ihrer endlichen Vereinigung ist so eng mit dem Geschehe des Landes verknüpft, daß wir die Beiden nicht einen Augenblick aus den Augen verlieren und doch allen Kämpfen und Gehden folgen, die sich zur Zeit auf dem Boden der Mark abspielten.

In dem breit angelegten Rahmen des Romans fallen Streiflichter auf alle Gebiete damaligen Kulturlebens; städtische Gerichtsbarkeit, und die auf dem Boden

der „rothen Erde“ tagenden Freigerichte der heiligen Fehme gelangen zu lebendigster Darstellung. Auf kirchlichem Gebiet werden wir Zeugen des immer mehr überhand nehmenden pfäffischen Unwesens und namentlich des üppig emporkuchernden Ablasshandels und der Verfasser versteht es, in dem Leser die Empfindung lebendig werden zu lassen, wie in den besseren Gemüthern die Sehnsucht nach einer Reformation der Kirche beginnen mußte sich zu regen.

Bei der allgemein vorherrschenden Reigung der Autoren, ihre Romanstoffe einer fernliegenden Zeit zu entnehmen, dürfte das vorliegende, der märkischen Geschichte entlehnte Werk jedenfalls von hervorragendem Interesse sein, weil es der menschlichen Natur so sehr entspricht, den kleinen Anfängen glänzender Erfolge nachzuforschen, und wo wäre wohl ein großartigerer zu entdecken, als die heutige Reichshauptstadt im Vergleich zu dem damaligen Berlin! mz.

**Via.** Roman aus dem 13. Jahrhundert von Ernst Edstein. Leipzig, Carl Reißner.

In einem kurzen Vorwort zu seinem neuesten Buche betont Ernst Edstein ganz besonders die Unterschiede zwischen seiner Dichtung und den Rittergeschichten von einst — dennoch ist eine fatale Ähnlichkeit mit jener verklungenen Species nur zu frappant. Das engelgleiche, madonnenreine Weib, das die leidenschaftliche verlangende Liebe des Freundes ihres Gatten mit Verachtung zurückweist, und, von jenem bei dem Gatten der Untreue angeklagt, von dem wuthblinden Ritter in den Hungerturm — nein Pardon! bei Edstein ist es ein Castell in den Marenmen, jener wüsten Einöde, in der die Malaria unweigerlich ihre Opfer fordert — geworfen wird, alles das sind Vorgänge, denen wir vor vielen Jahren, eben bei der Lectüre der Ritter-Romane, schon begegnet sind. Und ganz so wie die Schauergeschichten dort klingt auch Edsteins Dichtung aus: Zu spät erkennt der Ritter die Unschuld der heissgeliebten Gattin; die Freiheit will er ihr künden und kommt zum Sterben zurecht — da kann auch er nicht länger leben und stürzt sich in sein Schwert! — Edstein versichert, daß die Fabel seiner Erzählung in ihren Grundzügen auf historischer Ueberlieferung beruht; wir glauben das ohne Weiteres; was Alles war im 13. Jahrhundert möglich! Aber zu epischer Gestaltung in

Prosa eignet sich der aufgefundenen Stoff nicht: hier werden nur Schatten lebendig gemacht, und im Roman wollen wir es vor allem mit Menschen zu thun haben. In der Behandlung und Darstellung beweist Edstein von Neuem seine dichterischen Vorzüge, klar und schwungvoll fließt die crasse Erzählung dahin, in sorgfältiger Charakter-Modellirung — und doch: „verlor'ne Liebesmüh!“ aw.

**Kulturbilder aus dem Oken.** Von Ferdinand Schifhorn. Leipzig, Verlag von Eugen Peterfon.

Der Verfasser, welcher durch seinen Beruf als Militärgeograph Jahre hindurch Ungarn, Rumänien, Siebenbürgen u. durchwanderte, hat auf diese Weise magyarisches und rumänisches Volksleben und Bojarenthum aus eigener Anschauung und Erfahrung kennen gelernt und schildert in dem vorliegenden Buch, theils in der Form von Skizzen, zum Theil auch in novellistischem Gewande die Ergebnisse seiner Studien. Weniger gewandt in der Form, als lebensvoll in ihrem Inhalt, bietet die Sammlung ein reiches Material für das Verständniß des Culturlebens dieser Völker, welche gerade gegenwärtig einem besonders gesteigerten Interesse begegnen.

Namentlich dürften die Schilderungen aus Rumänien interessieren, wo wir von den Darstellungen einer dunklen Vergangenheit allmählig zu der lichtvolleren Gegenwart gelangen und uns der Riesenaufgabe bewußt werden, welche ein deutscher Fürst theils schon bewältigt, theils noch zu leisten hat.

Die noch immer nicht überwundene Räuberromantik der ungarischen Bukta bietet reichlichen Stoff zu novellistischer Gestaltung, die Phantasie des Verfassers brauchte hier nur die Form zu schaffen, die Ereignisse und Charaktere lieferte ihm das Leben dieses, in seiner Eigenart einzig dastehenden Volkes. mz.

**Kleine Bilder.** Ernstes und Heiteres von Johannes Trojan. Minden in Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Manches vielbeschäftigten Mannes Mußestunden oder richtiger Ruhepausen werden durch das Lesen eines „Feuilletons“ ausgefüllt, über welchem er entweder einschlummert oder mit largem Genügen zu neuem Tagewerk fortschreitet. Anmuthige, poetisch empfundene und fesselnd geschriebene Feuilletons sind selten; sie verdienen deshalb wohl die dauernde Erhaltung in Buchform wie Trojans „Kleine Bilder“

uns vorliegen. Der Inhalt ist sehr mannigfaltig: neben kindlich froh erdichteten Geschichten „aus dem Storkneſt“, von Elfen, Ameiſen und alten Waldbäumen finden ſich erſte Lebensbilder aus dem Leben der Großſtadt oder humorvolle Skizzen der Berliner „Geſellſchaft“. Der Verfaſſer beſiſt eine tief- und frohſinnige Natur, und ſeine Stimmungsbilder ſind wahre Perlen! Er hat aber auch ein ſcharfes Auge und kennt ſehr viel aus eigenſter Erfahrung, ſowohl die „Sonnenbrüder“ wie die Weißbiergärten, den Ton bei Geheimratſſen wie die „Leiden des Chambregarniſten“. Von literariſchem Werthe ſind beſonders die beiden Aufſätze „über Paul Konewka“, den verſtorbenen Schwager des Dichters, und „Doctor Fauſt im Berliner Voigtland“.

fr.

**Heidelberger Feuilletons** und andere. Geſammelte Feuilletons von Julius Groſſer. Breslau, C. Schottlaender.

Es hätte kaum des vorangestellten „Briefwechſels des Verfaſſers mit einem Freunde“ zur liebenswürdigen Entſchuldigung der Herausgabe dieſer „Feſtberichte“ bedurft, denn ſehr viele Leſer von Feuilletons klagen ja über die Eintagsnatur derſelben und kleben ſich mit großer Mühe Sammelmappen von „Ausſchnitten“. Wie viel angenehmer und handlicher iſt aber ein feſter vornehm ausſtatteter Band, in dem noch dazu die kleinen Sеггеуſeleien vermieden ſind, die wir bei der Zeitung mit in den Kauf nehmen müſſen! Gerade bei den Leſern dieſer Zeiſchrift darf Julius Groſſer auf eine beſonders freundliche Aufnahme ſeines Buches rechnen, denn der Redaction von „Nord und Süd“ hat Groſſer von den vorbereitenden Arbeiten und dem Erſcheinen des erſten Heftes an lange Jahre hindurch angehört. Die vielſeitige angeſtrengte ſtille Thätigkeit, die er einſt unſerem Blatte zuwandte, hat er ſeitdem mit der ſichtbaren und wohl auch dankbareren als Feuilletoniſt für verſchiedene namhafte Blätter vertauſcht. Daß dieſer Beruf des haſtigen Schilderers des ſchnell Vergänglichen kein leichter iſt, obgleich er ſo viel beneidet wird, „weil er bei allem dabei ſein darf,“ das hat Groſſer wohl am beſten in jener erſten Auguſtwoche dieſes Jahres in Heidelberg erfahren. Er hat mit Ernst und Eifer alles geſehen, was zu ſehen war, und dann Abends oder richtiger Nachts noch geiſtige Friſche genug beſeſſen, um die Eindrücke des Tages in anmuthender Weiſe mittheilen zu können. Die per-

ſönlichen Beobachtungen, welche er gemacht hat, ſind werthvoll oder — iſt es etwa nicht intereſſant zu vernehmen, wie der deutſche Kronprinz, Großherzog Friedrich von Baden, wie Kommiſſen und Helmholz, wie Jules Feller, Maxime du Camp und Jacob Moleschott denken, ſprechen, ſich bewegen, lachen, ſcherzen u. ſ. w.? Derartige Schilderungen gehören zur Memoirliteratur, und deren Bedeutung für die Zeitgeſchichte iſt biſher noch niemals geſeignet worden. Nächſt der Schilderung des Heidelberger Univerſitätsjubiläums verdienen am meiſten Beachtung die Berichte über das Kölner Domfeſt am 15. und 16. October 1880, die zuerſt in der Nationalzeitung erſchienen ſind, aber auch der „Weimarer Schriftſtellertag vom 25. bis 27. September 1880“ dürfte weitere Kreiſe intereſſiren. Laſſen wir unſere Empfindungen beim Leſen dieſer drei Aufſätze zuſammen, ſo würden ſie etwa lauten: hier wird ein anmuthiges Bild eines Stüdes vom geiſtigen Leben unſerer Nation von einem feinfühlenden Beobachter in geſälliger Form geboten.

**Erlaubt und Unerlaubt.** Novellen und Skizzenblätter. Aus Höhen und Tiefen (Ernſtes und Profanes) der Stadt Wien gewidmet. Mit dem Bilde des Verfaſſers. Von Alfred Friedmann. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden in Weſtſalen.

Alfred Friedmann, der reich begabte Dichter, zeigt ſich uns in den beiden genannten Büchern in der Vielseitigkeit ſeines ſchönen Talentes von der beſten Seite. Unſer Urtheil gipfelt in dem lebhaften Bedauern, dieſer Novellen und Skizzen, und dieſer erſten und profanen Poetien nicht eingehender gedenken zu können. Geiſtreichthum und Gedankenfülle, Phantaſie und Formbeherrſchung treten uns überall entgegen, unſere hohe Meinung über die dichterische Begabung Friedmanns von Neuem rechtfertigend. Ganz beſondere Werthſchätzung haben uns die literariſchen Aufſätze in „Erlaubt und Unerlaubt“ abgewonnen. aw.

**Gänſelieſel.** Eine Hoſgeſchichte von Nataly von Geſchtruth. Berlin, Verlags-Comptoir, Act.-Geſ.

In dem zweibändigen Roman begannen wir lauter guten alten Bekannten nach Marlitt'schem Muſter. Dem idealiſtiſchen Freund, der vor Selbſtverleugnung und Aufopferung rein zerſpitzt, dem frivolten Salonheſen mit ſolcher Fülle von ſchlummernden guten Eigenſchaften,

daß das Schicksal ihn nur einmal raub anzufassen braucht, um alle die edlen Triebe zur üppigsten Entfaltung zu bringen, Gänseleier-Afchenbrödel, das gänsehühnende Freiräulein, die Erbin von Hunderttausenden, mit dem groß angelegten Sinn, den häuerisch gestärkten Kleidern und den verbrannten ungepflegten Händen, welche Großstadt und Hofparquet plötzlich zur eleganten Salon dame und gefeierten Schönheit metamorphosiren, endlich die tolette, emancipirte Prinzessin, mit ihrer von Pferdestall und Rennplatz entlehnten Sprechweise, und das Alles mit welchem Pathos vorgetragen und erzählt!

Aber wer wollte so grausam sein, all den schönen Leserinnen im Alter von 18 bis 20 Jahren und darüber, die mit heißen Wangen und klopfendem Herzen die Seiten überfliegen, mit kritischem Messer die Freude zu schmälern? Warum ihnen nicht gönnen, in dieser schönen Welt des Scheins sich die Phantasie zu berauschen? Kommt doch schnell genug die Zeit, wo sie an solche Freunde, die sie im Leben nicht finden, in Büchern nicht glauben, wo sie die Umwandlung der oberflächlichsten Löwen des Salons zu großen Charakteren belächeln und diese ganze schöne Welt in Nichts zerfließt vor der grellen Beleuchtung des wirklichen Lebens.

Unnatur und Unwahrheit nennen es die bösen Kritiker — die Nachfrage nach dem Buche giebt die Antwort des Publikums darauf.

**Gedichte** von Friedr. Aug. Leo. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Das Herzens- und Gefühlsleben eines ernst denkenden Mannes, eines edel angelegten Menschen spiegelt sich in diesem umfangreichen lyrischen Glaubensbekenntniß wieder. Schon das Erscheinen einer dritten Auflage beweist am besten, daß die Worte des Dichters Beifall gefunden haben, denn sie sind lauter und wahr; dabei beherrscht Leo die dichterische Form durchaus, obgleich er sich meist einfacher jambischer Strophen bedient. Die Sammlung zerfällt in sechs Abschnitte, voran steht mit Recht die eigentliche Lyrik, ein reicher Schatz tief und warm empfundener Liebeslieder, fast alle „der Einen“, der Geliebten, gewidmet, von der der Dichter singt:

„Du bist ein Rauberstab, Geliebte mein,  
Den all mein Wünschen, Hoffen, Sehnen  
schwimmt,

Du machst mich höllenheiß, mich himmel-  
rein,  
Wenn so mein Liebesträumen dich um-  
schlingt.“

Dann folgen ein paar „Episoden“, eigne Herzenserlebnisse, von denen die originelle Anwendung des bekannten Themas „Es hat nicht sollen sein“ sehr lesenswerth ist. Zwei weitere Abschnitte „Innen und Außen“, „Land und Meer“ enthalten meist Gelegenheitsgedichte, Reiseeindrücke, philosophische Betrachtungen und ähnliches; die vier Gedichte „Der Glaube“ mögen hier wegen ihres tiefen Gehalts besonders hervorgehoben werden; nicht mit Behmuth, sondern voll Horn fragt der Dichter in Bezug auf die Kirche:

„Was haben sie aus dir gemacht,  
Du Trösterin im Leid?  
Sie jagten dich in wüste Schlacht,  
Du stille, scheue Maid.“

Daran schließen sich mehrere patriotische Gedichte und einige Liebeserzählungen, meist aus den nordischen Sprachen: meisterhaft ist die aus der Frithjofsage gegebene Probe „König Vele und Thorsten Vingsö-son“. Endlich die letzten 70 Seiten bieten „Epigrammatisches“ und über „hundert Lebensprüche“; gerade diese sind als wahrhaft goldene Worte zu bezeichnen, denen ihr martiger männlicher Ton allerdings keine Stelle in den Poesiealbums von Badischen anweist, deren Lehren aber kein Leser vernachlässigen soll. — In Bezug auf die sehr saubere Ausstattung darf man wohl fragen, ob für deutsche Lyrik der Antiqua-Druck zu billigen ist. Fürst Bismarck wird Leos Gedichte sicher nicht lesen.

**Ruth und Maus.** Von Nataly von Eschstruth. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel.

Bald in lockeren Rhythmen, bald in fester gefügten Reimzeilen erzählt uns die schnell beliebt gewordene Verfasserin die Geschichte von zwei tropigen Menschenherzen, die über alle Hemmnisse hinweg der Minne Allmacht zu einander zwingt. Augenscheinlich haben der Dichterin Julius Wolffs Epen als Vorbilder vorgeschwebt, aber — daß wir's bald sagen — sie hat sie nicht erreicht, diese Vorbilder, weder in der fesselnden Erfindung, noch im Wohlklang der Sprache und dem Schwunge der Verse. Wie Alles, was uns bisher aus Nataly von Eschstruths Feder bekannt geworden, trägt auch diese neue Schöpfung einen unverkennbar lebenswürdigen Zug, und Einzelnes, z. B. Gudulas Lieb. „Es

muß ein Sturmwind faulen“, die Schilderung des Eisgangs im Rhein u. A. ist wohl gelungen und legt vollwerthiges Zeugniß ab für das dichterische Empfinden und Können der Verfasserin. Aber ihre Phantasie reicht nicht aus, ein Epos von mehr als 200 Seiten zu einheitlichem Leben zu gestalten. Statt eines harmonisch gefügten Ganzen erhalten wir eine Reihe einzelner Bilder, die unter einander nur lose, mit dem historischen Hintergrund aber, auf dem sie aufgebaut sind, überhaupt nicht zusammenhängen: die Charaktere der Hauptpersonen sind zu schematisch zugestuft, um recht lebenswahr wirken zu können, und von dem Vorrecht epischer Breite ist etwas allzu reichlich Gebrauch gemacht. mo.

**Der Sohn der Volkserin.** Roman von Richard Voß. Stuttgart, Adolf Bong & Co.

Richard Voß versucht sich in dem uns vorliegenden Werke an einer ganz neuen Aufgabe. Während er sich bisher mit Vorliebe mit socialen und psychologischen Problemen beschäftigte, schildert er in dem engen Rahmen seines neuesten Buches, welches er einen Roman nennt, das aber seiner ganzen Anlage nach eine voll ausgestattete Novelle ist, nichts geringeres als die Geschichte des italienischen Volkes von Anfang dieses Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit.

Wie in seinen früheren Werken, bekundet Voß auch in diesem seine große Begabung; mit dem Ohre des Dichters hat er die Volksseele belauscht und mit dem Griffel des Künstlers entwirft er seine Zeichnung. In dem Sohne der Volkserin schildert er uns jene italienischen Bergvölker in ihrer ganzen ungebändigten Naturwüchsigkeit. Unwissenheit und Aberglaube, Mordlust, hervorgegangen aus der Verwirrung der Begriffe zwischen

Recht und Unrecht, dabei ein Hang zur Frömmigkeit, vor Allem aber der Drang nach voller, keinerlei Beengung dulden- der Freiheit, sind die charakteristischen Merkmale jener Völkerschaften, die andererseits in ihrer Bedürfnislosigkeit und Arbeitsausdauer ihres Gleichen suchen. Ergreifend schildert Voß das Elend dieses Volkes, welches alljährlich zur Erntezeit herniedersteigt zur römischen Campagna, um im heißesten Sonnenbrand die harte Feldarbeit für die Reichen Roms zu leisten, denen dieser üppige Boden mühelos die goldenen Früchte in den Schooß wirft, während das hart arbeitende Volk zu Hunderten von den Fieberdünsten jener unheilvollen Gegenden hinweggerafft wird. — Der Autor schildert in interessanter Weise die Ziegenhirten, die zwischen den klassischen Trümmern des alten Roms ihre Heerden weiden und deren Phantasie sich an den Marmorbildern jener Trümmersstätten zur Gestaltung ganz selbst erkundener Gottheiten und einer selbst geschaffenen Religion berauscht. Wir lernen aber auch das Verbummungssystem gewissenloser Priester kennen, die mit höllischer Berechnung den Freiheitsdurst dieser Söhne der Berge erstickend und in Rutten zwingen, bis zur Erödung jedes Gefühls, an dessen Stelle ein ergebungsvoller Stumpf Sinn ihnen die Creaturen schafft, die sie brauchen.

Wie der Name Garibaldi selbst solch erstorbene Gefühle zu neuem Leben erweckt, der Todesmuth und die Begeisterung der Schaaren jenes Helden, denen trotz aller Niederlagen doch der endliche Sieg zu Theil werden mußte, wie die wieder erwachte Vaterlandsliebe das Vaterland erobern half — damit schließt das Buch, in welchem der Verfasser Menschen und Völker mit poetischer Verschmelzung verstand, um das Herz des Lesers zu rühren und zu ergreifen. mx.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

**Baummann, Heinrich,** Londonismen. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen der Londoner Volkssprache, sowie der üblichsten Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunftausdrücke. Mit einer geschichtlichen Einleitung und Musterstücken. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt).

**Behagel, Dr. Otto,** Die deutsche Sprache (Das Wissen der Gegenwart Bd. LIV). Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky.

**Bender, Ferdinand,** Geschichte der griechischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die Zeit der Ptolemäer. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

**Benlozy-Bajza, Helene von,** Bei verschlossenen Thüren. Roman. Einzig autorisirte Übersetzung aus dem Ungarischen von Dr. Adolph Kohut. Mit Portrait. Leipzig-Rendnitz, Oswald Schmidt.

**Beta, Ottomar,** Die Kunst, verheirathet und doch glücklich zu sein! Strategie und Taktik im Ehekrige. Nach „How To Be Happy Though Married“ frei bearbeitet. Berlin, Hugo Stannitz.

- Boy, Kemal, Heimat oder Siliestria.** Schauspiel in vier Acten. Aus dem Türkischen übersetzt und herausgegeben von Leopold Pekotsch. Wien, Carl Konegen.
- Bibliothek der gesammten Naturwissenschaften,** herausgegeben von Dr. Otto Dammer. Mit Farbdrucktafeln und Holzschnitten. Stuttgart, Otto Weisert. Physiologie oder die Lehre von den Lebensvorgängen im menschlichen und thierischen Körper von Dr. S. Rahmer.
- Bibliothek der Gesammlliteratur.** 42. Shakespeare, Macbeth. 43. Schiller, Jungfrau von Orleans. 44. Goethe, Iphigenie auf Tauris. 45. bis 47. Homer, Odyssee, übersetzt von Joh. Heinr. Voss. 48. Goethe, Egmont. 49. 50. Gönsetet, Gedichte, übersetzt von J. R. Hanne. 51. 52. Haek, D., Deutsche Sinnredichte von Luther bis zur Gegenwart. Halle a. S., Otto Hendel.
- Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Heft 217—222. Süßwasser—Toscana. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus.
- Claretie, Jules, Monsieur le Ministre.** Dix Compositions par Adrien Marie. Gravées à l'aquarelle par Wallet. Edition nouvelle. Avec une préface inédite. Paris, Maison Quantin.
- Dahn, Felix, Fredizundis.** Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
- Der kleine Musenknacker.** 1350 Kinder- und Volksräthsel, Scherzfragen, Rebuss, Spielliedchen, Versen und Gebeten. Von Ernst Lausch. Reich illustriert von C. Gehrts. Neunte vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius.
- Deutscher Pital.** Vierteljahrsschrift für merkwürdige Fälle der Strafrechtspflege des In- und Auslandes. Herausgegeben von Hans Blum. Erster Jahrgang. Drittes Heft. Leipzig, C. F. Winter.
- Dieskau, Marzarete von, Thankmar.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Dieterich, Friedrich, Mirjam.** Orientalischer Roman in drei Bänden. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Eine Kreuzekirche in Frankreichs Wildniss.** Von der Verfasserin der „Spanischen Brüder“. Uebersetzt von Elisabeth Kleo. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Engelthorns allgemeine Roman-Bibliothek.** Dritter Jahrgang Band 4. Die Tochter des Meeres von Johanne Schjöring. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Erich, Otto, Studenten-Tagebuch.** 1835—1886. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).
- Eysell, Dr. Georg Friedrich, Schillers Jungfrau von Orleans neu erklärt.** Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).
- Festschrift zur fünfzehnhundertjährigen Stiftungsfeier der Universität Heidelberg** veröffentlicht von dem historisch-philosophischen Vereine zu Heidelberg. Mit Beiträgen von Hartfelder, Weber, Oncken, Lemcke, Wendt, Holtzmann, von Kirchenheim. Leipzig, Wilhelm Engelmann.
- Franco-Gallia.** 1886. Heft 4 (April) bis 9 (September), herausgegeben von Dr. Adolf Kressner. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.
- Freund, Dr. Leonhard, Zur Formenlehre der Herrschaftsprincipien.** Ein geschichtsphilosophischer Essay. Leipzig, Karl Fr. Pfau.
- **Treue und Untreue in deutschen Sprüchen und Sprichwörtern.** Leipzig, Karl Fr. Pfau.
- Friedlaender, Georg, Aus den Kriegstagen 1870.** Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung).
- Fritz, S., Aus ungleichen Tagen.** Neue Gedichte. Wien, Carl Konegen.
- Fröhliche Jugend.** Ein Bilderbuch für Mädchen und Knaben. Mit 40 Bildern von V. Paul Mohn und 53 Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach, sowie 17 neue Melodien dazu von Carl Aug. Kern. Bremen, M. Heinsius.
- Für kleine Leute.** Eine Auswahl der besten Gedichte für kindliche Leser, herausgegeben von Maximilian Bern. Mit zahlreichen Illustrationen von Fedor Flinzer, Oscar Pletsch, Ludwig Richter, Paul Thumann u. A. Leipzig, E. Tietmeyer.
- Génée, Rudolph, Hundert Jahre des Königlichen Schauspiels in Berlin 1786—1886.** Berlin, A. Hofmann & Comp.
- Gönsetet, P. A. de, Ausgewählte Gedichte.** Aus dem Holländischen übersetzt von J. R. Hanne. Halle a. S., Otto Hendel.
- Glückliche Kinderzeit.** Ein Bilderbuch für Mädchen und Knaben mit 36 Vollbildern von Fedor Flinzer und 50 Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach. Zweite Auflage, vermehrt durch 17 neue Original-Melodien von Carl Aug. Kern. Bremen, M. Heinsius.
- Grand-Carteret, J., La France jüzée par l'Allemagne.** Paris, Librairie illustrée.
- Goethe, Faust.** The first part, translated in the original metres by Frank Claudy. Washington D. C., Wm. H. Morrison.
- Groll, Th., Die Freunde.** Roman nebst einer Vorgeschichte. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Haackländer, F. W., Vater Radetzky.** Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. Mit Porträt. Stuttgart, Carl Krabbe.
- **Der letzte Bombardier.** Stuttgart, Carl Krabbe.
- Haek, D., Deutsche Sinnredichte.** Eine Auswahl deutscher Epigramme und Spruchgedichte von der Reformationszeit bis zur Gegenwart. Halle a/S., Otto Hendel.
- Hahn, Werner, Odin und sein Reich.** Die Götterwelt der Germanen. Berlin, Leonhard Simion.
- Hanoteux, Gabriel, Études historiques sur le XVI. et le XVII. siècle en France.** Paris, Librairie Hachette & Cie.
- Hasseblatt, Jul., Historischer Ueberblick der Entwicklung der kaiserlich russischen Akademie der Künste in St. Petersburg.** Ein Beitrag zur Geschichte der Kunst in Russland. St. Petersburg, A. F. Marks. Leipzig, Franz Wagner.
- Hertelet, W. L., Der Treppenwitz der Weltgeschichte.** Dritte, vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).
- Hildebrandt, W., Novellen.** Berlin, S. Rosenbaum.
- Höfer, Edmund, Erzählungen eines alten Tambours.** Mit 115 Illustrationen. Stuttgart, Carl Krabbe.
- Hoffmann, Maurus, Von der Kunst des ästhetischen Genießens.** Mähr.-Osttau, Franz Vattolik.
- Hornemann, F., Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts auf höheren Lehranstalten.** Zweites Heft. Hannover, Carl Meyer.
- Inne, Wilh., Römische Geschichte.** VI. Band. Leipzig, Wilhelm Engelmann.
- Janson, Kristofer, Er und Sie.** Marit Sk'ölte. Zwei norwegische Dorfgeschichten. Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius.
- Jung-Wupperthal, Ein Blütenstrauss aus der Heimat.** Herausgegeben von Albert Herzog. Barmen, Albert Röder.

- Korrespondenzblatt des Allgemeinen Deutschen Schulvereins** in Deutschland, Nr. 3. Inhalt: Die Verfolgung der deutschen Schulen in Siebenbürgen. Rede des Herrn V. v. Kraus auf der Hauptversammlung zu Salzburg. Drei Briefe aus Süd-Amerika. Vereinsnachrichten. Literarische Besprechungen.
- Krausz, Ferdinand**, Von der Ostsee bis zum Nordcap. Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen. Neutitschein, Wien und Leipzig. Rainer Hosch, 1. Lieferung.
- Lebenspredigten**. Lose Blätter der Lebensweisheit. Zweite Sammlung. Halle a. S., Otto Hendel.
- Langenscheidts** Nothwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Theil IV. Land und Leute in Amerika. Von Carl Naubert. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
- Lilleneron, Detlev** Freiherr von, Eine Sommerschlacht. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Linde, August, Gudrun**. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Moskau, E. Liessner und J. Romahn.
- Loti, Pierre**, Die Ehe des Lieutenant Grant. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Hagen i/W., Hermann Riesel & Co.
- Mauthner, Fritz**, Credo. Gesammelte Aufsätze. Berlin, J. J. Heines Verlag.
- Molesner, Alfred**, Mosaik. Eine Nachlese zu den gesammelten Werken. Berlin, Gebrüder Paetel. 2 Bde.
- Mensch, Ella, Richard** Wagners Frauengestalten. Stuttgart, Levy & Müller.
- Meyers** Conversations-Lexikon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Fünfter Band. Distanzgeschäft — Faidherbe. Mit 31 Illustrationsbeilagen und 252 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Mücke, Lic. theol.**, Die Nichtigkeit der ganzen päpstlichen Nachfolgerschaft Petri sammt ihren allumfassenden Ansprüchen in Staat und Kirche. Zweite Auflage. Brandenburg a. d. H., J. Wiesike.
- Musikalische Jugendpost**. Köln, P. J. Tonger. 1. Jahrgang, Quartal III.
- Nicolaï (Henrik Scharling)**, Meine Frau und ich. Erzählung. Deutsch von P. J. Willatzen. Zweite autorisirte Auflage. Vermehrt durch das Portrait und die Biographie des Verfassers. Bremen, M. Heinsius.
- Zur Neujaarszeit im Pastorat zu Nöddebo. Erzählung. Deutsch von P. J. Willatzen. Vom Verfasser autorisirte zweite Auflage. Bremen, M. Heinsius.
- Nonnemann, Friedrich**, Deutschland über Alles! Populäre Culturgeschichte des deutschen Volkes. Leipzig, Reinhold Werther.
- Ohern, Anton**, Es werde Licht! Historischer Roman. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Pott, Dr. Aug. Friedr.**, Allgemeine Sprachwissenschaft und Carl Abels Aegyptische Sprachstudien. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Reichel, Eugen**, Wer schrieb das „Novum Organon“ von Francis Bacon. Eine kritische Studie. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
- Reinholdt, Alexander** von, Geschichte der russischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Römbe, Anatole**, Hieroglyphen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Reßl, Paul** Freiherr von, Schwert und Roes. Lieder und Gedichte. Berlin, Vossische Buchhandlung (Stricker).
- Rothenburg, A. von**, Aus der Tiefe. Erzählung. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Scharling, Henrik, Johannes** Hass. Historisches Drama in fünf Acten. Deutsch von P. J. Willatzen. Autorisirte Uebersetzung. Bremen, M. Heinsius.
- Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins**. Heft XXIII. Crensing's märkische Fürsten-Chronik, herausgegeben von Dr. jur. Friedrich Holze. Berlin, Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. In Commission bei E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.
- Schubin, Ossip**, „Gloria victis“. Roman in vier Büchern. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 2 Bde.
- Schwarzkopf, Gustav**, Durch scharfe Gläser. Satiren. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.
- Söderström, Hugo**, Die Bürgermeisterwahl. Ein humoristisches Epos mit lyrischen Einlagen. Leipzig, L. A. Kittler.
- Sophie-Adélaïde**, Histoire contemporains. Paris, Paul Ollendorff.
- Spätting, Doris, Frein** von, Sphinx. Leipzig, Carl Reissner.
- Stacke, Prof. Dr. Ludw.**, Erzählungen aus der neuesten Geschichte. 1815—1881. Oldenburg, Gerhard Stalling.
- Stern, Dr. Adolf**, Geschichte der Weltliteratur in übersichtlicher Darstellung. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung. Lief. 1.
- Steudel, Dr. Adolf**, Der Spiritismus vor den Richterstühle des philosophischen Verstandes. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.
- Stinde, Julius**, The Buchholz Family: Sketches of Berlin Life. Translated by L. Dora Schmitz. Hamburg, J. F. Richter.
- Storm, Theodor**, Vor Zeiten. Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.
- Walloth, Wilhelm**, Seelenräthsel. Roman aus der Gegenwart. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Weill, Alexander**, Skizzenreime meiner Jugendliebe. Alte Jugendgedichte mit einem erlebten Roman: „Meine letzte deutsche Liebe.“ Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).
- Weise, Carl**, Die deutsche Handwerker-Braut. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagscont.
- Wette, Hermann, Eckbert**. Drama in fünf Acten. Berlin, Felix Bloch.
- Wippohens** sämtliche Berichte. Herausgegeben von Julius Stettenheim. Viertes Band. Mit zwei Portraits Wippohens, gezeichnet von Gustav Heil. Zweite Auflage. Berlin, Hermann Paetel.
- Wildenbruch, Ernst** von, Sedan. Ein Heldenlied in drei Gesängen. Zweite Auflage. Frankfurt a. O., B. Waldmanns Verlag.
- Wildenfels, Curt** von, Aus russischen Kreisen. Roman. Leipzig, Eugen Peterson.
- Wolzogen, Ernst** von, Heiteres und Weiteres. Kleine Geschichten. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.
- Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik**. Neue Folge. Beigabeheft des 8. Bandes. Halle a/S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Nord und SÄ¼d.  
Eine deutsche Monatsschrift.  
Herausgegeben  
rÂ°n  
f)aul tindau.  
NeununddreiÄigster Vand.

V r e s l s u.  
Druck und Verlag von 2, schottlaender.

Inhalt des 39. Bandes.  
Gctnüer. — Oovember. — Vecember.  
M6.  
A. Andrea in Neapel.  
Ein Christus. Erzählung <5y  
Friedrich Vodenstedt in Wiesbaden.  
Die heiligen statten in ihrer Vedeutng für Rußland zo;  
t). Vechend in Marburg.  
«Lin französisches Ränkespiel in Deutschland zur Zeit Napoleon I. 354  
Julius Vuboc in Dresden.  
Der Vauernphilosoph Aonrad venbler. 322  
Philipp zu «Lulenburg in München.  
Drei 3kizzen. (Am sonntag, wenn der Flieder blüht. — Ein Vrief.  
— Eine Spazierfahrt.) III  
Lduard von Hartmann in Verlin.  
Das Problem der Verbindung der Aünfte in der modernen Aefthetik. 22  
U. von Heyden in Verlin.  
Ein Eoftümwerk <05  
Aarl Iaenicke in Vreslau.  
Justine vankmar. Novelle 244 3<<>  
I. Iastrow in Verlin.  
Die Marienburg. Ein oftdeutsches venlmol !««>  
Alfr. Ualischer in Verlin.  
Indwig van Veethoven in Nerlin I9?  
Heinrich Uruse in Vückeburg.  
Der Ealifornier. Eine Zeegeschichte 2??

Inhalt des 2<». Vandes, —  
Oaul kindau in Verlin.  
3ommertage in Wien und Umgegend 8!  
I?erbrechen oder. Wahnsinn? Das 3chu!mlidchen Marie Schneider. 22!  
Hieronymns Iorm in Dresden.  
Die Metaphysik zu Ende de? ,y. Jahrhunderts ,47  
Raphael löwenfeld in Vreslau.  
Hieronyinus Iorm 2 > 8  
Wilhelm Iübke in Karlsruhe.  
König Iudwig II. und die Kunst ?o  
Gustav !Neyei in Graz.  
Ein Ausflug nach Argalis 20«  
öiegmund ^Nünz in Rom.  
leo xm ,s ,8b  
t. Westkirch in Hannover.  
3use. Novelle ,  
Bibliographie ,22. 2«?. 402  
Vibliogiavhische Notizen I22. 2?«, . 4N

Vctoher <886.  
Inhalt.  
5»!«  
I. Westkirch in Hannover.  
5nse ,  
Eduard von hartmann in Verlin.  
Das Problem bei Verbindung der Künste in der modernen Aefthetil. 22  
Sigmund Münz in Rom.  
teo XIII. I H8  
Wilhelm túbke in Karlsruhe.  
König ludwig II. und die Kunst ?()  
j)aul lindau in Verlin.  
3ommertage in Wien und Umgegend 8^  
A. von Heyden in Verlin.  
Ein Costiimweil I.05  
Philipp zu Eulenburg in München.  
Drei 5ki;;en. (Am sonntag, wenn der Flieder blüht. — Ein Vrief.  
— «Line Spazierfahrt.) ^ I  
Vibliographie 523  
Aiidei.lüla, der wissenlchaften, Künste und Gewerbe. IINi! )Ilussra!i«ne»,!  
— Neue krzHMungl'liieraiur, — An!br»p»I»gilche Studien.  
Vibliographische Notizen ^33  
Hinzu ein Portrait von Papst teo XIII.  
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.  
.Nord und 32d" er!chein! om Anfang jede» Mono!» in heften mil je einer Kunffdeiwwge.  
prei» PI» <v»»!al (2 yefle» b Mail.  
- Alle auf den redactionellen Inhalt von „Null» un!> Hüb" bezüglichlichen  
Sendungen sind an die Kedactilln nach Nreßlau, -iebenhufenerstraße 2/2, ohne  
Unaabe eines Personennamens zu richten. ^^—  
Veilage zu diesem Hefte  
3>ürl, Alpf«»» in leipzig, (Hür llücherliebdober und Kunstfnunde)  
<f»l»lh«N!, ). in Süülgort. (Lngelhorn, Allgemeine «»mandibliotbel,!

^ u se.

von  
L. WestKirch.  
— Hannover. —

Inter dem Schwann gepichter Spaziergänge,,', welcher an schonen  
Sanntagnachmittagen ans der inneren Stadt Hinansivogte nach der  
Allee und den königlichen Gärten, war laum Einer, der nicht  
mechanisch einen Blick in die kleinen, lächerlich niedrigen Fenster eines wind-  
schiefen Häuschens geworfen hätte, das, ein Ueberbleibsel ans längst der-  
gangenen Tagen, die Reihe moderner Paläste unterbrach, welche die Haupt-  
straße säumten. Ein weiter Garten dehnte sich dahinter aus und nnter  
seinen hohen Vänmen hallwcrsteckt lag das Herrschaftshaus, Thiiren und  
Fenster mit Holzläden nnd Eisenriegeln mürrisch verschlossen gegen die neue  
Zeit, welche 18LL hereingebrochen war nnd den Besitzer des Grundstücks in's  
'Ausland getrieben hatte.

Es gab nicht eben etwas Besonderes hinter den zwei der Straße zuge-  
kehrten Fenstercheu der ehemaligen Portierswohnung zn sehen. Vor dem  
einen standen ein paar Blumentöpfe und darüber schaukelte sich ein Zeisig in  
feinem runden Baner, Hinter den Scheiben des anderen pflegte fchier unbe-  
weglich eine alte Frau in fanbcrem Sonntagsstaat zn sitzen, das Strickzeug  
in der Hand, die blinkende Kaffeekanne ans weiß gedecktem Tifchchen Uur sich,  
— die Sonntagstanne, die in ihrer »Veiten Bauchung auch noch für die eine  
oder andere Gevatterin, welche etwa zn einem Sonittagnachmittagschwatz vor-  
sprechen mochte, willkommenen Labetrnnt barg. Tas Stübchen blinkte von  
Sauberkeit bis zum fernsten Winkel: darum verschmähte es anch die Fran, sich  
mittelst kleiner vor die Scheiben gespannter Gardinen vor den Blicken der  
Neugierigen zu schützen. Iu ihrer Jugend war dergleichen nicht Sitte gewesen  
und sie brauchte sich nicht zn schämen.

I\*

2 I. westfirch in Hannover.  
So Vermochten aufmerksame Beobachtet eines Tages in der Tiefe des Gemaches einen hellen Punkt zu entdecken, der früher nicht vorhanden gewesen war und der sich nahe über dem Boden ziemlich ruhelos hin- und herbewegte. Nach und nach wurde er größer und wie die Wochen und Monate hingingen, streckte sich allmählich ein kleines Naschen über den Rand des weißgcdeckten Kaffeetifches empor und noch ein wenig später erschien ein ganzes von rothlich braunen Kraushaaren umstandenes Kinderköpfchen neben der weitbauchigen Kaffeetanne.  
Es gehörte einem Enkelkind der Alten. Sein Vater war irgendwo weit weg gestorben in Schande und Noth. Nun wuchs es auf zwifche» der Großmutter Truhen und Spinden und seine glatten Nosenwangen stachen seltsam ab von ihrem, einem erfrorenen Apfel gleichenden Geficht, in das frühere Jahre schon so viele Runzeln gezeichnet hatten, daß kein Raum mehr für die Runzeln kommender übrig blieb.  
Einmal brachte das Kind sich aus der Volksschule einen Gefährten mit, Christian Pott, eines Sammetscheercrs Sohn aus der nahen Fabrik. Er schützte die furchtsame Suse vor den Angriffen ihrer gemeinsamen Schul tamemden! dafür lehrte sie ihn lcfen. Nnd von da ab hockte der blasse, dickköpfige Knabe Tag für Tag neben ihr auf dem Schemel. Die Fibel hielten sie zwischen sich und bnchstabirten mit rotheu Gesichtern- „a —a; bend — bend —abend: e — e, lend — lend — elend." Ter Kuabe tippte mit dem kurzen, dicken Finger auf das Wort und schlug seine vorstehenden Ochsen- augen zu Suse auf.  
„Tu — was ist denn das: Elend?"  
Auch die kluge Suse war in Zweifel.  
„Armuth, Noth, Hunger, Nummer nennt man so," erklärte die alte Frau über ihre Arbeit weg.  
Ehristiau bnchstabirte befriedigt weiter. Suschen aber hielt Plötzlich den Athem an vor Erregung und ihre Augen wurden starr.  
„Höre, Christian, jetzt weiß ich's!" —  
Aus dem schattenhaften Wust verdämmerter Erinnerungen ans erster Kindheit war jäh ein Vild in ihr lebendig geworden, scharf umrissen, grell- farbig, in greifbarer Teutlichkeit. Tas war das wurmzerfressene Bett, in welchem der Papa sich hin- und herwarf, abwechselnd zwischen starrer Ruhe nnd wildem Tobe». Sie sah die verwaschenen Blumen des Bettüberzuges, den feuer>osen Herd, den leeren Milchnapf. Tas Fenster war mit einem Lappen verhangen: dnrch ein Eckchcn Scheibe, welches derselbe freiließ, fiel ein Sonnenstrahl blendend auf das Brüderchen, das sonderbar still und unbe- weglich lag, nicht lachte und nicht einmal schreien wollte. Sie fühlte noch die schaurige Kälte seines Händchens, das sie in ihrer Angst ergriffen hatte. Sie sah den bärtigen Mann in die Stube treten, sah ihn die geballten Fäuste gegen ihren Vater schütteln, — sie selbst, deren wortloses Entsetzen sich beim Anblick eines Menschen in wildes Schluchzen löste, zornig von sich stoßen, —

Suse, 3  
hörte ihn die Thüi zuschlagen, seine schweren Schuhe die Treppe hinabstampfen, — — dann folgte wieder die grauenvolle, öde Stille. Das war das Elend! — —  
„Was hast Tu nur?“ brummte, der Junge verdrießlich darüber, daß sie ihm nicht half.  
Suse schauerte zusammen und wickelte die Arme in ihre Schürze.  
„Ich fürchte mich.“  
„Dumme Gans! Ich bin ja bei Dir,“ beruhigte Christian.  
Aber das Kind blieb verstört und in der Nacht weckte es durch sein Weinen die Alte.  
„Großmutter, -das Elend! — Siehst Du, dort steht's! — Es kommt — — es will mich greifen!“

Die Alte zündete Licht an, leuchtete in alle Ecken der Kammer, kochte Kamillenthce, schüttelte die Kissen auf und hielt ihrer Enkelin heiße Hände, bis das Kind sich beruhigte und wieder einschlief. Sie aber schlief in dieser Nacht nicht mehr.  
„Wenn's nur gut geht mit der Suse,“ klagte sie am nächsten Sonntag der sie besuchenden Gevatterin. „Das Mädchen hat einen gar so ‚einbildnerischen‘ Kopf.“  
Doch ihre Enkelin gab ihr keine neue Veranlaffung zur Sorge. Sie wuchs heran, ein Mädchen wie alle anderen, höchstens daß sie einen tieferen Widerwillen gegen Dunkel, Stand, Unordnung und Häßlichkeit bekundete als die meisten Ihresgleichen; aber diese Eigenheit äußerte sich zunächst nur nach ihrer guten Seite, indem sie das heranwachsende Kind veranlaßte, sich und die Wohnung der Großmutter tadellos sauber zu halten und auf's Zierlichste herauszuputzen. Ein wahres Fest gewährten Suse immer die Tage, an welchen das Herrschafts Haus zum Lüften und Scheuern geöffnet wurde. Da tonnte fie stundenlang in den mit altmodischer Eleganz ausgestatteten Räumen herumwandern, die Vergoldungen, die Kronleuchter, die seidenen Ueberzüge der Prunkgemächer anstaunen. Hatte sich ihr Auge endlich an dem Glanz einigermaßen ersättigt, dann träumte sie sich zur Eigeuthümerin all dieser Herrlichkeit und spielte Königstochter zur Verzweiflung des guten Christian, welcher durchaus den Königssohn abgeben sollte und doch zwischen den Porzellanschaferinnen, Vasen und weitbeinigen Sesseln weder zu gehen noch zu stehen wußte.  
Als die Kinder eingesegnet waren, zogen des Knaben Eltern fort. Ter alte Pott glaubte eines Tages zu entdecken, daß seine Begabung zum Reden die zum Sammetscheeren noch weit übersteige und eilte sein Talent in der Hauptstadt zu verwertucn. Vorher aber gab er seinen Jungen einem Schuster in die Lehre, an demselben Tag, an welchem Suse in ein Modemagazin ein trat, um das Putzmachen zu erlernen.  
Während nun das Mädchen sich zwischen de» Federn, Älumen, Spitzen und duftigen Tüllwolken recht in seinem Element fühlte, verdarben des

H I. wcstkilch in Hannover.

Knaben Fäuste auch den plumpsten Arbciterschuh, welcher deuselbeu zum Schaden seines Besitzers anvertraut wurde. Seine unausgewachsenen Goliaths-glieder wollten sich dem Zwang der engen Werkstatt in keiner Weise anbe-quemen; er wurde schweigsam, verbittert und als Suse ihm eines Tages im Jörn erklärte: sie würde nie einen Schuster heiratheu, denn die hätten immer schwarte Gesichter und in ihren Wohnungen rieche es nach Pech und Leder, — da war Christian plötzlich auf und fort. Ein Schiffscapitän, hieß es, habe ihn mitgenommen zur See.

Suse weinte ihm erst bittere Thränen nach, dann ärgerte sie sich, das; er von ihr hatte gehen können und gab sich redlich Mühe, den „dummen Jungen" zu vergessen. Das war aber nicht leicht. Mit jedem Winkel ihrer traulichen Wohnung, mit jeder frohen und trüben Kindheitserinnerng war der Knabe verwachsen und Suse ertappte sich noch oft dabei, wie sie weh-müthig den geblünten Napf anstarrte, aus welchem einst ihr Spielkamerad seinen Kaffee gelöffelt hatte und der nun mit anderen porzellanenen Raritäten auf der Großmutter Kommode stand.

Die Jahre gingen hin. Da wollte es eines Sonntags die alte Frau Schmieding bedünken, als würfen weit öfter als in früheren Zeiten mensch-liche Köpfe ihre Schatten durch die niedrigen Fenster über ihren Strickstrumpf. Und da sie nun darauf achtete, warcu's fast immer dieselben Köpfe, — Köpfe aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen, pumadisirtc, frisirte, ge-schorene, gelockte, gestriegelte, struppige. — aber bärtig waren alle.

Die Alte ließ ihre Arbeit sinken, starrte ihre Enkelin an und sah mit Verwunderung znm erstenmal statt des Nindes ein Uollerwachsen Mägdlein vor dem Spicgelchen am Fensterpfeiler stehen und sich znm Sonntagsausflug putzen, zierlich und graziös wie der Zeisig drüben im Bauer, welchem das feine Geschöpfchen auch sonst gar ähnlich sah. In ihren nahe zusammen-stehenden braunen Augen schimmerten wie in denen Häuschens goldige Reflexe. Kurz und weich wie die Flaumfedern nm den Schnabel des Thierchens standen ihr die Haare um die niedrige Stirn: ganz wie ein Schnäbelchen streckte das kecke Naschen sich vor, an der Wurzel gefleckt von einigen blassen Sommer-sprossen, und von einem Kinn war bei dem Mädchen freilich kaum mehr als bei dem Vögelchen zu gewähre».

„Schau, schau," murmelte die Alte, „ist doch keine su dumme Mode, die mit den kurzen Gardinen." Und am nächsten Tage verhüllte auch sie die unteren Scheiben ihrer Fenster.

Es half nicht viel. Wenn Snse ausstand, guckte ihr Vogeltüpfchen tcck über der Großmutter wohlgewaschcnc und gestopfte Vorsichtsmaßregel hinweg auf die Straße. Und sie stand oft auf, denn als echte Evastochter fand sie Gefallen an den ihr dargebrachten Huldigungen.

Da war vor Allem ein Herr Hcinichcn, der ging, ritt und fuhr an dem Häuschen vorüber. Er hatte es ja dazu! — Zwar saß er auf seinem Reitpferd, wie eine Wäscheklammer auf der Leine, uud sein englischer Traber



capricirte sich unter seiner Hand zum Schrecken aller Spaziergänger darauf, im Zickzack zu galoppiren, — aber es machte sich doch! Vor zehn Jahren war Herr Heinichen noch Laufbursche gewesen, jetzt nannte er ,sich Agent, kaufte und verkaufte Häuser, baute sich auch ein eigenes, gleich um die Ecke in der neuen Straße. Solch ein Haus gab's in der weiten Stadt nicht mehr! Der ganze deutsche Parnaß hatte sich ans seiner Front Rendez-vous gegeben. Von Rosenguirlanden umrahmt streckten sämmtliche Componisten und Dichter iu daüt-rylisl die Köpfe unter den Fenstersimsen hervor. Auf den Balconecken thronten Goethe und Beethoven. Aus der obersten Giebelspitze hart unterm Dach aber lugte Richard Wagner mit wehmüthig-spüttischem Ausdruck unter dem Mützenschirm hemieder auf seine College». Er hatte es gut: er war der Einzige, welcher im Trockenen saß, während Schnee und Regen unbarmherzig die grauen Cemcntgcsichter der Anderen peitschten. „Alles meine eigene Idee!" pflegte Herr Heinichen seinen Bekannten zu versichern, wenn er so wie heut, die Hände iu den Taschen, vor seinem werdenden Palast stand. „Bildung war mich immer die Hauptsache." Und jetzt schoß er aus dem dämmerigen Thorweg hervor und riß mit graziöser Schwenkung den Hut Von seinem geraden Scheitel. „Mich zu empfehlen, Fran Schmieding! Wie geht's, Fräulein Suse? — Ja, man hat allerwegen seine Arbeit! — Des Herrn Auge, — Frau Schmieding! Sie verstehen! — Die verfluchten Kerls" — er meinte die Handwerker — „machen sonst Alles verkehrt. — Sind gerade heut die Treppentufen gelegt. Können ohne Gefahr hinaufspazieren, meine Damen, wenn's beliebt, den Schwindel einmal von innen zu betrachten." Tuschen brannte vor Neugier. Und wie staunte sie erst, als sie nun eintrat! Das ging ja noch über die Pracht der gräflichen Villa in ihrem Garten. Schon die Einfahrt mit den bemalten Glasscheiben ihrer Thorflügel und der bunten Steinmosaik des Bodens, — dann die schwarzen Marmorplatten auf zierlich durchbrochenem gußeisernen Gestell, welche die Treppe bildeten, — die roth und blau gekleideten Genien an den Wänden des Treppenhauses — ach! und der fußdicke Stuck an den Decken der Gemächer, mattgran und golden und roth — und die sorgfältig gearbeiteten Parquetbödeu! — Und das Ganze so luftig und sonnig und licht! Dazu der stattliche Herr Heinichen selber, der Alles so freundlich erklärte und mit den Tausenden um sich warf, als wären's Rechenpfennige! — Suse wurde ganz schwindlig; — das war ein aparter Mensch! — — Freilich, er hätte sich die Zähne einmal putzen können; — und befremdlich blieb's, daß er den Daumen immer in's Armloch steckte und den linken Fuß in die Hand nahm, so oft er sich auf einem Fenstersims oder einem Haufen Bretter niederließ; aber das waren gewiß besonders vornehme Manieren. Denn mächtig vornehm war Herr Heinichen geworden, seit sie ihn mit rothgefrorcnen Ohren die Petroleumkanneu des Materialwanren Händlers gegenüber hatte austragen sehen, — das mußte wahr sein! —

6 I. westkiich in Hannover.  
Frau Schmiediug ging bald. Ihr war's zu zugig droben. Auch mochte sie de» neugebackenen Hausbesitzer uicht leiden. Aber Suse blieb noch und bewunderte die marmornen Wannen der Badestnbe, die Wasserleitung, die elektrischen Klingeln. Dann rollte Herr Heinichen die am Boden liegenden Taftetenstücke auf. Das war erst eine Pracht! Da gab es rothc mit Gold und so dick wie Leder, — auch wirkliche Ledertaftcten, gelb und braun, — und eine Spitzentaftete mit hellblau: die schönste aber war die mit Rosen - guirlanden und Paradiesvögeln auf gelblichem Grund.  
„Die soll in das ‚Buduwar^ meiner Frau,“ sagte Herr Heinichen.  
Suse that verwirrt. „Wollen Sie denn heirathen?“  
Und Heinichen gab ihr einen bedeutsamen Puff in die Seite und lachte überlaut. „Es könnte sich so machen, Fräulein Suse.“  
Da kam ein Nachbartind die Treftfte heraufgelaufen.  
„Sic sollen nach Hause kommen, Suse, sagt die Großmutter. Der Christian wäre da, der Christian Pott von der See!“  
Suse schrie hell auf. Im Augenblick war die ganze Villa sammt dem vornehmen Herrn Heinichen für sie versunken. Sie nahm sich nicht einmal Zeit, ihm zu danken; sie sah weder rothe noch blaue Genien und die vielbewunderten Marmorstufen dünkten ihr jetzt nichts als ein Mittel, um rasch hinunterzukommcn. Athemlus stürzte sie in der Großmutter Stube.  
„Christian! liebster Christian! Ist es denn wahr? — Bist Du — Sind Sic —“ Sie stuckte und diesmal war ihre Verwirrung echt.  
Ter stramme, selbstbewußte Matrose, dessen Wachstuchhut beinahe an die Zimmerdecke streifte, sollte ihr Christian sein! Die treuen, ehrlichen Auge», ja, die waren's freilich noch, aber das Gesicht um sie her hatten Sonne und Wind gebräunt und geröthet, die schlotterigen Glieder waren fest und stark und geschickt geworden in tüchtiger Arbeit, so daß ihrer keines dem Manne mehr im Wege stand. — S»se fühlte es mit heißem Crröthen; die ganze Verehrerschaar, die auf dem Asphalt vor den Fensterchen ihr zu Gefallen lief, fiel ab gegen dic Persönlichkeit ihres Iugeudgesftielen.  
Und der Heimgekehrte zog Suse' an's Fenster, nahm ihr Gesicht zwischen seine beiden Hände und betrachtete sie fast ängstlich, bis sie sich ein Herz faßte und erröthend die Augen zu ihm aufschlug. Da löste ein frohes Lächeln die Spannung in seinen Mienen.  
„'s ist die Alte! — Gott segne Dich, meine Suse.“  
Frau Schmiedina kam geschäftig herein.  
„Ist das Mädchen nicht gewachsen, Christian?“  
„Rechne, nein. Ging mir allzeit bis zur Achselhöhle — und das thut sie noch.“  
„Aber sauber ist sie doch geworden?“  
„Ei, das war sie. Und sie ist's geblieben.“

3use.?

Er zog eine Halskette hervor, zierlich aus getrockneten Kernen und geschnitzten Knochen gearbeitet. „Die kommt von China, Suse. Ich habe sie Dir mitgebracht."

Und als Suse die Hände zusammenschlug vor Freude und vor den» Spiegel das neue Schmuckstück umprobirte, lachte Christian fröhlich: „Hat sich schon als Kind gern mit Ketten behängt, Großmutter! und wenn es nur Ketten aus Kuhblumenstielen waren. Ist unsere alte Suse!"

Die Großmutter aber mahnte zum Mahl, denn Christian mußte zur Nacht weiter. Er befand sich eigentlich auf dem Wege zu seinen Eltern, hatte es jedoch nicht über sich vermocht, an der Stadt vorüberzufahren, in welcher Suse und seine liebe „Grußmutter" Schmieding wohnten. Nu» trieb ihn die Unruhe, ob und wie er die Seinen finden würde, von denen er in all den Jahren leine Nachricht erhalten hatte.

Da war's nur gut, daß die Großmutter sich darauf verstand, die Menschen herzhaft auszufragen. So erfuhr man doch über Tisch, wo und wie er zeit-her gelebt hatte, daß es ihm auf der See wie nirgends sonst gefalle und er im nächsten Frühjahr sein Steuermannsexamen zu machen gedenke! — Suse hätte uicht um die Welt gewagt, selbst eine Frage an den so plötzlich über sie hinausgewachsenen Spielkameraden zu richten.

Die letzte halbe Stunde brachten sie im Garten zu. Der prangte im schönsten Frühlingskleid. Unter den mächtigen Irisbüschen, deren Wachsthum seit Jahrzehnten keine ordnende Hand mehr beschränkte, schaukelten Hunderte von Blumen. Das Dämmerlicht des scheidenden Tages verlieh den matten Farben ihrer Blätter einen zauberhaft überirdischen Schimmer; die Flieder-büsche bogen sich unter der Last ihrer Vlüthensträuhe, die Goldregentrauben hingen schwer hernieder, daneben leuchteten gefüllte Kirsch- und Mandelblüthen; Primeln und Maiglöckchen schmückten den Boden und das Gaisblatt duftete fast betäubend um die Laube, in welcher die Beiden saßen auf dem alten Lieblingsplatz wortlos und glücklich.

„Suse," begann Christian endlich leise, — „nicht wahr, so'n zwei Iährchen könnten wir noch warten? — Dann — da oben am Strande giebt's schmucke Häuschen, Hab' mir schon welche angesehen, — so bei Bremen herum; — sind sauber wie ein Schiffsdeck und accurat wie ein Schmuck-kästchen Und Siebensachen auf die Commoden zu stellen bring' ich Dir schon genug mit, seltenere als sie Euer Graf in seiner verschlossenen Villa dort hat! — — — Und im Winter da käme ich allemal selber zu Dir."

Das Mädchen horchte hoch auf. „Ja, Christian, wovon redest Tn denn?"

„Von — — wenn wir zwei Mann nnd Frau sein werden, natürlich!

Das steht doch fest, seit wir ganz klein waren!"

Und da er das Staunen in ihrem Antlitz las, ergriff ihn eine jähe Angst, er faßte mit schmerzendem Druck ihre Hand.

8 I. wcstkirch in Hannover.

„Suse — Suse, das mußttest Tu wissen! — Sag' nicht, daß Du's nicht gewußt hast! — Hab' ich doch all die Jahre au nichts gedacht als an Dich! — Na sieh!" Mit zitternden Händen zog er ein kleines Taschenbuch hervor. „Da ist noch der Nuchzeiger mit dem Heiland d'rauf, den Du mir zur Einsegnung geschenkt hast. Das Papier ist kraus geworden und das Christusbild verwischt. — Ich hab's allerwegen auf dem Herzen getragen und einmal da ist's übel durchweicht worden im Salzwasser. Damals hat eine See mich über Bord gerissen i eine Boje bekam ich zum Glück just im Versinken zu packen. — Aber nimmer wär's mir gediehen mich so lange daran fest zn halten, bis sie ein Boot klar gemacht hatten, wenn ich nicht an Dich gedacht hätte, Suse, und daß ich lebend heimkommen müsse zu Dir — Suse, sag' mir, daß Du's begreifst und einsiehst, daß wir Zwei zusammengehören!"

Da schlang Suse unter Lachen und Weinen beide Arme um seinen Hals. „Tu lieber, närrischer Mensch, Du!"

Sie war zeitlebens ein furchtsam Ding gewesen und ein Entschluß ward ihr schwer. Da war's ihr schon recht, daß man sie nahm und nicht erst lange fragte, ob sie wollte. Wo auch hätte sie sich geborgener fühlen können als in den starken Armen ihres alten Beschützers?

Am Sonntag nach der Kirche besuchte Herr Heinichen die alte Frau Schmicding. Er redete dies nnd das und zuletzt schlug er das linke Bein über die Lehne des Sessels, auf welchem er saß, balancirte auf der rechten Hand seinen Spazierstock und murmelte zur Zimmerdecke hinauf:

„Wenn Sie sich etwa wegen Fräulein Susens Zukunft ängstigen sollten, Frau Nachbarin — zum Beispiel — ich tonnte mich gegebenen Falls vielleicht herbeilassen, Ihnen diese Sorge abzunehmen — das heißt ich meine nur so —"

Er sprach immer sehr gewunden, wenn es sich um ein Geschäft handelte, das hatte er bei seinen Käufen und Verläufen als Uortheilhaft erprobt.

Frau Schmieding nickte freundlich. „Die Sorge um Suse hat mir schon ein Anderer abgenommen, Herr Nachbar."

Heimchen ließ den Epazierstock sinken nnd that einen leisen Pfiff. „Der Christian? — Ter Ausreißer? — Scherz oder Ernst? — Ernst? — Wahrhaftig? — — Nu, wissen Sie, Frau Schmicding, es pressirt mir ja nicht. Tu lieber Himmel! Man hätte schon die Wahl! — habe nun aber einmal einen Narren an dem schwächtigen Persönchen gefressen. Und ich kann mir's ja leisten! Hab' Gott sei Dank nicht nöthig groß auf's Geld zu sehen. — Schulkamerad, Iugendgespiel — — Nu, natürlich, so etwas will seine Zeit haben! Ich kann warten —- Suse ist ein verständiges Mädchen, — sehr verständig! Wenn sie Vergleiche anstellt —" Und nun entrollte er der strickenden Frau ein glänzendes Bild seiner Lage, seines Besitzes, seiner Hoffnungen. Tie nickte immer gleich freundlich dazu: „Glaub's schon" und „ja.

Sie sind ein reicher Mann." Heimchen merkte aber doch, daß sie etwas gegen ihn habe und er fragte, was es sei.

„Lieber Himmel! ich bin eine altmodische Frau, Herr Heimchen. Das Kraut, das ungesät auf meinen Gartenbeeten aufsprießt, ist selten etwas nütze; von dem Gelde, das dem Menschen ohne Arbeit zuwächst, halte ich auch nicht viel."

„Geld ist immer ein willkommenes Kraut," kicherte Herr Heimchen, indem er aufstand. „Nun, ich kann warten."

Suse zwitscherte die nächsten Tage im Hause herum, wie ein Vögelchen, wenn es Frühling werden will. Sie saß den Rücken gegen ihr geliebtes Fenster und lernte die Schnitzereien der chinesischen Halskette auswendig, oder begann Briefe an ihren Christian, von denen sie nicht wußte, wohin sie sie adressiren sollte. Es that auch nicht noth. Schon nach wenigen Tagen war Christian wieder bei ihr, aber der Iubclschrei erstarb ans ihren Lippen, als sie seine verstörte Miene wahrnahm. Er hatte seine Eltern in Berlin nicht gefunden. Nach langem Umherfragen brachte er in Erfahrung, daß dieselben vor Jahresfrist in ihre alte Heimat zurückgekehrt seien. Der Vater war inzwischen freilich noch weiter verzogen, — nach einem Lande, wohin bis jetzt weder Post noch Eisenbahn führt. Und die Mutter

„Es steht schlecht mit ihr," sagte Christian. „D'rum mein' ich, Suse, Du kämest am besten gleich mit. Elternsegen ist ein gewichtig Ding, selbst wenn — —" Er sprach nicht aus.

Suse zitterte wie ein Pappelblatt im Winde. Ein Krankenbett — ein Sterbebett! — das der Anfang ihrer Verlobung, welche sie sich als eine Kette von eitel Glück und Freude ausgemalt hatte. Sie hatte nie einen Menschen sterben sehen. Das Grauen trieb ihr kalte Tropfen auf die Stirn.

„Muß — ich — mit?" stammelte sie.

„Ja, Suse, komm."

Und die Großmutter nahm schon das Umschlagetuch aus der Commode.

„Es muß sein, Suse. Aber sei ruhig, ich begleite Euch."

Da klammerte sich das Mädcheu fest an die Hand der alten Frau und so schritten sie durch den Garten. Christian erbarmte ihre Angst und er wollte sie trösten. „Es sieht in dem Zimmer von Mutter nicht gerade ganz accurat aus — Du mußt nicht erschrecke«, Herz." Da erschrak Suse so sehr, daß ihr fast die Füße versagten.

Durch die Hintere Gartenpforte ging es in das enge, gewundene Gäßcheu, das fast nur von Fabrikarbeitern bewohnt wurde, und weiter durch ein dumpfiges, feuchtes Vorderhaus über einen glitschigen Hof die wacklige Holzstiege hinauf. Wie stumpf nnd dreist die arbeitgceugten Gestalten auf Flur und Treppe ihnen nachstarrten! Und wie es ringsum roch nach Armuth und Schmutz, nach verdorbenen Hciringen und schlecht gespülter Wäsche. Droben aber geschah Suse etwas Sonderbares.

^(1 I. Westkirch in Baiinorer.

Ihr war, als müsse ihr Geist zurückwandern, lange, lange Jahre  
Tas Alles hatte sie ja schon einmal erlebt! — Damals war der Bettüberzug  
rothgrblümt gewesen, jetzt zeigte er ein blaues Muster; der Lappen vor dem  
Fenster war nicht grün, sondern gelb — dennoch blieb es dasselbe. Ja, sie  
kannte diese ausgetretenen, staubbedeckten Dielen, das wüste Durcheinander  
auf Stühlen und Tischen, das Christians ungeübte Hand nicht sogleich zu  
lichten vermocht hatte, den Fuselduust, die starre Gestalt in den Kissen, die  
jetzt bei des Sohnes leiser Berührung herumfuhr und aus stieren, schwimmenden  
Augen verständnißlos in's Leere starrte.

Christian Prallte entsetzt zurück. „Mutter! Du hast doch nicht —!“

Das Weib lachte häßlich auf. „Freilich, habe ich,“ lallte sie und zog  
triumphirend eine leere Nranntweinflasche unter der Decke hervor. „Hast  
mich verkommen lassen in Noth und Hunger — Tu. — Willst mir den  
letzten Trost nehmen?!“

Christian sah sich in dem leereu Zimmer um, wer seiner Mutter diesen  
schändlichen Dienst habe erweisen können.

Sie mißverstand seine« Blick. „Suchst vielleicht die neue wollene Decke,  
die Du mir getauft hast — he? — Hab' sie umgetauscht, mein Junge —  
wärmt innerlich besser!“

„Laß das jetzt, Mutter,“ mahnte Christian. „Sieh, ich habe Dir meine  
Brant mitgebracht, damit Tu uns segnest —“

„Braut?“ unterbrach die Frau mit schwerer Zunge und suchte neu-  
gierig an Christian vorbei zu sehen. „Das junge, glatte Ding? — Komm  
her, junges Ding!“

Und als Frau Schmieding die Willenlose an das Bett schob, packte sie  
mit ihren feuchten mageren Fingern des Mädchens Hand nnd deutete auf  
Christian.

„Schlechter Sohn! — Vagabundirt in der Welt umher — läßt seine  
arme Mutter auf dem Stroh — Wird Tir's nicht besser macheu! — Laß  
Dir rathen, junges Ding — gewöhne Dich bei Zeiten an den Freund da!“

Sie wies auf die Flasche. „Ist ein milder Frennd, hilft für Hunger uud  
Durst, für Sorge und Herzeleid — Ist besser als Mann und Kind —  
besser — glaub mir, besser —“ Sie sank ermattet zurück und ließ Susens  
Hand fahren. „Wenn Tu ein gnter Sohn bist — gicb mir — zu trinkeu —“  
Suse sah und hörte nichts weiter. Christian trug sie mehr in ihre  
Wohnung, als er sie führte. Er war untröstlich über den Auftritt bei seiner  
Mutter und den Zustand, in welchem er seinen Liebling sah.

„Es ist nicht Deine Schuld, meu Junge,“ tröstete Frau Schmieding.  
Suse sagte nichts. Nalte Schauer schüttelten sie. Die Großmutter brachte  
sie zn Bett. Ter Arzt verschrieb einen beruhigenden Trank; dennoch lag sie  
die Nacht uud die folgenden Tage im Fieber uud unter den quälenden  
Bildern, welche ihren Geist erfüllten, kehrte vor allen anderen das eine  
wieder und wieder- sie sei vom Elend gezeichnet, gehöre ihm zu eigen und

Suse, ^  
müsse ihm zuletzt verfall«», hoffnungslos, rettungslos. In körperlicher Erscheinung trat die Ausgeburt ihrer Furcht vor ihre tranken Sinne, als eine fledermausartige Riesengestalt die dunklen Kammerecken einnehmend; sie rang verzweifelnd mit dem Gespenst in ihren Fieberträumen.  
Und Frau Pott war todt und sie wurde begraben und Suse wußte nichts davon. Als Christians Urlaub zu Ende war und er fort mußte auf fein Schiff, saß sie zum ersten Mal im Lehnstuh! auf. Er hielt ihre Hände, küßte sie und sprach von künftigen schönen Zeiten: sie lächelte dazu — aber nur mit den Lippen. Aus ihren brannen Augen waren die goldigen Reflexe verschwunden und je ehrlicher und ernsthafter er zu ihr redete, um so wehmüthiger schauten diese Augen drei».  
„Auf Wiedersehen!" rief er ihr zuversichtlich zum Abschied zu, sie aber schwieg. Und als seine hohe breite Gestalt ans dem Thürrahmen, in welchem er sich zum letzten Mal nach ihr umgeschaut hatte, verschwunden war, brach sie in ein wildes Schluchzen ans. Sie wußte, daß es kein Widersehen für sie Beide gab.  
Ihr Körper genas, nicht ihre Seele. Die konnte den Eindruck am Bett der tranken Frau nicht überwinden.  
Was halfen ihr nun die starten Arme, in welchen sie sich geborgen geglaubt hatte für alle Zeit? Was Christians redliches Herz? Seine Mutter war im Elend gestorben, verdorben, trotz ihm! Er würde sie ebenso wenig schützen können vor dem ekelhaften grauen Gespenst, das sie in ihrer überreizten Phantasie schon glcmbte herankricchcn zu fühlen. — Und tonnten denn starke Arme, und konnte denn ein tapferes H:>rz nicht schützen vor dem Elend, dem Ding, das sie ans Erden am meisten fürchtete, mehr als Sünde und Krankheit und Tod, so mußte sie einen Schutz suchen, der mächtiger war. Während sie also grübelte, ging Herr Heinichen täglich an den kleinen Fenstern vorüber, von seiner Wohnung hin zum Neubau und vom Neubau zurück nach seiner Wohnung, und Snsens Augen folgten ihm: Herr Heinichen hatte, was mächtiger war als starke Arme und ein redliches Herz! An der Schwelle seines Palastes mußte das Elend umkehren; das wohnte nicht in solch lichten weiten Räumen uutcr fußdickem Stuck, zwischen Goldtapeten und neben massiven Geldschränken. Dort konnte ihr furchtsames Herz wieder ruhig schlagen — dort fand sie einen sicheren Zuflnchtort.  
Und als sie wieder auf die Straße gehen konnte, putzte sie sich mit besonderer Sorgfalt und kam mit Herrn Hcinichen an der Hand zurück.  
„Großmutter, das ist mein Verlobter."  
Die alte Fran war sprachlos vor Schreck.  
Herr Heinichen aber lächelte selbstbewußt. »Was Hab' ich Ihnen gesagt, Frau Nachbarin? Hab' ich nicht gesagt, ich kann warten? — Nu, ich habe gewartet."  
Vergebens bestürmte Frau Schmieding nach dem Weggang des Bräutigams

^2 I. wcstkirch in I^a» novei.

ihr Enkelkind mit Borwürfen, Mahnungen, Frage». Snsch hatte mir eine Antwort: „Ich kann nicht anders."

Aber sie schloß sich in ihre Kammer ein und schrieb einen langen Brief an Christian. Darin waren viele Buchstaben von Thränen verwischt und zum Schluß hieß es: „Das Eine bitte ich Dich heilig, Christian, wünsche mir nichts Böses! So wahr ich hoffe, daß Gott mir verzeihen möge, ich habe Dich nicht betrügen wollen! Nie kann ich einen Menschen so lieb haben, wie Dich) — aber - ich möchte nicht sterben, wie Deine Mutter gestorben ist. — Vergieb mir. Es ist die Angst, die entsetzliche Angst." Als dieser Brief dem langst auf dem Meer schwimmenden Schiff Christians nachgeschickt war, wurde Suse wieder ruhiger und zuletzt ganz heiter. Bald erzählten die Bürger sich Uo» der prächtigen Hochzeit des reichen Herrn Heinichen, der sich's „leisten konnte", die arme Suse Schmieding heimzuführen. Im weisseidenen Schleier war die Braut zur Kirche gefahren und der Champagner floß in Strömen. Und dann zog Suse ein in das prunkvolle neue Haus und nun kamen ein paar wunderschöne Wochen, während welcher sie Christian beinahe vergaß.

Manches freilich erwies sich doch anders, als sie sich's gedacht hatte, zum Beispiel gleich Goethe und Beethoven, die von außen den Balkon so prächtig zierten. Für den Schleierpreis, den Heinichen im Accord zahlte, hatte ihr Bildner nicht für nöthig erachtet, ihnen die Hintertöpfe gebührend zu frisiren und so Marens, von innen beschen, ein paar unförmliche Cementklumpen. Nun, dieser Mangel ließ sich mittelst blühender Topfgewächse verbergen. Schlimmer war's schon, daß bei den täglichen Ausfahrten, welche Suse über Alles liebte, die Leute auf der Straße so scheel und gehässig an ihr und ihrer Equipage hinaufsahen. „Das sei Neid," tröstete Herr Heinichen, „und könne als solcher einem vernünftigen» Menschen nur schmeichelhaft sein." Aber Suse empfand nicht so vernünftig. Ihr furchtsames Gemüth glaubte fest an die Wirksamkeit böser Blicke und Wünsche. Da sie noch als die schlichte, arme Suse Schmieding zu Fuß ging, hatte doch Jeder sie freundlich augeblickt, warum waren ihr nur die Menschen als Suse Heinichen so feind? — Das wurde je länger je schlimmer. Sie würde die Straßen der Stadt völlig gemieden haben», wc»» ihr Man» nicht zornig erklärt hätte, „um vor den Bauern und Fuhrleuten auf der Landstraße zu prunken halte er keine Equipage".

Heinichen war auch anders, als sie sich ihn gedacht hatte. Bis zum Unsinn verschwenderisch vor den Augen der Welt, kauserte er in den Haushalt um den Pfennig. Er ging viel und »»regelmäßig aus und es kamen wunderliche Leute aus dem sei» Bureau. Je nach dem Stand seiner Geschäfte zeigte er sich ausgelassen lustig oder in übelster Laune. Gegen letztere besaß Suse in ihrer großen Furchtsamkeit freilich den wiitsamsten Schild. Sie wagte nicht zu widersprechen», sie mied ihn», wen» er seine bösen Stunden hatte, so daß der Frieden zwischen ihnen ungetriibt blieb.



Den ersten wirtlichen Verdruß bereitete der jungen Frau wenige Monate nach ihrer Verheirathung ihre Magd, ein fleißiges, gesittetes Mädchen, welches Suse von frühester Kindheit an kannte und das nnn plötzlich vor sie hintrat und ihr den Dienst kündigte, ohne andere Gründe angeben zn wollen als „eine Veränderung sei bisweilen gnt für die Dienerin wie für die Frau und Madame Heinicheu thue ja Wohl überhaupt besser, ein älteres, gesetzteres Mädchen zn miethen".

„Wie sie darauf komme?" fragte Suse betreten. „Sie habe sich doch immer mit ihrer Arbeit zufrieden gezeigt."

„Je nun — das seien nur so ihre Gedanken."

Sie ging und eine Andere trat an ihre Stelle. Die blieb gar nur zwei Wochen und schied ebenfalls mit dem Rath, Suse möge eine ältere Person in's Haus nehmen. Dem aber widersetzte Heinichen sich: „er könne die alten Jungfern.nicht leiden."

Neil die von seiner Frau gemieteten Mägde scimmtlich nicht aushalten wollten, begab er sich selbst auf die Suche und brachte ein vollbusiges, ruth-armiges Geschöpf in's Hans, vor dessen frechem Blick Suse bis in's Herz erschrak.

Die neue Magd fing gleich an Schränke und Tische in der Küche nach ihrem Geschmack herumzurücken, nnd als Suse Einwendungen erhob, stemmte sie den Arm in die Seite und schnei „Ter Herr habe sie gemiethet und sie brauche Niemandem zu gehorchen als deni Herrn!"

Heinichen aber redete seiner Frau freundlich zu: „Das Mädchen muffe sich am längsten in der Küche aufhalten: da möge sie ihm nicht wehren, sich'« darin auf feine Art behaglich zu machen," und Suse gab nach. Sic hatte Kopf und Herz voll von wichtigeren Dingen, da sie in wenigen Wochen ihr erstes Kind erwartete.

Eines Abends kehrte sie mit fruhbewegtem Herzen von ihrer Ausfahrt heim. Heinichen hatte fie nicht begleitet: da durfte sie denn hinausfahren weit in den Wald, wo kein böser Blick fie traf, wo die Vögel eben schüchtern ihr altes Frühliugslied probirten, ob's noch gelingen wollte: wo die Sonnen strahlen frei durch die noch unbelaubten Aeste spielten und jedes Sandturn am Wege anfflimmcrn ließen wie einen Edelstein, wo an den mächtigen Buchen die ersten bräunlichen Knospen sprießten, jede einzelne eine Hoffnung auf den kommenden Sommer und wo ihr eigen Herz anfschwull nnd mit dem erarünenden Wald um die Wette .Nnospen füßer Hoffnungen trieb für sich und das kleine Geschöpf, das in dieser FrühlingSlust in's Leben treten sollte.

Der Wagen hielt. Da löste eine weibliche Gestalt sich von der Gitter Pforte des Vorgartens. Suse erkannte die Frau trotz der hereinbrechenden Dämmerung, trotz des Ausdruckes von Perstörung in ihren Geberden und Mienen. Eine Beamtenwittwc war's, die ab und zn ihre Großmutter zu besuchen pflegt«, eine rechtliche Frau. Sie hatte sich in einem Leben voll

^ t. Westkirch in Hannover.

Arbeit und Entbehrung ei» paar tausend Thaler erspart; ihr einziger Söhn, Subalternbeamter wie sein Vater, bezog einen bescheidenen Gehalt; er heirathete eine hübsche, fleißige Frau und die Familie führte ein glückliches, zufriedenes Leben, bis es vor einigen Jahren — Niemand begriff, aus welchem Grunde — dem Sohn in den Sinn gekommen war. sich ein elegantes Haus an der Hauptstraße zu taufen. Von da an ging es bergab mit Wohlstand und Glück. Als die Alte Fran Heinichen aus dem Wagen steigen sah, kreischte sie auf und schüttelte ihr die Jauste entgegen.

„Wagst Du's mir unter die Augen zu treten in dem gestohlenen, seidenen Plunder?! — Verflucht sollst Tu sein! und Dein Putz! — uud Deine Karosse! und Dein Haus und Dein Mann! — Der vor Allem! —und—" Suse mußte sich an den Schlag klammern, daß sie nicht umsank vor Entsetzen. „Frau Nergcr, — was haben wir Ihnen zu Leid gethan?!" „Was der da drinnen mir zu Leid gethan hat? —°Weun Du's wirklich nicht weißt, laß Dir's sagen: der da drinnen, das ist der Teufel! — Ich hatte einen Sohn— einen guten Sohn, das kann ich vor Gott bezeugen! — und eine Schwiegertochter jung und schon wie Du und zwei liebe Enkelkinder ^ Und wenn wir nicht im Ueberfluß lebten, — die Zufriedenheit saß mit an unserem Tisch: wir haben keinen König beneidet. — Da kam der da drinnen, der Teufel! über unsere Schwelle, redete meinem Sohn zu, das prächtige Haus zu kaufen — und wie mein Hermann ihn staunend fragt, wovon er's denn bezahlen solle, er bietet er sich ihm das Geld vorzuschießen — aus Freundschaft, um meinem Sohn zu dem herrlichen Geschäft zu ver- helfen — der Nlusanger! — Und mein armer, dummer Junge ließ sich be- tölpelu. Etwas Geschriebenes war auch gleich zur Hand mit vielen fremd- ländischen Wörtern — Unsereins kennt sich darin nicht aus. Das mußte mein Sohn unterzeichnen — Hernach, da merkte er es freilich, wie er be- trogen war! — Nach drei Monaten — Weib! nach drei Monaten! kam der Henkersknecht uud forderte sein Geld zurück ,weil er's brauche, weil er's nach dem Contract jederzeit fordern dürfe' — Und so hat er sich an unsere Fersen gehängt und uns ausgesogen mit Wechseln und Wucherzinsen all diese Jahre. Meine Habe ist hin — das Glück, der Friede unseres Hauses ist hin — Meinen Sohn habe» sie von Amt und Brot gejagt, weil die Sorgen ihm seinen armen Kopf verrückten, so daß er nicht wnßte, was er schrieb — Und nun ist er fort — hat sich wohl gar ein Leid angethan in der Ver- zweiflung — Meine Schwiegertochter ist bettlägrig worden vor Kummer — Und heut hat Dein Mann die kranke Frau und mich und meine zwei Enkel aus dem Hause werfen lassen, das nun ihm gehört —" Suse fuhr zitternd in ihre Tasche. „Ich werde mit meinem Mann reden, Frau Berger. Nehmen Sie dies für die erste Noth." Aber das Weib stieß die Börse zurück, daß sie unter die scharrenden Hufe des Trabers rollte. „Almosen nehm' ich nicht von — einem Diebe! — Und wenn er mich dafür in's Zuchthaus bringt, — ich sag' es noch-

Suse. f5

mals und wieder und immerfort: ein Dieb ist er! ein Räuber! schlimmer als die, welche armen Reisenden im Wald auflauern. Verflucht sei er und Alles, was sein ist!"

Mit wankenden Knien flüchtete Suse in's Haus. Auf dem Flur trat ihr Mann ihr entgegen.

„Bist Tu bei Trost, daß Du Dich auf der Straße ausschimpfen lassest! — Die ganze Nachbarschaft läuft zusammen."

Suse zog ihn in die Stube und erzählte mit fliegenden Worten.

„Die Bergers können mich gar nichts anhaben," meinte Heinichen, gemüthlich die Hände in die Rocktaschen bohrend. „Ich habe das Gesetz für nur."

„Aber die unglücklichen Menschen!"

„Geschäft ist Geschäft. Einer muß der Verlierer sein. Sei Du froh, daß wir's nicht sind.

„So willst Tu nichts für sie thun?"

„Ja. Wegen Hausfriedensbruch und Beleidigung will ich die Alte belangen."

„Heinichen."

Er faßte ihr Handgelenk und sah ihr mit überlegenem Spott in die Augen. „Klüger wär's schon, mein Schätzchen, wenn Tu Tich fein still halten wolltest. Ties Hans hier gefällt Dir ganz wohl — Oder etwa nicht? — Ich meine fast, Du wärest sonst nicht meine Frau geworden. Pferd und Wagen scheint auch nach Deinem Geschmack und wenn ich Dir Putz oder Süßigkeiten mitgebracht hübe, ist Tir's nie zuwider gewesen. — Bist Tu denn wirklich so einfältig, zu glauben, all diese schönen Tinge würden dadurch erworben, daß man sich als Wohlthäter der Menschen aufspielt?!" Und als er ihr todtenbleiches Gesicht sah und das Entsetzen, das ans ihren unnatürlich erweiterten Augen sprach, schüttelte er den Kopf: „'s ist zu dumm!" und ging hinaus.

Susen aber faßte von Stund an ein Grauen vor dem Reichthum um sie her und ihm, der ihr diesen Reichthum gegeben hatte. Nicht blos die Leckerbissen, selbst das Brot an ihres Mannes Tisch widerstand ihr, schien ihr salzig zu schmecken nach den Thränen der Unglücklichen, ans welchen es gewonnen war. Tic Rosenguirlanden ihres Boudoirs ekelten sie an, seit sie die Saat des Jammers kannte, aus der sie in so frischen Farben erblüht waren. Die Paradiesvögel schienen ihr höhnische Fratzen; auf Rache lauernde Gespenster die Reliefköpfe an der Hausfrunt; sie wagte nicht mehr den Fuß auf ihre persischen Teppiche zu setzen und wenn ein Windstoß gegen die Scheiben fuhr, schrak sie zusammen. Tas heißbegehrte Haus war für sie zum verzauberten Schloß geworden, das bei dem ersten unvorsichtigen Wort mit einem Tonnerschlag versinken mußte, Nacht und Entsetzen zurücklassend. Nie wieder seit jenem Abend fuhr sie aus. „Es bekomme ihr nicht," log sie und drückte sich im schlichsten Kleid und gesenkten Auges durch die stillsten Gassen; sie wußte ja nun, was die Blicke der Lente sagen wollten.

Nord und Sld. XXXIX., 1,5,. 2

I.6 I. westkirch in Hannover,  
Endlich kam der Tag, an welchem sie einem kümmerlichen Knäblein das Leben gab und die Wartefrau »minderte sich nicht wenig über den seltsamen Ausdruck, mit welchem Suse ihren Erstgeborenen anstarrte, so himmelweit verschieden von der Miene strahlenden Glücks, die sie bei anderen Müttern kannte.  
Frau Schmieding kam auch und betrachtete den neuen Weltbürger mit Kennermiene. „Freilich wohl nur ei» schwächtiges Nnrschchen, — aber es fehlt ihm ja nichts.“  
„Toch,“ sagte Suse leise. „Ein rechtschaffener Vater.“  
O, Wenn es Ehristians Sohn hätte sein dürfen! — Jetzt erst fühlte sie ganz, wie sehr sie ihren Iugcndgespielen liebte.  
Herr Heinichen kam nicht viel in das Zimmer seiner Frau: er fürchtete sie aufzuregen. Tefto mehr hielt er sich in der Küche auf; es wäre ja wahrlich Zeitverschwendung gewesen, zu den Mahlzeiten für ihn allein im Eßzimmer zu decken. Tie Magd machte sich auch die Abwesenheit der Frau zu Nntze und saß Nachmittags mit ihrer Näharbeit auf dem Balcon. Manchmal ge- sellte sich dann Heinichen zu ihr; der Naleon war ja groß genug; aber die Nachbarn redeten doch. ,  
Und Einiges von diesen Gerüchten drang bis zu Suse; wohlmeinende Klatschschwestern trugens ihr bei den Wochenbesuchen zu mit dem steten Znsatz. „sie dürfe das nicht dulden, sie müsse Abhülfe schaffen, — das sei sie sich schuldig“. Aber Suse drehte schweigend das Gesicht nach der Wand. Abhülfe schaffen — fie! — Sie fühlte sich matt nnd schwach zum Sterben.  
Sobald sie wieder ausgehen konnte, wurde der Knabe getauft, — nicht im Hause, wie Suse gewünscht hatte, sondern in der Kirche uud am Sonn- tagsnrmittage. Auch bestellte Heinichen die Wagen, — die elegantesten, die in der Stadt zu habeu waren, Innter Glaskutschen — um eine Viertrlstnde zu früh, fo daß die Pathen nnd Gäste mit dem in Spitzen und Seide gewickelten Täufling noch in den Schlußgesang des Nachmittag-Gottesdienstes hereinbrachen und alle Frommen der Gemeinde Heinichens Erstgeborenen in seinem Glanz anstaunen tonnten. Geräuschvoll stellte die Gesellschaft sich unten im Kirchen- schiff auf, der stolz dreinschauende Vater, die blasse Mntter, die dicke Hebamme mit dem Held des Tages auf dem Arm, die befrackten Pathen nnd seiden- ranschenden Pathinuen.  
Es ging ein Gemurmél durch die Reihen der Andächtigen uud viele Köpfe waudteu sich.  
In der letzten Bank kauerte vorgebeugt eine alte Fran mit zerzaustem grauen Haar. Tie hatte nicht uiel auf die Worte des Predigers geachtet, sunderu starr auf einen Fleck geschaut und ihren eigenen düsteren Betrachtungen nachgehangen; aber bei der Unruhe um sie her hob auch sie mechanisch das Gesicht und wie sie dicht neben sich den glänzenden Schwärm erblickte, fuhr sie von ihrem Sitz auf und riß ein paar Weiber mit sich.  
„Seht,“ zischte sie hohnlachend, mit ihren Knochenfingern auf den blassen

-usc. I?  
Täufling deutend, dessen blutloses Gesichtchcn in dem fahlen Kirchenlicht in der Thai fast bläulich erschien, „seht her! So werden die Sünden der Väter heimgesucht an den Kindern! Seht den elenden Wurm in den seidenen Kissen! — Seht die Aermchen, seht die Todtenlarvc! — Das ist Heinichens Kind! Gott hat ihn geschlagen; er hat mir den Sohn genommen, drum kann sein Sohn nicht leben."  
Mit Mühe gelang es dem Kirchendiener, die Rasende hinanszubringen, aber schon drängten sich die Insassen der nächsten Bänke neugierig herzu — Heimchen durfte zufrieden sein mit dem Aufsehen, das die Taufe seines Erstgeborenen hervorrief. Aber die Worte der Alten fraßen ihm doch am Herzen, so sehr er bemüht war, äußerlich unbefangen zu erscheinen. Sein Vaterstolz war auf das Empfindlichste gekränkt und sein Weib war es, welchem er diese Kränkung zumeist nachtrug. Fast mit Haß blickte er zu ihr hinüber, die, kaum fähig sich auf den Füßen zu halten und Uon Fieberschauern geschüttelt, an der Altarbrüstung lehnte. Wie hatte ihm dies ärmliche Figürchen, dies Vogelgesicht je gefallen können! — Er war ihrer längst überdrüssig.

Als die heimkehrenden Wagen in der Thorfahrt hielten, kam die roth-armige Magd, welche untrweilen ein glänzendes Gastmahl gerichtet hatte, der Gesellschaft entgegen.

„Es ist auch ein Brief angekommen für die Frau," berichtete sie mit frechem Augenaufschlag. „Und viele kuriose Marken sind darauf — muß von weit her sein."

Suse hastete die Treppe hinauf in ihre Kammer. Eben brachte man den Täufling zur Ruhe. Auf dem Tischchen neben seiner Wiege lag Christians Brief. Sie riß ihn an sich. Mochte er Haß und Fluch enthalten, — er kam von einem geraden, treuen Herzen!

„Das ist wohl ein schweres Ding, Suse, was Tu mir angethan hast," schrieb Christian in seiner ungelenken Weise, „und habe es nicht für möglich gehalten, denn fönst hätte ich nicht dem Klaas Hinderscn, was mein Maat ist, einen Meisen" bezahlt aus Frende, weil ich Teinen lieben Brief sah. Und wenn ich nicht Gott fürchtete, — es wäre wohl aus und gar mit mir gewesen an dem Abend; denn ich Hab' nun Niemand auf der Welt, daß ich die Hund' auf den Gassen beneiden muß, weil die doch wissen, wohin sie gehören. Ich bitte Dich aber um Alles, liebe Suse, Tu darfst Dir keine Sorgen machen um mich. Es gehet mir Wohl. Und ist nun auch schon ganz gut. Und denk' doch ja nicht, daß ich tonnt' einen Haß auf Dich werfen «der Dir Arges wünschen. Wenn Du auf mich hättest warten mögen, Suse, — mein Leben hält' ich dran geseht Dich glücklich zu machen, des; ist Gott mein Zeuge! Aber Er hatte es Wohl besser mit Dir im Sinn, denn ich bin nur ein plumper Mensch und viel zu schlecht für Dich — — Und das sollst Tu wissen. Suse, das beste Glück der gauzen Welt, das wünsch' ich Dir! —

2»

^8 I. Westkirch in Haniiovel.  
Und die chinesische Halskette mußst Du behalten, weil ich kein Mädchen habe, dem ich sie schenken konnte. Und ich bin gesund und Du darfst Tich nicht um mich grämen.  
Und grüße mir auch die Großmutter.  
Dein  
gedenkender  
Christian Pott."

Tiefe unerwartete Milde war zuviel für Suse. Grane Nebel wogten vor ihren Augen, mit einem Aufschrei brach sie an der Wiege zusammen. Niemand kam Ihr zu Hülfe. Drunten tafelten die Gäste, die Wartefrau, welche das Kind zu Bett gelegt hatte, war tactvoll gegangen, als sie sah, daß die Frau allein zn sein wünschte. So dämmerte fchon der Abend, als sie ans ihrer Ohnmacht erwachte. Mühsam richtete sie sich auf die Kniee auf und suchte sich zu besinnen. Von unten schallte Gläsertlingeu herauf, Gelächter und das Schwirren weinentfcsselter Zungen — — Jetzt tappten schwere, ungleiche Schritte über den Flur — himmlische Allmacht! Heinichcn! — Schwankend, die Serviette in den Halsragen gesteckt, mit weinrothem Kopf stand er in der offenen Thür. Er war schwer betrunken — von seinem verbissenen Aerger fast so sehr wie vom Champagner. „Herunterkommen sollst Du," herrschte er mit lallender Junge, „auf der Stelle herunterkommen! — Ist das eine Wirtschafft! — Haus voll Gäste — Frau läßt sich nicht blicken — Liest Briefe, Liebesbriefe — Wirft Tu roth? — — Her mit dem Wisch!" — Um das Schreiben zu fassen taumelte er auf die Wiege zu und fiel fast darüber.  
Suse warf sich schützend zwischen ihn und den Knaben.  
„Gieb doch Acht, Heinichen."  
Ta packte er sie bei den Schultern nnd schüttelte sie in plötzlich ausbrechender Wnth. „Ich weiß Alles! — Schlechtes Weib! — Von dem Ausreißer ist der Brief — von Deinem alten Schatz! — Mich betrügst Tu nicht! Tu — Tu —  
Und mit dem Fuß nach ihr tretend, schrie er ihr all die Schimpfnamen zu, die der Wein und seine natürliche Nohheit ihm auf die Zunge legten. Als am Abend dieses Tages Frau Schmicding, welche ein- für allemal den Festen des reichen Herrn Heinichen fem blieb, die Thür ihres Häuschens schließen wollte, sah sie auf den Treppenstufen eine regungslose Gestalt kauern, in der sie, zu Tod erschreckend, bei schärferem Hinblicken ihre Suse erkannte. Sie hob sie auf. brachte sie in ihre trauliche Stube, nahm ihre Hände, sprach ihr trostreich zn und starrte zwischendurch entsetzt auf den breiten, rothcn Streifen, der über Susens Schläfe und Wange lief. Und endlich öffnete Suse die Lippen, lächelte herzzereißend und sprach, während sie die Alte mit einem Blick ansah, den Jene nimmer vergessen tonnte, so lange sie lebte:  
„Glaube mir, Großmutter, es ist Alles Bestimmung. Mir war das Elend

5use. 49

bestimmt von Anbeginn und ich Hab' mir's selber bereiten müssen, — — wie ich ja auch in der Schule habe erzählen hören, daß in heißen Ländern das Vögelchen, dem eine Schlange nachstellt, ihr gerade in den Nachen stiegen muß aus schierer Angst. — — Mit mir war's nicht anders. — Und könnte doch so anders sein, wenn ich ein wenig Muth gehabt hätte! — O, mein Glück! Mein verspieltes Lebensglück!" Ein trockenes Schluchzen zerschnitt ihr die Rede.

Frau Schmicdiug brachte sie in ihres Mannes Haus zurück; sie ließ es willenlos geschehen und lebte die nächste Zeit in sich gekehrt an der Wiege ihres Kindes. Auf dem Ballon behauptete die Magd ihren Platz. „Dort sei Raum für zwei," meinte Heinichen, aber Suse wollte nicht theilen. Sie blieb auf ihrem Hinterzimmer, oder schob mit eigener Hand ihren geschmähten Knaben in seinem Korbwägelchen hinüber nach dem Garten der Großmutter, wobei sie ängstlich besorgt war, die blauen Vorhänge über ihm zusammen-zuziehen, damit kein böser oder hühnischer Blick sein armes, blasses Gesichtchen treffe. Seit dem Auftritt in der Kirche verbarg sie ihn vor jedem Menschenauge.

Drüben kauerte sie stundenlang regungslos zwischen dem schlafenden Kinde und den Irisbeeten, ließ dann und wann einen Blüthenschaft durch die Finger gleiten oder bewegte leise die Lippen, als ob sie redete, aber es kam kein Laut darüber. Und es war just die schlimmste Zeit, denn wieder bogen sich ringsum die Büsche unter der Last ihrer Blumen und jede einzelne erzählte ihr von Christians Liebe und ihrem Verrath.

Dabei wurden ihre Äugen täglich größer und starrten die zu ihr Redenden bisweilen mit so irrem, verständnißlosen Blick an, daß ihnen der Faden der Rede stockte.

Nur für ihr Kind zeigte sie noch Interesse, manchmal sogar leidenschaftliche Zärtlichkeit; aber wenn es die winzigen Fingerchen regte, wenn ein schwaches Lächeln sein Mündchen verzog und ein Etwas in dieser Bewegung, in diesem Lächeln sie an Heinicheu mahnte, konnte sie aufschreiend die Hände an die Schläfen pressen und mit stockendem Herzschlag, todttenblaß vor dem Hülflösen Geschöpf zurückweichen in dem entsetzlichen Gedanken, daß ihr einziges Kind eines Tages vor ihr stehen werde brutal und herzlos, seines Vaters Ebenbild. — —

Aber das Kind regte sich nicht mehr viel. Immer seltener wurde sein mattes Lächeln. Die Wochen gingen hin, es wollte nicht gedeihen und eines Tages war der schwache Lebcsnfunke in ihm völlig erloschen.

Suse saß mit gefalteten Händen still an der Wiege. Sie weinte nicht, aber sie litt auch nicht, daß man ihr ihren Liebling nehme, noch willigte sie drein sich niederzulegen, als die Nacht kam.

Beim Schein einer trüb flackernden Kerze hielt sie die Todtenwache und Niemand war bei ihr. Zu später Stunde, wie das nun schon seine Gewohnheit war, kam Heinichen nach Haus. Ter ging in das Sterbezimmer

20 I, wcslkirch in Hannover,  
seines Kindes und zu der stumm dasitzenden Frau. Was er zu ihr sprach,  
das hat lein Anderer gehört; vielleicht war es ein Trostwort uach seiner  
Art, vielleicht eine neue Schmähung. Aber die Nachbarn wurden jäh aus  
dem Schlaf geschreckt durch lautes Reden iu dem Haus mit der klassischen  
Front und sie hörten mit Staunen die Stimme der schweigsamen, jnnngen  
Frau durch die Nacht und die Mauern dringen, so daß sie die Worte er-  
faßten: „Das Elend, —- ich Hab' es kennen gelernt von Angesicht! —  
Nicht die Noth ist's, nicht die Entbehrung! — Das Elend. — das bist  
Du! Du! Bankerott an Allem, was den Menschen zum Menschen  
macht! — —“  
Noch vor Tagesanbruch fuhr Heimchens Coupü in rasendem Tempo nach  
einem Arzt. Er selbst ging die nächsten Tage mit verbundenem Kopf. Ein  
lahngeschwür, sagte er, plage ihn. Es mus; wohl nach außen ausgebrochen  
sein, denn als er die Binde ablegte, blieben deutliche Narben zurück, die erst  
völlig verschwanden, als er sich einen Bart darüber wachsen ließ.  
Suse aber ward noch an dem nämlichen Morgen in eine Heilanstalt  
gebracht: sie war hoffnungslos irrsinnig. —  
„Und dort, mein Junge," erzählte einige Jahre später Frau Schinieding  
dem fonnverbiannten Steuermann, der feinen Wachstuchhut nervös zwischen  
den Fäusten zermalmend vor ihr stand, „dort hat sie noch ein paar Wochen  
so hingelebt, wenn Tag und Nacht stumpffinnig auf einen Fleck starren ein  
Leben heißen kann. Ich habe sie oft besucht. Es war zum Herzerbarmen  
mit ihr. Tann und wann fuhr sie erschreckend zusammen und schrie: ‚Das  
Elend!‘ und nickte mit dem Kopf und wimmerte leise: ‚Das ist das Elend‘.  
- uud kannte keine Seele. — Deine chinesische Halskette, das war ihr  
liebstes Spielzeug. — Und einmal hat mir der Tirector schreiben lassen, ich  
solle rasch kommen, wenn ich — Tu verstehst schon. Ta fand ich sie in  
ihrem Bett ausgestreckt und sie schien zu schlafen. Plötzlich schlug sie die Augen  
zu mir auf, dir waren sonderbar fchwarz und groß wie bei einem sterbenden  
Noht'ehlchen und sie kannte mich, ‚Großmntter/ sagte sie, ‚ich glaube,  
Ehristiau kommt/ Dabei lächelte sie, — so glücklich; — ich wollte Tu  
hättest es gesehen. Tarnach aber war's gleich vorbei — Und war auch am  
besten so. Ich mußte unserem Herrgott danken bei allem Jammer. Hält'  
ihr kein längeres Leben wünschen mögen! — Und Heinichcn hat ihr einen  
gar kostbaren Gedenkstein setzen lassen auf unserem neuen Friedhof, das ist  
wahr. Ihr Kind liegt gleich daneben — Tu findest ihr Grab leicht, wenn  
Tu —“  
Ter Maun schüttelte abwehrend den Kopf uud ließ feine großen Augen  
längs der Stubcnwäude rollen, nach einer Ableitung suchend für feine Rührung,  
und fah doch fast nichts vor dem feuchten Nebel, der sich zwischen seine Lider  
gedrängt hatte.  
„Großmutter Schmicding," stammelte er endlich mit wunderlich belegter  
Stimme, „ich sehe Eueren Zeisig nicht. Ist der auch todt?“



5»sc. 2!  
„Ter alte wohl," nickte die Frau. „Aber die Suse hatte mir in ihrer guten Zeit einen ncueu geschenkt in einem goldenen Bauer; — damit ist's mir seltsam ergaugen. Weiß nicht, ob ich kernfeste Person von all dem Herzeleid auf meine alten Tage auch noch die neumodische Nervenkrankheit bekommen Hab', oder war's am Ende nur, daß seine kecken Augen mich gar zu sehr gemahnten an ein Paar andere Augen, die mich auf dieser Welt nicht mehr anschauen werden, — gewiß ist: ich mocht sein Tiriliren in keiner Weis' mehr hören; Hab' ihm drum, wie der Frühling kam, das Thürchen aufgcthan. Und war ihm gar nicht leid. Ist eilig dovt ans den Baum geflogen. Ich bang' mich auch nicht nm ihm. Ter schant dem Hunger und dem Ungemach beherzt in's Angesicht, wie ich selbst es auch Zeit meines Lebens gehalten Hab'. Ueber solche hat das Elend keine Gewalt. Wer sich aber vor ihm fürchtet, dem springt's unversehens auf den Nacken — Selbiges pflegte fchon mein Vater felig nns Kindern zu — Willst Tu fort? — Und hast noch nicht einmal ausgetrunken? — Nun, behüt' Dich Gott, mein Sohn. Und zergräm' Dich nicht zn sehr. War nur ein arm furchtsam Ting, die Suse! — Ihr ist Wohl mm."

Das Problem der Verbindung der Künste  
in der modernen Aesthetik.  
von  
Eduard van Dartmmm.  
— Verlin. —

üas Problem einer organischen Vereinigung oder Verschmelzung der Künste ist in Nezng auf die Vocalmusik und die Oper schon im vorigen Jahrhundert mehrfach berührt worden, aber in einer mehr populär raisonnirenden Form. In wissenschaftlicher Gestalt ist dasselbe meines Wissens zuerst von dem Schellingianer Ast in seinem „System der Kunstlehre" (1805) behandelt worden, obwohl auch hier noch vielfach tonende Phrasen statt philosophischer Erörterung geboten und das principiell Ergriffene aus Mangel an logischer Eonsequenz doch zum Theil wieder fallen gelassen wird. Tie Musik stellt das Ideale, Subjective, die Innerlichkeit und Eigenheit des Afsectlebens dar und ist deshalb (im Gegensah zu den bildenden Künsten) Kunst der Empfindung; die Poesie vollzieht in der Sphäre der idealen oder geistigen Phantasieanschauung die Einheit der Anschauung und Empfindung oder des Realen uud Idealen und ist deshalb gesättigt mit jener realen Wesenheit oder anschaulichen Objectivität, von welcher die Musik nur den idealen Empfindungsreflex auszudrücken vermag (§ 98, 108). Tic Poesie vermag die Innerlichkeit nur mittelbar durch ideale Schilderung des die Empfindung anregenden Gegenstandes oder durch Beziehung der Empfindungen auszudrücken, und verlangt deshalb nach Ergänzung durch die Musik, welche die geheimsten und tiefsten Saiten des Gemüths unmittelbar berührt und die inuerstcu Regungen desselben widterspiegelt; ebenso verlangt aber auch die Musik nach Ergänzung durch die Poesie, weil sie zu ihren nur innerlich

Das Problem der Verbindung der Künste. 23  
Verbleibenden Empfindungen die anschauliche Gegenständlichkeit hinzubringt (H 98).  
Bei dieser einträchtigen Verbindung, aus welcher die vollendetste Harmonie des Göttlichen und Menschlichen oder die Verklärung des Menschen in den Strahlen der Gottheit hervorgeht, spielt die Musik oder Mnseukunft als Dolmetscherin der tiefsten ewigen Sehnsucht die Rolle des weiblichen Princip und umspielt als Musengesang die goldenen Locken des ätherischen Sonnengottes Apollon, der so als Gott der Poesie das männliche Princip dieser Vereinigung repräsentirt (tz 98). In dieser Vermählung müssen aber beide verbundenen Künste gleich absolut sein, und keine darf der andern dienen, weil die Harmonie nur aus wirklich entgegengesetzten (und darnach gleichberechtigten) Gliedern entspringt (H 99). — Tiefe völlige Gleichsetzung in jedem Punkte des Kunstwerkes ist eine Ueberspannung, welche nur von schädlichem Einfluß sein kann, weil sie diejenigen, welche sie als unberechtigt erkennen, ohne sie als Ueberspannung von dem an sich berechtigten Princip der Verbindung der Künste zu sondern, zu dem Irrthum verleitet, mit der Widerlegung dieser Ueberspannung, die nicht schwer hält, auch das berechnigte Princip selbst mit widerlegt zu haben. Ast ist zu dieser Ueberspannung dadurch gelangt, daß er das ästhetisch unberechnigte Uebergewicht der Poesie im Necitativ und das ästhetisch unberechnigte Uebergewicht der Musik in der Arie erkannte (§ 99) und nun das relative Uebergewicht einer Kunst über die andere schlechthin verwerfen zu muffen glaubte, weil er nicht verstand, dasselbe auf ein ästhetisch berechtigtes Mas; zurückzuführen.  
Wenn nach dem Gegenfatz von Kunst der Empfindung und Kunst der (Phantasie-) Anschauung bemessen die Musik als der ideale, die Poesie als der reale Nestandtheil in der Vereinigung beider erscheint (H 98), so kehrt sich das Verhältnis; um, wenn man die Vereinigung nach dem Gegensatz der sinnlichen Wahrnehmbarkeit und reinen Geistigkeit der übermittelten Anschauungen und Empfindungen betrachtet; dann erscheint nämlich die Poesie als der Geist oder das unsichtbare Eentrum, der absolute Bildungstrieb oder die lebendige Idealität des Gesamtkunstzwikes, und die übrigen Künste (bildende Kunst, Musik und Mimik) sind im Gesamtmtnstwert der Oper nur der Körper oder der reale Organismus oder der Leib der poetischen Seele (§ 106). Wenu die Poesie die ideale Einheit aller Künste in der rein geistigen Sphäre der Phantasiereproduction genannt »Verden kann, und die Mimik in gewissem Sinne als die reale Einheit der bildenden und tonischen Künste in der sinnlichen Sphäre der empirischen Wahrnehmung betrachtet werden kann, so ist erst die Oper die reale Einheit aller (sowohl der realen wie der idealen) Künste, insofern sie die Einheit der realen und der idealen Künste genannt werden kann, in welcher Leib und Seele der Kunst zu einer Kunstforin vereinigt uns vorgeführt werden (H 106). Deshalb glauben »vir in der Oper im heiligen Garten der Musen selbst zu wandeln, indem in ihr die Poesie als absolut ideale Eentralkunst sich eine Zauberwelt verschafft, deren Elemente die Elemente der Kunst an sich, d. h. die Künste, sind (§ 106). Schon

2H Lduaid von liartmann in Verl in,  
das Trama ist ein solches Gesamttnnstwerk, insofern es Einheit der Mimik  
und der dramatischen Poesie ist, deren erstcre die reale Einheit des Plastischen  
nnd Musikalischen, Objectivcn nnd Subjectiven, der Nnschanung und Em-  
pfindung, Gestaltenbildung und Affectschildernng ist, und deren letztere die  
ideale Einheit derselben, in Gestalt der epischen und lyrischen Poesie ausge-  
prägten Gegensätze ist (§ 106, 100). Was die Oper vor dem Dramn  
voraus hat, führt Ast an dieser Stelle nicht näher aus; es ist aber aus  
dem oben über die Vereinigung von Poesie und Musik Gesagten deutlich  
genug zu entnehmen, wie diese nähere Ausführung gelautet haben würde.  
Solger (1815) beschränkt sich in seinem „Erwin“ noch auf die An-  
deutung, daß im christlichen Leben der musikalische Gottesdienst in kühn empor-  
strebenden Gotteshäusern, umgeben von religiösen Vildern, die vollständigste  
ideale Verbindung der Künste darstellt, wie das hellenische Trama dereinst  
die vollständigste reale Verbindung derselben darstellte. Die dieser Bemerkung  
zu Grunde liegende Verwechselung zwischen ästhetischer und religiöser Gefühls-  
schwelgerci entspricht ganz dem Standpunkt der Romantiker, deren viele zur  
Befriedigung eines bloß ästhetischen Bedürfnisses katholisch wurden, oder doch  
sich einen christlichen Glauben andichteten, von dem sie in Wahrheit weit ent-  
fernt waren.

Ter dritte, welcher die Verbindung und Vereinigung der Künste zu einem  
„Gesamtkunstwerk“ im posituien Sinne behandelt hat, ist Trahdorff (1827).  
Nach seiner Lehre ist dieselbe nicht nur eine Möglichkeit, sondern ein allen Künsten  
ursprünglich innewohnendes Strebcnsziel, welches aus der organischen Einheit  
des inneren Lebens der Nnnst entspringt (Aesthetik II. 312). Das Streben  
auf dieses Ziel hin kann ausgehen entweder von den „plastischen“, d. h. bildenden  
Künsten der Rnhe oder von den teleologisch-sittlichen (oder, wie Schleiermacher  
sagen würde- den redenden) Künsten der Bewegung. Im ersteren Falle ver-  
sucht man es mit der Perbindung von Skulptur und Malerei, und kommt  
damit zu bemalten Statnen oder Wachsfiguren, vermengt aber damit zwei  
Gebiete, die im starren ruhenden Erschcinungsgebiet streng gesondert bleiben  
müssen. „Soll die Bildsäule das Leben der Farben annehmen, so muß sie  
zugleich auch eine andere Erschcinuugsart des Lebens annehmen,“ weil anderen-  
falls das Leblose nicht ein Bild des Lebens, sondern ein Bild des erstarrten,  
erloschenen Lebens, d. h. des Tobten, Leichenhaftcu giebt (214—215). Ver-  
sucht mau diesen widerlichen Eindruck des Todtcn dadurch zu vermeiden, daß  
man lebende Menschen nimmt, aber den bestimmtesten Ausdruck ihres Lebeus.  
die Bewegung, hemmt, fu setzt man an die Stelle der ästhetischen Illusion  
oder des ästhetischen Scheines, in welchem das Wesen der Kunst besteht, den  
wirklichen Betrug, und redet sich selbst vor, daß das pnlsirende Leben ein  
wirklich erstarrtes sei (I. 217). Außerdem ist der mimische Ausdruck der  
lebenden Bilder auch im besten Fall höchst unvollkommen, weil er, wie beim  
Charaktertanz, mehr die Geberde als das Mienenspiel betrifft und nicht aus  
dem Festhalten einer von innen herans durchlebten Situation und aus einer

Das Problem der Oerbindung der Künste. 25

Von innen heraus a priori erzeugten Mimik, sondern aus empirischer Technik stammt und niemals von Störungen frei sein kann (II. 282—283). Für den mimischen Ausdruck leistet die Wachsfigur immer noch mehr als das dem Tanze näherstehende lebende Bild, oder genauer: Bild des erstarrten Lebens (II. 319).

Während also Trahndorff im Allgemeinen sowohl bemalte Statuen wie lebende Bilder als unkünstlerisch verwirft, will er sie doch für einen bestimmten Fall gelten lassen, nämlich als Staffage im landschaftlichen Nundgemälde.

das so zum Naum für das darin waltende Leben werde. In dem so entstehenden Panorama sieht er das Gesamtkunstwerk der bildenden Kunst, das freilich zu feiner Zeit noch ein bloßes Postulat war (II. 316—320).

Aber er zeigt auf keine Weise, inwiefern das Unkünstlerische, das er in den Wachsfiguren und lebenden Bildern nachgewiesen hat, im Pcmorama auf einmal verschwinden soll, und er schließt selbst mit dem Geständniß, daß ein nach seinen Forderungen ausgeführtes Panorama „den Schaeudeu mit einer leblosen Welt umfassen würde, in welcher er ängstlich, wie befangen in dem Bilde eines erloschenen Gebens bei festgcwordenen Formen, erwarten müßte, ebenfalls mit zn erstarren" III. 322). Tanach bleibt das Panorama eine unkünstlerische Befriedigung der roheren Schaulust, auch abgesehen davon, daß es über das einseitige Gebiet der bildenden Kunst nicht hinauskommt. Es bleibt also auch bei Trahndorsf nur ein einziges wahrhaftes Gesamtkunstwerk übrig, daß einerseits wirkliches Kunstwerk ist, andererseits die Künste umfaßt: die Oper (II. 315—316). Eine nähere Ausführung hat er diesem Gesamtkunstwerk ebensowenig wie die übrigen ästhetischen Systematiker gewidmet.

Schopenhauer begnügt sich damit, die Oper für „eine unmusikalische Erfindung zu Gunsten unmusikalischer Geister" zu erklären, „als bei welchen die Wusik erst eingeschwärzt werde» muß durch ein ihr fremdes Medium" (Parcrga 2. Aufl. II. 466). Sie ist entsprungen aus der barbarischen Ansicht, daß der ästhetische Gcuuß sich erhöhe durch Anhäufung der Mittel, Gleichzeitigkeit ganz verfchiedeuer Eindrücke und Verstärkung der Wirkung durch Vermehrung der wirkenden Massen nnd Kruste, während doch schon eine Kunst für sich allein, und insbesondere die Musik den ungethciltcn und unzerstreuten Geist zu ihrer Auffassung verlangt (ebd. 464—465).

Nach Schleiermacher (1833) soll die künstlerische Prodncitivitlit ursprünglich eine sein lim „inneren Kunstwerk"), die sich erst nach der Art, wie sie als Erscheinung wirtlich werden tauu, in verschiedene Zweige (Künste) theilt (Aesthetik 155); deshalb müssen diese einzelneu Zweige auch wiederum die Tendenz haben, „in einer Organisation eins zu werden": denn das Gattungsbewußtsein ist immer das höhere des einzelnen Lebens, und dieses schließt die Nichtung ans eine solche Organisation (der Künste) ein, in welcher das Einzelwesen (Einzeltuustwerk) wieder aufgehoben ist in die Gcsammtheit (172). Tlls Höchste in der Kunst ist deshalb „eine Vereinigung aller Künste

26 —^ Eduard von Hartman n >n Verl in.  
zu einer gemeinschaftlichen Leistung" (167). Schleiermacher äußert sich (abgesehen von der architektonischen Umschließung) weder über die Art und Weise der Organisation der Künste zu diesem Gesamtkunstwerk, noch über die Schwierigkeiten, welchen diese Vereinigung begegnet, und den Abbruch, welchen sie den Einzelkünsten thut. Daß die Künste sich in den untergeordneten Gattungen mehr sondern, beim Aufsteigen zu größeren Productionen sich vereinigen (166), ist eine Behauptung, die weniger Anspruch auf Wahrheit hat, als ihr Gegentheil. Was Ast, Trahndorff und Schleiermacher aus speculativem Gesichtspunkt als Postulat hingestellt hatten, das suchte N. Wagner in seinem theoretischen Hauptwerk „Oper und Drama" (1. Anfl. 1851) als Ergebnis; der geschichtlichen Entwicklung einerseits der Oper und andererseits des Dramas abzuleiten und in seinen Grundzügen näher zu bestimmen. Er unterscheidet in der Geschichte der Oper drei Perioden, die erste, in welcher der Sänger herrscht und dem Componisten die Beschaffenheit der von ihm auszuführenden Arien dictirt (Oper und Drama 2. Aufl. S. 10, 16), die zweite, in welcher der Compunist herrscht und dem Sänger wie dem Dichter Gesetze dictirt (19). und die dritte, in welcher der Dichter herrscht und den empfänglichen Componisten liebend befruchtet (100—106. 215—216). Dichter und Componist brauchen keineswegs eine Person zu sein, aber sie müssen in Liebe verbunden sein wie ein leitender älterer und ein bestimmbarer jüngerer Freund (329): der Musiker darf keinen selbständigen Inhalt bieten wollen, sondern nur den musikalischen Ausdruck zu dem ihm vom Dichter gebotenen Inhalt (214, 216). Denn die Musik soll nur Mittel des Ausdrucks, der dichterische Gehalt des Dramas aber Zweck dieses Ausdrucks sein (9), und es war der Fehler der bisherigen Oper: „daß jenes Mittel des Ausdrucks aus sich die Absicht des Dramas bedingen wollte" (93). Daß Wagner die Oper in dieser ihrer dritten Periode nicht mehr Oper, sondern musikalisches Drama nennen will, erscheint als unwesentlich; eine solche Entgegensetzung in der Bezeichnung wäre höchstens dann gerechtfertigt, wenn die Oper mit dem Nebengewicht der Musik und diejenige mit dem Nebengewicht der Poesie als zwei neben einander berechnete Kunstgattungen zugestanden würden, nicht aber, wenn die Oper erst in dieser dritten Periode zu ihrer ästhetischen Berechtigung und künstlerischen Wahrheit gelangt. Wagner unterscheidet sehr wohl zwischen Künsten, welche ihrer Natur nach der Vermischung unfähig sind, und solchen, welche zu derselben gedrängt werden. Zu den ersteren rechnet er Malerei und Poesie, Malerei und Musik (111); zu den letzteren Musik und wirkliches Drama (nicht Literaturdrama), d. h. die naturgemäße Verbindung von dramatischer Poesie und Mimik (111, 117). Er bekämpft alles, was von der Versenkung und Vertiefung in den poetischen Eindruck abziehen kann, so z. B. die vordringliche Pracht der Decorationen und die Effecte der Theatermaschinerie, den Gesangschor auf der Opernbühne (54—55, 311), ja sogar das Zusammensingen der Darsteller im Ensemble. In dem ersten Punkte hat er entschieden

Vas Problem der Verbindung der Künste. 2?

Recht, und es ist nur zu bedauern, daß er in diesem einzigen Punkte in seinen Schöpfungen sich dazu hergegeben hat, der Schaulust der Masse Zugeständnisse zu machen. In den letzten beiden Punkten hat er Unrecht, da nicht nur das lyrische Ausklingen der angeschlagenen Stimmungen ein offenes Miteinandersingen von Chor und Darstellern, sondern auch das innerliche Verarbeiten der Motive vor der Actio» ein verstecktes Gegeneinander-singen von Chor und Darstellern, oder von mehreren monologisirenden Darstellern zuläßt. In Bezug auf den Chor ist er im Parsifal endlich wieder dazn gelangt, seine unrichtigen Grundsätze zu verleugnen, in Bezug auf das Ensemble ist es sicher, das; seine Werte mit Ensemblesätzcn» diejenigen ohne solche unabhängig von dem sonstigen relativen Werthe beider überleben werden, und das; er sich einem bedauernswerthen theoretischen Irrthum zu Liebe des wirksamsteil Ausdrucksmittels der dramatischen Musik, der charakteristischen Stimmführung im Ensemble, grundlos beraubt hat. Die praktische Nnhaltbarkeit seiner theoretischen Deductionen zu Gunsten des Stabreims als der einzig berechtigten Form der Tertdichtung (207, 243—252) hat er in seinem letzten Werte ebenfalls thatsächlich eingeräumt.

Wagner wendet sich mit Recht gegen die „historische Oper" als gegen eine Verirrung (55—60), und lobt statt dessen die ngezwungen natürliche, liebenswürdige und geistreiche komische Oper der Franzosen (84), wobei man nur das Lob der deutschen komischen Oper (z. B. Dittersdorfs und Lortzings) vermißt. Das wahre und eigentliche Gebiet der ernsten Oper findet er ebenso richtig nicht in der Geschichte, sondern im Mythos (200), welcher die stärkste Verdichtung des Inhaltes auf feinen idealen Kern gestattet (192, 202). Diese an Schelling erinnernde Behauptung ist für die Oper ganz richtig, wenn man Mythos im weitesten Sinne versteht, also Märchen- und Tagenstoffe, sowohl die überlieferten als die vom Dichter frei erfundenen, mit darunter befaßt; es fällt dann das mythische Gebiet wesentlich mit demjenigen zusammen, welches die romantische Oper schon lange in Beschlag genommen hat. Auch das ist richtig, daß in diesen mythischen Operndichtungen das Wunder seinen Platz behauptet (193, 194), wenn auch die Ansicht Wagners zu weit geht, daß es der wesentliche und »ncntbehrliche Angelpunkt der Oper sei. Priucipiell irrthümlich ist an alledem zunächst nnr das, daß Wagner seine für das musikalische Drama richtig aufgestellten Behauptungen auf das Drama überhaupt erweitern will, und demgemäß auch im recitirenden Drama den geschichtlichen Stoffen ihre Berechtigung abspricht, dem Wunder eine solche zuspricht, obwohl dasselbe den Kern der dramatischen Motivation, die autonome Selbstbestimmung der Handelnden, zerstört. Was der Dichter im Mythos auf seinen innersten Kern verdichtet hat (die poetische Idee), soll der Musiker durch sein Ausdrucksmittel wieder auflösen, zur höchsten Fülle ausdehnen und durch die idealisirend verstärkte Tonsprache (Gesang) den verstärkten Motiven des Mythos gerecht werden, so daß dieselben nnn im musikalischen Gefnhlserguß auch dem Gefühl des Hörers wirtlich aufgeschlossen und nahe gebracht werden ,254, 256, 212 — 214).

28 Lduard von liartinann in Vcrlin.

Mit andern Worten: die dramatische Eunecontration der poetischeil Idee muß als Gegengewicht eine lyrische Entfaltung erhalten: denn die Lyrik ist Anfang und Ende der Dichtkunst (204). Es ist klar, daß der Dichter durch feine Gestaltung des Textes deni Musiker zu dieser Ausbreitung des Gefühls-ergusses Gelegenheit geben muß, da dem letzteren ja jede selbständige, vom Text unabhängige Bewegung versagt sein soll. Taraus folgt, daß auch der Dichter schou dem dramatisch coneentrireu Stoffe in der Oper eine lyrische Entfaltung geben muß, weit mehr als es im recitirenden Trama statthaft ist; und daraus folgt wieder, daß in der lyrische» Ausbreitung der Oper AusdruckSmittel lyrischen Eharakters zulässig sein müssen, welche im Drama unzulässig sind, z. B, Ensemble und Ehor, ja sogar unter Umständen Tanz. Dies alles kommt bei Wagner nicht zu seinem theoretischen Recht, weil er immer nur aus dem Begriff des Dramas deducirt, um die näheren Bestimmungen des musitalischen Dramas, oder der vollkommenen Oper zu g ewinnen.

Wagner erhebt es mit Recht zum Priueip der ilpernmelodic (man kann allgemeiner sagen: der dramatischen GesangSmclodie), daß sie idcalisirte Ausbildung des Rhythmus und Tonfalls der gefühlvollen Rede ISprachmiinik) fein soll (288—28'.!). und tadelt die bisherige Opernmusit, daß fic die aus der Tanzweife selbständig entwickelte Instrunientalmelodie unorganisch auf den ihr widerstrebenden Wortvers übertragen habe «228—232). Das ist zweifellos richtig: nur darf man nicht übersehen, daß auch die von Wagner geforderte Wortversmelodie in jeder Epoche der mnsikgeschichtlichen Entwicklung eiue audere sein muß nach Maßgabe des von der Entwicklung der Instrumentalmeludie erreichten Standpunkt-?, Co unästhetisch es ist, die selbständig erfundene Instrnmentalmelodie einem ihr widerstrebenden Texte aufzuzwingen, so unumgänglich ist es doch, daß der Musiker seine Wortversmelodie von vornherein in einer dem Niveau der Instrumentalmelodie seiner Zeit entsprechenden Gestalt erfindet, und dies wird ihm nm fo leichter werden, je mehr die Instrumeutalmelodie seiner Zeit bereits 'durch die Gesangsmelodie bestimmt und dieser angeähnücht ist. Es ist principiell ebenso möglich, zu ciuer als Gefaugsmelodie eoneipirten wortlosen Melodie einen sich vollständig mit ihr deckenden und organisch zusammenschließenden Text zu dichten, als zn einem Text eine Gesangsmelodie zu setzen, und iu dem Falle, daß Dichter und Eomponist eine Person sind, können beide Arten der Entstehung durch «iuander laufen. Manche nnserer Iustrumentalmelodien sind aber ohne Necht solche wortlose ^esangSmelodiceu. Unsere besseren Operueumponistcn sind ohne solche Reflexion schon ohnehin zu den hier geforderten Resultaten gelangt, wenigstens in den besondere gelnngeu Theilen und Stellen ihrer Eompositionen: es darf nachgerade als anerkannt gelten, daß Wagners „fliegender Holländer" dem Marschuerschen „Hans Heiling" nnd Wagners „Üoheugrin" der Webcr'schen „Enryranthe" weit näher steht, als er selbst gedacht hat, und ans dem Gebiet der komischen 5)per hat vor Wagner der Tichtcrcomponist Lortzing stellen-



— Das Problem der Verbin-  
digung der Künste, 29

Weise eine sehr gelungene Durchdringung von Text und Gesangsmelodie erzielt. Nenn nicht die Einge-  
dringung der Gesangsmelodie durch die ihr voran-  
gehende geschichtliche Entwicklung der selbständigen Instrumentalmelodie  
musikalisch befruchtet würde, so bliebe die musikalische Idealisierung der Sprach-  
mimik auf einem Niveau stecken, aus welchem von Musik in unserem heutigen  
Sinne des Worts noch gar nicht die Rede sein konnte. Wenn Wagner dies  
hätte anerkennen wollen, so hätte er aber zuvor oder zugleich auch den selbst-  
ständigen ästhetischen Werth der Instrumentalmusik anerkennen müssen, und da-  
gegen sträubte er sich gerade.

Selbst in der Besprechung des Opernorchesters bleibt er dem Grund-  
satz treu, daß alles auf die Richtung und ihren Inhalt ankomme und die  
gesammte Musik sich nur als Mittel des Ausdrucks zu ihr verhalte. Tes-  
halb erklärt er jede Instrumentation für fehlerhaft, welche die Aufmerksamkeit  
von dem Gegenstand des Ausdrucks ab- und auf sich als Mittel des Aus-  
drucks hinlenkt! gerade die allerrich-  
tigste Orchestersprache ist nur dazu da, um  
nicht beachtet zu werden und bloß als harmonisch bewegte See mit dem auf  
ihr steuernden Nachen der Wortversmelodie organisch Eins zu sein (344,  
289—290). Den orchestralen Theil der Oper deutet Wagner ziemlich ein-  
seitig als Interpretation der dramatischen Mimik, wie Gesangsmelodie Interpre-  
tation des unausgesprochenen poetischen Gehalts sein soll (293—296): er denkt  
dabei an die verdeutlichende Orchestersprache in vorbereitenden Momenten schweigen-  
der Ruhe der Darsteller, oder in der Vorbereitung aus eintretende Personen oder  
Naturscenen vermittelt der Leitmotive und der Tonmalerei (308). Daß die Ton-  
malerei in der Oper, wo sie zur Stimmungsvollen Illustration anschaulicher Scenerien  
und Vorgänge dient, um vieles berechtigter ist und einen breiteren Spielraum hat  
als in der reinen Instrumentalmusik, wo sie erst eines Programmes bedarf (306  
bis 307), kann man Wagner bereitwillig zugeben: aber gerade daraus folgt  
doch, daß sie wenigstens zeitweise auch in der Oper einen gewissen Spiel-  
raum zur selbständigen Entfaltung als reine Instrumentalmusik erhalten  
kann. Die symbolisirende Verwendung von Leitmotiven aus früheren oder  
späteren Gesangsstellen erscheint dabei keineswegs ausgeschlossen, aber auch  
durchaus nicht als nothwendige Bedingung eines wirksamen Ausdrucksvermögens  
und jedenfalls fehlt in solchen Momenten der Nachen des Gesanges auf der  
wogenden See des Orchesters. Zwar muß der Musiker in solchen rein  
orchestralen Theilen noch immer der Absicht des Dichters dienstbar bleiben  
und auch hier auf selbständige, dramatisch unmotivirte Abschweifungen ver-  
zichten (311)—320) aber nichts hindert ihn doch, den Absichten des Dichters  
hier mit rein musikalischen, d. h. von jeder Rücksicht auf Wortsprache be-  
freiten Ausdrucksmitteln gerecht zu werden. Nenn somit das Orchester in  
der Oper in mancher Hinsicht zu höheren und weiteren Aufgaben berufen ist,  
als Wagner theoretisch annimmt, so kann man ihm doch nicht einräumen,  
daß in ihm allein der Chor der griechischen Tragödie seine ge-  
fühlsnothwendige  
Bedeutung zurückgelassen habe (311), Selbst die bloße Wiederholung eines

20 Eduard von Hartman» in Verlin.

Refrains durch den Chor kann von der größten dramatischen Wirkung sein, wie Wagner selbst es beispielsweise im ersten Act seines Tristan nach dem Liede Kurwenals gezeigt hat.

Man kann die ästhetische Theorie Wagners als den ersten Versuch ansehen, dem Gesamttunstwerk der Oper in einer ästhetisch veredelten Gestalt die Ehre des wahren Gesamttunstwerkcs zuzuerkennen, und diesem Gestimmtkunstwert den höchsten Platz im Gebiete der menschlichen Kunst zu erkämpfen.

Man wird nur bedauern müssen, daß er diese an und für sich berechnete Ansicht durch Herabsetzung und Verkleinerung der einfachen Künste, specicll der Dichtkunst und Instrumentalmusik, zu beweisen versuchte, und man wird in diesem unberechneten Hinausschießen über das Ziel den eigentlichen Grund der heftigen und erbitterten Gegnerschaft erkennen dürfen, welche Wagners Theorie hervorrief, wenn die Gegner sich auch meistens über dieses Motiv unklar waren. Nicht, wie diese glaube», in Wagners Hochstellung des Gesamtkunstwerks der Oper steckt sein prinzipieller theoretischer Irrthum, sondern in seiner Verneinung der unersetzlichen Bedeutung und unerschütterlichen Berechnung der Eizeltünste nebe» dem erstcre». Das Gesamttunstwerk der Oper steht in seiner ästhetischen Berechnung viel zu sicher und in seinem ästhetischen Werth viel zu hoch, um durch Verkleinerung seiner Concurrenten sich erst seinen Platz erkämpfen zu müssen.

So wenig die Gesetze des musikalischen Dramas für das Drama in»

Allgemeinen und für das recitirende Drama im Besonderen, und so wenig die Gesetze der Opernmusik für die Musik im Allgemeinen und für die Instrumentalmusik im Besonderen Gültigkeit beanspruchen tonnen, so wenig ist es richtig, daß in einer modernen Sprache nicht gefühlvoll gedichtet und in der reinen Instl-umcmtalmnsik nicht ausdrucksvoll musieirt werden könne.

Es heißt vollständig das Wesen der Poesie verkennen, wenn man behauptet, eine dichterische Absicht könne durch Wortsprache ohne Tonsprache nicht verwirklicht, sondern eben nur als zu verwirklichende und unvcrwirklichte ausgesprochen werden (211, Al 8); es heißt ebenso das Wesen der Tonkunst verkennen, wenn man behauptet, daß die Musik ohne Wortinhalt durch ihren rein musikalischen Ausdruck Gefühle wohl anregen aber nicht bestimmen, also 'nicht beruhigen, sondern nur zwecklos erregen und wegen dieser zwecklosen Erregung sich mit einem Worttitel entschuldigen könne (318—319).

Der Dichter regt nicht den Verstand, sonder» die Phantasie an und durch diese das Gefühl, das er als echter Dichter vollauf befriedigt; der Musiker spricht auch mit der wortlosen Instrumentalmusik etwas ganz Bestimmtes aus, das nur dem Verstande unaussprechlich ist (292—203). Die Musik hat deshalb nicht den poetischen Text zum Inhalt, sondern hat ihren eigenen, mit Worten nicht aussprechbaren, aber musikalisch ganz genau bestimmt auszusprechenden Gefühlsinhalt. Wie Musik und Dichtung sich sinnlich für das Ohr verschmelzen, so muß auch der Gefühlsinhalt beider zur organischen Einheit verschmelzen, indem der nur mit Worten auszusprechende und der nur

Vas Vrsblem der Verbindung der Künste. 3^  
mit Tönen auszusprechende Gefühlsinhalt sich bloß als die beiden, den verschiedenen Allsdrucksmitteln zugewandte» Seiten eines und desselben Gefühlsinhalts erweisen. Nur unter dieser Bedingung kann von einem Gesamtkunstwerk im Sinne einer organischen Einheit der verbundenen Einzelkünste die Rede sein.  
Die nunmehr folgenden Aesthetiker polemisierten in der Hauptsache gegen das Gesamtkunstwerk der Oper, selbst dann, wenn sie, wie Zeising, von Schleiermachers principieller Anerkennung des Gesamtkunstwerks als eines ästhetischen Postulats ausgingen.  
Zeising (1853) nimmt nämlich an, daß „jede einzelne Kunst als solche nur ein einzelner Strahl der sich in sich selbst differenzirenden und an der Verschiedenheit des Materials sich selbst brechenden Schönheit«- oder Kosmosidee sei (Aesth. Forsch. Seite 556), und daß sie deshalb nach gesonderter Durchbildung ihres Gebiets ihre Grenzen als beengende Schranken zu fühlen beginne und dieselben zu lockern und aufzuheben suche (557). Zu dem Zweck blicke sie auf die jenseits der einzelnen Kunst liegende, höhere allgemeine Schönheitsidee, die aber als Universalidee keine Wirklichkeit besitzt, sondern sich ganz in die Sonderideen der verschiedenen Künste auseinandergelegt hat; daraus entspringe dann das Streben jeder einzelnen Kunst, zur Erzielung neuer, noch nicht dagewesener imposanter Effecte, theils in das Gebiet der anderen Künste übergreifen, theils dieselben in den Dienst von künstlerischen Gesamtwirkungen zu ziehen. Dieser Drang sei in seiner Entstehung und mäßigen Ausbildung berechtigt, habe aber in seiner Ausarbeitung stets den allmählichen Verfall der Künste zur Folge (557).  
Die Zeising'sche Begründung des Dranges der Künste zum Ueberschreiten ihrer Grenzen ist in ihrer Fassung abstract-idealistisch; nicht die universelle Idee der Schönheit sondert sich in Ideen der einzelnen Künste, sondern die concrete Idee, die dem Universum immanent ist, gewinnt in verschiedenen Künsten einen einseitigen ästhetischen Ausdruck, und daher stammt das Streben, durch Vereinigung der verschiedenen Erscheinungsformen derselben concreten Ideen aus verschiedenen Gebieten des ästhetischen Scheins eine combinirte und deshalb vielseitigere, also auch vollständigere und erschöpfendere Gesamterscheinung der concreten Idee zu erreichen. Jedes Uebergreifen der einen Kunst in das Gebiet der anderen ist schlechthin unästhetisch und kann niemals aus dieser berechtigten Begründung abgeleitet werden; nur die abstract-idealistische Formulirung seiner Begründung kann Zeising zu dem Irrthum verleiten, auch Uebergänge der Künste in einander bis zu einem gewissen Maße für berechtigt zu erklären; in Wahrheit sind dieselben immer und in jedem Maße unberechtigt und ein Zeichen des Verfalls der betreffenden Kunst. Zwischen welchen Künsten und in welchem Maße Vereinigung zu Gesamtwirkungen statthaft sei, bleibt bei Zeising unklar; dazu hätte es einer Untersuchung der verschiedenen Arten des ästhetischen Scheins und ihrer Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit bedurft, wozu Zeising noch keinen Anlauf nimmt.  
?Id und Lud, XXXIX. N5. 3

32 Eduard von Irtmann in Berlin.

Wo zwei Arten des ästhetischen Scheins sich vereinigen lassen, ohne daß die eine Art die Illusion der anderen aufhebt, da ist die Vereinigung zweier Künste möglich; wo das nicht der Fall ist, bezeichnet sie ebenso einen Verfall wie das Uebergreifen der einen Kunst in die andere. Diese Einsicht liegt Zcising darum so fern, weil er von der fundamentalen Bedeutung des ästhetischen Scheins noch keinen klaren Begriff hat.

Er kommt darum nur zu folgendem ganz unbestimmten Ergebniß:

„Jede einzelne Kunst muß streben, sich innerhalb ihrer Grenzen zur höchsten Vollkommenheit auszubilden, und gerade hierdurch sich würdig und fähig machen, die Leistungen der übrigen Künste als bloß dienende, unterstützende Elemente für sich zu benutzen und die Wirkungen derselben in ihren eigenen Effecten aufgehen zu lassen" (563—564), wie wenn man z. B. durch ein die Aufmerksamkeit nicht besonders für sich in Anspruch nehmendes Orgelspiel in die weihevollen Stimmung zur Betrachtung eines gothischen Domes gesetzt wird (564). Damit ist aber das „Gesamtkunstwerk" geradezu geleugnet, weil damit indirect die organische Vereinigung der zusammenwirkenden Künste für nebensächlich erklärt ist. In der Oper sieht Zcising ein musikalisches Kunstwerk, das andere Künste als untergeordnete Elemente in seinen Dienst genommen hat, um sie in seinen Effecten aufgehen zu lassen (562), und schreibt der an die Poesie sich anschließenden Schauspielkunst ein weit höheres Grade als der Musik die Fähigkeit zu, alle anderen Künste in ihren Dienst zu ziehen (563. 533).

Kirchmann (1868) ist der erste unter den neueren Aesthetikern, welcher die Frage nach der Vereinbarkeit der Künste ausführlich untersucht hat. Es handelt sich ihm dabei nicht um die Frage, ob Kunstwerke zusammengestellt werden oder neben einander herlaufen können, sondern ob sie zu einem einzigen Kunstwerke zusammentreten können (Aesth, I. 235). Er erklärt hierzu zwei Bedingungen für erforderlich: 1. die Gleichheit des dargestellten Inhalts und die Möglichkeit einer Verbindung der Darstellungsmittel der zu verbindenden Künste (236). Er untersucht dabei erstens die Verbindung von bloß räumlichen Künsten mit einander, zweitens die Verbindung von zeitlichen Künsten mit einander, und drittens die Verbindung einer bloß räumlichen mit einer zeitlichen Kunst (235).

Bei der Verbindung von bloß räumlichen «löst er die Vereinigung der schönen Gartenkunst mit der Baukunst zu, insofern beide sich zu einem einheitlichen Landschaftsbild verknüpfen (236), ebenso die Verbindung der Architektur mit plastischen und malerischen Zuthaten an geeigneten Punkten, sofern letztere denselben Inhalt veranschaulichen, zu welchem auch das Bauwerk Beziehung hat (237). Gegen das erstere läßt sich nichts einwenden, da Park und Bauwerke beides Realitäten sind, von denen erst der Beschauer in seiner subjectiven Erscheinung den schönen Schein abstrahiren muß; dieser schöne Schein muß eben der einheitliche Eindruck eines schönen Landschaftsbildes sein, das beim Durchwandern des Parks beständig ein anderes wird.

— 3>as Problem der Verbindung der Künste. 33

Bei der Verbindung des Bauwerkes mit plastischen und malerischen Kunst-  
werten hingegen beachtet Kirchmann nicht, daß ein Reales mit ästhetischem  
Schein verbunden ist, also zwei Glieder aus ganz verschiedenen Gebieten, daß  
die Kunstwerke einen selbständigen, von ihrem Anbringungs- oder Auf-  
stellungsort unabhängigen Kunstwerth haben, daß sie aber, als Schmuck  
des Bauwerkes betrachtet, in nicht anderem Sinne Verzierungen des  
Gebrauchswerks sind wie etwa die Bacchusreliefs an einem Mischkrüge oder  
die malerische« Ornamente in einer Handschrift.

Die Verbindung von Plastik und Malerei lehnt er nicht bloß wegen der  
unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten einer naturtreuen Nachmalung und  
wegen der Unmöglichkeit der malerischen Idealisirung des Naturvorbilds ab  
(238), sondern auch aus ästhetischen Gründen. Selbst wenn die Überwindung  
der technischen Schwierigkeiten möglich wäre, würde gerade die vollkommenste  
Nachbildung dieser Art aufhören, ästhetisch zu sein, weil sie sich nicht  
mehr als ästhetischer Schein zu erkennen gäbe, sondern die Täuschung eines  
momentan ruhenden wirklichen Menschen erweckte; zur Innhaltung der idealen  
ästhetischen Gefühle und ihrer Abgrenzung von den realen Gefühlen gehört  
aber, daß der Beschauer sofort erkenne, daß er es nur mit einem Bilde, nicht  
mit einem Menschen zu thun habe (I. 203). Verzichtet hingegen die Malerei  
an Statuen auf Naturtreue ebenso wie auf die Ausführung der Schattirung,  
und begnügt sie sich statt dessen mit leicht andeutenden Tinten, so hört sie  
auf, sich als Malerei mit der Plastik zu verbinden (II. 238), und was übrig  
bleibt, ist nur eine Plastik, deren Formen durch farbige Abtönung für die  
Gesichtswahrnehmung leichter zugänglich gemacht worden sind.

So treffend die Ausführungen Kirchmanns über die Verbindung von  
Malerei und Plastik sind, so sehr hat sich ihm bei der Untersuchung der Ver-  
bindung der Poesie mit Musik und Mimik das Problem verschoben. Anstatt  
zu untersuchen, ob der ästhetische Schein dieser Künste so beschaffen ist, daß  
er eine innerliche Vereinigung mehrerer, selbst wenn sie denselben Stoff dar-  
stellen, unmöglich oder gar widerspruchsvoll macht (wie es beim plastischen  
und malerischen Schein der Fall ist), begnügt er sich mit dem Nachweise, daß  
bei der Vereinigung jede der verbundenen Künste Opfer bringen müsse und  
nicht im Stande sei, das Höchste zu leisten, was ihr bei ungeschmälerter  
Freiheit der Entfaltung erreichbar ist (239—252). Durch diesen Nachweis,  
der ihm unzweifelhaft in allen Punkten gelungen ist, ist er sich bewußt, dar-  
gethan zu haben, daß ein einheitliches Kunstwerk, bei welchem keine der ver-  
bundenen Künste etwas zu opfern nöthig hat und doch die volle Einheit er-  
reicht wird, unmöglich ist, und gerade dieses bezeichnet er als das Ideal,  
um das es sich hier handelt (244). Dies ist aber eine Verschiebung des  
Problems, welches nur dahin ging, ob überhaupt ein einheitliches Ver-  
bindungskunstwerk möglich sei, gleichviel ob mit, ob ohne Einbuße der ver-  
bundenen Künste an Leistungsfähigkeit. Die Frage nach der Möglichkeit eines  
Vereinkunstwerks wäre auch dann zu bejahen, wenn der ästhetische Werth

3»

3H Eduard von Hartmann in Verlin.  
und die sinnliche und ideale Gesamtwirkung desselben gegen diejenigen der-  
Einzelkunstwerke in hohem Maße zurückstände; wie gering auch die Praktische-  
Bedeutung der Kunstverbindungen dann wäre, die Möglichkeit derselben be-  
hielte doch immer ihr ästhetisches Interesse.  
Nun gesteht aber Kirchmann widerholentlich zu, daß durch die Ver-  
bindung der Künste die Wirkung des Gesamteindrucks erhöht wird, sogar  
größer wird als die ungehemmte Wirkung einer Kunst allein (240). und  
zwar nicht bloß die sinnliche, sondern auch die ideale ästhetische Wirkung  
(244—245). Mag also immerhin das Drama rein poetisch betrachtet die  
mangelhafteste Dichtungsart sein (251), mag die Mimik an den lyrischen  
Scenen der Oper und den reflectirenden Monologen des Dramas ihre  
schwierigsten und undankbarsten Aufgaben finden (249, 251—252), mag  
vom musikalischen Gesichtspunkt aus das dramatische Recitativ und die ge-  
dankenreichste Poesie die schwersten Hemmnisse der Composition bereiten (241) ^  
das alles läßt doch die Thatsache unangetastet, daß die ästhetische Gesamt-  
Wirkung der Kunstverbindung größer ist als die jeder ungehemmten Einz-  
kunst. Wäre diese Thatsache überhaupt möglich, wenn der ästhetische Schein  
jeder dieser Künste mit demjenigen der beiden anderen unvereinbar wäre?  
Daß neben der objectiven gegenseitigen Hemmung an freier Entfaltung der  
verbundenen Künste auch eine subjective gegenseitige Hemmung der verbundenen  
Sinnes-Wahrnehmungen und Phantasie-Vorstellungen stattfindet, ist unzweifel-  
haft; wenn der Verlust durch beide Hemmungen trotzdem nicht nur aufgewogen,  
sondern überwogen wird, so daß ein Gewinn an ästhetischer Gesamtwirkung  
entsteht, ist das nicht für sich allein schon der sicherste Beweis, daß eine  
wirkliche Vereinigung stattgefunden haben muß, daß nicht etwa beide Eindrücke  
bloß so neben einander hergelaufen sind (wo die subjective Störung zu groß  
geworden wäre) und noch weniger beide Arten des ästhetischen Scheins ihrer  
Natur nach durch widersprechende Eigenschaften der Vereinigung widerstrebt  
haben?  
Die bloße Verschiedenheit des poetischen und musikalischen Scheins  
(! Phantasiescheins und Ohrenscheins) kann unmöglich ein Hinderniß für die  
Verschmelzung beider zum Gesamtkunstwerk sein, wie Kirchmann voreilig an-  
nimmt (245); denn wo blieben die meisten Verbindungen, wenn nur gleiche,  
nicht auch verschiedene Bestandtheile fähig wären, zu einer Einheit verknüpft  
zu werden? Wenn der Dichter dieselbe Sache durch Gleichnisse aus ver-  
schiedenen Gebieten anschaulicher macht, warum soll nicht derselbe ideale Ge-  
halt durch Ohrenschein, Augenschein und Phantasieschein zugleich Versinnlicht  
werden können, wenn jede Art des ästhetischen Scheins sich an die ihr zu-  
gängliche Seite des idealen Inhalts hält? Weil verschiedene Seiten derselben  
Idee durch die verschiedenen Mnste zum Ausdruck gebracht werden, kann es  
bei oberflächlicher Betrachtung scheinen, als wäre der Inhalt ein ganz ver-  
schiedener; aber bei näherem Zusehen zeigt sich doch, daß der ideale Gehalt  
(oder wie Kirchmann sagt: der Gefühlsinhalt) der vereinigten Künste der-

Das Problem der Verbindung der Künste. 35  
selbe ist, und die Verschiedenheit nur auf die Ansdrucksmittel und die Verschiedenartigkeit der ihnen erreichbaren Seiten des Inhalts fällt (245). Fehlerhaft ist es, wenn eine Kunst das Gebiet ihrer Ausdrucksfähigkeit überschreiten und in das einer anderen Kunst hinübergreifen will, wenn z. B. die Musit sich nicht damit begnügt, die Gesamtstimmung eines Liedes zu treffen und den Gefühlswechselungen des Textes zu folgen, sondern auch durch Tonmalerei den einzelnen poetischen Bildern desselben zu folgen versucht (246—247). Aber wenn solche unästhetische Uebergriffe vermieden werden, so ist nicht ersichtlich, was im durchcomponirten Liede Dichtung und Musik hindern sollte, zum einheitlichen Kunstwert zu verschmelzen. Während die gegenseitige Störung der musicalischen Recitation und der Begleitungsmusik in Melodrama und damit der ästhetische Unwerth des letzteren auf der Hand liegt (247—248), fragt man vergebens, wo die analogen Störungen stecken sollen, welche im gesungenen und begleiteten Lied Dichtung und Tonkunst an der Verschmelzung zur Einheit hindern konnten.  
Die einheitliche Verbindung zwischen bloß räumlichen und zeitlichen Künsten bestreitet Kirchmann (252), was die Illustrationen zu Dichtungen und die Recitationen zu Gemälden betrifft, mit Recht, was aber die Coulissenmalerei der Bühne betrifft, mit Unrecht. Allerdings ist nur die Mimik fähig, sich unmittelbar mit bildender Kunst zu verknüpfen, weil sie mit dieser das Medium des Augenscheins gemein hat; nur durch Vermittelung der Mimik können indirect auch Poesie und Musik mit der Raumkunst vereinigt werden, ohne dieselbe fallen sie mit ihr aus einander. Diesen Unterschied hat Kirchmann noch nicht bemerkt.  
Fechner untersucht die polychrome Architektur und die polychrome Plastik. Nur in der letzteren kann von einer Annäherung an die Malerei die Rede sein, und auch nur dann, wenn man sich nicht mit einer Färbung der Nebensachen oder hervorstehenden Einzelheiten (Gewänder, Waffen, Haare, Lippen, Augen) begnügt, sondern zur Bemalung der nackten Haut weitergeht. (Vorsch. d. Aesth. 1876 II. 197). Erstere läßt die abstracte Beschränkung auf die reine Form an den nackten Theilen nur um so auffälliger hervortreten, gleichviel ob das Material seine Naturfarbe behält, oder leicht getönt wird; es handelt sich hierbei noch keineswegs um Verstärkung des Eindrucks der Naturwahrheit, sondern nur um eine gewisse Erleichterung der Auffassung (II. 196) der abstracten reinen Form durch Vermittelung des Gesichtssinns. Darum glaubt Fechner, daß der Streit nicht zu Gunsten einer solchen principlosen Polychromie, wohl aber zu Gunsten einer die völlige Naturwahrheit anstrebenden Bemalung der Statuen entschieden werden könne, wenn sich erst eine brauchbare Technik der letzteren und eine Schule in der Beherrschung derselben entwickelt haben werde (II. 198—199. 193).  
Dabei räumt er ein, daß die eigentliche Schwierigkeit der Bemalung in der Aufgabe liegt, bloß die Localfarbe des Naturvorbilds nachzuahmen und von der Beschattung und Beleuchtung zu abstrahiren, weil diese ja auf der

36 Eduard von Hartman» in Verlin.  
Statue sich von selbst ergiebt (203, 206); mit anderen Worten, er giebt zu, daß es nicht die Malerei, als die Kunst der Herstellung des Augenscheins, sondern eine abstracte Seite derselben, die Kunst der Erkennung und Wiedergabe einer Localfarbe bei gleicher Beleuchtung sei, was hier zur Anwendung gelange, so daß von einer Vereinigung von Sculptur und Malerei eigentlich schon nicht mehr gesprochen werden kann. Er bemerkt ferner sehr Wohl die technische Schwierigkeit, die darin liegt, daß das Material der Statue und seine Textur ein anderes ist als dasjenige des nachzuahmenden Naturbildes, und daß diese Schwierigkeit weder durch Lasurfarben noch durch Deckfarben völlig überwunden werden kann, weil bei ersteren die Textur des Materials durchscheine» würde (207) und bei letzteren das Material und die Textur der Deckfarben an die Stelle desjenigen der Statue träte. Die weit größere Schwierigkeit wird dabei von Fechner übersehen, daß jedes Material ein anderes Verhältnis? von Absorption, Reflexion und Dispersion des auffallenden Lichtes, und darum bei Veränderung der Beleuchtung nicht nur eine verschiedene Beschattung, sondern auch eine von derjenigen des Naturvorbildes abweichende Veränderung des Farbentones zeigen muß. Diese Schwierigkeit macht die naturwahre Bemalung der Statuen nach unserem heutigen Ermessen unüberwindlich, und sie ist es auch offenbar, welche Kirchmann (Aesth. I. 203, II. 238) im Auge gehabt hat, wenn er die Darstellung des Incarnats auf diesem Wege, d. h. „die naturgetreue Färbung der Statue für alle Ansichten derselben bei verschiedenem Einfall des Lichts" für unmöglich erklärt hat. Ebenso wenig wie Fechner dieses technische Bedenken zu würdigen gewußt hat (Vorschule II. 202), ebensowenig die aus der Sache selbst geschöpften ästhetischen Bedenken (203); da er den principiellen Unterschied von plastischem und malerischem Schein nicht versteht, vermag er auch nicht die principielle Unvereinbarkeit beider einzuräumen, sondern legt das instinctive Widerstreben des ästhetischen Geschmacks gegen Vermengung beider bloß der Gewöhnung zur Last (204—206).  
Auch über die Verbindung von Poesie und bildender Kunst hat Fechner Betrachtungen angestellt (Bd. I, Cap. XI.), wobei leider die ergänzende Betrachtung der Verbindung von Malerei und Musik fehlt. Fechner bemerkt sehr richtig, daß der Bänkelsänger des Jahrmarktes das Interesse des Volkes mit Hülfe seiner ruhen Bilder in ganz anderem Grade zu fesseln vermag, als er es ohne dieselben oder durch die Bilder allein ohne Oesangsvortrag vermöchte, und er knüpft daran die Frage, ob nicht durch Veredelung dieser rohen Künste auch veredelte cumbinirte Wirkungen zu erzielen seien (I. 149). Er verhehlt sich nicht, daß Bild und Gedicht sich keine so wirtsame Unterstützung gewähren können, als Poesie und Musik im Liede, weil sie nicht wie letztere sich im selben Strome fließend durchdringen, sondern nur abwechselnd die Aufmerksamkeit beschäftigen und den Geist, mit den Vorstellungen des einen bereichert, zur Auffassung des andern entlassen (145); auch erkennt er an, daß in dem Maße, als Malerei und Gesang für sich vollendeter werden.



Vas Problem der Verbindung der Künste, 2?  
auch die Neigung wachsen wird, jede einzeln für sich zu «erfolgen (149).  
Dagegen räumt er nicht ein, daß irgend ein Bild sich selbst erläutern könne,  
wenn nicht schon der Beschauer die zu seinem Verständnis; nütigen cultur-  
geschichtlichen, religionsgeschichtlichen, specialhistorischen oder literarhistorischen  
Kenntnisse bei anderer Gelegenheit in sich aufgenommen hat (140), und er  
bestreitet, daß die concrete Bestimmtheit der bildlichen Darstellung die Flügel  
der Phantasie binde, anstatt sie zu neuem weiterem Fluge zu kräftigen und  
anzufeuern (147). Das Unbefriedigende der Illustrationen zu Dichtungen  
allerersten Ranges sucht er hauptsächlich darin, daß der Zeichner der indivi-  
duellen Bestimmtheit und Innerlichkeit der Dichtung nicht gleichzukommen ver-  
mag, während derselbe Zeichner bei Dichtungen von abstract rhetorischem  
Pomp sogar die Unbestimmtheit der poetischen Charakteristik vertiefen und  
verlebendigen kann (148).

Die vollkommenste Ergänzung von Dichtkunst und bildender Kunst findet  
er mit Recht in den Abc-Büchern, den Münchener Bilderbogen und fliegenden  
Blättern, weil da von keiner Seite etwas zu wenig oder zu viel geboten ist  
(146). Wenn er zugleich bemerkt, daß „Vieles davon überhaupt zu wenig  
und darum zu viel ist", so hätte doch die Untersuchung nicht unterlassen  
werden sollen, warum gerade in dieser kindlichen Verarmung der Künste und  
in der Vereinigung der bildlichen Carricatur mit der possenhaften Dichtung  
unter allen aufzeigbaren Vereinigungen beider Künste die vollkommenste  
gefunden werde; denn gerade aus dieser Untersuchung hätte auf die mögliche  
Art der Vereinigung und die Bedingungen derselben Licht fallen können.

Fechner hingegen, wenn er auch tei» großes Vertrauen in die Vereinigung  
von Malerei und Poesie in edlerer Gestalt setzt, will doch nicht a priori über  
dieselbe absprechen, sondern will Alles von dem Ausfall künftiger Versuche  
abhängig machen (15,0). Ich meine hingegen, daß die uns zu Gebote  
stehenden Erfahrungen auf diesem Gebiete zur Begründung eines endgültigen  
Urtheils mehr als ausreichen, und daß man den unglücklichen Künstlern ein  
Vergeuden ihrer Zeit und Kraft an weiteren Experimenten in dieser Richtung  
billig ersparen könnte.

Lazarus bemerkt ganz richtig, daß sowohl Sculptur wie Malerei sich  
mit der Architektur verbinden können, während sie sich untereinander nicht  
verbinden können („Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste" im  
III. Bande des „Lebens der Seele". 2. Auflage 1882, S. 71, 202—211).  
Den nächsten Grund dafür giebt er ebenso richtig an, daß nämlich eine  
Harmonie und gegenseitige Erhöhung des Eindrucks deshalb möglich sei, weil  
die Arten der Wirkungen, obzwar verschieden, doch einer psychologischen Ver-  
schmelzung fähig seien (211); weshalb aber die Wirkungen der Architektur  
einer psychologischen Verschmelzung mit denen der Sculptur und Malerei (bei  
Vermeidung der vordringlichen Ueberladung) fähig seien, dafür weiß er den  
Grund nicht anzugeben. Derselbe liegt darin, daß die Architektur eine unfreie  
Kunst ist und entweder selbst in den Dienst der freien Kunst tritt (z. B. bei

38 Eduard von Hartman« in Berlin, Museen, Theatern), oder die plastische und malerische Ornamentik selbst in die Sphäre der unfreien Kunst mit hinunterzieht, in welcher auf selbständige künstlerische Wirkung der Bilderwerte verzichtet wird.

Daß die Vermischung von Sculptur und Malerei unstatthaft ist, weil ihre psychologischen Wirkungen sich stören, anstatt sich verschmelzend zu verstärken, ist ebenso richtig wie die andere Bemerkung, daß wir bei Kunstwerten die volle Naturtreue nicht mögen, weil sie der Phantasie keine ergänzende Thätigkeit mehr übrig läßt (221—225): aber warum wir nur einen unvollständigen (entweder farblosen oder körperlosen oder stark verkleinerten) Schein als ästhetischen Schein beim Kunstwerk gelten lassen wollen, während wir doch beim Naturschönen gerade von der Vollständigkeit des Scheines entzückt werden, das läßt Lazarus unerklärt. Es ist eben nicht, wie Lazarus glaubt, ein ursprüngliches psychologisches Bedürfnis; unseres Geistes, daß er an allem Schönen etwas zu ergänzen finden muß, sondern es ist ein ästhetisches Bedürfnis; unseres Geistes, das sich ihm das Kunstwerk als bloßer Schein im Unterschiede von Naturwirklichkeit darstelle, und nur aus diesem ästhetischen Bedürfnis; heraus fordert er die Unvollständigkeit oder Einseitigkeit des ästhetischen Scheins, damit er sich scharf und handgreiflich von der Naturwirklichkeit unterscheide.

Die Gründe, warum ein Werk der bildenden Kunst mit einem solchen der Tonkunst nicht verschmelzen kann, giebt Lazarus richtig an (181—191). Das erstere ist als Ganzes gegeben und das Ganze geht den Theilen voraus; die Auffassung durchläuft nach dem ersten Totaleindruck die Einzelheiten in willkürlich gewählter Reihenfolge, um schließlich mit ihnen bereichert zu dem feststehenden Ganzen zurückzukehren. Das musikalische Kunstwerk hingegen existirt objectiv niemals als Ganzes, sondern nur in der objectiv gegebenen und nicht willkürlich durch das auffassende Subject zu verändernden Reihenfolge feiner Theile, und der Gesamteindruck muß erst vom Hörer unter Zuhülfenahme seiner Erinnerung nachcomponirt werden. Dieser Gesamteindruck fällt also erst hinter den Schluß der Aufführung, während er beim Bilde an den Anfang der Betrachtung fällt; in den beiden Reihen der Auffassung findet nirgends eine Eongruenz oder ein Parallelismus der Glieder statt, und deshalb muß die Gleichzeitigkeit beider Reihen für jede derselben eine Störung und Beeinträchtigung durch die divergenten Eindrücke der andern zum Ergebnis; haben. Dieses Ergebnis; ist aber doch nicht, wie Lazarus meint, lediglich subjectiv durch den Vorgang der psychologischen Auffassung bedingt; vielmehr ist die Verschiedenheit der psychologischen Auffassung in beiden Reihen wesentlich und ausschließlich objectiv bedingt, d. h. durch die Verschiedenheit des ästhetischen Scheines bedingt, so daß der letzte Grund für die Unvereinbarkeit dieser Künste doch wieder in der Beschaffenheit ihres ästhetischen Scheins zu suchen ist.

Für das Verhältnis; der Poesie und Malerei gelten dieselben Erwägungen (227); wenn trotzdem die Schaulust und Schauerlust eines Jahrmarktspublikums

Das Problem der Verbindung der Künste. 2H  
den Rhapsodien zu rohen Bildern Geschmack abgewinnt, so darf man daraus die ästhetische Moral ziehen: „Das Genieine gründet sich auf starte und aus Kontrasten gemischte, das Edle auf feine und gesonderte oder nach idealem Gesetz verbundene Reize" (228). Dabei ist nur versäumt zu bemerken, daß die starten Reizwirkungen, welche das ästhetisch Contrastirende für den gemeinen Geschmack zusammenknüpfen, selbst schon außerästhetische reale Gefühlsreize sein müssen, und daß „nach idealem ästhetischem Gesetz" sich nur solche ästhetische Reize verbinden lassen, welche (ganz abgesehen von dem Grade ihrer Feinheit) vereinbaren Gattungen des ästhetischen Scheins angehören. Der Widerstreit der simultanen und successiven Gattung des ästhetischen Scheins wird aber nur da annähernd verschwinden tonnen, wo das Bild so einfach ist, daß es durch den ersten Gesamteindruck erschöpft ist, und die dazu gehörige Dichtung so knapp und kurz, daß sie keine nenncnswerthe Zeit zu ihrer Auffassung erfordert (Münchener Bilderbogen u. f. w.).  
Bei der Verbindung von Poesie und Musik hat die Auffassung eine dreifache Reihe zu durchlaufen: die Reihe der sprachlichen Lautgebilde, die der inhaltlichen Vorstellungen und die der musikalischen Tongebilde, von denen jede eine gewisse ästhetische Selbständigkeit hat und mit den anderen beiden Kompromisse schließen muß (231—234). Als vierte und fünfte Reihe tritt dann noch die musikalische Begleitung und der ausdrucksvolle Gescmgsvortrag hinzu (235—236), und die verschiedenen Arten des relativen Uebergewichts einiger dieser fünf Reihen über die anderen sind bestimmend für die verschiedene Art und Weise der Behandlung gleicher Texte durch verschiedene Eumponisten. Die flüchtigen Schlußbemerkungen von Lazarus über die Oper machen nicht den Anspruch, zu den Streitigkeiten über dieses Problem einen erwähnenswerthen Beitrag zu liefern (240 Anm.).  
Schasler wiederholt in seinem „System der Künste" (1882) Cap. VII. mit geringen Abweichungen die Fragestellung und die Antworten Kirchmanns. Er scheidet demgemäß zunächst die Frage nach der Vereinbarkeit Zwischen blus räumlichen mit zeitlichen Künsten von derjenigen nach der Vereinbarkeit blus räumlicher Künste mit einander oder zeitlicher Künste mit einander. Er verwirft jeden Versuch, durch gleichzeitigen Vortrag eines bezüglichlichen Gedichtes den Beschauer eines Werkes der bildenden Kunst in die zur Aufnahme geeignete Stimmung zu versetzen; bei einer solchen „äußerlichen Verknüpfung ganz differenter Empfmdungselemente" wird der Gesamteindruck der simultanen bildlichen Anschauung durch die successive Gedankenauffassung der begleitenden Worte zerstört (204—205). Es hat mit dem Vorurtheil, die Stimmung zum ästhetischen Genuß durch fremdartige Mittel vorbereiten zu können, eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem Vorurtheil junger Dichter, sich durch Aufsuchen von Fliederduft, Vügelgesang und Nienengesumme eine poetische Stimmung zur Production anpräparireu zu können, während sie doch gerade damit die poetische Concentration der productivcn Phantasie

HO «kduard von Hartman« in Veillili.  
stören, welche durch nichts mehr begünstigt wird als durch das von allen äußeren Eindrücken abgeschlossene Kämmerlein (205—206).  
Weniger störend als poetische Recitation wirkt Musikbegleitung beim Anschauen von Gemälden, weil sie nicht wie jene das Verständnis; des bewußten Gedankens in Anspruch nimmt, und mehr unaufmerksam mit halbem Ohre gehört werden kann; aber eine einheitliche ästhetische Wirkung wird darum durch solche Verbindung doch nicht erzielt. Praktisch kommt dergleichen nur vor einerseits bei lebenden Bildern, die nicht sowohl zur bildenden Kunst als zur Mimik gehören (209) und andererseits bei religiösen Transparentbildern mit religiöser Vucalmusikbegleitung (208). In beiden Fällen handelt es sich nicht um eine rein ästhetische Wirkung, sondern im ersteren Fall um eine gesellige Unterhaltung, bei der die Musik nur zur leitausfüllung dient, um die fixirte und dadurch dem Wesen der Mimik im Grunde widersprechende Wirkung zu vertuschen (209—210), im letzteren Falle um eine religiöse Gcfühls<sup>s</sup>erregung, bei welcher die herangezogenen Künste nur als auriliäre Mittel dienen s208). Die kirchliche Festzeit und die bekannten Stoffe aus der religiösen Legende, welche zu solchen Darstellungen gewählt werden, die Dunkelheit des Zuschauerraums, die Verborgenheit der Sänger, alles wirkt zusammen, um eine reale außerästhetische Gefühls<sup>s</sup>crregung zu bewirken; dieselben Bilder als Staffeleigemälde bei Tageslicht und bei sichtbarem Sängerchor ausgestellt würden den grüßten Thcil ihrer Wirkung einbüßen (207). Ter Versuch einer Hcreinziehung geschichtlicher und moderner Stoffe ist stets mißlungen (207—208 Anm.), obwohl auch die patriotische Gefühls<sup>s</sup>crregung ganz wohl an Stelle der religiösen treten könnte, ohne daß dadurch etwas für das Zustandekommen eines einheitlichen ästhetischen Eindrucks bewiesen wäre. Auf einen solchen wird sogar absichtlich verzichtet, wenn die Arrangeure ihren ästhetischen Geschmack darin bethätigen, jedes Bild nur kurze Zeit ohne Musik der Anschauung darzubieten, und die Musik nur zur Ausfüllung der Pausen zwischen je zwei Bildern zu benutzen (207). Indem Schaslcr erklärt, daß sich bei allen anderen möglichen Eombinationen zwischen einer bildenden Kunst und einer zeitlichen Kunst „nichts Bestimmtes oder Vernünftiges überhaupt denken läßt" (203), hält er den Beweis für erbracht, daß beide Arten von Künsten — ihre Gleichwertigkeit vorausgesetzt — keine organische Verbindung mit einander eingehen können, und daß. wo eine solche dem Anschein nach zulässig ist, dies nur daran liegt, daß ein außcrästhetischer Eindruck hervorgebracht wird (210). Hiergegen sind nun verschiedene Vorbehalte zu machen. Erstens bewirkt die Einschaltung — „ihre Gleichwertigkeit vorausgesetzt" — eine Verschiebung der Fragestellung ähnlich wie bei Kirchmann die eingeschmuggelte Bedingung, daß keine der Künste etwas von ihrer Leistungsfähigkeit opfern dürfe; denn die Frage ist zunächst, ob überhaupt ein einheitlicher ästhetischer Gesamteindruck möglich sei, und erst wenn diese Frage bejahend beantwortet ist. kann die secundäre Frage zur Erörterung kommen, ob die organisch vcr-

Vas Problem der Verbindung der Künste. «^  
einten Künste in dieser Vereinigung gleichwerthige oder verschiedenwerthige  
Elemente repräsentiren. Zweitens wäre durch die Unmöglichkeit der organischen  
Vereinigung einer bildenden Kunst mit Musik oder Poesie noch gar nichts  
über die Möglichkeit der organischen Vereinigung einer bildenden Kunst mit  
der Mimik entschieden; die Darstellung der Pantomime ans einer Bühne mit  
gemalten Decorationen zeigt thatsächlich diese Vereinigung, bei der sich also  
sehr wohl etwas Bestimmtes und Vernünftiges denken läßt. Drittens ist  
die Untersuchung über die Vereinbarkeit der Malerei mit Poesie oder Musik  
nicht für den Fall durchgeführt, daß entweder die Bilder sich vor dem Auge  
des Zuschauers fortbewegen, oder das letztere sich über eine zusammenhängende  
Reihe von Bildern fortbewegt; sobald das Element der Bewegung und mit  
ihm der Gefühls- und Stimmungswechsel in die bildende Kunst eingeführt  
wird, ist auch die Möglichkeit geboten, diesem Stimmungswechsel mit einer  
zeitlichen Kunst zu folgen (Wandelbild mit Musikbegleitung, Münchner  
Bilderbogen). Das Bänkelsängerslied zu der Reihenfolge von bildlichen Dar-  
stellungen einer „Morithat“ muß Schasler selbst als eine Vereinigung von  
Malerei mit Poesie und Musik anerkennen; wenn sie „auch darnach ist“, so  
kann doch die Qualität für die principielle Erörterung nicht in Betracht  
kommen; das principiell Unvollkommene ist dabei nur die Art, wie die  
Malerei in Bewegung geräth: „rrrr ein ander Bild!“  
Was Schasler in Bezug auf die Pantomime unterläßt, die Untersuchung  
der Decorationsmllerei in ihrem Verhältnis? zur Mimik, das holt er an  
anderer Stelle in Bezug auf das Drama nach (192 fg.). Es ist klar, daß  
es sich hier nicht unmittelbar nm die Verbindung von Malerei und (drama-  
tischer) Poesie handelt, denn niemand würde den Decurationswechsel mit an-  
sehen mögen, während von einem unsichtbaren (oder gar im Frack dastehen  
den) Teclamator die dramatische Dichtung rccitirt würde. Was das Binde-  
glied zwischen Malerei und Poesie bildet, ist hier nur die Mimik der Dar-  
stellung; dies fühlt Schasler Wohl durch, aber er spricht es nicht aus, und  
noch weniger denkt er daran, diese Thatsache zu untersuchen und zu erklären.  
Wie er die Mimik in der Schauspielkunst nur als ein elementares Hilfsmittel  
der Poesie betrachtet (188—190, 232), so auch die Malerei in den Deco-  
rationen der Bühne (194). Hiermit enthüllt sich auch das Motiv für die  
oben bemerkte Einschaltung von der Gleichwerthigkeit der zu verbindenden  
Künste; die principiell abgeleugnete Verbindung findet hier statt, aber die  
Decorationsmllerei spielt dabei nur „eine secundäre Rolle als bloße Hilfs-  
tunst“ und darf nicht durch vordringliche Selbständigkeit die Aufmerksamkeit  
Von demjenigen, was Hauptsache bleiben soll, dem Inhalt des Dramas, ab-  
lenken (193—194). Dies ist nun zwar ganz richtig, gilt aber auch für die  
gleichwerthige Vereinigung zweier Künste; jede von beiden füll nur Mittel  
zur Gesamtwirknng sein, und keine darf durch vordringliche Selbständigkeit  
der Entfaltung die Aufmerksamkeit vou dem Gesamtkunstwerk ablenken und  
für sich mit Beschlag belegen. Deshalb muß allerdings die Decorations-

H2 Eduard von Hartmann in Vcilin.

Malerei sich bescheiden auf eine Verbildlichung der localen Umgebung behufs Steigerung des mimischen Scheins, aber es folgt daraus nicht, daß sie sich zur echten Kunst- (Staffelei-) Malerei Verhalten müsse, wie diese zur landschaftlichen Natur (194), also eigentlich aus der Malerei als Kunst herausfalle (oder auch eine höhere Potenz derselben sei), sondern es folgt daraus nur, daß sie der Freskomalerei näher steht als der Staffeleimalerei, und eine dritte Art der Malerei darstellt, welche ihre eigenen Stilgesetze hat. Auch darin hat Schasler Unrecht, wenn er glaubt, daß sie für diese Entsagung Entschädigung erhält durch einen weiteren Spielraum der Darstellung von Häusern, Treppen, Figuren u. s. w. (194), da sie tatsächlich vor der Architekturmalerei der Staffelei darin nichts voraus hat.

Daß plastische Kunstwerke und naturwirkliche Gegenstände auf der Bühne ausgeschlossen und nur gemalte Surrogate gestattet sein sollen (192—193), ist eine unerfüllbare Forderung; wie soll man aus gemalten Stühlen und Polstermöbeln sitzen, aus gemalten Bechern trinken, mit gemalten Waffen fechten, gemalte Costüme anziehen? Nicht nur die Requisiten müssen sich von dem malerischen Schein emancipiren, sondern auch in den geinalten Decorationen selbst muß der malerische Schein durch „praktikable“ Thüren, Fenster, Treppen u. s. w. durchbrochen werden. Schasler hat ganz recht, „daß ein Kunstwert niemals und in keinem Punkte vergessen lassen darf, daß man sich bei seiner Betrachtung einer Welt idealen Scheins und nicht eines wirklichen Seins gegenüber befindet“ (193); aber er verwechselt den scenischen Schein des Bühnentunstwerks, welcher reale Darsteller und Requisiten einschließt, mit dem malerischen Schein, welcher beide ausschließt. Eine Oefsnung des Hintergrundes auf den Garten einer Sommerbühne oder auf den Hafen in Venedig ist eine unkünstlerische Durchbrechung des scenischen Scheins, wie ein praktikables Fenster in einem Staffeleibilde oder Frestobilde eine Durchbrechung deö malerischen Scheins wäre; aber eine geschlossene Immerdecoration mit realen Requisiten ist keine Durchbrechung des scenischen Scheins, da jedermann sieht, daß er eine Vühnendecoratiun und kein wirtliches Wohnzimmer vor sich hat. Das eigentliche Problem, ob der malerische Schein des perspectivischen Hintergrundes und der gemalten Bäume, Häuser u. s. w. und der scenische Schein der realen Tiefe der Bühne mit ihren realen Requisiten und Darstellern ohne Widerspruch vereinbar seien, und warum sie auf der Bühne vereinbar seien, während sie es im Panorama nicht sind, — dieses Problem hat Schasler noch gar nicht aufwerfen können, weil er den Unterschied des zweidimensionalen malerischen und des dreidimensionalen scenischen Scheins noch gar nicht bemerkt hat.

Wir gelangen nun zweitens zur Verbindung der bloß räumlichen Künste unter einander. Wenn die Plastik und Malerei als dienende Hülfskünste mit der Architektur verbunden werden, um deren Annuth mit concreterem Leben zu bereichern, so muß der Verzicht auf ihre künstlerische Selbständigkeit sich bei der ersteren in einer gewissen formalen, der architektonischen Starrheit

Das Problem der Verbindung der Künste. H5  
sich annähernden Stillisirung, bei der letzteren durch den Verzicht auf tiefere realistische Culoritwirkung ausdrücken (212). Die zur architektonischen Ornamentik dienenden Sculpturen müssen jede lebhaftere Bewegung und ausdrucksvolle Haltung vermeiden, die Malereien in einem mehr der Aquarellwirkung und der directen Färbung der architektonischen Glieder entsprechenden Halbfarbenton gehalten sein (213.) Wo diese Bedingungen nicht innegehalten sind, kehrt das Verhältniß; sich um, d. h. die Architektur wird zur dienenden Stätte, welche den Plastischen und malerischen Kunstwerken Unterkunft gewährt (213); so dient z. N. in dem Mittelgeschoß des Berliner neuen Museums die Architektur der Plastik, die Malerei wiederum der Architektur, wobei die ästhetisch genommen zu lebhaft und realistische Färbung der Frescolandschaften durch den instructiven (also außerästhetischen) Zweck derselben entschuldigt wird (215). Gegen die Vereinigung von Plastik und Malerei erklärt Schasler sich mit Entschiedenheit, weil tue Brmalung in Naturfarben „die reine plastische Wirkung als solche, welche eben in der reinen Form, d. h. negativ ausgedrückt in der Abstraction von der Farbe besteht, gänzlich aufhebt" (216). Ob dabei nicht trotz der Bemalung die plastische Auffassung durch nachträgliche snbjective Abstraction von den mit wahrgenommenen Farben möglich bleibe, insbesondere, wenn auf Naturfarben verzichtet ist, hat Schasler nicht untersucht; es wäre ja möglich, daß zwar der gebildetste ästhetische Sinn von der farblosen Plastik am reinsten angesprochen würde, die ungeübtere Auffassung aber die Gesichtswahrnehmung der Formen durch Benutzung verschiedenen Materials oder verschiedener Färbung der Theile iu so bedeutendem Maße erleichtert fände, daß der daraus für die Auffassung der reinen Form erwachsende Gewinn größer wäre als der Nachtheil, von den so als Mittiglied benutzten Farbentönen wieder abstrahiren zu müssen. Diese Frage wird durch Schaslars Schelten über das krasse Beispiel einer Othellobüste aus den verschiedensten Materialien (216) nicht erledigt.  
Wir kommen nun drittens zu der Verbindung der zeitlichen Künste mit einander, unter denen Schasler Musik, Mimik und Poesie versteht. Was dabei zunächst die Verbindung von Mimik und Musik betrifft, so bestreitet Schasler die Möglichkeit, daß die Musik dabei die herrschende und die Mimik die dienende Kunst sein könne, und läßt nur das umgekehrte Verhältniß gelten (218); ebenso bestreitet er. daß eine organische Verbindung von Mimik mit Mnsit und Poesie möglich sei (232). Neides ist unrichtig. Die beliebig zusammengelesene Musik der Pantomime und die fabrikmäßig hergestellte des Ballets sind freilich nur begleitende Dienerinnen der Mimik; aber schon der althellenische Kunstcharaktertanz (z. V. Medea oder Ariadne als Soloscene) kann mit einer Symphonie verbunden sein, die, wenn sie unter vorheriger Vereinbarung des mimischen und des musikalischen Cumpo-nisten erfunden ist, in die völlige Gleichberechtigung mit der Mimik eintreten nnd es dem mimischen Künstler sehr schwer machen kann, seinen rechtmäßigen Antheil am Interesse des Publikums zu behaupten. Bei einer nicht blos ein-

HH —- Eduard von Hartman» in Verlin,  
geschaltctc», sonder» organisch daz» gehörige» Nalletscene in einer Oper  
wird sogar die Musik eines bedeutenden und seine Aufgabe mit Ernst erfassen-  
den Componisten sich so in den Vordergrund drängen, daß die Tanzmimit  
der Solisten nur noch von Seite» hervorragender Virtuosen ihr das Gleich-  
gewicht zu halte» vermag, daß dagegen die abgeschwächte und mehr lilos  
formalschönc Tanzmimik des Chors geradezu als dienendes Element erscheint.  
In noch höherem Grade wird dies der Fall sein, wen» der ta»ze»de Chor  
zugleich Sängerchor ist, worauf allerdings bei unfern heutigen Bühnenvor-  
hältnissen nicht zu rechnen ist. Dann tritt entschieden die Vocalmusik als  
herrschende Kunst i» den Vordergrund und Tanz uud Poesie in die zweite  
Stelle, wiewohl sie durchaus organisch mit der Musik vereinigt sei» können.  
Ebenso ist Schasler im Unrecht, wenn er bestreitet, daß die Mimik  
unmittelbar mit der Poesie in eine organische Verbindung eingehen könne  
(231—232); er gelangt zn diesem Urthcil, indem er an eine ganz äußerliche  
Art der Verbindung beider (stumme mimische Darstellung bei gleichzeitigem  
Vortrag eines Gedichtes durch einen anderen) denkt, als ob sie die einzig mög-  
liche wäre, und die wahrhaft organische Verbindung beider in der Schauspiel-  
kunst bei Seite schiebt (233). Es ist nicht richtig, daß die Schauspielkunst  
nothwendig mehrere Personen erfordert (233 Nnm.), denn es giebt auch sehr  
wirksame Suloscene», in denen Mimik und Dichtung gleichermaßen zu ihrem  
Rechte gelangen. Wenn in der dramatischen Darstellung von Goethes Iphigenie  
und Tasso die Dichtung de» Löwe»anthcil des Interesses beansprucht, und der  
Mimik wenig Naum läßt, so zeigt das ebenso sehr einen Fehler der Dichtung  
aus dramatischem Gesichtspunkt an, als wenn das Publikum mimischen Virtuosen-  
leistnngen auf Grund von poetisch werthloseu oder verwerflichen Texten zu-  
jubelt. Die rechte ästhetische Mitte liegt in dem Gleichgewicht beider Seiten,  
welches nur dann erreicht wird, wenn der Dichter ebenso sehr ausschließlich  
für das mimische Spiel schreibt, als die Spieler in der Dichtung aufgehen.  
Demgemäß liegt auch die höhere Art der organischen Vereinigung von Mimik,  
Musik und Poesie nicht im Tanzchor, wo die Musik dominirt, sondern im  
musikalischen Drama oder der Oper, wo alle drei im Gleichgewicht sein solle»  
und sein können, was von Schasler natürlich erst recht bestritten wird.  
Daß das Gleichgewicht nur ein idealer Punkt ist, um welchen alle ver-  
einigte» Kunstwerke gravitiren sollen, von dem sie aber mehr oder weniger  
abweichen, ist von vornherein zuzugeben, thut aber auch der Sache praktisch  
keinen Eintrag, da es erstens bei kleinen Kunstwerken (z. N. Liedern) immer  
solche von annäherndem Gleichgewicht der vereinten Künste giebt, da zweitens  
bei größeren Kunstwerken (z. B. Opern) das Gleichgewicht im Ganzen durch  
Compensatio!! zwischen verschiedenartigem Uebergcwicht in den Theilen erreicht  
werden kann, und da drittens das durchschnittliche Gleichgewicht der Künste in  
dem gcsammtcn Gebiet durch ihr entgegengesetztes Uebergcwicht in verschiedenen  
Kunstwerken sich herstellt. Dabei ist zuzugeben, daß bisher die Musik durch-  
schnittlich den Vorrang behauptet hat, nicht nur im Oratorium uud der lyrischen



Das Problem der Verbindung der Künste. H5

Cantate, aber es ist ebenso anzuerkennen, daß dies z. Th. an äußeren Gründen gelegen hat, und daß die Tendenzen neuerdings auf Umkehrung dieses Verhältnisses gerichtet sind. Das theilweise Mißlingen dieser Versuche lag zunächst an der eingeschlagenen falschen Richtung auf historische Stoffe, welche ihrer Natur nach sich der organischen Verbindung in der Hauptsache entziehen (222, 227); dagegen haben sie mehr erreicht in dem Dämmerungsgebiet der Sage und des Märchens, in der mondbeglänzten Zauberwelt der romantischen Oper, in welcher Ton und Handlung sich annäherungsweise decken (222, 228). Derjenige, welcher praktisch am meisten zur Herstellung dieses Gleichgewichts beigetragen und theoretisch auf das Entschiedenste die Unterordnung der Musik unter die Poesie im musikalischen Drama verfochten hat, N. Wagner, wird von Schasler mit wenig Gerechtigkeit beurtheilt, wie denn überhaupt seine Bemerkungen über das Verhältniß von Musik und Poesie zu dem schwächsten gehören, was er geschrieben hat.

Auch im Drama ist die wahre und eigentliche Handlung nicht die äußerliche Action, sondern der innere Motivationsproceß mit seinen Stimmungen und Gefühlserregungen (223), die aus den Charakteren und Situationen mit Notwendigkeit entspringen; während die Mimik diesen Proceß in seinem Verhältniß der Individuen zu einander und auf dem Sprunge zur Action veranschaulicht, hat die Musik die Aufgabe, die concreten Stimmungen und Gefühlserregungen der bestimmten Charaktere in den gegebenen Situationen nach der Seite ihrer innerlichen Verarbeitung zu versinnlichen, und sie in jene Tiefen zu verfolgen, in welche sogar die Einheit von Poesie und Mimik nicht hineinreicht (224). Es ist unerfindlich, warum beide Ausdrucksmittel sich nicht zur Versinnlichung desselben Inhalts sollten vereinigen können, warum in diesem Sinne verstanden Ton und Handlung bloß annäherungsweise (228) und nicht vollständig einander sollten decken können, es ist dies ebenso unverständlich, als warum in der Ehe nur entweder der Mann (der Geist) oder die Frau (die Seele) soll herrschen können (97, 229—230 Anm.), und warum nicht vielmehr beide in Liebe sollen eins sein können und erst so den wahren ganzen ungetheilten Menschen darstellen.

Schasler sucht, wie Zeising, das wahre Gesamtkunstwerk nicht in der Oper, sondern im Drama, weil er dieses als die einzig mögliche Art ansieht, die Poesie als herrschende Kunst mit der Mimik und Musik als dienenden Künsten zu vereinigen (97), und weil er da» gesprochenes Wort für identisch mit dem Gedanken, den Ton aber bloß für ein Zeichen der Empfindung erklärt (100). Nun ist aber nicht abzusehen, warum nicht auch in der Oper auf die Perioden der Herrschaft des Sängers und des Compunisten eine dritte Periode der Herrschaft des Dichters (nach Wagners Intentionen) sollte folgen können. Andererseits ist es klar, daß der Ton ein instinctives, unwillkürliches und unmittelbar dem Gefühl verständliches Zeichen der Empfindung, das Wort aber ein conventionelles, ohne Erlernung ganz unverständliches Zeichen, und

H6 Eduard von kziertmann in Berlin.

zwar nicht der Empfindung, sondern des Gedankens ist, also dem Gefühlsinhalt in doppelter Hinsicht ferner steht als der Ton, Indem Kirchmann und Schasler beide nicht zur principiellen Anerkennung der ästhetischen Bedeutung des mimisch-musikalisch-poetischen Gesamtkunstwerks gelangen, sind sie auch außer Stande, demjenigen Problem, um welches es sich hier eigentlich handelt, näher zu treten, nämlich der Frage nach der relativen ästhetischen Bedeutung der vereinten Künste und der getrennten Künste in ihrem Verhältnis; zu einander. Es ist ebenso einseitig, das Gesamtkunstwerk, wie Schasler thut (95—96), zu Gunsten der reinen Einzelkünste ästhetisch zu verwerfen, als die Einzelkünste für bloße unvollkommene Vorstufen und Vorübungen zu dem allein vollberechtigten Gesamtkunstwerk zu erklären (wie Wagner thut). Beide besitzen die höchste ästhetische Berechtigung neben einander und sind in ihrer geschichtlichen Entwicklung auf ihre Wechselwirkung angewiesen.

Tiefe Einsicht habe ich zuerst bei Gustav Engel (Aesth. d. Tonl. 1884) mit voller Klarheit ausgesprochen gefunden, wenngleich derselbe seine Betrachtung vorzugsweise auf die Verbindung von Musik und Poesie (Abschn. II u. III). auf die geschichtliche Wechselwirkung und gegenseitige Bereicherung, Steigerung und Vertiefung der Instrumentalmusik und Vocalmusik (S. 346—35?) und auf das Gesamtkunstwerk der Oper (Abschn. IV) beschränkt. Jede Einzeltunst trägt auch Engel, der der Fahne der Hegel'schen Dialektik treu geblieben ist, den Widerspruch in sich, daß sie als Kunst das Schöne in seiner Totalität geben möchte, und doch als Einzeltunst es nur in einer bestimmten Einseitigkeit geben kann, daß sie deshalb den Trieb zur Verschmelzung mit anderen Künsten in sich trägt und doch diesem Triebe für sich allein keine Befriedigung verschaffen kann. Die Vereinigung mehrerer Künste trägt den Widerspruch in sich, daß sie das vollendete Schöne geben möchte und doch durch die gegenseitigen Zugeständnisse und Anpassungen, zu welchen es die verbundenen Künste nöthigt, den Trieb zur vollendeten inneren Durcharbeitung einer jeden bis zu ihrem Höhepunkt unterdrückt und unbefriedigt läßt. „Es kann also nie davon die Rede sein, weder daß das Gesamtkunstwerk die Einzelkünste aus der Welt schaffe, noch daß die letzteren dem ersten seine Existenz unmöglich mache; es fragt sich nur, ob die Einzelkünste dem Gesamtkunstwerk gleichwertig sind, oder ob auf einer von beiden Seiten der höhere Werth liegt (264 bis 265). Diese Frage beantwortet Engel dahin, daß allerdings das Gesamtkunstwerk das Höhere sei, weil es dem Begriff des Kunstschönen in seiner Totalität näher komme, und daß die Einzelkünste trotz ihrer einseitig höheren Vollkommenheit wegen ihrer begrifflichen Einseitigkeit tiefer stehen (283—284). Weil aber Gesamtkunst und Einzelkünste doch nur in einem bestimmten Sinne höher stehen, haben nicht nur beide ihre Existenzberechtigung, sondern sind beide zur Erfüllung des ganzen Begriffs der Kunst gleich nothwendige Momente. Wie das ganze Kunstschöne einer Einzeltunst nicht in einem einzelnen Werk oder den Werken eines einzelnen Meisters oder einer Epoche, sondern

Das Problem der Verbindung der Künste.  
4?  
nur in der Geschichte der Kunst, d. h. in der Gesamtheit aller Werke zu finden ist, die irgend ein besonderes qualitatives Moment in besonderer Weise zur Existenz gebracht haben (357—358), so besteht das ganze höchste Kunstschöne erst in der gegenseitigen Ergänzung und Beziehung der bald getrennten, bald vereinten Künste zu einander (285) und ihrer gemeinsamen Geschichte. So verstanden ist freilich das absolute Schöne kein Sinnliches mehr, sondern eine intellectuelle Zusammenfassung alles sinnlichen Einzelschönen (285), und selbst diese intellectuelle Zusammenfassung gelingt nur demjenigen, der für alle Künste Empfänglichkeit und Verständniß und zugleich die Einsicht hat, erst in dieser Zusammenfassung das ganze Schöne zu besitzen (287). Mit der speculativen Synthese Engels ist der Gesichtspunkt gewonnen, der in der Frage nach der Verbindung der Künste hinfort für die Aesthetik allein maßgebend sein kann.

Nord und Süd, XXXIX. 1,2,

seo XIII.  
von  
Sigmund Münz.  
— Rom. —

I,  
enn wir das Leben Leos XIII. MI unserm Geiste vorüberziehen  
lassen, so nehmen wir darin eine ruhig und schön fortschreitende  
Entwicklung wahr. Aus den Liedern dieses Daseins tonen uns  
zwar keine universalen Harmonien entgegen, daß wir gleichsam  
vermeinten, in einer einzigen lebenssatten Persönlichkeit das Weltall ent-  
halten zu sehen; aber dieser Paust erscheint doch in allen Phasen seines  
Lebens in solch' einer Einheit, daß wir uns der Vorsehung freuen, die unter  
den vielen Unglücklichen und Halben dieser Erde auch zuweilen einen Glück-  
lichen und Ganzen vor uns erstehen läßt. Es ist das Leben eines Mannes,  
der sich ans eigener Kraft zur schwindelnden Machthöhe des Pavstthnms  
emporgeschwungen und nur durch Tüchtigkeit, nicht aber etwa durch glänzende  
Eigenschaften, sich auszeichnet. Wenn anders die Geschichte hervorragender  
Menschen eine edle Veispielsfchule für Diejenigen ist, die einmal den  
Lauf einer engern oder weitem Welt zn lenken berufen find, fo wird einst  
Jedermann aus der Geschichte Leos XIII. den Gedanken schöpfen, daß die  
Bedeutung eines Menschen nicht so sehr von der Menge äußerer Güter  
abhängt, die das Schicksal ihm gegeben, und von der Menge glänzender  
Eigenschaften, mit denen die Natur ihn ausgestattet, wie viel mehr von  
einer innigen, einem einzigen Lebensziele zustrebenden Kraft, die die vorhandenen  
Eigenschaften der Persönlichkeit ausgezeichnet verwaltet nnd sie zu einem ideal  
gebanen Geiste zusammensetzt und diesen Geist mit der Krone der Einheit krönt.  
Ein Jüngling, dessen Seele an feuriger Heldenkraft fich entzündet, dessen Herz  
aufwallt, sobald der Mime den Welterubeier oder den tragischen Kämpfer dar-

leo XN1. H9

stellt, wird in dem Lebeusbuchc Leos XIII. nicht mit Genugthuung blättern. Auf keinem einzigen Blatte dieses Buches ist ein dramatischer Heldennnwnolog verzeichnet, auch kein Heldenmonolog mit geistlichem Inhalte und in salbungsvoller Sprache — Leo XIII. träumte nicht ein galiläisches Fischeridyll von der Barke und dem Netze des Simon Petrus und auch nicht eine friedliche Epopöe von dem hunnenbesiegenden Leo I.; er träumte nicht ein geistliches Helden- und Trauerspiel von Gregor VII. und auch nicht ein farbenschillerndes Wettspiel von Leo X. Nichts berechtigt uns anzunehmen, daß eine gloire-lüsterne Seele in ihm geschlummert habe.

In einem stattlichen, aber bescheiden eingerichteten Herrschaftshausc zu Carpineto Romano im Volslergebirge entdecken wir die ersten Spuren seiner Kindheit. Dort war er am 2. März des Jahres 1810 geboren. Das Schicksal hatte ihn zwar den Sohn einer reichbegüterten Familie, der Familie Pecci, werden lassen, die im Besitze des Patriziertitcls von Anagni war; aber der religiöse Geist und der an der Heimatsscholle haftende Sinn der Familie bannte den Knaben frühzeitig in den engen Frieden der Dogmen und die geschlossene Welt der Berge. In Carpineto enthüllte sich ihm die Natur nicht in italienischem Reichthumc und italienischem Farbenschmucke; dort sah er vielmehr nur rauhe Berge, Olivengärtcn, die sich von den Hügeln senken, Kastanien und Buchen, in deren Schatten er in frühen Knabentagen lustwandelte. Aber Citronen und Orangen blühten ihm dort nicht, und der Winter ist in Carpineto rauh und nicht ohne Schnee. Eine mehr strenge als weiche Natur hat ihn demnach in seiner Kindheit umfängen. Wie die Natur der Volsterberge war, fo war auch die Natur seiner Eltern. Ernste Gesichtszüge treten uns auf den Bildern seines Vaters und seiner Mutter entgegen. Es sind nicht besonders durchgeistigte Züge, aber Tüchtigkeit und Glaubensinnigkeit spricht namentlich aus dem Typus der Mutter. Die Natur hat, indem sie den Gioacchinu Pecci, spätem Leo XIII., den Sohn des Colone! Ludovico Pecci und der Anna Pecci gebornen Prosperi werden ließ, nicht etwa einen Schritt von der Alltäglichkeit zum Uebermenschlichen gethan; sie hat sich vielmehr nnr fortgesetzt vom guten Durchschnitts zu einer die Gewöhnlichkeit überragenden Individualität. Wer würde an Carpineto Romano, dem kleinen häßlichen Städtchen im Volslergebirge von 4000 Einwohnern, Antheil nehmen, wenn nicht die Wiege des Papstes dort gestanden wäre? Nimmt man von Rom aus den Weg gegen Neapel, so erreicht man nach zweistündiger Eisenbahnfahrt die Station Segni. Von der Station führt eine Bergstraße, von der man in eine jähr Tiefe schaut, nach der alten finstern, auf herrlicher Höhe thronenden Stadt Segni. Uralte Cyclo Penmauern umringen sie noch in mehrfachem Kreise und stehen da, als ob sie der Ewigkeit Trotz bieten wollten. Von Segni aus erreicht man Carpineto, indem man südwärts den Weg bergab nach Montelanico, einem kleinen Flecken, nimmt. Dann führt eine gute Straße, die von Kastanien eingesäumt ist, nach Carpineto. In dem düster« Orte, der fernab von der Welt mitten im Gebirge liegt, ist das Schloß der Familie Pecci das ansehn-

20 Zigmund Münz in Rom.  
lichste Haus; und sc> wie das Haus die armen Hütten Earpinetos weit über-  
ragt, so zeichnet sich auch die Familie Pecci, seit Jahrhunderten in diesen  
Bergen erbgesessen, vor allen andern Familien der Gegend durch Reich-  
thum aus. Neben einem schönen Wohlstände erbte sich aber auch eine gewisse-  
traditionelle katholische Frömmigkeit von Eltern auf Kinder fort. Wer einen  
Augenblick in diesem Hause unter dessen Insassen sich aufhält, athmet noch  
heute den Geist, den der Papst in seinen Knabentagen geathmet hat. Ter  
Hauptsaal des Schlusses ist mit Familienbildern geschmückt. Neben den  
oben erwähnten Porträts der Eltern des Papstes sehen »vir die Porträts  
manches geistlichen Würdenträgers, der aus der Familie hervorgegangen.  
Im ganzen Hause weht ein Hauch christlicher Frömmigkeit. Das Alte und  
das Neue Testament, der Abenteurer Joseph, der Vater des Ephraim und  
Manasse, und Joseph, der Vater und Nicht - Vater Jesu, tritt uns im  
Bilde entgegen. Auf Gobelins, die die Wände des dem Hauptsaaale des  
Hauses benachbarten Gemaches schmücken, sehen wir die Geschichte Josephs  
abgebildet, der es im Dienste Pharaos zum Vice - Pharao brachte. Ein  
Adler hält seine Flügel schützend über dem Bibelworte: Neos oouziwi t»  
«uper toii-um univsrIÄin He^pti. Dies ist eine Stelle aus der Genesis,  
ein Wort Pharaos, der den Joseph über ganz Egypten einsetzt, indem er den  
Ring von seiner Hand an die Hand Josephs giebt und diesen mit weißer Seide  
kleidet und ihm eine goldne Kette um den Hals legt. Der Knabe Gioacchino  
träumte wohl kaum von einem Manne, zu dem die Vorsehung der Kirche in  
Gestalt des Cardinalscollegiums ähnliche Worte sprach, indem sie ihm die Füße  
mit Schuhen aus weißer Seide bekleidete und ihm die mit Gold, Peilen und  
Edelsteinen geschmückte Tiara auf's Haupt setzte und zu ihm sprach: „Du bist  
Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen."  
Wesensverwandter als die Bilder, die von Weltruhm erzählten, waren ihm  
wohl in seiner Jugend die Bilder der Demuth, zu denen er in der dem Saale  
der Gobelins benachbarten kleinen Kapelle emporschante. An den Wänden hängen  
die Bilder der vierzehn Stationen der Kreuzigung. Das Altarbild stellt dar eine  
Madonna zwischen dem heiligen Vincentius Ferreri und dem heiligen Ludwig  
von Toulouse. Zu beiden Heiligen hat die Familie eine gewisse persönliche  
Beziehung. Die Großmutter des Papstes hatte sich seit langem nach Leibes-  
frucht gesehnt. Da rieth ihr ein frommer Mönch, sich in ihrer Noth an den  
heiligen Ludwig zu wenden. Die Unfruchtbare betete auf ihren Knien zu dem  
Heiligen, der zweiundzwanzigjährig als Bischof von Toulouse keusch oder.  
Wie es in der Kirchensprache heißt, „ein Engel im Fleische" gestorben war.  
Der Heilige erhörte ihr Flehen und schenkte ihr einen Sohn, dem sie dem gött-  
lichen Helfer zu Ehren den Namen Ludovico gab. Ludovico Pecci wurde der  
Vater des Papstes. Vincentius Ferreri aber war der angebetete Heilige der  
Mutter des Papstes Anna Pecci. Zu solchen Bildern schaute der Knabe  
auf, und noch heute sind die übrigen allerdings mittlerweile veränderten und  
verschönerten Räume des Hauses mit ähnlichen Bildern geschmückt. In dem

leo XIII. 5^

der Clpelle gegenüberliegenden Zimmer, das dem spätein Cardinal als Schlafzimmer diente, da er einmal von Perugia aus einen Ausflug nach der Heimat machte, sahen wir über dem Bette, in dem der Unfehlbare der Zukunft ruhte, eine Heilige Anna mit einer Madonna, und zwei Engel, deren Einer Lilien, der Andere Nosen in Händen hält. In diesem Gemache bekamen wir auch jenes Schriftstück zu Gesichte, auf dem zum ersten Mal der historische Name des Papstes prangt. Es hängt, in Goldrahmen gefaßt, an der Wand, zum Andenken an den berühmten Mann, der einst in diesen Räumen geschlafen. Es lautet: „Theure Brüder! Ich mache Euch die Mittheilung, daß das heilige Collegium der Eardinäle meine Wenigkeit heute morgen auf den Stuhl Petri erhoben hat. Nies ist der erste Brief, den ich schreibe. Er ist an meine Angehörigen gerichtet, für die ich alles Glück Vom Himmel erflehe und denen ich in Liebe meinen apostolischen Segen sende. Betet für mich viel zum Herrn. Leo XIII."

Dieser Brief, den der neugewählte Papst mit zitternder Hand an seine Brüder zu Carpineto gerichtet, ist ein Zeugnis; seiner Gesinnung und seiner Neigungen. Er mußte sich in dem Augenblicke, da er den höchsten Gipfel menschlichen Ehrgeizes erklommen hatte, an jene Wohlthaten erinnern, die eine innige Beziehung zu seinen Angehörigen seinem ernsten und mühevollen Leben gespendet hatte. Er mußte sich in dem Augenblicke, da er dem letzten weltlichen Papste auf dem Throne folgte und kummervoll der Zukunft entgegensah und fühlte, daß er nunmehr aufgehört habe, eine Person mit privaten Neigungen, Freuden und Genüssen zu sein, des Vaterhauses liebevoll und dankbar zum Tröste erinnern. Er mochte in so feierlich bewegter Stunde, da ein Gedanke den andern verdrängte, und da die Glocken der Ewigen Stadt, die ihn fönst zur Verehrung des Uebcmatürlichen aufgerufen hatten, nun in melodischem Zusammentönen urbi et ordi seinen Namen verkündigten, zum kleinen Namen Carpineto seine Zuflucht genommen haben, um fich zu sammeln. Er mochte wohl, wie dies tiefergestimmten Geistern eigenthümlich ist, erzittert sein vor dem Machtspruche des Schicksals, zu Folge dessen sein kleines persönliches Ich zum Glaubenssymbol vieler Millionen Sterblicher geworden war. Und so fand er seine Einheit wieder in jenem zärtlichen Schreiben an die Brüder, Carpineto war ja die Wiege seiner glücklichen Einheit. In einer seiner Dichtungen, auf welche Dichtungen wir noch später zu sprechen kommen, preist er das Glück im Vaterhauses

«Hu2M tlor« in plimn tsüx, <i2m last» I^spini«

Ölt» iußw, pktiic, zu!) Iure, vit» luit.

Gioacchino Pecci lebte in seinem Vaterhause in zahlreichem Familienkreise, inmitten von vier Brüdern und zwei Schwestern. Irre ich nicht, so lebt von ihnen nur noch Giuseppe Pecci, der Cardinal. Ter Erstgeborne war Carlo, um 17 Jahre älter als Gioacchino. Anna Maria, die ältere Schwester, war zwölf Jahre alt, als Gioacchino geboren wurde. Catha-

52 Ligmund Münz in Rom.  
rina, die Jüngere, war im Jahre 1800 geboren. Sie hat sich später mit einem Lolli aus Ferentino verheirathet. Eine Tochter aus dieser Ehe hat Schreiber dieser Zeilen bei seinem Besuche des Ospamägers >1i 8. Vweenxo a ?»olc> zu Segni in der Person einer barmherzigen Schwester des Namens Maria persönlich kennen gelernt. Da glaubte er in Schwester Maria einen jener mystischen bleichen Franenschatten vor sich zu sehen, wie wir solchen auf Heiligenbildern zu begegnen Pflegen. Sie stehen da wie Lilien im Garten der Religion. Gian Baptista, im Jahre 1802 geboren, sollte der Stammhalter des Hauses werden. 28 Jahre alt, vermählte er sich mit Angela Salina aus Carpineto, und aus dieser Ehe gingen drei Söhne und zwei Töchter hervor; der älteste unter den Söhnen Ludovico, ein maßvoller, lebenswürdiger, dem Studium der Meteorologie mit einiger Leidenschaft ergebener Mann, ist gegenwärtig im Besitze des Schlosses zu Carpineto. Giuseppe, im Jahre 1807 geboren, ergab sich später der geistlichen Laufbahn, und sein Bruder, der Papst, verlieh ihm den Purpur. In des Papstes Vaterhause zu Carpineto sieht man ein Gemach, in welchem im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Anna Prosperi - Pecci aus Curi im Jahre 1807 den heute mit dem Purpur geschmückten Sohn Giuseppe und im Jahre 1810 den heute mit der Tiara gekrönten Gioacchino zur Welt brachte. Zwei lateinische Inschriften, in Distichen abgefaßt, schmücken die einander gegenüberliegenden Wände. Die eine verherrlicht „den mit dem dreifachen Diadem gekrönten Mann, der als dreizehnter Leu auf Erden glänzt". Die andere verherrlicht den Cardinal Giuseppe Pecci, „der sich dem Studium des Thomas hingegeben und die unsterbliche Ehre empfangen, im Senate der Purpurgeschmückten dem Throne des Bruders nahe zu sein und der mehr noch durch Weisheit als durch den Purpur glänzt." Auch einen jungem Bruder hatte Gioacchino. Er hieß Ferdinand». Im Jahre 1816 geboren, starb er früh als Seminarist in Num. So wuchs denn der Knabe Gioacchino in einem trauten Geschwisterkreise auf. Sein ganzes Leben hindurch unterhielt er gute Beziehungen zur Familie. Freilich machte sich schon frühzeitig in ihm der Trieb geltend, nicht der kleinen Familie Pecci, sondern der großen christlichen Familie, die sich über die ganze Erde verbreitet, seinen Dienst zu leihen. Oft stahl er sich auch schon im Vaterhause aus dem Kreise der Lieben hinweg, und mit einem heiligen Buche in der Hand nahm er den Weg in's Freie und las das Wort Gottes. Man zeigt noch heute in der Nähe Carpinetos eine Kastanie, die vor einem der Familie Pecci gehörigen Easino steht; im Schatten dieses Baumes soll der hochstrebende Knabe andachtsvoll gelesen haben. Das Vaterhaus und das bergumschlossene Carpineto wiesen den Knaben zuerst auf ein systematisches Dasein hin. Wohl Demjenigen, dessen Kindheit ohne Ueberfluß und ohne Mangel dahingeht und von einem Ideal durchsättigt ist. Wohl Demjenigen, dessen Gedanken- und Lebens-Horizont in erster Jugend eng begrenzt ist. Der Knabe Gioacchino, das Kind eines wohlhabenden Hauses, hat vielleicht eine Atmosphäre der Ideenarmuth, aber keineswegs eine ideallose Atmosphäre geschöpft. Ein



leo XIII. 53

Knabe, der mit Gott und den Heiligen aufsteht und mit Gott und den Heiligen schlafen geht, wird, wenn anders sich sein Geist entfalten wird, einst entweder das ihn beherrschende Wort Gott zum weltsattcn, allumfassenden Begriffe der Natur oder der Kraft oder einer mehr als schemeuartigen Ver-nunft oder einer lichtdurchgliihten und geisterfüllten Materie entwickeln; oder das Wort Gott wird, wenn er die Bahnen einer dogmatischen Religion in innigem Eifer wandeln wird, in feinem Geiste Gestalt und Form annehmen — es wird ihm zum persönlichen allmächtigen, allwissenden, allgütigen Inbegriff der Welt werden. Verloren ist ein solcher Knabe nicht, der vor dem Altare betet, an Feiertagen feierlichen Verkehr mit ihm unbekannten, von der Phantasie einer religiösen Gemeinde mit mystischen Kränzen geschmückten Bewohnern anderer Welten halt, die Gesänge der Auferstehung und Erlösung hört, an theuren Gräbern hosfnungsfroh die Blumen eines getrimmten zweiten bessern Lebens pflückt.

Im Jahre 1818 verließ er, ein achtjähriger Knabe, die Vaterstadt Carpineto, und er pilgerte nach Piterbu in Gemeinschaft mit seinem Bruder Giuseppe.

„H,1trix, te pusium Vstuloni» 8U8«pit nlni»

»tyus in lo^ollISÄ «xeolit »sä« pium."

So singt er einmal über Viterbo; die ^o^olusa »6Ü68" ist das Jesuiten-Collegmm, das ihn zur Erziehung aufnahm. Sehr schön bemerkt Munsignore de Waal in seinem Leo-Buche: „Man kennt vielleicht das Bild, welches uns eine Schaar Pilger aus dem Süden Italiens in dem Augenblicke darstellt, wo sie von der Höhe der Albanerberge Nom erblicken. Frohlockend rufen die Vordersten es den Nachfolgenden zu. Die Männer wie die Frauen sinken auf die Kuiee und breiten grüßend die Arme nach der heiligen Stadt aus. Tie Mütter heben ihre Kinder in die Höhe und zeigen ihnen Nom mit seinen Kuppeln und Thürmen, von der stillen Oede der Campagna umfriedigt, im Glänze der Morgensonne." So mag es wirklich den beiden Knaben, deren Herz bereits voll von Rom war, zu Muthe gewesen sein, als sie, von den Eltern geleitet, von Carpineto gen Viterbo der heiligen Roma entgegenpilgerten. Und jenen herrlichsten Psalm mögen sie geflüstert haben, der, auf Jerusalem sich beziehend, doch so schön allgemein die Gefühle verdolmetscht, die sich des Menschen bemächtigen, sobald sein Herz einer idealen Stelle der Erde entgegen-schlägt: „Ich freue mich deß, daß wir werden in's Haus des Herrn gehen — und daß unsere Füße werden stehen in Deinen Thoren, Jerusalem. — Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll. — Da die Stämme, die Stämme des Herrn, hinaufgehen sollen — zu predigen dem Volke Israel, zu danken dem Namen des Herrn. — Denn daselbst sind die Stühle zum Gericht, die Stühle des Hauses David. — Wünschet Jerusalem Glück: es müsse Wohl gehen Denen, die Dich lieben. — Es müsse Friede sein inner-halb Deiner Mauern, und Glück in Deinen Palästen. — Nm meiner Brüder

5H -igmund Münz i,i Rom.  
und Freunde Willen will ich Dir Frieden wünschen. — Um des Hauses des  
Herrn Willen, unseres Gottes, will ich Dein Bestes suchen." Aber diesmal  
war es ihnen nur vergönnt, Rom flüchtig zu schauen. Nach fünf Tagen war  
Viterbo erreicht. Hier traten unsere beiden jungen Freunde in das Jesuiten-  
collegium ein. Hier machte sich Gioacchino zum eisten Mal mit der lateinischen  
Sprache vertraut, die er einst meisterhaft schreiben sollte. Aus dem prosaischen  
Carpineto war er in eine Welt geschichtlicher Erinnerungen eingetreten. Hier  
umwehte ihn der Hauch der Vorzeit der Päpste. In Viterbo ging er auf  
den tragischen Spuren mancher Päpste, die sich wie Flüchtlinge aus dem  
glänzenden Rom hierher hatten begeben müssen, um dem Elend zu entgehen,  
das mit der Macht gar oft verknüpft ist. Hier stand er an dem Grabe manch'  
eines Papstes, und jener heilige Schauer kam über ihn, der den Menschen  
erfaßt, wenn er an den Grabsteinen der Geschichte steht. Sechs Jahre ist er  
in Viterbo geblieben, jenen Studien lebend, die ungefähr denselben Inhalt wie  
unsere Ghmnasialstudien haben. Nur selten unterbrach er diesen Aufenthalt.  
Einmal allerdings ging er nach Rom, um seine Mutter dort zu Grabe zu  
tragen. Vierzehn Jahre alt, wurde er Schüler des Jesuitencollegiums zu  
Rom. Ein Jahr früher hatte Leu XII. den Stuhl Petri bestiegen. Das  
Bild dieses Papstes, den der Jüngling wohl manchmal zu Gesichte bekam,  
fügte sich so sehr seiner Seele ein, daß er in ihm sein Vorbild sah. Nach  
diesem Vorbilde hat er sich auch später als Papst genannt. Wir thun vielleicht  
gut, die Muse, die dem Dichter, unserm Helden, seinen Lebenslauf erzählt,  
zu belauschen. Die in lateinischen Distichen abgefaßte Autobiographic, aus  
der wir bereits manche Zeile angeführt, hat er als Cardinal-Vischof von  
Perugia abgefaßt. Folgendermaßen setzt sie den Aufenthalt Gioacchino Peccis  
zu Rom auseinander!  
Zluti«, 8sä t»läum t'ee«« p^Inti»; äoctiz  
nee uiHAL ls 8tuäÜ8 H,ee»!lemi» iuv»t.  
Umeutit 2t teuedlllg et mentem lue« «ei-snzt  
Azuer» et l'iltlum nodili» iilll «udorg.  
(Hu»e veri latills» pure äe tont« r«c:1u6ell3,  
L« 8npIii»e ktt^u« ll«i 8eita versnäa, 6c>eet.  
liom»« lill«r» Utzg; llomae tibi iurig »lumuo  
?Ä,lt» I»doi'« eom»8 ll lureH onixleoorllt.  
Fallit mox kmimog et vii«8 8»!» 8«euuä28,  
?riu«:Lp3 Knmllno mulie« eongpienuz;  
2U3pie« <^uo eulgum nwliii», mente volutan»  
U8^u« tu» tanti äiota äi8e,t^ «eni8.  
Diese Zeilen besagen demnach: daß unser Pccci den Palast Muti in  
Rom bezog, in dem sein Ontel Antonio Pecci wohnte. Dann trat er ein in  
die „H.«<Nd6mia äsi nodili «c!Llc!3ia8tiLi^ . Seine Lehrer waren der Jesuit  
Manera und eine edle Schaar anderer Patres: Andrea Carafa, Giovan-  
battista Pianciani, Antonio Ferrarini, Giovanni Perrone, Bizzi, Antonio  
Kolmcm. Sie lehrten ihn aus reinem Quell den Trunk der Wahrheit

le° X11I. 55  
schöpfen, sie lehrten ihn die ehrwürdigen Sahungen der Philosophie und Theologie. In Rom bringt er das erste Meßopfer dar, in Rom empfängt er die Laurea der Docturswürde. Er erfreut sich des besondem Schutzes des durch den Römischen Purpur ausgezeichneten Sala, des Cardinals Giuseppe Antonio Sala. Unter den Anspielen des Greises kam er immer weiter und dessen beredte Worte beschäftigten stets seinen Geist. Schon während seines ersten Römischen Aufenhalts war ihm mannigfache Gelegenheit geboten, sich öffentlich auszuzeichnen. Im Jahre 1825 hielt er im Festsaale des Römischen Collegiums eine lateinische Rede, in der er das christliche mit dem heidnischen Rom verglich. Er hat solche Vergleiche stets auch in seinen Hirtenbriefen, die er als Bischof geschrieben, ja sogar in seinen päpstlichen Encycliken geliebt. Aber man kann nicht sagen, daß er dem Genius des Heidenthums je gerecht geworden sei. Aber Gioacchino betrieb nicht nur das Studium der Theologie und der dogmatischen Fächer mit Eifer, sondern auch in der Physik und Mathematik machte er gute Fortschritte; und so lernte er denn im Römischen Collegium die moderne Wissenschaft näher kennen, die er einst bekämpfen sollte. In der Burg der Jesuiten zu Rom, die heute zu einer Stätte des freien Gedankens umgewandelt ist, schmiedete er sich schon die ersten Waffen zu jener Polemik, die er später als Bischof und Papst stets handhabte. Als 19jähriger Jüngling trug er sogar in der Physik den ersten Preis davon. Da er von schwacher Constitution war und sich in seinen Studien zu sehr anstrengte, erkrankte er, zwanzig Jahre alt, nicht unbedenklich. Er fürchtete für sein Leben. Damals in seiner Noth klagte er in schönen lateinischen Distichen über seine Krankheit:  
Fleete vißü, taiäa enmpolli» memlil» yuieto,  
Villiliu» e2oeti3 S3cII nee u!1» tuum  
Lluää levat 8tomllebum: <lspi«83o lumiue oeelli  
OaliAHnt; iotum 32«z>e äolnl« ellput.  
)lox ^eliil» »rent«3 miseru 6sp23(:it!ir aitu3  
l?ebri3 eäax, mal et toliiä» <liz<:ru<:i>t.  
^»m mueie3 vultu sparst, l»m pe«tU3 autwlum est;  
1)eüoi3 «Q toto corpore llInguläulil«.  
Aber er verzweifelt nicht in seinen schweren Leiden. Der Zwanzig-jährige kennt bereits ein anderes Vaterland, das ewiger sei, als die Erde, auf welcher der Mensch ja nur kurzen Pilgergang halte. Er sehnt sich nach dem Glücke, nach zwanzigjähriger Schiffffahrt endlich in den Hafen des Ewigen einzulenken.  
. . . uon trepiäll liÄNss»r lormiäine: mortem  
Dum proporat, lurtiz l»etii8 et oppe^iar.  
!5ou me llIbeuti3 porteutant ß»u6ill vit»e,  
H,eternl3 illlnku« ni! peritur» muior.  
H,ttin^en8 putriim, leüx erit aävenH, lellx  
Li v^let nä portum «lucere uaut«, rutem.



le° XIII. 5?

Am 15. Februar 1838 wurde Pecci zum Delegaten von Venevent ernannt. Als Solcher hatte er die weltliche Statthalterschaft über die Provinz inne. Er zeichnete sich während seines Regiments über diese kleinste Provinz des Kirchenstaats durch die Strenge aus, mit der er das Banditenwesen unier-drückte. Ueberdies bahnte er gnte Veziehnugen zwischen der Curie und dein König von Neapel an, und es war ihm gegönnt, für die Hebung des Handels und Verkehrswesens in der ihm anvertrauten Provinz zu sorgen, indem er die Straßen verbesserte Auch um die Finanzen des Kirchenstaats machte er sich verdient, indem er das Steuerwesen in Venevent ordnete. Nach dreijährigem Wirken zu Venevent ward Pecci zum Delegaten von Spoleto ernannt. Allein, ehe er noch nach Spoleto abging, wurde er zum Delegaten von Perugia befördert. Auf dieses Amt beziehen sich die Zeilen:

I« Fremio «xeipieng ?er»8i» laeta »alutat,  
Ileetoiem ut^u« ilueem viviän» Ilmdei badet.  
Wo einst der Delegat seinen Sitz gehabt, befindet sich heute die herr-liche Pinakothek mit den Meisterwerken der Umbrüchen Schule. Auch hier zeichnete sich Pecci durch seine Energie aus. Er machte sich verdient um das Straßen-, Gerichts- und Unterrichtswesen. Doch bald wurde er von Perugia abberufen, indem Gregor XVI. ihn im Jahre 1843 zum Nuntius in Belgien ernannte. Gleichzeitig wurde er znm Bischof consecirt, und er erhielt den Titel eines Erzbischofs von Tamiette in ^artilbus iunäLlium. Die Consecration erfolgte in der Kirche 8. I^oienxo tuoi-i Is inura, einer der sieben Hauptkirchen Roms. Auf die Consecration zum Bischof und auf die Brüsseler Nuntiatur beziehen sich die Worte:  
8eä maior», mauont: su «lili3mati3 »nein« nonors  
?oiNiüo!3 mitu Lel^ie» is^na peti«,  
H,thu« tenes, auseltnruF uauetigZiina ?etri>  
liomüllllls et tidsi cieäil», iura tibi.  
In Brüssel trat er in nähere Beziehung zum belgischen Episcopat, zu den Lehrern der katholischen Universität Löwen, zu den männlichen und weib-lichen Orden. Er trat ein in die weltliche Gesellschaft Brüssels und kam oft zu Hofe. König Leopold I. sah ihn gerne und förderte ihn auf alle Weise. Aber das Klima Belgiens behagte dem Italicner nicht, und er sehnte sich überdies, nach der italienischen Heimat zurückzukehren. So verließ er denn Belgien im Mai 1846. Ter König gab ihm ein Schreiben an den Papst Gregor XVI. mit, in welchem er den erst 36jährigen Mann dahin empfahl, daß ihm der rothe Hut verliehen würde. Ehe er Brüssel endgiltig verließ, machte er noch einen Ausflug nach Teutschland und England. In Deutsch-land besuchte er die Städte Aachen, Hüln und Mainz. Er lernte den deutschen Katholicismus schätzen. Er eignete sich auch die Elemente der deutschen Sprache an. Freilich hat er die Bekanntschaft mit der deutschen Sprache nur flüchtig gemacht. Der Papst kennt eigentlich nur drei Sprachen, diese aber ausgezeichnet: Das Italienische, das Lateinische, das Französische. — In London hielt er

58 »igmund Münz in Rom. —  
sich nur wenige Tage auf. Zu England ist er überhaupt fast nie in eine  
nähere geistige Beziehung gekommen. So steuerte er denn wiederum feinem  
Vaterlande zu:  
R«ä<1itu8 »t patriae, brumali e littoi-e iu»3U3  
H,u3»in»» 1»et»3 et remezre plil?»8 —  
Schon früher hatte der Papst den Nuntius zum Bischof von Perugia  
auserkoren. Im Cunsistorium vom 19. Januar 1846 erfolgte die Creirung  
zum Bischof. Gleichzeitig refervirte der Papst den Bifchof zum Cardinal  
in pstto. Indessen starb Gregor XVI., und Pius IX. bestieg den Stuhl  
Petri. Pecci ging nach Perugia ab, um sein Bischofsamt zu übernehmen.  
lurienae »utiztsZ aroe3, urdemHue revizlL,  
Hukm tibi cllvioo üaiuiiie Lponzat amor.  
In Penigia ist er mehr als drei Jahrzehnte geblieben. Es waren  
bewegte Jahre, die er dort verlebte. Tie Geschichte der Stadt Perugia in  
den Jahren 1846 bis 1878, während welcher Zeit Pecci den bischöflichen  
Hirtenstab über die Hauptstadt Umbriens in Händen hielt, ist im Kleinen die  
Geschichte Italiens und die Geschichte der Zeit überhaupt. In eine zum  
Kirchenstaate gehörige Stadt war Pecci eingezogen, eine italienische Stadt hat  
er verlassen. Tie Geschichte ging gleichsam mit allen ihren Conflicten an  
seinem Geiste vorüber. In Perugia lernte er die Revolution in ihren er-  
habenen und in ihren schrecklichen Aeüßerungen kennen. Natürlich hatte er  
wenig Sinn für den sich regenden jungen Nationalgeist Italiens; er erkannte  
diesen nur an in seinem Conflicte mit den Fremden, die Italien noch immer  
beseht hielten, aber keineswegs in seinem Conflicte mit der Kirche, die auf  
ihre weltliche Herrschaft nicht verzichten wollte. Aber beredter als alle  
geschichtlichen Zeugnisse, die uns von den Freuden und Leiden Peccis in  
Perugia erzählen, spricht jenes Tenlmal zu uns, das er sich durch  
seine Hirtenbriefe geseht; und hier wollen wir denn, die Hirtenbriefe mit den  
spätem Encykliken des Papstes zusammenhaltend, den Geist des Bischofs und  
Papstes kennen zu lernen trachten, indem wir auf seine vornehmsten Aeüße-  
rungen lauschen. Tann erst wollen wir den Faden unserer Erzählung wieder  
aufnehmen.  
!>.  
Tie Hirtenbriefe des Bischofs von Perugia und die Rundschreiben des  
Papstes sind das^Werl Einer Persönlichkeit. Diese ist stets im Stande, sich  
in sich zu vertiefen. Sie ist im Stande, das' persönliche Selbstbewußtsein zum  
Bewußtsein des Principis und der Institution zu erweitern. So in den  
Hirtenbriefen wie in den Encykliken begegnen wir dem Kämpfer für die Sache  
der Kirche, der aus dem edlen Nafsenschatze der alten Kirchenväter und der  
mittelalterlichen Scholastiker die Waffen des Angriffs und die Waffen der  
Vertheidiguug hervorholt. Was die Kirchenväter und die scholastischen Denker  
auszeichnet, das zeichnet auch den Papst aus; was sie nicht besitzen, das fehlt

leo XIII, 59

auch ihm. Eine glaubenseifrige Sprache, ein Symbol selbsterlebter religiöser Wonnen; eine heilige geistige Communion mit den Kämpfern und den Märtyrern der Kirche aller Zeiten; ein weltentrücktes über alltägliches Leben und Empfinden erhabenes inneres Leben; eine edle Einheit von Gedanken und Religion, Fühlen und Handeln; ein aus der Geschichte der Kirche tief-geschöpftes Bedürfnis^ die Zukunft der Kirche im Geiste der Vergangenheit fortzusetzen; eine übernatürliche Begründung der natürlichen und staatlichen Ordnungen; das Ideal eines seelischen Zusammenwirkens zwischen Staat und Kirche. Aber er ist so apologetisch und polemisch gestimmt wie die Kirchen-väter. Die Gerechtigkeit des unabhängigen philosophischen Beobachters fehlt ihm völlig. Offensiv gegenüber dem Gedanken und der Kunst der antiken Zeit; ohne Verständnis; der gesunden und lebenssatten Weltanschauung der Heiden, vergleicht er stets Heidenthum und Christenthum mit einander. Im Menschen entdeckt er mehr die eine edle Seite des Menschen, seine Abhängig-keit vom Unendlichen, als das Bedürfnis; nach olympischer Hoheit und Unab-hängigkeit.

Und so theologisch formulirt ist alle seine Philosophie wie der Gedanke der Scholastik. Sein Experiment ist ausschließlich die eigene innere Erfahrung. Er ahnt kaum, daß er mehr passiv als wirtlich Erfahrungen gemacht habe. Er ahnt nicht, daß auf dem Gebiete der Religionen die Illusionen die Stelle der Erfahrungen einnehmen, daß die vermeintlichen eigenen Erfahrungen die träge Fortsetzung einer vor Jahrtausenden oder vor Jahrhunderten wirtlich erlebten idealen That seien, aber so weit geschwächt gegenüber ihrer einstigen Lebensblüthe, wie das Nachgeahmte gegenüber dem Selbständigen. So sind denn auch die Schriften Leos XIII. reich an Gedanken, die einst auf ihrem eigenen Boden geblüht haben, aber seit Jahrhunderten wie getrocknete Blüten auf dem Altare der Kirche liegen. Es ist wahr, Leo XIII. giebt diesen herbarienartigen Gewachsen eine gewisse neue Lebensblume, indem er sie in den Strom seiner eigenen Empfindungen taucht. Es rieselt so etwas wie ein selbständiger Lebensgeist durch diese Gedanken, die wir seit lange kennen. Seine höchsten Meister sind, wie es scheint, außer den Evangelisten nnd dem Apostel Paulus der heilige Augustinus und der heilige Thomas von Aquino. In ihren Schriften sehen wir ihn immer wieder und wieder blatten«. Jahrtausende, Jahrhunderte sind seit jenen Meistern dahingegangen, aber für unfern Autor bestehen noch die Meinungen und Urtheile der christ-lichen und kirchlichen Vorzeit zu Rechte. Er proclamirt das Evangelium als das beste politische System. Dabei vergißt er, daß im Evangelium gar kein politisches System enthalten ist, und daß man es nur hineingetragen hat in eine weltentrückte Ideenwelt, die sich mit dem Reiche dieser Erde nicht beschäftigt. Oder zum wenigsten wäre es doch das politische System für eine Welt von Duldern oder für eine reibungslose Welt, in der die Gesetze der höchsten Ideale, die Gesetze mehr des Himmels als der Erde herrschen.

69 Sigmund Münz i» Rom.  
Des Augustinus „Oiviw8 vei" ist ihm, auf heutige Verhältnisse angewendet, noch nicht veraltet,  
Ter Papst fühlt es, daß sich die Zeiten so sehr verändert haben, und so legt er denn, da er das Heiligthum der Kirche auch mitten im modernen Dasein nicht missen will, auch die VlÜthcn des modernsten Cultur- und Geisteslebens nieder zu Füßen der Apostel. Er sieht eine Cultur um sich, die weder die Apostel noch die Kirchenvater noch die heiligen Männer des Mittelalters gesehen. Er sieht, wie die Menschen im Namen dieser modernen Cultur einen unversöhnlichen Kampf gegen die Kirche führen: Da wird er denn nicht müde zu fragen, wie man es denn wagen könne, die moderne Civilisation im Widerspruche gegen den Geist der Kirche zu finden. So widersinnig sei solch eine Annahme, wie ein angeblicher Widerspruch zwischen Kirche und Staat, zwischen Idee und Gesetz, zwischen dem Grundstein und dem Gebäude, das sich darüber erhebt. Denn als die wahre Mutter der modernen Civilisation erscheint ihm die Kirche. Er begeht den großen Irrthum, diese Livilisatiou, die sich vielfach trotz der Kirche entwickelt hat, als ganz durch die Kirche geworden, für diese in Anspruch zu nehmen. In einem Hirtenbriefe\*), den er ein Jahr vor Besitznahme des päpstlichen Stuhls, als Cardinal-Bischof von Perugia, am 6. Februar 187? an die Gläubigen der Hauptstadt Umbriens erließ, ruft er schmerzerfüllt aus: „Wer weist nicht, Geliebteste, wie oft man heutzutage das Wort Civilisation wiederholt, als ob zwischen ihr und der Kirchs ein inner« Widerspruch und eine unversöhnliche Feindschaft bestünde? Tiefes Wort, welches au und für sich uubestimnu ist, und welches Tiejeuigen, die es gebrauchen, naher zu erklären sich nicht bemühen, ist zu einer Geiste! geworden, womit man auf uusern Rücken schlägt, zu einem Werk' zeuge, um die heiligste» Einrichtungen zu zerstöre», zu einem Mittel, um sich die Wege zu bejammernswiirdige» Bcrwüstuugen zu bahne». Wen» das Wort Gottes und das Wort Desjenigen, welcher hier auf Erde» seine Stelle vertritt, zun» Spotte dienen must, so ist es die Zivilisation, welche dies erfordert. — Im Schatte» des Wortes Civilisation, das wie eine ehrwürdige Fahne aufgepflanzt dasteht, ist der freie Vcrtauf aller vergiftete« Waare eröffnet, und bei dein betäubende» Geschrei und der beabsichtigten Verwirrung der Begriffe bleibt so Viel als auagemacht bestehe», dast nur auf nnserer Seite die Schuld liegt, wenn die Civilisation nicht schneller weiter dringt und nicht zu glänzeuderen Erfolgen sich erhebt. Hieraus »ahm jener Kamps seine» Ursprung, welche» man als de» Kampf für die Civilisation uud Cultur zu bezeichnen beliebte, den man aber viel eigentlicher gewaltsame Unterdrückung der Kirche nennen müsste,"  
Wie ungerecht solch' ein Vnnd der Vösen mit der Civilisation gegen die Kirche sei, bewaise ja der Umstand hinlänglich, daß sich die Welt gewöhnt habe, die Civilisation die christliche Civilisation zu nennen:  
) Die Hirtenbriefe liegen in einem 562 Seiten starten 6« Bande vor mir:  
8esltn, äi H,tti Kp^oapali äe-I <?»rc!iurIL LioLeelnuo ?«eei H,l«ive8eovo Vsseovo Ili keru^i» oeil I.eou« XIII. Lommo ?out«ÜLe. Roma 1879. Aus de» drei letzten hirtaubriefeu eitirc ich nach einer guten deutsche» Uchersrpung derselben: Cultur und Kirche. Hirtenworte des Cardimil-Bischofs vou Perugia Joachim Pccei, nunmehr Papst Leo XIII. Ubersetzt von Liese» und Clz. 2. Aufl. (Mainz 1878.)



--- leo X111. 6;

„Tiefer Name ist so unauflöslich mit der Civilisation verbunden, daß es selbst den neuesten so gewaltsamen Anstrengungen nicht gelingt, ihn davon zu trennen. Ja, wenn man gegenwärtig schlechthin von Zivilisation spricht, versteht man immer darunter die christliche. Wenn also nicht daran zu zweifeln ist, daß; die Kirche die Ne<sup>^</sup>gründerin jener Civilisation ist, welche für neunzehn in der Geschichte der Menschheit ruhmreiche Jahrhunderte genügt hat! was ist denn plötzlich Neues eingetreten, daß; man sie auf einmal für unfähig erachtet, das schöne Werk fortzusetzen, und sie anklagt, sie stehe der Erfüllung der Bedingungen hinderlich im Wege, wodurch sich der Mensch auf dem Gebiete der Moral vervollkommnet?"

Da bedenkt unser Autor zweierlei ganz und gar nicht. Er hatte sich doch die Frage vorlegen sollen, ob die Civilisation, wie sie sich heute in der modernen Welt in deren ausgezeichnetsten Facturen kundgibt, noch dieselbe Civilisation sei, wie jene, die die Welt die christliche Civilisation genannt hat. Und dann weiter, ob der Name „christliche Civilisation" nicht eher ein traditioneller Name, bequem zum Gebrauche, sei, als eine wirklich inhalt-erschöpfende gerechte historische Formel für eine Summe von Elementen der Geschichte und des Fortschritts, die oft genug nicht nur unabhängig vom Christenthum, sondern zuweilen sogar in bestimmtem Gegensatze zu demselben bestanden haben. Wenn unsere gesellschaftliche und wissenschaftliche Terminologie nicht selten engherzig, unbestimmt, ja sogar widersinnig ist, so gibt es überhaupt wenig traditionelle Ausdrücke, die in einem so hohen Grade den universalen Genius der Zeiten und der Welten verletzen wie das Wort „Christliche Civilisation". Es ist traumhaft gedacht, es ist nebelhaft ausgedrückt, wenn der Geschichtschreiber, der alle humanen Aeußerungen und Wirkungen im Laufe der Zeiten gleich gerecht, gleich wohlwollend betrachten sollte, um der Bequemlichkeit in Beobachtung und Ausdruck willen für den Begriff des Menschheitlichen das Christliche stets einsetzt. Dies erschiene wohl, von einer hohen Warte aus betrachtet, als eine traurige Verirrung des Menschengesichts; und man sollte sich fragen, ob solche Terminologie nicht vielmehr auf dem Boden der Klosterschulen und der Lateinschulen erwachsen, als eines Philosophen würdig sei.

Aber gewiß ist die Entrüstung Leos XIII. wohl begründet, wenn er Derjenigen gedenkt, die von der Kirche nie anders als in beleidigendem Tone sprechen; in dem Tone, ich möchte sagen, des modernen Salon-Nihilismus. Gibt es ja wirklich viele Menschen, die alles Erhabene in den Staub zerren; und wie sollte solcher zersetzender Geist nicht Jedermann, der ein Ideal hat, tief antipathisch sein? Es mag sich ja auch eines jeden Edlen eine gewisse Entrüstung über die Kirche bemächtigen, wenn er an dem Scheiterhaufen des Märtyrers von Brescia, oder Savonarolas oder Brunos steht, oder wenn er die dumpfe Kerkerluft in Sympathie mit athmet, die die Geister Galileis oder Campanellas umfassen hat. Aber was wollen jene unwissenden modernen Menschen, die die Kirche stets nur beschimpfen? Da darf doch ein Leo XXI. mit vollem Rechte und Stolz aufgerichtet und erfüllt von heiligem Eifer die Geister Montesquieu oder Mamulays citiren. Der erste« habe die christliche

62 Sigmund Münz in Rom.

Religion als diejenige gepriesen, „welche, wie es scheinen sollte, nur die Glückseligkeit des jenseitigen Lebens zum Ziele hat, aber auch die Glückseligkeit auf dieser Welt grundgelegt hat". Und wer kennt nicht Macaulays farbenreiches und ideensattes Prachtgemälde, in welchem er die Kirche und deren Mission in so hohem Stile dargestellt und gefeiert hat? Mit Recht bemerkt unser Autor, daß Diejenigen oft am allermeisten im Namen der Cioilisation sich berufen fühlen, die Kirche als Feindin der Cioilisation hinzustellen, die die Bastarde der wahren Cioilisation seien. Etwas laienhaft aber stellt er stets die christliche Cioilisation der heidnischen gegenüber. Als ob noch heute der Kampf zwischen diesen beiden Civilisationen in Rede stünde; als ob nicht allgemein das Princip der Freiheit aller Menschen unangefochten Ware. Aber interessant ist es immerhin, den greisen Cardinal-Bischof von Perugia kurz vor seinem Antritt der Nachfolge Petri über die modernen Erfindungen sprechen zu hören. Anknüpfend an die Worte der Genesis: „Unterwerfet euch die Erde und beherrscht sie," preist er im Menschen den Herrn der Schöpfung und den König aller erschaffenen Dinge, der in das Innere der Natur eindringe und die in der Erde ruhenden Schätze durch feinen Scharfsinn entdecke und erobere:

„Wie schön und majestätisch erscheint der Mensch, Weliebtesle, wenn er dein Blitze zuwinkt und ihn unschädlich vor seine Füße niederfallen läßt; wenn er den elektrischen Flinten ruft und ihn als Nuten feiner Aufträge hinausschickt durch die Abgründe des Oceans, hinüber über steile Bergketten und unabsehbare Ebene» entlang. Wie herrlich zeigt er sich, wenu er dem Tampfc gebietet, ihm Flügel zu leihen und ihn mit Blitzeschnelle über Wasser und Lnud zu bringen. Wie mächtig, wenn er durch seine sinnreiche» Anordnungen diese Nnturträfte selbst entwickelt, sie fesselt und auf ihnen be«reiteten Wegen sie dazu bringt, daß sie Bewegung und gleichsam Vernunft der tndleu Materie mittheilen, welche an die Stelle des Menschen eintritt und statt seiner die schwersten Anstrengunge» übernimmt. Oder saget, Weliebtesle, ist i» ihm nicht gleich»sam ein Funke seines Schöpfers, wenn er das Licht hervorruft uud es hinstellt, die Finstennß der Nacht durch die Straße» unserei Städte zu erleuchte» und die weiten Säle und Paläste mit seinem Glänze zu schmücken?"

Und dazu bemerkt er im Namen der Kirche: „Die liebevollste Mutter, die Kirche, welche alles dies sieht, ist soweit davon entfernt, Dem Hindernisse zu bereiten, daß sie vielmehr bei diesem Anblicke sich freut und frohlockt." Wenn sie aber durch den heiligen Mund Pio Nonos, der im 80. Satze des Shllabus eine Versöhnung mit dem Geiste der modernen Cioilisation als fluchwürdig hingestellt hat, dieser den Krieg erklärt zu haben scheine, so sei es doch nur die falsche, keineswegs aber die echte Civilifation, gegen die sich der Grimm des heiligen Vaters gewendet habe. Es ist Wohl unschwer zu sagen, daß Leo XIII. eines solchen wissensfeindlichen Bekenntnisses wie des Syllabus unfähig gewesen wäre. Aber die Solidarität mit den Gedanken und den Handlungen des Papstthums ist so mächtig in ihm, daß er auch die Kriegserklärung des unfehlbaren Papstes an die moderne Menschheit lieber entschuldigt, als daß er sie zu verleugnen versuchte.

Die Darlegung, daß auch grüße Naturforscher Gott geliebt haben, ist von wenig sachlichem Werthe, wenn diese Thatsache auf ein harmonisches Vrrhältniß zwischen Wissenschaft und Glauben, zwischen moderner Civilisation und Kirche hinweisen soll. Denn der Gott der Kirche und der Gott jener großen Naturforscher ist nicht so ganz derselbe Gott; und beruft sich der Cardinal-Bischof von Perugia auf Baco, der da sagte, „daß die Wissenschaft, wenn daran blos genippt, von Gott entfremde, wenn sie aber tiefer ver- kostet werde, im Gegentheil zu Gott zurückführe", so fühlt ja doch jeder vor- nehmere Geist in einem gewissen Sinne die Wahrheit dieses schönen Aus- spruchs. Es sei uns aber gestattet, in jenem Gotte das allgemeine Symbol unseres Ideals zu sehen. Wer überzeugt sich denn nicht Tag für Tag von der Gefährlichkeit der Halbbildung und wer sollte nicht mit Baco und dem Papste Diejenigen verachten, die nur vom Wissen genippt haben, um im Leben mehr zu scheinen als zu sein? Uebersetzen wir Bacos Ausspruch in die Sprache der Empfindungen eines jeden Edlern, so heißt dies: Nur Derjenige, der tief schöpft, ist einheitlich in seinem Charakter, und alle Er- scheinungsformen führt er auf sein Ideal zurück', und so bietet er auf den Höhepunkten seines Denkens und Handelns stets den schonen Anblick einer künstlerischen, kraftvollen, idealen Einheit. Der Halbgebildete dagegen hat durch sein Halbwissen seine natürliche Einheit in ein künstliches Nebenein- ander von zufälligen Elementen aufgelöst, und ei bietet den häßlichen Anblick eines mittelpunktslosen Wesens ohne Norm, ohne Gewissen, ohne Ideal. Und wenn Leo XIII. den Copernicus, Kepler, Galilei, Linné, Volta und Faraday als gottesfürchtige Männer hinstellt, so wird auch kein edlerer moderner^ Mensch^ in dieser Erscheinung einen innern Gegensatz erblicken; denn es ist ja klar, daß die großen Baumeister auf dem Gebiete der Wissen- schaft den Bau^ ihrer Gedanken in herrlicher Einheit zu krönen sich bemühen und, indem ihre ganze Ideenwelt von einem einzigen schönen Ideal durch- drungen ist, religiös erscheinen, ob nun dieses Ideal Gott oder anders heiße. Freilich der Papst gebietet uns auf's strengste, unser Ideal ausschließlich dem Namen Gottes zu weihen, und jene Einheit des Weltalls, die ein jeder Edeldenkende von uns kennen und lieben gelernt hat, stellt er uns als den Gott hin, der seinen Verfolgern überall in der Welt entgegentrete: „Von dem kleinsten der Wesen, uon^dem Infusio»sthierchen, welches das Auge wum durch die schärfste» Instrumente z» uulerscheiden vermag, bis hinauf zu dem grünen Thiere des Urwalds, ja bis zu dem Menschen, dem Könige der Schöpf»»»«,; von dem Grashalme, der vom Winde bewegt wird, oder von den» Vliimchen, das nur wenige Stunden blüht »ud duftet, bis hinauf zu dem "hellsten der Sterne, die am Himmel erglänzen, ist allen Dinge» die Spur der Gottheit aufgedrückt, in allen prägt sich das IcumstiseiicrKMacht, seiner Weisheit, seiner Güte ab."

Fast wäre es doch viel natürlicher, wenn nnsrer Autor diesen schönen Worten zufolge die Gottheit mit „der über das Weltall ausgegossenen Schön- heit und Harmonie" oder mit der Welt selbst identisch hielte; aber gerade Norl> und Süd, XXXIX,, U5, 5

6H Sigmund Münz in Rom.

eine solche Anschauung stellt er so wie der Syllabus als häretisch hin. Und alle jene Argumente für das Dasein Gottes, mit denen der speculative und kleinliche Geist von Philosophen und Theologen die Menschheit seit Jahrhunderten belästigt, setzt der Cardinal-Bischof von Perugia zur Erbauung der Gemüther seiner Gläubigen auseinander. Was dem modernen Menschen als der unverrückbarste Mittelpunkt und als der erhabenste Trost im Dasein erscheint, das feste Naturgesetz, perhorrescirt er. Wir hören den geistlichen Autor einmal folgendermaßen sprechen - „Wie könnte:, wir, nachdem wir neunzehn Jahrhunderte im Lichte der Offenbarung verlebt habe», uns entschließen!:, den Glauben an unfern Gott abzuschwören, der allezeit als eine Forderung der gesunden Vernunft betrachtet und als das gemeinsame Erbgut der ganzen Menschheit festgehalten worden ist? Zu welcher elenden Waffengreift man nicht, »in diesen Glauben und diese allgemeine Ueberzeugung der Menschheit zu bekämpfen»! Sollte man es für möglich halten, Geliebteste? Die Wissenschaft hat gewisse durch eine große Stetigkeit und Unwandelbarkeit sich auszeichnende Naturgesetze gefunden, und man hat aus der Stetigkeit und Unwandelbarkeit dieser Gesetze den Schluß gezogen» zu glauben, auch die Hände Gottes seien durch dieselben wie mit Stricken gebunden, so daß; er nicht frei in den Lauf der Ereignisse einzugreifen vermöchte. Warum demnach die Völker veranlassen, vor den Altären Gottes und seiner Heiligen zu beten, wenn Alles, was geschieht, die Frucht verschiedener, bestimmter und unvermeidlicher Vewegungen» ist? Böartige Krankheiten erfassen viele, auch selbst die stärksten Körper und mähren die Leben gleich Grashalmen dahin. Dabei darf, wenn man auf die Ungläubigen hört, nimmermehr noch eine Strafe wegen begangener Frevel thutten gedacht werden, sondern die Sache hat sich vielmehr auf folgende Weise zuge tragen: Die Winde haben» auf ihre» luftigen Flügeln von ferne her verderbenbringende Miasmen herbeigetragen», die mit den Wallen der Wissenschaft, nicht aber mit Gebeten zu bekämpfen» sind. Die Erde verweigert dem Landmanne die Frucht feines Ertrags. die Weinberge weiden durch Erkranken der Nebstücke verwüstet, die Heerden von einer Seuche decimirt, die Flüsse treten aus ihren Ufern und richten» große Verheerungen an, Ist es nothwendig, in dies Alles das Walten der Gottheit hereinzuziehen? Nein, die Erklärung ist ja sehr leicht. Aus gewissen physischen Ursachen ist kein Regen gefallen, Millionen kleiner, unsichtbarer Thierchen, welche die Luft hinführen, haben Tod und Mißwuchs gebracht: die unzureichend eingedämmten Flüsse sind aus ihren Betten herausgetreten, weil das Wasser, von den allzu gelichteten» Wäldern nicht zurückgehalten, darin über das Maas gewachsen ist. Was hat Gott mit alledem zu thun? Der Natur und ihre» unwandelbaren Gesetzen, der Trägheit und der Unwissenheit der Menschen müsset ihr dies Alles zuschreiben. Sehet, meine Theuersten, auf solch' elende und listige Weise sucht man auf der Welt zum Verstummen zu bringen jenen wunderbaren Einklang des öffentlichen Gebets, worin unsere Väter das Mittel gesucht und auch immer gefunden haben», die Strenge der göttlichen» Strafgerichte entweder ganz von sich abzuwenden oder doch zu mildern."

Lesen wir solche Worte, so dürfen wir doch wahrlich sagen: Was du anbetest, verbrennen wir; was du verbrennst, beten wir an. Das unwandelbare Naturgesetz ist die Grundlage aller unserer Moral, unserer Arbeit, unserer Freiheit. All unser Leben, unsere Selbsterziehung, die Erziehung, die wir unfern Kindern geben, unsere Forschung, unsere Wünsche, unsere Hoffnungen bewegen sich im engumgrenzten und doch weiten Reiche, das von den Naturgesetzen umschlossen ist. Wir sind stark, vertrauensreich und glücklich.

weil wir, den Geist des Beständigen und Ewige» athmend, nicht Launen der Natur, nicht despotischen Geschmack zufälliger Wundcrmacht fürchten. Wir sagen uns demüthig, daß unsere Fehler in uns liegen; wir gestehen offen, wenn wir der Natur zuwider handeln, bewiesen zu haben, mit der Cciusalität ihrer Erscheinungen unbekannt gewesen zu sein. Wir klagen, wenn uns etwas fehlgeht, Niemand an, es sei denn uns selber, unsere Illusionen, unsere Unwissenheit. Wir bewegen uns mit glücklicher Freiheit im Leben, aber zugleich mit dem sichern Bewußtsein, unsere Freiheit durch das feste Machtgebot der Natur fchön gezügelt zu fchen. Wir fehen in unfern Pflichten den Opfertribut, den wir auf den Altar der Natur legen; wir sehen in unfern Rechten den Lohn für unsere Pflichten, für unfere Vertrautheit mit den Naturgesehen. Wir lieben das, was wir wissen; wir wissen das, was wir lieben. Da aber reißt uns der päpstliche Schriftsteller gleichsam den Kranz unseres höchsten Verdienstes vom Haupte, den Kranz unserer Erkenntniß der Natur; er zerschneidet uns im Namen der Kirche den heiligen Bund mit der Natur, mit dem Ewigen, indem er uns zum Gebete einladet und eine unbewußte mystische Verbindung zwischen einem träumenden Ich und sentimentalen, launenhaften Wundermächtcn stiftet. Wir weifen es im Namen der Natur, dieser complicirten majestätischen Einheit von Millionen, Millionen Factoren stolz zurück, daß sie, unsere strenge Mutter, durch unser klägliches Gebet aus ihren unverrückbaren Ordnungen sich bringen lassen sollte. Wir sagen uns mitleidslos: Der Erdensohn mag zuweilen die Nebersicht über sich und über die ihn umgebenden Dinge verlieren — da mag er weine» und beten, und in seiner Schwäche andere Mächte der Erde für dasjenige verantwortlich machen, was er oder die Geschichte seines Lebens, seine Abstammung, seine Umgebung, der Stern, unter dem er geboren war, an ihm verbrochen hat; aber was leidet unsere große Allmutter Natur darunter, wenn ein kleines Element in ihr sich nicht Wohl fühlt? Sie, die univerfcle Gerechtigkeit, hat die Harmonie der großen Welt im Auge, nicht aber ein oder zwei oder drei Stäubchen. Wir bewundern die Nothwendigkcit auch dann noch, wenn sie hart ist; wir lieben sie auch dann noch, wenn wir selber ihr tragisches Opfer sind. In uns fehen wir in einem gewissen Sinne Opferthiere, die für ihre Geburt unverantwortlich sind; aber wir söhnen uns aus mit uns, mit unserm Schicksal und unserm Unglück, weil wir stolz sind und zeigen, daß wir als Gefesseltgeborne noch immer frei genug sind und in unferm Willen unfere Himmereich sehen. Erfahren wir eine Enttäuschung im Leben, so sagen wir als strenge Nichter über uns: Schmach über nnsere Unwissenheit — nur der Unwissende erfährt Enttäuschungen; und wir tragen die Schuld daran. Kannten wir uns auch selber, so kannten wir uns doch nicht genug in unserm Verhältnisse zu unfern Verhältnissen, zu unserer Umgebung, zu unserer Vergangenheit und Zukunft. Auch diefc zu kennen, sind wir verpflichtet; denn wer die Vergangenheit kennt, kennt die Zukunft. Da wir die Zukunft

66 Signum und Münz in Rom.

wenigstens kennen sollten — wenn wir auch oft in unserer Beschränktheit üe nicht kennen — so weisen wir schon an sich das Gebet als ein Praktisches Heilmittel mit Entschiedenheit von uns. Wir sehen im Gebete nur einen lyrischen Ausdruck der Demuth, der Selbstvernichtung, der Abhängigkeit und des Seelenschlammes. So wie wir. weit entfernt das Naturgesetz in seiner Regel und Strenge anzuklagen, es vielmehr wie unsere Gottheit preisen, so preisen wir auch die Arbeit, denn sie ist das wahre Symbol unseres Verhältnisses zum Naturgesetze. So lehnen wir denn von vornherein eine Ansicht über die Arbeit mit Entschiedenheit ab, die das Christenthum von jeher vertreten hat und auch der Papst vertritt. Ja wir betrachten es geradezu als unmoralisch, die Arbeit als Sühne für die Sünde hinzustellen — eine Anschauung, die unser geistlicher Schriftsteller im Anschlusse an Johanne? Chrysostomus vertritt. Zwar nimmt er die Arbeit als ein nothwendiges Uebel, als „ein Uebungsmittel, um die sittliche Kraft unserer Natur zu starten" in Schutz; und er vertheidigt sie gegen ihre antiken Verächter Plato. Aristoteles, Cicero und Terenz. Aber wiederum begeht er den Fehler, in einem historischen Moment ein actuelles Moment zu sehen. Die Ideen dieser alten Denker über die Arbeit sind ja längst überwunden. Mit tragischem Ernst citirt er den Ambrosius und Augustinus, die die Arbeit um ihres Nutzens willen priesen. Er preist das Mönchsthum, das für die Arbeit so viel auf Erden guthabe; er preist Italien, dem die Arbeit der Kirche die größten Segnungen habe zu Theil werden lassen. Wahrlich, das ist doch recht veraltet. Der moderne Geist bekämpft ja das Mönchsthum um feiner asketischen arbeitsförderlichen Richtung willen. Gewiss haben die Mönche in Zeiten der Barbarei nicht nur den Cultus Gottes, sondern auch den der Erde vielfach gepflegt und unter den Menschen verbreitet; aber in ihnen noch heute das Ideal der Arbeit zu sehen, wäre doch Wohl recht thöricht. In Italien aber zumal kämpft das Princip der Arbeit und der Ordnung einen heißen Kampf gegen das Princip des beschaulichen Lebens und des äußern Ehaus; und Italien wird doch sicherlich eines schönen Tages die letzten Consequenzen aus seinem strengen, ja geradezu grausamen Vorgehen gegen das Klosterwesen noch ziehen müssen. Aber wahr und schön spricht unser Autor von jenem Geiste der Entsagung, der die Sendboten der Kirche so oft beseelt habe und noch heute beseele. Gerade Macaulay hat in seinem berühmten Essay über die Päpste jenes Moment so glücklich und volltönend hervorgehoben, daß die Kirche zu allen Zeiten alle Art menschlicher Entsagung in ihren Dienst genommen und organisirt habe. Hören wir den Kirchenfürsten von Perugia: „Es nicht keinen Winkel der Erde, keinen noch so kleinen Ort, wo uns nicht solche Personen begegnen, welche auf die Bequemlichkeiten, Vergnügen und alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichten, um sich freudig dem äußerst anstrengenden Dienste zu widmen, die Kranken bei Tag und bei Nacht zu pflegen, der Waisen und ans der Gesellschaft Ausgesessenen sich anzunehmen, die Nothleidenden in ihren Hütten aufzusuchen, in selbst zu den Verbrechern, welche die Gesellschaft aus ihrer Mitte ausschließt?« mußte, in ihren dunklen Gefühnissen zu gehen."

le« XIII. 6?

Ohne Schwierigkeit wird Jedermann aus den Stellen, die ich aus den Schriften des Papstes und zumal aus seinen Hirtenbriefen angeführt, erkennen, welch' ein Geist der Andacht in ihm lebt und wie er das Bauner seiner Kirche mehr in demuthsvollem Dienste, den er ihr widmet, hochhält, als sich in pfäfsischer Anmaßung, getragen von dem falschen Bewußtsein eigener Größe, über sie erhebt. In seinen Schriften entdecken wir einen Theil des Geistes der Kirche. Viele ihrer Vertreter haben einen so großen Einfluß auf die Gemüther der Menschen durch die Art und Weise genommen, wie sie sich der Welt gegenüber im Worte führten. Das Menschenherz wird so leicht gerührt, wenn eine ganze große Institution in ihren mächtigsten Vertretern sich mit seiner Freude und seinem Leide solidarisch fühlt oder doch wenigstens solidarisch stimmt. Ich will nicht so weit gehen zu sagen, daß viele moderne, für Voltswohl und Menschenwohl wirkende Institute in der Sache weniger solidarisch mit einem allgemeinen oder nationalen Leide seien, als die Kirche oder die Päpste; ich will nicht sagen, daß die modernen Parlamente, die modernen Staaten, die modernen socialen Propheten und Apostel weniger Mitgefühl mit dem öffentlichen Elend haben — und vollends überzeugt bin ich, daß sie positivere und productivere Factoren sind als die Kirche, als die Kiichenfiirsteu und die Bettelmönche. Aber Eines sollten die Parlamente, die Volksvertreter, die modernen Vormünder der Geführten und der Bedrängten von der Kirche lernen — nicht allein solidarisch im Gedanken mit allgemeinem Elend zu sein, fondern sich in Stil und Sprache solidarisch mit demselben zu stimmen. Ich will einige Beispiele aus den Schriften Leos XIII. anführen, die darlegen, welch' ein Geheimniß in der Form liegt, in der sich ein humaner Gedanke äußert — ich will ein Wort über die Terminologie sagen, in der der Geist Leos XIII. zum Ausdrucke kommt. Nnd da beachte man wohl, daß die Person des Papstes, eine mehr sachliche als formelle, eine mehr rauhe als blumige Natur, aus sich herauszutreten vermag und mit dem Dufte der Kirchensprache ihren Gedanken ausstattet, da ihr die Natur das weiche saftige Sammettleid der stilistischen Schönheit eigentlich versagt hat. Er spricht zu seinen Gläubigen als „Vater, der seine Kinder aufsucht und bedacht, ihr Bestes auf jede Weise zu fördern, die Keime jener Lehren in ihren Herzen niederzulegen strebt, die durch den Thau der Gnade belebt, zu ihrer Zeit Früchte des Segens und des Lebens bringen werden". Einmal spricht er von der ulma limna wie von „dem neuen Jerusalem, von wo das Wort des Herrn ausgeht, um in allen Wclttheilen widerzuhallen". In Nom ist es ihm, als ob er „in jenem mystischen Thurmc verweile, von dessen Wänden die wohlgestählten Waffen herabhängen, die die Irrthümer treffen, und die Rüstzeuge der Helden, mit denen die Kämpfe des Herrn siegreich gekämpft werden". Er eifert gegen die Vernunft als oberstes Princip des Lebens und bemerkt: „Nachdem man einmal die Vernunft der Willkür der Meereswogen überantwortet, war es freilich eine vergebliche Arbeit, vor der

68 Sigmund Münz in Rom,  
kühnen Seglerin die Säulen des Herkules aufzupflanzen, damit sie über die-  
selben nicht hinausginge." Denn die Vernunft, die zum Protestantismus  
verleitet hätte, verleite schließlich zum Proteste gegen jede Religion. Tics  
ruft er mit Peter Bayle aus. Das Gebet nennt er „jene Waffe, die dem  
Herzen Gottes gleichsam Gewalt anthut und seine Strafgerichte mildert:  
Das Gebet dringt durch die Himmel, steigt empor bis zum Throne  
Gottes, rührt Gottes Herz und thut ihm süße Gewalt an, damit er  
unsere Seufzer erhöere und unsere heiligen Wünsche erfülle". Die Kirche  
nennt er einmal „den Leuchtturm, auf den die verirrtten Volker stets  
ihre Fahrzeuge richteten, wenn der Sturm sie zu verschlingen drohte".  
Einmal sagt er von der Kirche, „daß in ihrem mystischen Schifflein ein  
himmlischer Hauch wehe, der dasselbe unfehlbar dem Hafen des Triumphs  
zuführen wird". Selbstverständlich nennt er die Kirche sehr häufig „die  
Braut Jesu Christi", und mit solchem Hochzeitsklide stattet er diese Braut  
aus, als ob Dante oder Giotto selber sie zum Trauhimmel geleiteten, unter  
dem sie den goldnen Ring der Treue von ihrem göttlichen Bräutigame  
empfange. Die Braut Christi ist eine gar feurige Braut — „welche Flammen  
des Eifers brennen im Busen dieser Braut Jesu". Ist die Kirche gewöhnlich  
jugendlich dargestellt und sehnsuchtsvoll dem Geliebten entgegensehend, so  
erscheint sie wiederum ein anderes Mal als „gute und besorgte Mutter".  
Ein geradezu poetischer Schilderer wird der Papst, wenn er von der Sonn-  
tagsruhe spricht:  
„So wie dem Wandeier, der eine lange Reise durch eine wüste Gegend mitten  
in drückender Sonnenhitze zu machen hat, solche Stellen mit unvergleichlicher Freude  
willkommen erscheinen, wo alte Baumkronen den ersehnten Schatten und buntes Ori'm  
dm Ruhetcvpich darbieten, so kommen diese schönen Feiertage, um den Körper mit  
Ruhe und die Seele mit unaussprechlichen Tröstungen zu erquicken. Da schüttelt der  
geringe Mann den Staub des Ackers und der Wcrkstätte von seinen Schultern ab  
und nthmet in seinem Sonntagstlcide freier auf. El erinnert sich daran, das; Gott  
ihn nicht erschuf, um ewig im Wagenjoch der Materie zu ziehen, sondern um Herr  
über sie zu sein. Für ihn ist dort die Sonne da, welche ihm ihren lebrnerwrckenden  
Strahl frei zusendet,, für ihn jene Hügel, welche ihm ihren berausenden Duft zu-  
wehen, für ihn die Wiesen, auf denen er mit seinem Weibe und den lieben Kleinen  
sich ergeht; für ihn jene Gaben Gottes, mit denen sein bescheidener Tisch heute mehr  
als sonst bereichert erscheint. Tritt er ein in die Kirche, wohin die Stimme der  
Religion ihn ruft, so findet er dort selige Freuden, die er sonst nirgendsw o antreffen  
kann. Tie Harmonien heiliger Gesänge ergötzen sein Ohr, sein Auge wird befriedigt  
von dem Anblick der kostbaren Marmorarten, der reichen Vergoldungen, der schönen  
kirchlichen Gewänder, der ernsten architektonischen Linien des Gotteshauses. Aber vor  
allem bewegen und läutern sein Herz die Worte des Tieners Gottes, welche ihn an  
die Erlösung erinnern, an seine Pflichten, an seine unsterblichen Hoffnungen. In  
solchen Tagen hören die unschuldigen Faniilienfreuden auf, ein bloßer Wunsch zu sein,  
sie werden zur That."  
Diese herzlich schönen Worte können wir doch Wohl nicht anders als  
mit unserer Sympathie begleiten.  
„In verderbter und zugleich verderbender Zeit" spricht er zn seiner



leo X211.  
<>9  
„Heerde, die seine Freude und seine Krone sei". Er tadelt die Sinnlichkeit im Menschen, aus der jene entnervten Körper hervorgehen, „die eine Herberge sind für verderbte Seelen, für Seelen ohne Flügel". Er preist „die keuschen Seelen, welche, von den Verlockungen des Fleisches nicht gehindert, sich mit der Wahrheit in fröhlichem Bunde vermählen, sich in dieselbe vertiefen und, mit deren Glänze bekleidet, reichlich Licht verbreiten. Er rühmt die der göttlichen Wurzel der christlichen Moral täglich entspriessenden überaus süßen Früchte." Er preist die Vorzüge der Ehe und sagt: „sie sollte in sich die Vorzüge abspiegeln, welche die mystische Vermählung des Sohnes Gottes mit seiner Kirche umstrahlen"; man sollte die Ehe nicht „ihres übernatürlichen Glanzes und ihrer religiösen Majestät entkleiden". Er nennt Christus „das Mensch gewordne ewige Wort des Vaters und den wesensgleichen Abglanz seiner unendlichen Güte", er nennt ihn „einen Lehrer für alle Verhältnisse des Lebens".  
Dies ist die Sprache des Papstes, sie ist Geist von seinem Geiste.  
>Ech<uß <ulzt,>

König Ludwig II. und die Kunst.

von  
Wilhelm Lüültc.  
— Ilarlsruhe. —

r tragische Abschluß des Lebens König Ludwigs II. von Bayern giebt Anlaß sich darüber klar zn werden, was dieser hochbegabte Fürst für die Kunst seiner Zeit bedeutet. Ihm war, wie den meisten Mittelobachern, jene starke und stolze Vorstellung von der eigenen Macht und Selbstherrlichkeit angeboren, die sich am liebsten in großartigen Bauten ausspricht. So hat denu auch Ludwig II. in verhangnißvoller Weise diesem Streben nachgegeben, bis das Mißverhältniß des Gewollten mit den thatsächlicheu Zuständcu ihm zur vernichtenden Katastrophe ward. Eine ergreifendere Tragödie hat sich kaum jemals auf einem Königsthron abgespielt. Aber während wir schmerzlich erschüttert den Untergang eines von Haus aus edel und reich angelegten Geistes beklagen, darf doch die geschichtliche Wahrheit nicht zurückgedrängt, darf nicht verschwiegen werden, daß die Verschwendung der kolossalsten Mittel eben nur eine Verschwendung war, die der künstlerischen Entwicklung der Zeit keinen Ertrag gebracht hat.

In schneidendem Contrast steht das Schaffen Ludwigs II. zu dem Wirken seines Großvaters. Ludwig I. hat eine neue Aera der Kunst begründet, weil er den bedeutendsten schöpferischen Geistern eine Fülle der großartigsten Aufgaben stellte. Die Architektur entfaltete sich glänzend, und obgleich in ihr der Eklektieismus herrschte, wurde doch die Basis für neue Entwicklungen gewonnen. Ter Malerei und der Plastik wurden große monumentale Aufgaben gestellt, verloren gegangene Techniken wie die Glasmalerei und die Erzgießerei, wurden neu begründet und durch bedeutende Austräge gefördert. Alle diese schöpferische Thätigkeit ward aber in den Dienst der idealen Inter-

- König ludwig II. und die Kunst. —- ?^  
essen gestellt, zum Wohl und Vurtheil des ganzen Voltes verwendet, indem durch Erbauung von Kirchen und Museen, der Glyptothek, der alten und neuen Pinakothek, der Universität, der Bibliothek, des Kunstauststellungsgebäudes, der Propyläen, des Siegesthores, der Walhalla, der Ruhmcshalle von Kelheim :c. die höchsten Aufgaben künstlerischen Schaffens sich ergaben. Bezeichnend für die Selbstlosigkeit dieses Strebens war, daß dasjenige Gebäude, welches der König für sich selbst errichten ließ, der Wittelsbacher Palast, das einzige war, welches nicht in monumentaler Form, sondern lediglich im Putzbau hergestellt wurde. Dieser große Sinn war es, welcher die Kunstpflege des Königs so segensreich für sein Land und Volk machte. Niemals im langen Verlauf der Geschichte hat ein einzelner Herrscher eine so grandiose, so nach allen Seiten epochemachende monumentale Kunstthätigkeit hervorgerufen. Mögen an jenen Werken immerhin die Mängel ihrer Zeit haften, sie athmen doch eine Größe des Sinns, eine glühende Begeisterung für alles Hohe, die für alle Zeiten bewundernswert!) dasteht, ja sie repräsentiren eine Summe von Schöpfungen, an welchen das deutsche Volt einen unverlierbaren Schatz auf immer besitzt. Sein Nachfolger, König Max, obwohl nicht in diesem Maße kunstliebend, obwohl in den: Versuch nach Neugestaltung der Architektur wenig glücklich, schuf doch in dem Nationalmuseum eine Anstalt, welche überaus fruchtbringend für das kuufthistorische Studium und für die kunstgewerbliche Production werden sollte und das Andenken des edlen hochsinnigen Fürsten für immer zu einem gesegneten machen wird. Im schärfsten Gegensatz zu seinen Vorgängern bewegte sich die Kunstpflege König Ludwigs II. in einem Sinne, der in unserer Zeit als ein seltsamer Anachronismus dasteht. Nur zur Befriedigung seiner persönlichsten Neigungen, zur Verwirklichung phantastischer Träume setzte dieser poetisch überschwängliche Fürst die Baukunst sammt den sie begleitenden decorativen Künsten in Bewegung. Im Schlosse Neuschwanstein war es die Zeit des 12. Jahrhunderts, der romantische Geist des Sängerkrieges auf der Wartburg, dem er mit den überschwänglichsten Mitteln huldigen wollte; im Linderhof und mehr noch in dem Neuen Palast ans Herrenchiemsee verirrt er sich in die sklavische Nachahmung der Epoche Ludwigs XIV. Dieser Monarch, die Incarnation des selbstherrlichen 'I'swt o'est moi, desjenigen hochmüthigen Wahlspruchs, der für immer aus der Geschichte Europas beseitigt ist und nur noch im Despotismus des Orients eine Stätte hat, war das vergötterte Vorbild des unglückseligen Bayerntonigs. In künftigen Zeiten wird man es kopfschüttelnd als ein Märchen ansehen, daß im 19. Jahrhundert, bald nach der Aufrichtung des neuen deutschen Reiches, es einen deutschen Fürsten geben konnte, der es über sich gewann, den ruchlosesten Verwüster Deutschlands zu seinem Idol zu machen, dem er nicht blos die Formen seiner Architektur, sondern sogar seine Devisen und Embleme nachahmte. Konnte es einen stärkeren Beweis der krankhaften

?2 Wilhelm Lübke in Karlsruhe.

Degeneration eines von Haus aus edlen und deutschgrsmnten Fürsten geben, als diese unheimliche Verblendung?

Fragen wir nach dem künstlerischen Werth der einzelnen Bauten, so wird an Originalität der Conception das Schloß Neuschwanstein bei Hohen-schwangau wohl den Preis davontragen. Hier ist im Geiste des hohen Mittel-alters eine Schöpfung entstanden, in welcher mit künstlerischer Genialität alle Motive der voll erblühten romanischen Kunst zu einer neuen glanzvollen Nlüthe entwickelt sind. Ter Vau enthält in freier malerischer Gruppierung alle Elemente einer Burg des Mittelalters, den Palas, die Kemnatc, den Bergfried u. s. w. in einer Großartigkeit der Anlage, wie das ganze deutsche Mittelalter uns kein Beispiel bietet. Am eisten könnte man an die Wart-burg erinnern; doch bleibt auch diese im Maßstab und im Umfang weit hinter dem hier Gewollten zurück. Schon die äußere Erscheinung mit ihrer freien malerischen Gruppierung der hoch auf kolossalen Subfructionen emporgethürmten Massen läßt eine nicht gewöhnliche künstlerische Kraft erkennen. Dieselbe steigert sich noch in der Ausbildung des Innern, die wiederum in dem großen Festsaaie, einer freien Nachschöpfung des Saales auf der Wartburg, ihren Gipfelpunkt erreicht. Alles ist, mit Ausnahme der frühgothischen Capelle, im romanischen Stile einheitlich und doch nicht in sklavischer Nachahmung durchgeführt; jene Glanzepoche des Mittelalters, die gerade in Deutschland ihre edelsten Nlüthen gezeitigt hat, ist in schöpferischer Weise hier neu belebt worden.

«Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein," wird man ausrufen, wenn man plötzlich zur Betrachtung des Linderhofs übergeht. Hier ist nach den eigensten Intentionen des königlichen Bauherrn ein kleines Lustschloß ent-standen, das in der ganzen Anlage, in Form und Gruppierung, und mehr noch in der üppigen Ausstattung der Räume an die Zeiten einer Pompadour erinnert, so daß man unwillkürlich fragt: „cm 68t 1a Isnims?" Denn der Sybaritismus des Ganzen scheint durchaus auf ein weichliches Genußleben zu deuten, keineswegs auf die hartnäckig festgehaltene Einsamkeit des königlichen Cölibatärs. Als Vorbilder für dies kleine Zauberschloß sind aber nicht etwa französische Werke, wie Klein- und Groß-Trianon, sondern die zahlreichen Lustschlösser deutscher Fürsten zu bezeichnen, welche das vorige Jahrhundert entstehen sah und an denen gerade Bayern überreich ist.

Wer kennt nicht Nymphenburg mit seiner köstlichen Amalienburg. Schleiß-heim, die entsprechenden Theile der Münchener Residenz, vor Allem das majestätische Schloß von Würzburg.

Dieser glänzende, zwischen dem Barocco und Rococo schwebende Stil hat weit mehr in Deutschland als in Frankreich seine höchste Ausbildung erhalten; war es doch die verschwenderische Prachtliebe und die eitle Ruhm-sucht der damaligen weltlichen und geistlichen Fürsten Deutschlands, die in diesem Stil ihren vollsten Ausdruck fand. — Mochte das nach den Greueln des dreißigjährigen Krieges ausgesogene Volt sich in unmenschlicher Frohn-

König Ludwig II. und die Kunst. 73  
arbeit erschöpfen und seinen Unterdrückern mit dem letzten Kreuzer und mit dem letzten Blutstropfen verpflichtet sein, wenn nur die rücksichtslose Ueppigkeit seiner irdischen Götter in Prahlerischem Wetteifer sich die glänzenden Schaubühnen für ihr ausschweifendes Leben herstellen konnte. Der künstlerische Glanz jener Leistungen, die vollendete technische Fertigkeit der Ausführung soll nicht geleugnet werden, aber ebenso wenig darf verschwiegen werden, welche frivole Existenzen in diesen Monumenten ihren Ausdruck gefunden haben. Dies ist der Stil, dies die künstlerische Richtung, welche im Linderhuf zur Erscheinung kommt. So hoch auch hier das Talent ist, welches sich dieser Formen bemächtigt hat und sich mit großer Gewandtheit in ihnen auszudrücken weiß, so kann man doch die Frage nicht umgehen, ob denn dies die Richtung ist, in welcher die Kunst unserer Zeit ihr Heil finden kann. Seltsame Gegensätze! Dieselbe Zeit, in welcher ein mächtiges Ringen auf die völlige Befreiung und Gleichstellung des vierten Standes gerichtet ist. in welcher mit der stürmischen Macht elementarer Gewalten die social-demokratische Revolution an die Pforten des heutigen Staates klopft und unsere morsche Gesellschaft zu zertrümmern droht, sucht plötzlich wieder in der Architektur und in den decorativen Künsten an jene letzten Ausdrucksformen anzuknüpfen, in welchen die alte Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts übermüthig ihr *aparté* der heraufziehenden Revolution ins Antlitz schleuderte. Wenn solche Richtung nur als die Monomanie eines Einzelnen, und obendrein eines auf seltsamen Abwegen der Phantasie einherirrenden Fürsten aufträte, so würden wir sie als eine Anomalie in dem gesunden Geistesleben unserer Zeit hinnehmen. Leider aber gewinnt es immer mehr den Anschein, als ob diese jüngste Bewegung mit der verheerenden Kraft einer Mode-Epidemie unsere ganze Kunst auf neue Abwege führen würde. Denn schon scheint es vorbei zu sein mit der Bewegung zur Renaissance, die vor anderthalb Decennien bei uns so verheißungsvoll anhub und uns eine neue nationale Kunst zu versprechen schien. Die Strömung zur deutschen Renaissance, die so glücklich mit der Wiederaufrichtung des Reichs zusammenfiel, war sicherlich eine der gesündesten Phasen unserer Entwicklung. Unter dem Einfluß der mächtig gehobenen nationalen Stimmung warf man sich mit Begeisterung auf die Kunst einer Zeit, in welcher ebenfalls eine große geistige Wiedergeburt der Nation sich vollzog. Keine andere Kunst wäre so sehr im Stande gewesen, bürgerliche Tüchtigkeit in geistiger und materieller Arbeit so klar und so lebensvoll zum Ausdruck zu bringen, wie die deutsche Renaissance. Klang in ihr doch zugleich der Ausdruck der Befreiung von kirchlichem Geisteszwang und die glühende Hingebung an die höchsten Ideale der Menschheit in der Wiederbelebung der Antike vernehmlich nach. Und auch das konnte für unsere deutsche Geistesart nur günstig erscheinen, daß schon unsere Vorväter im 16. Jahrhundert mit weitem offenem Sinn sich allen Erscheinungen der damaligen Kunst zugänglich erwiesen, und die Stile Italiens, Frankreichs und der Niederlande zu freier

H Wilhelm tübte in Karlsruhe.

Verwendung in ihren Formeucanon aufgenommen hatten. Sie waren nicht so engherzige Kirchthurmpoliriker in der Kunst, daß sie, wie man es heute öfter verlangt, den Begriff des Nationalen in die deutschen Grenzpfähle eingepfercht hätten. So wuchs aus all diesen Strömungen eine Knnft, die den Mangel an systematischer Strenge und Consequenz durch die nnerschöpfliche Fülle eines überströmend reichen Lebens aufwog und die unermeßliche Mannigfaltigkeit deutscher Eigenart auf's Glückichste spiegelte. Als man bei uns zu dieser Kunst zurückkehrte, durfte man eine Zeitlang hoffen, es werde in der Wiederbelebung derselben, in Verbindung mit einem gründlichen Studium der übrigen nationalen Stile jener Zeit, namentlich der italienischen Renaissance, sowie in einer tieferen Veselung durch das Studiuni der Antike, ja selbst im Hineinziehen gewisser constructiver Elemente der mittelalterlichen Kunst, ein wahrhaft nationaler Stil geschaffen werden, in welchem das reiche deutsche Geistesleben znm vollen Ausdruck käme.

Immer bedenklicher aber mehren sich die Zeichen, daß diese Hoffnung eine schwere Täuschung war. Statt jenes Stiles, in welchem wir den Ausdruck geistigen Ringens, redlicher Arbeit, bürgerlichen Behagens erkennen, soll uns neuerdings eine Kunstweise aufgedrungen werden, die, wie hoch auch ihr absolut künstlerisches Verdienst sein mag, das Gepräge schwelgerischer Ueppigkeit, frivolen Spieles mit dem Dnsein unauslöschlich an der Stirne trägt. Wir sind ja längst nicht mehr in der puristischen Einseitigkeit befangen, das Rococo mit Abscheu zu verwerfen; aber etwas anderes ist es doch, ob dieser Stil gerade als Ausdruck des Lebens unserer Zeit, der ernsten und schweren Kämpfe, in welchen wir stehen, aufzufassen sei. Jeder Unbefangene wird hier wohl mit einem entschiedenen Nein antworten. Noch schlimmer ist, daß in diesem ewigen kaleidoskopischen Wechsel der Formen, in dieser unruhigen Jagd nach Neuem, die Phantasie der Künstler und die Hand der ausführenden Wcrtleute niemals zu derjenigen Ruhe kommt, welche durchaus erforderlich ist, wenn etwas künstlerisch Gediegenes entstehen soll. Braucht es doch nicht erst gesagt zu werden, daß die Kraft aller großen Epochen der Vergangenheit auf der Einheit und Eonsequenz beruhte, mit welcher der jedesmalige Stil als der einzig mögliche und deutbare Ausdruck des gesammten Lebens der Zeit sich darbot. Diese gewaltige unerbittliche Notwendigkeit schnitt alle Willtür, alles Schwanken ab, gab den Schöpfungen das Gepräge einer unvergleichlichen Sicherheit, ja einer Naturnotwendigkeit. Wir Modernen dagegen irrlichteliren haltungslus in den Stilen aller Zeiten, sollen in allen zugleich zu Hause sein und sind daher in keinem wahrhaft und ganz zu Hause. Aus alledem geht Wohl überzeugend hervor, daß man Bauten wie den Liuderhof, so künstlerisch werthvoll sie sein mögen, doch für die Kunstentwicklung unserer Zeit nicht in Betracht zu ziehen vermag.

Bei dieser Schöpfung König Ludwigs II. kommt uoch hinzu, daß sie mit ihrem raffiurten Prunk und den Formen einer auf's äußerste gesteigerten Eivilisatiou der unberührten Grußartigkeit und Feierlichkeit der umgebenden

Natur einen Schlag in's Gesicht verseht. Wenn es die höchste künstlerische Aufgabe ist, das architektonische Werk gleichsam als feinste Vlütthe der umgebenden Natur sich entfalten zu lassen, so ist hier die schneidendste Dissonanz verwirklicht worden.

Ist das Schloß von Neu-Schwanstein eine großartige Conception, der Linderhof ein üppig reiches Prunkstück, so sollte Alles das an Ueberschwänglichkeit und Maßlosigkeit noch überboten werden durch den neuen Palast auf Hcrrenchiemsee. Es sind gerade zehn Jahre, daß ich einen mehrwöchentlichen Sommeraufenthalt auf dieser damals fo stillen unberührten Insel machte.

„Herrenwörth" unterschied sich immer durch seine huchpoetische Einsamkeit von der überfüllten kleinen Fraueninsel, welche Decnnien hindurch bekanntlich die beliebteste Sommerfrische der Münchener Maler war. Ein rastloses Treiben, ein unablässiges Kommen und Gehen bewegte sich unaufhörlich auf diesem Duodez-Eiland; unter jedem Busch saß ein malendes Mannlein oder Weiblcin, die ganze Insel roch nach Oelfarbe und widerhallte von Gelächter und Geplauder. Um so erquickender war die tiefe Stille auf der Herreninsel, und wenn ich in der Morgensruhe von meinem nächtlichen Lager aus das kleine Frauenwörth mit seinem Klösterlein nnd seiner uralten Kirche in klarer Spiegelung aus dem Wasser aufragen sah, so glaubte ich eine Fata Morgana mit ihrem träumerischen Zauber zu erblicken. Bekannt ist, daß die Herren«insel mit ihrem stattlichen Benedictiner-Kloster gleich so vielen anderen geistlichen Stiften zu Anfang unseres Jahrhunderts von der Säcularisation getroffen wurde. Um ein Spottgeld ging diese prachtvolle, drei Stunden im Umkreis haltende Insel mit ihrem wundervollen Wald nnd den ausgedehnten Gebäuden des Klosters sammt der Kirche in die Hände eines Münchener Brauereibesitzers über, der sofort die Kirche mit den alten Gräbern der Aebte profanirte und eine Brauerei darin anlegte. Aber der Himmel zürnte über dies Sacrilegium, es ruhte kein Gedeihen auf der Unternehmung, Hagelschlag und Mißwachs verfolgte» den Urheber dieser Gräuel. und so ging das Ganze bald in andere Hände über, bis zuletzt der lothringische Graf von Hunolftein das Besitzthum erwarb. Alljährlich im Herbste kam der Graf auf einige Zeit hierher, um mit seinen Gästen im Forste auf Edelwild zu pirschen. Aber nach dem deutsch-französischen Kriege, da ihm der Aufenthalt in Deutschland verleidet war, verkaufte er die Insel an eine Gesellschaft von Holzhändlern, welche in rücksichtslosester Weise den herrlichen Wald zu verwüsten angingen. In der Mitte des Eilandes hatten sie eine Strecke von etwa einer Viertelstunde Länge und halber Breite der gefräßigen Axt des Holzhauers zur Beute gegeben, vorsichtig die äußeren Partien späterer Verwüstung vor< behaltend, so daß von außen die Insel noch immer unberührt erschien. Die Verwüstungsstrccke aber machte den grauenhaften Eindruck einer barbarischen, ohne alle forstwirthschaftlichen Rücksichten vorgenommenen Zerstörung. Nicht blos die alten mächtigen Stämme, sondern auch der junge Nachwuchs war brutal niedergestreckt wurden uud mancher zarte Schößling, von den fallenden

76 Wilhelm lobte in Karlsruhe.

Niesen zerschmettert, streckte mit zerschellten Gliedern seine Leiche kläglich in die Luft. Auf den bayerischen Bahnstationen sah man aber überall die majestätischen Stämme in ganzen Haufen liegen, des Weitertransportes gewärtig. Tiefer zum Himmel schreiende Waldfrevel erregte damals die öffentliche Meinung zu einem Sturme des Unwillens, der, in der Allgemeinen Zeitung, wenn ich nicht irre, durch die Feder des trefflichen zu früh Heimgegangenen Karl Stieler seinen Ausdruck fand. Dieser Schmerzensschrei veranlasste König Ludwig II. zu dem hochherzigen Entschluß, die Insel anzukaufen, um sie ähnlichen Schicksalen zu entziehen; allein das Verhängniß wollte, daß er ihr eine andere Verunglimpfung zudachte durch den ungeheuerlichen Plan der Erbauung eines Palastes, welcher als Copie des Schlosses zu Versailles dieses Vorbild an Umfang noch überbieten sollte. Auch hier haben wir vor Allem wieder die schreiende Dissonanz zwischen dem Vau und seiner landschaftlichen Umgebung zu beklagen. Schlosser dieser Art, ausgeführt in der kolossalen Massenhaftigkeit dieser prunkvoll kalten Formen, ausgestattet mit dem raffiniertesten Luxus einer übertriebenen Civilisation, gehören nicht in die Umgebung einer solchen, von Menschenhand fast unberührten Gebirgsnatur. Hier sollte die zudringliche Prahlerei des armseligen Menschengeschlechts verstummen und der erhabenen Stimme der unentweiheten Gottesnatur das Wort lassen. Aber noch abgesehen von dieser Erwähnung, welchen Wrrth kann eine mit der ungeheuersten Verschwendung von Mitteln in Scene gesetzte Copie einer früheren Schöpfung für unsere Zeit haben, welche Bedeutung kann die Wiederholung eines von der Geschichte schon absoluirten Pensums beanspruchen? Die öffentlichen Blätter haben in ausführlichen Schilderungen der Herrlichkeiten dieses Palastes und seiner fabelhaft reichen Ausstattung gewetteifert. Man glaubt bei diesen Dingen nicht mehr in Europa zu sein, sondern das überschwängliche Werk eines asiatischen Despotismus vor Augen zu haben, dem es in seiner unbeschränkten Omnipotenz Vergnügen macht, jeder Laune zu frohnen, jede:» üppigen Gelüste die Lügen schießen zu lassen. Und während im Lindcrhof und im Schloß Neu-Schwanstein die Phantasie des Architekten innerhalb der einmal erwähnten Stilformen sich ziemlich frei ergehen konnte, war hier bei der strengsten Vorschrift der Nachahmung dem schöpferischen Genius die härteste Fessel angelegt. So entstand dieses Niescnwcrk als unheimlicher Ausdruck einer auf Irrwegen gerathenen Phantasie, die nur noch im Ungeheuerlichen sich zu genügen suchte. Ist es nicht ein erschütternder Beweis des Wahnsinns, einen so gigantischen Bau mit dem Aufgebot der kolossalsten Mittel in's Leben zu rufen, der nur dann einigen Sinn hätte, wenn man ihn als den Schauplatz eines glänzenden Fürstenhofes mit seinem pomphaften Ceremoniell und seinen rauschenden Festlichkeiten sich vorstellte. Nun deute man sich diese riesigen Räume, die nach einer Belebung durch einen zahlreichen glänzenden Hofstaat verlangen, einzig bevölkert durch die träumerische Gestalt dieses unglückseligen Königs in



König Ludwig II. und die Kunst,??  
der Mitte einer Handvoll Kammerdiener und Ehevauxlegers. Muß man nicht ausrufen: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!“ Und dabei ist immer wieder zu betonen, daß es des Königs eigenste Gedanken waren, die hier zur Ausführung gelangten. Bei einer Durchsicht der Bauacten, welche mir freundlichst gestattet wurde, war ich erstaunt, in den täglich, bis in die jüngste Zeit hinein, vom König erlassenen Weisungen und Befehlen das genaueste bis in die geringsten Einzelheiten" eindringende Verständnis anzutreffen. Der königliche Bauherr hatte alle diese Erlasse einem Kammerdiener dictirt und dann mit eigener Hand in peinlichster Sorgfalt durchcorrigirt. Mitten in der Umnachtung, welche diesen erlauchten Geist damals schon in so schmerzlicher Weise umflorte, bildete das Interesse an diesen Dingen einen lichten Punkt, in welchem zuletzt ganz allein noch die ursprünglich klare Geistesanlage sich offenbarte. Der König war in der That ein äußerst genauer Kenner der betreffenden Architekturfile und hatte namentlich das Schloß von Versailles, die Hauptschöpfung seines von ihm vergötterten Vorbildes, mit erstaunlicher Gründlichkeit studirt. Aber je genauer er dies kannte, um so lästiger mußte für feinen ausführenden Architekten die Fessel sein, die ihm dadurch auferlegt wurde, und so blieb nothwendiger Weise gerade bei diesem gewaltigsten seine: Bauwerte das Verdienst selbständiger Behandlung ein äußerst begrenztes. Die ausführenden Architekten des Königs waren zuerst der Oberhofbaudirector von Dollmann und dann der Hofbaurath Hofmann, der unter jenem schon längere Zeit in bedeutender Weise an den Entwürfen und deren Ausführung mitgewirkt hatte und in den letzten Jahren selbständig die Bauten des Königs leitete. Hofmann, ein Trieftiner von Geburt und in der Wiener Schule gebildet, war zuerst beim Bau des Schlosses Miramare betheiligt und folgte dann dem Kaiser Maximilian nach Mexiko, wo er den Auftrag erhielt, ein Schloß für den unglückseligen Fürsten zu erbauen, dessen Vollendung durch die entsetzliche Katastrophe von Queretaro unterbrochen wurde. Ein düsteres Verhängniß wollte, daß derselbe Architekt zum zweiten Male durch den gewaltsamen Tod seines fürstlichen Bauherrn in der Ausführung einer der größten Unternehmungen für immer gehemmt wurde. Ja, es waren schon zu einer neuen Schöpfung alle Vorbereitungen getroffen, die Plane in prachtvoller farbiger Ausführung entworfen, als die unheilvolle Katastrophe hereinbrach. Dies Mal galt es der Errichtung eines chinesischen Pavillons, in dessen Zeichnungen der Architekt wiederum bis in's kleinste des Studiuni jener Kunst des fernen Ostens mit großer Meisterschaft znr Geltung gebracht hatte. Auch hier erstreckte sich das Interesse des Königs so eingehend auf alle Einzelheiten, daß sogar die große Drachenfigur, welche auf dem Tisch Platz finden sollte, der allerhöchsten Kritik sich unterwerfen mußte. Ein ähnlich eindringendes Interesse für Architektur war nur noch bei König Friedrich Wilhelm IV. zu finden. Wer die Entwicklung der Baukunst unter

78 Wilhelm Lübke in Karlsruhe.

jenem geistreichen und unglücklichen Fürsten verfolgt hat, findet darin einen neuen Beweis von dem bedenklichen Einfluß, welchen fürstlicher Dilettantismus so oft auf die Entwicklung der Künste ausübt.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung um darzuthun, daß; die ungeheuren Summen, welche König Ludwig II. für seine Bauten ausgegeben hat, weit entfernt waren der lebenden Kunst irgend eine wahre Forderung zu bringen. Könnte darüber noch irgend ein Zweifel sein, so würde sein Verhältnis) zur Plastik und zur Malerei denselben völlig zerstreuen. Wohl ist gesagt worden, daß durch die reiche Ausstattung dieser Bauten dem Kunstgewerbe mannigfache Anregung geboten worden sei. Was sollen aber diese einzelnen, wenn auch noch so glänzenden Aufträge an Stuccatoren, Decoiationsmaler, Teppichsticker. Möbel-fabritantcn und dgl. bedeuten gegenüber der Vernachlässigung, unter welcher die eigentliche Kunst zn leiden hatte. König Ludwig II. hat kein einziges hervorragendes Werk der hohen Kunst, sei es der Plastik, sei es der Malerei, in's Leben gerufen. Tie Aufträge, welche er in dieser Hinsicht gab, sind theils lediglich decorativer Art, theils erstrecken sie sich sogar nur auf Eopien, wobei das sachliche Interesse das künstlerische verdrängte. Eine Förderung der bildenden Künste in höherem Sinne ist überhaupt nur bei persönlichem Verkehr mit den Künstlern denkbar. Nie Scheu vor allen persönlichen Berührungen ging aber bei dem unglücklichen Monarchen so weit, daß sogar seine Architekten niemals vor sein Angesicht gelassen wurden und daß er ihnen all seine Aufträge bis in die kleinsten Einzelheiten hinein schriftlich durch Tictat übermitteln ließ. Wenn man bei architektonischen Schöpfungen, wo alles sich um bestimmte Maße und festgestellte Formen dreht, den Weg schriftlicher Bestellung betreten kann, so ist derselbe bei Werken der Plastik und Malerei so gut wie ausgeschlossen. So eindringend das Verständnis; des Königs für Architektur war, so fern scheint ihm ein tieferes Interesse für Plastik und Malerei geblieben zu sein. Mit achtzehn Jahren auf den Thron gelangt, hatte er niemals Anlaß genommen, sich mit dem Studium von Kunstwerken zu befassen, wie es sein Großvater überall mit Begeisterung Pfl egte: nie hat man davon gehört, daß er die Künstler in ihren Werkstätten auf-gesucht und sich um ihr Arbeit gekümmert, daß er auch nur die Sammlungen in seiner eigenen Residenz, die Glyptothek und die beiden Pinakotheken, betrachtete hätte; niemals während seiner langen Regierungszeit hat er auch nur Reisen in seinem eigenen Lande gemacht, geschweige denn, daß er die Galerien und Kirchen im übrigen Teutschland oder gar in Italien gesehen hätte. Wie sollte er also ein tieferes Verhältnis; zur Kunst gewinnen? Und wieder drängt sich uns der schneidende Gegensatz zu den Schöpfungen König Ludwigs I. unabweislich auf. Erwägen wir die Fresken von Cornelius in Glyptothek, Ludwigskirche, Pinakothek, die Monumentalwerke von Heinrich Heß in der Basilika und in der Hostapclle, die Wandgemälde von Schnorr und seinen Gefährten in der Residenz, die griechischen uud italienischen Landschaften Nottmanns, die großartigen Glasmalereien in der Aucrkirche und so

König Ludwig II. und die Kunst. 79  
vieles Andere, welche eine Welt großer Entwürfe, gedankenreicher Compositionen, in denen sich die höchsten Ideen des klassischen Alterthums und der christlichen Epoche so unvergleichlich erheben, wenn auch nicht immer in vollendeter Formgebung, offenbaren! Hier ist eine Kunst, die trotz ihrer formalen Mängel uns auf die Höhen der Menschheit hebt, unsterbliche Gedankenkreise uns vorführt und die Seele vom Wüste der Alltäglichkeit befreit. Sie wirkt auf uns wie die reine Luft der Hochgebirge, wie der trystalltlare Quell, in welchem die Seele sich läutert und kräftigt.  
Was ist dagegen aus der Münchner Kunst geworden, seit keine großen monumentalen Aufgaben ihr mehr zu Theil wurden! Ich bin wahrlich weit entfernt, das Verdienst der jüngeren Schule, welche den Realismus und die Farbenwirkung auf ihre Fahne geschrieben hat, schmälern zu wollen. Gewiß ist auch diese Richtung vollkommen berechtigt, und wir verdanken ihr eine Reihe tüchtiger Meister, an deren Schöpfungen alle Klaffen unseres Volkes ihre herzliche Freude haben. Aber schon zeigt sich in dieser Strömung eine Verflachung und eine Neigung zu Banalem, ja sogar zu Niedrigem, welche namentlich der Malerei zum Verhängnis; werden muß. Dieser Einseitigkeit ist nur dadurch zu steuern, daß der Kunst wiederum große ideale Aufgaben gestellt werden. Nur an solchen vermag sie Ernst und Tiefe des Gedankens, stilvolle Größe der Form, edlen Rhythmus der Composition zu erringen.  
Unter König Ludwig II. ist nicht bloß von höchster Stelle, sondern auch von Seite des Staates die große Kunst völlig vernachlässigt worden. Wer die bayerischen Verhältnisse einigermaßen kennt, der wird weit entfernt fein, daraus der Regierung einen Vorwurf machen zu wollen. Das Ministerium Lutz hat seit vielen Jahren, wie Jedermann weiß, gegen eine geringe ultramontane Kllmmermajorität die Regierung führen müssen und hat in diesem Kampfe einen Muth und eine hohe patriotische Einsicht bewährt, welche ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in den Annalen der bayerischen Geschichte verbürgen. Vollends aber als das furchtbare Verhängniß hereinbrach und sich der Negierung eine Aufgabe entgegendrängte, wie sie so schwierig und verantwortungsvoll wohl noch niemals einem Ministerium aufgebürdet wurde, hat diese Negierung dieselbe mit fester Hand, aber auch mit aller durch die Verhältnisse gebotenen Pietät, trotz der Wuthausbrüche fanatischer Gegner, durchgeführt. Das Ministerium Lutz hat in diesem langen Kampfe gegen eine sich patriotisch nennende Partei in wahrhaft patriotischem Sinne Bayern vor dem Unheil einer ultramontanen Regierung behütet und ihm seinen Ehrenplatz in der deutschen Culturentwicklung gewahrt. Wie schwierig dies oft gewesen ist, weiß Jeder, der die dortigen parlamentarischen Kämpfe verfolgt hat. Aber unter all diesen Stürmen auch noch im hohen Sinne auf die Förderung der Kunst zu wirken, war ihm verwehrt, da jede Forderung von der Kammer-Majorität verweigert wurde. So ist es denn gekommen, daß so gut wie gar kein monumentales Werk der Malerei oder Skulptur vom Staate bestellt wurde, daß die Mittel zur Förderung der Kunst eine lächerlich verschwindende Noth und Tld, XXXIX., 15, 6

80 Wilhelm I. in Karlsruhe,  
Summe im Budget ausmachen, daß für Entwicklung der Kunstsammlungen fast gar nichts oder doch nur ein Minimum zu gewinnen war, daß die Sorge für die Inventarisierung und Erhaltung der alten Denkmäler nirgends so vernachlässigt wurde, wie in Bayern, ja daß sogar bis auf den heutigen Tag an der Münchener Universität, einer der ersten Deutschlands, eine ordentliche Professur für Kunstgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit fehlt, während eine solche doch längst nicht bloß in Berlin, Wien und Leipzig, sondern fast an allen kleineren Universitäten Deutschlands und Oesterreichs besteht. Alle diese Uebelstände haben mitgewirkt, die officiële Pflege der Kunst in Bayern auf ein bedenklich tiefes Niveau herabzudrücken und den Rang Münchens als erste deutsche Kunststadt ernstlich in Frage zu stellen. Denn wenn die dortige Malerschule bisher durch günstige Umstände, durch die Vorzüge von Land und Volk, vor allen Dingen durch vorzügliche Lehrkräfte, den zu früh verstorbenen Piloty an der Spitze, eine kräftige Blüthe entfaltet hat und sich bis jetzt stets durch einen frischen Nachwuchs von Talenten vor allen anderen Schulen auszeichnete, so ist doch nicht zu leugnen, daß die großartigen Anstrengungen, welche die preußische Regierung seit Jahren für die Pflege der Kunst macht, indem sie derselben eine Fülle monumentaler Aufgaben bietet und mit Unterstützung der Volksvertretung große Summen für die Bereicherung der Sammlungen, für die Inventarisierung der alten Denkmäler, für die freie Entfaltung der Kunstwissenschaft aufwendet, Berlin immer mehr zu einem Centrum der deutschen Kunst zu machen geeignet sind.  
Es ist also die höchste Zeit für München, daß dieser edelste aller Wettkämpfe es gewaffnet finde, damit das, was König Ludwig I. in so unvergleichlich großem Sinne angebahnt hat, sich nicht im Sande der Alltäglichkeit verlaufe. Von dem erleuchteten Sinne des Prinz-Regenten darf man mit Sicherheit erwarten, daß er diese Gefahr erkenne und ihr durch energische Maßregeln zu begegnen wisse. Dem Ministerium Lutz steht aber ein neuer Ruhmestitel in Aussicht, wenn es ihm gelingt, seinen übrigen Verdiensten um das bayerische Land auch noch dasjenige einer höheren Kunstförderung hinzuzufügen.

öommertage in Wien und Umgebung.  
von  
Paul Lindau.  
— Veilin. —

u'n geht zurück! Die herrliche Stadt an der blauen Donau, die in einem wahren Paradiese liegt, hat sich von dem in seiner Sandwüste rastlos strebenden, ernsthaft arbeitenden Veilin überkugeln lassen, und in der einst so lustigen Stadt von Lanner und Strauß läßt man jetzt die Köpfe hangen. Die politischen und wirthschaftlichen Mißstände haben Alles verdorben. Der Böhme führt das große Wort, und der Deutsche muß sich ducken; und aus ist's mit der alten Herrlichkeit!" Wie oft haben wir während der letzten Jahre derartige Klagen und Beschwerden hören und lesen müssen, so oft, daß Einem schier die Lust, nach Wien zu gehen, verleidet werden konnte!

Wir Berliner vernahmen diese Trübsalbläsereien mit getheilten Empfindungen. Wenn es uns einerseits angenehm kitzelte, daß unserer Hauptstadt, mit der wir durch tausend Fäden fest verknüpft sind, die wir lieb haben und auf die wir stolz sind, sogar von den Wienern selbst in vielfachen Beziehungen der Vorrang zugestanden wurde vor jener alten Kaiserstadt, mit der noch vor zwanzig Jahren auch nur der Versuch eines ernstlichen Wettbewerbs von den Berlinern selbst verlacht worden wäre, so erfüllte es uns doch mit einem wahrhaft traurigen Gefühle, daß das heitere lebenswerthe Wien so viel von seinem Reiz eingebüßt haben sollte. Wir empfanden diese Schädigung wie eine Schädigung der allgemeinen deutschen Sache. Denn wie verständig nnd richtig die Grenzen des Deutschen Neichs politisch auch gezogen sein mochten, zu keiner Zeit war es uns in den Sinn gekommen, Wien

82 Paul lindau in Verlin, —  
anders als eine deutsche Stadt zu betrachten. Wenn wir von Wiener Dichtern und Künstlern sprachen, so hatte diese Bezeichnung für uns niemals eine andere Bedeutung, als eben die der zufälligen Geburts- oder Wirkungsstätte. Wir sprachen davon, gerade wie wir von Berliner, Münchener oder Stuttgarter Künstlern sprachen. Die deutsche Nationalität, die deutsche Zugehörigkeit wurde nimmermehr auch nur in Frage gestellt. Gerade deshalb hat es auch zu temer Zeit ein politisches Bündnis; gegeben, das so durch und durch volkstümlich, ja, man darf beinahe sagen: ein so gebotener Ausfluß der Naturnotwendigkeit gewesen wäre, wie das deutsch-österreichische. Das deutsche Oefterreich gehört eben mit Allem, was das Beste hienieden ist, mit seinem Denken und Empfinden, mit seiner Sprache und dem edelsten Ausdrücke seiner vornehmsten Regungen: mit seiner Dichtung und seiner Kunst in Tönen und Farben von jeher zu demselben Deutschland, zu dem wir gehören. Und ebenso unzweifelhaft, wie Berlin als die Hauptstadt des deutschen Nordens betrachtet wurde, galt auch Wien, trotz der politischen Loslösung Österreichs vom Deutschen Reiche, als die Hauptstadt des deutschen Südens. Wien und Berlin, Berlin und Wien wurden allezeit zusammen genannt, wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß bei dieser Zusammenstellung immer eine gewisse Gegensätzlichkeit unausgesprochen mitwirkte, — aber zum Glück schon seit langen Jahren keine gehässige mehr. Daß die beiden großen Hauptansammlungspunkte der deutschen Bildung sehr tiefeinschneidende Verschiedenheiten darbieten, ist ganz natürlich. Beide haben sich aus grundverschiedenen Keimen heraus unter grundverschiedenen Bedingungen entwickelt, und es ist kein Wunder, daß in unserm unfreundlichen Klima, in dem farbentalten Norden, auf sandigem Boden, der Kartoffeln und Rüben zeitigt, durch die zielbewußte Thattraft und den weise berechnenden Sinn der Fürsten, durch die unermüdliche Ausdauer und den ehernen Fleiß der Bevölkerung in rasend kurzer Frist eine andere Stadt entstanden ist, als das südlichere, au der Pforte des Ostens in lachender sonniger Landschaft an einem mächtigen Strome gelegene wcingesegnete Wien, dessen Gebäude der Stephansthurm, dieser steinerne Zeuge höchster Gesittung, schon zu einer Zeit überragte, als von dem erbärmlichen Neste an den Ufern der träge fließenden Spree noch kein Mensch sprach. Der starten Verschiedenheiten dieser beiden Städte haben wir uns nur zu freuen. Verlin besitzt Vorzüge, die Wien versagt sind, und umgekehrt sind Wien reizvolle und schöne Eigentümlichkeiten zu eigen, auf die Verlin leider verzichten muß. Die beiden Städte ergänzen sich in der glücklichsten Weise, und die Summirung ihrer guten Eigenschaften wie auch ihrer Mängel bietet das richtigste und erschöpfendste Bild des deutschen Wesens. Mag immerhin der Vergleich von Kopf und Herz abgedroschen sein, er ist darum nicht weniger zutreffend; und wegen dieser organischen Zusammengehörigkeit der beiden konnte auch der eine Theil nicht empfindlich geschädigt werden, ohne daß der andere darunter zu leiden gehabt hätte; und in weiterer Folge

2ommertllge in Wien und Umgebung. 83  
empfanden wir aus demselben Grunde nicht eine thörichte Schadenfreude darüber, daß wir Wien zu überflügeln im Begriffe ständen, wir waren frei von renommistischer Uebershebung, und wahre Schwermuth bemächtigte sich unser, als wir vernahmen, daß die Sonne Wiens bedenklich umwölkt und deren früherer Glanz nahezu erloschen sei.  
Mich hatten die Hiobsposten von der Donau so ernsthaft verstimmt, daß ich schon entschlossen war, meinen Sommerplan, wieder einmal längere Zeit in dem mir so lieb gewordenen Oesterreich und besonders in der Nähe von Wien zuzubringen, aufzugeben. Als ich aber auf dem Wege von Böhmen nach Gastein an einem hellen Sommertage Wien durchfahren mußte, die wunderschöne Stadt mit ihren monumentalen Gebäuden einziger Art, das fröhliche Leben und Treiben auf der Straße wiedersah und die von Sang und Frohsinn ganz erfüllte Wiener Luft wieder einathmete, da stand mein Entschluß fest: es bleibt dabei, ich versuche es doch noch einmal, mit lebensfrohen Menschen heiter und guter Dinge zu sein und bei einem Trunk des wohl-schmeckenden goldigen Weines, bei einem Walzer von Strauß und dem Gedudel der Volkssänger den von langer und anstrengender Winterarbeit abge-spannten Geist wieder aufzufrischen und die steifgewordenen Glieder wieder gelenkig zu machen. Ich versuche es, und es wird mir hoffentlich gelingen!  
Mein erster Aufenthalt in Wien wahrte zwar nur wenige Stunden, aber sie genügten vollkommen, um meine Sehnsucht nach einer gründlichen Erneuerung der alten Freundschaft zu einer stürmischen zu machen. Ich durchschlendeite den Ring und konnte mich nicht sattsehen an der wahrhaft nieder-drückenden Großartigkeit der öffentlichen Prachtgebäude, die in den letzten zehn Jahren dn entstanden sind, eines immer gebieterischer und vornehmer, oder anmuthiger und liebenswürdiger als das andere. Vor Allem fesselte mich natürlich der herrliche Bau des neuen Burgtheaters, das unzweifelhaft eines der schönsten Schauspielhäuser, vielleicht das schönste der Welt werden wird. Ter geniale Erbauer, Freiherr von Hasenauer, hat in seinem meisterhaften Werke den Gedanken veranschaulichen wolle», daß die Kunst nicht bloß dem Weihevollen, Strengen und der Erhebung anzustreben, daß sie vielmehr auch auf den Weg des ernsten Lebens Rosen zu streuen und uns in den Sorgen und Kämpfen des Daseins zu erfrischen, zu erfreuen und zu trösten habe. Es ist also nicht der ehrfurchtgebietende griechische Tempel der Musen, den er errichtet hat; in seinem Bau verschwisteru sich Großartigkeit und Anmuth, Vornehmheit und Frohsinn in reizvollster Weise. Man betritt diese Stätte nicht wie Poseidons Fichtenhain mit frommem Schauder, sondern vielmehr mit einem Gefühle aufathmender Lust. Und wie glücklich sind die Schwierigkeiten überwunden, die die technischen Notwendigkeiten der Bühne mit sich bringen, — gebieterische Forderungen, die der Bauherr erfüllen muß. Wie geschickt ist die Häßlichkeit des dem Laien unverständlichen Schnürbodens im äußeren Aufbau vermieden! Wie wächst er organisch aus der Gliederung

H saul tindau in Vcilin.  
des Ganzen auf! Und dieser herrliche Schmuck der Fayaden mit den Büsten  
der Dichter, mit den allegorischen Friesen!  
Als ich mir das neue Bnrgtheater ansah, waren soeben drei große Bild-  
werke von Victor Tilgner in den Fensternischen des Erdgeschosses auf-  
gestellt worden, während das vierte in einer Bretterhütte der Aufstellung noch  
entgegensah. Es sind typische Bühnengestalten derjenigen Länder, die in der  
dramatischen Dichtung die unbestrittene Führung haben: Teutschlands, Frank-  
reichs, Englands und Spaniens. Da die Meisterwerte unserer Klassiker schon  
anderweitig im Burgtheater durch bildnerischen Nusschmuck dargestellt worden  
sind, so ist hier der Hanswurst gewählt worden mit Pritsche und Schellen-  
kappe, dem Tilgner eine ganz köstliche Gestalt gegeben hat. Der lustige  
Bursche, der ein Auge Pfiffig zugekniffen hat, steht in übermüthigfter Stellung  
da und weiß sehr Wohl, daß seine von der steifleinenen Zopfhaftigkeit feier-  
lich beschlossene Verbannung von der deutschen Bühne seine Unsterblichkeit  
nicht verhindern wird. — Die von verhangnißvoller sündhafter Liebe ver-  
zehrte Phädra, die sich den Tod giebt, vertritt die Tragödie Frankreichs.  
Ueber diese Wahl ließe sich streiten, denn es ist mir zweifelhaft, ob die  
Nachwelt gerade Racine als den typischen französischen Dramatiker ansieht.  
Ich glaube, daß diese Ehre vielmehr Möllere zufällt, und daß der Tartüffe  
von allen französischen Bühnengestalten Wohl die universalste und Volks«  
thümlichste ist. Dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß für Eng-  
land Shakespeares Falstaff gewählt werden mußte, und diese Gestalt ist  
Meister Tilgner auch vor Allem gelungen. Man kann den fröhlichen Sauf-  
cumpan und behäbigen Großsprecher in seiner überwältigenden Komik nicht  
glücklicher und packender darstellen, als es Tilgner gethan hat. Alles lebt  
und lacht und genießt in diesem feisten Gesellen. Spanien mag dem Ent-  
werfer des Ausschmuckes und dem ausführenden Künstler einiges Kopfzerbrechen  
verursacht haben. Die lebensvollste Gestalt der spanischen Dichtung, die die  
ganze Welt erobert hat, ist und bleibt der hagere Ritter von Salamanca.  
Aber Don Quixote ist eine Schöpfung der epischen Dichtung und durfte  
an dieser der dramatischen Kunst geweihten Stätte keinen Raum finden.  
Calderons Richter von Zalamea ist zwar in den letzten Jahren bei uns zu  
den wohlverdienten Ehren gekommen, aber er hat doch nicht jene allgemeine  
Voltsthümlichkeit, die ihn zu dem Amte, das für ihn an dieser Stelle aus-  
ersehen ist, völlig befähigte. Und so hat man sich denn dafür entscheiden  
müssen, eine Gestalt der spanischen dramatischen Dichtung zu wählen, die  
allerdings so populär ist wie keine andere, den Ton Juan, der indessen seinen  
Weltruhm doch Wohl weniger seinem eigentlichen Urheber, dem Spanier Tirso de  
Molina, als vielmehr dem französischen Bearbeiter Moliöre und vor Allem dem  
deutschen Tondichter Mozart verdankt. Tilgner hat den Don Juan in dem  
Augenblick dargestellt, als dieser die Statue des Commandcurs auf dem Kirch-  
hof zu Gast ladet. Ebenfalls ein ausgezeichnetes Werk von edler und er-  
greifender Wirkung.



Zommcrtage in Wien und Umgebung. 85

Nur im Fluge konnte ich mir diese Werke ansehen, die ich, da sie von einem Freunde herrührten, mit besonderer Aufmerksamkeit musterte, und nach viel zu kurzer Zeit mußte ich vom neuen Burgtheater scheiden, von dem ich eben nichts Anderes mitnehmen konnte, als den Gesamteindruck der Schönheit, der Goßartigkeit und des Liebreizes. Denn vor dem Bretterverschläge wartete der Fiaker, der mich nach einer Rundfahrt durch die Stadt dem Westbahnhof zuführen sollte.

Es war an einem Sonntag, ein frischer sonniger Nachmittag.

Auf den Straßen wogte eine bunte fröhliche Menge. Die Kaffeehäuser nnd Wirtschaften waren stark beseht, die Pferdebahnen überfüllt. Ein allgemeines Ausiuthen nach den vor den Thoren Wiens herrlich gelegenen Dörfern und Flecken im Walde und im Gebirge. All die Sonntagscms-flügler waren in der glücklichsten Stimmung, und so sah ich sie auch in den Vororten, die unser Zug berührte. Alle^Vcrgnügngsgärten waren zum Erdrücken voll, und überall erklangen die entzückenden Weisen der Wiener Tänze und Gesänge. Auf dem Rasen im Schatten der Baume hatten sich die Pärchen gelagert und begrüßten den vorübergehenden Zug mit Tücherschwenten und Hurillhrufen. Kleine Jungen hatten sich die Hosen aufgestreift und durchwateten den klaren Bach, vielleicht um Forellen zu fangen, wenn es dort überhaupt Forellen giebt. Das seichte krystallhelle Wasser, in dem jeder Kiesel des Grundes deutlich zu sehen war, spricht wenigstens nicht dagegen. Andere kleine Jungen hatten sich völlig entkleidet und unternahmen unter der Leitung der älteren Brüder ihre ersten Schwimmversuche. Junge Männer aus der Stadt mit hellen Iaquets, auffallenden Cravatten, bunten Blümchen im Knopfloch, mit nach vom gekämmten, in der Mitte gescheitelten und an der Stirn gerade abgeschnittenen Haaren in der Sonnenthal'schcn Frisur, hatten ihren Arm um die Hüften von reizend jungen frischblühenden Mädchen gelegt, die in ihren kleidsamen hellen Sommerkleidern entzückend aussahen. So schlenderten die Pärchen und sangen und wiegten sich im Tacte, und Alles war Frische, Jugend, Leben, Heiterkeit. Dazu die wundervolle Umgebung, die gebirgige vollsaftig grüne Landschaft mit den gesunden Bäumen und den freundlichen Häuschen. Ich lächelte mit den Glücklichen, aber es beschlich mich doch auch eine gewisse Wehmuth, und unwillkürlich gedachte ich der Klage Heinrich Heines um die „verschwundene blöde süße Ingendeselei".

Aber Eines stand nun, wie gesagt, für mich fest: sobald ich mit Gastein fertig bin, kehre ich hierher zurück und bleibe da so lange wie möglich. Und das habe ich gethan und habe es nicht zu bedauern gehabt. Einen langen vollen genußreichen Monat habe ich in Wien und dessen nächster Umgebung zugebracht und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um dem specifischen Wienerthum, das mir von jeher überaus sympathisch gewesen ist, so nahe wie möglich zu treten. Es ist mir diesmal nicht sehr schwer geworden, denn gleich am ersten Tage nach meiner Rückkehr von Gastein wurde mir von Victor Tilgner in dessen reizender Villa zn Perchtoldsdorf — oder Petersdorf.

86 j?aul liidau in Verlin.

wie die Wiener der Bequemlichkeit halber sagen — anläßlich eines Familienfestes die Frende bereitet, mich an diesem echten Wienerthum in seinen ganz der schiedentartigen, aber gleichermaßen charakteristischen und typischen Vertretern von Herzen zu erfreuen. Wenn ich hier vorgreifend bemerke, daß Johann Strauß mit seiner schwarzäugigen jungen Frau und Girardi zu Tilgners Gästen zählten, daß Girardi das Fiaterlied und die Sologesänge aus dem „ligeunerbliron" vortrug, daß der berühmte Volkssänger Guschlbauer den „Alten Drahrer" sang und die Schrammeln ihre Walzer und Märsche aufspielten, wenn ich hinzufüge, daß ich an einen« anderen Tage ebenfalls in der Tilgner'schen Villa die Gebrüder Alfred und Heinrich Grünfeld Strauß-fchc Walzer habe spielen und Oskar Hofmann Wiener Couplets habe vortragen hören, so wird man mir zugestehen, daß für die Eigenart Wiens beredtere Zeugen nicht auftreten konnten.

Lauter Musikanten, das ist richtig, aber das ist auch schon charakteristisch!

Alle Hauptstädter sind eingebildet, die Pariser mehr als alle anderen.

Sie marschiren bekanntlich an der so allgemein beliebten „Spitze der Civilisation" und besitzen das Monopol des schlagfertigen Dialoges und des feinen Geistes, sie find auch die Unüberwindlichen auf dem Schlachtfelde, die Tapseren und Schneidigen ohne Gleichen. Die Berliner sind etwas bescheidener, sie beanspruchen weniger Geist, sie sind zufrieden, wenn man ihnen ihre Ansprüche auf die Herrschaft im bleiche des Witzes nicht verkümmert und ihnen nebenbei zugesteht, daß sie sehr gescheidt und fleißig find und dem allgemeinen Fortschritt die erheblichsten Dienste erweisen. Daß sie nebenbei die besten Soldaten der Welt stellen, versteht sich auch bei ihnen von selbst.

Ungleich genügsamer sind die Wiener. In Bezug auf ihre Soldaten, die „Edelknaben", wie sie sie nennen, „die von Nr. 4", die Deutschmeister, sind sie natürlich ebenso anspruchsvoll wie die Pariser und die Berliner, aber sonst geizen sie weniger nach den Lorbeeren weltbestimmenden Geistes und des sprühenden Witzes, sie begehren die Alleinherrschaft nur in der Gemüthlichkeit. Das ist doch sicherlich das Harmloseste und Liebenswertigste! Die Wiener lieben ihre Stadt abgottisch, und für tausenderlei Dinge besitzt nach ihrer Auffassung Wien ein unanfechtbares Monopol. Aber diese tausenderlei Dinge sind sammt und sonders argloser Art. So wie man in Wien singt, sagen sie, singt man nirgends in der Welt; so wie man in Wien tanzt, tanzt man nirgends in der Welt; Wien hat die schönsten Frauen und Mädchen, das reinste Wasser, den süffigsten Wein, die reizendste Umgebung, die besten Fiater, das liebenswürdigste Volk. Das ist gewiß viel, sehr viel, aber eigentlich im Dasein des Menschen und der großen menschlichen Gemeinsamkeit noch immerhin ziemlich bescheiden. Und es laßt sich gar nicht leugnen: es stimmt wirklich im Großen und Ganzen! Wien besitzt thatsächlich die Vorzüge, deren sich seine Kinder in der vollen Erkenntniß ihrer Schätze so gern mit stolzem Munde rühmen; und wer wollte es ihnen verargen, daß sie sich darüber freuen?

Zommertage in Wien und Umgebung. 8?

Ja, die Wiener Frauen und Mädchen sind wunderhübsch, und wenn ich die Damen meiner näheren und weiteren Bekanntschaft ausnehme, kenne ich überhaupt keine hübscheren. Sie besitzen dieselbe Grazie wie die Pariserinnen, ohne deren kränkelnde Dünnschichtigkeit, sie strotzen vielmehr von Gesundheit und Lebensfrische. Sie haben reizende Hände und Füße, schönes üppiges Haar, hellleuchtende fröhliche Augen, wundervolle frische Farben. Ihre Haltung ist ungezwungen und anmuthig, und sie verstehen sich vortrefflich auf die Toilette, die gerade zu ihrem Wesen paßt. Ihre Tracht ist mitunter vielleicht etwas auffällig, aber unter allen Umständen kleidsam, und die Sachen sind unzweifelhaft ungleich besser gemacht als bei uns. Das mag auch an den Figuren liegen. Aber selbst die Mädchen aus dem Volle, die doch gewiß nicht bei theuren Schneidern arbeiten lassen, sehen in ihren einfachen Sommerkleidern, die die runde Hüfte bequem umspannen und die reizvolle Früh-üppigkeit der Gestalt unter den günstigsten Bedingungen ermthen lassen, besser und fescher aus, als viele junge Damen und Mädchen anderer Städte, über deren Schneiderrechnungen die Gatten und Väter sich die Haare zerrauen. Und auch die Wiener Gemüthlichkeit ist kein leerer Wahn. Die Wiener und Wienerinnen verstehen Spaß und lieben ihn. In ihrer Unterhaltung herrscht eine liebenswürdige Ungezwungenheit, die bei ihrer aufrichtigen Harmlosigkeit der Auffassung eine größere Freiheit der Bewegung gestattet als anderswo und Niemand verletzt. Auch äußerliche Bedingungen begünstigen dies. Die Wiener besitzen fast durchweg ein sehr klangvolles wohl lautendes Organ, und der Wiener Dialekt klingt aus ihrem Munde überaus anheimelnd und freundlich. Dazu kommt noch, daß dieser Dialekt von einem unerschöpflichen Reichthum in seinen Stammworten und Neubildungen ist. Keine Großstadt besitzt eine so vielseitige, eigentümliche, wohlgegliederte und festgefaltete Voltssprache wie Wien, und während unsere norddeutschen Dialekte den Süddeutschen und Oesterreichern hart und spröde klingen, lautet das Wienerische im Ohre des Norddeutschen wohlklingend und behaglich. Gewisse Wörter des Wiener Volksmundes werden allerdings bis zur Ermattung abgehetzt, namentlich also auch die Eigenschaftswörter, die das besondere Wiener Wesen bezeichnen, wie „ferm“ und „fesch“, „harb“ und „resch“. Dazu kommen noch, wie mir scheint, erst in neuerer Zeit entstandene Wörter wie die folgenden, die man, wenn man nur einen Abend in einem Volksgarten zubringt, zum Mindesten ein Dutzend Mal zu hören bekommt, wie: eine „Würzen“, wofür die Berliner den Ausdruck „Potsdamer“ haben, ein Wort zur Bezeichnung jener gutmüthigen Personen, die sich namentlich zur Ausbeutung durch das zarte Geschlecht eignen; „Drahrer“, der seßhafte Kneipbruder, der immer zuletzt aus der Schenke geht, im Zusammenhang mit „aufdrahn“, etwas draufgehen lassen; „Bahöll“, ungefähr dem Berliner „Radau“ entsprechend, die gesteigerte .Hetz“ u. s. w. Ganz besonders angenehm wirkt auf jeden Fremden der gemüthliche Ton in den untern Volkstlassen. Es giebt keinen Janhagel in Wien. Während

88 Paul lindau in Verlin.

in andern Großstädten der anständige Rock nur zu häufig als eine Herausforderung zu allerhand widerwärtigen Spaß und Rohheiten betrachtet wird, ist er in Wien eine Schutzwehr gegen alle Ungehörigkeiten. Es geht in den Vergnügungsstätten, in denen sich die den untersten Ständen Angehörigen zusammenfinden, gerade so lustig und übermüthig her wie überall, aber ungleich gemessener und anständiger. Niemals oder doch nur in den allerseltensten Fällen kommt es zu jenen häßlichen Ausschreitungen, die anderswo bei derartigen Anlässen nahezu die Regel bilden. Deshalb vermischen sich diese Elemente auch viel zwangloser mit denen des Mittelftandes und der besten Gesellschaft, als in andern Städten. Alle sind gleichmäßig vergnügt und Alle gleichmäßig bestrebt, den Andern das Vergnügen nicht zu verderben und innerhalb der Schranken der Gemüthlichkeit zu bleiben. Wir werden darauf noch zurückkommen, wenn wir von den Vereinigungen beim „Heurigen“ sprechen werden.

Der bei weitem wichtigste Factor des gemüthlichen Wienerthums ist aber die Wiener Musik mit ihrem unbestrittenen Meister Johann Strauß an der Spitze, dem sich Franz von Suppé und Millöcker anreihen. In Johann Strauß hat die Wiener Musik ihren vornehmsten und echten künstlerischen Ausdruck gefunden. Aber auch in ungefügigerer Form, in der ohne viel Besinnen frisch aus der Kehle geträllerten Lieben der Volkssänger besitzt diese Musik einen ganz eigenthümlich fesselnden Zauber. Sie hat etwas einfach Herzliches, das Einen warm macht und ergreift. Es ist ein natürlich wahres Aufjubeln der Lebensfreude, und mit diesem Frohlocken verschwimmt sich ganz eigenartig eine gewisse Wehmuth und Schwermuth, die den Hörer wunderbar erfassen; gerade wie ja auch im Jauchzen der Lust immer ein schmerzlicher Laut mitzittert.

Wenn Johann Strauß als die bedeutendste schöpferische Kraft des musikalischen Wienerthums hingestellt werden muß, so ist als bedeutendster der ausübenden Künstler wohl unbedingt Alfred Grünfeld zu nennen, dem sein Bruder, der Eellist Heinrich Grünfeld, gleich beizugesellen wäre, obgleich Heinrich seit seiner langen Reihe von Jahren in Berlin lebt und sich nur gelegentlich mit seinem in Wien lebenden Bruder Alfred zu einem musikalischen Duo des liebreizendsten und bezauberndsten Wienerthums zusammenfindet. Alfred Grünfeld ist bekanntlich einer der tüchtigsten jetzt lebenden Pianisten, ein ernsthafter hervorragender Künstler, der durch seine ungewöhnliche musikalische Begabung, die Tiefe seiner Auffassung, seine vollendete Technik, die Wärme seines Tons und die sammtne Weichheit seines Anschlags seine Zuhörer in Nord und Süd, in Ost und West zur Bewunderung hinreißt. Aber nicht um diesen haben wir uns hier zu kümmern, wir sprechen hier von dem Wiener Musiker Alfred Grünfeld, der sich im Kreise guter Freunde, mit der Cigarre im Munde, an den Flügel setzt und Strauß'sche Walzer, Wiener Volkslieder und Marsche vom Heurigen so spielt, wie sie außer ihm kein Mensch spielen kann. Das ist eine Schneidig-

3«mmei<age in Wien und Umgebung. N)  
feit des Rhythmus, eine Lieblichkeit der Harmonie sondergleichen. Man glaubt ein Orchester außerlesenster Art zu hören. Das ganze lustige Wienerthum kichert uns schelmisch und lacht übermüthig aus den Saiten entgegen, die Alfred Grünfeld meistert. Und wenn dann gar noch Heinrich aus der Ecke des Salons sein Cello hervorholt und die kosenden und verlangenden Melodien der Strauß'schen Walzer mitspielt, dann ist es, wie man in Wien sagt, schon „das Höchste“, dann begreift man den köstlichen Ausruf des Wiener Volts, der den ganzen Frohsinn dieser glücklichen Menschenkinder widerspiegelt: „I verkauf' mein G'wand, i bin im Himmel!"  
Die hervorragenden Leistungen des Wiener Männergesangsvereins, der, wenn man von der Wiener Musik spricht, nicht unerwähnt bleiben darf, sind weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus als mustergültig bekannt. Alle Welt weiß, daß dieser von Kremser vorzüglich geleitete Verein sowohl durch die auserlesenen schönen Stimmen seiner zahlreichen Mitglieder, wie durch die Feinheit der musikalischen Schulung alle seine Nebenbuhler weit und breit überflügelt. Die Vorträge des Wiener Männergesangsvereins zeichnen sich durch den besten Geschmack, durch untadelige Sauberkeit und eine geradezu vollkommene Technik aus. Ich kann mir nicht denken, daß der Vielgesang eine höhere Stufe erklimmen kann. Na verletzt keine aufdringliche Schreierei beim Forte und kein süßliches Winseln beim Piano, Alles ist gesund und tüchtig in weiser Abgemessenheit.  
Aus diesem großen Verein hat sich ein Soloquartett abgelöst, das nach dessen Leiter das Udel'sche genannt wird und in der Pflege des Humoristischen seine Besonderheit sucht. Das Udel'sche Quartett besitzt ein reichhaltiges Repertoire von scherzhaften Gesangsnummern, unter denen namentlich eine börsenmäßige Anpreisung der Theißblöße als besonders gelungene zu nennen ist. Es erfreut sich einer großen Beliebtheit, die sich bei allen Vorträgen des Wiener Männergesangsvereins in stürmischer Weise äußert. Ohne die trefflichen gesanglichen Leistungen der „Udel-Udel-Udel“, wie sie von den Hörern jubelnd begrüßt werden, irgendwie herabzusetzen, darf ich mit dem Geständnis doch nicht zurückhalten, daß meine norddeutsche Schwerfälligkeit daran schuld sein mag, wenn ich für Männerquartettscherze im Allgemeinen kein richtiges Verständniß besitze, und daß mir das Verständnis; dafür auch durch das Udel'sche Quartett nicht ausgegangen ist. Ich werde bei diesen humoristischen Vierstimmigkeiten den Eindruck des Gemachten, des Herausgeklügelten und verstimmend Absichtlichen niemals los, und ich sage mit dem guten König Heinrich:  
„,1'kim« mienx in» mi«, »u Bu«,  
Der derbe ungekünstelte unmittelbare Humor der Voltssänger packt mich ganz anders.  
Ich hatte Gelegenheit, den Wiener Männergesangsverein in einer erst vor

9» f>aul lindau in Verl«».

Kurzem eröffneten, in großartigen Verhältnissen geplanten Vergnügungsstätte zu hören, die den einstweilen noch keineswegs berechtigten Namen „Dreher-Parl" führt. Man sagte mir allerdings, daß der eigentliche Park noch gar nicht eröffnet, und daß der jetzt dem Publikum zugängliche Theil nur als der Vorplatz des wirklichen Parts anzusehen sei. Dann bin ich beruhigt. Denn noch mit mehr Grund, als über die Berliner Biergärten, die meistens nichts Anderes als einfache Höfe sind, und deren Gartenanlagen im günstigen Falle in einigen verkrüppelten Bäumen, gewöhnlich aber nur in armseligen Topfpflanzen und elenden Schlinggewächsen bestehen, deren natürliche Jämmerlichkeit durch die Lüge der auf die Wände gemalten Wald- und Gebirgs-Pracht nur noch trauriger erscheint, würde man über diesen eigentümlichen „Part" spötteln dürfen: einen mächtigen fandigcn, mit Tischen und Stühlen besetzten sonnigen Platz, an dessen äußerstem Ende einige Bäume den Besucher grausam fühlen lassen, was er in diesem Park vor Allem zu entbehren hat: nämlich die Bäume. Aber der Abend war erträglich kühl geworden, und der ungeheure Raum überfüllt. Es waren gewiß vier- bis fünftausend Menschen, die da an den ungezählten Tischen Platz genommen hatten, zu Nacht speisten und das kühle Drehcr'sche Bier tränkten, das uns in Österreich besser mundet als in unserm nordischen Klima. Und diese ungeheure Menschenmenge lauschte andächtig und mit aufrichtiger und mitthcilsamer Freude den ausgezeichneten gesanglichen Leistungen. Alle waren kreuzfidel, in rosigster Stimmung, ja wahrhaft begeistert. Es war ein Bild großstädtischen Lebens, so heiter, so schön, wie man es sich nicht vollkommener denken tann. Wo war da der Modergeruch, den angeblich das arme Wien ausströmen soll? Das war Frische und Gesundheit in der lebenswürdigsten Gestalt . . .

Der Abgott der Wiener ist seit einigen Jahren Alexander Girardi, Sänger und Schauspieler am Theater an der Wie». Girardi ist in der That der geschmackvollste und lebenswürdigster Vertreter deö echten Wicnerthums, as jetzt, wie mir scheint, mit besonderem Eifer von allen Kreisen der Wiener Gesellschaft gehätschelt und gepflegt wird. Es macht beinahe den Eindruck, als ob die Wiener eine gewisse Angst hätten, daß ihre lebenswürdige Eigenart mit den Jahren ihnen abhanden komme» könne, daß die neue Zeit, die die prachtvollen neuen Straßen mit den großartigen Monumentalbauten und in vielen Beziehungen ganz neue Bedingungen des großstädtischen Daseins geschaffen hat, auch mit dem eigenartigen Wienerthum rauh und roh auf-räumen werde. Und da die Wiener den Anspruch darauf, die alleinige deutsche Großstadt zu sein, selbst haben fallen lassen und, wenn auch nicht ohne eine gewisse Wehmuth, so doch ohne Neid, zugeben, daß die Kaiscrstadt Berlin mitgenannt werden darf, und daß das alte Liedchen: „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien" wirtlich etwas veraltet ist, so haben sie das sehr begreifliche Bestreben, dem neuen Wien den lebenswürdigen freundlichen Charakter des alten zu erhalten; und so erklärt es sich, daß auch

3ommertage in wie» »nd Umgebung. 9!  
die höchsten Kreise mit diesem specifischen Wienerthum stark liebäugeln, daß die G'ftanzeln und anmuthigen Dudeleien der Volksmusikanten, die Fiaker und Alles, was als Wienerische Besonderheit anzuführen ist, bei den hohen Herren und Damen der Aristokratie in ganz besonderem Ansehen stehen. Girardi ist nun ein echtes Wiener Kind von heiterster Laune, von gemüthlicher Wärme, eine vollsaftige Natur, die sich in anspruchslosester und einfachster Weise giebt. Sein Aeüßeres ist ansprechend und freundlich, seine dunklen leuchtenden Augen bekunden, daß er grundgescheidt ist. Er ist ungewungen und jugendlich in seinem Auftreten und in seinen Bewegungen, mit einem Wort: eine durchaus sympathische Erscheinung. Er besitzt das angenehme vollklingende Organ seiner Heimat, und auch seine Singstimme ist, ohne bedeutend zu sein, von anheimelndem Wohlhlaute. Selbst der nasale Nebenklang in der Höhe beeinträchtigt deren freundliche Wirkung in keiner Weise: er weiß sogar aus diesem Mangel einen Vorzug zu machen und diese Nasaltöne schalkhaft humoristisch zu färben. Das haben ihm denn auch seine zahllosen Nachahmer ablauschen wollen. Das Näseln dieser Nachäffer ist aber ebenso widerwärtig, wie diese gepreßten Töne bei Girardi ansprechend und heiter wirken, Girardi ist, wenigstens in Wien, die eigentliche Seele der Operette. Bei jeder neuen Operette fragt man zuerst danach: Hat Girardi gute Couplets, einen hinreißenden Walzer? Man spricht zuerst von Girardi und dann von allen Andern. Das hat mit dem bekannten Couplet in der „luugfrau von Belleville":  
Das würde tränke» die.  
Die rwn der Infant'rie.  
Uns von der Ccwnll'rie  
Geniret su was nie,  
begonnen, vielleicht auch schon früher, das hat sich im „Lustigen Krieg" fortgespielt — so wie Girardi hat Niemand vor ihm und nach ihm den unvergleichlichen Naturwalzcr gesungen —, das hat sich in „Gasparone" bestätigt — sein Bericht über den Streifzug gegen den vermeintlichen Räuber und fein Walzer: „Er soll Dein Herr sein, wie stolz' das klingt!" waren in der That in ihrer Weise klassische Leistungen — und vor Allem hat er als Szupan im „Zigeunerbaron" wahrhafte Stürme der Begeisterung entfesselt. In Dien selbst fällt der Erfolg des „Zigeunerbarun" mit dem Erfolge GirardiZ beinahe zufammen, und für Wien wäre der „Zigeunerbaron" ohne Girardi nicht denkbar. Es ist aber auch geradezu köstlich, wie er die verschiedenen dankbaren Nummern der reizenden Partitur, das Auftrittslied: „Das Schreiben und das Lesen ist nie mein Fall gewesen", das scherzhafte Sittencouplet und vor Allem den Feldzugsbericht vorträgt, — mit wunderbarer Feinheit der Abschattirung, zugleich aber auch mit einer so vollkommenen Zurückhaltung und bescheidenen Einfachheit, daß man es kaum begreifen kann, wie er mit den harmlosen Mitteln, die er anwendet, eine so tiefe und mächtige Wirkung erzielen kann. In dieser Schlichtheit, in dieser warmen Natürlichkeit,

die alles Prahlerische und Aufdringliche verschmäh't, liegt der eigenthümliche Reiz des Girardi'schen Talents. Mit einem leichten Lächeln, einem kaum merklichen Augenaufschlag, einem leisen Zucken der Achsel, dem sanft angedeuteten Wiegen des Oberkörpers im Tacte des Walzers erzielt er eine tiefere Wirkung, als Andere mit Aufgebot aller mehr oder minder glücklichen sogenannten „Nuancen“, und vor allen Dingen eine viel nachhaltigere. Man hat, während man Girardi hört, das beständige Gefühl ungetrübten Wohlbehagens, und es spricht für die Feinfühligkeit des Wiener Geschmacks, daß ein so schlichter und maßvoller Künstler es zu einer so allgemeinen volksthümlichen Beliebtheit hat bringen können. Alles, was Girardi giebt, giebt er in zarten Strichen und in Andeutungen, und wenn sich in der Beschränkung wirklich der Meister zeigt, so sehe ich keinen Grund, Girardi diesen Ehrentitel vorzuenthalten.

Seine neueste Glanznummer ist das „Fiakerlied“, das in allen Volksgärten, von allen möglichen mehr oder minder fragwürdigen Capellen und allen Leierkasten jetzt in einer kaum noch erträglichen Weise abgehetzt wird. Girardi singt dies Lied allerdings in ganz entzückender Weise, und man begreift es, daß es trotz seiner ziemlich gewöhnlichen Melodie und seines nicht eben erschütternden Textes durch ihn zu der allgemeinsten Verbreitung und Beliebtheit gelangt ist und sich zeitweilig in die unberechtigte Nachbarschaft mit den Meisterweisen von Johann Strauß vorgedrängt hat. Man glaubt es eben Girardi, wenn er singt:

„Mei Zwölz is, i bin halt an echt's Weauotind,  
A Fiaw, wie' man »et n'le Tag' find'!,  
Mei Nluat is so liisli und leicht wie da Wind,  
I bin halt an echt'K Weanakind!“

Das Lied verherrlicht, wie schon der Titel sagt, einen der beliebtesten Wiener Typen, den Fiaker, auf den die Wiener in kindlich rührender Weise stolz sind. In die Anerkennung der unzweifelhaften Fiakereigenschaften von Seiten der Fremden mischt sich freilich auch eine gewisse Kritik über die Unsicherheit, in der sich der Fremde in Bezug auf den zu zahlenden Fahrpreis beständig befindet. So lange sich der Fialer innerhalb des Gewöhnlichen bewegt, innerhalb der „Linie“, wie man in Wien sagt, weiß man ungefähr, was man zu zahlen hat, und unter diesen Bedingungen des Gewöhnlichen sind die Fiater eigentlich sogar billig, zumal wenn man deren in der That großartige Leistungen in Betracht zieht. Nun will es aber die eigenthümliche Beschaffenheit der Stadt, daß namentlich im Sommer die Benutzung des Fiaters für das Gewöhnliche zur Ausnahme und für das Ungewöhnliche zur Regel wird. Die hübschen Locale, in denen es so heiter und lustig zugeht, liegen außerhalb der Linie, die Freunde, die man besuchen will, haben sich in die kühleren und schattigeren Vororte geflüchtet, und sobald man zu diesen größeren Ausflügen einen Fiaker benutzt, werden dessen Forderungen allerdings bisweilen recht phantastisch. Ich habe mich indessen mit diesen braven



Sommcrtage in Wien und Umgebung. 9^  
Leuten fast immer gut auseinandergesetzt, obwohl auch ich, wenn ich mich in Vereinbarung mit ihnen einließ, immer in einer gewissen Spannung war, ob sie fünf Gulden oder fünfzehn Gulden fordern würden. Ich glaube, es ist die Schuld der Fremden, wenn sie an den Fiakern herumnörgeln; sie begehen eben den Fehler, das öffentliche Fuhrwerk in Wien nach demselben Maßstabe zu bemessen, den sie in ihrer Heimat anlegen. Aber die Wiener Fiaker lassen sich in der Thai in keiner Weise mit einem Lohnfuhrwert, wie es uns zur Verfügung steht, oder gar mit einer unserer gewöhnlichen „Droschken erster Klasse“ vergleichen. Wir haben Wagen von zweifelhafter Beschaffenheit, abgetriebene Gaule von mehr als zweifelhafter Leistungsfähigkeit, Miethskutscher in abgeschabter Uniform, die gewöhnlich nicht fahren können und die Pferde lieblos behandeln, mit einem Wort: gar trübselige Werkzeuge der Fortbewegung. Ter Wiener Fiaker ist gewöhnlich ein wohlgestellter Mann, mit einer gewissen harmlosen Eitelkeit sauber gekleidet, mit dem kleinen modischen Hütchen auf dem Kopfe, dem ko lett geschlungenen bunten Halstuch, dem kleidsamen laquet; er ist der Fuhrherr, der Besitzer des Wagens, auf den er stolz ist und den er wie ein Schmuckkästchen sauber hält, der Besitzer der vortrefflich gepflegten, willigen und flinken kleinen Pferde, die er mit lärtlichkeit behandelt, an denen er den ganzen Tag herumpuht, die in blinkenden und blitzenden Geschirren vorgespannt sind und wie der Satan laufen, wenn er mit der Zunge schnalzt.

„A Peitsche, — n! dös giM's net!“

Ter Fiater vereinigt mithin alle guten ^Eigenschaften des herrschaftlichen Fuhrwerts. Man fährt in einem gutgebauten, fauber gehaltenen, leichten Wagen so schnell und so bequem wie in der besten Equipage, und auf dem Bock sitzt ein gemächlicher Mann, der meisterhaft tutschirt. Wenn man für dieses wahrhafte Vergnügen nun wirklich einen etwas hohen Preis zahlt, so meine ich, hat man nicht die Berechtigung, darüber zu Nagen; und ich wiederhole, daß für gewöhnliche Leistungen der Wiener Fiaker nicht nur nicht theurrr, sondern unter Umständen sogar billiger ist, als die traurige Berliner Troschke.

Nach dieser Einschaltung kehre ich nun wieder zu den Musikanten zurück. Die gefeiertsten in den Volksgärten sind jetzt die „Schrammeln“. Ihre früheren Nebenbuhler, die vortrefflichen Walzerspieler auf dem Clavier, Gebrüder Hainer, „Harnerbuben“ genannt, sind jetzt von der Bildfläche verschwunden. „Die Schrammeln“ spielen bei den allgemeinen Volksbelustigungen unter den bescheidensten Bedingungen der herumziehenden Musikanten.- Sie sitzen an ihrem hölzernen Tisch und beschweren die Noten mit Trinkgläsern oder Steinen, damit diese vom Wind nicht weggefedt werden; sie gehen nach längeren Pausen mit den» Teller herum einsammeln; kurzum sie sind echte Volksmusitanten. Aber man darf sich durch diese äußerste Einfachheit in den Bedingungen ihres Auftretens nicht täuschen lassen, sie sind nebenbei vollkommene Künstler.

9^ Paul lindau in Verl,«,  
Die kleine Kapelle besteht aus vier Mitgliedern. Die Gebrüder Johann und Josef Schrammel, die diesem Instrumentalquartett den Namen gegeben haben, spielen Geige, und zwar spielt abwechselnd bald Johann, bald Josef die erste und zweite Geige. Ter dritte im Bunde, Georg Diinzer, bläst alle möglichen Instrumente. Clarinette, Posthorn u. f. w., und der Vierte, Anton Strohmeyer, der die Begleitung spielt, ist ein Meister auf der sogenannten Contra guitarre, einem Saiteninstrument von dreizehn Saiten, mit den chromatischen Tönen in der Contraoctave und der gewöhnlichen Saitenbespannung der Guitarre. Jeder Einzelne dieser Vier ist ein wahrer Künstler, und auch bei den „Schrammeln" ist die Sauberkeit, die Anspruchslosigkeit und die allem aufdringlichen Virtuositenthum und allem Schnörtelwesen abgewandte Schlichtheit des Vortrags das Entscheidende. Sie spielen einfach, gemiithlich, wahrhaft musikalisch, ohne alle SpaÙe und Effecthascherei, und daß so schlichte ernste Musiker auch bei dem niederen Volke so allgemein beliebt werden tonnte», ist als ein neuer Beweis für den gesunden und richtigen Geschmack des Wiener Publikums in musikalischen Dingen zu bezeichnen.

Die Schrammeln sind nicht nur als ausübende Künstler hervorragend, sie sind auch als schöpferische mit Auszeichnung zu nennen. Einige der allerliebenswürdigsten und ansprechendsten Wiener Melodien rühren von ihnen her, so der entzückende Walzer: „Wien bleibt Wien", der leider nicht im Druck erschienen ist, von Johann Schrammel, und der nicht minder reizvolle Walzer „Vindovona du einzige Stadt" von Josef Schrammel; dazu kommen noch eine große Anzahl allgemein bekannter und beliebter Marsche. Und sie haben noch ein anderes Verdienst. Die Schrammeln, die einer Familie von alten Wiener Musikern angehören, haben einen köstlichen Schatz alter Wiener Volkslieder und Tänze, die sie in der Kindheit von ihren Eltern gehört, aufbewahrt und sorgen durch ihren Vortrag dafür, daß diese gemüthlichen G'stanzeln und Landler auch unserm Geschlechte nicht verloren gehen. Es würde der Mühe verlohnen, daß diese Voltsmelodien ihren berufenen Musiker fänden, der sie, wie Brahms die ungarischen Tänze, der Allgemeinheit übermittelte und dauernd erhielt. Und die Schrammeln selbst wären wohl die Berufensten dazu, denn alle ihre Tänze sind für ihr Quartett mit dem äußersten Gcschmacke eingerichtet. Man kann sich nichts Behaglicheres denken als einen echten Wiener Walzer von den Schrammeln gespielt und von Anton Strohmeyer in schärfstem packendem Rhythmus begleitet. Ihren höchsten Triumph feiern die Schrammeln beim „Heurigen" und besonders an den Sommerfreitagen in Nußdorf. Da sitzen sie in dem Primitivsten aller Voltsgärten am schlechtbehauenen Holztisch auf der hölzernen Bank, und rings um sie, dicht zusammengepfertcht, die Hunderte, die dem wohlschmeckenden angenehmen jungen Wein zusprechen und kein anderes Bedürfnis; fühlen, als ein echtes Wiener Lied oder einen echten Wiener Tanz zu hören und mit Frohen froh zu sein. Da kommt die ganze volle echte

warme Liebensloürdigkeit des Wiener Volkslebens znm unverfälschtesten Aus-  
druck. Es herrscht eine Heiterkeit, eine Harmlosigkeit und Lust sondergleichen.  
Sobald aber die Schiammeln einsetzen, verstummt der Uebermuth, es tritt  
andächtige Stille ein, und jauchzendes Gejohle und stürmisches Händeklatschen  
folgen jedem ihrer meisterlichen Vorträge. Freilich liegt ans den Tischen kein  
sauberes Leineuzeug, es ist gänzlicher Mangel an elektrischer Beleuchtung und  
nahezu gänzlicher Mangel an Bedienung. Glücklich, wer einen Eckplatz auf  
einer der harten Holzbänke erobert oder gar einen Holzstuhl erwischt und sich  
an einen der Tische herandrängen kanu, auf den ein dürftiges Windlicht, das  
durch eine große Glasglocke geschützt ist, seinen matten Schimmer wirft. Und  
wenn der Kellner, au den von allen Seiten dringliche Anforderungen heran-  
treten, gar zu lange auf sich warten läßt, so geht man eben selbst zum  
Schanktisch, läßt den großen Krug mit dem gelben jungen Wein füllen und  
sucht durch List oder Gewalt einiger Gläser habhaft zu werden. Wer nicht  
gar zu ungeduldig ist, erobert schließlich doch auch noch ein warmes Schnitzel,  
nnd wenn der Kellner das Besteck vergessen hat, so findet man am Neben-  
tisch ein paar freundliche Leute, die ihre eben benutzten Messer uud Gabel  
dem Hungrigen artigerwcise zur Verfügung stellen. Wem aber die Zeit zu  
lang wird, der lann seinen Hunger bei dem herumziehenden Wnrst- nnd  
Käsehändler, dem Salamutschi — ich weiß nicht, ob er sich so oder „Sala-  
mucci" schreibt — stillen, der von einer großen Wurst mit scharfen« Messer  
zarte Scheiben ablöst, sie vor den Augen des Käufers wägt nnd das bestellte  
Quantum auf einem sauberen Blatt Fließpapier, das später als Serviette  
benutzt wird, ans den Tisch legt. Ter Nrodjunge, der das Vrod verkauft,  
drängt sich schon allein heran. Es kommen auch unaufgefordert Verkäufer  
von anderen Herrlichkeiten, die ihre Waaren feilbieten nnd die obenein noch  
den Spielteufel zum Bundesgenossen haben. Und mit den riesigen Kipfeln  
und den Sträußen von Tbst, die man gewinnen oder auch kaufen kann, läßt  
sich bei dem guten Heurigen schou auskommen.

Tie ganze Gesellschaft, die da vereinigt ist, ist in rosigster Stimmung,  
und Jeder fühlt das Bedürfnis;, für das Vergnügen des Anderen zu sorgen.  
Ta melden sich aus der Reihe der Gäste unaufgefordert musitalisch Veranlagte  
und setze» sich mit brennender Virginiacigarre oder Eigarrette vor den  
Schrammcln hin und singen Duette mit köstlichen Stimmen, heitere reizende  
Lieder, und die Schrammcln begleiten, uud alle Welt jauchzt Beifall.  
Wer find die Sänger? fragt der Fremde, nnd der Einheimische giebt  
die überraschende Antwort- Ter Fiaker so und so und der Fiaker so und so.  
Ta nimmt ein hübscher, schlankgewachsener, fescher junger Mann mit  
einem runden Hütchen auf dem ^hr, mit edelgeschnittenem Profil nnd mit  
langem blonden Schnurrbart neben den Schramme!» Platz nnd pfeift,  
wählend der Bläser unter den Schrammcln sein Instrument ruhen läßt und  
die Geiger mit dem Guitarreuspielcr discret begleiten, den köstlichen Walzer  
von Johann Strauß „Frühungsstimmen" mit gerade;» meisterlicher  
Noid lind Tilb. XXXIX, 115, ^

96 pa, 'l tlüda« in Verl!»,  
Virtuosität, mit einer Fülle und einem Wohllaut des Tones, wie man ihn bei dem gemeiniglich unterschätzten Pfeifen in der Thai sehr selten findet. Tas ist der Baron Zchan! Ter Baron Jean? Ein Baron? Vielleicht. Eigentlich ist er Fiaker, aber er wird der Baron-3chan genannt, weil er so vornehm aussieht und sein Bater vielleicht dem freiherrlichen Stande angehört. Andere der musicirenden (Aaste führen freilich einen weniger wohlklingenden Spitznamen, so heißt einer der tüchtigsten das „Mistuiehchl". und der lebenswürdige Mann hört auf diesen Namen und nimmt es durchaus nickt übel, wenn man ihn so ruft. Er gehört ebenfalls der ausgewählten Iuuf der Fiaker an. Alle bctheiligeu fich eben an der allgemeinen Freude. Wer nicht singen und nicht pfeifen kann, der kann vielleicht den Klang eines Instrumentes nachahmen, eines Waldhorns oder einer Elarinette, und er giebt sein Bestes zum Besten. Es kommt aber auch vor, das; ein ernster Künstler von hervorragender Bedeutung wie Heinrich Grünfeld sich von Johann Schrammel die Geige reichen läßt, sie wie ein Eello auf das Knie stützt und unter Begleitung der Anderen und allgemeinem stürmischem Applame einen Strauß'schen Walzer spielt, oder daß ein sehr begabter Tilettant. wie Theodor Jänner, mitten im musikalischen Burtrage der Schrammeln einem der Geiger das Instrument abnimmt und das melodische Trio, für das er ganz besonder-? schwärmt, selbst spielt, um alsdann die Geige dem rechtmäßigen Besitzer wieder auszuhändigen. Alles das vollzieht sich in der natürlichsten, heitersten, lustigsten Weise. Keine Nuhheit bildet einen häßliche» Mißklang in dieser erfreulichen Harmonie. Es herrscht eine Ungezwungenheit im Berkehr von Tisch zu Tisch, die ganz reizend ist. Es giebt keine fremden Leute, Alle scheinen sich zu kennen und sich gern zu habe». Wer das Wiener Voll kennen lernen und liebgewinnen will, der muß es eben beim „Heurigen" sehen. Und so, lieiter im Gennß, kindlich froh, rührend anspruchslos und gesellig zeigt es sich überall. Auch in den bescheidenen Vulkscuucerten werden die Gäste von den Künstlern zur Unterstützung und Mitwirkung herangezogen. Tie Hanptnnmmcrn bilden gewöhnlich die Ehorlieder, in welchen der Rundreim von der gesammten Gesellschaft unter Leitung des Nünsller-s mitgesungen wird. Es werden aber auch förmliche Gesellschaftsspiele veranstaltet, und Jedermann giebt sich willig dazu her, die ihm übertragene Nolle zur Belustigung der Anderen auszufüllen. Wie unglaublich genügsam und wie verständnißvoll das österreichische Pnblitnm ist, das habe ich während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes iu dem freundlichen Baden an der Tüdbahn oft zu beobachten die Gelegenheit gehabt. Eine der hauptsächlichen Bergnügungen der Sommerfrischler in Baden ist die sogenannte Arena, ein bescheiden ausgestattetes Tummertheater iu bescheidenen Verhältnissen unter freiem Himmel. Tort giebt die Schauspielergesellschaft des städtischen Tirectors, des sehr vielseitigen und tüchtigen Münsters Herrn Schreiber, die gewöhnlich einige ganz gu!e und mehrere wenigstens erträgliche Künstler zählt, ihre V^rst.'luiMN. Schöne alte Bäui. e

— Sommer tage in iDioil un) Umgebung, 9^  
schließen den Hintergrund der Bühne ab, und es genirt keinen Mensche», daß die grünen Zweige in die limmerdecorationen hineinzuragen scheinen. Das Theater hat wie die antiken Arenen gar keine Bedachung, weder für die Vühne, noch für die Zuschauer. Es giebt daher auch kein Theater in der Welt, das von der Witterung so abhängig Ware, wie die Vadener Arena. Wenn das Wetter unzweifelhaft gut oder unzweifelhaft schlecht ist, so ist die Sache einfach: bei gutem Wetter findet eben die Vorstellung unter den günstigsten Bedingungen in der Arena statt, bei schlechtem Wetter in dcni geschlossenen Stadttheater. Tie Sache verwickelt sich aber, sobald das Wetter veränderlich ist, wenn es entweder im Laufe des Tages geregnet hat oder iu den Nachmittagsstunden zu regnen droht, oder endlich, wenn es während der Vorstellung zu regnen anfängt. Ta hat fich nun folgende Vereinbarung herausgebildet. Kann der erste Aufzug wegen der Ungunst der Witterung nicht zu Ende gespielt werden, so wird das Geld an der Kasse zurückgegeben oder die gelüsten Nillets behalten ihre Gültigkeit für eine der nächsten ge- wöhnlichen Vorstellungen. Ist der Vorhang aber nach Schluß des ersten Actes gefallen, fo giebt der Tirector, wie man es ihm auch thatsächlich nicht verdenken tan», nichts mehr heraus, dann tritt eine längere Pause ein — die Vorstellungen in der Arena beginnen nm halb sechs Nachmittags, die im Stadttheater erst um sieben — und etwa nm die achte Stunde wird dann der zweite Act im Stadttheater weiter gespielt. Künstler nnd Publikum siedeln dahin über. Tie Theaterbesucher werden da untergebracht so gnt es eben gehen mag. Ohne Murren bethciligen sich allesammt au diesem Umzüge. Aber noch schöner ist es, wenn während der Vorstellung ein Regenschauer kommt, von dem man hosten darf, daß er bald vorübergeht. Tann werden einfach zunächst vom gestimmten Publikum die Schirme aufgespannt, uud von den ebenfalls offenen Logen ans hat man einen köstlichen Blick auf eine schwarz- seideuüberspannte Masse, auf all die geöffneten Regenfchirme, unter denen die Besucher des Parquets uud des Parterre Schuh suchen. Tie Künstler ans der Bühne ignorireu eine Weile das herabfallende Naß: wird es aber zu arg, so nehmen auch sie ganz gemüthlich den Schirm. Und wenn auch die Handlung in einem geschlossenen Zimmer spielt, sie treten mit aufgespanntem Schirm auf und singen unter dem Schirm. Einzig übel daran sind die Mit- glieder des Orchesters, auf die selbst und auf deren Instrumente der Regen unbarmherzig herabrieselt. Wird der Regen zu arg, so ertönt das Glocken- signal, und der Vorhang wird geschlossen. Ter Regisseur verkündet eine Pause von einer Viertelstunde oder einer halben Stunde, je nachdem, und alsdann wird der Versuch, die Vorstellung wieder aufzunehmen, auf's Neue gemacht. Alle diese mannigfachen Störungen werden auf daS Verständniß- vollste und Liebenswürdigste ertragen, kein Laut der Beschwerde läßt sich vernehmen, keinerlei Ulk wird getrieben, Alles vollzieht sich in der denkbar harmlosesten und freundwilligsten Weise. Wenn aber auch die Witterung keine bösen Streiche spielt, so ist selbst

98 staul lindaii in Vel'liü.

unter den günstigsten Bedingungen die Wiener Arena ein Theater, das an seine Besucher die stärksten Anforderungen einer freundlichen Auffassung und starken Mitwirkung der Phantasie stellt. Die ersten Acte spielen immer bei Heller Sonnenbeleuchtung, während des letzten Aufzugs muß aber, wenigsten? im Monat August, schon das Gas angezündet werden. Da nun die Costüme hauptsächlich für die Vorstellungen im Stadttheater berechnet sind, die immer bei Gasbeleuchtung stattfinden, so sind auch die dazu verwandten Farben für die künstliche Beleuchtung gewählt, und diese wirken beim Sonnenlichte bisweilen recht abscheulich. Aber das ist dem Publikum ganz einerlei. Ebenso sehen die geschminkten Künstler bei dem Verrätherischen hellen Lichte der Sonne sehr merkwürdig aus. Das Personal ist naturgemäß ein sehr kleines, und gleichwohl werden die großen tomischen Operetten, die bekanntlich einen Massenaufwand von Personen erfordern, aufgeführt. Kein Mensch im Publikum nimmt daran Anstoß, wenn ein Kriegsheer von sechs Personen erscheint und eine Königin mit dem stattlichen Gefolge von zwei Hofdamen auftritt, in denen der Stammgast auch ohne Opernglas die erste tragische Heldin und die erste sentimentale Liebhaberin erkennt. Alle Mann an Bord! heißt es hier eben. Es ist in Bezug auf die äußere Ausstattung keinerlei Versuch gemacht, die Decoratiouen zu der Umrahmung durch die natürliche Umgebung hinüberzuleiten. Geradlinig schneiden die Hinterwand und Seiten-Wände ab; und über einen perspectivisch dürftig gemalten Baum im Hintergründe von etwa drei Fuß Hohe steigt ein ultramarinblau gestrichener Himmel flach auf, der auf einmal in einem mit dem Lineal gezogenen wagerechten Strich aufhurt, und darüber »eigen sich die wirtlichen Zweige der prachtvollen alten Bäume im Hintergrunde, und der unendlich hohe Himmel wölbt sich über das Ganze. Alles das ist so einfach und kindlich, so unglaublich naiv, wie man es sich nur denken kann. Es sieht zunächst aus, wie der reine Jahrmarktstrüdel. Die Leistungen des Orchesters und der ausübenden Künstler aber stehen doch auf dem Niveau eines guten mittleren Theaters, das berechnigte Ansprüche auf ernsthaftere künstlerische Würdigung erheben darf. Und so werden die Leistungen von dem lebenswürdigen Publikum auch aufgefaßt: und das ganze Brimborium des unwillkürlich lächerlichen äußern Gewandes nimmt es mit lebenswürdigstem Verständniß ohne Murren hin. Noch lächerlicher sieht die Geschichte aus, wenn die Scene im geschlossenen Raum spielt, wenn uns die Decoration eines Zimmers aufgestellt wird, deren Plafond der glänzende Sommerhimmel bildet.

Und nun die verschiedenen Tageszeiten uud Wittrungsverhältnisse der Dichtung im Widerspruche mit der Wirklichkeit! Die Dichter der Texte schreiben Vor, daß es duntel, daß es Nacht wird, daß ein Gewitter ausbricht u. f. w. Da ereignet es sich denn, daß im hellsten Sonnenlichte die Leute mit Laternen auftreten, aneinander vorübergehen ohne sich zu sehen, daß bei 26 Grad Nccmmur die Sch'ü!<!> angerasselt kommen und bei langsam uud stetig herabfallendem Regen der blaue Himmel und die Sonne ange-

3ommertage in Wien und Umgebung, 99

jubelt werden. Das Publikum macht Alles das willig mit. Wenn auf der kleinen Sommerbühne die Lichter angezündet werden, obwohl es noch sonnig Heller Tag ist, so nimmt es verstäuduißvoll an, daß jetzt der Abend herein-gebrochen sei, und wenn auch der Wind die Kerzen und Lampen löscht, es glaubt doch au die Abcndbeleuchtung und es hat nichts dagegen einzuwenden, wenn der Künstler auf der Bühne die vom Winde längst gelöschte Flamme noch einmal ausblast, es geht vielmehr willig auf die Absicht des Textdichters ein und nimmt an, daß nun auf einmal die Dunkelheit eingetreten sei. Ob ein anderes als das lebenswürdige österreichische Publikum so bereitwillig seine Phantasie zur Mitthcitigleit heranziehen und so verftäudnißvoll den Forderungen der Bühne entsprechen würde — ich weiß es nicht. Aber jedenfalls fordert die Arena in Baden in unserer Zeit, die zu einer gewissen Uebertreibuug der Nachbildung der Wirklichkeit auf der Vühne heinneigt, doch zum Nachdenken auf. Ich habe indessen die Wiener Arena nur herangezogen, um für die außergewöhnlich lebenswürdigen Eigenschaften des Wiener und österreichischen Pnblitnms, für seine Genügsamkeit und sein verständnißvolles Eingehen auf dir Wünsche der Dichter nnd Künstler ein weiteres Beispiel anzuführen.

In Nußdorf beim Heurigen machte ich auch die Bekanntschaft mit einem Wiener Liedersäuger der gnten Gesellschaft, der jetzt ein Liebling in allen Wiener Salons ist, mit Herru Oskar Hofmaun. Herr Hufmann ist ein Meister in seiner Art. Er dichtet seine Eouplets, die allerdings nicht immer als eine rührende Verherrlichung von Wien anzusehen sind, sondern bisweilen auch eine scharfe satirische Spitze habe», selbst, und wenn er keine passende Musik dazu findet, so schreibt er auch diese allein. Er begleitet sich und trägt seine Lieder selbst vor, mit einem Worte: er läßt nicht aus dem Hause arbeite». Seine Lieder sind voller Witz und Lauue, uud sein Vortrag ist von packender Wirkung. Es ist daher auch ganz begreiflich, daß sich Herr Hufmann durch seine Besonderheit eine örtliche Berühmtheit nnd allgemeine Beliebtheit erruugen hat. In einem gewissen Sinne macht er, wenn man eben die völlige Verschiedenheit der Verhältnisse in Vetracht zieht, den eigentlichen Wiener Volkssäugern beinahe Eoncurrenz, jenen Barden des Wiencr-thnms, die im Hochsommer, Nenn alle Theater von Bedeutung geschlossen sind, fast allein für das Vergnügen der großen Stadt zu sorgen haben. Diese Volkssäuger treten in den sogenannten „Si»gspielhallen" auf, die in einer gewissen Anzahl von Wiener Wirthschaftsgärteu, gewöhnlich bescheidenster Art, den sogenannten „Vrißls", meist vom Mittelpunkt der Stadt ziemlich weit entfernt, sogar bis außerhalb der Linie und in den Vororten gelegen, umherziehen. Die wandernden Singspielhallen zählen gewöhnlich sechs bis sieben Mitglieder: den sogenannten Eapellmcister, d. h. den Clavier-spieler, der alle Gcsangsnummern begleitet und anch Solostücke vorträgt, ein oder zwei zugkräftige Sänger oder Sängerinnen, nnd die Uebrigen machen eben mit, nm das Programm des Abends zn füllen. Man muß fich eine

^00 flau! linda» i» Verlin.

lange Reihe von wenig ergötzlichen Vorträgen gefallen lassen, bevor der Hauptkünstler oder die H,ulptkünstlerin des Abends auftritt. Tic Singspielhallen beginnen etwa um die achte Abendstunde, und erst gegen zehn Uhr werden die Nummern gesungen, wegen deren mau das Voltscoucerc allein aufsucht. Mau muß aber trotzdem beinahe zu Anfaug da sein, denn der Zndraug ist fast immer ein so starker, daß man als Nachzügler einen sehr schlechten Platz bekommt. So wird denn das Vergnügen trotz des mäßigen Eintrittsgeldes von 30 Kreuzern immerhin mit zwei Stunden höchst fragwürdigen Genusses thcuer genug ertaucht. Sehr häufig bestreiten die Singspielhallen ihren Bedarf an Tcrtdichtnng» uud an Musil lediglich aus eigenen Mitteln. Eines der Mitglieder dichtet alle Couplets, die erforderlich sind, und der Claiuerspieler macht die nöthige Musik dazu. Tas ist z. B. bei der Singspielhalle der Fall, in der die „Mirzl" als hellster Stern glänzt. Ter musitalische Abend wird jedesmal eingeleitet durch eine Reihe von Claviervorträgen, alsdann kommen die unerheblichen Mitglieder, ein mittelmäßiger Komiker, ein Cravattentcnor, der sentimentale Lieder singt, ein paar Coupletsängerinnen siebenter Ordnung ohne Stimme, ohne Grazie und ohne Talent. Es werden wohl auch Tuctte vorgetragen oder lustspiclartige Scencn von unendlicher Albernheit aufgeführt, bis endlich gegen den Schluß des Abends die Paradestücke an die Reihe kommen. Ter bedeutendste unter den Volkssängern ist jetzt Wohl unbestritten Edmund Guschlbauer, ei» echter Alt-Wiener Typus. Guschlbauer ist riu stämmiger untersetzter Herr mit einem sehr interessanten Kopf, dem Kopf eines spätrömischcn Kaisers, er sieht ungefähr wie Vespasian aus. Sein Anzug ist urwienerisch. Tas tiefausgeschnittcne Hemd mit weitabstehendem Stehkragen läßt den breiten mächtigen Hals bis zum Kehlkopf frei. Um diesen Stierhals hat er ein Tuch iu auffälligsten Farben und Mustern, das iu einer großen Schleife gebunden ist, geschlungen. Tie kräftige gedrungene Figur mit den breiten Schultern, der riesigen Vrust und dem sehr entwickelten Bauch wirkt iu dem kokett geschuittcue» laauct überaus drollig. Guschlbauer besitzt eine kräftige wohlklingende Tenorstimme, die selbst durch die Uebcranstrengungen seines Nerufes kaum gelitten hat. Und wie schreit der Mann unter Umständen! Aber selbst in den Gcwaltthätigkeiten, zu denen er sein i^rgan nölhigt, bewahrt es seinen Wohlklang. Am lustigsten wirkt sein ohrenbetäubendes Schreien in dem Lieder „?lbcr i tau »et, i kau net, I bin schwach auf der Buch." Cr singt diese Worte zuerst hohl flüsternd, und bei der Wiederholung schmettert er die Worte- „i bin schwach auf der Brust" mit wahrhaft erschrc.iender «rast heraus. Sein berühmtestes Lied ist zur leit „Ter alte Trahrer". Es ist überhaupt eiues der gelungen^» und liebenswürdigsten Voltslieder, die in den letzten Jahre» in Wie» cntstcmde» sind, anmuthig im Texte uud in der Melodik vo.i jener echte» liebliche» Wiener Stimmung,



^oinineitage in ivien und Umgebung. ^0^

Von jenem warmherzigen, mit einem leisen Anfluge von Sentimentalität überhauchten, leicht umflorten Frohsinn, der die reizvollste Eigenart der Wiener Volksgesänge von echtem Schrot und Korn ist. Und wie meisterlich trägt Guschlbauer dies Lied vor! Diese Leistung überragt tlaftrrhoch alle seine anderen Vorträge und läßt sich mit den Couplets der anderen Volkssänger überhaupt nicht vergleichen. Er hat in der Mimik, in den Geberden, in der Aussprache, im Gesänge, wirtlich etwas Großartiges, Bedeutendes. Man wird nnwillkürlich ergriffen, wenn dieser prächtige Voltssänger die Worte des Rundreims singt: „Weil i a alter Drahrer bin.“ Es liegt darin ein merkwürdiges Gemisch von Freude am heiteren Wiener Dasein und zugleich von einer gewissen vorwurfsvollen Selbstanklage wegen des unabänderlichen, verwünschten, aber ach! so kostlichen Vlumeulebens! Durch Guschlbaucrs Vortrag gewinnt dieses gemüthvollste der Wiener Lieder neueren Datums etwas wehmüthig Rührendes, das jeden Hörer seltsam bestrickt. Und wie steht Guschlbauer da! Diese Breite der Bewegungen — sie wäre manchem tragischen Hofschauspieler zu wünschen. Nebenbei ist Guschlbauer auch ein ausgezeichnete flotter Tänzer. Der dicke stämmige Mann besitzt eine Schnellfüßigkeit und Gelenkigkeit in den Beinen, die wahrhaft erstaunlich find.

Auch ein anderes Lied im Repertoire Guschlbauers — ich bemerke nebenbei, daß jeder Voltssänger sein bestimmtes ihm allein gehöriges Repertoire besitzt, und daß die Lieder des einen nicht etwa vom andern gesungen werden dürfen — erfreut sich einer großen Beliebth.it. Es handelt von den Damenkapellen, die jetzt in Wien in den Gärten und Schenklocalen zweifelhafter Ordnung eine bedeutende Rolle pfielen. Guschlbauer erzählt, wie er zufällig eine solche Tameukapelle zu hören bekommt, und er verliebt sich in die Dame, die die große Pauke schlägt.

„Do, dö von der Tanu'utnpell',!,

Vö, du mit die Tschinell'n,

?ö pumpert im Hrrzen mir um

Und macht nm den Schädel ganz dumm!"

Für Nichtöstcrrcicher bemerkte ich, daß Tschinellen, soviel ich weiß, die Becken sind. Man begreift übrigens die Neigung Guschlbauers für die „Dame mit die Tschincllen", denn sie ist in der That die bewundernswertheste Künstlerin der Kapelle, sie bearbeitet nämlich gleichzeitig die große Trommel, die dar-aufgebundenen Becken, die darangebundene kleine Trommel nnd das Triangel, das am Notenpulte hängt. In den Händen hat sie die Trommelstöcke und am kleinen Finger einen eisernen Stift, um das Triangel zu schlagen. Sie wirbelt nun bald auf der kleinen Trommel, bald paukt sie auf die große, bald schlägt sie auf's Becken, bald läßt sie das Triangel erklingen — mit einem Worte: sie ist sicherlich die beschäftigtste und vielseitigste Künstlerin. Diese Damentapellcn findet man jetzt, wie ich schon sagte, in sehr vielen Loealen, namentlich in solchen, die über Nacht offen bleiben:

^02 Paul lindau in Aerli».

außerdem natürlich im Prater. Ueberall hört mau von ihnen Girardis „Fiakerlied“, Guschlbauers „alten Trahrer“ und die bekanntesten ?lummern aus deni „^igeunerbaron“, und überall werden die Geige, Cello und Contra- baß spielenden Tamen unterstützt durch eine schreckliche Vereinignug des Claviers mit dem Harmonium. Man glaubt nicht, wie fürchterlich das klingt, diese lustigen Walzer in den langgezogenen Töne» der Orgelpfeifen. Außer Guschlbauer sorgeu noch eine ganz? Reihe von andern Volks- sängern, die jedoch meines Erachtens viel weniger bedeutend sind, für die Nnterhaltung der guten Wiener. Ta wären zu nennen: W. Sei dl, der sich durch große Beweglichkeit und Lebhaftigkeit auszeichnet; Franz Kriebaum, der die Musik zu zahlreichen und sehr bekannt gewordenen Couplets ge- schrieten hat; Maier, der sich namentlich durch seinen sehr wirksamen Vortrag von Soloscenen hervorthut. Besonders ergötzlich ist seine Erzählung über das Schicksal eines jungen Mannes, der imt einer altern Tame ein Verhältnis; angeknüpft hat, und dem nun die Tame alle möglichen culinarischen An- nehmlichkeiten gewährt. Tas Entzücken, mit dem er erzählt, wie vorzüglich der junge Mann jetzt gepflegt wird, welche Leckerbissen ihm aufgetragen werden: „Beefsteak mit Spiegelei ... ei . . . ei . . . ei“, ist wirtlich urkomisch. Wiceberg, der mit Seid! verbunden ist, zeichnet sich namentlich durch seine witzigen Tertdichtungen aus, ebenso der sehr begabte Schmitter, der nebenbei ein ganz ausgezeichnete Improvisator ist. Schmitter gehört zur Gesellschaft der Mirzl, eigentlich Frau Marie Koblassa, die jetzt unter den weibliche» Voltssäugern weitaus die bedeutendste isi. Tie Mirzl ist eine schöne Person, schlank und üppig gewachsen, groß und stattlich, von edlen Verhältnisse». Sie hat ein freundliches, ungemein ausdrucksvolles lebhaftes Gesicht mit lachende» A»ge», sie lacht überhaupt reizend. Auch ihre Stimme ist vielleicht einmal schön gewesen, hat jetzt aber unter den Strapazen, die sie ihr allabendlich zumuthet, und oft in verräucherten dumpfen überheißen uud überfüllten Zimmern, namentlich in der Mittellage empfindlich gelitten; die Höhe ist noch immer klangvoll und kräftig. Aber auf die Stimme tommt's bei der Mirzl auch nicht in erster Linie an. Was sie zu dem Liebling des Wiener Volks macht, ist ihre urwüchsige lecke Laune, ihr vollblütiges Temperament: Alles fiebert in ihr nnd Alles macht de» Eindruck des Echten, wahrhaft Gefühlten. Wenn sie auf dem kleinen Bretter- gerüst steht und das rhythfiche Lied nur anfängt, so hebt sie sich schon un- willkürlich auf den Zehenspitzen, schlägt trippelnd mit den Hacken im Tacte auf, zuckt mit den Armen, und vor allen Tingcn nimmt ihr Gesicht einen so aufrichtig vergnügten Ausdruck an, daß man unwillkürlich mit in eine heitere Stimmung versetzt wird. Alles iu ihr ist wahres, warmes nnd frisches Leben, und wenn irgend Einer, so glanbt man ihr, wenn sie singt: „I tcmg' zu laner ilk'stt'ifmu, O goar ka tt'spur! I wnss'5: Tonn i, i bin a Maberl Von an« ssanz nnor eisseme'n Nass'."

Sommer tage i,i l^icn und llingebung. (02  
Neben der Mirzl wird außer der Mundtag, die mit Guschlbauer  
zusammen jodelt, unter den Volkssängerinnen besonders noch Leopoldine  
Ätzel genannt, eine schöne junge Blondine, die allerdings ihre Lieder mit  
großer Schneidigkeit und Frische vorträgt. Aber sie ist doch unendlich äußer-  
licher als die Mirzl, und alle ihre Vorträge haben etwas viel Gemachtereres.  
Sie liebt überdies allerlei kleine Mätzche» mit ihrem großen Hut, sie schleppt  
und beschleunigt das Tempo und verschmäht keinen der gewöhnlichen Effecte,  
die die Mirzl als weit unter ihrer Würde betrachtet. Sie streift auch mit-  
unter das Gebiet des Schlüpfrigen, das die Komik der Mirzl mit beinahe  
ängstlicher Behutsamkeit völlig meidet.  
Uebrigens hat sich der Wiener Volksgesang nach dieser Richtung hin  
durchaus verbessert. Ich erinnere mich von früher her der vorzüglichen Local-  
sängerin Antonie Mannsfeld und weiß, daß deren Lieder immer sehr stark  
gepfeffert waren und größtentheils auf Dinge anspielten, von denen man in  
guter Gesellschaft nicht gut sprechen darf! darin gerade lag die Würze ihrer  
Leistungen. Nnd so ähnlich, wenn auch vielleicht nicht ganz so stark, war  
es auch um die Lieder der genialen und schönen Nlte bestellt. Tlls ist jetzt  
stark herabgemindert, und die Censur braucht sich den Volkssängern gegenüber  
nicht anzustreugen; die Lieder sind im Text fast ohne Ausnahme durchaus  
harmloser Natur. Es kommen allerdings hie und da unerhebliche Anspielungen  
<nif Gewagteres vor; diese sind aber nicht stärker, als sie überall in froher  
Laune gestattet sind.  
Tie Lieder, wie sie die Volkssänger singen, sind in der musitalischeu  
Form sowohl, als auch im textlichen Inhalt zum grußeu Theil stark über-  
einstimmend. Ter erste Theil ist gewöhnlich Allegro im Zweiviertelact ge-  
schrieben, daran fügen sich vier oder acht Tacte Uebergang und zum Schluß  
kommt der unvermeidliche Walzer mit dem Rundreim. Wenn im Texte die  
Satire auch uicht ganz ausgeschloffen ist, so tritt sie doch unglaublich zahm  
auf. Gewöhnlich gipfelt der Inhalt der Lieder in der Verherrlichung der  
lieben, der einzigen Stadt Wien. Wir wissen schon, daß der Fiaker singt:  
„Mei Twlz is, i bin halt an echt's Weanatiud!"  
die Kutzel berühmt sich:  
„I bin ja »et von PMcbrad,  
üwnr ka Spur!  
I bin n harbe Wemierin  
Voll Hamur!"  
die Mirzl schwärmt:  
„Tenn a echt's Neanalied  
Gebt an jede» tief in's G'müth,  
Nas Schönste bleibt das Nennalied!"  
Franz Kriebaum:  
„Das, mir Weanalindc'I allweil munter snn,  
Selbst bei schlechten Zeiten >« nb't rimzen than,

^OH Paul liüdan i» Ver!!,!.  
v>n»de Tau,; gcm dudcln, aoni a Hc!>i Neil"!!,  
Und das, alic Spilan du no d' Jungen bleib'«,  
Kuinml c> Unglück a, nül glei ualiern den Mnath, —  
?li>5 lieg! HM bei unK schon su im Vluot,"  
Und im Verführerischsten Tudler versichert er zum hundertsten Male:  
„Ten» a wea»'ri"chcr Tanz und a echl's Vcnna-Liad  
Ja das is wai> fiir'n Weann, für's wean'iische s«'mna!li,"  
Und ein Anderer feiert den Wiener Tanz und die „Nenner Maderl," und  
wenn heute ein neuer Coupletsänger käme und sein Lied mit dem Rundreim  
endete:  
„Ader a Psi'f und a G'sprincln,  
Tiis ssiebt's nur in Wenn!"  
so würde das vollkommen genügen, und er würde wahrscheinlich damit auch  
einen vollen Erfolg erzielen.  
Tie Anhänglichkeit der Wiener Kinder an ihre Stadt hat etwas Rührendes,  
und sie ist in der That vollkommen begreiflich. Ich brauche mich zum Glück  
hier nicht um ernste Fragen zu kümmern: es kann mir für meinen Zweck  
gleichgültig sein, wie die Geschäfte gehen, wie die wirthschaftliche Lage sich ge-  
staltet, wie die Ezechen dem Deutschthum Knüppel zwischen die Veine werfen.  
Tas Alles geht mich heute nichts an. Ich habe Wien und die herrliche  
Umgebung der Stadt zu meinem Vergnüge« und zu meiner Erholung besucht  
uud mich nach dem Nath des Voltsliedes des Lebens gefreut, fo lange noch  
das Lämpchen glüht, und die Rose gepflückt, so lange sie blüht; ich habe die  
fröhliche frische Wiener Luft mit vollen Lungen eingesogen, und ich muß sagen,  
daß ich in keiner Großstadt der Welt eine so erwärmende Sunnigkeit des  
Daseins, eine so harmlose Fröhlichkeit, eine so herzgewinnende Gemüthlichkeit  
gefunden habe, wie in dem alten schonen Wien. Mögen die Verhältnisse  
liegen, wie sie wollen — für den, der von ernster Arbeit einmal ausspannen  
und in Instigcr uud guter Gesellschaft ausgelassene Stunden verbringen will,  
gicbt es keinen bevölkerten Flecken auf Gottes weiter Erde, der soviel Er-  
freuliches, Auffrischendes bietet wie die herrliche Stadt an der schönen blauen  
Donau, von deren lieben Bewohnern ich mit dankerfülltem Herzen geschieden  
bin, — wie Wien und den Wiener Wald.

Ein Costümwerk.  
von  
A von Wenden.  
— Vcrlin. —

!chon ziemlich früh hat sich der Bekleidung ei» wissenschaftliches Interesse zugewendet, man fühlte, das; ein redender Factor zur Erkenntnis, der inneren Natur des Menschen die Art sei, wie er seine äußere Erscheinung gestalte; wie die Sprache, welche das Kleid rede, geschwätzig und indiscret, oft viel deutlicher die innere Natur ausdrücke, als Wort und Geberde, weil sie nm so unbewußter sich gebe, je weniger sie in Bezug auf psnchologische Bedeutung sich controlirt glaube. Auch jetzt noch, wo die Kleidung des Mannes fast gänzlich die Möglichkeit eines Individnalitäts-Ausdrnckes abgestreift hat, findet dies, wenn auch in beschränktem Maße, Anwendung. In glücklicherer Lage ist der Beobachter auch jetzt dem weiblichen Geschlecht gegenüber' nie durfte sich die individuelle Laune der Damen freier bewegen, ungehinderter »nd indiscreter sich bekunden als in unseren Tagen. Im Mittelalter nnd später bis tief in das 18. Jahrhundert hinein suchten Verordnungen der Behörden die Ausschreitungen der Mode zu bekämpfen und den einzelnen Ständen feste Grenzen bezüglich ihrer Kleidung und ihres Schmuckes anzuweisen. Half auch die polizeiliche Fürsorge nicht viel, so beschränkte sie immerhin einigermaßen die tollsten Zügellosigtciten und Lächerlichkeiten, welche öffentliches Aergerniß zu erregen geeignet waren, ohne dem Zeitgeschmäcke der. Mode all zu argen Zwang aufzulegen. Tiefe Moden waren nicht international, wie heute, die einzelnen Nationen zeigten vielmehr oft sehr wesentliche Unterschiede der Tracht. Eine eigentliche Wellmode machte erst Burgund unter seinen reichen verschwenderischen Fürsten im 15. Jahrhundert, natürlich mit Ausschluß des Orients. Nicht einmal die Slauen konnten sich dem mächtigen burgundischcn Mudeeinflusse ganz entziehen. Aber dessen ungeachtet blieb zwischen den einzelnen Ländern: Frankreich, Spanien, Italien, England, den nordischen Reichen und Teutschland mancher wesentliche Unterschied. Man verwendete eben burgundische Formen nach verschiedenem Bedinfniß und verschiedener Auffassung. Anch noch kleinere Kreise zog die Trachtrneigenart; die Pariserin sah viel bnrgundischcr aus als die L>ionerin, obwohl beide die Eolte trugen.

Als im 16. Jahrhundert die Wcltmodc von Teutschland ausging, wie Falke sagt, nicht zu seinem Ruhme, trug man sich in Wittenberg und Leipzig anders als in

^06 ^- A, von I^eydeu in Verliu.

5töln, Nürnberg oder Tanzig, ohne den allgemeinen T»pus zu verlasse». Hierzu traten »och die Verschiedenheiten, welche die äustersl complieirte Bewaisnung je nach Zeil und Ort darbot, um innerhalb allgemein gültiger Zeitformen doch ei» sehr buntes Trachten^ gewirr zn schaffe».

Ter hoben Bedeutung dieser Unterschiede für die Culturge'chichte wurde frün genug vielleicht nur insiincliv Rechnung getragen, Schon ini !(!, Jahrhundert sanrnieltc »in» die Trachten einzelner Städte und Landschaften: einzelne Familien wie die sächsischen Kunürsten, die schwarz und Andere liehen sich in ibrcn verschiedenen Trachten, ihrem ganzen Lebensgange folgend, abbilden oder sie liestcn Familienchroniteu mit Taytellungen ihrer Angehörigen in der Zeiltracht amenigen, wie die Tücher in Rürnberg. Ja es enchiene sogar bereits im 16, Jahrhundert Eostümbeschreibungen aller bekannten Nationen, z. N. das heute sehr seltene bei Richard Breton 1562 gedruckte lieeueil äe la cliver3ite cl«8 l>»dil5, ^»i 8o»t, <1e i'rezeut en ugai^s taut eZ P«^z ä'Kurnpe, .Vzie, Hssri^u» et i!le8 «nuvn^es und 1563 in Venedig Ferd. Bertellis eben so selten gewordene:' Buch, Omnium lere gentium nc>«t>2« aewtiz N2,Kiu5, Tas bekannteste dieser Weile, deren Anzahl gar nickt gering iü, bleiben iminer da? von Vcccllio edirte Werk: Dessli n»viti »ntieelii et moclerni äi 6ivei8e p»rti »lel mondo, welches 15U0 in Venedig erschien, sowie die bekannten Publikationen lost Ammans, welche unschätzbares Maleria! für Cosiüm- und Cullurgr"cbichie enthalten.

Auch das 17. und 1s, Jahrhundert war nicht arm nn derartig«! artistisch-literari'chen Erscheinungen, allein man vergas; namentlich im letzteren die hierauf bezüglichen Arbeiten früherer Tage, man konnte sich ja die Erzväter nicht anders als in der gepuderten Perriicle denken und that so, als ob die» die allein berechnigte Tracht für alle Zeit ge- wesen sei und sein werde. Erst als die Romantik über die Welt gekommen war, er- standen, namentlich in Teutschland, „Freunde des Alterlhums", welche sich erinnerten, das, es einst Ritter und Rilterfrauen gegeben habe, welche anders ausgesehen haben müstten, als der Mensch ihrer Tage, Man suchte und 'and nun die allen Sckäpe der Trachtngcschichte, welche man, wie das Schwnrz'sche Tagebuch, herausgab. Wenn die jetzt erscheinenden Revroduetionen alter Trachten meist so unverstanden und daher unverständlich wiedergegeben sind, so haben sie doch das groste Verdienst der Entdeckung, 1830 erschien zuerst einigennasten brauchbar, weuu auch ohne eigenllliche kriti'che Sich- tung des Materials, H, Wagners Trachtenbuch des Mittelalters, welches Eostürne Rüstungen, Geräthschaneu in lilhographirten Tarstellungen gab. Viel bescheidener im Umfange waren die 24 radirlen Eofiümlättcr. welche 1K3Ü der Künstlerverein in Tiisseldorf herausgab, nachdem 1828 in Paris die ersten beide,! Bände des vonreif, lichen Trachtenwerkes von Mereuri - Bonnard nach den beglaubigten Kunstwerken des 13. bis 1b, Jahrhunderts erschienen waren, welches sehr brauchbar geblieben ist. In England war unterdessen S, R, Me>,rick\$ berühmtes Trachlwert H, critic^! insiuil)' iuto lmeienr nrmour 1824 und als Fortsetzung 1830 DnglHvsll illuztru- lionz ol an^cnt, arniZ unä armour erschienen,

Ta fastte ein junger bäuerischer Gelehrter, Nr, I. H, von Hefner-Alleneck, der, obwohl nur im Besitze eines Armes, eine durchaus künstlerische Erziehung genossen hatte und ein vortrefflicher Zeichner geworden war, den Entschlusz der Herausgabe eines eulturhislorischen Werkes, wie in solchem Umfange bisher noch keines vorhanden war. Trachte», Schutz, und Trutzwaffen, Oeräthe aller Art des christlichen Mittelalters solllen mit wissenschaftlichen Erläuterungen versehen in möglichst authentischer Tarslellung wieder- gegeben worden, Tie Schwierigkeiten waren viel grüner als man erwartet. Wisse», schaftliche Mitarbeiter, auf deren Hilfe er gerechnet, zogen sich zurück, künstlerische Kräne eiwiesen sich bei der Ausführung der Zeichnungen nicht zuverlässig genug, so ruhten

Ein Eostümweri. 1.0?

nenn Zehntel der ganzen Arbeit, sowohl in Bezug der Auferlegung der Zeichnungen als der Vornahme des Textes, allein auf den Schultern Hefners, wie er selbst sagt!. Wenn man bedenkt, daß; eigentlich so gut wie keine nutzbaren Vorarbeiten vorhanden waren, daß, alle die aus 406 Platten in Kupfer gestochenen Originale der Darstellungen der Neste des Mittelalters über den ganzen Continent zerstreut gesucht werden mußten, daß, es der gewöhnlichen und mühevollsten Arbeit in Kirchen, Schlössern, Sammlungen und Bibliotheken bedurfte, um Zweifelhaftes von Zuverlässigem zu scheiden, daß; endlich Anschauungen, Kenntnisse und Interesse damaliger Zeit weit zurücklag!! gegen die heutiger Tage, und in vielen Dingen Hefner fast der alleinige wirklich Wissende war, so steigt sich die Newunderung, welche mau dem Fleiße und der Energie Hefners zollen muß, auf das Höchste. Schon für ein solches Unternehmen damals in Deutschland einen Verleger zu finden, mag schwierig genug gewesen sein, und in der That mußte der Autor der Torge des Verlegers für den Erfolg des Unternehmens so weit Rechnung tragen, daß; er von seinem ursprünglichen Plan, das Werk auf 100 Lieferungen zu bringen, 30 Lieferungen opferte und sich auf 70 beschränkte. Das Werk aber ging rüstig fort und lag 1854 mit 406 Tafeln in zwei verschiedenen Ausgaben schwarz und auf das Sorgfältigste unter Helmers steter Aufsicht mit der Hand colorirt der wissenschaftlichen Welt, und zwar nicht deutschem und mit französischem Texte, fertig vor, Hefner hatte noch vor Vollendung die Freude allseitigster Anerkennung und fleißigen Nachdruckes, unter Anderem durch Herrn Paul Lacroix, der Hefner wahrlich copirte, aber sorgfältig vermied, ihn zu nennen. Durch diesen Erfolg ermutigt, begann Hefner wenige Jahre später sein zweites Hauptwerk „Kunstwerk und Gerätschaften des christlichen Mittelalters“, bei dem er sich der Hilfe eines tüchtigen Genossen, Earl Vecker, bediente, welcher, wenn auch nicht selbst Zeichner, doch ein vortrefflicher Kenner des Mittelalters, eine Anzahl von Hefner geschulter Zeichner beaufsichtigen konnte, so daß; dieses zweite Werk 1858 bereits fertig vorlag und das erste wesentlich ergänzte.

Neide Bücher, obwohl ziemlich kostbar, gelangten bald in feste Hände, so daß; nur selten im Antiquar Handel ein Exemplar vorkam. Sie wurden bald ein so absolutes Bedürfnis; bei jeder eulturhistorischen Arbeit, der Künstler, der Gelehrte konnte derselbe bei seiner Thätigkeit so wenig entbehren, daß; die immer größere Bedeutung, welche die genaue Kenntnis; des Mittelalters gegenwärtig gewinnt, gebieterisch das Wiedererscheinen des vortrefflichen Wertes im Buchhandel forderle. Allein eine Natur, wie die Hefners, der sich trotz seines Alters eine Frische und Klarheit des Sehens, Denkens und Arbeitens bewahrt hat, wie sie nur sehr Hervorragenden Naturen eigen ist, die sich nie genug haben können, dürfte sich mit dem bisher Erreichten nicht besriedigt fühlen. Er war mittlerweile der Schöpfer und Leiter eines der hervorragendsten cunthistorischen Sammlungen geworden, des bayerischen Nationalmuseums und gleichzeitig Euseurator der Innst- und cillturhistorischen Alterthümer in Bayern. Er hat einen wissenschaftlichen Sammler-erfolg hinter sich, dem vielleicht nur der von Julius Leffing in Berlin an die Seite zu setzen sein dürfte, und seine Kenntniss; der mittelalterlichen Eulturnormen hatte sich daher wesentlich erweitert. Wie viel war seit der Zeit dem Schutze der Vergangenheit entrissen worden, was früher unbeschadet und begraben lag, wie viele Schätze hatte er selbst entdeckt und gehoben. Ich will unter Anderem nur an die Auffindung der Entwurf-ze zu jenen fürstlichen Prachtrüstungen erinnern, welche zu den Hauptzierden des Louvre und der Sammlungen von Madrid, Turin und Dresden gehören und welche bis dahin immer für die hervorragendsten Leistungen italienischer und französischer Kunstplattner gegolten haben. Hefner hat durch seine Entdeckung den unwiderleglichen Beweis ihrer deutschen Herkunft geliefert und dem Ruhmeskranze unseres Kunstfleißes unverwundliche Blätter angeflochten. Ebenso unschätzbar und lehrreich sind seine Entdeckungen in Bezug auf Schmiede- und Holzschnitzarbeiten, die ebenfalls Deutschlands Ehre Vieles retteten, was Antiquare und Sammler durch fremde hochtönende

^08 A, von kiev^en in Veilin.

Namcn für ibreu Vorthail vergoldet hätte», den» jeder Privatsanimler ist auch ein Stück Händler. Alle diese Enahrungen und Reuentdeckuiigen mus;ten bei neuen Auflagen beider Werl«! venverlhet weiden, und es log bei der innigen Verwandtschaft beider, welche die Beantwortung der Frage oft schwierig machte, wo eine Tarstellung einzureihen sei, sehr nahe, sie zu verschmelzen und dadurch ein Wert zu schassen, welches an ReichthlIM des Materials, an Treue i» der Wiedergabe einer der wichtigsten und interessantesten Eultur epochen unvergleichlich wäre. Tnz» gestattete die Vervollkommnung des Farbendruckes eine Schönheit und absolute Gleichartigkeit in Ausführung der Bilder, welche durch Handeolorirung bei größter Hebung und bester Veaussichtigung niemals erreichbar wird. Bedenken über den Enolg eines so kostbare» Unternehmens tonnten nach den En'aKrungen der trüberenAuslage, nach der Periibmtbeit, die der Venasscr minmebr erlangt, nicht mebr obwalten, ^o war der Verleger der trüberen Werke, Heinrich Keller in Frank-furt am Main, der der Kunstwissenschaft durch eine erbeblichc Anzahl vortrefflichster Publieationen schon manchen groüen Tiensl geleistet bat, bereit, diesem umfangreichen, n>chergewöh»liche Mittel an Kraft, Umsicht und !^!eld fordernden Unternebmcn sich zur Vepügung zu stelle». Alle Pnblicatioue» der Firma Keller zeichnen sich durch eine besondere Gediegenheit, durch sachgemäsieste, sauberste Ausführung in einem fo bohen <^rade ans, das, alle derartigen Arbeiten der Engländer und Franzosen ihnen höchstens nahe kommen, und das findet vollam Anwendung am das neue Wert: „Trachten, Kmniwerte und Geräthschafteu des frühen Mittelalters bis Ende de« 18, Jahrhunderts nach gleichzeitigen originalen von I)r. I, L>. von Hefner-Alleneck," von welchem bis jeft! 72 Lieferungen vorliegen. Wie der Titel sagt, hat der Ilmfang der früheren Werte eine wesentliche Erweiterung erfahre». Während die früheren Werte mit dem 1Ü, Jahrhundert abschlossen, zieht dieses nunmebr das 17. und 18. in den Kreis seiner Behandlung hinein. Freilich ist das Material, welche.? diese Zeit tunst- uud eultur-historischen Forschungen bietet, unendlich gros^ es bednn, sagt vielleicht Mancher, leine? solchen Zamnielwerkes. Gerade weil hier eine Fülle von Resten der Zeit Gutes und Schlechtes in wildem Turcheinnder uns häutiger in den Weg führt, weil aber die rücksichtslose Zeit, welche sich mitunter der Hand renaurirender Landbauineister bedient, keine Rücksicht aus gut und schlecht nimmt, bedarf es eines Werkes, welches durch Beispiele unterscheiden lehrt, im Bilde eonsewirt, was in Wirtlichkeit unwiederbringlich verloren, und welches endlich die Mahnung zu sorgfältiger Pflege manches vernachlastigten nach schaltenen nussvricht. Tenn wie viel Zerslöriingseifer hat die Groeeomnnie und Gotho inanie an den Tag gelegt? Man sage nicht, das; die sepige Mode, welche sich der Formen des 17. und 18. Jahrhunderts bemächtigt hat, zur (5onservir»ng der Neste jener Epochen beitragen werde. Einige Zeit vielleicht. Aber die Mode ist wie cm Kind; so lange sie Freude 'an einer Sache hat, hegt sie dieselbe, allein ist diese auf etwas Neues gelenkt, wint sie das Alte fort, ob es ihr einst auch noch so schön er schienen, und überliefert es um w rücksichtsloser dem Verderben. Hefners Wert ist bis zur 7?. Lieferung vorgeschritten, also bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Tas Ganze soll 120 Lieferungen umfassen, es bleib,',', also noch 4s Lieferungen mit 288 Blättern des 1«, bis >8, Jahrhunderts. Das bis-her Erschienenene zeigt wesentliche Erweiterungen und Verbesserungen, Es sind neue costümlich wichtige Grabsteine hinzugetreten. Auf viele» Tafeln sind die Darstellungen venuehrt, z, V, auf Rr, 415, welches neben dem Bilde des Hi?ron>!»ius Zschegtenburlin i» der alte» Ausgabe nur »och zwei Tarnellunge» aus dem Radowch'schen Te>-enz ent-Wt, während die neue Tarstellung davon vier giebt. Ganz neu und »ehr wichtig sind Wiedergaben meh'erer Miniaturen der Berliner Enrid-Handschrift. Es würde zu weil führen, alle diese Vermehrungen:! aufzufiihren. Dabei tonnte neben mancher Verbesserung und Präcisirung doch eine wesentliche Vereinfachung des Tertcs stattsmden. Da alle Tafeln farbig sind, brauchte der Teilt nicht, wie in der ersten Ausgabe, wo <uif die unc. I^rirten Blätter Rücksicht zu nehmen no'lhig war, Farbenangaben zu machen. Das



Ei,, oloslünüioeik, ^QH vereinfacht den Text sehr, und wo über die Art der Stoffe zu sprechen nöthig ist, geschieht diesem in kürzester, sachgemäßeſter Weiſe, Was nun die Ausfühning der Tafel» anlangt, erſcheint es überflüſſig, über die Schönheit lind Eovrectheit der Zeichnung, über die Treue der Wiedergabe der Originale ein Wort zu verlieren: Alle?, was ans Hefners Hand kommt, !>at die denkbar größte Zuverläſſigkeit und wo es ſich wie bei Schnallen- und Riemenwert an halb zerſtörte» Originalen, z. N, bei der Ne- malnng von Schilden ſich Undeullichteit und Zweifelbnftes zeigt, da iuterpretirt Hefners Zeichnung ſofort mit vollem Verſtändnis;. Tabei iſt »>it einer gewiſſen maleriſchen Freude ſelbſt zufälligen Reizen de«.» Originals wie der des Rostes und der Patina alter Klingen und alter Helme oder der Spiegelung und Durchſichtigkeit von Edelſteinen Rechnung getragen, lind mit welcher Sauberkeit wiederum iſt die techniſche Ausführung ollen dieſen Feinheiten nachgegangen: Blätter, wie das des Tassilo Kelches, des Eiu^ banddcckels des Kilian Kodexes oder des Tragaltars der reichen Kapelle u. A. ſind von ſo plastiſcher Wirkung, daſ; ſie die Fläche des Papiers hinwegtäuſchen. Ebenſo ſind alle Waffen, Rüſtungen Meiſterwerke der Tarſtellung. Tie Anwendung von Gold- und Silberdruck fordert bekanntlich die höchſte Vorſicht, weil in verſchiedenem Lichte geſehen das gedruckte Metall bald hell bald duutel wirkt: in vorliegenden! Falle hat dieſe Vorſicht zu einer künſtleriſchen Vollendung geführt, welche kaum übertroffen werden kann. Dabei findet ſich in keiner Darſtellung, ſei ſie einem noch ſo alterthümlichen Gegenſtand gewidmet, jenes kokette Uebertreiben nlterthümlicher Ungclenkheit, welche z, B. in der ſonſt ſehr brauchbaren Il'onnn^rap!,!« generell« <iu coztuin» von Iaguemiu unangenehm berührt. Wenn Vinet von dieſen Radirungen ſagt: „Il n'? ü, lien 6» «öäuiznnt <iun8 l03 r»l»>:cl>«z i!« mougieur ^a^oemin, leg Sluix so:tos zont dentale«. " ſo hat er Recht, wenn er aber dann ausruft: „Ht»!8 ^»sl!« finnoinzo, oV'Zt, l» llc2,z»e." ſo kann ich ihm darin nicht folgen. Die in das Frauenhafte gezogene Darſtellung de>? ſchönen weiblichen Proſil-Portmts in der Ambrosiana, einem der reizvollſten Köpfe Lionardos nächſt der Monalisa, wirkt abſchreckend häßlich, wozu das Original gar leine Veranlaſſung giebt. Von ſolchen archaiſtiſchen Fäliſchungen bleibt Heſner eben ſo fern in ſeinem Werke wir von der Unterſchlagung wirtlich charakteriſtiſch Ungelenkem oder von irgend welcher Süßlichkeit, Alles in Allem können wir Deutſche auf dieſe Publieation ſtolz ſein, der an Umfang und Gediegenheit des Inhaltes, an Vollendung der Ausführung kaum eiue Nati'.n ein Gegenſtück zu bieten vermag. Und dennoch kann ich einen Wuſch nicht unterdrücken. Hefners „Trachten, Kuusi- werke und Gerätschaften" ſind, wie bereits geſagt, ein unentbehrliches Hülfſ- und Quellen- wert geworden für Jeden, der Eullurgeſchichte treibt, ſo zwar, daſ; bei dem großen Umfange des von ihm behandelten Gebietes es nicht genügt, ſich ein paar Stunden auf einer Bibliothek mit ihm zu beſchättigen. Es iſt ein Rachfchlagebnch, das man alle Augenblicke braucht, und das eigentlich Jeder ans ſeinem Arbeitſtiſche haben muß, der ſich mit ver- gangenen Zeiten beſchäftigt, ſei er Künſtler, Tichter oder Gelehrter. Dazu koſtet aber das Buch zu viel Geld, obwohl es eigentlich nicht theuer iſt. Freilich ſind die Herſtellungskosten rnorm, wo bei der Farbengebung, die abſolut treu dem Original folgen muß, der Ucberdruck von ſo und ſo viel Farbenplatte!!, von Gold nnd Silber o't in mehreren Tönen nöthig wird. Allein für wiſſenſchaftliche Arbeit bedarf es dieſer Pracht oft gar nicht, z. B. iſt Farbendnick überflüſſig bei dem größten Theile der Schul.!- uud Trich- waffen. Häufig könnte mindedeſtens die Zahl der Platten beſchränkt werden ans die Au ^ gäbe, wo ein zweites Metall an das Eiſen ſich anlegt. Vei vielen Gerüchen, die ganz von einem Metalle gefertigt ſind, kann die Farbenplatte ganz entbehrt werden. Der Text hilft über Zweifel fort, welche ſich in Bezug auf das Material dem einigermaßen erfahrenen Auge kaum aufdränge»! werde«. Vei uicht pochchromen Grabſteinen genügt ier ungefärbte Stich vollends. Freilich die Tarſtellung des Eoſtüms nach farbigem

UN

A. von Hey den in Verlin,  
Originale, aber auch mir nach diesem, kau» des Farbendruckes nichl cnll'eliren, aber  
ich habe doch in den bis seht vorliegenden Lieferungen über NU Tafeln gezählt  
wo der Fortfall der Farbe die Brauchbarkeit des Wertes nichl ini Geringsten beein«  
trächtigen würde.  
Vielleicht liehe sich durch Beschränkung des Farbendruckes nur auf die Pinnen,  
wo er nicht entbehrt werden tau», durch Beseitigung allen Reliefdruckrs, z, B. bei den  
Teppichbildern, durch Sparsamkeit in der <Hrös;e des Papiers neben der jcpt bestehenden  
^elition ä« luxe, die wir anderntheils nicht missen mochten, eine billigere Ausgabe her-  
stelle«, welche das vortreffliche Wert grrsten Kreisen zugänglich machen und gewisi nicht  
gegeu das Intercne der Verlagsbandlung sein würde.

Drei ökizzen

Wilipu zu Lulenuury.  
— München. —

I,  
Am Sonntag wenn der Flieder blüht.  
iminel! — da liegt Jemand auf dem Wege!"  
„Wo?"

„Dort, in dem Schein der nächsten Laterne, an dem dicken  
Baume," sagte die entsetzte Frau und hing sich fester an den Ann ihres wohl-  
genährten Ehemannes.

Las Paar war stehen geblieben. Der Mann suchte längere Zeit nach  
seinem Monocle und klemmte endlich das Glas in die fette Augenhöhle.

„Ja. wahrhaftig!" fagte er.  
„Wie schrecklich!" fuhr mit weinerlicher Stimme die Frau fñrt. „Siehst  
Nu, Eduard, warum hast Du nicht den Wagen bestellt? — wozu hat man  
seine Equipage!"

„Für den kurzen Weg!" stieß in ärgerlichem Tone der Gemahl hervor.  
Er war ein noch junger Mann, hatte aber bereits die behäbigen Manieren  
des Alters angenommen. Jetzt war er mit seiner Gattin einige Schritte  
bedächtig vorwärts gegangen. Die schlankgewachsene Frau zog dabei ihren  
eleganten Mantel enger um sich.

„Wenn es nur nicht ein Selbstmörder ist!"  
„Ach was! — irgend ein Betrunkener."  
„Nein," sagte die Gattin und blieb wieder stehen, „es ist eine Frau."  
„Glaubst Du etwa, daß es keine betrunkenen Weiber giebt?" fragte sehr  
verstimmt der Gemahl. Er hätte am liebsten einen anderen Weg einge-  
schlagen.

?!»rd und 3üd, XXXIX , N5. ^

I.I.2 Philipp zu Eulenburg in München,  
„Willst Tu nun vorwärts oder zurück?" fuhr er ungeduldig fort, .wir können hier nicht die ganze Nacht stehen bleiben!"  
„Mein Himmel! — es hat sich gerührt!" rief jetzt die Frau etwas erleichtert und doch erschreckt.  
Der Gatte klemmte wieder das Monocle fester.  
„Man wird doch Wohl Herangehen müssen," sagte die Frau. „Vielleicht ist die arme Person hingefallen und kann nicht wieder auf."  
Der Gemahl sah keinen anderen Ausweg, ohne sich zu compromittircn: er schritt mit der Gattin vorwärts, aber nicht gerade schnell. Neide waren stumm geworden und Neiden pochte das Herz, das in der Theegesellschaft. von der sie kamen, eben noch fo muthig geschlagen hatte.  
Sie machten etwa fünfzig Schritte und da saß vor ihnen auf den naßkalten Steinen des Weges, der sich in der Nähe villenartiger Häuser durch eine fchmale Gartenanlagc zog, ein junges, schwächtiges Mädchen von etwa siebzehn Jahren. Der Lichtschimmer der Laterne fiel hell auf die kleine, fast kindliche Gestalt. Das Mädchen trug ein altes geflicktes grau-wollenes Kleid. Ein braunrothes Umschlagetuch war ihr von den Schultern gefallen, die schwarzen, leichtgelockten Haare hingen wirr und ungekämmt um ihr mageres, feines Gesicht, über das sich flammende Ficberröthe ergoß.  
Das Ehepaar neigte sich vornüber, um deutlicher ihre Züge zu sehen. Da blickte das Mädchen Plötzlich mit ihren großen dunklen Augen wild auf und machte eine Bewegung, als wollte sie sich erhebe». Sie schien aber dazu die Kraft nicht zu haben.  
„So hilf ihr doch, Eduard!" — sagte die Gattin ungeduldig.  
Auch hierauf ging Eduard ein, entschlossen, seine Rolle als energischer Mann durchzuführen. Er beugte sich nieder, und dabei sprang ihm das Monocle aus dem Auge. Auch seinen Regenschirm ließ er fallen.  
„Warum hältst Du nicht!" rief er ärgerlich seiner Gattin zu.  
Das schwächtige Mädchen stützte sich auf ihn und erhob sich zitternd, mit der Hast des Fiebers, während die Gemahlin Regenschirm und Umschlage-tuch an sich nahm. Letzteres entschieden mit Widerwillen, denn sie dachte an Ungeziefer.  
Der energische Mann führte das arme Kind zu der nahen Nant, wo er es zum Niedersehen veranlaßte. „Nie kommen Sie hierher?" — fragte er. „Wo wohnen Sie?"  
„In der — in der Schillerstraße Nr. 70," sagte das Mädchen mit matter Stimme und dann plötzlich mit viel Kraftaufwand ganz laut und bestimmt: „Weshalb denn? — Das wissen Sie ja auch! Sie haben ja längst auf dem Nüreau nachgesehen. — Sic haben in der Fabrik gar nichts zu suchen!"  
„Eine Verrückte! — Wie schrecklich!" flüsterte die Gattin entsetzt dem Gemahl zu, der sein eigenes Erschrecken kaum zu bemeistern vermochte.

Vre, 2liz;en. ^3

„Glaubst Du, daß sie verrückt ist?" fragte er endlich. „Sie kann auch Fieber haben."

„Weißt Du, Karl," begann von Neuem das arme traute Mädchen, „am Sonntag, wenn der Flieder blüht —"

Der Klang ihrer Stimme war unbeschreiblich sehnsüchtig und weich geworden. Der ganze Frühling mit seinem ewigen Jugendzauber lag in der eigenen Betonung dieser wenigen Worte. Ueber die großen dunklen Augen ging dazu ein feuchter Schimmer voller Freundlichkeit und die langen Wimpern verhüllten ihn wie in kindlicher Scham.

Die entsetzten Gatten sahen Nichts davon. Als das arme Kind noch einmal leise begann: „Weißt Du, Karl —" traten sie einen Schritt zurück.

„Was machen wir nur?" fragte der Gemahl, in einem unüberlegten Augenblick aus feiner Rolle fallend.

Jetzt begann das arme Mädchen plötzlich zu wehklagen: „Es ist ja nicht wahr! — nein, Mutter, nein! — schlage mich doch nicht! — es ist ja nicht wahr!" — und zitternd warf sie sich auf die Baut, so daß sie fast wieder hinabgefallen wäre.

„Eduard," begann die Gattin mit dem freudigen Tone einer glücklichen Eingebung, „ich gehe nach Haus und hole den Portier!"

„Und ich soll hier warten?" fragte der innerlich entrüstete Mann.

„Mein Gott, dort ist ja das Haus! In fünf Minuten find wir zurück!"

Sie ging wirklich eilig in der Dunkelheit davon, während der Gatte vor dem Iranlen Mädchen stehen blieb. Er betrachtete das arme Kind, wie man etwa ein Thier im zoologischen Garten betrachtet. Er fand seine Situation vor allen Dingen unheimlich, aber auch dazu angethan, ihn lächerlich zu machen. Glücklicherweise wird ihn Keiner von seinen Bekannten zu dieser Nachtzeit auf dem gänzlich öden Wege sehen! Seine Frau hat ihn als Wache aufgestellt! — ihn, den Herrn Bankdirector vor irgend einem hergelaufenen, kranken, vermuthlich auch stark angerauschten Frauenzimmer! Dazu hat er den Frack an. Gott sei Dank unter dem Paletot! Das ist eine Situation, in die man unverheirathet nicht kommt, und dabei hat eigentlich seine Frau Recht: warum sind wir nicht gefahren? Dann wäre die ganze Geschichte nicht passirt! Daran ist der Kutscher schuld — mit seinem brummigen Gesicht!

Die arme Kleine hatte sich wieder aufgerichtet und sah nun, den Äopf ganz vornüber hängend, weinend und schluchzend da. „Nein Mutter! — nein Mutter!" rief sie einmal dazwischen. Dann aber sprang sie plötzlich auf und stand aufgerichtet dicht vor dem entsehten Director. Es rieselte ihm ganz kalt den Rücken hinunter,

„Ich sage Ihnen, es nutzt Nichts!" rief sie heftig. „Sie mögen wissen, daß mich die Mutter schlägt, aber aus dem Hause gehe ich doch nicht! — Min, gewiß nicht! — Die Gertrud hat mir Alles erzählt."

I, ^H Philipp zu Lulenbulg in München, —  
„Herr Gott, liebes Kind, ich bin es ja gar nicht!" rief der sehr beun-  
ruhigte Director aus. Aber da kamen endlich seine Frau und der große  
Portier! — Gott sei Dank!  
Das Mädchen betrachtete die Kommenden mit starren Augen und halb-  
geöffnetem Munde. Sie hatte sich wieder niedergesetzt und ließ willenlos  
geschehen, daß der große Portier sie von der Bank emporzog. Er hielt  
die Schwankende um die schwächliche Taille gefaßt und führte sie kräftig  
fort. Die Kleine hatte ihr Köpfchen gegen den Arm des Mannes gelehnt.  
Sie schwieg. Nur einmal, sagte sie leise: „Das schöne Bett."  
„Sie spricht von ihrem Nett," sagte die Frau zu dem Gemahl, dem der  
neue Aufzug mit dem Portier in seiner Livree ebenfalls höchst impassend  
erschien.  
„Schön wird das Bett von dem Mädels wohl nicht sein!" sagte der  
Portier mit einem Anflug von Hohn, der das verstummende Ehepaar sehr  
»erletzte.  
In dem Thorweg des eleganten Hauses stand bereits wartend die dicke  
Frau des Portiers an der geöffneten Thür. Das arme Kind wurde in die  
Portier-Stube gebracht und die gutmüthige Frau setzte es behutsam auf das  
Sopha. Der Kranken flogen die Pulse, ihr Athem ging hastig. Sie war  
ganz apathisch geworden.  
„Herr Gott! Hat die ein Fieber!" sagte die dicke Frau und holte ein  
großes weißes Kopfkissen und eine Decke aus ihrem Bett. Tann legte sie  
das Mädchen zurecht. Als das arme Kind sich gegen das weiße Kissen  
lehnte, athmete es tief auf und jener wunderbare Zug der Sehnsucht und  
Güte ging noch einmal über das Mädchen hin, jenes märchenhafte Flimmern  
in den dunklen Augen leuchtete sanft unter den langen Wimpern auf. wie  
Abendlicht.  
„Weißt Tu, Narl — am Sonntag —" fagte sie wieder leise und  
melodisch.  
„Ja. mein armes Thierchen," tröstete die brave Frau, „am Sonntag  
bist Tu wieder gesund."  
Und sie strich dem Mädchen die schwarzen Locken aus der fieberheißen  
Stirn und freute sich, als die Lider der Kranken sich müde über die^ großen  
Augen senkten.  
Im Thorweg hörte man unterdessen die Stimme des Herrn Dirccctors.  
Er sprach eifrig mit dem großen Portier.  
„Also Krüger," sagte er, „Sie gehen sofort auf das nächste Polizei-  
bureau, Sie sagen, daß die Person augenblicklich abgeholt wird. Sie  
wohnt in der Echillerstraße 70 — wahrscheinlich — und scheint in einer Fabrik  
zu arbeiten."  
Jetzt kam ziemlich eilig die Gattin die Treppe herab. Sie trug ein  
Fläschchen in der Hand, das sie oben geholt hatte.  
„Ich muß dem Mädchen Akunit geben." sagte sie.

vr«i Skizzen. ^5

„Das wirst Du gefälligst nicht!“ äußerte sehr bestimmt der Director,  
„Gott weiß was ihr fehlt! Du steckst Dich schließlich noch an — das wird wohl das Ende vom Liede sein.“  
Auf diesen Gedanken schien die Frau noch nicht gekommen zu sein, denn er überraschte sie. Aber er leuchtete ihr auch augenscheinlich ein.  
„Nun,“ sagte sie, „dann kann die Krüger ihr die Tropfen geben.“ und sie rief an der Thür der Portierstube: „Frau Krüger!“  
Die gute dicke Frau erschien.  
„Geben Sie dem Mädchen in einem Kaffelüffel Wasser fünf Tropfen aus diesem Fläschchen. Aber Nichts verschütten!“ fügte sie sorglich hinzu.  
„So starkes Fieber muß man energisch anfassen.“ sagte sie in dem Tone ärztlicher Routine zu dem Gemahl, während sie langsam mit ihm wieder die Treppe hinaufstieg. „Meyer geht sogar in acuten Fällen bis zu ,18 Tropfen! Das halte ich aber entschieden für Unsinn.“  
Am nächsten Morgen saß der Hausherr in einem eleganten, buntcarrierten Morgenanzug in seiner Stube an dem Theetisch. Er hatte sich in einen Fauteuil zurückgelehnt, rauchte eine Cigarre und las die Morgenzeitung. Die fetten Beine hatte er übereinandergeschlagen. Hell siel die Sonne in geraden Streifen zwischen den schweren Vorhängen auf den Smyrna-Teppich, das rothbunte Muster grell beleuchtend. Auch auf ein Brunzepferd, drüben auf dem Ebenholzschrankchen, fiel der Sonnenstrahl. Der Herr Director hatte an die Ohren des Pferdes alle seine Eintrittstarten für die Rasenplätze gehangen. Es sah so gewiß aristokratisch und englisch aus. Auch an Garde-Cavallerie-Offiziere dachte er dabei. Seiner Frau war das gleichfalls eingefallen, aber Neide sprachen nicht davon.  
Jetzt trat der Diener in das Zimmer.  
„Klingeltees nichtvorher?“fmgtederHerr. ohne VonseinerZeiwngauszusehen.  
„Ja, Herr Director.“  
„Wer war da?“  
„Die Mutter von dem Mädchen, das gestern Abend weggefahren wurde, war bei der gnädigen Frau. Na, die Alte sah aus!“ sehte er mit eine»: gewissen dreisten Vertraulichkeit hinzu. „Sie wollte Geld zum Negräbniß der Tochter,“ fuhr er fort, „die ist heute früh im Spital gestorben.“!  
Der Herr Director hatte die Zeitung auf sein dickes Knie sinken lassen.  
„Also wirklich gestorben!“ sagte er in einem gewissen bedauernden Tone und blickte darauf eine kleine Weile nachdenklich zum Fenster hinaus. Dieses sinnende Hinausblicken war hauptsächlich für den Kammerdiener bestimmt, der mit einem etwas erstaunten Gesicht seinen Herrn anstarrte.  
„Wirtlich gestorben!“ wiederholte der Herr Director noch einmal. Dann hob er langsam die Zeitung wieder von seinem Knie empor.  
„Schade,“ sagte er dabei, „sie versprach hübsch z'u werden.“

^6 Philipp zu «kulenbuig >» Nli'nchen.

II.

<Lin Vrief.

In einem jener Restaurants, die sich das Prädicat ,fein^ zugelegt haben, um damit ihre hohen Preise zu erklären, saßen um einen, mit Weißen und grünen Gläsern, Flaschen, Radieschen und Zahnstochern bestellten Tisch drei Herren. Zwei von ihnen trugen Uniform. Alle hatten sich, brennende Cigarren im Munde, in die rothsamntenen Stühle zurückgelehnt und schlürfen hin und wieder ,Sec? aus dem Spitzglase. Die Flasche des Göttertrankes stand unter dem Tisch in einem Eiskübel und wurde von dem gänzlich blutleeren Kellner nach Bedürfnis; hervorgezogen und mit unnachahmlichem Schwünge gehandhabt. Die Unterhaltung der drei Zechgenussen war eine lebhaft. Sie wurde in dem weinlaunigen, näselnden Töne geführt, der nüchtern dazutretende Menschen mit einer gewissen lachenden Verachtung erfüllt. Ter Aelteste nahm den Rang eines Hauptmanns ein. Er war ein hagerer, mittelgroßer Mann, dessen Aussehen in seinem braunen, in die Höhe gestrichenen Echnurrbait gipfelte. Aus der Verschmelzung der Eigenschaften ,grob im Dienst und ,jovial außer Dienst glaubte er das Prädicat .ritterlich\* wie einen Phönix aussteigen zu sehen, das Prädicat ritterlich, das zu besitzen er fiir die Quintessenz alles Lebensglückes und aller Lebensweisheit hielt. Er nahm es mit Ueberzeugung für sich in Anspruch und das Bewußt» sein dieser Ritterlichkeit verlieh ihm jene arrogante Sicherheit im Verkehr, die für empfindsame Menschen so viel Verletzendes hat. Gemüth und Herz hatte er längst abgelegt und in dasselbe Schubfach gepackt, in dem Wissenschaft und Kunst schmachteten. Von Jahr zu Jahr trat er diesem Schubfach gegenüber fchroffer auf, denn er empfand instinctiv die feindlichen Gewalten. Darum aber abforbirte der Dienst durchaus nicht feine Gedanken allein. In gewissen Theaterkreisen noch als ,volb angesehen zu werden, das war eigentlich das bewegende Element seines Wesens. Keine Bemühung, keine Ermüdung und kein Geldopfer waren ihm zu groß, um diese ,volle^ Stellung aufrecht zu erhalten. Außerordentlich peinlich empfand er deswegen auch das Ergrauen seiner Haare. Wohl krönte, dem Anscheine nach, das dunkle Haar noch den selbstbewußten Scheitel, aber eine gewisse braune Tinctut hatte hierzu nicht unwesentlich beigetragen. Wagte jedoch ein Weißes Haar, wie ein bescheidenes Schneeglöckchen, in seinem braunen Schnurrbart aufzuspießen, so stürzte sich beutegierig die weitgeöffnete Pincette über das bescheidene Blümchen und es wurde unter Verzerrungen des Antlitzes aus der Nodentruste entfernt. Ter zweite Zechgenosse wurde Assessor genannt. Er war ein aufgeschwemmter Mann von einigen dreißig Jahren, dessen prallgespannte Kleidung den Eindruck machte, als sei sie ausgewachsen. Auf seinem gleichmäßig röthlich gefärbten, feisten Gesicht warm Spuren einer verfehlten weißblonden Vartanlage sichtbar. Das aschblonde Haar begann am Hinterkops



- Drei Skizzen. N?

spärlich zu werden und aus den ganz verfetteten Augenhöhlen blinzelten schlaue die kleinen grauen Schweinsaugen.

Der Assessor hatte einen scharfen Verstand und dazu viel positive Kenntnisse. Darum dominierte er absolut in dem Kreise, den er sich zu seinem Verkehr gewählt hatte. Seine Bemerkungen waren ebenso gefürchtet wie belacht und gewisse cynische Ausdrücke wurden von seinen Gefährten im Triumphcolvortirt. Mit beifälligem Schmunzeln nahm der Autor die häusige Anrede auf: „Assessor, Sie sollen ja gestern Abend wieder eine famose Redensart losgelassen haben!"

Ein Ehrenhandel, in dem er unzweifelhaft der schuldige Theil war, den er aber ganz außerordentlich ‚schneidig‘ zu Ende geführt hatte, sicherte ihm dauernd die größte Anerkennung in den Kreisen, in denen er verkehrte. Der Assessor war der schneidige Ehrenmann, der Freund des ritterlichen Hauptmanns, der witzige Lebemann — kurz-, eine Persönlichkeit, in dessen Veitehr besonders für jüngere Leute etwas Schmeichelhaftes und Beglückendes lag. Was aber den klugen Assessor an diesen geistlosen Kreis fesselte, war lediglich das eine: der Genuß. Er, dem jede feinere Regung des Gefühls fehlte, suchte nach der absolvirten Arbeit, in der er nicht ohne Eifer seine geistigen Fähigkeiten zur Geltung brachte, die Erholung in materiellen Freuden, niemals auf ethischem Gebiete. Auch ihm verschloß sich, wie dem Hauptmann, von Jahr zu Jahr fester die Thür zu dem Garten mit den goldenen Früchten idealen, geistigen Lebens.

Der Dritte im Bunde war ein kleiner, gut gewachsener, frischfarbiger, blonder Offizier mit den rundlichen Formen der Jugend. Ein gepflegtes Helles Schnurrbärtchen wuchs kokett über den vollen rothen Lippen. Dazu hatte er ein Paar glänzende, ewig lächelnde, sehr dumme wasserblaue Augen. Man nannte ihn ‚Narönchen‘.

Das Narönchen, einer der jüngsten Lieutenants der Garnison, war förmlich benebelt durch die ehrende Genugthuung, zu den Intimen des Hauptmanns und des Assessors zu zählen. In den Kreis derselben war er durch eine Bekanntschaft vom Theater gelangt. Das Narönchen wurde mit den Schmeichelnamen ‚der kleine Herzensbrecher‘, ‚der Liebling der Damen‘, ‚Don Iuänchen‘ und anderen mehr belegt und nahm die sich ewig wiederholenden Anspielungen auf seine galanten Abenteuer, in seiner dummen Art verschmitzt lächelnd, als berechtigt an. Daß er tatsächlich durchaus keine galanten Abenteuer zu bestehen hatte, kam hierbei nicht in Frage. Sein Schweigen wurde eben als Zustimmung aufgefaßt. Daß er zu dumm war, um Liebesabenteuer zu erfinden, war der Rolle, die er spielte, nur von Nutzen. Denn eine Lüge hätte der Assessor sofort entdeckt.

Wenn das Narönchen jemals eine Spur von Charakter besessen hätte, so wäre dieselbe in dem Cynismus des ritterlichen Hauptmanns und des schneidigen Assessors jedenfalls untergegangen. Aber auch das Narönchen hatte längst auf seine Fahne Genuß geschrieben. Zuerst unbewußt, später in dem Gefühle

^8 Philipp zu «Lulenburg in München.

innerster Berechtigung unter dem gewaltigen moralischen Eindruck der Propheten: Hauptmann und Assessor. Die Kluft, die im Grunde genommen zwischen ihm und den Propheten lag, überbrückte wohlthätig die Weinlaune und seine wasseiblaunen Augen glänzten bei dem Poculiren in solcher Lustigkeit und Liederlichkeit, daß die Propheten häufig genug das Barönchen. den kleinen Herzensbrecher, diesen famosen Kerl, weinselig gerührt in ihre Arme schlossen. Das waren stolze, glückliche Stunden, in denen das Barönchen etwas von den Fittichen assessorischen Geistes und von den zwei Hauptmanns-Sternen durch seine Seele ziehen fühlte!

Der Fluß der Unterhaltung wurde jetzt durch die Meldung des Kellners unterbrochen, daß ein Soldat den Herrn Baron zu sprechen wünsche.

„Soll 'reinkommen!" befahl das Barönchen und es trat mit dienstlicher Haltung ein großer blonder Grenadier ein.

Der Bursche, durch die Nähe des Herrn Hauptmanns in verlegen?

Aufregung versetzt, brachte ein Paar weiße Handschuhe, ein Schnupftuch und ein Opernglas. Das Barönchen schien nach dem Mahle das Theater besuchen zu wollen. Dann überreichte der Soldat seinem Herrn einen Brief und schritt, als derselbe, den Brief betrachtend, zerstreut eine winkende Bewegung machte, in straffer Haltung und mit einem dienstlichen Seitenblick auf den Hauptmann, wieder zur Thür hinaus.

Das Barönchen erbrach, nachdem er eine kurze Zeit den Brief betrachtet hatte, das Couvert, schlug die Seiten aus einander und erröthete über und über, als zwei Fünfmarkscheine sichtbar wurden. Die Schamröthe war ihm auf die Stirn gestiegen, weil er fürchtete, der Hauptmann und besonders der Assessor könnte die Lächerliche' Summe von zehn Marl sehen, die seine alte Mutter ihm schickte.

Der Assessor hatte mit seinen kleinen Schweinsaugen in der That einen Geldschein bemerkt und äußerte naseind: „Dem glücklichen Barönchen scheinen seine Liebschaften nicht viel zu kosten — im Gcgentheil!"

Das Barönchen lachte dumm auf und las flüchtig den folgenden Brief:

„Mein geliebter Sohn!

Ich habe Dir recht lange nicht geschrieben, aber ich habe wieder so viel Husten. Du brauchst Dich aber nicht zu ängstigen, Tante Clotilde meint auch, daß er besser ist. Dein letzter lieber Brief klang etwas mißmuthig. Ich kann mir denken, daß Du sehr viel Ausgaben hast, aber ich will Dir nicht vorklagen, mein lieber Sohn. Ich hatte die letzten Tage in meiner Stube eine rechte Kramerei. Gott sei Tank hatte Tante Clotilde Zeit zu helfen. Ich hatte in der Apotheke und beim Doctor wegen meines Hustens viel zu zahlen und mußte von meinem Miethsgelde dazu nehmen. Nun mußte ich aber auch die Miethe zahlen und da habe ich den großen Schrank von der Großmutter Verlauft. Der Händler wollte immer 80 Marl dafür geben. Nun habe ich aber doch nur 50 bekommen. Der Händler meinte.

Drei Skizzen. N9

die Preise seien sehr zurückgegangen für solche Schränke. Hinter dem Schrank war ein schrecklicher Staub, das macht, weil man niemals mit dem feuchten Tuch dahinter tonnte. Die Sachen aus dem Schrank habe ich in die große Schublade von dem Sopha gepackt. Da ist genug Platz. Es war ein gutes Stück Arbeit! Tante Clotilde sagt, sie sei froh, daß es fertig sei. Sie läßt Dich sehr grüßen, auch Frau Schubert und Emil. Ach! mein lieber Sohn, ich sehne mich oft sehr nach Dir! Nun ist es bald ein ganzes Jahr, daß ich Dich nicht gesehen habe! Aber ich will nicht Nagen. Dein guter seliger Vater würde mir das auch nicht erlaubt haben, aber ein Mutterherz hat so viele Wünsche. Bleibe nur ein guter Sohn und ein guter Soldat. Ich kann mir denken, daß es mit der kleinen Zulage bisweilen recht schwer ist. Nun, wenn Du einmal Hauptmann sein wirst, da soll es wohl besser werden! Nun lebe Wohl, mein heißgeliebter Sohn. Ich bitte Gott stündlich, daß Er Dich in feinen treuen Schutz nehmen möge. Deine alte, Dich unaussprechlich liebende Mutter.

r. 8. Ich schicke Dir 10 Marl von dem Schranl-Geld. Ich denke mir. es wird Dir angenehm sein, Etwas von der Hemdenrechnung abzahlen zu können, Von der Du mir schriebst."

„Na, kleiner Herzensbrecher," sagte der Hauptmann, „sind Sie bald mit der Liebesepistel fertig?"

Das Barönchen schreckte lachend auf, drückte Brief und Geldschein unordentlich zusammen und steckte beides hastig in die enge Hosentasche. Er beugte sich zu dem Eiskübel hinab, hob die fast geleerte Flasche aus den, klingend klappernden Eise und rief dem Kellner zu: „Heda! Sie! — noch eine Flasche Sect!"

III.

«Line Spazierfahrt.

Ein Frühlingsabend breitet seine lauen Fittiche über die Stadt.

Draußen duftet die blühende Natur, aber in der Stadt streicht nur süßlicher ungesunder Odem weichlich durch die Gassen und die alten fahlen Weiber kriechen aus ihren zugeklebten Winterhöhlen; sie stecken die langen schmalen Nasen zu der Hausthür hinaus und lispeln zahnlos: „Oh, der schöne Frühlingsabend!"

Auf dem Platze bei den rothblühenden Kastanien an dem Monumente steht eine einsame Droschke. Es ist spät geworden. Der Kutscher sitzt regungslos in seinem blauen Mantel auf dem Bock und das magere, hellbraune Pferd scheint mit gesenktem Kopf zu schlafen. Der Kutscher ist ein kräftiger, blondbärtiger, noch junger Mann, der seine Augen starr, in tiefe Träumereien versenkt auf das Spritzleder vor sich geheftet hat. Darum bemerkt er nicht das kleine schwächtige Mädchen, das, mit einem rothwollenen, gestrickten Tuch um den Kopf gewickelt, vor ihm an dem Wagen steht.

^20 Philipp zu Eulenburg in München. —  
„Vater!" sagte das Mädchen leise und der Mann fährt auf.  
.Was willst Du?" fragte er.  
„Ter Tischler war da." sagte die Kleine, „er hat die Mutter gemessen.  
Er will für den Sarg drei Mark voraus haben."  
„Willst Tu auf den Bock?" fragte der Vater, und als Antwort streckte  
das Kind seine Arme aus.  
Er stieg hinab und hob die Kleine hinauf, dann setzte er sie neben sich.  
„Sage der Tante, sie soll Dich nicht in der Nacht allein herumlaufen  
lassen." sagte er dazu, „hörst Du? — die drei Marl kann ich jetzt nicht  
schicken — vielleicht morgen früh," setzte er kleinlaut hinzu.  
„Ich mag heute nicht schlafen gehen," sagte das Kind nach einer Pause.  
Der Vater erwiderte Nichts, sondern saß wieder lange Zeit schweigend neben  
der Kleinen, und dann plötzlich neigte er sich hinab zu ihr und gab ihr einen  
Kuß. Sein Bart hatte das Gesichtchen gekitzelt und das Kind strich mit den  
kalten, ruthen Fingerchen über den Mund.  
Wieder verging geraume Zeit und immer saßen sie schweigsam in dem  
Lichtschein der Laterne miteinander auf dem Bock. Er in feinem blauen  
Kragenmantel, das Kind mit dem rothcn Tuch und das magere Pferd schlief  
dazu. Es gingen einige Menschen vorüber, die sahen hinauf und lachten und  
schienen Spaß zu machen.  
„Geh' jetzt nach Haus, Linchen." sagte der Vater, „es wird kalt," und  
er hob das Kind hinab.  
Die arme Kleine trippelte fort und der Vater wendete sich noch einmal,  
um zu fehen, ob sie wirklich ging — dann versank er wieder in sein dumpfes  
Brüten. Er schauderte einmal zusammen, als ob er sich schüttelte. Er sah  
fortwährend sein todtes bleiches Weib, ganz gerade ausgestreckt in dem schmalen  
Bett liegen und den Tischler, der ihre Länge maß.  
Jetzt hörte er in der Nähe lachen. Im Dunklen klingt alles Lachen  
laut. Dieses freche Frauenlachen aber schallte, als hätte es ein lautes Echo  
noch nebenher. Dazwischen hörte man eine scherzende Männerstimme und  
das in der Kehle geklemmte Intoniren einer Operettenmelodie. Die beiden  
Leute traten an die Droschke.  
„Na! Sie — Sie Nosselenkrr!" sagte der Mann mit weinlauniger,  
liederlicher Stimme, „nach der Zeit, boren Sie? — wir fahren nach der  
Zeit."  
Der Kutscher zog von dem magern Hellbraunen die Decke zu sich auf  
den Bock und machte sich fertig zu der Fahrt, während der junge Mann der  
immerwährend lachenden, buntaufgeputzten dicken Person in den Wagen half.  
„Wohin?" fragte der Kutscher.  
„Ja, wohin? Na, in den Stadtgarten, immer gradaus!" Und der  
Fahrgast klappte die Thür zu.  
Der junge Mann hatte grauweiße Gesichtsfarbe, ein gewichstes Bärtchen  
und leicht entzündete glanzlose Augen. Dazu trug er einen hellen Ueber-

vrei Skizzen. ^2l

zieher von jener graugelben Farbe, die bleiche Gesichter ganz besonders schlecht Neidet. Aber diese Farbe war gerade modern, ebenso wie der Cylinderhut mit der breiten Krampe und der ausgeschnittene Hemdtragen. Modern war auch die Kleidung der dicken Person, die durch ihre Eigenschaft als Mitglied eines kleinen Vorstadttheaters ihre sociale Stellung gedeckt glaubte. Auch ihre Toilette war modern — von der Art des graugelben Ueberziehers. So saßen sie ‚elegant‘ neben einander und fuhren in den Stadtgasen, in die duftige Frühlingsnacht hinaus. Nebel lagen auf den großen Wiesenflüchen und die Mondsichel stand über der dunklen Baumgruppe, aus der in weiter Entfernung von einander Laternen leuchteten. Von einem Teiche, der unter den Nebeln ganz versteckt war. schallte ein ohrenzerreißendes Froschgequake und in der Feme schlug die Thurmuhr Zehn dazwischen. Das hörte das Pärchen einen Augenblick, als sie selbst nicht schwatzten und quakten. Aber der Kutscher sah und vernahm von alledem wenig. Nur den Schlag der Thurmuhr hörte er. Er war gewohnt, darauf zu achten. Sein Hellbrauner trottete langsam auf dem Wege hin. Die Zügel hingen schlaff herab. Der Mann dachte wieder einmal an den Tischler, der sein Weib gemessen hat, und an die drei Marl, die er nicht besitzt und die er sich vielleicht jetzt verdienen wird. Dann athmet er weit auf. Das war dieselbe Frühlingsluft wie damals, als er noch Soldat war und sein todtes Weib sein Schah. Da gingen sie Sonn« tags am Abend in den Stadtgarten, setzten sich auf eine Bank und lachten, wenn die Frösche zu viel Lärm machten. „Nein, wahrhaftig,“ rief im Wagen die heiser gewordene Stimme des Gelben, »bei Gott, ich Hab' Dich gern!“ Und die dicke Person lachte auf. Der Kutscher gab seinem magern Hellbraunen fluchend einen Schlag und der Gaul fiel aufgeschreckt in eine schnellere Gangart. „Na, Rosselenker!“ schrie die heisere Stimme aus dem Wagen, „wenn's nur lein Unglück giebt!“ Nach einer Weile ging es wieder den alten, langsamen Trab. Die Beiden im Wagen zischelten mit einander und der Kutscher dachte wieder an die Bank, wo er mit seinem Schatz saß. Wie sie sich gut gewesen waren! Darum arbeitete die Frau auch so fleißig; vorher und nachher, als die Kinder dawaren. Mein Gott! Die Kinder! Linchen und die andern! Wie kann denn das nur gehen? Nein, das geht nicht! Das ist undenkbar. Fünf Kinder ohne Mutter und kein Geld nach der langen Krankheit! Wenn wir nur Alle zusammen gestorben wären! Die Kinder und sie und ich — mit einem Schiff untergegangen, uns Alle umschlungen haltend! „Ach Unsinn!“ rief wieder die heisere Stimme im Wagen, „unter 40 Mark bekommst Du keine Sammetjacke!“ Der Kutscher hatte das Wort nicht gehört. Er fuhr die Straße weiter auf die große Brücke zu. Er litt, so weit das ihm zugemessene Maß des Leidens reichte.

^22 Philipp zu Lulenburg in München.

Wenn ich daneben in den Fluß führe? Wir ertrinken Alle! Das Pferd und ich und die Neiden auch. Die Neiden auch! Er wurde plötzlich sehr nachdenklich und dabei fühlte er das Herz schlagen. Er hatte die Zügel fester gefaßt, denn da war schon die Brücke und durch die Dunkelheit sah man ein wenig den weißlichen Fluß träge wie Oel stießen. Und jetzt! — Er riß plötzlich das Pferd «chts herum. Er hatte die Augen groß aufgerissen und die Lippen zusammengepreßt — aber das magere Pferd blieb erschreckt mit gespitzten Ohren an dem dunklen Abhänge stehen und die dicke Person in dem Wagen kreischte auf. Der junge Mann war aufgesprungen. „Was ist denn los?“ schrie er. „Zum Donnerwetter, können Sie nicht fahren? Drehen Sie jetzt um, Kutscher — so eine verfluchte Fahrerei!“ Und der Kutscher drehte um. Der Hellbraune hatte ja schon die halbe Wendung gemacht und nun trottete das Fuhrwerk denselben Weg zurück, nur um ein Weniges schneller. Der Kutscher saß wieder regungslos auf dem Bock, aber er war leichenblaß geworden und es schlotterten ihm die Glieder. Die dicke Person hatte aufgehört zu lachen und war schlechter Laune. Auch der Gelbe schien einen Aerger zu haben, denn die Unterhaltung stockte. Jetzt waren sie wieber auf dem Kastanienplatz bei dem Monumente angelangt. Die Thurmuhr schlug gerade Dreiviertel. „Halt!“ rief der Gelbe, und als die Droschke hielt, stiegen sie aus. „Was lostet die Fahrt?“ fragte er, in seiner Geldtasche umhersuchend. „Was es kostet? — Ja so!“ sagte der Kutscher. „Als wir abfuhrten, schlug es Zehn. Das sind jetzt dreiviertel Stunden. Doppelte Fahrt — Drei Mark wird es wohl machen.“ Der Gelbe zog eine schwere goldene Uhr aus der Tasche. „Dreiviertel Stunden? — Ich habe Nichts schlagen hören.“ Die dicke Person zupfte ihn unterdessen bedeutungsvoll an dem Ueberzieher. „Dreiviertel Stunden?“ wiederholte er. „Alter Freund, das sind Geschichten! Höchstens eine halbe Stunde. Außerdem'sind Sie ganz schlecht zefahren!“ Der Kutscher hielt die Hand »mechanisch ausgestreckt. Er hörte gar nicht «uf das Gerede des Gelben. „Hier,“ sagte der und gab ihm zwei Mark in die Hand. Dabei hatte das Pärchen sich gewendet und schritt mit der steifen Haltung des schlechten Gewissens unter den Laternen fort. „Aber —“ sagte der Kutscher und sah ganz abwesend auf das Geldstück. „Dummes Zeug!“ rief der Gelbe, den Kopf halb wendend, „an dem lumpigen Gelde ist mir nichts gelegen, bei Gott! — Es ist nur wegen der Ehrlichkeit!“

^Illustrirte Bibliographie.

VII»er-Atlas Ver Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Volts Ausgabe i«  
zwei Bänden, 444 Nildertafel» in Stahlstich, Holzschnitt nnd Lithographie. Leipzig,  
F. A. Brockhaus.

»schauung ist die Losung dei moderne»

Pädagogik, Anschauung das Bedürfnis  
des Bildung suchenden Menschen, Was  
uns früher durch viele Worte klargemacht  
wurde und est genug durch das Zuviel  
unklar blieb, wird uns jetzt durch ein  
Vild mit einem Schlage erläutert. Nie  
Bildung im Allgemeinen und die Aus-  
bildung in einzelnen Fächern hat dadurch  
bedeutend gewonnen. Konnte es bei-  
spielsweise eine Kunstgeschichte und ein rei-  
fes Urtheil über Werte der Kunst geben,  
ehe die großartige Verbindung der Kunst-  
cenlren durch die Eisenbahnen dem For-  
scher die eigene Anschauung ermöglichte?

Und mußte nicht andererseits der Kreis

der Lernenden und die Nrsullale der

Forschung Aufnehmenden ein weit engerer

sein, wenn nicht die so plötzlich und schnell sich entwickelnden vervielfältigenden Küusle

in den Dienst der Wissenschaft und der allgemeinen Bildung getreten wären?

Denselben Dienst, den vor einem halben Jahrhundert das Eonversations-Lexikon

zu erweisen bestrebt war, will in anderer Form heute der „Bilder-Atlas der Wissen-

schaften, Künste und Gewerbe" leisten. Er umfaßt Mathematik, Astronomie, Erdkunde,

Anatomie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik, chemische Technik, Bauwesen, Archi-

tektur, Plastik und Malerei, Bergwesen, Land- und hauswirthschrcft, Kriegswesen, See-

wesen, Eulturgeschichte und endlich Ethnographie, also den ganzen Kreis unseres Wissens in

^

Nord und Süd,  
derjenigen Anordnung, den die heutige Wissenschaft dein Gesamtgebiete unserer Kennt!»!  
gegeben IM. Mn» braucht dlo in den zwei stattlichen Vanden zu blatten,, um Neuei-  
5^ ^

gelernt und Manche» gesellen zn habe», was selbst dem Gebildeteren unbekannt wur-  
den» Alles zu umfassen ist anch der universellste Kopf beut nicht mehr im Stande,  
und von jedem eine Vorstellimg zu haben nnd diese Vorstellung systematisch der Summe



Bibliographie. I.2?

Holzschnitt und Lithographie ausgeführt mit einer Klarheit und Schärfe, die allen Wünschen genügt.

Wer überdies sich auch noch im Einzelnen unterrichten will, dem bieten die erläuterten zwei Teztbände die nuthige Hülfe. Sie schließen sich der Anordnung des Bilder-Atlas vollkommen nn und sind in ihren einzelnen Theilen von Autoritäten ersten Ranges bearbeitet. Wir gedenken beispielsweise der Architektur von A. Essenwein, Vlnstii und Malerei von M, Cnrriere, Kriegswesen von I. Schott, Seewesen von R. Werner, Astronomie von Vnihns :e. :c. Wir sind in der Lage, unfern Lesern einige Bildelproben aus dem Nrockhaus'sche« Bilder-Atlas zu geben, müssen uns aber zu unserm Bedauern auf die Wiedergabe von Holzschnitten beschränken.

Neue Erzählungsliteratur.

Eine Danaidenarbeit wird es allmählich für den Kritiker, unsere neu erscheinende!! Romane und Novellen, Erzählungen, Novclletten, Skizzen und wie sich die meist sehr vornehm ausgestatteten Bände, sonst benennen mögen, in lückenloser Reihe zu verfolgen; der Katalog jeder gut geführte» Leihbibliothek beweist dies durch seiuc ständige Vermehrung von ein- bis zweitausend Nummern im Jahre, Für den Leser würde aber die Besprechung der weitaus größten ZM der betreffenden Werte überflüssig und ermüdend sein wegen ihres ephemeren Charakters; er wird dem Recensenten danken, wenn er ihm nur das von der Spreu bereits gesonderte Korn bietet oder, um nicht im Bilde zn reden, wenn er ihn auf lescnswerthe Bücher aufmerksam macht und vor andern sorgsam bewahrt. Gott sei Dank ist die Zahl der erstem noch immer eine recht erhebliche; unsere beliebtesten Erzähler Paul Heyse, Karl Frenze!, Hans Hopfen und andere zwar nicht so viel genannte, aber ebenfalls ncnnenswerthe Talente haben wieder neue geistvolle Schriften der Ocffentlichkcit übergeben.

Von Paul Hcyse liegt die 18, Sammlng seiner Novellen vor (Berlin, Wilh. Hertz), welche drei Erzählungen enthält: „Himmlische und irdische Liebe", „IV II, ü. I. H.", „A u f Tod und Leben", in denen, wie fast immer bei diesem Dichter das psychologische Interesse seiner Gestalten überwiegt. Die äußere Handlung tritt davor bis auf die Schlußstatnstrophe völlig zurück; aber der leidenschaftliche Kampf der Herzen bei der „alten Geschichte, die ewig neu bleibt", ist desto meisterhafter geschildert. Die erste der drei genannten Geschichten wurde bereits bei ihrem Erscheinen im „Berliner Wontngsblatt" wegen der Feinheit der Eharakteristik mit Recht bewundert. Die in ihr nuf-tretruden Personeil gehen trotz ihrer edlen Inutern Gemüthscmlage im Kampfe mit der Pflicht unter: Der Professor Chlodwig lernt die volle „himmlische Liebe" in der Person der anmuthigen Traud kennen, die „irdische", in seiner Gemahlin Ginn verkörpert, raubt ihn! jedoch deren Besitz, uud freiwillig scheidet er von Neide» und — vom Leben, Kann man dieses Seelengemälde als einen Humnus auf die allgewaltige, lebenspendende und selbst lebenzerstörende Macht der Liebe des Mannes zum Weibe auffasfcn, so tritt in der nächsten Novelle nns die Kehrseite davon entgegen, treibt dort den Mann seine über-mächtige Treue in den Tod, so versenkt ihn hier die Untreue der Geliebten in Wahn-sinn, und ewig wahr bleibt der Satz: „!eiuin» HuiverZi lte^in» In Hstsnum", „Des Weltalls ewige Herrin ist das Weib". In der Geschichte „Auf Tod und Leben" endlich wird ein edler Mann, über dem ein dunkles Schicksal schwebt, also ein geistiger „armer Heinrich", durch die Liebe eines reinen hingebenden Mädchens erlöst; die Seelen-kämpfe spitzen sich hier fast dramatisch zu.

In dem Vorzüge eines äußerst gewählten vornehmen Stils bei hervorragender Erfindungsgabe steht Paul Hepse wohl am nächsten der Berliner Fcuilletonist und Kritiker Karl Frenze!. Seine jüngst veröffentlichten vier Erzählungen, die er als „Neue Novellen" (Berlin, Rud. Waldern) in zwei Bänden herausgegeben hat, verdienen noch ein besonderes Lob rücksichtlich der in ihnen behandelten Stoffe, Trotz der äußert anspruchslos klingenden Titel: „Die Mutter", „DieVerlobung", „TerSpielmnnn", „Das Kind", uerräth sich überall das Bestreben des Verfassers, sich nicht gedankenlos seinen« ülord und 2üb, XXXIX,. 115, g

^28 Nord und Süd.

Dnrstellungstnle»te hmzugebe», iondeni mit sorgfältigster Dialektik ein tieferes Problem z» lösen: ohne Liebe, ohne Hast sucht ei diese Lösung zu erutöglichen, nicht mit über schwänglichen Mitteln poetischer Schöpfnggstraft, nicht mit uerführerifche» Schilderungen menschlicher Leidenschaften, sondern nüchtern, unentwegt zum Ziele fortschreitend, zum höchsten Ziele objectiuer Wahrheit, Dns gemeinsame Band, welches diese Novellen zusnrrnnenschliestt, bildet ein sociales Problem: Die Ehe mit ihre» Licht- und noä> mehr mit ihren Schattenseite» ist dns Grundthemn. Fast scheint es dabei, als ob die Schattenseiten mächtiger sind, und gewist entspricht eine dernilige Auffassung der innersten Natur des Verfassers, denn er zeichnet keine im Sounenglnnze durch das Leben tänzelnden Glückspilze, sondern tiefernte, vom Schicksale schwer geprüfte Personen: sämmtlich stehen sie unter dem Drucke eiuere Schuld, die immerfort mahnend und störend in das harmonische Zusammenleben der Matten eingreift. Aber aus der uerbängnist vollen Kette von Verwirrungen, die den Wedanken an ein reines, ungetrübtes Glück iu skeptische Zweifel verwandeln — deswegen rechnet man Frenze! wohl iinmer noch zur Gutzow'schen Schule — hilft stets ein gesunder natürlicher Sin» und ein klarer Menschen^ verstand heraus. Daher sind die Gestalten nicht von Grund aus pessimistisch, sondern beHallen trotz vieler herben Erfahrungen den Kopf oben und begründen fich fo selbst ein neues Glück, das sie redlich verdienen. Der rhrenwcrthc Kaufmann Gustav Plönnies in der Novelle „Die Verlobung" ist ein leuchtendes Beispiel dieser Art, Ueberhaupt ist gerade die genannte Erzählung hervorzuheben, weil sie rein auf das Gemüth wirkt ohne die geringste Spur irgend welcher Manier: künstlerisch höher steht ohne Zweifel noch „Ter Spielmann", eine historische Novelle von so echter, tiefer Lcbenswahrheil in zarter dichterischer Umhüllung, dost sie den nahe liegenden Vergleich mit Paul He>)'es berühmten „Troubadonrnovellen" nicht zu scheue» braucht.

Unserer Zeit werden die Ideale häusig ganz abgesprochen, auch Frenze! ist kein Idealist, wie wir eben sahen: um fo wuhlthuender berührt es, wenn einer unserer besten lebenden Schriftsteller so warm für seine Iugendideale eintritt, wie H a n c-Hopfen es iu seiner Studcntengeschichte mit dem bezeichnenden Titel „Ter letzte H i e b" (Leipzig, Ernst Keils Nachf.) !h»t. Gern stimme» wir sei»er Aeusterung bei, dinst es besser ist, wen» die akademische Jugend umeres Vaterlandes viel zecht nnd „ihre Händel mit Fechtertüusten austrägt", als wenn sie wie bei andern Völkern „ihre schönen Jugendjahre iu häuslicher Gemeinschaft mit abgebrühten, ausraugirten Tirnen der gemeinsten Sorte verbringt und ieue Pfuschergecittnng Politik treibt, zu welcher mau in der Zeit des nährenden Mostes am allerbesten befähigt ist". Tns sind starte, sehr starte Worte, aber Worte, die aus gesnndem »nd klarem Gemüthe stammen, dns dem deutschen Volte gerne den alten Ruhm seiner Ritterlichkeit und Freundcstrcue erhalten sehen möchte. Für dns Tuellunweseu nu sich bricht der Dichter keine Lanze, für die sittliche Vertommeuheit des Raufbolds hat er teiue Entschuldigung: aber das, man ein tüchtiger Schläger sein knnu, ohue die edlere» Regnnge» des Herzens darüber preiszugeben, davon deu Leser zu überzeuge», gelingt ihm prächtig Die Iugendideale wohnen tief iu der Brust seiues Helden Georg Weinieister, sie schwinden auch nicht durch den letzten Hieb, der ihm Glück n»d Ehre für die Zutunft verschließt, der ihm die Aussicht auf eie glänzende Laufbahn »ud de» schöne» Hossnungsstcr» einer beseligende» Liebe gleichzeitig raubt: sie lasse» ihn keine Neue darüber empfinden, dast er den Freunde» noch einmal 'eine» sieggewohnten Arm voll treuer Hingebung geliehen, sie erhalten und heben ihu von Neuem, als Alles verloren, in dein Gefühle eines frommen Glaubens, der ihu seil seiuru Kindertage» nicht verlassen uud der ihn zu e»tsane»dem stille» Glück führt, zu dem himmlischen Frieden in der eigenen Nrnst. Ein dernrtiger Idealismus besteht hoffentlich in Wnhrheit noch recht Inngr fort, deu» es giebt keinen Ersatz dafür, nm allerwenigsten bieten ihn die „Modernen Ideale", von denen Konrnd Tclmann in seinem gleichnamigen dnibändigen Romane uns ei» nbichreckeudes Bild entrollt (Leipzig, Earl Reistner). Es ist eine traurige Gesellschaft, die der mit fast überreicher Ersiuduugsgnbe nusgestntlete Schriftsteller u»s hier vorführt, traurig wegen der sittliche» Verkommenheit und der inneren Herzenstälte, die ollen diesen in der Grostsindt zusammenlebenden Personen gemeinsam ist Ter gewissenlose Eummerzieurnth Iohnn» Leberecht Röseler mit seiner bigotten Gemahlin, die sich ganz von dem Hosprediger Stnrck leiten Instt, sei»em trotz guter Grundlage doch leicht^ fertigen Lohne Hubert und seiner emnncipirten Tochter Enmilln, der die pessimistische Philosophie zu Kopfe gestiegen ist — sie nlle sind nicht besser als der liberale Journalist

Vibliographie, ^2H

Dietrich Pflüg«, dessen Moral doch auch höchst bedenkliche Seiten zeigt, oder der hochconserv atwe Schurke Graf Detlev Thissow, i»n von den verkommenen Kindern des alten Zinsserle ganz zu schweigen. Den besten Charakter hat noch die russische Nihilistin, die Fürstin Raspoluikoss, weil sie wenigstens bis zum Tode einsteht für ihre lieber^zeiissuug. Wegen seiner fcsseluden Handlung, wird der Nomon gewiß sehr viele Leser finden; im Interesse des guten (Geschmacks muß das aber bedauerlich erscheinen, denn die Verbrccherromaue, wie sie vor Jahrzehnten Ewald August König schrieb, gewinnen hoffentlich nicht ueue» Node«, Au den eoe» ssenaunteu Autor eriunert auch der Stil Telmanns, die mehrfach wiederholte Phrase i „Er schüttelte die Stirn" tlinst geradezu tomisch, Tclmanu selbst hat schon bessere Arbeiten geliefert, und so ist zu hoffen, das, er sich von dem verkehrte» Haschen nach dem Effect, das er mit Recht in seinem Werke so geißelt, bald wieder lossagen wird.

Das, das rasch pulsirende Leben der Gegenwart viel Interessantes für einen talcnt' vollen Beobachter und Darsteller bietet, ohne das; er geuöthigt ist, nur die Nachtseite des großstädtischen Lebens zu schildern, beweist der anspruchslose Roman: „Auf de r W a h l st a t t des Lebens" von Fritz Fried m a n n (Leipzig, Wilh. Friedrich).

In seinem Buche verrät!) sich der Jurist — und der Verfasser ist einer der tüchtigsten — durch die eifrigen Debatten, die er seine Personen über allerlei Schwächen der heutigen Gesellschaft anstellen laßt, das Für und Wider wird streng gegenüber gestellt, die Gründe »Verden nach beiden Seiten hin genau abgewogen, endlich der entscheidende Spruch gesällt, z B, über die Rauchlust der Damen, Die Erzählung ist hübsch er-funden nud verläuft bis zun« Schluß feffelud. Zwei arme Tagelöhnerslindei, die früh verwaist sind, werden getrennt von einander erzogen. Der Knabe erwächst zu einem juugeu Gelehrten, der nach manchen inneren Kämpfen seine Werthernatur ablegt, seine lanske gesuchte Schwester, die inzwischen in Amerika Schauspielerin geworden ist, wieder findet, ein recht gutes Toctorezamcn macht und seine Braut heimführt. Von den Nebenfiguren wirkt am besten der spleenige Holländer Mtinheer van Boddem, während der Wüstling Prinz Dagobert, „das übertrainirte Vollblutpferd", ein wenig enrricirt ist, Ebeusalls in die sogenannte „Gesellschaft" führt deu Leser R udolf M enger mit seiner anmuthigen Liebcsgeschichte „Gräfin Lorelei)" ^Berlin, Perlag von Gustav Behrend».

Die Heldin ist von ihrem verstorbenen Gatten zur Erbin eingesenl, so lange, bis sie sich wieder vermählt. In diesem Falle soll ein Nachtrag des Testaments in Kraft treten, der, wie man meint, das Permügcn einem Verwandten, dein Freiherrn uonSuderncich, zuspricht. Letzterer speeulirt nun gleichzeitig auf die Hand der Gräfin, die ihn verabscheut uud ihr Herz einem jungen Maler, Franz von Dossen, schenkt. Tn dieser sie jedoch ihres Vermögens nicht berauben will, entsagt er ihr und zieht iu de» deutsch französischen Krieg, Als die Nachricht von seinem Tode die Gräfin erreicht, entschließt sie sich endlich dem trene» Werben eines englischen Lords Gehör zu geben, um »»mittelbar nach der Hochzeit zu erfahren, einmal, daß der Nachtrag zun« Testament ihr das Vermössc» beläßt, andererseits, daß der geliebte Waler, wenn auch schwer uewundet, noch lebt. Ihre Hochzeitsreise führt sie an dessen Krankenlager, wo sie in starker Pflichterfüllung von ihm Abschied nimmt, wie sie wähnt, für immer. Dn raubt ihr ei» jäher Zufall fast in dem gleiche» Augeublickc den Gatten, und der Maler bleibt schließlich doch der glück-liche Sieger. Die eben kurz erzählten Vorgänge werde» im leichten Nnterhaltungstone mit frische»!, bisweilen leise an das Sinnliche streifenden Humor sseschildert. Allerliebste sind die tupischen Gestalten der Nadessesellschatt: der bretonische Raufbold mit der „Tuellweste", die pikante Botschaften»' Fürstin Mitterlich, Herr von Brachwitz n, s. w.

Wir wünschen dem lebenswürdigen Buche einen recht großen Absatz.

In dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist die Frage nach passender Reiselectüre eine sehr große; schon die beiden an letzter Stelle genannten Bücher dürften sich sehr als solche empfehlen noch angemessener erscheinen Manchem vielleicht die „R eise-Novellen" von Adalbert Meinhardt (Berlin, Gebr. Paetel). Der Name des Verfassers ist den Lesen» von „Nord und Süd" bereits rühmlichst bekannt, so daß es nur der Erwähnung seines Buches bedarf, um diesem neue Freunde zu gr^winnen. In dem Bündchen sind vier Geschichten entHallen, uo» denen zwei „Ter Bild-hauer von Ennterets" und „Fron Antje" wahre Eabinetsstücke mudenier Nouellistit sind. Der künstlerische Hauch, der diese Erzählungen durchweht, die feine Kcnntniß des Frauenherzens, dazu der äußere Vorzug einer vornehmen Sprache werden gewiß bei der Franenwelt höchsten Beisall sinden, „Frau Antje" ist auch bereits von Paul Heyse

9\*

^30 Uord und 5üd.

für den „Tentschen Novellenschntz" erworben worden. Tie beiden andern Erzählungen, von denen die letzte „Regatta" sich selbst anspruchslos als eine „Skizze uonl Eomer-See" bezeichnet, treten etwas zurück: „Schloss Polin" erscheint auch nur wie ein? Studie, aber wie die Studie eines echten, zartsinnigen Künstlers. Alles ist harmonisch in diesen Erzählungen; der Tichler hat neben seiner reizvollen Erfindungsgabe auch die Kunst einer mnssvollcn Eomposition gepflegt, eine der wichtigsten Gnmdbedinguuge» jeder guten Novelle, Sobald dieses Gesetz gebührende Beachtung sindel, wird die kürzere-Erzählung stets auf einen größeren Leserkreis rechne» dürfen als der vielbändige Rrman, gegen welche» sich allmählich in Teutschland in den letzten Jahrzehnten eine sichtbare Abneigung zeigt, die natürliche Folge von Werken, die wie Gutzkows „Zauberer von Rum" eine kleine Bibliothek für sich bildeten. Hin und wieder muss jene Abneigung sich aber doch Ausnahmen gefallen lassen, und als eine solche möchten wir den historischen Roman in vier Bänden „Krieg und Frieden" von Graf Leo Tolstoj (nulisirte deutsche Uebeisetzung von Dr, Enist Strenge, Verlin, A. Teubner) angesehen wissen. In seinem Vaterlande galt der Autor als angesehener Prophet', der Ruhm eineK tief bcanlagten, von ernstem Streben beseelten Schriftstellers wird ihm auch in Deutsch-land zu Theil weiden. „517ieg und Frieden" ist der Herzenserguss eines philosophische» Tenters, der die im Titel angeführten Gegensätze an der Geschichte der Menschheit wie des eigenen Ichs sorgfältig siudirt, der die, Unmöglichkeit ihrer dereinstigen Versöhnum; eingesehen hat: Krieg und Frieden folgen für ihn in unlöslicher Beziehung abwechselnd auf einander, und das Resultat ist — Nichts. Vergeblich ist das Vemühen des Ein-zelnen um Herstellung des eine» oder des andern, es bleibt gleichgültig, denn die Weltgeschichte durchläuft ihre unabänderlich vorgeschriebene Nah«. Tolstois Geschichte anfsasmng ist fatalistisch, das grosse Trama des Untergangs der napoleonischen Armee im Jahre 1612 dünkt ihm absolut nolhwendig, sein früheres oder späteres Eintrete» war einzig bedingt durch ein früher oder später gemachtes Versehen, welches einen einzigen .Hebel der grossen Maschine in Unordnung brachte, so dass das Ganze stocken musste. Was mau als dieses Versehen nnffasst, ist wieder gleichgültig, „Nitschewo" nennt das der Russe mit einenl Lieblingsworte, nnd Russe ist Tolstoi von» Scheitel bis zur Sohle. Sein Roman zeigt die Vorzüge und die Mängel des nissischen National-charatters im hellsten Lichte, und gerade darum ist er von hohem Werlhe. Weil Tolstoi die ps»chologische Eigenart seines Voltes so treffend wiederzugeben wusste, hat man ihn mit Recht „den Erben Tnrgcuiews" genannt. Er hat vor diesem noch etwas voraus, nämlich die uumittelbarc Berührung mit den höchste» leitenden Kreisen seines Vater-landes, In gewalligem Ringen lässt er seine Helden, denen von Anfang an die irdischen Güter, Rang uud Ansehen, al>? mächtige Hülfsmittel zu Gebote stehen, sich durchkämpfen zum — „Nilschewo", wie er selbst es gelhan. Er verkörpert sich selbst in den zwei Hauptfiguren des Buchs: Fürst Andres Boltonsti, der edle, für die höchsten politischen Pro-bleme b.^isterte Mau», ven'ucht durch thätiges Eingreifen die Aufgaben des menschlichen Daseins zu erfüllen: er opfert ein ruhiges behagliches Leben, verwindet den Schmerz um den Tod seines Weibes, denn fein Ziel ist höher gesteckt: er will für das Wohl seines Vaterlandes leben. Als er aber überall nur Dummheit und Erbärmlichkeit sieht, verliert er die Lust des Schaffens und — stirbt, weil er suhlt, dass es sich nicht lohnt, weiter zu leben. Sein Gegenstück Pierre erscheint als Rousseau'scher Natur-mensch in der Petersburger Gesellschaft, den Kopf voll von philosophischen Grübeleien: er wird ausgelacht. I« völliger Unklarheit über sich selbst, glaubt er an die Treue eines Weibes, seine Frau beweist ihm die Wahrheit des Gegentheils, und er wird ausgelacht. Er will die Lage seiner Bauern heben, er will die wahre Religion im Freimanrerlhum finden, er will sich nützlich machen, allüberall dasselbe: er wird ausgelacht: und weil er schliesslich selbst über sich lachen muss, weil er überall unnütz ist, darnm vergisst er alles Streben, heirathet noch einmal und wird ein — Philister! Tns sind die Haupttupen; sie sind meisterhaft durchgeführt. Tancben stehen nun die ausgezeichneten echt nissischen Nationalcharnktere: der altrussisch gesinnte Vnler des Fürsten Andrej, der General Kutnsow, der rücksichtslos entschlossene Tolochow, der sentimentale Tenissow, der wackere iüngcre Rostow. Von den Frauengrstalten fesselt am meisten Nataschn mit ihrem frommen Kindergcmüth und ihrer so leicht zu bethörenden Sinnlichkeit. — Alles ist plastisch dargestellt, und trotz der fast überreichen Handlung verliert der Verfasser nie-mals den aufgenommenen Faden; ei hat sein Wert bis in's Kleinste durchgearbeitet, was man von dem Uebersetzer gerade nicht immer behaupten kann.

Vibliographic. —^ ^3<

Es bleibt noch übrig, zweier hervorragender Schriftstellerinnen zu gedenken, die durch ihre Begabung wohl berechtigt sind, sich manchem Autor als ebenbürtig an die Seite zu stellen. Von der an erster Stelle namhaft zu machenden Frau Ida Nou-Ed, deren geistvolles Antlitz uns von dem Umschlage ihres Romans „Dornenkronen“ <Nerlin, Nud. Waldein) entgegenblickt, ist nüläugst in diesen Blättern eine Novelle erschienen, die ihr sicherlich neue Anerkennung erworben hat, obwohl sie deren kaum noch bedarf, denn die „Dornenkronen“ haben bereits im Auslande einen Nuf, — sie sind sofort in das Englische und Polnische übersetzt worden — und also darf Niemand mehr an der Bedeutung des Buches zweifeln. Das soll auch nicht eine Art von Rcclamc sein, denn diese wäre hier ganz überflüssig: so tief angelegte Charaktere, so natürlich geschürzte und mit Spannung festgehaltene Eonflicte fesseln von selbst, Ter Hintergrund der Erzählung ist realistisch, die kleinsten Details des Hamburger Lebens, herab bis zu ?iner einzelnen Zimmereinrichtung werden genau beschriebene und nuf diesem Hintergründe bewegen sich durchaus idealistisch gedachte Gestalten. Der schmerzliche Kampf um die Ideale der Kunst flicht eben die „Dornenkronen“, und ihre Trägerinnen 'sind die „berühmten, die genialen Frauen“, denen ihre Kunst heiliger Ernst und höchster Daseinszweck ist, und die darum nicht passen in die materielle Kaufmannsgesellschaft der Hansestadt. Beiläufig, ob diese Gesellschaft sich für die Schilderung bei der Verfasserin bedanken wird? Wie unendlich hoch stehen diese Frauen mit den „Dornen ^fronen“ einer Frau Erna Neuers, geborne Hartman», gegenüber! Die crsteren und ihr innerstes Seelenleben kennt Id» Boi>-Ed sehr genau und versteht es meisterhaft, ihr Empfinden wiederzugeben Neben Kiesen in ihren Idealen oft zu sehr befangenen Personen wie Ruth und ihrem Bruder Juan, neben der Schauspielerin Melitta Allenstein und dein edlen Maler Eonstantin Rodenbach stehen dann auch ganz realistisch Denkende. Die Verschmelzung beider Siuuesnrten zeigt eben jene Melitta, während zur Reihe der letzteren gehören Mimi Hartmaun, ein allerliebster Backfisch, und ihr Bräutigam, der nüchterne, praktische Hnns Norden, der als 6eu8 «x Irmcuin» mit seinem hausbackenen Verstände überall aus der Noth hilft. Unwillkürlich erwecken diese beiden Personen den Gedanken an eine Dramatisiruug des Romans, denn sie mühten auf der Bühne vorzüglich wirken. Wer so viel Frohsinn und Hnmor sein eigen nennt, beweist deutlich, das; die Krone des Genies, ans welche die Verfasserin wohl Anspruch hat, nicht nolhwendig eine Dornenkrone ist.

Mit einem einzigen Werke in bescheidener Form hat sich die zweite hier zu nennende Schriftstellerin bei dem deutschen Lesepublikum eingeführt: Frau E m i l y Ructe, geborene Prinzessin von Omiln und Zansibar, hat in den „Memoiren einer <rro. bischen Prinzessin“ (Berlin, Fr. Luckhardt, 2 Bde.) die Geschichte ihre» Lebens veröffentlicht, aber dieses Leben gleicht einem Roman, denn die Heldin hat viel erlebt, viel erfahren »nd viel — gelitten. Gleichwohl beruht der Hauptwerth dieser Memoiren, die überall das Streben, möglichst obfectiu zu schildern verrathen, nicht auf deu persönlichen Erlebnissen der Verfasserin, sondern ans den allgemeinen culturhistorischen Angaben. Als geborener Araberin standen ihr Quelle» zu Gebote, die sich dem Europäer immer uerfchliesien: das gilt namentlich von der Darstellung des Haremlebens, Ueberhaupt erscheint nach den Angaben der Verfasserin die orientalische Frau in ganz nnderm Lichte, als man sie bisher zu sehe» gewohnt war. Vielleicht ist hier ein wenig Parteilichkeit mit unter' gelaufen-, aber das Interesse des Lesers kann dadurch nicht beeinträchtigt werden. Frau Ruetc ist jetzt deutsche Staatsbürgerin und zeigt sich auch mit der deutschen Sprache durchaus vertraut: so das; die Ausländerin im Stil kaum zu erkennen ist. ? . V.

Anthropologische Studien.

Anthropologische Studien uonhermann Schaaffhani'en. Bonn, Ad. Mareus.

„Vieles ist gewaltig, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch,“ sang vor mehr als zweilausend Jahren der griechische Dichten doch der elende schwache Körper, der vergeblich gegen die übermächtigen Natnrkräfte ankämpft und ihnen endlich im Tode erliegt, das Bewußtsein des armselige» menschlichen Geistes gegenüber einer das Weltall lenkenden göttlichen Macht lehrten die Wahrheit dieses Wortes bezweifeln, und die

selbstsüchtigen Glaubens- lind Schöpfngstheorieen hierarchisch gesinnter Priesterscheifte» vermehrten das Gefühl der irdischen Erbärmlichkeit bis zum Uebermñß. Da kanr die moderne Naturwissenschaft, die in immer weiteren Kreisen die Erde und den ganzen Kosmos in ihre Betrachtung zog und dewies, daß wir bisher eigentlich viel zu wenig über das Wesen des Menschen ntterrichtet seien, und so entstand die neue Wissenschaft der Anthropologie, die Wissenschaft vom Menschen. Sie verfolgte die Spuren des menschlichen Organismus bis in Zeiträume hinauf, vu« denen die geschichtliche und bibli'che Tradition keine Ahnung halte, sie studirte unsere Vorfahren in den spärlichen Knochen-Überreste», welche die Höhle» Frankreichs und Belgiens, die Dolmen Irlands, die Kjöltenmöddmger Dänemarks, die Pfahlbauten der Schweizer Seen und der Lombardei enthalten, sie studirte unsere Artgenossen von den Mnoris der Südseeinseln bis zu den Eskimos Grönlands, nnd das Resultat dieser Studien war ein die biblische Tradition vernichtendes, aber zugleich ei» die Menschenwürde unendlich beschämendes: e>? gipfelte in dem Darwinschen Saft von der fortschreitenden Entwictelung der Organismen, die durch Urzeugung entstanden sind, bis zum menschenähnlichen Affen, unserem nächste» Vor-fahre». An die Stelle einer göttlichen Vorsehung trat eine instinctiue, allein durch den Kampf nm's Dasein veranlasste Zuchtwahl, indem die nnvolltonnnene Art eben wegen ihrer Unvolltomnienheit zu Grunde ging. Diese Lehre, mit Jubel aufgenommen von den Materialisten, hat der neueren Naturwissenschaft ihre Bahn uorgezcichnet, sie ist herrschend geworden trotz alles theologischen Geschreis. Und dennoch tomint auch sie über den großen Widerspruch des menschlichen Geistes gegenüber de»! Körper, verglichen mit der Thierseele gegenüber dem thierischen Körper nicht hinweg. So hat sie wieder ihre Gegner gefunden, die das eine Uo» ihr gelernt haben, die Ueberzeugung von einer organischen stufenmäßigen Entwickeln»«, alles Lebens ans der Urzelle, aber an die Stelle einer rein ans dem Kampfe um's Dafein beruhenden Zuchtwahl wieder eine höhere, die natürliche Entwictelung von Ansang an in ihre richtigen Bahnen leitende höhere Macht setzen. Einer der hcnwrragendsten Vertreter dieser Art von Anthropologie ist der Nonner Professor Hermann Schaasfhansen. Der Grundgedanke der 28 Abhandlnngen, die er in einem stattliche», der deutschen anthropologischen Gesellschaft gewidmeten Bande vcr-öfientlicht hat — das glänzende Reperwrium eines mehr als 40 Jahre thätigen Ge-lehrtenlebens — ist ein doppelter. Einmal „fafst er die ganze Natur als ein zusammen-hängendes Ganze, nicht nur in dem Sinne, das, in der bestehenden Welt Pflanze und Thier auf einander angewiesen sind n»d beide das Unorganische zur Voraussetzung haben, sondern mit der Annahme, daß in der Geschichte der Schöpfung alle organischen Bildungen wirklich aus einander hervorgegangen sind". Sodann stellt er Seele und Körper des Menschen in der innigsten Verbindung und Wechselbeziehung stehend hin: „Im Menschen hat die Schöpfung nach beiden Richtungen hin ihr höchstes Ziel erreicht: die fortschreitende Entwickclnng ist aber ein so allgemein herrschendes Naturgesetz, das? auch er «och nach höherer Vollkommenheit strebt." Der Grundfehler der bisherigen Anthropologie ist eben die zu einseitige Betonung des körperlichen, thierischen Elements im Menschen. Die Abhandlungen sind durchweg in einer klaren, mich dem Laie» faß-lichen Sprache geschrieben, zum Theil sogar mit begeisterter Diction; sie lassen sich in drei große Klassen eintheilen, obgleich sie der Verfasser selbst chronologisch nach ihrer Entstehung geordnet und auch nur wenig überarbeitet giebt: Die erste Klasse beschäftigt sich mit dem Einzelmenschen und seine»! Verhältnis! zu de» vorhandenen Lebensbedingungen: dahin gehören die Untersuchungen „über Schlaf und Traum", die nenerdings von Eubaich, Siebeck, Rndestoct u, A. erweitert worden sind, über die Beziehungen der Natur zur bildenden Kunst, über den Tod, über die Kunst gesund zn leben, über den Kampf de«. Menschen mit der Natur, über das geistige Wesen des Menschen, über Aberglauben. Menschcnbildung nnd endlich über die menschliche Sprache. Letztere definirt er als „ein freies Erzeugnis des menschlichen Geistes, welches derselbe mit Willkür gebraucht". Ueberall finden sich die feinsten Bemerkungen, die schärfsten Beobachtungen, nnd aus jedem Gedanken leuchtet das schöne Wort hervor: „Man muß es aussprechen, daß die wachsende Erkenntnis, der Natnr auch eine wachsende Erkenntnis, Gottes ist." Einer sorgfältigeren Betrachtung möge noch der Echlnßvortrag über „die beide» menschlichen Geschlechter" empfohlen sein. Tie zweite Klasse der Abhandlnngen wendet sich zu den einzelnen Rasse» des »Menschengeschlechts, an deren Einheit Schaasfhauscn fest glaubt, ohne damit etwas über die wahrscheinliche oder unwahrscheinliche Abstammung der Menschheit von einem Paare entscheiden zu wollen. Aus der Auffassung von der Ein-

heit aller Mcuschenrassen entspringt der schöne Gedanke der reinsten Humanität, denn die c»if niedrigerer Stufe stehen gebliebenen Völker verdienen nicht nnsere Verachtung, sonder» unser tiefstes Mitgefühl. Eine wahre Fundgrube von Material bietet hier der Aufsatz „über die Menschenfresserei nnd das Menschenopfer" (1870), wo auch manches aus dem schon 1866 abgefaßten Essau „über den Zustand der wilden Völker" wiederholt ist. Endlich nimmt noch eine Reihe von Aufsähen ans allgemeinere Gebiete der Naturwissenschaft Rücksicht, vorzüglich auf die Entwicklung des organischen Lebens nnd der dabei in Thätigkcit tretenden Kräfte, auf die Entstehung der Arten, von deren allmählicher Entstehung und Woudelbarkeit der Verfasser überzeugt ist, wohl entschieden mit Recht, nnd speciell auf die Fortschritte und Aufgaben der modernen Physiologie nnd Anthropologie. Den schon oben angedeuteten Gedanken von der Zweckmässigkeit in der Natur hat Schaasjhausen in einem 1868 in Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrage eingehend begründet: er kommt hier zn einem vollständigen anthropologischen Beweis sür das Dasein Gottes „und zwar für das Dasein eines persönlichen Gottes", den wir nus nicht versagen können hier anzuführen, „Der Mensch erkennt," sagt der Autor auf S. 433, „dast er ein Theil der Schöpfung ist nnd, wenn es nicht vollkommenere Wesen auf einem anderen Gestirne giebt, das, er der beste Theil derselben ist. Der Vorzug der menschlichen Natur, die höchste Entwicklung seines Wesens liegt aber in seinem Selbstbewußtsein, in seiner Persönlichkeit: da nun das Geschöpf nicht besser sein kann als sein Schöpfer, so muß auch Gott selbstbewußt und persönlich sein." Der Grund- irrthum Darwins, der voraussetzte, daß der Grund der Fortentwicklung in den Orga- nismen selbst liegt (vergl. S. 645 ff.), ist damit glänzend abgewiesen. Wenn die Natur- wissenschaft zu solchen Resultaten kommt, wenn sie es öfter verstehen wird, dem Laien ihre Errungenschaften in so plausibeler Weise vor Augen zu führen, wie dies bei Schnaff- haufen geschieht, da»» ist sie allerdings auch die Wissenschaft der Zukunft, die mit ihrer lodernden Fackel die verborgensten Tiefe» des unermeßlichen Weltalls wie der in ihrer Kleinheit fast allmächtige» menschlichen Seele aufhellt. ?. V.

Bibliographische Notizen.

Jahrbuch »er Naturwissenschaften 1885

bis 1886. Unter Mitwirkung von Fach- männern herausgegeben von Dr. Max Wiedermann, Verlag der Heideröschcn Verlagsbuchhandlung in Freiberg im Vreisgau.

Naturwissenschaftlich - technische Um- schau. Illustrierte populäre Halb- monatsschrift über die Fortschritte auf den Gebieten der angewandten Natur- wissenschaft und technischen Praxis, her- ausgegeben von Th. Schwartzc, In- genieur in Leipzig, II. Jahrgang, Ver- lag von Fr, Mauke in Jena.

Die Beschäftigung mit den ezacten Naturwissenschaften nimmt einen immer breiteren Raum in dem Geistesleben der Jetztzeit ein. Auch für- den gebildeten Laien ist es eine fast unerläßliche Forde- rung geworden, sich mit ihren Grundge- danken und den daraus entsprungenen Folgerungen für das praktische Leben bis zu einem gewissen Grade vertraut zu machen. Aber wie auf allen anderen Forschungsgebieten, greift auch hier eine immer größere Zersplitterung Platz, und es wird selbst für Denjenigen, der sich in einzelne Zweige der Nnturlehre zu ver- tiefen sucht, schwer, den Zusammenhang mit dem Gescunmtgcbiet zu wahren, der sür ein etwas mehr als ganz oberflächliches Verständuiß gefordert werden muß. Eine ganze Anzahl von Publikationen haben den mehr oder weniger gelungenen Ver- such gemacht, diesem Einheitsstreben zu Hülfe zu kommen, und in den oben ge- nannten beiden Schriften liegt uns eine Probe dieses bereits zu einen« stattlichen Umfange angewachsenen Zweiges der »eueren Literatur vor.

Das Jahrbuch der Naturwissen- schaften hat sich die auf anderen Ge- bieten der Forschung bereits bewährte Methode zum Vorbild genommen, in regel- mäßigen Icchresübersichten zusammenzu- fasscn, was im Laufe eines größeren Zeit- abschnittes an wirtlichen Errungenschaften zu registrireu ist. Diese Methode bietet

^4

Nord und Süd, den Voltheil, eine kritische Sichtung des Materials vornehmen zu können, Es ist dem Herausgeber gelungen, diesen Gesichtspunkt säst durchweg festzuhalten, und wir erhalten indemInhrbuch einen gut durchgearbeiteten, von Ueberflüisigem freien Rückblick über das, was das verslosseue Jahr auf den in den Kreis der Betrachtung gezogenen Gebieten Neues gezeitigt hat. Abgehandelt werden: Physik, Chemie und cheinischc Technologie, Mechanik, Zoologie und Botanik, Forst und Landwirthschaft, Mineralogie, Geologie und Erdbebenkunde, Anthropologie und mathematische Geographie, Meteorologie und physikalische Geographie, Gcsuudheitspslege, Medici» und Physiologie, Länder- und Völkerkunde, Handel und Industrie, Verkehr und Verkehrsmittel. In einem Anhang giebt der Herausgeber in einem „Todtenbuch" eine übersichtliche Zusammenstellung der im Jahre 1885 gestorbenen hervorragenderen Naturforscher und Aerzte. Das Jahrbuch sei allen denen, welche sich mit den Fortschritten der Naturwissenschaften bekannt machen und sich dabei über das gewöhnliche Dilettiren in einzelnen Fächern erbeben wollen, warm empfohlen. Eine ähnliche Tendenz wie das Jahrbuch veifulgt die Naturwissenschaft lichtechnische Umschau. Sie bringt in Originnlbeiträgen und Referaten orientirende Ilbcrsichteu über fast dieselben Gebiete der Naturwissenschaften, wie jenes, und besitzt in der Art der Erscheinungsweise als halbmonatliche Zeitschrift vielleicht den Vorzug einer etwas gröszcren Aetualität, den wir aber gegenüber der kritisch gesichteten Anordnung des Materials iu dem Jahrbuch nicht nilzn stark in den Vordergrund schieben möchten. Die Anwendung der Naturwissenschaften auf Technik und praktisches Leben, so u. A. die Lehre von der angewandten Eleklricität, finden iu der Umschau eine besonders liebevolle Nehandlnng, ohne das; deshalb andere Gebiete vernachlässigt würden. ein.

Uunarn v«r der Schlacht bei Mohnes. Auf Gruud der päpstlichen Nuntiaturbcrichtc von De. Wilhelm Frntnoi. Deutsch von Nr. I. H. Schwicker. Budapest, Wilhelm Lansser. Bei dem Mangel guter historischer Werte, an dem die noch immer in der Bildung begriffene magyarische Literatur leidet, >st jede Vermehrung des gedachten Gebiets mit Freude zu begrüßen. Ganz besonders mus; die? der Fall fei», wenn es sich um eiueu so werthvollen Beitrag handelt, wie es das vorliegende Buch des Budnpester Univeisitätsprofessurs Fraknoi, des ehemaligen deutschen Gelehrten Frankl, ist. In plastischer Weise schildert Frnlnoi, sich völlig auf die erst in unserem Jahrhundert Gemeingut gewordenen päpstlichen Nuntiaturberichte stützend, die zerrütteten ungarischen Zustände vor der Schlacht von Mohacs, er entwirft ein fesselndes Bild von dem erfolgreichen Walten des edlen päpstlichen Gesandten Bnrgio, und steigert das Interesse des Lesers von Eapitel zu Eapitel, um seine Schöpfung gleich einem Drama mit der Katastrophe zu beschließen: eine kurze, aber anschauliche Darstellung des unheilvollen Ringens bei Mohacs. der furchtbarsten Katastrophe, die Ungarn je getroffen, nimmt die letzte» Seiten des Buches in Anspruch, rk>.

Räuber. Uoiri<, 8apien3 Inru.3 oder: Die Zustände der Verwilderten und ihre Bedeutung für Wissenschaft, Politik und Schule. Biologische Untersuchung. Leipzig, Denicke's Verlag.

Ein merkwürdiges Büchlein, merkwürdig besonders, weil es beweist, das; selbst ein hochgelehrter Kopf Vurstellnngen, die ei von seinem Standpunkte ans neu beleuchtet



oder gar entdeckt, für neu hält, obschon sie längst Allen geläufig sind. Der Verfasser, ein beruorrngender Embryologe, war gelegentlich seiner biologischen Studien zur Erkenntnis! der Bedeutung des Staats gekommen uud hält ihn gar für den „Erzeuger und Uebertrnger der Menschheit“. „Hingebannt an die mächtigen Tische im grosten Laboratorium des zoologischen Instituts zu Leipzig, habe ich den Staat verstehen lernen.“ „Und als meine Studien über das Verbandleben im Thierreich nunmehr beendet waren, hatte ich die lebhafte Genugthuuug, zu empfinden, dast meine Kenntnis! vom menschlichen Staate sich bedeutend erweitert habe,“ (S. 92.) Da-? war nun, mit Verlaub, ein wenig spai. Denn die Bedeutung der staatlichen Organisation als Eultnrfactor, ja als Grundeigenschaft des menschlichen Wesens ist seit Aristoteles Definition vom Aüov ^o/.:'«^ bis auf uuserc Tage stets erkannt und anerkannt worden, sogar bis zur Ueberschätzung, der »ach unserer Meinung auch der Verfasser verfällt, wenn er der Gemeinschaft überhaupt gar keine, nno lediglich der staatlichen Gemeinschaft alle Wirkung zuschreibt. Die „Verwilderten“

Vibliographische Notizen.

^35

oder Isolirte», wie sie Verfasser lieber genannt wissen will, jene theils schlecht beglaubigten, theils pathologisch entarteten und verkommenen Fälle herangewachsener, als Kinder in Wildniß ausgesetzt gewesener Individuen, stehen übrigen zu des Verfassers Auseinandersetzungen, obwohl er sie auf ihnen basirt, kaum im causalen Zusammenhang, und wir glaube ihm gerne, wenn er — leider <rst im Schlichwort S. >31 — bemerkt, dast selbst ini Falle „der Verwerfung aller «uf die Verwilderten bezüglichlichen Nachrichten die Endergebnisse sich nicht um Haaresbreite verändern würden". Aufgezählt und aus dein Staube aller Literaturen herausgesucht, sind im ganzen 16 Fälle, die sich auf die Zeit von 1341 bis 1812 vertheilen. Am bemertcnswertbesten ericheint uns ans der ganzen Arbeit, die, wenn sie kürzer wäre, entschieden au Ncrth gewönne, die aus der Vor-, Nr- und Kulturgeschichte der Menschheit abgeleitete pädagogische Consequenz, den Lese- und Schreibunterricht nicht in das erste, sondern frühestens in das zweite Schuljahr zu verlegen und auf der ersten Stufe dem Erzählen den breitesten Raum zu gewähren. Mein Heim. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend von Gustav zuPntlitz. Berlin, Gebr. Paetel, Die in dem vorliegenden Band gesammelten Iugenderinnerungen, Nouellettm und Heimatsschilderungen von G. zu Putlin erscheinen bereits in zweiter Auflage, und verdienen, abgesehen von dem Interesse, welches das deutschePnblikum an dem Autor selbst nimmt, an sich betrachtet die Aufmerksamkeit durch die lebenswürdige, ansprechende Art der Darstellung durch die Schärfe der Beobachtungen und den poelifchen Zug, der die ganze Sammlung durchweht. Wenn der Dichter das Heim seiner Großeltern und Eltern schildert, so beschreibt er damit Lebensformen und Gewohnheiten des märkischen Adels aus dem vorigen und dem Anfang unseres Jahrhunderts, in Verbindung mit den bedeutsamen historischeu Vorgängen dieser Zeit, in welche seine Familie vielfach verwickelt war: und die scheinbar reizlose Landschaft der Mark, hat dem Dichter dessen „Was sich der Wald erzählt" ihre verborgensten Reize «nd Schönheiten enthüllt, für die er den beredtesten Ausdruck und die leuchtendsten Farbeu findet. Am meisten angesprochen haben uns Schilderungen und Stimmungen aus der Zeit, in welcher die Märchen „Was sich der Wald erzählt" entstanden sind: der Autor gestattet uno hier einen Einblick in die Werkstätte des Dichters bei der Entstehung desjenigen Wertes, welches seine Popularität begründet hat, und indem er selbst nachträglich zwischen den Zeilen liest und Nückerinnerungen feiert, lehrt er auch uns die Beziehungen zu der Zeit und Oertlichkeit finden, aus welcher diese Märchen herausgewachsen find, die ja von ihrer Beliebtheit noch nichts eingebüßt und für ein ganzes Genre der Literatur Schule gemacht haben, m«, G. VON hölschelmann, Culturgeschichtlicher Cicerone für Italien-Reisende 1. Band: Das Zeitalter der Friih-Nenaissance in Italien, Mit 6 Illustrationen. Berlin, Fr. Luckhardt. Das Wcrkchen findet seine Berechtigung in dem richtigen Gedanken, von dem es ausgeht: daß die Kunst der Renaissance nicht zu verstehen sei, ohne eine Kenntnis; der gleichzeitigen Culturverhnltnisse und ein Verständnis! wenigstens für die großen Vorstufen ihrer Entwicklung. Diese Kenntnisse will es dem Theile der Italiensahrcr, welchem die klassischen Darstellungen Nurckhardts nnd Gregorouins' verschlossen bleiben, in einer übersichtlichen Weise vermitteln. Schwungvoll und stellenweise ganz anschau-

lich geschrieben, die Hauptsachen im Allge-  
meinen richtig zusammenfassend, wird es  
seinen Zweck wohl erreichen und neben  
der trockenen Aufzählung des Reisehand-  
buchs Manchem ein willkommener Be-  
gleiter auf seiner Pilgerfahrt sein. IU8.  
Tic Steuer der Presse. Ein Beitrag  
zur Geschichte des Zcitungswescns von  
Friedr. S, Leiter. Wien und Neu-  
titschein, Verlag von Rainer Hosch,  
Ter Verfasser setzt an die Spitze seiner  
Abhandlung das Wort des großen frei-  
sinnigen Preußenkünigs „Gazetten dürfen  
nicht genieret werden" und bricht mit dein  
Muthe ehrlicher Neberzcuguugstreue eine  
Lanze für die Freiheit der Presse von  
jeglicher Beschränkung, der des Zeitung-:--  
steinpels insbesondere. Die Frage ist,  
nach Aufhebuug des Stempels in fast alle»  
anderen europä'ischenLändern.eine brennende  
nur noch für Oestcrreich, und in dem dort  
entfachte» Streit ein Wort mitzureden,  
ist offenbar auch der Hauptzweck unserem  
Autors, Er weiß aber über die Grenze»  
Ocsterreichs hinaus Interesse zu weckeir,  
indem er zur Grundlage für seine eigcnt»

Nord und ?nd.  
liche Untersuchung die Enlwickelung des  
Zeitungswesens anderer Länder, mit be-  
sonderer Ausführlichkeit dessen von Eug-  
land, Frankreich und Preuße«, vou hiftu-  
rischen und statistischen Gesichtspunkte»  
beleuchtet. Steht auch die Statistik, wie  
der Autor selbst einräumt, auf etwa«; un-  
sicheren Gnmdlage», so bieten die nufge-  
stellten Zahlen immerhin werthvolle Äu-  
Haltepunkte; in dem historischen Thcile der  
^lbhandlnng aber haben wir manche«  
Neue nnd das bereits Bekannte vollständig  
und übersichtlich sowie in gut gewählter  
Sprache dargestellt gefunden, me-,  
Vrntt itieglei. Mein Debüt mit einem  
phowlithographischen Vorredcbries uon  
Emile Zola. Dresden, Leipzig, Ver-  
lag von Heinrich Minden.  
Ernst Zieglei, der mit diesem Buche  
zum ersten Male als sclbstständiger Schrift-  
steller vor dem Publikum erscheint, ist vor-  
dem schon als Uebersetzer Zola'scher Romane  
bekannt gewesen. Seinem Meister Zola  
widmet er sein erstes literarisches Wert,  
welche Widmung derselbe in liebens-  
würdigster Weise annimmt, wie wir  
dies dem vurangcdrukten Briefe ent-  
nehmen. Das Buch selbst enthält kleine  
Skizzen in feuilletouistischer Manier, auch  
einige kurze Nouelletteu, und hat uns sehr  
angesprochen. Von Zoln'schem Natura-  
lismus ist die Schreibart Zieglers durch-  
aus frei, zwar streift er oft in ergreifender  
Weise die Nachtseiten des Lebens, aber  
es geschieht dies in einer Form, die prüde  
deutsche Leser durchaus nicht verletzen  
kann. Der Verfasser betnndet anzuer-  
kennendes Talent in Bezug auf Dar-  
stellungsgabe und Neobachtuugssähigkeit  
uud wenn das nächste, von ihm bereits  
angekündigte Werk, ein zweibändiger Ro-  
man, diesem ersten Debüt entspricht, dann  
können wir ihm mit Emile Zoln znrnfen  
„banne enanes". HI?  
Fr. Vlüllir. Sicbenbürgische Tagen.  
Wien 1865. Verlag uon Earl Graeser.  
Noch vor zwei Deeennien war das  
Land der Siebenburger Sachsen in Europa  
eine völlige teri» intro^nita, ein Gebiet,  
welches Niemand besuchte, dessen natür-  
lichen Reichthum Niemand kannte, und  
von dessen Bewohnern mau nur wußte,  
das, einige an norddeutschen Universitäten  
dem Studium obgelegen. Das Dampf-  
roß und der erwachte politische Geist der  
Völker lüfteten das Dunkel, das auf jener  
entlegenen Landschaft ruhte. Dieses Dunkel  
gänzlich zu verdrängen, bemühte sich nickt  
zuletzt die obige überaus rührige Verlags-  
Handlung, welche seit Jahren unermüdlich  
Neues auf dem Gebiete der Siebenbürg i-  
schen Literatur geboten hat. Nicht ihr  
geringstes Verdienst ist das Erscheinen  
einer zweiten vermehrten und verbesserten  
Auflage der Siebenbürgischen Sagen. Der  
originelle Geist des kernigen, isolirlen  
Tachsenuoltes tritt hier klar zu Tage, und  
daß die Sammlung außer deutschen Sagen  
auch magMrische nnd rumänische enthält,  
verleiht dem Buche des Hermannstädtrr  
Stadtpfarrers nur noch größeren Ncrth.  
Verllner Lust und Laune. Humoristisch  
gereimte Chronik uon Mar Bauer  
(Rustieus), Berlin, Stuhr'sche Buch-  
handlung (S. Geistmann).  
In der deutschen Hauptstadt erscheint  
neben den großen Tageszeitungen auch  
ein kleines billiges Blatt, welches olmc  
politische Tendenz lediglich den örtlichen  
Interessen dienen will und daher rasch  
unter de» sogenannten „kleinen Leuten",  
namentlich den Geschäftsinhabern nn!>  
Handwerkern des dicht bevölkerten Süd-  
und Ostuiertels, eine »»gemeine Verdreh  
tung gefnüde» hat: Der „Localanzeiger"  
zählt über 72 OVO Abonnenten. In be-  
sagtem Blatt veröffentlichte Rustieus fast  
nllsonutäglich eine in Knittelversen witzig

und zum Theil satirisch abgefaßte Plaudere.  
Diese Schilderungen hat der Verfasser, der  
übrigens Dr. ^ur. und als Mitglied des  
vaterländischen Frnuenvereins ein bekannter-  
und hochverdienter Mann ist, überarbeitet  
und in dem vorliegenden Bande vereinigt.  
Jeden, der Sinn für echten Berliner Humor  
hat, muß diese Sammlung höchlichst er-  
göven, aber auch Fernerstchende können  
viel daraus lernen, namentlich sei die „lang-  
stielige Fastenpredigt“, welche das moderne  
Literatenthum uud seine Giftpflanzen scharf  
geißelt, allen warm empfohlen.  
I«h»un Ge«r» Niftö vebenSerinn  
runge«. Herausgegeben von G. Poe!  
Erster Theil. Zweite verbesserte Auf-  
lage. Gotha, F. A. Perthes.  
Die beifällige Aufnahme, welche die  
erste Auflage dieser Selbstbiographie mit  
Recht gefunden hat, dürfte in noch er-  
höhtem Maße dem nunmehr in zweiter  
Ausgabe vorliegenden Buche zu Theil  
werde», welches durch manche nicht un-  
wesentliche Ergänzungen bereichert erscheint.  
Die von dem Verfasser nur für den engsten  
Kreis seiner Angehörigen bestimmten Au"

Viblographische Notizen.

537

zeichnungen werden das Interesse auch weiterer Kreise um so eher erwecken, als liier, im Gegensatz zur überwiegenden Mehrzahl der vorhandenen Memoiren, die einen privaten Charakter tragenden Erlebnisse des Autors und das rein Familien-geschichtliche vor der Schilderung der öffent-lichen Begebenheiten in den Hintergrund treten. Mit dramatischer Lebendigkeit ziehen an uns diejenigen Ereignisse vor-über, auf deren Gang der Verfasser in seiner Stellung als Diplomat in dänischen Diensten seit dem Beginn des Jahrhunderts bis z. I. 1315 eingewirkt hat oder deren scharf beobachtender Augenzeuge zu sein die Gelegenheit sich bot. Er versteht es vortrefflich, für die von ihm geschilderten Zustände und Persönlichkeiten unsere Auf-merksamkeit und Theilnahme hervorzurufen und dauernd festzuhalten. mä.

Tie Vluse in Teheran von Heinrich Biugsch, Frankfurt c>. O. Trowitzsch u. Sohn.

Ein originell ausgestattetes Büchlein mit originellem Inhalt. Heinrich Nrugsch, der vielgereiste Gelehrte, hat während seines Aufenthalts in Persien Lieder und Sprüche älterer und neuerer persischer Dichter ge-sammelt und sie in deutsche Verse über-tragen. Nicht auf eine für literarhistorische Zwecke berechnete Sammlung ist es ihm angekommen, sondern darauf, den Geist des modernen Persers in seiner Ausdrucks-weise und demjenigen Gedankenkreise, in dem er tagtäglich lebt und webt, erkennen zu lassen. Was Brugsch bietet, sind oft gehörte, von Allen gekannte Lieder und Sprüche, die der Perser wie Citnte im Munde führt und mit denen er seine täg-liche Sprache, die an Bildern reicher ist, als die irgend eines anderen Volkes, aus-schmückt. Die Uebertragung ist leicht und gewandt. Als Beispiele seien folgende zwei Sprüche citirt:

„Da ich Alter mit der Alten  
Nimmer mich vermählen würde,  
Sollt ich's glauben, daß die Junge  
Mich, den Alten, wählen würde?"  
„Ins Jenseits ward mein Weib entrückt,  
Die Schwiegermutter blieb hicnieden.  
Als meine Rose ward zerpflückt,  
Blieb nur der Dom mir selbst beschieden."

Tie Ausstattung des Buches ist ganz nach dem Mnster einer persischen Vorlage gemacht; Einband, Schnitt, Seitenein-fnssung entnehmen ihre Motive einer alten Handschrift, welche der Verfasser aus dem Orient mitgebracht hat. »v,  
vr. Johann Weher, ein rheinischer Arzt,  
der erste Bekämpfei des Hexen-  
wahns. Von Dr. Carl Binz, uid.  
Prof. der Med. in Bonn. Bonn, Adolf  
Marcus.

Ein Büchlein, aus reichem Quellen-studium geschöpft und mit Liebe ge-schrieben! Obwohl eigentlich nur als localhistorische Arbeit von besonderem Inter-esse, verdient es doch die Aufmerksamkeit etwas weiterer Kreise, weil es einen „ver-schollenen" Mann ausgräbt, der für sein Ziel mit eben so viel Klarheit des Denkens wie mit kühnem Muth der Ueberzeugung einzutreten und zu kämpfen gewagt hat, und weil das Objekt seines Kampfes, der Hexenglanbe, sowohl culturhistorisch wie ps>,chologisch von gewisser Bedeutung ist. Der Verfasser faßt die Dämonomanie am Ausgange des Mittelalters als eine Form des endemischen Verfolgungswabns auf — fo eine engere Nubrit in dem Eapitel der großen seelischen Volkskrankheiten eröffnend.

Ausführliche Veschretlomg der Feier zum 200 jährigen Gedächtnisse desEdictes von Potsdam (29. Oktober 1685) be-gangen von den französisch-reformirte» Gemeinden in Brandenburg-Preußen, gewidmet den kommenden Geschlechtern zur 3. Säculnrfeier von Dr. Richard

Börlinguer, Berlin E. S. Mittler  
u. Sohn.

Alle» deujenigeu, welchen es aus  
äußerlichen Gründen nicht vergönnt war,  
an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, die  
in den letzten Oetobertagen des vorigen  
Jahres die französische Eolonie in Berlin  
gefeiert hat, wird das Büchlein sehr will-  
kommen sein, nicht minder aber auch denen,  
die damals dabei waren, als werthvolles Er-  
innerungsblatt diene», sowie schließlich auch  
diejenige», welche, sei es durch Familien-  
bcziehungen, sei es durch sonstige Lebens-  
verhältnisse, mit den alten Hugenotten-  
Häusern verbunden sind, demselben gerne  
einen Blick gönnen werden. Der Zweck  
des Herausgebers ist damit erreicht.

^36  
Nord und 2üo,  
Z»i H«r llnHnotiun vnn „«»!?! «»< 8il<l" lnr Lsznrsonnnss «inzs^nnMN» LüütISl.  
Hr»»!«!, N»ü», 2«ll>n>OLt»lli« mit WNntüßiMi»  
L>»!>»l»«!! H»r (i»«nmmt-l.it»illtlli He« In nui  
^uülnni!«», Xr, K, 15, lß, l.i<!n»i>!it«ill von  
Viln, Unnss, — Xr l?, ^niü« von ^un,  
H»inr, VoL», — Xr, 18, vn« Neilllünon »m  
N»r<l» von Odnrl»« Dicton« (Lc>^i>, — Xr, 19,  
Noetn«, - Xr, 2N, 21, 2«, LoHiodt» von 6,  
X. Liir^sr. — Xr, L», 2<. ^?nlwnzt«in von  
^riVor!«»!! v, 5cnllI»r. l, ll, lliü» n, 8.,  
Utto ll«!!«»!.  
L»»»!, U, ?nul>i«, ^risärioli Vilholm ll, Hin»  
O»»«»^, N»ss!>, ^nlmn l^orninoz loúwmont.  
ll»»l«n. D,, v«!,«r ^VilKnIm Vnsch »na «»in«  
<l!nrf, ?»!ix ll»5,>l,  
l>»» Nu»» <l»r U«»»!>,»»»N»»»>»>«, (i««»l!«o!inlt«-  
l>»»>, Nr, ^Ho>l, Der Folm». Dino ix^nUlro vnr-  
L»nH,>""  
l»l»>»»rH<, vr, l'nnl, nnH ^, von V/»»»!»r»!il,  
>l««K«n <^uo!>«n, HlnO'l«»üt>: 1^ «NUN »NU,  
ü»<!l», Hm«!io, l'«!>-« ,vul>N >'r^!tdllln^, )lün-  
Krümm»!, vr, Otto, vor 0«!»n, Vn» Till-  
dnr^, N, 8°!>!ilt2 «i c«,  
!.»»»», l^uzou, X»tnr unH Fitto, 2«?«i XovsUen  
Xll,—XV'll, ^brnunHort, Lrünn, riioöl,  
llrßHN^,  
N»»t»r!>», Xioolüu«, Xnwlncs sii>«r üicn»rä  
V»!;n«r-l!i!!!utno!l. l^iuliß, Uroitlioil u»>!  
Uür!>!,  
NN», l^r»ni, l>»5 Uuob vom H,!t»n?riti, !>t»n  
siezonzkucn. Viorto Hnll?»«, Xu^luz <u«  
dilHun^on unäiitnIbüH, l^öipiiz nn,H LsrÜii,  
N«!>»m»»n, ^uxn«t, O^rl !l»ri» von ^?«der,  
3»»«»»», Ur, Nounr, ?r>«oi!lilm, «in n»u»nsss!>  
lunä<>,»)r l»t, 8cl>li!Lt«ll«r <!«» IV, ^»!ir-  
3o!>!>»«n, llll<loü, ^n^onH'!)r!lln«rullss«n ei,«>  
8n!>l»»ri, Ott», ^Vu« Hi»^or ^Volt Hör ^omii>li^,  
8t»»!<«!>»r», XittHlio l^roün von, Zonloz» Hone,,  
bnr^ in l^i»rtn»l ll«ä«lo«rg, <^»r! hinter,  
8tr»l>l, »nx, ^n« »>i>l nnF Uzt, llyigolrücnto  
»n» sroi ^V'ülttnoilon, 2v«it« Lnmwmn^.  
^,li!n, UüHor ,m» l>»!li«t!i>» nn<! 8vrio»,  
H(!i>'Vi>t«n, lvnrvrnn«. N. ll»utl>»l.  
l»»»!>r, ^ , >>5, ?>or„z NotlhnH, 0«äiont«, ^ieu,  
IÄN5W«, il,,>H«n i, V^öütl,, ^, U, tl. Llün«,  
V»r!,»»<»»»n»» <!el ül'zell^cnnlt 5, ür>!!<ni><ls ^»  
Uorlin, !l«n>! XIII, Xr, ll, lJyriiu, l>l«tii>l!  
V/«ll»!«i', ürn^t, Urüien n>,6 ^nHzontsn, l^»ip?iß,  
V/»rn»S, D!w!>t>«tl>, ^üwrlluz, NrMdlun,?, zlün-  
V/»»»»lv, ^. l),,, H»!>!tnn^ llli ^»nntlli«« uui!  
il^olt» ^u!!!u?o. l^«ii«ix, l. 0, XVcl,;«!,  
Witt», Kmü, ^,i!««r <lu!<i«0ü»n, 8uw« liednHon  
srn^on, n^oit» 8oli», llritte« Uekt,) 2«l!>n,  
l>>t,°»r!N ««rNozÄwcIlInN !. Drnllnnä«iu L»r!i,,  
XIII, 2ä, Xu, ü, lJ«llin, Nwtiien llsimi'i.  
KIUlf unl> Verlag von 2. 3chottlaender >„ »reslau.



Lsyuoius I^i«tsrun8«d«äiu3"23«n ^ ^ F Vrsindllruuß.  
!»!»!>»>!«!>!!!»!«!!!»!!>»!!»>»!!»!»»!!«!!>!!!«!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!<>!!!!!!!>!!<!«!»!!>:  
Von äsr Lnoliuanälunss  
allgemeine ^aturkunile  
^M ca. ^Otit) H^aMicie,^, Zt) ^<i»-isn ««<i übe»-  
9 NLixle Ls. Oktav, elsunnt in «»lufslIni nenunilen, ^ !L «»slc  
ull«s !3<l »VünenOlon« l.ief«sunzen von l« 3 Nagon ?«xt un<!  
!—2 8eil«l>en ^ ! »«lrll.  
^ünilion el8oueinson 3—4 Länäo.  
vr«i LLn<ls »illä ««ebienon, Oei oigts LanH oäor <lie «l3t«  
l<islelnnß 8teut js6«rni»nn ^u Visn3tou. —  
^uzfübiliotls ?io8p«!lt« FiaUg.  
In ^U38t».ttuuß uu<! populärsr V»l»ts11un^ 3ion en^ »n  
„Lr«nm8 Idierisbsn" »n8<:uliL33«u<i, Blisäeit 8ien <i»3 Worlc in  
lolgsnä« vier H,t>tuoiluußsu:  
^sllgß8l:N!!:Nte,,.rlc)f.Nl.Hl.^e«naz/,..2LäL,(L<l.lcl3<!li.)  
l'tlan^enlßben, V. ?ios. Or.^4.«^n«-v.M«i-«<5«». 2 La«.  
llbs lüleNLLN, V. ?l°f. III. ^tt/t. H«»^ 2 Las. (La. I. «l8LU.)  
VölliesKuntle, V.rrolvi. ^. H«t«el. 3 La«. (Ls.1. «r80Q.)  
>l»Qi«l»UF »ul« 80lFiHIt!F3ts vordorsitet, von ä«n bosussn3ten  
Autoritäten de»rbeitet> von Küu8t!siu «l3ten L»n^«8 i1lu8trisrt  
nn<l in sse6iesssn8t«l ^«i»« llU3^s3tHttet, ß«8t»It«t 3ion His „H,l1>  
gemeine lf»tul!cun6«" lu «iuom populär-Vsl83«u8<:n»,itli«u«n ll2U3>  
duou obno^lsiouon.vou velenem (n»en äom llrtsil <H»»'«« <?<«>»«)  
j«äenf»l>8 «in bs<l«ut«uä«rl>!inllu38 »ul äi« n»turvi88su3od»ttli<:r!e  
LiläuuA ä«r jetliZsn unä ä«r lcommsuäsn üensration »U3ßeli«n  
^ir<l.  
Komplett In !N Niinöen Lr. N!l»»v, e!en»nt In «»lnfso.nl  
nebunäen, ü l6 l<l>sl.  
Häi»«»» H«s Ns«w»e«^  
!>»« Xi<:l>tz«vili>»<:l>t» i«t in H>iiol>»t!s!<:!!«i!.  
>»>>»»!!!«!!«!!!!»!!»!!»!!!»>!!«!!»!!!!!!!>»!!»!!»!!»»!!!!!!!»!>!!  
V«r1n>3 <ls8 Lidliosr^pliinLlioii Institut» 1u l^sip^i^.

Vor ^^li äNDLM Iale1^233elii rükmlictität  
^II88IL^IIII0, I.0M0«, 1884.  
/^»clien,  
LamKer^,  
Larinen,  
Berlin,  
Lielel°I<^,  
Locnum,  
Loun,  
Lr2UNlcnvei^,  
I^ublen«,  
«^uk'i.ic» 21/ VIK3KN  
I^leulullcn,  
vortinunä.  
Ilrezclen,  
vülen,  
^Iberlelä,  
RIlvull^en,  
^leiburz I,V,,  
?I2inin i/W,,  
ÜÄNnover,  
?I«i<ie!I>el^,  
>leildioun,  
Karlzrune,  
Kassel,  
?KI?I3I)X  
Kempten i/L,,  
.Küln.  
I.eip«iß,  
I^uclvissHHlen,  
I^Iain?,  
^Iiunneim,  
^limcnen,  
^Iünlter i/>V.,  
Nürudelg,  
riauen i/V.,  
I^I  
?c>3«»,  
Kempen,  
I^«mgcnei>I,  
3^2rbIncIle»,  
äcliverin ,/«.   
3teltin.  
8tuNzHN,  
Irler,  
^VielkHäeu,  
^Vuribns^,  
X^v«!drüc«n,  
,

w.^.>n^,'^>.^><â€

w.^.>n^,'^>.^><â€

w.^.>n^,'^>.^><â€

November 1686.  
Inhalt.  
5e«e  
A. Andrea ill Neapel.  
Ein Ehristus. Erzählung I.3H  
Hieron^mus torm in Dresden.  
Die Metaphysik zu Lude de; >,a. Jahrhunderts ^7  
>), Iastrow in Verlin.  
Die MarienImrg, Ein ostdeutsches venfmal I.66  
Sigmund Alünz in Rom.  
leo XIII. (Schluß.) ^83  
Alfr. Chr. Rauscher in Verlin. /<) /? ^/  
Iudwia ran Veelhoven in Verlin, ..,?,,. <s7^7'7?^^^5<'.^/^^ <99  
Raphael töwenfeld in Vreslan. ^v^  
I^hieronymus Iorm / 2^8  
f)anI lindau in Verlin.  
Oerbrechen oder Wahnsinn? Das Schulmädchen Illaric Schneider. 23^  
Karl )aenicke in Vreslau.  
Justine vankmar. Novelle. > 24^  
Vibliographie. 26?  
tüüuigejchichle des dcnilche» Volkes. <Mi! III„ftli»ionen,1 — Hin tnglündei  
üb» den Hieiherin «°,n ölein, — Nenniasil trdgeschichte.  
Vibliographische Notizen 2?H  
t)ici;u ein Portrait von kjieronymus Iorm.  
Radirung von Wilhelm Urauskopf in München.  
,N»ed und Süd" eücheinI am Anfang jedes M<mai5 in I>e>!en mt< i« einer Ilunsideilage.  
« preis pro Vuarlal <3 yefle, b Mail. ,  
—^^ Alle auf den «dactionellen Inhalt von „^Zllid und Süd" bezüglich  
Senoungen sind an die Ilcd.itti<m nach Nreßliu, Siebenhufenerstraße 2,2, ohne  
Annabe eines Personennamens zu richten.  
Beilagen zu diesem hefte  
KON  
Zl«<>z <t <l»Mf>, ^dxls, in Slullgae!, (Konische vichlung,!</p>
</div>
</html>

\_EMPTY\_

^ ^ » ^ < " ^ " » » < ^ S ^ » " ? » « ^  
,ci!ÄK vlln 8,2ckwwm:a6c!'in ft ^ ^ > 2. ^ ,

\_EMPTY\_

'Â»!'.", - >>



Aord und SÃ¼d.  
Eine deutsche Monatsschrift.  
Herausgegeben  
von  
Faul Lindau.  
XXXIX. Vand. â€™ November M6. â€™ Heft ^6.

V r e ^ l a u.  
Druck und Verlag von 3, 3chottlaender.

\_EMPTY\_

Gin Christus.  
Erzählung  
VON

A. Andren.  
— Neapel, —

In der ehemaligen Residenz des Castilischen Reiches lebte Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein bejahrter Bildhauer, dem während seiner Künstlcransbah» drei der begehrtesten Güter der Erde zu-gefallen waren: Ehre, Neichthum uud ein junges, schönes Weib, Das eine verdankte er seinem ungewöhnlichen Talent, das andere seiner außerordentlichen Thätigkeit und das letzte einem im Elend verkommenen Jugendfreund, der ihm ans Dankbarkeit für vielfach empfangene Unterstützungen seine reizende, kaum achtzehnjährige Tochter hinterlassen hatte. Dessenungeachtet war Meister Iusó nicht glücklich. Nie wohnte ihm wahre Freude am Leben und an seinem Schaffen iu der verschlossenen Brust, selten zog der Fckde bei ihm ein, und ein verzehrender Durst uach Grüße und Ruhm ließ ihm weder Rast noch Nuhe. Seit vielen Jahren brütete er über einer Idee, die ihn« die Erfüllung aller seiner ehrgeizigen Träume versprach, die er aber trotz seines eisernen Willens, trotz seiner riesenhaften Arbeitskraft, immer noch nicht zu verwirklichen im Stande war. Ein Werk, das ihn auf den Gipfel der Weltberiihmtheit höbe und seine Unsterblichkeit auf Erden gründe! Was galt ihm alles Andere? Das Glück der Liebe fchätzte er zu gering, um es zu suchen; die Achtung und Bewunderung seiner Mitbürger befriedigten ihn längst nicht mehr, und Wohlstand und Ansehen hielt er für das gewöhnliche Allgemeingut der großen 10'

^0 A. Andrea in Neapel.

Masse, von dem der höhere Mensch zwar seinen rechtmäßigen Theil beanspruchen — daß er sich jedoch nie zum Ziele sehen dürfte.

Endlich glaubte er, daß die Stunde seiner geistigen Erlösung geschlagen hätte.

Die Stadt Burgos wollte ihren schönen Dom mit einem Cruzifix, d«K  
semer würdig wäre, ausstatten, und übertrug die Anfertigung desselben dem einstimmig anerkannt geschicktesten und verdienstvollsten ihrer einheimischen Künstler: Meister Ios6.

Mit dem ihm eigenen Ungestüm begab dieser sich an die Arbeit und schien bald darüber Speise und Trank, Schüler und Genossen, seine schöne Villa auf einem der blühendsten Hügel anßerhalb der Stadt — und mit ihr sein junges Weib — zu vergessen.

Woche auf Woche, ein Monat nach dem anderen verrann jedoch und das Cruzifix wurde nicht vollendet.

Unter den übrigen Künstlern der Stadt, wie unter Iosss Schülern und Freunden herrschte indessen eine große Spannung. Mit Recht setzten sie voraus, daß jener nur an ein Meisterwert soviel Eifer, Zeit und Arbeit verwenden könnte und daher dasjenige in Frage beabsichtigt sein müßte, alle seine bisherigen zu übertreffen.

Da es aber nach Jahresfrist noch nicht erschienen war, und der Künstler sich noch immer in seiner Wertstatt eingeschlossen und von aller Welt zurückgezogen hielt, verbreiteten sich allerlei wunderliche Gerüchte über ihn und sein unbekanntes Werk.

Unter den Gläubigen kreiste die schöne Täuschung, daß die Engel des Himmels in Person dem Meister bei seiner Arbeit zur Hand gingen, und er sich aus diesem Grunde so verborgen halten müßte.

Die mehr pessimistisch Gesinnten erzählten sich hingegen, daß der finstere Mann, dessen Hirn von jeher der kühnsten Pläne voll gewesen war, ein Vündniß mit dem Teufel geschlossen hätte, der ihm um de» Preis seiner ewigen Seligkeit mit hüllischen Künsten bei seinem Werke hülfe, damit es ihn zum ersten Bildhauer der Erde machte — und deshalb scheute er die Menschen und das Licht der Sonne.

Aber der größere Theil der Unbefangenen munkelte, daß der ruhmsüchtige Meister von dem vielen Denken, Arbeiten und Fasten erkrankt sei und Gefahr liefe den Verstand zu verlieren.

Eines Nachts beschloß eine kleine Schaar der Neugierigsten und Besorgtesten unter ihnen, ihn heimlich bei der Arbeit zu beobachten. Sie fanden seine Werkstatt verschlossen und die vergitterten Fenster derselben so dicht verhängen, das; drinnen Alles dunkel erschien und sich uicht das geringste Geräusch vernehmen ließ. Schon wollten sie sich enttäuscht zurückziehen, als ein lauter Schrei der Wuth und der Verzweiflung, von einem furchtbaren Krach gefolgt, die tiefe Stille durchbrach, die Thiire aufgerissen wurde, Ios6 mit geballten Fäusten, schrecklich verzerrtem Gesicht, keuchender Brust aus dem Hanse stürzte und achtlos an ihnen vorbei — in die Dunkelheit hinaus rannte.

«in Christus. I.HI,  
Als sie sich Von ihrem Schreck erholt hatten, drangen sie in die verlassene Werkstatt ein und fanden einen zertrümmerten Marmorblock, an dem taum die ersten Spuren menschlicher Glieder zu erkennen waren, und einen völlig vollendeten, in der Witte auseinander geborstenen Kopf, mit den leidenden, aber dennoch verklärten Zügen des gekreuzigten Christus . . .  
Zu derselben Stunde stand Dolores, des Künstlers schöne Gattin, auf dem Balcon ihrer entlegenen Villa und sog mit gespanntem Ohr und schmachtender Seele die sanft verklingenden Töne einer Cither ein, die gleich einer geheimen, zärtlichen Hinge die stille Luft durchzitterten.  
Traurig und einsam wie jetzt hatte sie schon manche Nacht durchwacht, aber noch nie sich so verlassen gefühlt und sich so innig und schmerzlich nach einem geliebten Gefährten gesehnt, als in dieser — da ihr die süßen Klänge offenbarten, daß ein anderes Menschenwesen einsam mit ihr wachte, und ein anderes Herz sich gleich dem ihrigen nach Gemeinschaft und Liebe fehnte.  
Schwere schleppende Schritte, die dnmpf auf dem marmornen Fußboden der weiten Eingangshalle nachdröhnten, scheuchten sie jäh auf uud in de» Schutz ihres matterhellten SchlafgemachZ, wo sie mit wogendem Busen stehen blieb und horchte.  
Sie weiß wer da gekommen ist, und ahnt, daß es ein gewaltiger Sturm sein muß, der ihn von seiner große» Arbeit zu seinem stets vernachlässigten Weibe treibt.  
Mit zitternden Fingern ergreift sie die brennende Kerze, und geht dem späten Gast entgegen.  
^Seid Ihr es, mein Gemahl?" ruft sie in die dunkle Halle hinein. Ein heftiges Keuchen giebt ihr Antwort; dann wird los6s lange, finstere Gestalt im Kerzenlicht sichtbar.  
Ein leiser Angstschrei cutfährt dem jungen Weibe.  
Wie sieht er ans!  
Zerrissen hängt ihm der lange schwarze Mantel von der Schulter, sein Wamms ist beschmutzt, seine Hände bluten; das struppige halb ergraute Haar sträubt sich ihm auf der gefurchten Stirn; feine farblose» Wangen sind eingefallen, nnstät glühe» feine Augen und laute, heiße Athemstöße entfahren seinem zuckeudcn Munde.  
„Was ist geschehen. Meister Iosü'?"  
„Nah! Meister Iusüü Eine zappelnde Gliederpuppe ohne Kraft uud Willen — die steif auf der Klippe des Ruhmes dahin stolpert und klappernd in das tiefe, bodenlose Nichts hinunter stürzt!"  
„Um aller Heiligen willen, faßt Euch, mein Gemahl!"  
„Ha, Weib! Wenn Du begriffst, was folch ein Sturz zu bedeuten hat, würdest Du mir nicht von Fassung sprechen. Oh — oh — —!° Mein Leben lang hat der große Gebaute mir im Hirn geleimt, und da ich ihn zuletzt an's Tageslicht bringe, sehe ich, daß er verkrüppelt ist."

^2 A, Andrea in Neapel.

„O, bist Du nur gekommen um zu hadern?“ klagte das junge Weib.

Und er bitter!

„Tic Zeiten, da ich kam, um mit Tir zu kosen. sind längst vorüber

und — Fluch ihrem Andenken! Für jeden Augenblick, den ich mit Deiner

Schönheit und Jugend verbuhlte, rächt sich jetzt die gekränkte Muse.“

Tief senkte Dolores das bleiche Gesicht und ging schweigend in ihr Gemach

zurück . . .

Wochen vergingen. Von Neuem hatte sich Meister Jos» in seiner Werk-

statt vergraben; aber je rastloser sein Geist an dem verhängnißvolleu Wert

seiner Unsterblichkeit arbeitete, desto unthätiger bliebe» seine Hände — desto

müssiger der Meißel, und das von der ganzen Stadt ungeduldig erwartete

Cruzifir kam nicht zu Stande.

Und Dolores — das glühende, weiche Herz — verlor unterdessen in

der gefährlichen Einsamkeit ihrer Ehe den rechten Pfad. Muß doch die

Jugend genießen und das Weib lieben! — ob auch jeder Genuß einen Tropfen

Gift ans der Zunge ließe, und jeder Herzschlag der Liebe mit einer Schmerzens-

thräne bezahlt werden müßte.

Miguel war jnnng und schön wie sie und sein warmes, zärtliches Gemüth

dem ihrigen verwandt.

Ihre Verlassenheit hatte sein Mitleid erregt, ihr Schmerz seine Liebe

wachgerufen und ihre Schönheit seine Leidenschaft entzündet.

^> Er fchwor, sie lihrem grausamen Geschick zu entreiße», ihr eiu neues

Glück zu schassen, oder treuliebend für sie zu streben, aber — er dachte nicht

daran, sie vor der Schuld zu schützen. Und in einer finsternen Nacht, da der

schwüle Cummerwind leise die ^Villa umstreifte und schwarze Wolkenmassen

die Stadt in ihrem Scklafe ,;ndeckten, lockten die bekannten Citherklänge sie

wieder auf den Valcun; zwei Arme streckte» sich verlangend nach ihr aus uud

zwei feurig bittende Auge» lekehrten Einlaß.

„Dolores, ich liebe Dich!"

„Miguel, Tu bist mein Leben!"

„Und Tu welkst dahi» und läßt mich vor Liebe und Sehnsucht ver-

gehen!"

Eine kurze, inhaltsvolle Pause — — dann flüsterte Dolores kaum

verständlich:

„Ehe ich sierbe, »lochte ich wohl das Glück in Deinen Armen kennen

lernen! Habe ich nicht das Recht zu lieben den, der mich liebt? Komm,

o komm!!

Derselbe Wind, welcher so verstohlen die Villa umkreiste, begleitete auch

heimlich den Wanderer, der mit einen: großen Holztreuz belade», schwerfällig

den Weg von der Stadt daher kam; und dieselbe Nacht, die das süße

Gehcinmiß zweier Herzen i» ihrer verschwiegenen Vrust umschloß, war auch

die Vertraute des unglücklichen Mannes, den der Ehrgeiz zum Abgrund der

Verzweiflung trieb.

«in Christus, ^3

Mechanisch, Schritt uor Schritt, näherte er sich der Villa ans dem Hügel. Als er das große Eingangsthor derselben erreichte, hielt er so lange inne um es mit dem Schlüssel, den nur er allein das Recht zu führen hatte, zu öffnen. Ohne es hinter sich zu schließen, und mit einem dumpfen Laut der Erschöpfung, drang er in das Haus ein: aber unwillkürlich trat er leiser in der stillen Vorhalle auf, denn es war ihm eingefallen, daß er den Schlummer seines jungen Weibes stören möchte. Draußen ist plötzlich der Wind laut geworden; ein hohles Brausen geht durch die Luft; die ganze Natur scheint sich unruhig im Schlafe zu regen und, von bösen Traumen gequält, zu seufzen und klagen anzufangen. Das Gewitter zieht heran, der Donner beginnt zu grollen, Blitze durchfahren die Dunkelheit, das niedrige Gewölk berstet und entladet sich prasselnd. Die große Ruhe der Nacht ist dahin! — Eich unsicher den Weg tastend, ist Meister Ioss an der Thür des Gemaches seines Weibes angelangt, als ein rasselnder Donnerschlag das ganze Haus erschüttert, und er von Mattigkeit überwältigt mit seiner Last so hart gegen jene anprallt, daß sie in ihren Angeln krachend aufspringt. Dolores im weißen Nachtgewande, mit verworrenen Locken und entgeisterten Zügen, aus denen ein stummes Entsetzen starrt, wautt ihm entgegen. Er beachtet sie kaum, denn der letzte Rest seiner physischen Kraft ist erschöpft; krachend fällt ihm das Kreuz von den Schultern — dem jungen Weibe vor die Füße.

„Sieh' her!“ ruft Iosé heiser und mit bitterm Lachen: „Das ist das leere Holz, dem sich der spröde Stein durchaus nicht anschmiegen will. O, das große Christusbild wird nie vollendet werden, und der erhabene Schmerz in meiner Brust nie Gestalt annehmen! — Meine Hand ist erlahmt, meinem Schädel das Genie entflohen — — — Ich fühle nichts mehr als ein tiefes Loch darin. Zum Teufel mit dem Meißel, zum Staube mit dem Ruhm!! Meister Iosé ist doch nur ein erbärmlicher Stümper, und schon bei Lebzeiten in Vergessenheit versunken.“ „Ha!“ — Wie vom Blitz getroffen hält er inne, doch schon in der nächsten Sekunde beginnt ein fürchterliches Leben in ihm zu wüthen: große Schweißtropfen dringen ihm aus den Poren; rollend treten ihm die Augen aus den Höhlen und starren gleich ein Paar Feuerkugeln auf eine fremde Gestalt in der Fensternische; schnaubend bewegen sich seine Nasenflügel und der Speichel fliegt ihm aus dem Munde, da er zähneknirschend ruft: „Was — was ist das?! Treibt die Hölle Spiel mit mir oder — das verfl — — —“ Mit einem Schrei der Todesangst wirft sich Dolores ihm zu Füßen: „Nicht ihn — mich tödte! Ich habe Dich verrathen und ich liebe ihn.“ Wiithend schleudert er sie zu Boden. Nicht ein einziger Laut entfährt ihr mehr, aber mit brechendem Blick folgt sie seinem Arm, der einen gezückten Dolch über Miguels dunklen Lockentupfe schwingt.

444 A. Andrea in Neapel,  
„Dolores, vergilb!" ruft dieser mit der qualvollen Innigkeit eines Menschen,  
der den Tod vor Augen hat. „Vergieß, daß unser Glück so schnell und  
blutig endet und — —" Das Wort erstirbt ihm auf der Lippe, und von  
der scharfen Waffe zweimal in die rechte Seite getroffen, taumelt er gegen  
die Wand. „Hab' Dank. Dolores, — ich sterbe!"  
Gleich einer gereizten Tigerin springt sie empor und fängt ihn in den  
Armen auf.  
Aber Iosüs wuchtige Faust reißt sie auseinander.  
Nöchelnd bricht Miguel zusammen, während Dolores, von einem eiserne»  
Griff gehalten, auf ein Ruhebett gezwängt wird, wo ihr eine barmherzige  
Ohnmacht das entsetzliche Bewußtsein ihrer Qual und Schuld raubt.  
Nach wenigen Minuten jedoch bringt eine eigenthümliche grauenhafte  
Empfindung sie wieder zur Besinnung.  
Es ist ihr als ob alle ihre Nerven mit glühendem Eisen durchschnitten,  
und mit dröhnenden Hammerschlägen wieder zusammengeschnitten würden.  
Sie möchte sich erheben — auch nur bewegen, aber sie fühlt sich mit  
Händen und Füßen auf dem Schmerzcnslager festgeschnürt. Endlich gelingt  
es ihr die Augen zu öffnen, und schaudernd — —  
Doch nein! Was sie sieht, ist nur Sinnestäuschung.  
Eine derartige Grausamkeit wäre ja nicht menschlich.  
Die Teufel selber würden dem Schuldigsten nicht solche Qualen bereiten.  
Sie träumt ja nur bei lebendigem Leibe den Martertraum der Hölle.  
Am Boden kauert ihr Gatte und schlägt seinen Christus an's Kreuz.  
Doch ach! er ist nicht aus Stein gehauen, sondern gleich dem geliebtesten,  
schönsten Menschensohn aus Fleisch und Blut gemacht. . .  
Dolores stößt einen gellenden Schrei aus:  
„Miguel!"  
Ein Seufzer, ein letzter zitternder Athemzug dringt an ihr Ohr; dann  
übertönt der Schlag des Hammers Alles, was sich rings umher noch regt,  
und raubt ihr selber Sprache und Vernunft.  
Mit weitoffenen, blöden Angen starrt sie auf das Leichengesicht des Ge-  
liebten am Boden, auf die dicken Blutstropfen an seinen nägeldurchbohrte»  
Füßen, und die nackten, an das schwarze Holz gehefteten, ausgebreiteten Arme.  
Nur noch ein paar Minuten der grausamsten Qual und Angst, und  
dann ist das Licht ihrer Geistes erloschen! — Sie büßt und leidet nicht länger.  
„Hahaha!" lacht sie schrill auf. „Miguel! W <ü»iÄXov.. Wo hast Du  
Deinen Mantel gelassen? Das Grab ist kalt — und wenn Du nicht fliehst,  
saugt Dir der alte Vampyr das Blut aus d<?n Adern — Hahaha! Kreuziget  
— kreuziget ihn! ..."  
Endlich ist der so lange leer gebliebene Ehrenplatz am Hochaltars de?  
Toms von dem neuen Eruzifix — Meister Ius^s geheimnißvolles Meisterwert—  
ausgefüllt worden, und mit einer Messe wird es feierlich dem Tempel des  
Herrn geweiht.



«Li» Christus. 5H5

Dicht gedrängt liegen die Gläubigen vor ihm auf den Knien.

Wer noch aufrecht steht, blickt schauernd vor frommer Scheu und sprachlos vor Bewunderung auf den gekreuzigten Welterlöser, der das gemarterte Haupt im Tode neigt, dessen klaffende rothe Wunde an der rechten Seite, dessen durchbohrte Hände und Füße herab zu schreien scheinen: „Mein Blut komme über euch und über eure Kinder!"

Im Ganzen hatte jedoch das heilige Märtyrerbild wenig gemein mit einem Christus, wie ihn die Leute sonst zu sehen gewohnt waren, und je aufmerksamer und unbefangener sie es betrachteten, desto deutlicher drückten ihre Mienen Betroffenheit, Zweifel und Schrecken aus.

Der Künstler hat' etwas Unglaubliches zu Stande gebracht, denn sein Wert steht außerhalb der Grenzen der Knnst nnd stellt die Natur in ihrer herbsten Wahrheit dar!

Der gekreuzigte Christus ist ein schöner Jüngling mit ebenmäßigen Gliedern und einem Gesicht, das noch im Tode die Spuren irdischer Leiden-schaft trägt. Anstatt der üblichen Dornentrone umgeben kurze dunkle Locken seine Stirn; ein schwarzer, von dem Blute der Seitenwunde befleckter Tuch-fetzen ist ihm um die Hüften geschlungen; eine natürliche Leichenfarbe bedeckt den ganzen Körper; die Knie sind im Schmerze des gewaltsamen Todes leicht in die Höhe gezogen und die eingefallenen Seiten unter der starkgewölbten Brust, wie. jede erschlaffte Muskel der Arme und Beine, verrathen noch die Pein eines langsamen, grausamen Dahinsterbend.

Das ist lein über den Tod triumphirender Gott, sondern ein gekreuzigter Mensch, der vor der Schwelle der Verwesung steht!

Nach uud nach löste sich das athemlose Schweigen der überwältigten Menge zu einen» unruhigen, ängstlichen Flüstern und Murmeln. Der Name des Künstlers wurde genannt. Er war nicht zugegen, und Alles, was man von ihm und seinem Werte wußte, daß er es selber zur frühen Morgen-stunde auf den Schultern in die Kirche gebracht und niit eigenen Händen auf-gestellt hatte — wie wenn er eifersüchtig fremde Hilfe verschmähte.

»Santa Maria!" kreischte plötzlich ein altes Mütterchen, das in Andacht versunken dicht neben dem Altar mit dem neuen Cruzifix auf den Knien lag, und zeigte, an allen Gliedern zitternd, auf den ihr zur Seite stehenden Buben, dem ein großer Tropfen geronnenen Blntes auf den Kopf ge-fallen war.

„Ein Wunder! Ein Wunder!" schrie es rings umher bunt durchein-ander: „Das Blut des gekreuzigten Gottes hat Leben erhalten!"

Die Einen singen laut zu beten an; die Anderen verhüllten schluchzend in frommer Schauer das Gesicht; die Meisten stießen und drängten sich jedoch wild durcheinander, um die Gnade Gottes mit eigenen Augen zu schauen, uud sich möglichst zum Nutzen zu machen. Gab es doch Keines unter ihnen, das nicht Wünsche oder Sorgen hatte!

!,H6 A. Andrea in Neapel.  
Nur ein Mann, der schon lange unverwandt das Cruzifix betrachtet hatte, und zu der kleinen Schaar Terer zähle, die nicht den Heiland anzu- beten, sondern ein Kunstwert zu prüfen gekommen waren, blieb unberührt vor der allgemeinen fanatischen Bewegung, und legte ruhig die Hand auf den Kopf des verblüfften Buben, an dem das Wunder geschehen war, um den dunklen Fleck in dessen Haaren zu untersuchen.  
Es war eine kalte klebrige Masse, die auch ihn schaudern machte.  
Erbleichend prallte er zurück und mit einem Blick des Entsetzens auf den gekreuzigten Christus rief er aus:  
„Das ist Menschenblut!"  
In diesem Augenblick stürzte durch das große Portal der Kirche ein junges Weib mit fliegenden Haaren und flackernden Angen, das sich mit den Armen um sich schlagend durch die erschrockene Menge bahnte, und unauf- hürlich vor sich hin jammerte:  
„O mein Miguel! — Mein Heiland! — Am Kreuz!"  
Gleich einem düstern Schatten folgte ihr ein bleicher, hagerer Mann mit ergrauten Haaren nach.  
Es war Meister Iosc>.  
Ein grausames Lächeln der Befriedigung lag ihm wie eingemeißelt in den harten Zügen, und regungslos hingen seine glühenden Augeu an der Jammergestalt des wahnsinnigen Weibes, das schon von Weiten das Cruzifir erspähte und ihm ungestüm zustrebte.  
Aber derselbe Manu, der die schreckliche Wahrheit des vermeintlichen Wunders enthüllt hat, ergreift den Meister beim Arm, zieht ihn an den Altar, und fragt, auf das vcrhängnißvolle Werk deutend:  
„Was hat dort das Menschenbild am Kreuze zu bedeuten, Meister Iusü?"  
„Nuhm!" rief begeistert ein junger Schüler des Künstlers, der sich in der Nähe befand, aus.  
„Mord!" schrie Tulores und warf sich auf die Stufen des Altars nieder.  
„Nache!" sagte Iosü hohuvoll, zog ein Messer unter seinem Wamms hervor und stieß es sich in die Brust.

M  
K^^^\_^M^^^  
OWMft  
3^^.Fi ^.,

Die Metaphysik zu Ende des 19. Jahrhunderts.  
von

— Dresden. —

In der Geschichte der Wissenschaft, wenn cmch nur auf dem schmalen Gebiete, wo sueculatives Denken sich überhaupt als Wissenschaft behaupten kann, wird Eduard von Hartman« aus dem Grunde eine hervorragende Stelle einnehmen, weil seine Philosophie den Abschluß der metaphysischen Vemühungen des 19. Jahrhunderts bildet. So hat die Kritik der reinen Vernunft das 13. Jahrhundert philosophisch abgeschlossen. Diese äußere, blos chronologische Parallele macht den inneren intensiven Unterschied um so bemerkbarer, das Auseiuanderlaufen nach ganz entgegengesetzten Richtungen in zwei Hauptleistungen, welche den zufälligen Umstand, Marksteine im Zeiten lauf zu bilde», mit einander gemein haben. Der Unterschied ließe sich kurz als subjectiver und objectiver Idealismus feststelle»; allein diese Begriffe sind in dem Jahrhundert seit dem Erscheinen des Kant'schen Hauptwerkes so oft mit gefälschtem Inhalt erfüllt worden, daß sie heutzutage dem uubefaiigenen Verstände die entgegengesetzten Richtungen nicht mehr genügend zu erkläre» vermögen.

Ter transceudentale Idealismus Kauts ist allerdings subjectiver Idealismus; mit der ausschließlichen Anwendung der letzteren Bezeichnung jedoch haben die Anhänger einer in die Luft bauenden Metaphysik in» Nestreben, über die von Kant blosgclegten, ewig nnerschütterlichen Grenzen des Naturertennens auf Flügeln spccculaliucr Träume hinauszukommen, eine für ihren imaginären Zweck durchaus uthwendige Herabsehung des trauscendentalen Idealismus beabsichtigt. Tiefer lehrt die angeborenen Functionen kennen, mittelst deren einzig »nd allein uud folglich »othweudig und allgemein der Mensch zu einer Erfahrung gelange», die Außenwelt sich in das

^8 Hieronymus torm in Dresden.

Bewußtsein bringen mid bei genauer Erforschung der natürlichen Grenzen jener Functionen eine Weltanschauung in höherem Sinne gewinnen kann. Ist transcendent dasjenige, was jenseits aller menschenmöglichen Erfahrung liegen mag, so sind die subjectiven Bedingungen der erreichbaren Erfahrung transcendental, weil sie eben nicht selbst wieder in ihrem Ursprung und in ihrer Möglichkeit erforscht, erfahren werden tonnen. Diese trcmscendcntalen, subjectiven Functionen sind in erster Reihe die sinnlichen Anschauungsformen Raum und Zeit, fowie der dem Verstand angeborene Begriff der Causalität*i* ihre Thätigkeit ist die Verarbeitung der Sinneseindrücke oder der Wirkungen auf die Sinne aus unbekannter (transcendenter) Ursache zu Wahrnehmungen. Mit anderen Worten: die Apperception setzt ein transcendent Gegebenes voraus. Aus diesen subjectiven Grundbedingungen aller möglichen Erfahrung kann auch nur ein subjectives Erfahrungsbild hervorgehen, eine Erscheinung? Welt, eine Welt der Vorstellungen, in welche wir die Sinneseindrücke zu Eigenschaften der Dinge selbst idealisiren». Insofern mittelst der subjectiven Grundbedingungen die metaphysische Realität der Dinge an sich unerreichbar bleibt, ist alles irdische Erkennen oder Wissen ein transcendentaler, ein subjectiver Idealismus. Er ist nothwendig nicht allgemein die Erkenntnisthätigkeit eines jeden menschlich organisirten Subjects. Diese unumstößliche Wahrheit in ihrem ganzen Umfang anzuerkennen, fällt natürlich Denjenigen sehr schwer, welche um jeden Preis aus dem Idealismus heraus zur Erkenntniß der metaphysischen Realität, zur Erkenntnis; des Dinges an sich gelangen wollen, eines Absoluten, welches Natur und Geist, das gesammte All aus sich gebaren und folglich auch aus sich erklären soll. Der nächste Weg, um jene unbequeme Wahrheit herabzusetzen, ist ihre fälschende Einschränkung. Zu diesem Zwecke wird der allumfassende Begriff des subjectiven Idealismus nicht seine Nothwendigkeit und Allgemeinheit gebracht und zwar durch eine Auffassung in dem Sinne, als ob das Subjective auch das Zufällige und Willkürliche wäre, und sein Idealismus nur eine Annahme und Voraussetzung einzelner, besonders dazu disponirter Subjectivitäten, wie etwa der Geschmack, der in dieser oder jener Art vorhanden oder auch nicht vorhanden sein kann. Es versteht sich von selbst, daß in Wahrheit der subjective Idealismus durch keinen subjectiven zu ersetzen» ist, das will sagen, daß es absolut keine» Begriff eines Objects giebt. welcher dem allumfassende» Begriff des dem Idealismus innewohnenden Subjects völlig congruent sein konnte. An die Stelle der thatsächlich sich vollziehenden, dem Bewußtsein stets gegenwärtigen subjectiven Weltentstehung ein Object setzen wollen, aus welchem die Welt objectiv entstünde, hieße das Undenkbare denken, ein Vorrecht, das ausschließlich dem Glauben aufbewahrt ist; was die Philosophie als wahr behauptet, das muß sich auf Bewußtsein, auf das Wissen überhaupt stützen können.

Dieser Punkt ist es gerade, in welchem sich das factische Erkennen des subjectiven Idealismus von den Träumen, Dichtungen, Hirngespinnsten und

Die Metaphysik zu Knie des 19. Jahrhunderts. <sup>^</sup>HH  
niemals zu einem Schein von Evidenz gelangenden Voraussetzungen des objectiven Idealismus scheidet. Wir sehen den letzteren seit Kant, der ihn unmöglich machen sollte, gerade erst recht den Hexensabbath imaginärer Welt«  
erklärungen aufführen. Den Anfang hat Fichte gemacht und seine Lehre ist gerade aus unermeßlichem Enthusiasmus für Kants neue Offenbarung herausgewachsen. Durch Uebertreibung und Uebergipflung hat Fichte Kants subjectiven Idealismus, welcher vom Meister dazu verurtheilt wurde, ewig vergebens nach dem congruenten Object zu schmachten, selbst zum Object zu machen versucht; durch VerWandelung des phänomenalen Ich in ein reales Welt-Ich, welches den Proceß einer objectiven Weltentstehung in derselben Weise vollzöge, wie das subjective Ich seine Erscheinungswelt hervorbringt, war sogleich der Anstoß zum höchsten Schwindel gegeben. Indessen stand Fichte der Zeit und der Person seines Lehrers in Königsberg zu nahe, als daß er nicht gefühlt hätte, <sup>^</sup>s handle sich vor Allem um den Punkt, wo das transcendente Erkennen und mit ihm das Wissen aufhört, es handle sich also darum, das darüber hinansstrebende Speculiren zu einer „Wissenschaftslehre“ zu machen. Schelling und Hegel haben es mit diesem Punkt, auf welchen für die Lebensfähigkeit des objectiven Idealismus Alles ankommt, mit der Möglichkeit des Wissens nämlich, viel leichter genommen.  
Die Sache stellt sich beim Festhalten an der Kant'schen Grundlegung unendlich einfach dar: über die Apriorität hinaus giebt es kein Wissen, keine Wissenschaft. Die leuchtende Evidenz, die unerschütterliche Gewißheit, welche das Kriterion alles Wissens ist, ergiebt sich nur aus den Erfahrungsbedingungen» des Subjectes selbst. Die Axiome der Mathematik, die Ergebnisse der Naturforschung holen ihre Evidenz aus den a priori vorhandenen Functionen des Erkennens; sie sind die objectiv gewordenen Anschauungs- und Verstandesformen des Subjects. Darum ist das Kennzeichen dieses Wissens, dieser Wissenschaften, die nothwendige und allgemeine Einsicht in ihre Wahrheiten. Wer einen Satz des Euklid oder eine Behauptung der Naturerkenntniß leugnete oder bezweifelte, der hätte den Verstand verloren, während Einer durch Leugnung oder Widerlegung jedes metaphysischen Axioms von Thales bis Hartmann nur eine Probe seines Verstandes ablegte. Ueber die Apriorität hinaus giebt es nur — Glauben: Glaubensbekenntnisse sind der Pantheismus (Allwille) Schopenhauers, der Panlogismus (Allvernunft) Hegels, die Realen Herbarts: Glaubensbekenntnis; ist sogar, was man zu wenig beachtet und zu wenig als Waffe gebraucht hat, wie jeder andere objective Idealismus, wie sehr er sich auch gegen diese Bezeichnung sträubt: der Materialismus. Sein Object ist ideal: die atomistisch zeitheilte Materie, die ebenso wenig beweisbar als wahrnehmbar ist. Glaubensbekenntnis; ist endlich auch Hartmanns Verschmelzung des Pantheismus und Panlogismus zu einem Neu-Spinozismus, zu einer absoluten Substanz, an welcher Ausdehnung und Denken, ;n Willen und Idee vertieft, die Attribute wären. Wenn ich aber schon glauben soll, wenn der objective Idealismus in seinen'

i>50 Hieronymus toim in Dresden,  
letzten Gnmde auf einen Glaubensartikel zurückführt, so will ich doch lieber  
die unbefleckte Empfängnis; oder irgend ein anderes päpstliches Dogma glauben.  
Ich befände mich dabei gemüthlich und brüderlich in der Gemeinschaft von  
Millionen, während ich bei dem Glauben an die metaphysischen Objecte aus-  
schließlich auf die Gesellschaft der betreffenden Herren Erfinder angewiesen  
wäre, eine Vruderschaft, die gerade nicht sehr anlockend ist,  
„Der Mrnschengeist ist nicht das Nug' der blinden Welt,  
Er ist ihr Wissen nur, dah nie sie wird erhellt."  
Ich gebrauche dieses Selbstcitat zur Bekräftigung der Wahrheit, daß die  
Metaphysiker des subjectiven Idealismus die unheilbare Blindheit der Welt  
überall dort nachweisen, wo es gilt, über die Schranken der Endlichkeit hin-  
auszusehen. Ja, die Aufgabe dieser Metaphysiker ist es, den Schranken der  
Endlichkeit die zur Unerschütterlichkeit nothweudige wissenschaftliche Befestigung  
zu geben. Dabei lassen sie jedoch die Sehnsucht, die Ahnungen, die Hoffnungen  
unangetastet, die ganze Seligkeit, daß mit dem Bewußtsein der Endlichkeit,  
je klarer es sich in die Seele geprägt hat, auch nothwendig schon ein i» dem-  
selben Maße klares Bewußtsein der Unendlichkeit gegeben ist. Wenn sie es  
ablehnen, den irdischen Blick für diese Unendlichkeit mit wissenschaftlicher Seh-  
kraft füllen zu tonnen oder zu wollen, so widersprechen sie doch nicht den  
religiösen oder dichterischen Lichtgestaltcn, die für das Gcmüth des Einzelnen  
im wissenschaftlichen Dunkel des Unendlichen sichtbar werden wollen. Die  
Metaphysiker des objectiuen Idealismus hingegen sind blinde Augenärzte; sie  
trachten, der Welt den Staar zu stechen, während ihnen das zu dieser Operation  
unerläßlich erforderliche Sehen der eigenen Augen maugelt. An die Stelle  
des Sehens treten die Hallucinationen, nicht mehr die Träume und Ideale  
des Gläubigen oder des Dichters, sondern die mit dem Anspruch auf wissen-  
schaftliche Wahrheit behaftete» Objecte, welche noch dazu in ihrer auseinander  
hervorgehenden Entwicklung einen Fortschritt des menschlichen Geistes bedeuten  
sollen. In Wahrheit aber entpuppen sich vom Fichte'schen Ich bis zur abso-  
luten Idee Hegels diese metaphysischen Objecte, je weiter sie auseinander  
gelegt werden, um so sicherer als Dogmen und bedeuten daher statt des Foi-t  
schrittes einen Rückschritt zu dem vor Kant herrschend gewesenen unkritischen  
Dogmatismus. Kants Grundlegung war eben eine so ungeheure Ueber-  
raschung, daß nicht nur ihr Inhalt, daß in den ersten Epochen, die ihr  
folgte», sogar ihre Absicht verkannt werden mußte und die offen gelassenen  
Lücken, während sie eine ewige Resignation verlangten, für eine Aufforderung  
zur Ergänzung genommen wurden.  
Allerdings hat der Schöpfer des Criticismus selbst eine solche Ergänzung  
versucht im wuhlznwürdigenden Bestreben, das über die Trennung der Welt-  
erscheinung von« Weltwesen schreckhaft erschütterte Zeitalter auf eine zulehi  
»och mögliche Brücke der Vereinigung zu führen. In der Theorie für immer  
abgebrochen, tonnte der Verbindungsweg in der Praxis ermittelt werden; wa?  
das erkennende Denke» schuldig blieb, das konnte vom instinctioen Handeln

Die Metaphysik ;u «Lnde des I). Jahrhunderts. <5^  
sseleistet werden. Kaut hat diese» Versuch in der Nachwelt schwer zn büße»  
gehabt; man hat und zwar mit Unrecht, die ssesammte Kritik der praktischen  
Vernunft als einen Abfall vom eigenen neuen Princip, als eine Abtrünnigkeit,  
eine Flucht aus dem herben und strengen Dualismus seiner Lehre bezeichnet.  
Verwerflich erscheint jedoch die Ergänzung nur, wo sie gewaltsam rein religiöse  
Dogmen zu Postulat«» der Vernunft erhebt. I» Wahrheit liegt die einzige  
Forderung der reiuen Ver»u»ft in ihrer Idee des Unbedingten oder der Frei-  
heit. In diese Ide? kleidet sich ebe» allein das mit dem Bewußtsein der  
Endlichkeit, welche ganz und gar causale Naturnotwendigkeit ist. zugleich  
gegebene Bewußtsein der Unendlichkeit, welche ganz und gar durch Aufhebung  
einer sie bedingenden Ursache mit der Causalität abschließend die Freiheit des  
Geistes Ware. Die dadurch erbaute intelligible Welt war stets ein Gegen-  
stand der höchsten Bewunderung und manifestirt sich als das i» seinem tiefsten  
Ursprung unerkennbar bleibende Wesen der Sittlichkeit und der Schönheit,  
ohne von Kant selbst ethisch in der Kritik der praktischen Vernunft, ästhetisch  
in der Kritik der Urtheilskraft zur vollen Ausbeute gebracht worden zu sein.  
Man darf jedoch nicht vergessen, daß es ihm allein um „Kritik", um die  
Untersuchung der bezüglichlichen Seelenvermöge» zn thun war, während er den  
Ansbau der Consequenzen znm System einer von ihm angebahnten, von ihm  
vielfach verlangten, aber nicht von ihm gelieferten Metaphysik überließ, „die  
als Wissenschaft wird gelten wollen"\*)  
Statt dieser wissenschaftlichen Metaphysik des Criticismus haben wir seit  
huiidert Jahren von seinen Nachfolgern bis einschließlich Ed. v. Hartman»  
nur die »»kritischen, dogmatischen, fragwürdigen Metaphysiken des objectiven  
Idealismus empfangen und es ist niederschlagend und ergötzlich zugleich, wenn  
man die Polemik verfolgt, mit welcher sich diese Metaphysiler gegenseitig die  
Nichtigkeit und Zulänglichkeit der von ihnen statt des unerkennbaren „Dings  
an sich" offe»barten absolute» Objecte streitig machen. Keine bessere Kritik  
über Hegel als in Schelling, keine bessere über Schelling als in Hegel, keine  
bessere über Neide als in Schopenhauer anzutreffen ist, wobei die Verwerfung  
immer vom selbsterfundene», alleinseligmachenden Princip ausgeht! Man muß  
unwillkürlich an die Mittheilnng eines psychiatrische» Heilkünstlcrs denken,  
der Zuhörer war als einer der Unglücklichen, der sich einbildete, Kaiser von  
Mußland zu sein, von einem Manne darüber zur Rede gestellt worden, der  
mit dem größten Schärfst»» alle logische» und empirischen Gegengründe in's  
Feld führte und endlich mit der Bemerkung schloß, »eben seinen Argumenten  
müsse auch seine Autorität etwas gelten, da er ja der Kaiser von China sei.  
I» »euester Zeit ist es die Fortpflanzung des absolute» Objectes  
Schopenhauers, welche das Gebiet der Philosophie verwüstet, wie denn auch  
Hartma»» neben Hegel zunächst von Schopenhauer ausging. Indessen steht  
er noch hoch über den letzten Ausläufern, die hinabreiche» znm „verstorbenen

^52 Hieiouymns lorin in Dresden. —

Gott" Mainländers und noch tiefer hinab zu den Taschenspieler-Medien des Geistersehers Baron Hellenbach.

In einer seiner neuesten Schriften: „Philosophische Fragen der Gegenwart"\*) schildert Ed. v. Hartman« mit der Geistesschärfe und stilistischen Prägnanz, die ihm als Schriftsteller eigen sind, den Charakter der heutigen philosophischen Bestrebungen, und nichts wäre an dieser wahrheitsgetreuen Schilderung zu mißbilligen als die Klagen, die er erhebt, und die traurigen Consequenzen, die er ziehen zu dürfen glaubt. Er sagt am angeführte» Orte: „Was heute von der Philosophie noch übrig bleibt, wenn man die Naturphilosophie, Psychologie und Aesthetik auf Naturwissenschaft, die Rechtsphilosophie und Ethik auf Socialwissenschaft und Statistik zurückgeführt hat, und die Geschichte der Philosophie eigentlich nur noch als warnende Beispielsammlung zur Abschreckung für das metaphysische Bedürfnis; zukünftiger Generationen cultivirt, ist lediglich die Erkenntnißtheorie, die aber selbst eine rein negative Bedeutung haben und uns lehren soll, daß unser empirisches Erkennen» zu keiner Wahrheit führt, ein anderes als das empirische Erkennen aber unmöglich ist."

An die Stelle der Individual-Ethik eine Social-Ethik treten zu lassen», ist ein Postulat, das sich aus Hartmanns eigenem System ergibt und in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" theoretische Erfüllung findet. Niemand kann leidenschaftlicher als eben ein Kantianer den Begriff einer Social-Ethik ablehnen: von Seite Hartmanns jedoch ist die Klage ein Widerspruch, den zu erörtern und aufzulösen hier nicht Gelegenheit ist. Wenn die Wissenschaften immer entschiedener zu Naturwissenschaften zu werden» trachten, wenn selbst Geschichtschreibung und namentlich Culturgeschichte schon seit Tb. Buckles Zeiten die Bedeutung von Naturgeschichte haben wollen, wenn sich Psychologie ihre Beweiskraft mit täglich größerem Erfolge aus der Physiologie schöpft, so zeigt dies alles nur an, daß die Wissenschaften heutzutage von dem Bestreben beseelt sind, immer fester auf dem einzigen Fundament des Wissens, auf der Apriorität Fuß zu fassen. Erfahrungswissenschaften werden zu wollen. Dieser Umstand fordert und fördert zugleich die gegenwärtig glücklicherweise überwiegende Beschäftigung mit der Erkenntnißtheorie und niemals war deshalb eine Literatur, die sich an einen einzelnen Namen knüpft, so erfreulich, wie die von Tag zu Tag sich häufende Kant-Literatur. Die Erkenntnißtheorie ist eine wahre Wissenschaft und sie ist hundert Jahre nach ihrer Begründung nur erst in ihren Anfängen vor Händen.

Man kann dies schon der falschen Auffassung entnehmen, welche Leute, die sich einer ziemlich vorgeschrittenen Bildung rühmen, noch heute dem Kriticismus angedeihen lassen. Unterstützt von Fachphilosophen, welche mit jesuitischer Absichtlichkeit den Irrthum nähren, als ob der subjective Idealismus) Lrивзui, Wi!i>Im Friedrich, 1885.



Die Metaphysik zu Ende des 19. Jahrhunderts, 53

mus die Schwärmerei Berkeleys wäre, der die Außenwelt in eine bloße Phantasmagorie verwandeln wollte, glauben in der That unzählige „gebildete“ Leute, die Erscheinungswelt Kants bedeute einen bloßen Schein. Sie spotten nicht einmal darüber, sondern aus Nesppect vor dem großen Namen nehmen sie das kolossale Mißverständnis; ohne weiteres Nachdenken und den höchst fühlbaren Widerlegungen zum Trotz, die jeder Augenblick des wirklichen Lebens an ihnen selbst vollzieht, gläubig auf. Müßte man aber nicht einen Menschen für lächerlich überschnappt halten, der die Ohrfeige, die er bekömmmt, oder das Geld, das er hergeben muß, oder die Speise, die er genießt, oder die Gicht, die ihn plagt, für einen bloßen „Schein“ ansähe, den er infolge seiner subjectiven Anlagen selbst producirt hätte? Nein, wahrhaftig! Schon der Tiefsinn der deutschen Sprache, welche für Metaphysik prädestinirt ist, lehrt durch das Wort Wirklichkeit, daß diese ein Inbegriff von Wirlungen ist. Alle Empfindungen sind Wirkungen und sind eine unleugbare und oft höchst brutale Wirklichkeit, aber dafür ist die Wirtlichkeit fiir uns auch absolut nichts weiter als — Empfindung. Was sie drüber hinaus an und für sich sein mag, was ihre Ursache — und hier spricht wieder der Tiefsinn der Sprache "— was die Ur-Sache sei, das ist die große philosophische Frage. Ter subjective Idealismus verzichtet darauf, sie zu beantworten; der objective Idealismus beantwortet sie mit speculativen Träumen, die so lange nur folche bleiben müssen, als derjenige, der sie für Wahrheiten ausgiebt, den Weg nicht aufzuweisen Vermag, auf welchem er zum Wisse» derselben gelangt wäre.

Ed. v. Hartmann giebt nur dem ohnmächtigen Aerger der „positiven“ Metaphysiker Ausdruck, wenn er im weitem Verlauf der oben angeführten Stelle sagt: „So schrumpft die ganze Philosophie zu einer negativen Erkenntnistheorie, d. h. zu einer Ignoranztheorie zusammen; das Wissen und Bekennen der eigenen Unwissenheit bleibt das einzige, worauf man als Philosoph stolz zu sein Ursache hat.“

Tiefe spöttisch sogenannte Ignoranztheorie ist in Wahrheit eine Wissenschaft, die Wissenschaft des Nichtwissenlünnens, und wie viele Bemühungen, wie viele Geistesanstrengungen sie noch nöthig macht, registrirt Hartmann selbst in dem XI. Aufsah der „Philosophischen Fragen“ durch eine Uebcrsicht der einschlägigen Literatur. Nur wird sich bei näherer Untersuchung von Seite unbefangener Philosophen schwerlich ein irrthiimlich begangener „Fundamentalwiderspruch“ in der Kant'schen Lehre ergeben, „wonach ihr Denken an idealistischen Voraussetzungen und Principien haftet, während ihr Fühlen aus der Unzulänglichkeit dieses Standpunktes unaufhaltsam zu einem richtig vorschwebenden höheren hindrängt“. Tiefe Worte sind höchst inertwürdig, weil im höchsten Grade bezeichnend für die Stellung, welche der Fanatismus der dogmatischen Metaphysiker, der Fanatismus, Alles begreife» zu wollen, der Kant'schen Lehre gegenüber einnimmt. Ter erwähnte „Fuudamentalwiderspruch“ ist allerdings in ihr Vorhände», aber weit entfernt, daß Kant Nord und Lud, XXXIX,, IN!, II

^5H Hieionymus Iorm in Dresden.

ihn unbewußt begangen hätte und daß er irgendwie zu berichtigen oder aufzulösen wäre, ist er vielmehr der Fuudamentalwiderspruch des Daseins selbst, die ungeheure Kluft zwischen der empirischen und der intelligiblen Welt, insoweit nur bei jener das Erkennen und nur bei dieser das Fühlen ist; der Fundamentalwiderspruch ist unvergänglich und ihn aufgedeckt zu haben, ist eben Kants eigene unvergängliche Thcit.

Von diesem Widerspruche, von dem Pathos der Welt, vom Schmerz, der zugleich den wahren Pessimismus theoretisch zu begründen vermag, können natürlich die modernen Vertreter eines gefälschten Pessimismus, Schopenhauer und Hartman«, nicht ausgehen, weil sie mit der in ihrer Tasche befindlichen fertigen Lösung des Welträthsels jeglichen Widerspruch und folglich auch das Schmachten der Creatur uach einem Tropfen Wahrheit ein für allemal beseitigt haben. In solchem Falle sollte ein Pessimismus eigentlich gar nicht mehr aufkommen können — allein davon kann hier nicht weiter die Rede sein.

Daß die Philosophie zu Ertenntnißtheorie „einschrumpft“, wie der Verfasser der „Philosophischen Fragen“ jammert, ist nicht zu beklagen. Diese Wissenschaft steht, wie gesagt, eben nur erst im Anfang ihrer EntWicklung. Die Kritik der reinen Vernunft bedarf noch vieler Klärungen und Aufklärungen, was schon daraus erhellt, daß selbst unter ihren Apologeten Männer wie Kuno Fischer und Benno Erdmann bei der Interpretation der Lehre in Irrthümer gemthcn. Dies hat kürzlich M. W. Drobisch in seiner Broschüre „Kants Dinge au sich und sein Erfahrungsbegriff“ überzeugend dargethan und obgleich Herbartianer mit der kleinen Schrift einen neuen Ausgangspunkt für Forschung und Berichtigung in rein Kant'schem Geiste geschaffen. Um was es sich dabei handelt, muß an dieser Stelle ebenfalls übergangen werden.

Im Verlauf der Hartmann'schen Klage über den gegenwärtigen Charakter der Philosophie fährt er fort: „Die Entwicklungstheorie läßt man zwar für Kaulquabben und Affenmenschen gelten, aber nimmermehr für das Reich des Geistes, und von allen philosophischen Systemen gilt darum dasjenige als der Urtypus metaphysischer Verkehrtheit und Verbohrtheit, welches in aller Gedankenarbeit vergangener und gegenwärtiger Zeiten die relative Wahrheit als Entwicklungsstnfe der vollen Wahrheit zu begreifen bemüht ist, das heißt das Hegel'sche, — in kaum geringerem Grade aber auch das meinige, welches ja gerade diese Seite des Hegel'schen Systems als seine bleibende Wahrheit zur Anerkennung zu bringen sucht.“

Daß die studirende Jugend sich mit Hegel nicht mehr in dem Sinne beschäftigt, Wie es vor einem halben Jahrhundert geschehen ist, in dem Sinne nämlich, wie der Theolog mit den heiligen Schriften, um in ihrem Verständnis; seine Lebensaufgabe und die alleinseligmachende Wahrheit zu finden: das ist ein Segen unserer Zeit. Wer die „EntWicklung“ nachträglich verfolgt hat, welche die Köpfe damals nahmen, als sie nicht nur, von einer wahrhaft fchauerlichen Terminologie zum Haarspalteu der Abstractionen angetrieben, statt für die natürliche Bewegung des menschlichen Gemüthes in individueller

Die Metaphysik zu Lude des !>). Jahrhunderts. ^55  
Aeuherung, ausschließlich für das „Ballet der Begriffe" den Blick offen hielten, sondern sogar dem Moloch des „Allgemeinen" das auf Erden zur Noch allein noch Beglückende, die freieren Ideen der Kunstwerke, die keiner „EntWicklung" dienen wollen\*), zum Opfer bringen mußten; wer neben dieser Verwüstung des Geistes die Spuren der Barbarei verfolgt, welche der Cultus der Begriffe allem concreten Einzelleben gegenüber bis zur Ausdorrung der Gemüther in Scce ne setzte, der wird bei dem Gedanken schaudern, daß der Veitstanz um das Kalb des „Absoluten" herum jemals wieder beginnen könnte.  
Allerdings darf Hegel, eben so wenig wie irgend "ein Philosoph der Jahrtausende als Gegenstand der Geschichte der-Philosophie von der studirenden Jugend unbeachtet bleiben, welcher Wissenschaft sie sich auch sonst widme. Denn Geschichte der Philosophie rückt ebenfalls dem Standpunkt der Apriorität immer näher. In den kolossalen Anstrengungen des Menschengеistes, über die ihm gezogenen Schranken des Erkennens hinauszukommen, eröffnet sich für den anthropologischen Gesichtspunkt ein wunderbares Schauspiel, welches in seinen einzelnen Vorgängen — das sind die metaphysischen Systeme — mit ebenso viel Ehrfurcht als Bewunderung zu betrachten und kennen zu lernen ist. Wenn schon das gewöhnlichste Interesse an der Naturgeschichte auch Denjenigen zur genauen Beobachtung eines Nienenlagers antreibt, der weder die Absicht noch die Hoffnung hat, Honig für seinen eigeneil Nutzen zu gewinnen, mit wie viel größerer Gewalt muß erst die Naturkraft der menschlichen Geistesarbeit zur Betrachtung hinreißen, auch wenn man im Voraus weiß, daß man auf ein wirkliches Product folcher Arbeit verzichten muh! Zu solcher Hoffnungslosigkeit regt freilich kein anderes metaphysisches System in dem Grade an wie die „Philosophie des Unbewußten". Um bei der Charakterisirung dieser Leistung so unbefangen als möglich vorzugehen, mögen des Autors eigene, kurz zusammenfassende Angaben seiner Intentionen als Grundlage dienen. Er sagt in den „Philosophischen Fragen": „Worauf es gegenwärtig ankommt, ist die Ineinsfassung der großen parallelen Geistesströmungen des Hegel'schen Panlogismus und Schopenhauer'schen Panthelismus; diese aber kann im Princip nur dadurch erzielt werden, daß hinfort weder die Idee als ein secuudäres Erzeugniß des Willens (wie bei Schopenhauer), noch der Wille als ein untergeordnetes Moment an der Idee (wie bei Hegel) betrachtet wird, sondern beide als cuordinirte Attribute eines Dritten, der \*) Dir lortschrittsufaffeu, welch»' der Hegelianismus erzeugte, tonnen in ihr Entwicklungsdogma wenigsten« die Kunst nicht mit einschließ;«!: ihre Vollendung «erweist die Plastik auf die Antike, die Malerei auf Mittelalter und Nenaiffance, die Dichtkunst, namentlich das Drama, auf »ergangene Zeitalter als ihre Muster zurück. Die Entwickeluugshöhe der Kunst liegt also nicht uor, sondern hinter uns. Mit der durchaus mnstischen Sprache der Musik tonnte es sich insofern anders »erhalte«, als sie vielleicht in ihrem gegenwärtigen Stadium die Erhöhung und Verallgemeinerung des metap! irischen Bedürfnisses ausdrückt, die Steigerung des Schmerzrs über die Trennung der Empfindung uon der höchsten objectweu Erkenntnis;,,  
11'

^56 Hiersnymus Iorm in Dresden.

absolute» Substanz oder des absoluten Subjekts erkannt werden, welches durch ihren Besitz zum absoluten Geiste wird."

Nie erste sich aufdrängende Frage ist die nach dem gänzlich schuldig gebliebenen Beweisgrund für die außerhalb aller Erfahrung liegende Existenz der schon ursprünglich von Spinoza dem religiösen Dogma nachgebildeten heiligen Dreifaltigkeit oder Dreieinigkeit von Gott Vater, Gott Sohn und heiligem Geist; von absoluter Substanz, Ausdehnung (Wille, Materie, Natur) und Denken (Geist, Idee). Die Frage nach dem Beweisgrund ist auf die Beschaffenheit der Wissensmöglichkeit gegründet.

Die Gewißheit der Sätze: zwischen zwei Punkten ist die gerade Linie die kürzeste — die Wirkung muß eine Ursache haben — die Gewißheit dieser Sätze liegt in der Natur meines Verstandes mit solcher Evidenz der Wahrheit, daß ich nicht jedesmal die Linie erst zu ziehen oder die Ursache zu erforschen brauche, um mit apodiktischer Bestimmtheit behaupten zu können, daß sich die Nichtigkeit dieser Sätze nothwendig und allgemein in der Erfahrung bewähren werde. Mit andern Worten: diese Sätze sind ein Wissen und das Kennzeichen dafür ist die subjective Notwendigkeit, die Sätze als wahr anzuerkennen, eine Anerkennung, die in jedem Verstande vorhanden ist und nur mit ihm selbst verschwände. Was Wissenschaft sein soll, muß daher zuletzt zu dieser apodiktischen Bestimmtheit (zu synthetischen Urtheilen 2 priori) gelangen können. Die Forschung hat kein anderes Ziel und sie konnte gar nicht anheben, wenn die Hoffnung, die Möglichkeit, es zu erreichen, von Anfang an nicht vorhanden wäre. Seit wir nicht mehr im Zeitalter der Scholastik leben — kann da jemals die Hoffnung aufkommen, aus der heiligen Dreifaltigkeit eine Wissenschaft zu machen? Legen wir den Maßstab der gerechten Bezweiflung, an die einzelnen Bestandtheile jener Dreieinigkeit.

Was wäre unter Pantheismus (Allwille) zu verstehen? Der Willen erkenne ich in mir selbst als latente Causalität, als eine im Gemüthe gebundene und noch nicht im Intellect zur Thätigkeit befreite Kraft des Strebens nach einer Wirkung\*). Die Causalität als Wille ist ein subjectives Moment, ein Gemüthszustand, und trägt in sich eine merkwürdige und schreckhafte Bedeutung. Denn dieses Moment, der Wille, ist fortwährend auf seine eigene Vernichtung gerichtet, auf seinen Untergang in der Befriedigung und lebt nur mit Pein immer wieder auf, weil es in falsch gewählten Zielen, während sein eigentliches Ziel ihm unmerklich bleibt, seine Befriedigung nicht erreichen kann.

Das ist der Wille — was ist nun unter dem beigefügten „Pan“ zu verstehen? Schopenhauer selbst hat sich unwillkürlich das seiner Tendenz widersprechende Geständnis! der Identität von Willen und Causalität entschlüpfen lassen. Während er unndlä'sisi d'immistint, die Materie sei die Objectualwelt des Willens, bemerkte er einmal an einer versteckten Stelle seiner Schriften, das allein Richtige aussprechend, das, unter Malerich objectiv gewordene Causalität zu verstehen sei.

Die Metaphysik zu Ende des 19. Jahrhunderts. ^5?

Verstehen? Pan, das All, die Welt, die Natur, das Universum, ist ein bloßer Begriff; eine Hilfsconstruction des Denkens, um der sonst nicht zu bewältigenden Pluralität der Erscheinungen durch die Hervorhebung eines ihnen gemeinsamen einfachen Merkmals für einen bestimmten Zweck n»d Augenblick einigermaßen Herr zu werden. Was berechtigt oder n»thigt nun dazu (und in diesem Falle ist die Gewißheit, das Wissen, allein Berechtigung und N»thignng), ein subjectives Moment, den heißen pulsirenden Willen in einen bloßen Begriff zu verlegen, in eine logische Construction, die Schema und Schemen zugleich ist, in einen wesenlosen Schatten, in Pan? Wie fängt man es an, in einen bloß gedachten Handschuh eine lebendige Hand hineinzustecken? Dennoch hat Arthur Schopenhauer unter dem gläubigen Staunen der Zeitgenossen das Zauberkunststück unternommen. Er schrieb: „Die Welt als Wille und Vorstellung.“ Die Reihenfolge im Titel ist die umgekehrte in der Ausführung: der erste Theil behandelt die Welt als Vorstellung, der zweite Theil die Welt als Willen. In der Welt als Vorstellung scheint streng und genau die Kant'sche Erkenntnistheorie wiederholt zu sein, sogar mit einigen vortrefflichen Correcturen, welche in eine noch fehlende endgültige Erläuterung der Kritik der reinen Vernunft aufzunehmen sein werden. Dennoch ist die Grundlegung des Systems durch Kant'sche Principien eine mißbräuchliche, eine unwissenschaftliche, eine Fälschung des großen Urgedankens, der ihre Basis sein soll, denn die Erkenntnistheorie giebt nirgends den Schlüssel zu einer Welt als Vorstellung. Die letztere ist die durch die Verwendung der Anschauungsformen Raum und Zeit und durch die Kategorie der Causalität zu Stande gekommene Wahrnehmung. Die „Welt“ ist kein angeborener Verstandesbegriff, sondern eine Idee der Vernunft und aus einer solchen kann unter keinen Umständen Anschauung, Wahrnehmung, Vorstellung werden. Die Ideen der Vernunft tragen nicht wie die apriorischen Erkenntnisse die absolute Nothwendigkeit und Allgemeinheit ihres Entstehens in sich, sondern hängen von der Willkür individueller Dispositionen ab. Während jedes animalische Lebewesen bis zum kleinsten Insect oder bis zur Molluske herab durch die Thätigkeit der Causalität schon bei seiner Ernährung zu Vorstellungen gezwungen ist, brauchte auch das höchst organisirte Wesen nicht nothwendig die Idee einer Welt zu fassen, Beweis genng, daß ein bloßer Vernunftbegriff (d. h. die Welt) als Vorstellung nicht existiren kann. Wir können wenige, viele oder alle Erscheinungen wahrnehmen, vorstellen, den Begriff selbst jedoch, durch welchen wir alle diese Erscheinungen künstlich für den Gedanken zu einem Ganzen verbinden, dieses Ganze selbst können wir nicht vorstellen. Indessen war es für Schopenhauers Zweck unerlaßlich, dem bloß gedachten, bloß idealen Complex der Erscheinungen der „Welt“ den Anschein der aufdringlichsten empirischen Realität, der Sachlichkeit zu geben, weil ja die Welt nicht bloß „Vorstellung“, sondern auch Sache überhaupt, die metaphysische Realität, das Ding an sich sein sollte, als welches er den Willen

^58 Hielonymus Iorm in Dresden.

proclamirte. Die Welt ist aber kein Ding und folglich ebensowenig Vorstellung als Ding an sich oder Wille, weil Ideen der Vernunft nicht zum Ding gemacht werden, nicht zu einer Realität gelangen können. Mit dieser falschen Übertragung des rein subjectiven Momentes, des lebendig gefühlten Willens auf eine Fiction, auf die „Welt“, war jedoch auch der falsche Pessimismus zu Stande gebracht, welcher seitdem so populär und ein unklares, widerspruchsvolles Glaubensbekenntnis; weiter Kreise geworden ist. Als subjectives Moment ist der Wille, wie bereits gesagt, voll schreckhafter Bedeutung, weil fortwährend auf seine eigene Vernichtung gerichtet, auf seinen Untergang in der Befriedigung. Dieser Wille, fälschlich zum Wesen des Weltganzen gemacht, hat daher natürlich die schlechteste aller möglichen Welten zur Folge, eine Welt, die in der Pein, daß sie überhaupt existirt, daß sie nichts weiter als der blöde, ziellose, ewig quälende Wille ist, nur auf Selbstvernichtung oder die Verneinung des Willens zum Leben, wie es Schopenhauer selbst nennt, bedacht sein muß. Die Verneinung des Willens zum Leben ist ein individueller Act, der mittels der individuellen Intelligenz vollzogen wird; da aber der Wille als Ding an sich das eine und untheilbare Weltwesen sein muß — wie kann der Wille überhaupt noch fortbestehen, nachdem ihn auch nur ein einziger Mensch in sich verneint hat? Das Ding an sich bedeutet ferner ein Ewiges, soll es gleichwohl zerstört, verneint werden, so muß etwas Anderes dafür übrig bleiben. Nach dem Ende des Weltwcsens könnte nur das Nichts übrig bleiben — dann wäre aber das Nichts das Ding an sich. Das System strotzt in solcher Art von Schwankungen und Widersprüchen und leitet darum bei näherer Untersuchung den Verstand auf das unerquickliche Gebiet des Hexen-Einmaleins. Um nähere Untersuchung ist es aber der Mehrzahl der Menschen nicht zu thuu und wem es nnnr erst gelungen ist, sie zu verblüffen, der wird sie auch bald zum Bewunderer haben.

Im Panthelismus treibt das Allwesen des Willens die Intelligenz hervor, die Idee in sehr dürftiger und untergeordneter Beschaffenheit, die Idee, die weiter nichts ist als das Sinnen auf den Untergang ihres Ursprungs, der Natur, des Willens. Umgekehrt treibt im Pcmlogismus Hegels die Idee, das Allwesen der Vernunft, den Willen hervor, die Natur. Weder Hegel selbst noch einer seiner Commentatoren hat jemals erklären tonnen, wie dies zugehe, was den absoluten Geist in seiner seligen Ruhe zu dem unseligen Entschluß bringen könne, sich seiner selbst zu entäußern, um aus seinem Anderssein, aus der Natur, durch einen unendlich langsamen Proceß wieder in sich selbst zurückzukehren. Dieser Weltproceß ist das Denken, die Logik ist Metaphysik geworden und arbeitet mittels der Selbstbewegung der Begriffe nach dialektischer Methode. Das will sagen, die Begriffe sind Entwicklungsstufen des absoluten Geistes, weil aber jeder Begriff seinen Widerspruch hervortreibt, gehen Begriff und Widerspruch wieder in einen hohem Begriff über, der die früheren Stufen aufgehoben in sich enthält. So gehen die Begriffe in immer höherer Entwicklung endlich in der absoluten Idee auf, ein Proceß des

Die Metaphysik zu Ende des 19. Jahrhunderts. 59  
allmählichen Untergangs der Natur. Die allein übrig bleibende absolute Vernunft ist daher nichts als ein Buch, das sich selber liest. Für einen so monströsen und doch zugleich so dürftigen Zweck arbeitet bei Hegel die Weltgeschichte, ihm opfern sich die Generationen, ihm stieß alles Blut, für ihn brechen Millionen Herzen. Gleichwohl war dieses Ungeheuer von Undenkbarkeit noch nicht das Aeußerste, was, um an ein Kant'sches Bild zu erinnern, das Schiff der Metaphysik im uferlosen Meer der unkritischen, dogmatischen Speculation erreicht hatte. Das Schiff bis auf das Aeußerste zu bringen, an die Grenze des Wahnsinns „mit Methode“, blieb dem Steuermann Ed. von Hartmann vorbehalten, indem er zwischen zwei Fiktionen, zwischen dem Pantheismus und dem Panlogismus, die Synthese in der „Philosophie des Unbewußten“ fand.

Das Werk, welches Metaphysik sein will, ist, richtig angesehen, Mythologie, und will man auf jegliche Poesie dabei verzichten, so kann man es mit Ovids „Metamorphosen“ vergleichen. Zeus ist das absolute Subject; in Gestalt seiner Attribute oder Untergötter ist es eine Liebesgeschichte, die sich zwischen dem göttlichen Willen und der göttlichen Idee abspielt. Beide sind unbewußt, auch die Idee; dies unterscheidet sie eben von der allerhöchsten, allumfassenden Substanz. Der Wille ist gleichwohl leidenschaftlich verliebt in die Idee, er trachtet ganz in ihr aufzugehen und zugleich unterzugehen, oder mit anderen Worten: der Wille trachtet die Idee des Untergangs zu werden. Um dieses Trachten zu erklären, muß sich der Wille oder die Natur oder die Welt als der Inbegriff aller vor sich selbst mit Ekel erfüllten Scheußlichkeit darstellen. Dies begründet den in Hartmann noch gesteigerten, aber deshalb nicht minder falschen Pessimismus, den schon Schopenhauer so nothwendig für seinen Zweck brauchte. Das Falsche im Pessimismus Nietzsch ist die unlogische unwahre Übertragung eines rein subjectiven Moments, eines Resultates bloß individueller Stimmungen, auf ein bloß in der Fiktion bestehendes Object, welches in Wahrheit nur eine logische Formel ist, eine Abstraction: die Welt. Auf so schwankender, phantastischer Grundlage ist der Pessimismus der beiden Philosophen zu einer „Weltanschauung“ emporgeschwindelt worden. Die Welt leidet nicht, friert nicht, hungert nicht, ertrinkt nicht und stirbt nicht aus dem einfachen Grunde, weil bloßen Begriffen die Lebensqual erspart ist. Im dunklen Bewußtsein dieser von Hartmann niemals einzugestehenden Wahrheit macht er die kolossalsten Anstrengungen, den Pessimismus, der für die Mehrzahl der Einzelnen, für viele Millionen Einzelner — aber deshalb noch immer nicht für den Begriff einer Gesamtheit — eine unbestreitbare Thatsache ist, zur metaphysischen Triebfeder des Universums zu erheben. Er will gleichsam die zwischen einzelnen Menschen so natürlich sich ergebende Frage: Wie befinden Sie sich? zur philosophischen Frage der Jahrtausende machen. Zu diesem Zwecke scheut er sogar die fast den Unsinn repräsentirende Verstandeswidrigkeit nicht, aus den Lust- und Unlust-Empfindungen der Einzelnen einen Addition zu gestalten, deren

<60 Hieronymus Iorn in Dresden.  
Summe den Welt-Pessimismus ergeben soll. Diese Bemühung, das Incommensurable zu berechnen, Bewegungen des Temperaments, die in jedem Einzelnen einen nur ihm eigenen Charakter haben, in eine arithmetische und folglich mit der Unerschütterlichkeit der Mathematik bestehende Formel zu bringen, ist nur eine Consequenz des bis zum Fanatismus gehenden, blinden Glaubens oder Aberglaubens bezüglich der Realität der „Allgemeinheit“. Diese Hilfsconstruction der Vernunft, um des Concreten Herr zu werden, dieses „Allgemeine“ ist eine unerläßliche Voraussetzung für das praktische Leben, welches ohne die Annahme, daß Einer für Alle vorhanden, daß Alle in Einem begriffen seien, den Verkehr und die Verhältnisse der Menschen nicht zu ordnen vermöchte. Der Volksschullehrer, der Priester, der Richter, der Gesetzgeber, der Feldherr — jeder Vertreter, Beherrscher oder Lenker eines zu einem bestimmten Praktischen Zweck gebildeten Kreises von Menschen muß zur Verwirklichung eines mehr oder minder imaginären Ganze» den Glauben an die Realität der Gemeinsamkeit fest im Auge behalten und was sich kraft seiner Individualität als Ausnahme geltend machen möchte, streng abweisen. Nicht Ich bin, nicht Du bist, nicht Er ist in jenem bestimmten Kreis begriffen, fonderu Wir; uns Allen gilt die Doctrin oder die Vorschrift oder der Befehl.

Dies ist das Gebot jeglichen praktischen Zusammenhangs und der darauf bezüglichen Institutionen. Philosophie jedoch hat es nicht mit weltlichen Zwecken, sondern ausschließlich mit dem Erkennen zu thun, soweit dasselbe unter den schon erwähnten apriorischen und folglich rein subjectiven Bedingungen ein Wissen werden kann.

Wir hat als grammatischer Plural einen concreten Inhalt nur insufern, als er Ich, Du, Er, in beliebig zahlreichen Wiederholungen bedeutet, also eine beliebige Zahl von Subjectivitäten. Wir ist als metaphysischer Plural die absolute Leere und empfängt seinen Inhalt aus dem Singular, von der einzelnen Person, die ihn denkt. Nur als ethisches Postulat kann dieser Plural von Werth sein. Nicht als wißbar und wissenschaftlich, sondern praktisch handelnd bewirkt er das sittliche Wunder des Heroismus, der Aufopferung im Einzelnen und der Erhebung ganzer Völker. Will die dafür sich geltend machende Begeisterung den ethischen Plural in Wissenschaft umwandeln, so hat sie keinen Inhalt für ihn. Für Metaphysik, so weit sie Wissenschaft sein will, besteht kein Wir, keine „Welt“ und keine „Weltanschauung“, weil damit die Zusammenfassung von Ideen der praktischen Vernunft zu einem Object beabsichtigt ist, welches niemals Gegenstand des Wissens werden kann.

Scheinbar unabhängig von Metaphysik geht daher die Ethik ihren Weg, obgleich in Wahrheit nur diese praktisch manifestirt, was in jener theoretisch nicht ausgesprochen werden kann. Die Selbstverleugnung, die fundamentale Betätigung der Sittlichkeit, gehört mit ihren innersten Motiven, mit ihrem ganzen geheimnißvollen Ursprung, mit ihrem Contrast zum Naturtrieb, welcher



Die Metaphysik zu Ende des 16. Jahrhunderts.  
im Gegentheil die Selbstbefriedigung verlangt, dem transcendenten Reich des Dinges an sich an, welches von keiner Erkenntniß aufgeschlossen wird. Geht die Forschung nach Erkenntniß, die Philosophie, gleichwohl von der unbewiesenen Voraussetzung, von der nicht existirenden empirischen Realität eines metaphysischen Objects aus, das immer nur Forderung, niemals Erfüllung einer Vernunftidee sein kann; geht sie von dem praktischen Plural in der Form von „Welt“ oder „Menschheit“ wie von einem Wissen aus, so geräth sie unaufhaltsam in Mystik, indem sie das Zauberkunststück vollführt, auf Ideen, aus Schemen und Schatten, die Qualitäten der subjectivsten Lebendigkeit zu übertragen. Solche Zauberei haben Schopenhauer und Hartmann schon ans den Titeln ihrer Werke angekündigt: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ und „Philosophie des Unbewußten, Versuch einer Weltanschauung“ — und auf diese beiden Philosophen ist es wohl zunächst abgesehen, wenn Professor Wundt in einer Abhandlung über den Aberglauben in der Wissenschaft beiläufig bemerkt:  
„Der von den Schwärmern des 16. Jahrhunderts in verschiedenster Gestalt wiederholte Gedanke der Beseelung der Welt und aller einzelnen Dinge hat mächtig auf Leibniz gewirkt, und mit dem Worte, daß der Mensch ein Mikrokosmos, eine Welt im Kleinen sei, das er mit Vorliebe gebraucht, hatte Paracelsus schon dem Grundgedanken seiner mystischen Weltanschauung Ausdruck gegeben. Natürlich ist es die Philosophie, welche unter allen Wissenschaften am dauerndsten diese Nachwirkungen des Mystizismus aufweist. Indem sie sich mit den allgemeinsten Problemen des menschlichen Erkennens und Handelns beschäftigt, kann sie der Frage nach dem Verhältniß der sinnlichen Welt zu dem Uebersinnlichen nicht ganz aus dem Wege gehen, und sobald sie dieses letztere ihrer Probleme irgendwie zu lösen versucht, tragen solche Lösungsversuche naturnothwendig einen mystischen Charakter an sich. Darum begegnet es auch so leicht, daß der Inhalt eines philosophischen Systems, namentlich wenn er seiner logischen Form entkleidet wird, dem außerhalb Stehenden als phantastische Schwärmerei erscheint, oder daß ein Philosoph den andern einen Schwärmer schilt. Selbst die Vorstellungen einer übernatürlichen Erleuchtung und eines magischen Grhcmwissens scheinen in blassen Nachbildern von den mittelalterlichen Theosophen und Schwarzkünstlern her noch in neuere Zeiten hinüberzureichen.“  
Als Beschaffenheit der „Welt“ ist, wie der Optimismus des Leibniz und seiner Nachfolger, so auch der Pessimismus der beiden neueren Philosophen nichts weiter als Mystik, die Uebertragung der realsten Empfindungen auf einen Vernunftbegriff, der, ob er „Welt“ oder wie sonst genannt werde, weder Lust noch Unlust verspüren kann. Bei Hartmann besonders sind alle Schrecken der Holle losgelassen, damit im Concert des allgemeinen Wehgeheuls, welches vom „Elend des Daseins“ angestimmt wird, der Einzelne mit seiner etwaigen Lebensfreude nicht mehr gehört werden könne. Eine bloß negative Bedeutung der Lust als Aufhebung irgend eines Schmerzes oder Mangels

^62 — Hieionymus Iorm in Dresden.

wird mit mathematischen Formeln nachzuweisen versucht; die Illusionen werden mit der doctrinären und dogmatischen Verallgemeinerung, der Hartman« nach der Natur seiner Tentungswcife überall huldigen muß, in , Illusionismus" verwandelt, in einen universalen Selbstbetrug der Menschheit. Die Freuden am Besitz, am Spiel, an einzelnen harmlosen Passionen und Liebhabereien, die oft ein ganzes Menschenleben beglücken, die Gedankenlosigkeit, welche Tausenden durch das Iammerthal hilft, daß sie sich oft jahrelang ihrer kummervollen Lage nicht bis zu deutlicher Empfindung bewußt weiden, — dies Alles wird nicht in Rechnung gezogen. Selbst die Erhebung des Gemüthes durch Kunst und Wissenschaft erscheint paralysirt durch die vorausgegangenen Mühen und Leiden, um den dafür erforderlichen Gesichtspunkt zu gewinnen, fowie durch die Seltenheit und Kürze des bezüglichen Genusses. Wer die Absicht nicht durchschaut, die darin besteht, dem metaphysischen Traumbild einer Natur, die sich selbstzerstörend in Idee auflösen will, eine möglichst begreifliche, möglichst reale Unterlage zu geben; wer diesen ganzen Pessimismus in seiner potenzirten Ueberschwenglichkeit nicht als ein tactisches Manöver erkennt, der fragt sich, wozu es dienen soll, daß Hartmann den armen Menschencreaturcu mit Gewalt ihr grenzenloses Unglück einredet. Diese Frage über die Tauglichkeit einer so trostlosen „Weltanschauung" stößt zusammen mit der Frage nach dem Nutzen der Philosophie überhaupt für Herz und Seele, für den Frieden und das Glück des Gemüthes, und findet in Hartmanns Schriften die mit einer Art Entrüstung gegebene Antwort, daß Philosophie eine Wissenschaft sei, Wissenschaft aber nicht den Zweck habe, ein Trost- und Erbaunngsbuch zu liefern, sondern die Wahrheit zu sagen. Dies ist auch in Bezug auf Wissenschaft vollkommen richtig. Auch die Mathematik ist eine trostlose Wissenschaft, wenn sie einem Sterblichen beweist, daß er mehr schuldig ist als er bezahlen kann, und wird doch wegen dieser Trostlosigkeit ihr Ansehen als Wissenschaft nicht verlieren. Auch von der Philosophie gilt das Tichtcrwort: „Das Wissen ist der Tod." Wie weit aber ist die Philosophie Wissenschaft? Nur so weit, als sie die Möglichkeit der Erfahrung und folglich des Erkennens auf die Gewißheit unbestreitbarer Thatsachcn des Bewußtseins, also auf apriorische Grundlage» zu stellen vermag. Dies leistet die Erkenntnißtheorie und darum ist sie Wissenschaft und darnm fällt ihr auch die traurige Bestimmung des Wissens zu, dem menschlichen Gcmüth keinen Trost zu gewähren, sondern im Gegentheil den wahren und unverfälschten Pessimismus theoretisch zu begründen. Die Wissenschaft des Erkennens lehrt, daß wir, eingekerkert in ein subjectives Denk- und Gefühlsvermögen, mit unserem Wissen nicht weiter gelangen, als bis an die Grenze der objectiven Wahrheit, von deren Unendlichkeit wir einzig und allein in unser Bewußtsein bringen, daß es unmöglich ist, mittelst der endlichen Beschaffenheit unserer Natur Aufschluß über den Ursprung und Zweck des Daseins zu erlangen. Dies ist ein Zustand der Unseligkeit und drängt die erschütternde Ahnung auf, daß der Glücksmangel und die unge-

Die Metaphysik zu «Lude des 1,9. Jahrhunderts. ^65  
Heuren Leiden der Creatur, die wir überall wahrnehmen, das grausame Verhängnis;, welches namentlich der Unschuld in Gestalt kranker Kinder und gequälter Thierc bereitet ist, dazu das ewige sinnlose Geflochtensein auf das Nad der Mühsal, endlich Seuchen, Erdbeben und andere Unglücksfälle, welche die Massen heimsuchen und unausgesetzt Schrecken und Todesangst verbreiten, kurz, daß alle Uebel dieses Jammerthals mit dem Fehlen der höchsten objectiven Erkenntnis; einen geheimnißvollen Zusammenhang haben. Die höchste Weisheit, die unerreichbare, wäre auch das höchste, auf Erden uuerreichbare Glück oder lehrte, dasselbe freudig entbehren zu können. Selbst dem anscheinend Glücklichen dringt die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit des Seins zu Gemüthe, weil es für das Erhabenste auf Erden, für Moral und Sittlichkeit keine Motive auf Erden selbst giebt, im Bereich der Causalität, sondern diese Motive in das Unerkennbare, Transcendente hineinreichen, an dessen Grenze wir mit unserem Verstände entsagend und verzagend stehen bleiben müssen. Wenn nun die Grundlagen des Erkennens eine Wissenschaft sind, so ist es doch keineswegs auch der daraus abgeleitete Pessimismus. Dieser ist nur eine Idee der Vernunft, von der Kant eindringlich genug lehrt, daß sie keinen constitutiven, sondern nur einen regulativen Gebrauch zuläßt. Die Vernunft erkennt nicht die Dinge, weil sie nicht apriorisch zu Werte geht, sie bringt vielmehr nur die Dinge in den Zusammenhang einer Idee und regelt dadurch die Wertschätzung und die Anwendung der Dinge. Weil aber die Ideen der Vernunft nicht apriorische Gesetze der Natur sind, so haben sie auch uicht das Kennzeichen der Wissenschaft: nothwcndig und allgemein eingesehen werden zu müssen. Daraus entspringt die Verschiedenheit, die Willkürlichkeit der Meinungen in allen Forschungs-Disciulinen, die wie Politik, Ethik, Rechtsphilosophie :c. auf Ideen der Vernunft beruhen. So kann denn auch der Pessimismus keine Wissenschaft, nur eiue Idee der Vernunft sein, abhängig von den Dispositionen des Temperamentes, der individuellen Erfahrung und der einzelnen -Denkungsweise, ohne die geringste Berechtigung, die Geltung einer allgemeinen Wahrheit, einer nothwendigen Ertenntniß zu beanspruchen.  
Gehört somit der Pessimismus nicht in die Philosophie, so weit sie Wissenschaft fein will, so verliert auch Hartmann ganz und gar das Recht, die Trostlosigkeit, die er für seine speculativcn Zwecke nöthig hat, als eine Wissenschaft zu predigen, die allerdings keine» Trost zu geben braucht. Bloße speculative Ideen der Vernunft haben vielmehr — bei Hartman» ausgenommen — stets einen Trost mit sich geführt. So vermag die Begriffsbildung Hegels das Gemiith einigermaßen von dem ewig lastenden Druck der empirischen Realität zn befreien; so kann Schopenhauers Verneinung des Willens zum Leben eine überirdische Seligkeit, den Frieden der Weltüberwindung vorschweben lassen; so ist auch besonders aus dem alten Spinoza der fatalistische Trost der ewigen, unabänderlichen Notwendigkeit alles Geschehenden zu schöpfen. Dem Neu-Spinozismus Hartmanns allein blieb es

!^6H Hieronymus Iorm in Dresden.  
Vorbehalten, mittelst speculativer Ideen der Vernunft eine Perspektive des namenlosen Grauens und Entsetzens aufzuthun, und ihm allein blieb es auch vorbehalten, mit einer gradezu monströsen Logik für die Scheußlichkeit der Selbstzerstörung des Willens oder der Natur die Zustimmung, ja die hoch-oufflammende sittliche Begeisterung des armen Menschenherzens zu verlangen. Seine „Welt“ ist teleologisch eingerichtet, alles Nenten und praktische Thun dient ausschließlich dem einzigen Zweck: dem allmählichen Selbstmord des Willens, und wer dazu nicht beitragen, dieses Ziel nicht als Seligkeit empfinden will, der soll nicht mitsprechen, sondern lieber, wie es in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“ wörtlich heißt: „Schweinebraten mit Sauerkohl essen.“  
Hören wir ihn selbst, wie er sich das E»de der Welt denkt, wobei immer im Auge behalten werden muß, daß er die Begriffe „Welt“ und „Menschheit“, ohne daß ihm der Nidersinn im geringsten einfiel, stets wie reale, empirische Objecte behandelt:  
„Nie Schmcrczlosigkeit erreicht die greise Menschheit nicht; denn sie ist ja lein reiner Geist, sie ist schwächlich und gebrechlich und muß trotzdem arbeiten um zu leben und weiß doch nicht, wozu sie lebt; denn sie hat ja die Täuschung des Lebens hinter sich und hofft und erwartet nichts mehr vom Leben. Sie hat, wie jeder sehr alte und über sich selbst klare Greis nur noch einen Wunsch: Ruhe, Frieden, ewigen Schlaf ohne Traum, der ihre Müdigkeit stille. Nach den drei Stadien der Illusion, der Hoffnung auf ein positives Glück, hat sie endlich die Thorheit ihres Strcbens eingesehen, sie verzichtet endgültig auf jedes positive Glück und fehut sich nur nach absoluter Schmerzlosigkeit, nach dem Nichts, Nirvana. Aber nicht, wie auch früher schon, dieser oder jener Einzelne, sondern die Menschheit sehnt sich nach dem Nichts, nach Vernichtung. Dies ist das einzig denkbare Ende von dem dritten und letzten Stadium der Illusion“\*).  
Nicht also wie bei Schopenhauer hie und da ein Einzelner verschmäht „Schweinebraten mit Sauerkohl“, d. h. verneint den Willen zum Leben, sondern die — M ensch heit. Der concrete Inhalt dieses Begriffes sind alle Menschen, also auch die Kinder, die heute erst geboren werden, und sie müssen folglich, um zu der philosophisch gewordenen Menschheit zu gehören, ohne Magen und mit den Weißten Haaren des Greises auf die Welt kommen. Die in Todesmüdigkeit dahinsterbende „Welt“ ist zwar eine kolossale Abnormität speculativen Teickens — allein gesetzt, sie fände Glauben, ist dieser Glaub», ' dazu angethan, zu beleben, zu begeistern, kurz wie Hartmann voraussetzt, zur freudigsten Mitwirkung an einer Culturentwicklung fortzureißen, die ein solches Ziel hat? Mit Marquis Posa kann man sagen: „Starres Eis auf heißer Hand zu tragen, das ist mehr als die Natur den Sterblichen beschieden.“  
Tennoch verwahrt sich Hartmann mit grenzenloser Naivetät dagegen, '\*) „Phil. d. Unbew.“ Z. L«2.

Die Metaphysik zu «Lüde des 19. Jahrhunderts, 1.65  
daß sein Pessimismus trustlos sei und in einer eigenen Abhandlung über diesen Gegenstand führt er aus, daß nur das Sein trostlos sei und daher sein Aufnif au die Menschheit, dem Nichtsein in die Arme zu fallen, voll Trost sein müsse.  
Ich habe zu Anfang dieser Betrachtung bemerkt, daß Hartmanns Metaphysik die letzte in diesem Jahrhundert sein wird. Nlos aus der Jahreszahl geschöpft, könnte diese Bemerkung trügerisch sein, weil ja noch am letzten Necembcr 1899 das Erscheinen einer neuen Metaphysik möglich Ware. Allein die Bemerkung hat ihren Grund in der Beschaffenheit dieser letzten, dieser Hartmann'schen Metaphysik, welche das Unwesen der dogmatischen Speculation, das ungeheure Verderben, womit der objective Idealismus durch sein Erbauen von Thürmen in der Lust den menschlichen Geist bedroht, zu einem so kolossalen Extrem getrieben hat, daß das Hartmann'sche System wohl als der endgültige, jede künftige Erholung ausschließende „Krach" der unkritischen MetaplnM zu betrachten ist. Preise darum Derjenige, dem es um die Wissenschaft Ernst ist, die gegenwärtigen Bemühungen, Kants Crkenntnißtheorie immer mehr zn befestigen und mit ihr die Grundlagen, auf welchen vielleicht das zwanzigste Jahrhundert eine Metaphysik, die als Wissen-schaft gelten kann, aufgeführt fehen wird.

Die Marienburg.  
tin ostdeutsches Denkmal,  
von  
I. Äastruw.  
— Nerlin. —

>uie eintönige Fahrt erwartet uns, wenn wir die Reichshauptstadt nach Osten hin «erlassen. Der märkische Sand und das baltische Flachland bieten weder die Abwechselung von Berg und Thal, welche dem Auge ein beständig neues Bild gewahrt, noch auch den Anblick üppiger Fluren, der unser Herz mit Dankbarkeit an deu reichlich spendenden Boden fesselt. Wir fahren dnrrch ein Land, das arm ist an Reizen der Natur, arm, wie man glaubt, au geschichtlichen Erinnerungen. Und doch ist auch dies historischer Boden! Selten freilich ein einzelner Punkt, au deu sich das Andenken eines bestimmten Ereignisses heftet; aber die weitgedehnte Ebene im Ganzen ist das, was sie ist, geworden durch die Geschichte ihrer Bewohner. Nichts giebt hier das Erdreich mühelos; wenn «s Früchte bringt, so zeugen sie von der schwielligen Hand des Arbeiters. Vor uns zur Linken das Oderbrnch, es ist die Provinz, die Friedrich her Große ohne Schwertstreich erobert hat; das Land ist eine Schöpfung der Könige von Preußen. Wir sind in der Gegend, in welcher Thaer zum Begründer des modernen Ackerbaues geworden ist, indem er zeigte, wie der Landwirth den Boden zwingen kann, ihm jährliche Frucht zu geben. Wir kommen an den Znsammenflnß der Oder- und Warthestraße nach Küstrin. einer starken Festung, nicht weil die Natur zum Festungsbau einlud, sondern weil sie ihn an dieser Stelle zur gebieterische» Nothwcndigkeit machte. Die Gefangenschaft des Kronprinzen Friedrich, der Sieg des großen Königs bei Zorndurf sind die Erinnrcrnngen, die uns bis an die Stelle begleiten, wo die Bahn von der Warthe ab in den Nehedistrict führt. Hier hat nicht, wie

3>ie Marienburg. ^6?

im Westen, der Verkehr die Wege geschaffen, sondern in harter Arbeit sind die Wege gebahnt wurden, auf denen Handel und Wandel in's Land gelockt werden sollten; der Platz, an dem die beiden größten Bahnstrecken des östlichen Deutschland einander begegnen, ist kein großstädtischer Brennpunkt, wie Köln am Rhein und Frankfurt am Main, er war, als die Bahnen gebaut wurden, eine Stelle im freien Felde, die keinen Namen hatte, ein bloßer Kreuzungspunkt, >„ Kreuz".

Die Bahn benutzt den Weg, den Friedrich der Große gebaut, um die östlichen Länder seines Staates mit seiner Hauptstadt zu verbinden. Rechts von uns liegt sein Bromberger Eanal, der mit den märkischen Eanälen zusammen das Ganze bildet, welches die Ost- und Nurdseeländer zu einem Verkehrssystem eint. Die große Landstraße und die große Wasserstraße sind die gewaltigen Werte, welche Goethe vorschwebten, als er dem Trauerspiel vom Zwiespalt des Deuters den versöhnenden zweiten Theil hinzufügte, in welchem Faust als schaffender Staatsmann die innere Befriedigung wiederfindet. Zu solchen Betrachtungen läßt die Gegend uns Zeit. Endlos ziehen sich die Waldungen hin; sie haben auch zur Winterszeit ihren Schmuck behalten. Der dürre Boden ernährt nur Nadelholz. Auch dieses wird dünner und dünner. Städte und Dörfer haben längst aufgehört; — wir sind in der „Tucheler Haide". Soweit das Auge reicht, leine Spur einer menschlichen Ansiedelung. Aber auch hier hat die fleißige Hand der Umwohnenden Gräben gezogen, Berieselungen angelegt und das Wasser, das die Natur dem Boden versagt hat, auf künstliche Art herangeleitet. Noch ist Alles in den Anfänge»; aber wer weiß, ob man dereinst nicht auch hier von einer Provinz sprechen Wird, die ohne Schwertstreich erobert ist, von einem Lande, in dem der Mensch den Flugsand erst hat zum Festland machen müssen, um auf ihm zu wohnen. Wir sind schon lange im Weichsellande. Jetzt endlich kommen wir an den Fluß selbst, den reißendsten der deutschen Ströme, der dem Dampfroß trotzte und schon vor einem Vierteljahrhundrrt die deutschen Baumeister nöthigtc, sich an das große Werk zu wagen, welches dem Strom ein Joch auflegt. Beinahe einen Kilometer lang ist die mächtige Gitterbrücke — es ist die Eisenbahnbrücke von Dlrschau, die in der Geschichte des deutschen Brückenbaues eine epochemachende Leistung bildet.

Nun senkt sich das Terrain allmählich. Denn im Mündungsdreieck zwischen Weichsel und Nogat liegt das Land tiefer als das Wasser. Es ist ein Land wie dasjenige, in welchem Mynher sich stolzen Sinnes rühmen darf, „das Meer hat Gott geschaffen, die Gestade der Holländer". So hat auch hier Jahrhunderte lange Arbeit die Deiche errichtet, welche den Bewohnern die „Werder" gesichert haben.

Am überwältigendsten erfassen uns solche Betrachtungen, wenn wir jenseits der Nogat den Bahnkörper verlassen und unsere Schritte nach der vor uns liegenden Stadt znlenken. Vor unseren Augen liegt ei» gewaltiger Burgbau; nicht wie

die Wartburg oder die vielen Festen der Nheinlande als Krönung eines Berges, den die Natur dem Menschen als festestes Vollwerk geschenkt, sondern frei in der Ebene, ohne Anlehnung, ohne Sicherung; nicht erbaut aus den mächtigen Quadern, wie sie die Steinbrüche des Westens liefern, sundern aus den Steinen, die mit Mühe und Roth des Menschen Hand aus lehmiger Erde hat formen müssen.

Von Gräben umzogen, auf eine mäßige Erdaufschüttung hingestellt, die nahe Wasserstraße mehr beschützend, als von ihr geschützt, ganz in Backstein und Mörtel aufgeführt, ist diese größte aller deutschen Burgen von ihren Kellern bis zu ihren Zinnen ein Werk von Menschenhand.

Es ist die Marienburg, vor der wir stehen. Nicht ohne Wehmuth sehen wir nebeneinander die festen Wände und das zerfallene Gemäuer, die mächtigen Bogenfenster und die elenden Nachluten, den gewaltig gedehnten Vau und die kümmerlich dazwischen geklemmten Hütten. Man merkt dem Wert die Jahrhunderte an, die es gekostet, die Jahrhunderte, die es gelitten hat. Es ist, wie wenn wir einen alternden Helden in's Auge fassen. Noch sieht man die Manneskraft der schwellenden Muskeln; aber die durchfurchte Stirn zeigt, was die Last der Jahre und die Macht des Erduldeten an der früheren Volltraft gemindert haben. So spricht aus dem Festungswerke auch heute noch die ganze Kraft seiner kriegerischen Bestimmung; aber Lücken und Brüche zeugen von den Stürmen, denen es hat trotzen müssen.

Solche Bauwerke kann man nicht verstehen, wenn man ihre Schicksale nicht kennt. Ganz ohne Zuthun der Natur errichtet, aus den Bedürfnissen ihrer Zeit hervorgegangen, bei folgenden Geschlechtern von Gunst und Ungunst gefördert und geschädigt, sind sie in ihrem gegenwärtigen Zustande ein Tenkmal ihrer Vergangenheit; in den einzelnen Abschnitten ihrer Baugeschichte spiegelt sich jedesmal die Cultur eines ganzen Zeitalters wieder.

Schritt für Schritt können wir das Bauwerk durch mehr als ein halbes Jahrtausend verfolgen.

Als der deutsche Orden von Venedig aus seine Landmeister zu den heidnischen Preußen schickte, sicherten diese jeden Schritt breit Landes durch eine feste Nurg; so entstanden die Weichsel abwärts Thorn, Kulm, Graudenz und endlich die Marienburg. Anfangs nnr ein Nomthursitz, wie jeder andere, wurde sie noch im dreizehnten Jahrhundert zur Hauptburg des Landes ausgebaut. Im Jahre 1280 begann man den Bau des Hochschlosses. Seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts baute man mit gesteigertem Eifer fort. Denn Preuße» war inzwischen das Hauptland des Ordens geworden. In allen Theilen Teutschlands nnd Italiens, ja selbst aus den Zeiten seiner Stiftung her noch im fernen Morgenlandc, hatte der Orden kleine Besitzungen: hier allein besaß er ein großes Gebiet, mit eigener Kraft erobert und gehalten. Hierher wurde von Venedig der Hauptsitz des Ordens verlegt. Im Jahre 1A09 ritt Hochmeister Siegfried von Feuchtwaugen in die Marienburg ein. Seit damals war sie das Ordenshauptaus. In diese Zeit fällt der Portal-



Vi« Marienburg. ^69

bau des Hochschlosses, der Ausbau des Westflügels. Hochmeister Werner von Orseln scheint dasselbe Kapellenportal errichtet zu haben, unter dem er im Jahre 1330 von mörderischer Hand um's Leben gebracht wurde. Mit der steigenden Macht des Ordens wurden ihm aber die Räume zu eng. Die kleine Vorburg wurde abgebrochen, eine neue größere weiter nordwärts angelegt und in großem Umkreis als schützende Mauer herumgeführt. So waren Hochschloß und Vorburg durch einen weiten Zwischenraum getrennt; und auf diesem Platz sollte sich ein neuer Prachtbau erheben: das Mittel - schloß. Wie die Regierung des Hochmeisters Winrich von Kniprode in jeder Beziehung für das goldene Zeitalter des Ordens gilt, so bezeichnet auch seine Thätigkeit an dem Ordenshause die Glanzzeit von dessen Baugeschichte. Die Anlage und die Mauern fand er bereits vor. Im Hochschloß war die St. Annengruft gewölbt, der Capitelsaal stand fertig da, vielleicht auch fchon der Conventsremter des Mittelschlosses. Winrich hat neben diesem sich und seinen Nachfolgern die fürstliche Hochmeisterwohnung hergestellt, er hat den ganzen Ostftügel angefügt; ihm vor allem gehört der prächtige Ausbau des Ganzen, — ein Zeichen der Blüthe in Kunst und Wissenschaft, aber auch ein Denkmal des wirthschaftlichen Gedeihens, der sorgsamten Verwaltung, welche die Herbeischaffung solcher Mittel ermöglichte. Auch hier freilich lagen Nlüthe und Verfall dicht neben einander. Das Jahrhundert ging nicht zu Ende, ohne in den inneren Zwistigkeiten der Ordensritter die Vorboten des Sturzes zu bringen; das neue Jahrhundert brachte einen siegreichen Feind in's Land. Bei Taynenberg im Jahre 1410 auf's Haupt geschlagen, seines Hochmeisters beraubt, schien der Orden verloren. Damals war die Marienburg sein einziger Halt. Was der Fleiß von anderthalb Jahrhunderten an dem gewaltigen Festungswert geschafft hatte kam jetzt als fertige Leistung noch einmal den Brüdern zu Gute. Auf die Nachricht von der Niederlage eilte der wackere Komthur von Schweh, Heinrich Reuß von Plauen, die Weichselstraße abwärts bis zum Ordens- haupthaus. Hier versammelte er den zusammengeschmolzenen Rest der Ritter um sich. Als neugewählter „Statthalter" leitete er die Verteidigung mit solcher Umsicht und Ausdauer, daß die siegreichen Pulen an der Einnahme der unüberwindlichen Veste verzweifeln mußten. So hatte die Burg noch einmal den Orden gerettet, der sie erbaut hatte; aber schon war der Ordensstaat selbst in der Auflösung begriffen. Wir nähern uns dem Ende des Mittelalters. Die Zeit der Ritter und der Burgen war vorbei; das Schießpulver machte ihnen ein Ende. Auch der Marien- burg prägten sich die Spuren der neuen Zeit ein. Heinrich von Plauen, nunmehr förmlich zum Hochmeister erwählt, mußte schon versuchen, sein Bollwerk gegen die Tonnerbüchsen zu schützen; er umgab es mit Neubauten und Umbauten: dem Sperlingsthurm, Dietrichsthurm, Buttermilchsthurm. Es war der letzte Versuch. Mit den Grundlagen des Ritterthums sank auch die ritterliche Disciplin. ülord und Nu«, XXXIX, Hü, 12

^70 I. Gastro» in Verlin.

Dem Versuche, sie wiederherzustellen, erlag der strenge Hochmeister. Seines Amtes entseht und auf eine einsame Ordensburg verwiesen, ist er im Elend gestorben. Mit ihm schied aus dem Orden der Geist seiner Begründer. Zu halten war eine Herrschaft nur noch mit den Mitteln der neuen Kriegskunst. Ueberall gewinnen die Fußtruppcn die Oberhand, die Landsknechte kommen gegen die Ritter auf. Indem nun der Nitterstaat der Ordensbrüder, um sich zu behaupten, die unritterlichen Truppen in seinen Dienst nehmen mußte, bekundete er selbst seine innere Haltlosigkeit: der Hochmeister wurde abhängig von seinen Soldtruppen; mit der Macht der Herrschenden löste sich der Gehorsam der Unterthanen, verschwanden auch die Überschüsse der Verwaltung und damit hörte jene Kunstblüthe auf, die auf der Blüthe des Ordensstaates bemhte. Mit stummer Beredtsamleit giebt uns das Schweigen der Vaugeschichte der Marienburg wiederum das richtig? Bild von den Schicksalen seiner Bewohner.

Als dann die Noth auf's Höchste stieg, als die unbezahlten Söldner sich in einer Burg nach der anderen zu Herren machten, da bezeichnete es des Elends Gipfel, daß sie sich endlich auch in der Marienburg selbst festsetzten und sie zuletzt dem Poleukönig auslieferten (1457).

Während der Orden sich in Ostpreußen noch eine Zeitlang am Leben erhielt, gerieth Westpreußen damals unter die polnische Fremdherrschaft, die mehr als drei Jahrhunderte auf dem Lande gelastet hat. Und nun theiltc die Marienburg die Schicksale des Königreichs, dem es einverleibt war; sie war der Sitz polnischer Starosten-, sie sah in ihren Mauern die sächsischen Auguste, deren Maitressen in den ernsten Hallen zuweilen ihr Quartier nahmen. Widerstandslos drangen äußere Feinde bis in das Innere des Polenreiches. Gustav Adolf hat eine Zeitlang an der Marienburg den Stützpunkt gefunden, von welchem aus er glaubte, das Weichselland seinem großen Ostseestaate einverleiben zu können. In den späteren schwedisch-polnischen Kriegen ist auch der Große Kurfürst hier gewesen. Im siebenjährigen Kriege endlich, an dem Polen gar nicht betheiligt war, war es bereits soweit gekommen, daß die Nüssen unaerufcn und ungehindert sich in den Besitz der Marienburg setzen konnten.

Ob aber in Polen die wettiner oder die einheimischen Könige regierten, ob selbsterwählte Fürsten oder feindliche Administratoren- die Verwaltung blieb dieselbe, d. h. es wurde zuletzt überhaupt nicht mehr verwaltet. Zeuge dieses staatlichen Zerfalles war die bauliche Zerrüttung der Marienburg. Seitdem im Jahre 1644 die Dächer des Hochschlosses abgebrannt waren, ließ man sechzig Jahre lang den Bau unbedeckt stehen, Wind und Wetter preisgegeben. Ein Thurm nach dem andern stürzte ein. Die Pfahlbrücke über die Nogat wurde vom Eisgang niedergerissen. Inzwischen nisteten sich in den Winkeln zwischen den einzelnen Theilcn des Baues allerhand Schutzbefohlene der Starusten fest. Hier war man frei von städtischen Abgabe», nnd die polnischen Machthaber trieben ein ein»

Die Maienburg, !?^  
trägliches Geschäft mit dem Anweisen von Winkelstellen für kleine Handwerker-  
wohnungen. Su klebte sich damals ein regelloses Hüttendorf in das Bau-  
werk hinein.  
Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß dem Bauwerk  
bessere Zeiten kamen, als es bei der Theilung Polens (1772) von Friedrich  
dem Großen in Besitz genommen wurde. Auch Friedrich war ein Kind seiner  
Zeit, auch er lebte in den Anschauungen des 18, Jahrhunderts, das in be-  
rechtigtem Stolz auf die eigenen Erfolge den richtigen Maßstab für die Werth-  
schähuug der Vergangenheit noch nicht zu finden vermochte. Selbstverständlich  
hielt das erleuchtete Zeitalter seinen eigenen Geschmack für den eigentlich voll-  
endeten, und die Marienburg wurde im Zopsstil ausgebaut. Selbstverständlich  
war es auch, daß es für die Werke der Vergangenheit kein höheres Ziel geben  
konnte, als jener so hoch entwickelten Gegenwart zu dienen --- darum wurde  
die Maienburg zur Kaserne gemacht. Der hohe Capitelsaal wurde durch  
mächtige Balkenzüge in zwei Stockwerke getheilt, von denen jedes für Offiziers-  
wohnungen noch immer hoch genug war. Wenn der Conventsremter ein  
Exercierhaus weiden sollte, so war für den dröhnenden Gleichtritt der Grena-  
diere der Fliesenboden nicht zu brauchen; man hob ihn auf. Damals geschah  
es auch, daß eine ganze Anzahl der hochgewölbten Fenster zugemauert wurde.  
Unter Friedrich Wilhelm II. kam an die westpreußische Regierung der  
wohlwollende Befehl, die vielen wüstliegenden Häuser von Marienburg doch  
lieber an fleißige Leute zu geben, die dort Wertstatt und Wohnung haben  
tonnten. Nichts lag den Beamten näher, als die Burg selbst dazu zu nehmen.  
Das Dach des Südweststügels bedurfte damals einer Wiederherstellung; es  
wurden Maurer hinaufgeschickt. Die warfen die Zinnen herab und setzten  
ein weit hervorragendes flaches Dach auf, welches fortan den majestätischen  
Bau schützte und bedrückte. Im Innern des großen Remter zog man Balten,  
wie man es früher im Conventsremter gethan. So erhielt man oben und  
unten zusammen acht getrennte Wohnungen für Baumwollenweber. Die  
Gewölbe in „Meisters Stube" wurden eingeschlagen, die ganze Hochmeister-  
Wohnung wurde für Weber eingerichtet. Als unter Friedrich Wilhelm III.  
zu Anfang des neuen Jahrhunderts sich kriegerisches Gewölk über ganz Europa  
zusammenzog, da suchte man auch in Preußen alle Kräfte anzuspannen —  
die Gewölbe des hohen Schlosses wurden Schüttböden für Getreide, Mehl  
und Salz. Nur die Schloßkirche und der Schloßthurm blieben noch frei.  
Wer sich den Sinn für Edles und Hohes bewahrt hat, wird bei der  
Erinnerung an diese Verwüstungen tiefen Schmerz empfinden. Gewiß, dieser  
Schmerz ist gerecht, aber höchst ungerecht wäre es, wenn wir unterschiedslos  
alle Diejenigen verdammen wollten, die ihn uns verursacht haben. Die Männer  
des achtzehnten Jahrhunderts waren eben in den Vorurtheilen ihrer Zeit  
befangen, wie wir in denjenigen befangen sind, die nachlebende Geschlechter  
an unserem Zeitalter entdecken werden. Sie thateu nichts, was sie für Nu-  
recht halten tonten. Armen Leuten Wohnungen verschaffen, eine bewaffnete  
12'

5?2 I lastrow in Verlin.

Macht zum Schutze des Vaterlandes ausbilden, Vorrathslammern für die Zeiten der Noth anlegen und füllen — das waren die gewiß doch sehr ehrenwerthen Ziele, denen eben das preußische Neamtenthum alles Andere mit derselben Gewissenhaftigkeit unterordnete, mit welcher in diesem Staatswesen immer die wichtigsten Rücksichten alle anderen in den Hintergrund drängten. Vergessen wir nur ja nicht, daß diese peinliche Gewissenhaftigkeit, auch wo sie uns rücksichtslos erscheint, dennoch die Schule gewesen ist für dieselben Verwaltungsmänner, welche heute im Stande sind, Millionen für Kunstzwecke zu verwenden.

Eine jede fest entwickelte Gesinnung trägt eben die Mittel zu ihrer Fortbildung, zur Ueberwindung ihrer Einseitigkeit in sich. Noch im achtzehnten Jahrhundert selbst haben die Kunststudien eines Winkelmann, Herber^ Lessing ihre Früchte getragen. Schon wuchs ein junges Geschlecht heran, welches mit Lust und Liebe sich in die Kunstweite vergangener Zeiten Versenkte. Selten hat sich der Gegensatz zweier Generationen in so hartem Aneinanderstoßen gezeigt, wie an der Marienburg. Während der alte Oberbaurath Gilly die Ierstörungsarbeiten leitete, saß sein Sohn in verständnißvoller Bewunderung auf den Trümmern des verfallenden Gemäuers und veranstaltete die erste Aufnahme des Bauwerkes. Diese Zeichnung hatte das tragische Geschick, daß sie dem Alten zur Grundlage für den mörderischsten aller Pläne dienen mußte- das hohe Schloß und das Mittelschloß sollten einfach niedergebroschen werden, damit man aus ihren vortrefflichen Ziegeln ein neues Magazingebäude errichten konnte. Was die Ausführung des Planes hinderte, war der einzige Umstand, daß er sich als zu kostspielig erwies. Es sollte dasselbe mit geringeren Mitteln erreicht werden. Die hochgewölbten Fenster wurden geblendet; an ihre Stelle traten kleine Magazinsluken. Als aber auch an die Mauern Hand gelegt wurde, da fand sich endlich in dem heranwachsenden Geschlecht ein Netter und Beschützer. Der junge Schenten-dorf\*), der nachmalige „Kaiserherold“, suchte die Ruinen auf und kehrte erschrocken zurück. Das alte Gebäude kam ihm vor „wie das Skelett eines Niesen“. Mit lauter Stimme klagte er das Ierstörungswerk an. Die Folge davon war, daß sofort ein königlicher Befehl die weitere Zerstörung unter-sagte. Mit unsäglicher Mühe gelang es noch, den nordwestlichen Giebel zu retten: wenige Tage später wäre auch er gefallen. Es war dieselbe Zeit, in welcher im Westen unseres Vaterlandes die Herrlichkeit des Kölner Toms durch die Gebrüder Boisferöe — man kann beinahe sagen, entdeckt wnrd. Ein Werk, das Wohl verdient, neben dem ihrigen genannt zu werden, hat damals auch dem neu erwachenden historischen Sinn die Marienburg entlockt. Fricks Kupfer gaben zuerst ein Bild von der ') Er gilt wenigstens als Verfasser des Artikels „Ein Beispiel von der Zer-slurungssucht in Preußen“ in: Der Freimütllige oder Berlinische Zeitung für gebildete unl'cfangcn« Leser. 1803, Nr. 136 (26. Aug.). Der Artikel ist unterzeichnet: F. u, Tch.: Maz uun Schenteudurf sühne als ersten Vornamen Ferdinand.

Die Marienburg. j?3  
Pracht des Schloßbaues; in ihnen fanden dann auch die Aufnahmen des jungen Gilly eine würdige Verweilt) ung\*).  
Zunächst freilich konnten alle diese Arbeiten keinen Fortgang haben. Ueber Preußen entlud sich das schrecklichste Kriegsungewitter, von dem es jemals betroffen worden. Die Franzosen wurden Herren im Lande. Selbst über den Frieden von Tilsit hinaus lag eine französische Besatzung in der Marienburg; — der Conventsremter war ihr Pferdestall.  
Still und trübe waren die Jahre der allmählichen Erholung. Der Weltbeherrscher durfte nicht merken, was gegen ihn vorging. Als Napoleon das Aufgebot von ganz Westeuropa in die russischen Flachländer führte, war der König von Preußen sein Bundesgenosse. Das Hochschloß bewahrte als französisches Magazin die Vorräthe des Eroberungsheeres.  
Als aber die Flammen der brennenden Moskowiterstadt den Völkern zur Befreiung leuchteten, als dann in den hochgehenden Wogen der Freiheitskriege die Liebe zum Vaterlande, das erste Mal in der deutschen Geschichte, das ganze Volk in allen seinen Schichten erfaßte, da fand auch die Liebe zu den heimischen Denkmälern ihren Weg in die Herzen des gesummten Voltes; und das erste Bauwerk, an dem sie sich werktätig offenbarte, das war die Marienburg.  
In dem zweiten Friedensjahre legte man Hand an's Werk. In den Kreisen der Architekten regte sich das Interesse für den Bau. Der jüngere Gilly hatte nicht umsonst gewirkt; kein Geringerer als Schinkel war sein Schüler und Erbe seines Geistes. Schinkel hat dann die Burg besucht, einen Bericht erstattet und dadurch auch Staatsmittel flüssig gemacht. Zunächst handelte es sich um die Hochmeisterwohnung im Westflügel des Mittelschlusses.  
Es ereignete sich hierbei der seltene Fall, daß der Kostenanschlag nicht erreicht wurde. Was von Verwaltungskräften bei der Leitung der Wiederherstellung nöthig war, das konnte zum größten Theil durch freiwillige Dienstleistungen ersetzt werden. Ganze Theile des Baues wurden von einzelnen Corporationen übernommen. Hoch und niedrig, ohne Unterschied des Standes, der Partei rechneten es sich zur Ehre an, an dem großen Werke mitzuwirken. Die Prinzen des königlichen Hauses stellten den großen Remter wieder her. Offiziercorps und Behörden, Geistliche und Freimaurer wirkten hier einträchtig zusammen. Damit aber, was der Eifer des neuen Jahrhunderts geschaffen, nicht in späteren wiederum zu Grunde gehe, übernahm der König selbst für ewige Zeiten die Unterhaltung des Ganzen.  
Einst war der Bau des Ordenshauptauses das stolze Werl des Gebieters im eroberten Lande gewesen; jetzt zeigte die Wiederherstellung des Herrschersitzes die neuen Grundlagen der Herrschaft- das unentwegte Zusammenwirken des Königs mit seinem Volke.  
") Das Frick'sche Kupferwerk ist sehr selten geworden; dein Vernehmen,, nach sind die Platten jetzt in den Besitz der preußischen» Regierung übergegangen, welche einen Neudruck beabsichtigt.

I,?H I. Iaftisw in Verlin.

Es hätte mit wunderbaren Dingen zugehen müssen, wenn dieses erste Aufflackern des historischen Kunstsinnes sofort ein so feines lunstgeschichtliches Verständnis; wachgerufen hätte, wie es »öthig ist, um bei der Wiederherstellung den alten Meistern nachzufühlen, mit richtigem Tact die Lücken zu ergänzen. Gewiß kann man heute, wo ^historische Wissenschaft und historische Kunst auf Jahrzehnte erfolgreicher Thiitigkeit zurückblicken, jenen eisten Versuchen so manchen Fehler gegen die geschichtliche Wahrheit nachweisen. Allein nicht nur steht der Haupttheil jener Arbeiten, die Wiederherstellung des Mauerwerkes der Hochmeisterwohnung, als vollendete Leistung vor uns. Weit mehr noch sind wir jener Bewegung 'zu Dank verpflichtet für das Ziel, das sie auch den Nachlebenden gesteckt hat: daß ein gesittetes Zeitalter zwar in den eigenen Werten den eigenen Geschmack darf walten lassen, daß es aber versuchen soll, die Kunst vergangener Zeiten nach ihrer Eigenart zu begreifen und sich gegenwärtig zu erhalten. Und in dieser Werthschätzung der Vergangenheit liegt eines der unterscheidenden Merkmale unseres Jahrhunderts im Gegensatze zu demjenigen, aus dem es hervorgegangen ist.

Auf's Schönste zeigte sich der Uebergang Vom Alten zum Neuen in demjenigen Manne, welcher die eigentliche Seele aller jener Bestrebungen um die Wiederherstellung der alten Burg war: in dem Oberpräribenten v. Schön. Er war Vertreter jenes Liberalismus, der nicht mit Unrecht als ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts gilt, als die unmittelbare Frucht des bildungsfrohen Zeitalters, welches in muthigem Vorwiirtseilen es verschmähte, zuweilen auch den Blick rückwärts zu lenken. Wie aber diese Männer zu wirklicher Thätigkeit im staatlichen Leben gelangten, da leinten sie auch die Grundlagen werthschatzen, die frühere Jahrhunderte zu ihrem Staatsba» gelegt hatte». Ein Zeichen dieser Hochachtung war v. Schöns Thätigkeit für das ehrwürdige Baudenkmal. Wenn der vorwärtsstrebende Mann, der Feind alles „Feudalen“, vou seinem Könige mit dem alterthümlichen Titel eines „Burggrafen der Marienburg“ geehrt wurde, so war dies recht eigentlich der Ausdruck des sich vollziehenden Umschwungs.

Freilich noch nicht des vollzogenen! Es ist bekannt, wie lange noch das Alte mit dem Neuen den niemals ausgekämpften Kampf gerungen hat. Die Jahre der Revolution waren so wenig wie die darauf folgenden Zeiten künstlerischen Bestrebungen besonders günstig. Und doch war für König Friedrich Wilhelm IV. gerade die Forderung von Kunst und Wissenschaft Gegenstand persönlicher Fürsorge, persönlichen Verständnisses. Er hat in seinem Lande die Erhaltung der Denkmäler zu einem Zweige der Staatsverwaltung erhoben. Ter erste „Eonservatur“, der für das Königreich ernannt wurde, v. Quast, hat seiner Heimatsprovinz Preußen immer eine ganz besondere Vorliebe zugewandt. Von ihm rühren auch die historischen Untersuchungen über die Vaugeschichte der Marienburg her, welche bis heute die grundlegenden geblieben sind. Aber die beabsichtigte große Aufnahme der Denkmäler im ganzen Staat kam nicht zu Stande; auch die planmäßige Wiederherstellung der alten Vau-

Vie Marienburg. ^?5  
werte ist niemals begonnen worden. Es tam nicht über eine stückweise gelegentliche Thätigkeit hinaus. Nach v. Quasts Tode blieb seine Stelle jahrelang unbesetzt. Jetzt ist seit einigen Jahren unter den Wirkungen der neu errungenen nationalen Einheit auch wieder ein regeres und allgemeineres Interesse für die Denkmäler der Vergangenheit zur Geltung gekommen. Auf ausdrücklichen Wunsch der Voltsvertretung, ohne Unterschied der Partei, wurde die erledigte Stelle wieder beseht; und der neu ernannte Conservator, v. Dehn-Notfelser, hat sofort auch auf die Marienburg sein Augenmerk gerichtet. Zwei verschiedene Bestrebungen sind in den letzten Jahren neben ein-ander hergegangen: private und staatliche Thätigkeit; beide waren schnell darin einig, daß, nachdem die Schön'sche Restauration ausschließlich dem Mittelschloß gewidmet gewesen war, nunmehr zunächst das Hochschloß in's Auge zu fassen sei. Schon im Jahre 1872 bei der Säcularfeier der Wiedergewinnung West-Preußens in den Prunkräumen des Mittelschlusses war der wüste Zustand des Hochschlusses schmerzlich aufgefallen. Der Sanitätsmth Marschall ward nicht müde, diese Empfindung zunächst unter seinen Marienburger Mitbürgern immer auf's Neue anzuregen. Von ihm rührt auch der Gedanke her, durch Gründung eines Ordensmuseums dem hohen Hause eine würdige Verwendung zu sichern. Von allen Aufgaben, welche sich der jetzt neu entstandene „Verein für die Ausschmückung der Marienburg" gesetzt hat, dürfte diese gerade die-jenige sein, die ihm am naturgemäßsten zufällt. Es giebt in Ost- und West-preußen eine Anzahl privater Sammlungen, die ein solcher Verein weit leichter und wohlfeiler erwirbt, als der Staat. Diesem aber fällt bei der Wiederherstellung eines Vaues neben der Pflicht des Eigenthümers auch die Schuld des Zerstörers, sowie endlich die pflichtschuldige Vertretung des nationalen Interesses zu. In der That hatte schon vor etwa 20 Jahren die Negierung den Baumeister Blankenstein mit den einschlägigen Untersuchungen beauftragt; dann hatte eine eigene Ministerial-commission, an der u. A. auch Adler theilnahm, eine Denkschrift über die Wiederherstellung des Hochschlusses ausgearbeitet, auf Grund deren der Bau-meister Matz die Vorarbeiten begann. Aber einstweilen nahm noch der Kölner Dombau alle flüssigen Mittel in Anspruch. Erst für das Jahr 1882/83 gelang es nach bescheidenen Anschlägen\*) die noch bescheidenere Summe von 50 000 Mark in den Etat einzustellen. Trotzdem sind.' die Arbeiten ini Gange. Für die Ausführung der längst festgestellten Entwürfe wurde in dem Baumeister Steinbrecht der beste Kenner der Ordensbauten gewonnen. Gewiß hat lein Künstler mehr Anspruch auf die Dankbarkeit seiner Zeit-genossen, als derjenige, der seine künstlerische Hand mit so entsagungsvollem 'y) SchloWrchc 68000 Mart.  
Nördlicher Kreuzgangsflügel nebst Treppe 38 500  
Goldene Pforte 4 000 -'  
110 500 Vünt.

^?6 —' I. Iastrow in Verlin.

Sinne leitet, wie es nützig ist, um den Genius früherer Jahrhunderte zu neuem Leben zu erwecken. Wer den Vorzug hat, an der Hand eines so künftigen Führers, wie der gegenwärtige Leiter der Arbeiten ist, den Stand der letzteren kennen zu lernen, der bekommt gleichzeitig eine Vorstellung von den unsäglichen Schwierigkeiten, die heute ein Restaurator zu überwinden hat und für deren Bewältigung sein höchster Ehrgeiz doch niemals nach einem andern Lobe streben darf, als nach dem einen, daß von seiner Arbeit möglichst wenig zu merken sei.

Wollen wir nunmehr unsere Wanderung durch das Schloß antreten und die Probe darauf machen, wie der Rückblick durch den Anblick gerechtfertigt wird, so beginnen wir am besten mit demjenigen Theile, der gegenwärtig in der Wiederherstellung begriffen ist: dem Hochschloß.

Von der Stadt her kommend überschreiten wir an der Südseite den breiten trockenen Graben auf einer Holzbrücke, die erst errichtet wurde, um der Kaserne eine bequeme Verbindung mit der Stadt zu geben. Wir sind auf dem Wallgang, der den ganzen Vau umgiebt, den» sogenannten „Parchem". Neber dem Portal lesen wir in großen Buchstaben die Worte: Königliches Kornmagazin, — wir wissen, aus welcher Zeit sie stammen. Eine Tafel mit der Inschrift „Eintritt verboten" zeigt, daß hier der Eingang ist. Wir kommen in einen viereckigen Huf, auf welchem an Erde und Wänden zahlreiche Arbeiter beschäftigt sind.\*) An den vier Seiten ist er von den vier Flügeln des Hochschlosses umgeben.

Die Fläche des Hofes fand man bei Beginn der Arbeiten stark ansteigend, so daß sie gegenüber dem Eingang bedeutend höher war und das Regenwasser nach dem Eingang zu bequem abfloß. Nun war aber klar, daß der Boden sich im Laufe der Jahrhunderte erhöht hatte. Das Erdgeschoß stand in einer hohen Schuttschicht. Als diese weggeräumt und so das alte Niveau des Hofes wieder bloßgelegt wurde, da stellte sich heraus, baß der Huf gerade in unigehrter Richtung geneigt war. Der innerste Winkel war seine tiefste Stelle. Man stand vor der Frage, wohin sich das hier zusammenrinnende Wasser verlaufen konnte. Genauere Nachforschungen ergaben, daß hier eine vollständig systematische Entwässerungsanlage bestanden hatte; und bei den Nachgrabungen wurde dieselbe in der That aufgefunden. Manche Hausfrau wird es interessiren, daß schon damals der „Ausguß" von der Küche an diese Leitung angeschlossen war.

\*) Hier erfährt man auch, an wen man sich außerhalb des verbotenen Eingangs zu wenden hat. Es fei hier übrigens erwähnt, daß der gewöhnliche Führer durch die Vurg, der „Oberschlosüuart", sehr abweichend von sonstigen Schloszlastellanen, Schlön-Uögten u, s. w., ein sehr wohl unterrichteter Mann ist, der auch den früheren Zustand der Burg noch aus eigener Anschauung kennt. Es ist dies leine unwichtige Sache. Wenn überall für einen guten Führer gesorgt würde, dann würde unter den „Gebildeten" das Verständnis und das Interesse für historische Denkmäler schnell zunehmen.



Vi« Marienbnrg. ^7?

Bei der Wegräumung des Schuttes fand man endlich auch den lange gesuchten Schloßbrunnen, aber er war völlig verschüttet. Jetzt ist er geräumt, und man sieht wieder die regelrecht gerundeten Wände aus behauenen Kalkstein in die Tiefe gehen. Der obere Brunnenring wurde aufgerichtet und ergränzt aus Granitquadern, wie sie einst die Brüder aus dem fernen Schwedenlande herbeigeschafft hatten.

Der Haupttheil der bisherigen Arbeit ist gegenüber unserm Eingang an der Nordseite des Hofes zu sehen. Ein Kreuzgang in zwei Stockwerken war hier durch einen nüchternen, geradlinig abschließenden Bau bis an das Dach hin erseht, der bequeme Eingänge zur Kaserne bieten sollte. Wenn man hinter diesem Vorbau um die kleinen Luken herum an den Mauerputz klopfte, so kamen überall die Umrisse der zugemauerten Bogenfenster zum Vorschein. Verzierungen, die im Laufe der Zeit abgefallen waren, hatten sich auf dem Hofe unter der schützenden Schuttdecke die Jahrhunderte hindurch erhalten. Nach diesen und anderen Anhaltspunkten war es möglich, den Kreuzgang in seiner alten Gestalt wiederherzustellen. Die eine Hälfte ist niedrig und läßt über sich Platz für die hohen Fenster der Marienkirche, der eigentlichen Schloßkirche; der andere Theil erhebt sich höher und schützt den dahinter liegenden Capitelsaal.

Während dieser sich noch in ganz wüstem Zustande befindet, ist der Zugang zur Kirche schon vollständig wiederhergestellt. Mit Figuren und Pflanzenornamenten geziert, zeigt das gothische Portal allerdings die Bildhauerkunst bei weitem nicht auf einer Stufe, die der künstlerischen Vollendung nahe wäre. Aber zur Zeit ihrer Herstellung (man hält sie jetzt für älter als die Umbauten Dietrichs von Aldenberg von 1335) waren auch diese Verzierungen bedeutend. Ehemals reich mit Gold geschmückt, führte dieses Portal den Ehrennamen der „goldenen Pforte". Die Kirche, in welche uns diese Pforte führt, ist ein einschiffiger Bau mit sternförmigen Wölbungen. Ich fand sie im letzten Winter von Gerüsten erfüllt, auf denen bei Beginn der warmen Jahreszeit die Arbeit aufgenommen werden sollte. Unter der Tünche kommen an der Wand alte Gemälde zum Vorschein.

Unterhalb dieser Kirche, in der St. Annenkapelle, fanden die Hochmeister ihre letzte Ruhestätte. Der Deckstein des Grabes lag im Fußboden der Kapelle, damit bei jeder Andacht die Füße der Betenden über ihn hinwegschritten. Dadurch sind nun zwar die meisten Inschriften verlöscht worden: einige aber sind leserlich geblieben und jetzt höher gelegt, um weiter geschont zu werden. Auch der Stein jenes Heinrich von Plauen ist darunter. Wir sind begierig zu lesen, welche Grabschrift den Vertheidiger des Hauses, den unglücklichen Erretter des Ordens, nennt. Hier ist sie: „In der Iahrzahl Christi 1429 da starb der ehrwürdige Bruder Heinrich von Plauen."

So hat der Undank sich hier ein Denkmal gesetzt!

Lassen wir, in den Schloßhof zurücktretend, unser Auge noch einmal an den vier Wänden entlang gehen. Nur die Nordwand ist bis jetzt wieder-

1.78 I. Iastrow in Verlin.

hergestellt; aber schon tonnen wir es uns ausmalen, welches bewegte und lebendige Aussehen das Ganze gewinnen wird, wenn die zierlichen Backsteinformen des Kreuzganges den Hof wieder an allen vier Seiten umgeben werden. Freilich noch näher als dieser Blick in die Zukunft, der uns die fernste Vergangenheit wieder vor Augen führen wird, liegt ein Blick in die nächste Vergangenheit. Noch sind wir im Stande, uns die bisherigen Arbeiten wegzudenkeil und uns das Bild zu leonstruiren, das der Bau gewährte, als die eintönigen Vorbauten mit ihren prosaischen Bedachungen einen langweiligen viereckigen Kasten umschlossen. Wir begreifen dann sehr wohl, daß zu Anfang unsers Jahrhunderts ein hochgestellter Beamter das vorgesetzte Ministerium über die Zerstörung der Bauwerke damit beruhigen tonnte, daß sie außer ihrem Kolossalischen nichts Merkwürdiges haben, das die Aufmerksamkeit der Verehrer alter Baukunst auf sich ziehen könnte.

Wir verlassen nunmehr das Hochschloß, indem wir unter seiner Nord-Westecke hindurch in einen freien Raum treten. Wir stoßen sofort auf den Burggraben. Tie Brücke an dieser Stelle war in den Ordenszeiten der einzige Zugang zum Hochschlosse; wenn Alles verloren war, dann konnte sich hinter der aufgezogenen Brücke noch immer das Hochschloß als selbständige Feste halten.

Sobald wir jenseit der Brücke sind, stehen wir an dem zweiten großen Hauftttheil der Marienburg; dem Mittelschlosse. Sein gegenwärtiger Zustand ist das Ergebnis; der Nestaurationsarbeiten von 1817, d. h. das Mauerwerk ist in seiner alten Form wiederhergestellt; alles Andere ist neu.

Um sich Alles in der Art vorstellen zu tonnen, wie es zur Zeit der Ordensritter bestand, muß man nicht nur seine historischen Kenntnisse, sondern auch seine Phantasie zu Hülfe nehmen.

Tas Erdgeschoß war hauptsächlich für Verwaltungsräume bestimmt.

Tie vier ersten Stuben, durch die wir kommen, gehörten dem „Ordens» Treßler" und seinen Schatzkammern, andere dem Ordensspittler u. s. w.

Turch das ganze Gebäude zieht sich ein Brunnen mit seiner Windung.

Wir treffen ihn im Hausflur des Erdgeschosses; wir begegnen ihm wieder, wenn wir eine Treppe höher in das Prachtschloß hinaufsteigen. Dieses Geschoß enthält wesentlich des Hochmeisters Wohnräume. Von dem Hausflur gelangt man in „Meisters großen Remter" und „Meisters kleinen Remter".\*)

Ner große Remter ist unbezweifelt die glänzendste Leistung im Ordenshause, ja vielleicht überhaupt in der ganzen weltlichen Baukunst des Mittelalters. „Sein edles Gewölbe," so beginnt Eichendorff seine erhebende Beschreibung, „ruht in der Mitte kühn auf einem einzigen Granitpfeiler, als hätte der alte Baumeister hier alle großen Erinnerungen, alle Macht und Pracht des Ordens in einen Gedanken zusammenfassen wollen, der Alles ernst und streng zum Himmel emporpfeilcrt. Und damit dieses Empor-') Rem!« bedeutet hier zunächst dasselbe, was in den Klöster» Refectorium: Speisesaal.

Die Marienburg, ^?9

pfeilem des Irdischen um so gewaltiger erscheine, zeigen zehn hohe und breite Fenster in doppelter Reihe übereinander, eine unermeßliche Aussicht eröffnend, rings umher die Erde nur wie ein schönes Bild, als stünde man hier auf den Gipfeln des Lebens, wo alles Gemeine sein Recht verloren. Nach den alten Rechnungen war dieser Remter zur Ordenszeit mit Krone und Wandleuchtern versehen. Man denke ihn sich so erleuchtet, die Gewölbe, Gärten und Verzierungen im wandelnden Widerschein der Kerzen, wie lebendig in einander rankend, und draußen den Saal selbst, fast lauter Fenster, bei dunkler Nacht, wie eine Lichtkrone über dem stillen Lande."

In diesem Räume hatte das Leben des Ordenshauses seinen eigentlichen Höhepunkt. Hier versammelten sich die Herreu zu feierlich ernster Verathung. So war es auch während der harten Belagerung nach der Katastrophe von Tannenberg. Damals bezeichnete ein Vcrräther in der Burg dem Feinde den Zielpunkt, auf den man die Tonnerbüchse richten müsse, um den Pfeiler zu treffen und unter dem einstürzenden Gewölbe die rathschlagendeu Ritter zu begraben. Aber hart an dem Granit vorbei fauste die Kugel in die Stelle über dem Kamin, wo man sie noch heute sieht.

Wie zu den ernstesten Berathungen, so lud auch zu den feierlichsten Gelegen der Hochmeister in diesen Saal. Rings herum an den Wänden sieht man noch die steinernen Bänke, die, mit Polstern belegt, den Rittern und Gästen zum Sitzen dienten. Zum^Rathe und zur Tafel aber nahmen die Herren 'wohl näher im Kreise um den achteckigen Pfeiler Platz. Nur so wenigstens kann man sich jenen mörderischen Plan bes Polentünigs erkläre», welcher mit Zerschmetterung des Pfeilers die Ritter unter dem zusammensinkenden Gewölbe begraben zu können meinte. Die Ränder der Wölbung würden sich durch sich selbst gehalten haben; nur die Mitte war gefährdet. Denken wir uns die Tafel so geordnet, so können wir uns den Schmaus lebhaft vorstellen. In der Ecke sehen wir noch die Schenkbank, eine Wandlücke, in welche aus der Küche die Speisen gelangten, um sofort von den „Jungen" herumgetragen zu werden. Reichlich war Speise und Tränt. Zu festlichen Gelegenheiten wurde !nicht blos der Wein aufgetragen, den damals der weniger verwöhnte Gaumen von Westpreußen empfing; auch kostbaren Rheinwein schickte der Komthur von Koblenz, Malvasier kam die Weichsel herab, und alter Niga'scher Meth wurde zur See über Danzig empfangen. Vielfaches und kostbares Geschirr wurde bei den Gastmählern ausgetheilt: schwere, eiserne Gefäße für'Z Bier, Krüge für Meth, silberne und goldene Becher für den Wein. Eine angenehme Wärme strömte von unten nach oben; denn unter dem Fußboden befand sich eine Luftheizungsanlage, die am Kamin nach Bedürfnis; geregelt werden konnte.

Aber nicht immer lud der Hochmeister in diesen prächtigsten seiner Säle; kleinere Gastmähler und bloßen Fremdenempfang hielt er im kleinen Remter, einem Ebenbild des ersteren; für gewöhnlich wohnte er nebenan in „Meisters Stube" und „Meisters Gemach". Icnseit des Hausslurs thun wir, um über

^80 I. Iastrow in Verliil,  
die fürstliche Wohnung eine vollständige Uebersicht zu haben, noch einen Blick  
in des Hochmeisters Hauskapelle, in seine Schlafkammer, seine Waffenkammer.  
Eine eigene Treppe führte ihn hinab in den Conventsremter, den ge-  
wöhnlichen Speisesaal der Brüder. Hier versammelten sie sich, um an langen  
Tischen ihr gemeinsames Mahl einzunehmen. Schweigend saßen sie da und  
horchten der Worte, die der Bruder Lesemeister während der Mahlzeit aus  
heiligen Büchern vorlas. An drei Tafeln wurde gespeist: Brüder, Dienende  
und Jungen. Die Brüder erhielten alle die gleiche Kost, dem Hochmeister  
wurde das Vierfache vorgelegt, damit er den büßenden Brüdern davon eine  
Gnade erweisen könne. Wollte er bessere Kost, so mußte er in seiner Stube  
speisen; er durfte dann nicht im Convent erscheinen.  
Der Convent ist eine Versammlung Gleichberechtigter. Auch die Bauart  
dieses Remters trägt dem Rechnung. Im ganzen Prachtgeschoß ist er der einzige  
Saal, dessen Gewölbe gleich vertheilt ist auf drei in einer Linie stehende Pfeiler.  
Einen gar zu ernsten Eindruck erwecken in uns die einförmig weiß-  
getünchten Wände. Wir müssen sie uns in der Bemalung denken, wie sie an ein-  
zelnen Stellen noch hervortritt. Waren es Gemälde ernster und heiliger Art, so  
bildeten sie doch eine Anregung und Ablenkung für den Geist; vielleicht war  
auch hie und da eine heitere Scene eingemengt. Auch die Fenster waren nicht  
bunt, wie die jetzigen, die Stiftungen aus Schöns Zeit. Heller fiel das Licht  
durch die ungebrochenen Scheiben; die allmählich sich öffnenden Nischen  
nahmen den Ausblickenden auf und gestatteten ihm die Fernsicht über die weiten  
Fluren, zu deren Beherrschern auch er gehörte. Mit kirchlichem Ernst in sich  
geschlossen und doch mit heiter weltlichem Sinn zur Außenwelt geöffnet, ist  
der Remter ein Abbild des geistlichen Ritterthums, das in ihm gewohnt hat!  
Gewiß fehlt heute vieles, was zur vollen Anschauung nuthwendig wäre.  
Aber erinnern wir uns, daß ehemals das Gewölbe des großen Remters von  
einer Balkendecke unterspannt war, daß die zierlichen Fliesen, auf denen unser  
Fuß im Conventsremter wandelt, cmfgehoben oder beschüttet waren, um als  
Fußboden für das Exerzierhaus zu dienen, — und unser Unmuth wird sich  
schnell in Dankbarkeit gegen von Schön und seine Zeit wandeln, die so viele  
Sünden der Väter zu sühnen hatten, daß sie wahrlich nicht alle sühnen konnten.  
Wir bleiben in demselben Flügel und machen noch einen Gang hoch  
nach oben und tief nach unten. Oben führte ein Vcrtheidigungsgang mit  
mächtigen Zinnen rings um den ganzen Schloßflügel. Bei der Umwandlung  
des Gebäudes zu Arbeiterwohnungen waren die Zinnen meistens niedergelegt,  
die Kaltsteinplatten zu Kalt gebrannt worden. Nach wenigen Resten war  
die getreue Wiederherstellung möglich. Die Zinnen sind der Theil, den bei  
der großen Restauration das Offiziercorps der Armee übernommen hatte. Den  
einen der Eckr hat Jork von Wartenburg allein wiederaufbauen lassen. Ein  
Gang hinter den Zinnen giebt einen weiten Rundblick in das Werder und nach  
den anderen Burgen hin, die der Orden zur See zu und landeinwärts unterhielt.  
Unbemerkt konnte hier kein Feind nahen, unbeobachtet keiner verweilen.

— Die Marienburg. ^8l.

Steigen wir nun hinab. Unten in den Kellergewölben finden wir die Anlage für die Luftheizung. Die Feuerung ist eine Art Backofen, oben durch einen Rost geschlossen; auf dem Rost liegen in einem ebenfalls backofenförmigen Vau eine Menge Fel^teine. Während der Rauch durch einen Schornstein entweicht, sammeln die steine die von unten kommende Hitze auf und lassen sie allmählich durch Röhren nach oben bis in die Fußböden des Prachtgeschosses entweichen, wo wir die Luftlöcher bereits gesehen haben. Die ganze Unterkellerung ist in zwei Stockwerken.angelegt. Die mächtigen Räume ver-rathen noch heut den Reichthum fürstlicher Vorräthe, der hier für Küche und Tafel angesammelt lagen. In den Kellerräumen sehen wir auch die Untermauerung für die Pfeiler der oberen Gewölbe. Es sind mächtige Unterlagen, die es uns erst erklärlich machen, daß über ihnen ein so schlanker Pfeiler genügte. Vergebens aber suchen wir den Unterbau für den merkwürdigsten aller Pfeiler, den im großen Remter. Unter dem großen Remter ist derselbe Raum des Erdgeschosses in vier Räume getheilt, jene vier Zimmer des Ordensstreßlers, die wir bei unsenn Eintritt gesehen haben. Die Kreuzung der beiden Theilungswände liegt genau unter dem Fußpunkt des Pfeilers; und da die Kellerräume, in denen wir uns befinden, unter jener Stelle genau dieselbe Eintheilung zeigen, so hat der Pfeiler drei Stockwerke unter sich hieran einen genügend festen Untergrund.

Treten wir nun wieder au's Tageslicht in den Hof des Mittelschlosses. Von diesem haben wir nur den einen Flügel gesehen, die drei anderen harren noch der Wiederherstellung. Wir treten zum Nordthore hinaus wieder über eine Brücke, die, sobald sie aufgezogen war, das Mittelschloß unzugänglich machte. Wenden wir uns noch einmal um und sehen wir uns die Giebel des Gebäudes an; der eine fällt uns auf; er ist mit all seinem lierrath erhalten. Das ist jener Nordwestgiebel, der damals bei der schnellen Verwüstung des Bauwerkes auf Schenkendorfs Mahnung hin noch mit Mühe und Roth gerettet wurde. Er ist stehen geblieben als ein Zeuge vergangener Herrlichkeit. Wir sind nun bereits nördlich vor dem Schloß in der Vorburg. Rechts vor uns die Kirche, weiterhin der Nuttermilchsthurm, nach links hin die kleinen Hütten, zu denen die Starostcn hier die Baustellen verhökert haben, die Straße, welche den Namen „Vorschloß" führt, zeigen uns den ehemaligen Umfang. Wir haben uns die Vorburg als eine große Umfassungsmauer zu denken. Die Trümmer eines Thores hart an der Nogat bezeichnen die Stelle, wo die Vuigbewohner sich den Verkehr mit der Wasserstraße offen hielten, die abwärts zu den Seehäfen, aufwärts zum Hinterlande führt. Weiter an Gräben und Wällen entlang kommen wir bei der Südbrücke vorbei, über die wir in das Hochschloß eingetreten waren, und erblicken endlich an dessen Ostscite das berühmte Mosaikbild der Ordenspatronin, der Jungfrau Maria, ihr Angesicht der fernen Heimat im Morgenlande zugewandt; eine Erscheinung von ernster und schreckhafter Hoheit, von der die Sage ging, daß sie dem frevelnden Schützen, der nach ihr gezielt, sein Augenlicht geraubt habe.

^82 I. Iastrow in Verlin.

Unser Rundgang ist beendet. In Schutt und Moder, wie in Pracht und Stärke, sind diese Bauwerke die Ueberreste von den Schicksalen ihrer Bewohner. Vor allem aber sind sie ein Denkmal ihrer Erbauer. Wie auf unserem Rundgang durch die einzelnen Theile, so tritt uns jetzt bei dem Rückblick auf das Ganze wiederum der lebendige Geist der Körperschaft entgegen, die den Burgbau geschaffen.

Unter allen Quellen zur Geschichte des deutschen Ordens spricht die lebensvollste Sprache der Anblick seines Haupthauses.

Keine Inschrift, keine Ueberlieferung berichtet uns den Namen seines Baumeisters; nicht seine Ehre kündigt der Bau, sondern den Ruhm der Körperschaft, in der er ein dienendes Glied war.

Beim Eintritt in den Orden gelobten die Brüder Armuth, Keuschheit und Gehorsam. Ihr Hab und Gut gehörte dem Orden, ihr Herz und ihre Liebe seiner himmlischen Beschützerin, ihr Wille und ihr Arm dem selbst-  
«rwählten Oberhaupt. Tiefe Männer, welche kein Eigen kannten, und wenn es das angestammte Erbe sein sollte, welche kein Weib küßten, und wenn es die eigene Mutter wäre, welche keinem Rufe folgten, und wenn er vom Kaiser käme, — sie waren nicht lebensmüde Greise, sondern Männer in der Vlütthe ihrer Jahre, iu der Fülle ihrer Kraft. Ein Jeder opferte sein Ich; der Einzelne ward machtlos, auf das; das Ganze machtvoll und gebieterisch dastehe. Das ist jene Vereinigung von geistlicher Entsagung und ritterlicher Tapferkeit, die dem geistlichen Ritterthum seinen Namen gegeben hat.

In klösterlicher Abgeschlossenheit von der Außenwelt getrennt und doch mit trotzender Festigkeit zur Beherrschung ihrer Umgebung hingestellt; einfach und schmucklos in den Räumen für den Einzelnen, aber voll Pracht und Prunk in den Sälen für die Gesammtheit nnd deren Oberhaupt; zugleich Kloster und Festung, Klausen und Fürstensitz, ragen noch heute die Mauern des Bauwerkes von der Erde gen Himmel wie „versteinerte Gedanken".

Anm, Seitdem dieser Aufsatz niedergeschrieben, März 1884, hat sich in dem oben Dargelegten Manches geändert. Der Ilonserunter der Kunstdenkmäler in der Preuhischen Monarchie, r>. Lehn-Rolfeser, dessen ?heilnahme für die Marienburg in dem Aufsätze erwähnt wird, und dessen persönliche!! Mittheilungen der Verfasser de» Hinweis auf eine Reihe einzelner Bemerkungen verdankt, ist inzwischen ans der Reihe der Lebenden geschieden nnd bat an R. Persiük einen Nachfolger gefunden. Für die Aufbringung der Geldmittel ist durch die Marienburger Lotterie ein neuer Schritt gelhan. Am Hochschloß sind Steinbrechts Arbeiten weiter fortgeschritten. Ausführlicheres über die letzteren findet der Leser in den Berichten, welche Steinbrecht selbst nunmehr im letzten Jahrgang des „Lientialblattes der Naiwerwaltung" veröffentlicht bat.

seo XIII.  
von  
Sigmund Münz.  
— Rom. —

III.  
^»»yue ibi tei (Isnig pupulum moäor^ri» »b üuni«,  
Ht pleno gaturzg udos« ^28tor ov«8  
lioiUÄno inoeäig ?5illusp» »peetabiü» ogtro, —  
I« Pia turbü, I)so p»b«3 äovot», 8»e«läo5  
t^«lt»nt obze^uiiz ä«N«rui88L »ui». —  
^ diesen Worten, die offenbar kurz vor Antritt der päpstlichen  
Herrschaft niedergeschrieben sind, gedenkt der Cardinal seines  
ü ungefähr dreißigjährigen Aufenthalts zu Perugia und des ihm von  
Pius IX. im Confistorium vom 19. Necember 1853 verliehenen Purpurs.  
Das Hirtenllmt Peccis über Perugia und die Papstherrschaft Pius' IX. fallen  
ungefähr zusammen. Welch' ein Meuschenalter, reich an Kämpfen und Leiden  
und Siegen und Niederlagen! Man müßte fast die Geschichte unserer Zeit  
schreiben, wenn man sagen wollte, welche Vorgänge sich auf dem von der  
Natur und der Tradition der Jahrhunderte so sehr gesegneten Schauplätze  
von Perugia abspielten. So wie Pecci's Hirtenbriefe, deren wir ja hin-  
länglich Erwähnung gethan, sich durch die Stärke der Gesinnung ihres  
Verfassers vor den Hirtenbriefen aller seiner andern umbrischen Amts-  
genossen auszeichneten, so stand er auch stets an der Spitze der Bischöfe  
Nmbriens, wenn es galt, gegen die von Piemont her andringende militärische  
Macht des sich neu bildenden Italiens cinznkämpfen und die letzten Karten  
für die unrettbar verlorene zeitliche Herrschaft des Papstthums auszuspielen.  
In allen Gestalten trat ihm der Genius des Christeuthums auf der  
luftigen Höhe von Perugia entgegen. Als Bischof saß er auf einem Platze,

^8H Zigmund Münz in Rom.

den in grauer Vorzeit Männer eingenommen hatten, um deren Stirne Geschichte und Sage den Kranz des Martyriums geflochten. Er sah sie vor sich, wie sie nicht nur in frommer Hirtendemuth ihre Schafe weideten, sondern auch mit Heldenkraft die Barbaren abwehrten. Trat er aus dem Bischofs«palaste in den nahen Vom von San Lorenzo, da stand er vor der Asche dreier Papste, deren einer alle seine Zeitgenossen an Macht und Energie überragt hatte. Er betete vor den sterblichen Resten Innocenz' III., dem einst die Welt für die Kirche zu llein gewesen und der nun mit zwei weniger bedeutenden Päpsten in einem einzigen kleinen Sartophag ausruht. Trat er aus seinem Palaste in die nahe Pinakothek, da sah er vor sich in milder Schönheit strahlende Bilder einer religiösen Phantasie, die die Seele in einen warmen elyseischen Strom ewigen Friedens taucht. Kirchen und Klöster schaute er in Menge in Perugia, und jene verkündeten ihm den Reichthum und die tausendfältige Pracht der Kirche, und in diesen wiederum sah er den Geist der selbstgewählten Armuth walten. Er ging fortwährend ein bei München und Nonnen, er sah die vielen Beispiele einer Familienzusammengehörigkeit zwischen Solchen, die der Familie entsagt und sich unter dem Schutzdache der gemeinsamen Mutter Kirche lieben gelernt hatten. Alle Steine in Perugia predigten ihm Geschichte. Er schaute mächtige Thore aus dem Alterthume, die der allbesiegenden Zeit getrotzt; aber über den antiken Bauwerken sah er das Kreuz aufgepflanzt, das ihm allen vergänglichen Zeiten Hohn zu sprechen und das Symbol des»Ewigen zu sein schien. Und welch' eine herrliche Natur hat er in Perugia genossen: schaute er nieder in das reden- und olivengeschmückte Thal, dann bot sich ihm da ein Prachtblick in eine Sehnsucht erweckende Ferne. In traumverlorner Einsamkeit sah er auf stolzer Höhe Assisi thronen und manch' einen heiligen Ort, den Dantes Muse besungen und farbentrunkcne Meisterpinsel im Bilde verherrlicht. Wo schöpft der menschliche Geist religiösere Gedanken, als in Umbrien, der großen Domäne der Kirche, dem Lande, das man das Galiläa von Italien genannt hat? Schon gleich zu Beginn seines Perusiner Hirtenberufs hatte er Gelegenheit, den Wandel der Volksmeinungeir kennen zu lernen. Jubelnd hatte man den Papst Pins IX. als Nachfolger Gregors XVI. auf dem Stuhle Petri begrüßt; aber bald verfluchte das Volk Denjenigen, den es anfangs gesegnet hatte — denn es meinte, auch er habe zuerst Dasjenige gesegnet, was er später verflucht. Es hatte ihm zugejubelt als dem Netter Italiens; er aber mußte Italien verfluchen, da ein Italien ohne Nom nicht zu denken war, und der Papst Wiederuni sich ein Papstthum ohne Rom als Hauptstadt des Kirchenstaats nicht denken konnte. In einer Homilie, die der Bischof im Dome zu Perugia im Jahre 1847 hielt, feierte er den Jahrestag der Thronbesteigung Pins' IX. Das Jahr darauf stand der Kirchenstaat und Perugia in hellen Flammen des Aufstands. Aus dem Kirchenstaate zogen die Freiwilligen gen Norden, um an der Seite Piemonts die Schlachten Italiens gegen Oesterrcich zu schlagen. Pius IX. mußte die ewige Stadt verlassen und



leo XIII. <85

als Verbannter in Gaeta leben. Die Römische Republik wurde zu kurzem Bestände aufgerichtet, und drei der edelsten Männer Italiens. Mazzini, Saffi und Armellini lösten für einen Augenblick die despotisch-theotratistische Trinitat durch ihren republikanischen Triumvirat ab. Von dem Capitol wehte das Banner der Republik. Im Sanct Peter ertönten jauchzende Dankesgesänge ob der Befreiung Roms von der Papstherrschaft. Es war ein kurzer Rausch der Freiheit. Nach einem Traum-Bacchanale von wenigen Monaten, das der Genius der Voltsfreiheit in Rom geträumt hatte, stiegen der große Mazzini und seine beiden Trabanten wiederum von der Machthöhe des Capitols in das Reich einer traurigen Wirklichkeit nieder, und wiederum sangen Priester, in reiche Meßgewänder gehüllt, das I'y vsum im Sanct Peter dem Drei-einigen Gotte und dem der Legende nach in der Tiefe der Kirche begrabenen Fischer und dessen Nachfolger zu Ehren, der die fast verlorne bunte Tiara wiederum auf feinem Haupte trug. Freilich stand es im Buche des Schicksals geschrieben, daß der kirchliche Weltherrscher in ihm noch lange nicht, der weltliche Beherrscher des Kirchenstaats aber bald zu Grabe getragen werden sollte. Eine Schaar von Priestern umschmeichelte ihn, und mit Weihrauchfässern in der Hand sandten sie ihn« Wolken zu, so daß sich ihm die Zukunft verschleierte und er nicht mehr das Richtige vom Unrichtigen zu unterscheiden verstand und rettungslos einem ihm unbekannten Strafgerichte entgegenging, das über den Kirchenstaat hereinbrach. Es ist begreiflich, daß die Parole, die in Rom ausgegeben ward, in den Bergen Umbriens widerhallte. Man laufchte nicht mehr auf die Stimmen der Vorzeit, die einst hier zum Lobe der Himmel und zum Lobe der Kirche erklungen waren. Man war kriegerisch gestimmt und ließ sich tragen von den feurigen Wogen jener Lava nationaler Begeisterung, die die ganze Halbinsel vom Norden bis zum Süden durchrauschte. Und in Perugia zumal hatte es stets kriegerische Geister gegeben, die das ihnen auferlegte Joch des Theokrtismus haßten. So war denn Gioacchino Pecci vom ersten Augenblicke an, da er unter Glockengeläute auf weißem Zelter durch die Thore Perugias als Bischof der Stadt einzog, Zeuge des politischen Kampfes, dessen Opfer der Papst werden sollte.

Im Jahre 1848, als durch ganz Italien der Ruf erfcholl „luori i T'sclesolii" (Hinaus mit den Deutschen, eigentlich Oesterreichern), da zog auch eine große Schaar von Perusinern nach dem Norden aus, um für's Vaterland zu kämpfen. Man erhob sich in der Stadt gegen die päpstliche Herrschaft und zerstörte die Citadelle, die einst die Päpste errichtet „»6 eoi>rcenääm ?eru8ino-rriiu nuclalliam". Aber bald mußten sich die Perusincr den Oesterreichern ergeben, die der Papst zum Schutze des Kirchenstaats herbeigerufen, hatte. Es ist natürlich, daß der Bischof Pecci, der im Bunde mit den Fremden aus dem Norden im Dienste des Papstes den Aufstand zu dämpfen suchte, wenig populär in Perugia ward. Pecci ist nie zu Popularität in seiner Diöcese gelangt; die Popularität war ihm auch stets gleichgültig. Perugia blieb noch ein Decennium im Besitze des Kirchenstaats, und erst im eigentlichen Jahre üloid und Lud, XXXIX,, II«. 13

I.86 Sigmund Münz in Rom.  
der Wiedergeburt Italiens, im Jahre 1359 und dem darauf folgenden Jahre 1860 entschieden sich auch die Geschicke Umbriens und des Kirchenstaats. Die Schlacht ibei Magenta war geschlagen. Victor Emanuel war an der Seite Napoleons in Mailand als Sieger eingezogen. Bologna hatte am 12. Juni 1859 die Dictatur Victor Emanuels proclamirt; zwei Tage später folgte Perugia dem Beispiele Bolognas. Aber am 20. Juni stand bereits ein päpstliches Heer vor den Thoren der Stadt. Wunderbar muthig wehrten sich die feurigen und heldenhaften Söhne Perugias gegen den Feind — den Papst. Aber sie wurden niedergemetzelt, und der 20. Juni 1859 ist seither als der Tag des Blutbades von Perugia (1a gtra^y äi ?sr„Fia) in Italien bekannt geworden. Wer den Friedhof von Perugia besucht, sieht das Massengrab der im Dienste Italiens im Kampfe gegen den Papst im Juni des Jahres 1859 Gefallenen. Da fehen wir, in Marmor die Italia, wie sie um ihre umbrischen Sühne llagt. Wir sehen den Greif von Perugia — der Greif ist das Wappen der Stadt — wie er die Ketten der Hierarchie zerreißt. Wir sehen den Genius der Geschichte, dem die Italia den Ruhm der Sühne Umbriens landet. Man erzählt in Perugia, daß die Truppen des Papstes in unsagbarer Grausamkeit gegen die Aufständischen vorgegangen seien. Gewiß hat der Bischof, der auch in Tagen des Krieges den Hirtenftab in Händen hielt, in seinem Herzen schwer gelitten, daß das Schwert des Papstes in seiner Heerde Männer mähte. Perugia war wiederum Unterthanin des Kirchenstaats. Aber nicht viel mehr als ein Jahr schwebte noch das Verhängnis; des die Tiara und die beiden Schlüssel führenden Wappen« über Perugia. Im September 1360 standen die Truppen Piemonts vor den Thoren Perugias und die Stadt fiel in ihre Hand. Niemand Nagte so sehr über die Vergänglichkeit aller Macht, wie Pius IX. in Rom und Gioacchino Pecci in Perugia. Vom Ende der fünfziger Jahre an begann dieser zu seinem geliebten Volke (»I «uo üilettissimo popolo über die Zeitereignisse zu sprechen und kirchliche Fragen zu erörtern. Nachdem er früher über die Heilighaltung der Feste gesprochen und ein Edict gegen Gotteslästerung (Lo.^toüimia) erlassen, setzte er in dem kritischen Jahre 1860 seinen Gläubigen die Bedeutung der zeitlichen Herrschaft des Papstes ^! doininio wiupoiAle clell» «. 8e<lo) auseinander. Im Jahre 1863 protestirte er in einer Warnung an das Volt von Perugia (H,vert,imLiito al popolo <1i l'Li-ußm) gegen die Einrichtung protestantischer Schulen. Bald darauf wendete er sich in einem Hirtenbriefe vom 20. November 1863 gegen Ernest Renans „Leben Jesu". Im Jahre 1864 sprach er über die gewöhnlichen Irrthümer, die unter den Menschen i» Betreff der Religion verbreitet seien, und über das christliche Leben. Als Irrthümer stellte er hin den Begriff der Gewissensfreiheit, der Naturreligion, der Herzcn religion. Er verdammt die Meinung, als ob die Religion nur darin bestehe, daß man sittlich lebe und Gutes thuei die Meinung, als ob die Religion nur das Gewissen und das inueiil Leben des Individuums zu leiten, sich jedoch nicht in seine äußern Ver-

Hältnisse und seine socialen Beziehungen einzumengen habe; die Meinung, als ob die geschriebene Offenbarung, das Evangelium, von Jedermann selbstständig ausgelegt werden tonne, ohne Beistand des Lehramts der katholischen Kirche; die Meinung, als ob der Gottesglaube genüge, und die guten Werke zur Rechtfertigung und zum Heile nebensächlich seien; die Meinung, als ob das Volk nicht der Priester bedürfe, um die Religion nach den Sahungen des Evangeliums zu üben, und als ob das katholische Priesterthum die christliche Gesellschaft sogar in ihrem Fortschritte hindere; die Meinung, als ob die Priester Feinde des Fortschritts und den zeitlichen Verbesserungen der Gesellschaft durch die Unbeweglichkeit ihrer Principien hinderlich seien; die Meinung, als ob die Kirche sich nur um die geistlichen Interessen, keineswegs aber um das zeitliche Wohl der Menschen zu bekümmern habe. Er warnte davor, daß man sich nach dem allgemeinen Beispiele der Menschen in der Führung seines Lebens richte; er warnte davor, daß der Untergebene seinen Herrn stets als Muster ansehe, daß man die bestehenden Gesetze als Canon hinnehme. Es ist begreiflich, daß ein solcher Hirtenbrief neben manchem Guten und Wahren viele Trivialitäten enthielt. Nachdem er im Jahre 1866 ein Schreiben über „die Aufführung des Clerus unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen" erlassen, erging er sich in einem Hirtenbriefe vom Jahre 1867 ausführlich über „die göttlichen Vorrechte der katholischen Kirche und über die heutigen Irrthümer in Betreff derselben", und im Jahre 1868 „über den Kampf des Chriftenthums", und gleichzeitig erließ er „24 Vorschriften, nach welchen der wahre Katholik zu leben habe" (vooumsntl pZr vivsre cla vsro <üat,to1i«o). Am 22. October 1869 sprach er eingehend über das vaticauische ökumenische Concil. Dieser Hirtenbrief sollte gleichsam die Gläubigen für das bevorstehende Römische Schauspiel vorbereiten, das am 8. December, am Tage der Himmelskönigin begann: Das große Concil, das mit der Verkündigung der Unfehlbarkeit des Papstes endete. Am 20. September 1870 fiel Rom. Ein Schmerzensschrei ging durch die ganze kirchliche Welt, ein Freudenschrei ging durch die Reihen der Patrioten Italiens vom Norden bis zum Süden der Halbinsel. Die Männer der Kirche suchten ihre Schmerzen durch Feste zu betäuben. Am 18. Juni 1871 feierte die Kirche in dem nunmehr italienischen Rom das glänzende Jubiläum der 25jährigen Herrschaft Pius' IX. Der Bischof von Perugia hielt aus diesem Anlasse eine Predigt über die Vorrechte des römischen Papstes. Im Jahre 1873 schrieb er von Rom aus einen Hirtenbrief über den Glauben. Seine bedeutendsten Hirtenbriefe waren seine letzten, in den Jahren 1876. 1677 und 1878 abgefaßten. Wir besprachen ihren Inhalt bereits oben. Diese Abhandlungen über „Die katholische Kirche und das 19. Jahrhundert", „Die Kirche nnd die Civilisation", waren sozusagen bereits das Candidaten - Programm des Papstes. Der politische Kampf, der im Jahre der Auferstehung Italiens 1859 auf der ganzen Halbinsel entbrannte, war, nachdem die großen Siege gegen Österreich gewonnen waren, in erster Linie gegen die Kirche gerichtet. Unmittelbar

13\*

^88 Sigmund Münz in Rom.  
vor und nach der endgültigen Eroberung des Kirchenstaats begegnete die politische Autorität Piemonts an allen Orten dem Widerstände der geistlichen Gewalten. Pecci, eine energische und besonnene Natur, war das geistige Oberhaupt Derjenigen, die die gegen die Kirche gerichteten Maßregeln wenigstens theoretisch bekämpften. Im December 1860 protestirte er im Vereine mit dem Erzbischof von Spoleto und den Bischöfen von Terni, Foligno, Città di Cllstello. AM. Nocera, CiM della Pieve. Gubbio. Todi, Amelia. Narni und Rieti gegen die die Interessen der Kirche verletzenden Anordnungen des Generalcommissärs Victor Emanuels zu Perugia. War es ja eine Zeit, in der die Regierung Klöster und Klostergüter confiscirte und Mönche und Nonnen wegjagte. Im Jahre 1861 gab er im Vereine mit den Bischöfen Umbriens eine ausführliche Erklärung gegen die Civilehe ab. deren Einführung in Umbrien die subalpinische Negierung eben plante. Am 8. Juni 1863 wendete er sich im Vereine mit den Bischöfen unmittelbar mit einem Schreiben an Victor Emcmuel nnt der Bitte um Aufhebung jenes königlichen „Exequatur“, zufolge dessen die Ernennung geistlicher Würdenträger erst vom Könige bestätigt werden sollte. Im Jahre 1864 bat er wiederum in einer Eingabe an den König im Vereine mit den Bischöfen von Picenum und Umbrien, der König möchte das Decret aufheben, durch welches auch Geistliche als militärpflichtig angesehen wurden. Als es sich im Jahre 1865 darum handelte, das; die bereits in Umbrien durch Decrete des königlichen Eommissärs eingeführte Civilehe von Gesetzes wegen in ganz Italien ein--geführt werde, da wendete er sich mit einem Schreiben an den Baron Mann«. Präsideuten des Senats, mit der Bitte, man möchte von einem solchen Beschlüsse abstehen, und gleichzeitig gaben alle Bischöfe der Provinz eine Erklärung dahin ab, daß die Civilehe die moralischen Interessen der Bevölkerung ihrer Nücesen geschädigt habe. So gingen ihm die Jahre in ewigen Protesten gegen das neue italienische Regiment dahin, und die „lielationsL »cl limina“, die er nach Rom schickte, waren voll von Klagen über die neue leit, die über Italien hereinbrach. Testo inniger feierte er die Feste des Papstthums und der Kirche, und als Pius IX. das 50. Bischofs - Jubiläum im Jahre 1877 beging, da beglückwünschte er den heiligen Vater im Namen der Bischöfe von Umbrien, Picenum und der Emilia. Bald darauf wurde er Camerlengo der Kirche, und als solcher nahm er seinen Wohnsitz in Rom. Aber er blieb i» inniger Verbindung mit seine» Tiöcesanen; und noch wenige Tage, bevor er den Stuhl Petri bestieg, spiach er von Rom aus zu seiner Perusincr Hecrde. Er hatte sein letztes Hirtenschreiben in einem Augenblicke begonnen, da der greise Papst noch manchen Tag zu leben versprach — als er es beschloß, da hatte Pius wenige Tage nach dem Tode Victor Emauuels seine Augen geschlossen, und Pecci fügte am Sarge des Papstes seinem Schreiben noch die Worte h'nzu- „lind hirv, Gl'licbteste, an diesem Punkte annelängt, bricht uns das Herz von übergroßem Leid, da wir Euch an den so herben Schlag erinnern müssen, der die gai^e

katholische Welt in die tiefste Tranei versetzt hat und gerade zu einer Zeit eingetreten ist, wo die Schwierigkeiten, inmitten welcher die Kirche sich befindet, dadurch nur noch vermehrt werden können. Ach, als wir anfangen, diese Hirtenworte zu dictiren, waren wir weit davon entfernt zu vermuthen, daß uns so rasch der glorreiche Papst, der liebevollste Vater, genommen werden könnte. Wir hofften vielmehr, ihn schon bald wieder in einen bessern Gesundheitszustand versetzt zu sehen und von ihm für Euch den apostolischen Segen, von Euch aber zum Entgelt dafür kindliche Gebete für das geliebte Oberhaupt erbitten zu können. Gott hatte es in feinen Rathschlüssen anders bestimmt. Er wollte für ihn die Velohnung beschleunigen, auf welche er wegen seiner langjährigen, kostbaren, unserer gemeinsamen Mutter, der Kirche, geleisteten Dienste, wegen seiner unsterblichen Thaten und auch wegen seiner mit so großer Standhaftigkeit und Würde und mit apostolischer Festigkeit erduldeten Leiden Anspruch erheben konnte, O, würdige Mitarbeiter, vergesset nicht jene Seele, in welcher Gott auf eine so herrliche Weise sein eigenes Bild abdrückte, ihm bei dem heiligen Opfer zu empfehlen, sprecht vor Euren Kindern von seinen Verdiensten und saget ihnen, wie viel der große Papst Pius IX. nicht nur für die Kirche und für die Seelen, sondern auch zur Förderung der Eultur gethan hat. An Euch, geliebteste Brüder und treueste Diöcesonen, ist es ferner auch, Gott zu bitten, er möge der Kirche bald wieder ein Oberhaupt schenken und dasselbe mit dem Schilde seiner Kraft decken, damit es ihm gelinge, das menschliche Schifflein der Kirche unter dem Rasen der tobenden Wogen in den ersehnten Hafen zu führen," Man hatte von vielen Seiten erwartet, daß der Cardinal Pecci der Nachfolger Pius IX. werden würde. Er hatte seine Perusiner Diöcese so ausgezeichnet verwaltet; er hatte seinen Beruf nicht nur als geistlicher Hirt pflichtgetreu erfüllt, sondern auch als Lehrer und Wohlthäter der ihm, anvertrauten Gemeinde gewillt. Er hatte Sorge getragen, daß der aus Perugia hervorgehende Clerus den mittelmäßigen Bildungsgrad überrage. Er hatte die Lehrer des seinem Bisthume unterstehenden theologischen Seminars aufgemuntert, ihre Schüler nicht nur die Lehren christlicher Weisheit zu lehren, sondern ihnen auch das Vermächtniß des Römischen Alterthums zu vermitteln und die Literaturschätze Italiens zu erschließen. Er ging Allen mit gutem Beispiele voran, indem er das Studium Virgils und Ciceros, Dantes und anderer großer Italiener pflegte. In ganz Italien ertönte das Lob seines Nassischen lateinischen Stils. Er bildete sich an dem Beispiele seines in der christlichen Philosophie ausgezeichnet bewanderten Bruders Giuseppe, indem er dem Studium des Thomas von Aquino oblag und es in seinem Kreise verbreitete. Er hörte nicht nur auf die von Rom ausgehenden kirchlichen Stimmen des Tages, die wohl im Lärm der Zeit verhallen mochten, sondern er lauschte auch wie ein dem Ewigen zugewendeter Geist auf die Orakel der Religion, die ihm aus fernen Jahrhunderten in seinen einsamen Hirtenfrieden herübertrönten. Er lebte ja auf den Stellen, Wo einst die süßen unserer hastenden Zeit unbekannten Friedensharmonien ertönt waren, die die Meister der umbrischen Malerschule in Farben der Welt wieder zu verkünden suchten. Er ging auf den Spuren des Franciscus und Bonaventura und hörte ihre Predigten von einem Himmelreiche auf Erden. So war denn seine Persönlichkeit aus so vielen Elementen zusammengesetzt, daß die Mehrzahl des Cardinalscollegiums ohne Schwierigkeit sich entschloß, die Tiara auf das Haupt

HHO Sigmund Münz in Rom.  
des maßvoll denkenden, vielseitig gebildeten, frommen und staatsmännischen  
Erzbischofs von Perugia und Camerlengo der Kirche zu setzen. Nicht am  
wenigsten maßgebend für die schwerwiegende Entscheidung der Cardinäle, die  
Schlüssel Petri in die Hand eines 68 jährigen Mannes zu legen, war der  
Umstand, daß man von ihm erwartete, er werde die Encykliten, die unter  
Pius IX. mit verletzender Schärfe und in wenig weltmännischem Tone ab-  
gefaßt waren, klassisch stilisiren. Man erwartete, er werde mit seiner meister-  
haften Sprache vom Stuhle Petri aus wiederum wie von einem erhabenen  
Richterthrone, nicht aber wie von einer Tribüne des Kamp.fes aus sprechen.  
Hatte er sich ja auch als Dichter bewährt. Man darf sich den Dichter in ihm  
nicht etwa vorstellen wie die heitern Götterliebtinge auf dem Parnaß, die  
dem Apollo und den Musen zu Füßen sitzen und wonnevoll die Lyra spielen,  
oder, die Stirne lorbeerumkränzt, mit wallendem Mantel begeisterte Reigen  
tanzen. Er sitzt demuthsvoll der einzigen ernsten Muse der Kirche zu Füßen,  
und das Evangelium in der einen Hand und in der andern einen Palmen-  
zweig singt er religiöse Hymne». Statt des wallenden Mantels trägt er die  
Kutte, und der Lorbeer Apollos stünde ihm schlecht zu seiner Tonsur. Bald  
nachdem er aus dem Conclave als Papst hervorgegangen war, warf er sich  
auf seine Kniee und betete zu dem heiligen Constantius. dieser möchte ihn  
den Kahn der Kirche mit Glück steuern, die Stürme der Zeit besiegen lassen,  
und in den Hafen des Heils gut geleiten:

?088>t o timclein, äoniiti» proesllis,  
vizer« optut»» I>eo vietnr or»8;  
«ceupst tl>n<l«m vn^a e^md» portum »ospite eui-8».

Nie hört er auf zu Gott und zur Madonna zu flehen, es möchte ihm  
gegönnt sein den Weg zum Himmel auf den Pfaden der Tugend zu finden;  
den» was bedeuten sterbliche Ehren? — Die Tugend allein beglücke und be-  
selige den Menschen. Seine Selbstbiographie, die wir oben angeführt,  
schließt mit den Worten:

8«<l Huiä mortlll«8 mnmoill», hulä proäi» dauors»?  
Unk dumillsm viltu8 ditüt «t uu» b«»,t,  
Leilicet liauo uullm, »evn i»m labsnte, «e^u»ri»,  
^<i Huoero« t,utum yu2« tidi z>2,nä»l itsr.  
vonoo et «et«ln» oompoNu» z>2W Huis3o»8,  
8i<lüle»s in3r«»8U8 reßllll be»t» 6omu8.  
^n! mi8«r»n8 2<l8it l)eu8 eveutu8<zue 8«onn<l«t!  
^,8pir«t voti8 Vli-^o belli^n» Mi»!

le« XIII. 59!  
IV.

Die Hoffnungen, die man an Leos XIII. Pontificat knüpfte, haben sich erfüllt. Auch Leos XIII. Wunfch, er möchte den Stuhl Petri lange innehaben, hat das Schicksal insoferne verwirklicht, als er feit mehr als acht Jahren Papst, sich noch immer guter Gesundheit erfreut. Des Papstes erster Staatsact galt der Wiederherstellung der bischöflichen Hierarchie in Schottland.\*) Dabei proclamirte er, stets werde ihm der Grundsatz der Päpste heilig sein, neue Bischofssitze in allen Theilen der Welt zu errichten und zu neuem Leben diejenigen zurückzurufen, die durch das Unrecht Oer Zeiten verfallen seien. Schon in den ersten Monaten seiner Herrschaft sehen wir ihn in der Provinz Quebec in Canada die Diöcese von Chicotimi herstellen, im nordwestlichen China das Apostolische Vicariat von Kan-Sn errichten, das Apostolische Vicariat von Montevideo der Hauptstadt des südamerikanischen Freistaates Uruguay, zu einem Bisthum verwandeln. Eine» Theil der Diöcese von Konstantine schlägt er zum Erzbisthum vuu Algier. In England spaltet er die Diöcese von Beuerley, in der Grafschaft Jort gelegen, in zwei Theile, indem er die neue Diöcefe von Leeos schafft. In den Jahren 1879, 1880 trifft er ähnliche Maßregeln in Galizien (Kratau). Mexiko, Columbia. Im Jahre 1881 lichtet er die Hierarchie in Bosnien und der Herzegowina ein. Er verringert die portugiesischen Diöcesen und umschreibt deren Umfang genau. Zu Ende des Jahres 1881 beschränkt er auf Bitten der Regierung von Uruguay die Festtage in dieser Republik oder er verlegt sie auf andere Tage. In England legte er im Mai 1881 die zwischen den Bischöfen und den Orden entstandenen Streitigkeiten bei. Orientalischen Bischöfen, darunter dem Bischof von Erzerum in Armenien, die sich bei ihm über die Verletzung ihrer Befugnisse durch die türkische Regierung beklagt, erwirkt er durch Intervention beim Sultan ihre Rechte. Mit Hilfe des französischen und des englischen Botschafters bei der hohen Pforte beendet er ein unter den Chaldeischen Katholiken Mesopotamiens entstandenes Schisma. Dem Armenischen Schisma macht er ein Ende, indem er Diejenigen zum Gehorsam zurückführt, die es hervorgerufen. Und durch noch viele andere Beispiele bestätigt er sein in den eisten Tagen des Pontificats verkündigtes Wort: „Von dem hohen Gipfel des Apostelamts fasse» die Römischen Päpste stets dasjenige in's Auge, was der Kirche überall frommt." Auch die irische Frage ließ ihn nicht unberührt: Am 3. Januar 1881 schrieb er an den Erzbischof von Dublin, er wünsche, daß der irische Clerus beschwichtigend auf die aufgeregten Gemüther einwirke. In einem Briefe vom 1. August 1882 an den Erzbischof von Dublin ermahnt er von Neuem zur Mäßigung: der Clerus solle sich von allen geheimen Gesellschaften ferne ') Vgl. Nonghi'K „I^vone XIII." ((Mt» <ii c»«WNo. 18«.)

^H2 2igmun> Münz in Rom. ^—  
halten; die Gerechtigkeit tonne und dürfe man nur auf gesetzlichem Wege er-  
langen. Nochmals kommt er in einem Briefe vom 1. Januar 1883 auf  
de» Gegenstand zurück, und namentlich in Bezug auf den niedern Clerus  
gibt er Verhaltungsmaßregeln i An den um des Wohles des Landes willen  
statthabenden Versammlungen sollen die Bischöfe Irlands nur die altern  
ihnen als erfahren bekannten Geistlichen theilnehmeu lassen, von denen man  
annehmen tonne, daß sie Freunde der Ordnung und des Gesetzes seien. Am  
11. Mai des Jahres 1883 schrieb der Cardinal Giovanni Simeoni in seiner  
Eigenschaft als Präfect der (üonßrsßatio äe I?rop2Fllnäa Käs im Auftrage  
des Papstes einen Brief an die irischen Bischöfe, in welchem er erklärte, die  
Congregation könne unmöglich die Collecte billigen, die man unter dem Titel  
I'arnsll ts8tim0iii2l kliuä eingeleitet habe.  
Er benützte jede Gelegenheit, um im Interesse der Katholiken in Rußland  
zu wirken. Als Alexander II. im Jahre 1880 das 25jährige Jubiläum  
seiner Thronbesteigung feierte, beglückwünschte ihn der Papst. Gleichzeitig er-  
innerte er jedoch den Czar an die traurige Lage des Katholizismus in  
Rußland. Nachdem der Czar im Jahre 1881 dem Dynamit der Nihilisten  
zum Opfer gefallen war, beklagte der Papst in seiner Encyclica „viururnum  
illuä" vom 29. Juni 1881 die Frevelthat. Es war dem Papste vergönnt,  
einige Bischöfe in Rußland zu ernennen und vom Czar eine bessere Behand-  
lung der Katholiken in Russisch Polen zu erwirken.  
Aber überhaupt allen Slaven suchte der Papst sein Wohlwollen zu be-  
weisen. In Wort und Schrift feierte er die Slavenapostel Cyrillus und  
Methudius. Die Leser erinnern sich, daß in das Jahr 1885 die tausendste  
Wiederkehr des Todestages des Methodius fiel. Aus ganz Europa pilgerten  
die Slaven nach dem mährischen Wallfahrtsorte Wellehrad, der den beiden  
Aposteln geweiht ist. Auch Leo XIII. »ahm im Geiste au dem religiösen  
Nationalfefte aller Slaven Antheil. Bereits vier Jahre vor dem großen  
Feste, am 5. Juli, dem Tage der slavischen Nationalheiligen, hatte der Papst,  
umgeben von dem ganzen Staate der Kirche — zu seiner Rechten saß der  
polnische Cardinal Graf Ledochowsti — eine aus Slaven der ganze Erde  
bestehende Deputation von Pilgern im Vatican empfangen. Es waren  
oesterreichische und russische Polen, Ruthenen, Ausmalen und Herzegowinenscr,  
böhmische und mährische Czechen, Dalmatiner, Slovenen, Bulgaren und  
Griechen. Der Papst beauftragte den Perusmer Priester Geremia Brunelli.  
die seltsam bunte Pilgerschaar in der ewigen Stadt in poetischer Sprache  
willkommen zu heißen, und der Perusiner Dichter sang:  
I»s»eliz »klvst« tlibu«: Ostern» I»tiui8  
Vo8 »oboleg: liom»e e8t omnibu8 »r» z>«,tßN8,  
Bittere Erfahrungen dagegen mußte Leo XIII. in Frankreich und in  
Belgien machen. Hier begann der Culturtampf gerade unter seiner Regierung.  
Fröre-Orban der belgische Ministerpräsident, der den clericalen Malou gestürzt



— leo XIII. !Y3

hatte, brachte in der belgischen Kammer ein Unterrichtsgesetz ein, durch welches die Volksschule confessiunslos wurde. Die belgischen Bischöfe protestirten auf einer Conferenz zu Mecheln gegen das kirchenfeindliche Gesetz. Sie drohten, den an den Staatsschulen Lehrenden die Absolution zu verweigern. Später drohten sie sogar, ihnen die Communion zu versagen. Da zeigte sich Leo XIII. einen Augenblick maßvoll, indem er den Bischof Dumont von Tournay, der das Interdict über die Staatsschule von Tournay verhängt hatte, seiner Functionen enthob und dieselben einem Generalvicar übertrug. Aber dann wiederum bestand der Papst mit Heftigkeit auf den Rechten der Kirche. Es kam in Folge dessen zur Abberufung des belgischen Gesandten am Vatican. und dem päpstlichen Nuntius in Brüssel wurden die Pässe zugestellt. Daß die belgische Regierung mit der Curie brach, kränkte den Papst unendlich; hatte man ja in Brüssel Demjenigen den Abschied gegeben, dessen Vorgänger Leo XIN. ein Menschenalter früher gewesen. Es ist bekannt, daß die diplomatischen Beziehungen zwischen der Curie und Belgien später wiederum von Neuem aufgenommen worden sind.

In Frankreich inangurirte Jules Ferry den Culturkampf. Er brachte im März 1879 zwei kirchenfeindliche Gesetze in der Kammer ein, durch die die Schule dem Einflüsse des Clerus entrissen werden sollte. Dazu kamen am 30. März 1880 zwei Decrete des Präsidenten der Republik, zufolge deren die Congregation der Jesuiten binnen 3 Monaten sich auflösen und alle ihre Institute räumen sollte,; und jede nicht anerkannte Congregation sollte binnen 3 Monaten bei der Negierung die Genehmigung ihrer Statuten einholen. Am 29. und 30. Juni wurden die Jesuiten ausgewiesen. Gambetta wies dann auch die andern Congregationen aus, und auch alle Männ-cr-Congregationen in Paris wurden aufgelöst. Der Papst verdamnte die März-decrete. Später besserten sich auch die Beziehungen zwischen der Curie und Frankreich. In fernen Länderstrichen Asiens und Afrikas, wo das französische Banner Weht, wirken Vertreter der französischen Macht und päpstliche Missionäre freundschaftlich zusammen. Aber in diesen Tagen droht gerade ein Constict zwischen der Curie und Frankreich um Chinas willen bedeutende Dimensionen anzunehmen, und vielleicht könnte sogar der französische Gesandte am Vatican von der französischen Regierung von Rom abberufen werden.

Gegen Italien verhalt sich der Papst noch immer feindselig. Wohl tritt er dem jungen Königreiche gegenüber, dem Monarchen, der es repräsentirt, und den Staatsmännern, die es leiten, nicht mit su verletzender UnHöflichkeit auf, wie dies sein Vorgänger gethan; aber immerhin hat er sich mit dem Gedanken nicht auszusöhnen vermocht, daß sich die italienische Nation auf Kosten der zeitlichen Herrschaft des Papstthums geeinigt und sich die Hauptstadt der katholischen Welt zur nationalen Hauptstadt auserkoren hat. Der Parole eines Vorgängers „Nö slotti ns elsitori" (Weder sich wühlen lassen noch wählen) ist er treu geblieben; noch in den letzten Iulitagen dieses Jahres hat er durch den Cardinal Monaco La Valletta die Bischöse Italiens ermahnt,

<9H sigmund Münz in Rom.  
die italienischen Katholiken zur Urne nicht zuzulassen, sobald es sich um die Deputirtenwahlen für die italienische Kammer handle. Vom Anfange seines Pontificats an hat er in seinen Encykliken und Allocutionen der Anschauung gehuldigt, daß die Kirche sich selber aufgebe, wenn sie den Anspruch auf Rom aufgebe. Und ebenso hält er die Meinung aufrecht, daß der Papst als geistlicher Weltherrscher über äußere Machtmittel verfügen und demnach sich als der ihm zukommenden Mittel zur Ausübung seiner geistlichen Rechte beraubt ansehen müsse, so lange er nicht in den Besitz seines Staats, seiner Armee, seines Territoriums gekommen sei. Insbesondere betont er stets die Beziehungen der Päpste zur Stadt Rom, der Stadt Gottes und der Stadt der Päpste, die man frevelhaft entweiht habe, indem man sie der Welt geraubt. Er betrachtet sich wie sein Vorgänger als ein Gefangener im Vatican und wird diesen Palast der Päpste, so lange er lebt, nicht mehr verlassen. Tief verbitterte ihn gegen das moderne Rom namentlich die schmachvolle Behandlung, die ein römischer Pöbelhaufe in der Nacht des 13. Juli der Leiche des Pius IX. zu Theil werden ließ. Als nämlich die Leiche aus der Peterskirche in die Basilica von San Lorenzo dem letzten Willen des Pius IX. gemäß übertragen wurde, da beschimpfte jener Pöbelhaufe den Namen des unglücklichen Papstes und drohte sogar die Leiche in den Tiber zu werfen. Der Papst beklagte sich bei allen Cabinetten Europas, daß er sich in Rom nicht mehr sicher fühle; und eine Allocution vom 4. August 1881, in welcher er die katholische Hierarchie in Bosnien und der Herzegowina besprach und den armenischen Patriarchen von Cilicien bestätigte, leitete er damit ein, daß er seinen tiefen Schmerz über die der Leiche seines Vorgängers angethane Schmach äußerte. Da sagte er: „Es wird immer klarer, daß Wir in Rom nur als vaticanischer Gefangener verbleiben können.“ Immer und immer wieder beklagt er sich auch, daß die dem dreieinigen Gotte heilige Stadt Rom ein Asyl der Ketzer geworden sei. daß Protestanten in ihr ihre Schulen aufrichten. Aber wenn er gegen die Dinge mit derselben Strenge eifert wie sein Vorgänger, so ist er doch gegen die Personen nachsichtiger. Pius IX. hatte das Interdict über den Quirinal. den Palast des Königs von Italien, ausgesprochen, und so durfte kein Priester in dem verfluchten Hause die Messe lesen; Leo XIII. hat es dem Könige und der Königin von Italien möglich gemacht, sich im Palaste die Messe veranstalten zu lassen.  
Er weiß es wohl, daß Italien sich von Tag zu Tag mehr von der Kirche abwendet, und so sucht er denn das Land moralisch wiederzuerobern, indem er die katholische Philosophie unter den Italienern zu verbreiten strebt. Feierten einerseits die Italiener im Jahre 1882 die sechshundertjährige Wiederkehr der sicilianischen Vesper und stellten sie dem edlen Ketzer von BreZcia in dessen lombardischer Vaterstadt ein Denkmal auf, so ermahnt der Papst andererseits zum Studium des Thomas von Aquino und zur Nachahmung des Franciscus von Assisi. Unter den Anspielen des Papstes

te« XIII. «95

werden die Werte des vortor «m^sions des Mittelalters neu herausgegeben. Durch ein Breve vom 30. Mai 1883 hat er den dritten Orden vom heiligen Fmnciscus, welchem Orden er selber seit lange angehört, reformirt. Wie Leu XIII. durch weise Mäßigung den die Geschicke Deutschlands leitenden Staatsmann zu Gunsten der Curie stimmte, ist noch Allen in frischer Erinnerung. An dieser Stelle können wir nicht die Geschichte der diplomatischen Verhandlungen zwischen der Curie und dem deutschen Reichskanzler auseinandersehen. Die Verhandlungen führten zur Aufhebung der über die preußischen Katholiken und insbesondere die preußischen Geistlichen verhängten Maßregeln, die eine siegesberauschte Nation ein Jahrzehnt früher freudig begrüßt hatte; Maßregeln, die sich den denkenden und maßvollen Menschen als ungerecht darstellten. Aber gerade da bewahrte sich der Papst als ruhiger Realpolitiker, der Vortheile und Nachtheile genau erwägt. Allerdings sind die Principien in diesen Unterhandlungen sowohl von preußischer wie von vaticanischer Seite einigermaßen preisgegeben worden; allein die Politik spielt sich eben nicht auf den reinen Höhen des Ewigen ab, sondern in den Niederungen, wo die Interessen des Tages walten. Diese hat aber der Diplomat in der Person des Papstes vollauf gewürdigt. Gerade der Entschluß des Königs von Preußen, die seit dem Jahre 1872 abgebrochenen diplomatischen Beziehungen zur Curie wiederherzustellen, welchem Entschlüsse die am 14. Juli 1880 in der preußischen Kammer verkündigte Thronrede Ausdruck gab, bedeutete bereits den vorletzten Act des seinem Ende zueilenden Culturkampfes. Alle wissen, daß man nunmehr den Culturtampf als abgeschlossen betrachtet. Der Form nach ist es wenigstens der Fall. Alle wissen, daß der deutsche Kaiser und der Papst, der Reichskanzler und der Cardinal-Staatssecretär geradezu diplomatisch freundschaftliche Beziehungen in diesem Augenblicke zu einander unterhalten. Eigentümlich ist es immerhin, daß der Papst sich auf einen protestantischen Machthaber so sehr zu stützen sucht. Aber das erklärt sich einerseits daraus, daß Leo XIII. nicht weniger Diplomat als Katholik ist, andererseits aus dem Umstände, daß der Papst die intellektuelle und politische Macht unseres deutschen Vaterlandes nicht unterschätzt und in den Deutschen am allerwenigsten die Gegner der Kirche sehen möchte. Dazu kommt allerdings ein allgemeines Princip, das ihn beseelt. Er ist als Papst noch weit mehr der Ockonom der Kirche als ihr idealer Genius. Die Macht impunirt dem starken Manne, in welcher Form immer sie ihm entgegentritt; ökonomisch nützt er sie aus im Dienste der Kirche. Er sucht die Kirche, die unter seinem Vorgänger ihren politischen Namen völlig eingebüßt hatte, wiederum zu politischer Höhe zu bringen. So kommt es denn, daß er eine nicht katholische Macht, wenn sie stark ist, mehr respectirt, als eine katholische Macht, deren Herz für die Kirche schlägt. So kommt es, daß der politische Romane weniger den Bund der der Kirche näherstehenden Romanen als vielmehr den der Germanen sucht. Ja, er hat sich, wie wir bereits oben andeuteten, erst in den letzten Tagen die Franzosen

^96 Zigmnd Münz in Rom.

einigermaßen entfremdet, indem er das bisher von den Franzosen geübte Protektorat über die Katholiken Chinas für den heiligen Stuhl anstrebt. Indem er daran denkt, den heiligen Stuhl in Peking durch einen apostolischen Nuntius vertreten zu lassen», bewährt er, wie er den universalen Primat des Papstes über alle Katholiken der Erde auch der französischen Nation, der allergetreuesten Tochter der katholischen Kirche, nicht preiszugeben denkt. Und gerade in dem noch nicht völlig gelösten China-Conflicte, der in diesem Augenblicke zwischen der Curie und Frankreich besteht, zeigt es sich, wie der Papst jeden Eingriff in die Prärogativen des Heiligen Stuhls mit aller Entschiedenheit abwehrt. Er sagt sich, Frankreich übe in China eine universale Mission, die nur dem Heilige« Stuhle zukomme. Auch in dieser Sache hat er sich, wie es scheint, mit den Germanen gegen die hervorragendste romanische und hervorragendste katholische Macht Europas verbündet. Denn auch Deutschland und England sehen es ungerne, daß die französischen Consuln in China auch den englischen und deutschen Missionären die Pässe ausstellen. So beutet denn der politische Genius des Papstes, der hier in seiner kosmopolitischen Bedeutung auftritt, den nationalen Geist der europäischen Völker, der doch eigentlich im Gegensätze zum Katholicismus steht, zu Gunsten desselben aus. Aber andererseits läßt er die einzelnen Nationen keinen zu großen Einfluß auf die Herrschaft der Kirche nehmen. Nur wenige Söhne unseres deutschen Vaterlandes sitzen unter ihm im Cardinalscollegium. Er weiß, welch' einen mächtigen Aufschwung der Geist unseres Volkes genommen hat; er weiß, wie sehr die Wissenschaften unter uns blühen; er weiß, daß die Siege, die unsere Helden auf den Schlachtfeldern errungen haben, wenig sind im Verhältnisse zu den Siegen, die wir noch erringen werden in Krieg und in Frieden; er weiß, daß uns ein Tag beschieden ist, da alle Deutschen Europas ein einziges, großes, politisch geeinigtes Volk bilden werden. So mußte er sich denn mit den Deutschen» versöhnen, deren aufgehendes Gestirn das Papstthum zu verdunkeln begann. Aber, indem er den Deutschen auch im Vatican einen hervorragenden Einfluß auf die katholischen Institute einräumt, hält er sie doch von dem Ruder der Herrschaft ferne. Das germanische Element verschwindet gegenüber dem romanischen Element im Cardinals-Collegium, dem höchsten Rathe der Kirche. Dieses Collegium, in welchem unter Pius IX. mancher Unwürdige seinen Sitz hatte, hat Leo XIII. wesentlich neu gestaltet. Die Sense des Todesengels hat ihn in diesem Werke sehr gefördert. Sie hat während des Pontificats Leos XIII. die Mehrzahl der von Pius IX. creirten Cardinäle weggemäht. Leo XIII. war es vergönnt, einigen der ausgezeichnetsten Kirchenfürsten Italiens den rothen Hut zu verleihen. Denn gar sehr ist es ihm daran gelegen, daß das Cardinalscollegium sich zum größten Theil aus tüchtigen Italienern zusammensehe. Von hervorragenderen Italiener» hat er zu Cardinalen creirt: den beredten Erzbischof von Turin Gaetano Alimonda, den Patriarchen von Venedig Domenico Agutini, den durch seine große Huma-

leo XIII. 59?

nität ausgezeichneten Erzbischof von Neapel Guglielmo Sanfelice di Ncquavella; den durch seine große theologische Gelehrsamkeit hervorragenden Erzbischof von Capua Alfonso Capecelatro, den als Prediger in Rum allgemein bekannten Nenedictiner Placido Maria Schiaffino; den edlen Kapuziner Guglielmo Massllia, der durch 35 Jahre unsagbare Leiden im Dienste der Kirche als-Missionär in Aethioftien ertragen hat; den rechtsgelehrten Perusiner Carl» Laurenzi; den schlaunen Diplomaten Lodovico Iacobini, gegenwärtigen Staatssecretär. Andere von ihm creirte italienische Cardinale sind der gelehrt? Jesuit Mazella. Theoduli. Cristofori. Verga, Masotti. Gori-Merosi. Ricci Parracciani, Iigliara; des Papstes gelehrter Bruder Giuseppe Pecci; der Erzbischof von Bologna Battaglini, der Erzbischof Celesia von Parlermo; Nianchi, der Erzbischof von Ravenna Cattani. Von Ausländern, die er zu Cardinälen creirt, nennen wir den gelehrten deutschen Kirchenhistoriker Josef Hergenröther, den vom Culturkampfe hei wohlbekannten frühern Erzbischof von Cöln Paul Melchers; die Erzbischöfc von Wien und Olmiitz Ganglbauer und Fürstenberg; den gelehrten Engländer Newmcm, den Ungarn Haynald, Erzbischof von Kalocza; den Erzbischof von Toulouse Desprez und den Erzbischof von Algier Lavigerie und mehrere andere Franzosen, die Erzbischöfe von Sevilla und Valencia Gonzales y Diaz Tunon und Monescillo y Biso; den Patriarchen von Lissabon Sebastian Neto und' den Bischof von Porto Ferreira dos Santos Silva, und den Erzbischof von Sydney in Australien Franciscus Moran. Ich nannte nur die noch lebenden von ihm ernannten Cardinale. Leu XIII. hat bereits 46 Cardinale zu Grabe geleitet. Er wäre der Würde nach der älteste unter Allen. Manchen der altern Cardinale ausgenommen, dem er wenig wohl will, den er aber ans Klugheit schonungsvoll behandelt, unterhält er zu den meisten gute Beziehungen. Wu immer sie leben, läßt er ihnen die Aufgabe zu Theil Werden, zwischen der Curie und den fernen Regenten und Nationen, unter denen sie weilen, den Verkehr aufrecht zu erhalten. Er veranlaßt sie öfter ad limiu» l>i>o8toloruni zu wallen, damit sie im Glauben gestärkt nach ihrer Heimat zurückkehren. Er trägt allerlei Art von Begabung, der er beim höher« Clerus begegnet, Rechnung bei Ernennung der Cardinale. Sie müssen die Wissenschaften und den Glaube» pflegen. Manche von ihnen sind berufen, auch die Politik zu Gunsten der Curie zu betreiben. Aber auch im Gebete müssen sie den Papst unterstützen; denn auch erdetet, sobald er genug politisirt hat. Und so sehr auch der Staatsmann augenblicklich in ihm vorwiegt, so legt er doch von Zeit zu Zeit die Wage der Politik aus den Händen; der Christ und der Katholik regt sich dann mächtig in ihm, er faltet die Hände und betet zur Jungfrau Maria, daß sie komme und ihm helfe die Acherontischen Mächte vertreiben, die Lucifer gegen ihn in Vewegnng gesetzt; daß sie ihm nahe mit jungfräulichem Schritt, und ihn mit Tugend und Kraft ausstatte; unter ihrer Leitung werde er gerne rauhe Kämpfe kämpfen, unter ihrer Leitung werde er siegen; denn eine süße Kraft liege ihm in dem Wrote Maria.

<9«  
öigmund Münz in Rom.  
Xlllot pußuil fßi-ox-, l,ueil«r jpz« viäen',  
lloi-riä» monztll» fureuz ex H,olles«ut» vomit.  
Oe.iu3, »linli ?»ssn8, ««lug «,lf«r opsm.  
1« mini virtuteiu, rndur st »<i(t« unvum.  
Lontsre Virzin«« mc>n«tr» inuuiea, oeäa,  
l« äae«, Vilsso, liden3 23p«s» Ks»» Berum;  
vissußisut Kost?»: te äues viotor er«.  
^ufi clnle« m«lo3, äicsr«» Hl»t«r H,v«  
Nieero duloe meloz, u pill 3lilt«s H,ve,  
In mini äßloiH«, 3p«3 bon«, e»3t»3 llmor;  
lisbu» in llclvol3>3 tu mini piÄSsiäium.  
8i men3 8«l1ic'iti3 iet» eupillinibu3,  
1>i»titins et lu«tn» »nxil^ 3«ntit nnus;  
8i Ulltum N«l!imni3 V!(l«l!3 U3<zu« vrsmi,  
Uaternc, rssov» Vissso ueniFNH »iuu.  
Lt eum ingtnntc näsrit mnrt« 3upr«m» clis«,  
l^nmin» tozg» m»nu mollitsi ip82 tegs,  
Dt lu^ientsm »niM2M tu Koni» r«<!ä« Neo,  
Diese schönen Gebete  
Madonna einporgrsendet.  
hat Leo XIII. erst in den letzen Tagen zur

tudwig van Beethoven in Berlin.

von

Alfr. 6hr. Nalischer.

— Verl, ü. —

I.

3 giebt gewiß nicht wenige Fachmusiter und Musitdilettanten, die leine Ahnung davon haben, daß Beethoven jemals in Berlin gewesen sei, noch viel weniger, daß er hier sein musitalisches Licht leuchten li>ß und persönlich in die interessantesten Beziehungen zur Berliner Hofgesellschaft und zur Geistesaristotratie unserer Hauptstadt trat. Freilich nur ein einziges Mal hat Beethoven Berlin gesehen. Wie ein leuchtendes Meteor tauchte er hier urplötzlich im Glauze seiner künstlerischen Iugendheirlichkeit auf, um eben so zauberhaft von hier auf Nimmerwiedei' sehen zu verschwinden. Aber dieser einzige Aufenthalt Beethovens in Berlin genügte sattsam, um ihn für die ganze weitere Entwicklungszeit seines unvergleichlichen Genies geistig an Berlin und an Berlins Geistesleben zu fesseln. Hoffentlich begrüßen es die Verehrer des unsterblichen Meisters mit Freude, daß ihnen hiermit das Nähere über Beethovens Aufenthalt in Berlin dargeboten wird.

Seitdem Ludwig van Beethoven 1792 seine Vaterstadt Bonn ver- lassen hatte, um in der Ütaiserstadt Wien, die dazumal in musitalischen Dingen tonangebend war, die Stätte seiner Genieentfaltung zu finde», hat er wohl nur einmal eine eigentliche Kunstreise unternommen. Das war im Jahre 1796, zu einer Zeit, als man Beethoven fast ausschließlich als eminenten Claviervirtuosen und unvergleichlichen Improvisator am Clavier bewunderte; vom Componisten Beethoven verlautete in diesen Zeiten noch nicht sonder- lich viel.

Diese einmalige Virtuosenreise Beethovens im Jahre 1796 führte ihn nach Dresden, Leipzig und Berlin, muß auch von nicht geringer Dauer gewesen sein.

Vor dieser eigentlichen Virtuosenreise hatte übrigens Beethoven in Gesellschaft seiner Bonner Freunde Christoph und Stephan von Breuning einen Ausflug nach Nürnberg unternommen, der ihn auch nach Prag führte. Das war im Januar 1796. Diese drei paßlosen jungen Freunde kamen damals auch mit der Polizei in Conflict. „Diese glaubte Wunder was sie entdeckt hatte" — heißt es in einem Briefe St. von Breunings an seine Mutter in Bonn, In Linz wurden sie festgehalten und erst durch Dr. Wegelers,\*) des gemeinschaftlichen Freundes, energische Verwendung befreit. Ein Berliner Document und eines aus dem Familienkreise Beethovens verschaffen uns über die Daten der späteren größeren Reise nähere Gewißheit. In jüngster Zeit erst hat sich ein Brief Beethovens an seinen Bruder Johann vorgefunden, den uns mehrere Beethoven-Biographen mittheilen. In diesem, vom 19. Februar 1796 aus Prag datirten Briefe schreibt Beethoven unter Anderem: „Lieber Bruder! nun, daß Du doch wenigstens weißt, wo ich bin und was ich mache, muß ich Dir doch schreiben. Für's erste geht es mir gut, recht gut. Meine Kunst erwirbt mir Freunde und Achtung, was will ich mehr, auch geld werde ich diesmal ziemlich bekommen, ich werde noch einige Wochen verweilen hier und dann nach Dresden, Leipzig und Verlin reisen. Da werden wohl wenigstens 6 Wochen dran gehen bis ich zurückkomme."

Es sollte aber viel, viel später werden; denn unser Berliner Document, von dem nachher die Rede sein wird, meldet uns klar und deutlich, daß Beethoven im Monat Juni dieses Jahres 1796 in Berlin gewesen ist. Während wir völlig darüber im Unklaren sind, ob und wie sich Beethoven in den anderen Städten außer Berlin öffentlich producirt habe, läßt sich über Beethovens Viituosenthätigkeit in Berlin nicht nur Positives, sondern selbst allerlei anekdotenhaft Interessantes vermelden.

Im Jahre 1796, wie überhaupt während der ganzen Regierungszeit Friedrich Wilhelms II., eines außerordentlich musilliebenden Monarchen, herrschte am Berliner Hofe ein Musikeifer sonder Gleichen, Wie Friedlich der Große in Quanz, so besaß Friedlich Wilhelm II. in Düport seinen musikalischen Vcrtmiensrath. Ein wie intimes Freundschaftsverhältniß zwischen diesen Monarchen und den oben genannten Tonkünstleru bestand, geht aus den verschiedensten anekdotenhaften Glossen hervor, die der Berliner Vollsmund darüber witzreich erfand. Eine Anekdote aus dem Leben Friedrichs des Großen ist so charakteristisch für diese Verhältnisse', überhaupt für die ganze Stellung der damaligen Tonkünstlei in Preußens Hauptstadt, daß sie Jeder gern anhören wird. In seiner „Geschichte der Berliner Oper" (p. 175) theilt sie L. Schneider wie folgt mit: „Vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges erzählte man sich in Berlin folgendes Witzwort über ihn (8L. Quanz): ')

Vgl, „Nachtrag zu den biographischen Notizen über Ludwig von Beethoven von Dr. Fv G. Wegelcr" (1845), p. 18 und 19.



ludwig van Veethoven in Verlin, 20^  
,Wer regiert eigentlich den preußischen Staat? Antwort: Das Schooß-  
hündchen der Madame Quanz; denn der König läßt sich von Quanz, Quanz  
von seiner Frau und Madame Quanz vou ihrem Schooßhunde regieren!"  
Während nun aber Friediich.der Große in den ersten Zeiten seiner Regierung,  
noch bis zum Hubrrtsburgcr Frieden, die Musik — vornehmlich die italienische  
Oper — in seiner Residenz ungemein beschützte und förderte, so daß die Berliner  
Oper zeitweise mit der damals glanzvollsten Oper am Dresdener Hofe wett-  
eifern tonnte, verlor der alternde, weltweise König mehr und mehr das  
Interesse an dieser Kunst und erst recht an seinem ontant, Mö, der  
italienischen Oper.  
Wie mit einem Zauberschlage ward es jedoch anders, als nach dieses  
Einzigcn Tode Friedrich Wilhelm II.") den preußischen Königsthron bestieg.  
Wie sein erhabener Vorgänger, so war auch dieser Herrscher nicht nur  
Musikfreund, sondern auch ausübender Musiker. Friedrich der Große liebte  
die Flöte, Friedrich Wilhelm II. das Violoncell, auf dem er es zu einer  
erstaunenswerthen Fertigkeit brachte. Schon als Prinz, seit dem Jahre 1773,  
wurde er Schüler des oben genannten I. P. Tüport. der ein vorzüglicher,  
epochemachender Meister auf dem Violoncell war. Als Prinz hielt sich  
Friedlich Wilhelm auch schon eine eigene Capelle und war besonders eifriger  
Quaitettspieler. Als König sorgte sein Feuereifer und sein dem Edlen,  
Höchsten zustrebender Kunstgeschmack dafür, daß an der Berliner Oper zum  
eisten Male klassische deutsche Meisterwerke eines Gluck und Mozart aufge-  
führt weiden konnten; so bahnte er eigentlich in Verlin den Sieg der deutschen  
Oper über die italienische an. Wie schon bemerkt, hegte Friedlich Wilhelm II.  
als Violoncellspieler eine specielle Vorliebe für Kammermusik; so mußten auf  
seinen Neisen, selbst während der Feldzüge, immer einige Kammermusiker  
zum Quartettspiele bei ihm sein. Wir begreifen es auf diese Weise  
immer klarer, daß ihm die Quartette Joseph Haydns, des Schöpfers der  
modernen Instrumentalmusik, besonders imponiren mußten, und daß ihm der  
jugendliche Beethoven besonders darum so sympathisch sein mußte, weil er ihm  
ja vorzugsweise prädestinirt erschien, die Kammermusik, überhaupt die ganze  
Instrumentalmusik noch überHaydn und Mozart hinaus zu ueuen Himmelreichen  
emporzuführen. Von Haydn nahm dieser tunstliebende Fürst kurz nach seinem  
Regierungsantritte die Dedicaliun von 6 Quartetten an, die zu den bedeutendsten  
Werken dieser Gattung aus der Schaffensthätigkeit Haydns zählen. Meister  
Haydn erhielt als königlichen Dank einen kostbaren Ring, den ein sehr  
schmeichelhaftes Cabinetsschreiben aus Potsdam vom 21, April 1787 begleitete.  
Und neun Jahre später konnte Friedrich Wilhelm II, durch den empur-  
dringenden Genius Beethovens entzückt werden.  
Es versteht sich von selbst, daß Beethoven in Berlin viel bei Hufe  
' ) Aus dem Nachfolgenden wird sich von selbst die Rechtfertigung ergeben, das,  
gerade von Friedrich Wilhelm II, so eingehend gesprochen werden mus!,  
Noid und Lud, XXXIX, II«, 14

202 Alfr, Chr. Rauscher in Verlin.  
musicirte und durch sein Clavierspiel, insonderheit durch sein geniales Phanta-  
siren alle Welt hinriß. Mit dem violoncellspielenden Konige wird Beethoven  
denn auch wohl die beiden Sonaten für Clavier und Viuloncell wiederholent-  
lich durchgespielt haben, die er dem königlichen Mäcen widmen durfte. Das  
sind die beiden Viuloncellsonatcn c>p. 5 in?-clnr und 0-inoII, die ihrer tech-  
nischen Schwierigkeit nach für Tllport, den ersten Violoncellisten des Königs,  
berechnet waren.  
Nie „biographischen Notizen über Ludwig van Beethoven" von  
Wegeier und Nies (p. 109) wissen auch noch zu erzählen, daß Beethoven  
beim Abschied eine goldene, mit Louisdors gefüllte Dose empfangen hatte.  
Beethoven knüpfte daran später voll künstlerischen Selbstbewußtseins die Be-  
merkung, „daß es leine gewöhnliche Tose gewesen sei, sondern eine von  
der Art, wie sie den Gesandten wohl gegeben werde".  
Von der magischen Kraft und Gewalt, die Beethovens freie Improvi-  
sationen am Clavier ausstrahlten, kann man sich heute keine zulängliche  
Vorstellung mehr machen. Diese Kunst ist nun einmal ausgestorben. Carl  
Czerny. der rühmlichst bekannte Etüdencumponist, Schüler und Freund  
Beethovens, hat im Jahre 1852 über die ungeheuere Wirkung, welche  
dessen Improvisationen auf alle Menschen, speciell aber um diese Zeit am  
Berliner Hose auf jenen kunstbegeisterten König auszuüben vermochten, einen  
höchst interessanten Bericht in Cocks „I^onäcm Hlusical Äisc^Hänv^\*) er-  
scheinen lassen, aus dem ich hier in deutscher Uebersehung das Folgende  
mittheile: „Seine (»o. Beethovens) Improvisation war höchst glänzend  
und eindringend. In welcher Gesellschaft er sich auch befinden mochte, er  
verstand es, eine solche Wirkung auf jeden Hörer hervorzurufen, daß häufig  
nicht ein Auge trocken blieb, während manche schier in lantes Schluchzen  
ausbrachen. Es lag nun einmal etwas Wundervolles in seiner Ausdrucks-  
»reise, welche die Schönheit und Originalität seiner Ideen und die geistreiche  
Art ihrer Wiedergabe in ein noch helleres Licht setzte. Hatte er eine der-  
artige Improvisation beendet, dann schien er wohl auch in lautes Lachen  
ausbrechen zu wollen und seine Hörer ob der Erschütterung zu verspotten,  
die er in ihnen erzeugt hatte. ‚Ihr seid Narren,‘ schien er zu sagen.  
Zuweilen tonnte er sich auch durch solche Anzeichen von Sympathie beleidigt  
finden. Mer kann unter so verdorbenen Kindern leben? rief er wohl  
aus und nur deshalb (wie er mir erzählte) lehnte er es ab, eine Einladung  
anzunehmen, welche der Nllnig von Preußen nach einer der oben beschric-  
denen freien Clavicrphantasien an ihn gelangen ließ."  
Thayer und Andere haben aus dem letzten Passus dieser Mitlheilung  
den unnotimiten Schluß gezogen, daß Friedrich Nilhelm II. allen Ernstes  
daran dachte, unsern Beethoven an seinen Huf zu fesfeln. Czernys deutscher  
Originalbericht ist leider verloren gegangen, uud die genaue Auffassung des  
) Vgl. A. W. TIMcr: Vccthonens Leben, Band II, p. 10—N.

luowig ran Veethoven in Verlin, —-^ 203  
ziemlich ungeschickt abgefaßten englischen Schlußsatzes „»uci «nl^ ou tliat  
oceount s»8 lw tolcl mo) lin äeclinec! to l>ec6s,t sn inviwtic»!, vlurli tlio  
lcinß ol l'i-ußzm FlIve !>im, alter one os >b« extsm^orav porkormimoe«  
ndove clekoridecl" kann eigentlich nur besagen, daß der König ihn einlud,  
gelegentlich bei Hofe abermals eine Improvisations-Soir^e zu geben,  
ll.  
So viel steht fest, daß der sechsundzwanzigj ährige Beethoven in Berlin  
sowohl bei Hofe, als auch in anderen Musiker- und Tiletantenkreisen durch  
seine ungewöhnliche, schöpferische Musilkraft, wie sie sich namentlich in der  
freien Phantasie offenbarte, uneingeschränkte Bewunderung erweckte. Das  
wird uns noch einleuchtender, wenn wir eine kurze Heerschau über die zeit-  
genössischen hervorragenden Tunkünstler Berlins halten, mit denen der jugend-  
liche Beethoven in directen Verkehr trat.  
Zunächst noch ein paar Worte über Jean Pierre Düport, den  
allmächtigen Intendanten am Hofe Friedlich Wilhelms II. Düvort ist ein  
Pariser Kind, 1741 geboren. Im Jahre 1773 wurde er Violuncell-Lehrer  
Friedrich Wilhelms, der damals Prinz war, und nach der Thronbesteigung  
desselben, 1786, Intendant der Hofmusit. Wie hoch ihn und zugleich seine  
Specialtunst sein König schätzte, mag auch aus dem Umstände erhellen, daß der  
Monarch in vielen Proben zu Opernvorstellungen das Violoncell im Orchester  
neben seinem Lehrer Düport spielte, freilich nur, wenn keine Zuschauer an-  
wesend waren (ct. Schneider a. a. O. z>. 216). Dieser Düport war es  
auch, der das Violoncell zum Soluinstrument erhob. Und ihm mag denn  
auch Beethoven in der Behandlung des Violoncells nicht wenig zu Verdauken  
haben; gehörte es ja doch zu Beethovens Kunsteigenthümlichkeiten, sich von  
einem Specialmeister ersten Ranges in die Geheimnisse jedes einzelnen  
Orcheftειinstiunients einweihen zu lassen. Düport starb 1815 zu Berlin  
im 77. Lebensjahre. Auf die Düport'sche Methode folgten für das Violunrell  
die Methode Romberg, dann Bohrer. Dotzauer, Kummer und Servais.  
In directere Beziehungen zu Beethoven trat der Berliner Hofcavell-  
meister Himmel. Als sich Beethoven in Berlin aufhielt, waren Himmel  
und Righini Hofcapellmeister, nachdem der weit bedeutendere Neichardt  
bereits 1794 Berlin hatte verlassen müssen. Reichardt trat nicht jetzt, son-  
dern erst viel später, in Wien, in freundschaftliche Beziehungen zu Beethoven.  
Zum besseren Verständnis; der ganzen Lage muß jedoch bei dieser Gelegenheit  
ein wenig über ihn gesprochen werden, denn als Compunist ist er der all-  
einige Rivale Himmels und beherrschte mit diesem die Berliner Oper in  
der ersten Zeit unseres Jahrhunderts. Ueberdies ist der vielseitig gebildete  
Reichardt nicht nur für das ganze künstlerische Leben Berlins, sondern auch  
svcciehl für die Würdigung des Neethoven'schen Genius in Berlin sehr  
bedeutuugsvoll geworben.  
14\*

20H Alfr, tb,r. Ralischei in Veilin.  
Ioh. Friedr. Reichardt wurde 1752 zu Königsberg i. Pr. geboren.  
Nach vollendeten akademischen Studien in Königsberg und Leipzig unter-  
nahm er mannigfache Reisen. Nach dem Tode des Berliner Hofcapell-  
Meisters Agricola im Jahre 1775 wurde Reichardt an seine Stelle nach  
Berlin berufen und entfaltete hier die erstaunlichste künstlerische und literarische  
Thätigkeit. So gründete er hier das „<ü«nc«-t spirituel", womit zum ersten  
Male — vom Hofe abgesehen — Concerl-Aufführungen stattfanden. Der-  
selbe Reichardt begründete in Berlin auch die erste Musikzeitung; diese  
erschien zuerst unter dem Titel „Musikalisches Wochenblatt", dann  
als „Monatsschrift für Musik", endlich unter dem Titel „Studien  
für Tonkünstler". Inzwischen hatte er sich bei Hofe unmöglich gemacht.  
Schneider schreibt darüber (1. I. p. 253) also: „Reichardt schmollte in  
Hamburg und Stockholm, daß ihm nach dem Abgange seines Nebenbuhlers  
Alessandri nicht die Direction der Oper anvertraut war, und angesteckt  
von den revolutionären Ideen der Zeit, vergaß er sich einst so sehr, beim  
Kartenspiel sämmtlichen Königen im Spiele die Köpfe abzufchneiden. indem  
er dabei ausrief: ‚Su müßte man es mit allen Königen machend — Natürlich  
blieb eine solche Aeußering nicht verschwiegen: geschäftige Zuträger ent-  
stellten sein ganzes Treiben und bereiteten so feinen Sturz vor, an dem  
er selbst unleugbar die meiste Schuld trug." — Allein bald nach dem Tode  
Friedrich Wilhelms II., im Jahre 1798, tritt er wieder als hochgeehrter  
Künstler in Berlin, auch bei Hufe, auf und gewinnt neben Himmel den  
weitgehendsten Einfluß. Es ist bekannt, daß der als Erfinder des „Lieder-  
spiels", als Liedercomponist und Schriftsteller hervorragende Berliner  
Meister im Jahre 1808 in Wien lebhaft mit Beethoven verkehrte und  
darüber der Welt ein Großes und Weites verkündet hat.  
Friedrich Heinrich Himmel, der berühmte Componist des Lieder-  
spieles „Fanchon", wurde im Jahre 1765 zu Treuenbriezen geboren. In  
Halle sollte er sich zum Gottesgelehrten ausbilden. Tort hörte aber einmal  
König Friedrich Wilhelm II. sein Clavierspiel und veranlaßte ihn, die  
Theologie mit der Musik zu vertauschen. Nachdem er seine Kunststudic»  
unter Naumann in Dresden vollendet hatte, sieht ihn das Jahr 1792 in  
Berlin. Kaum hatte er hier sein Oratorium „Isaeco" aufgeführt, als ihn  
der König zu seinem Kammer-Cumponisten ernannte. Seit 1795 fungirlc  
er neben Ria hini als Capellmeister an der königlichen Oper. Er befand  
sich sehr viel auf Reisen, war überhaupt dem Weine und sonstigem Lebens-  
genüsse sehr ergeben; der Rest seines Lebens ist in tiefes Dunkel gehüllt.  
— Besonders als Licdcrc umponist war Himmel sehr beliebt; auch heute  
singt man wohl seine Weisen: „Es kann ja nicht immer so bleiben' und  
„An Alexis". Ungemeinen Enthusiasmus erweckte aber sein Liederspiel  
„Fanchon", Text von Kotzcbuc. Im März 1804 wurde „Fanchon" zum  
ersten Male gegeben und erlebte bis 1810 — als fast beispiellos in der  
Geschichte der Berliner Oper—127 Aufführungen. — Himmel starb 1814

ludwig van Veethove» in Verlin. 203  
in Berlin, in demselben Jahre, indem sein größerer Rivale Reichardt in Giebichenstein bei Kassel verschied.  
Uebrigens mag noch aus dem Jahre 1801 hervorgehoben werden, daß der König, um beide Künstler zufrieden zu stellen, beide mit der Composition einer neuen (italienischen) Oper beauftragt hatte. So kam am 12. Januar „Vascu di Gama“, große Oper in 3 Acten von Filistri und Himmel, zur Aufführung und nach einiger Zeit „Nosmonde“ von Filistri und Reichardt, ebenfalls in 3 Acten. Ergötzlicher kann die sich nun entspinnde Fehde nicht geschildert werden, als es Schneider in seinem mehrfach erwähnten Werke thut. dem ich hier gern das Wort lasse. „Fast hätte sich.“ erzählt derselbe (p. 287—288), „in Berlin durch diese beiden Opern der Kampf der Gluckisten und Picinnisten erneut, der einst ganz Paris in Bewegung setzte, denn das Berliner Publikum nahm zum eisten Male bei italienischen Opern Partei für oder gegen eine derselben. Schon in den Proben hatte sich Eifersucht zwischen den beiden Componisten gezeigt, von denen der eine ein wirklicher, der andere ein ‚gewesener^ Capellmeifter war, — so nannten ihn die Zeitungen. Keiner wollte nachstehen, Jeder verlangte dasselbe, was sein Nebenbuhler brauchte, und Baron von der Reck (der Intendant) hatte alles Mögliche zu thun, offenen Zank zu verhindern. Capelle und Sänger nahmen Partei, erhoben die eine Oper und setzten die andere herab, wobei persönliche Neigung oder Gereiztheit gegen den Componisten natürlich Vieles beitrug. So war das Publikum schon vor der Aufführung in seiner Meinung getheilt, und als sie aufgelührt waren, wurden die Zeitungen zum Kampfplatz der streitigen Ansichten. Himmel beging die Unvorsichtigkeit und ließ einen Aufsatz in die Zeitung einrücken, der, leidenschaftlich abgefaßt, große Arroganz verrieth und, was das Schlimmste war, ungerechte Ausfälle gegen den ‚Salzinspector“ Reichardt\*) enthielt. Dieser, sonst so schreibelustig und stets zu literarischem Kampfe bereit, schwieg diesmal und gewann sich dadurch das Publikum, welches über die Leidenschaftlichkeit Himmels den Stab brach. Eine Fluth von Necensionen über beide Herren überschwemmte die Zeitungen, bis endlich der witzige Einfall eines Berichterstatters den Streit durch Lächerlichkeit tündtete. Himmel hatte nämlich in seinem ‚Vasco di Gamc^ eine vollständige Ianitscharen-Musik auf dem Theater — und Reichardt, um diesem Effect nichts nachzugeben, einen Trumpetenmarsch angebracht. Nun hieß es, Himmel habe für die Infanterie und Reichardt für die Cavallerie geschrieben.“  
Hat sich nun unter Anderem aus dieser Episode ergeben, daß Himmel seinem himmlischen Namen keine sonderliche Ehre machte, so wird sich dies \*) Reichardt, der Tontunstler, war nämlich 171)6 Salziispcctor zu Halle geworden. Erst nach dem Tode Friedlich Wilhelms II. durfte er es wieder wagen, in Berlin »ls Musiler zu erscheinen.

206 Alfr, Chi, Ilalischer in Verlin.  
auch zeigen, wenn wir jetzt seines directen Verkehrs mit Beethoven Erwähnung thun,  
Beethoven km» 1796 recht häufig mit Himmel zusammen. Nach den Mittheilungen von Ferdinand Ries, dem derühmten Schüler Beethovens, soll sich dieser nicht sehr günstig über Himmels Bedeutung ausgesprochen haben; „er besitze," heißt es in den vortrefflichen biographischen Notizen über Beethoven von Wegeier und Ries (p. 110), „ein ganz artiges Talent, weiter aber nichts; sein Clavierspielen sei elegant und angenehm, aber mit dem Prinzen Louis Ferdinand sei er gar nicht zu vergleichen". Einmal nun gab es irgend ein böser Dämon dem Herrn Hofcapellmeister Himmel ein, vor Beethoven als Improvisator glänzen zu wollen. Die beiden Künstler befanden sich wieder einmal unter den Linden, als Himmel den jüngeren Kunstbruder aufforderte, mit ihm ein Privatzimmer des eisten Kaffeehauses unter den Linden\*) zu besuchen, worin sich, wie Himmel genau wußte, ein Clavier befand. Hier sollte der Wettkampf im freien Phantasmen von statten gehen, Beethoven trug zuerst eine Improvisation in der nur ihm verliehenen einzigen Weise vor. Nun mußte Himmels Phantasie herhalte». Nachdem dieser bereits eine ganz geraume Zeit gespielt und fast seine ganze Musitweisheit ausgekramt hatte, unterbrach ihn endlich Beethoven mit den halb jovial, halb sarkastisch hingeworfenen Worten: „Aber, lieber Himmel, wann werde» Sie denn endlich einmal ordentlich anfangen."  
Diese Worte wirkten wie ein Sturzbad auf den armen Hofcapellmeister ein. Himmel hatte geglaubt das Wunderbarste geleistet zu haben, und sah sich hier mit so dürren Worten von einem jungen Manne ohne Ami und Stellung für eitel nichts erklärt. Das war ein unerhörtes «-imen luo^no lunj^tuti«, das fchwer geahndet werden mußte. Himmel stand sofort auf und ward recht unartig; Beethoven blieb ihm nichts schuldig: und so ging man denn recht gespannt von einander. Beethoven sagte darüber noch späterhin zu seinem Schüler Nies: „Ich glaubte, Himmel habe nur so ein bischen präludirt." — In späterer Zeit kam aber doch eine Aussöhnung zu Stande und lange noch standen Beethoven und Himmel in Correspondenz mit einander. Endlich spielte der rachsüchtige Himmel unserm Beethoven einmal einen argen Streich. Beethoven hatte nach seinem einmaligen Besuche in Verlin diese Stadt herzlich lieb gewonnen, interessirte sich lebhaft für dieselbe und lag Himmel nicht selten an, ihm Neues aus Verlin mitzuthcilen. Einmal nun berichtete Himmel folgendes Novum an Beethoven: „Das Neueste sei eine Laterne für Blinde, die erst kürzlich erfunden sei." Der in allem Nichtmufitalischen leichtgläubige Beethoven nahm dies für baare Münze und erzählte es überall in Wien weiter. Als er nun endlich ') Die Tradition will, daß dieser künstlerische Wcttlampf in dem ehemals Iagor'schen Local unter den Linden stattgefunden habe.

ludwig r>an Vccthoren i» Verlin, 20?  
erkennen mußte, daß es Himmel ja nur darum zu thun gewesen sei, ihn  
vor den Wienern lächerlich zu machen, brach Beethoven jeden ferneren  
Briefwechsel mit demselben ab. \*)  
NI.  
Die Berliner Singakademie war zur Zeit, als Beethoven in Berlin  
war, »och ein ganz junges, frisch emporkeimendes Institut; sie befand sich  
eben im sechsten Jahre ihres Bestehens. Die artistischen Geister dieser  
Akademie ließen sich die Ehre nicht entgehen, den jungen himmelstürmeuden  
Beethoven in ihren Musilräumen zu sehen. Im Jahre 1843 gab ein  
eifriges, gelehrtes Mitglied der Singakademie, Professor Üichtenftein, als  
Nachklang zur 50jährigen Jubelfeier derselben (1841) eine interessante  
) Man lernt Himmel milder beurtheilen, wenn man sich's vergegenwärtigt,  
ein wie gefeiertes Ansehen derselbe in Verlin gcnoh. Wie hoch er in der Verehrung  
des Berliner Publikums stand, das ward mir erst vollkommen klar und anschaulich,  
als ich Ludwig Rellstabs reizvolles Vuch „Aus meinem Leben" (Verlin 1«<N) las.  
Derselbe, der soviel des Vortrefflichen über Verlins Musikleben darin vorträgt, wein  
uns über Himmel unter Anderem folgende Belehrung zu geben (Vand I. p. 6? f.):  
„Himmel war ein entschiedener Repräsentant der modernen Zeit. Elegant gelleidet,  
leicht gepudert, etwas beleibt, doch leicht beweglich, rothwangig, die weine zierliche Hand  
mit prächtigen Ringen bedeckt, steht er vor meiner Erinnerung. Er war mir von den  
drei genannten («e. Risschin i, Reichardt, Himmel) bei Weitem der Merkwürdigste,  
denn er galt für den größten Elnvierspicler jener Zeit, in Verl»! wenigstens. —"  
„Es überraschte mich daher mit den ganzen Schauern kindlicher Ehrfurcht, als er eines  
Morgens, während ich Clavierstundc hatte, meinen Vater (d. i. der ebenfalls sehr musi-  
kalische Buchdrucker Rellstab) besuchte!" „Mit höchster Spannung und ganz  
gläubig gefesselt, hörte ich ihn mit geläufiger Zunge eine Menge Geschichten erzählen,  
über Elcwienspiel, selten schöne Instrumente, die er gehabt, und dergleichen. Es waren  
sichtlich Fabeln oder mahlosc Uebertreibungen, wie denn Himmels leichte Weise in dieser  
Beziehung einen kaum glaublichen Höhcngrad erreichte! doch mir erschienen sie wie  
lauter von ihm erlebte Wunder. So erzählte er, unter deni mir später erst begrcislichcn  
ironischen Lächeln meines Vaters von einer polnischen Gräfin, die eines Tages, nach-  
dem er auf seinem Flügel phantnfirt, zu ihm in's Zimmer gestürzt sei, sich ihm zu  
Fiihen geworfen und um Ueberlasjung des göttlichen Instruments gcbetei habe! ,Ich  
dachte, die Frau sei vcriückt geworden!' rief er aus. ,Es kommt fast so heraus!'   
antwortete mein Vater in einem Tone, den ich später erst ueistrhcn tonnte. Genug,  
Himmel imponirte mir außerordentlich. Später habe ich ihn mehrmals öffentlich,  
unter anderem in dem Conccrtfaal des abgebrannten Schauspielhauses sein berühmtes  
Sextett spielen hören. Allein ich war damals noch viel zu unentwickelt, um den  
wahren Werlh seines Spiels, insbesondere seine bezaubernde Grazie, Zartheit und  
Elllstitität auch nur annähernd würdigen zu können; dennoch war ich zu weit, um  
sein Spiel als ein solches Wunder anzustaunen, wie ich es mir kindisch vorgeträumt  
hatte." Co weit Rellstab. Wir schöpfen daraus die Gewisheit, daß Himmels Ruf  
in Berlin so gewallig war, um die Phantasie eines musikalisch geweckten Knaben,  
wie Rellstab es war, mit derartigen Nundertäumeicicn anzufüllen. Aber trotzdem und  
alledem nimmt die Musilwelt kaum noch irgend welche Notiz von Himmel. Und so  
wird Bcclhouen, der hierin dem kräftigen Impulse der in ihm lebendigen Genie-  
Wahrheit nachgab, auch Himmel gegenüber Recht behalten müssen.  
X

208 Alfr, «Ihr. «alischer in Verlin.  
Schrift „Zur Geschichte der Singakademie in Berlin" heraus. Aus dieser Schrift wird ersichtlich, daß Beethoven nicht nur mit Karl Friedrich Fasch. dem excellenten Stifter der Singakademie, und mit Karl Friedrich Zelter, seinem ruhmvollen Nachfolger, bekannt wurde, sondern daß er auch in den Aufführungen der Singakademie verschiedene Improvisationen zum Besten gab. Nebenbei sei bemerkt, daß die damals noch ganz bescheidene Singakademie ihre Versammlungen in einem Saale der Akademie der Künste abhielt. Das erste sogenannte Auditorium der jungen Singakademie, „bei welchem der Prinz Louis Ferdinand und mehrere vornehme Personen vom Hofe gegenwärtig waren," fand am 8. April 1794, also etwa zwei Jahre vor Beethovens Besuch, statt. Fasch führte ordentlich Buch über alle die Singakademie betreffenden Begebenheiten. Wie der Verfasser mittheilt (p. XI) „ist ein Besuch von Beethoven am 21. Juni (1796) das merkwürdigste Ereigniß. Es wurden ihm ein Choral, die drei eisten Nummern der Messe und die sechs eisten Nummern aus dem 119. Psalm vorgesungen.\*) Hierauf setzte er sich an den Flügel und spielte eine Phantasie über das letzte Fugenthema: Meine Zunge rühmt im Wcttgesang dein Lob!^ Die letzten Nummern der Davidiana\*\*) machten den Beschluß. Keiner (!?) von Beethovens Biographen hat dieses Besuches oder auch nur seines Aufenthaltes in Berlin erwähnt.\*\*') Auch spricht Fasch davon ohne weitere Bezeichnung. Das Spiel muß aber gefallen haben, denn Beethoven wiederholt es in der nächsten Versammlung am 28."  
Ter Amerikaner Thayer weiß diese Mittheilungen noch durch Folgendes angenehm zu ergänzen (Beethovens Leben II, p. 13): Im Jahre 1810 nämlich erzählte Beethoven Fräulein Elisabeth Brentano (der nachmaligen Frau Bettina von Arnim) als er von seinem Spiele bei jener Gelegenheit sprach, daß beim Schlüsse die Zuhörer nicht applaudirten, sondern mit Thränen in den Augen kamen und sich um ihn drängten, und er fügte (ironisch?) hinzu: „Das ist es nicht, was wir Künstler wünschen, wir verlangen Applaus!"  
Bettina, die im Jahre 1810 Beethoven persönlich in Wien kennen lernte, erzählt etwas Derartiges in ihrer phantasiereichen poetischen Weise auch in ihrem Briefe an den Fürsten von Pückler-Mustau, worin vom  
) Die hier in Rede stehende Messe war die Kistimmige Uon Fasch! auch der genannte Psalm war uon demselben Componisten.  
") Davidiana hieß eine uon Fasch zusammengestellte Sammlung von VersettK (componirle Bibelsprüche).  
""') Der geschätzte Autor, Professor Lichtcnstein, irrt in letzterer Beziehung. Als derselbe Anno 1843 schrieb, waren bereits die über alle Maßen herrlichen biographischen Notizen über Beethoven uon We geler und Ries erschienen, nämlich 1838. die ja auch, wie oben erwähnt worden, Vielerlei über Beethovens Aufenthalt in Berlin enthalten, (p. 1U9-110.)



ludwig van Veetboven in Verlin, 20H

Verlehr zwischen Goethe und Beethoven in Teplih gesprochen wird. Sie läßt Beethoven also zu Goethe sprechen, der ob seines Spiels tief gerührt erschien- „O Herr, das habe ich von Ihnen nicht erwartet; in Berlin gab ich auch vor mehreren Jahren ein Concert, ich griff mich an, und glaubte was Rechtes zu leisten, und hoffte auf einen tüchtigen Beifall, aber siehe da, als ich meine höchste Begeisterung ausgesprochen hatte, kein geringstes Zeichen des Beifalls ertönte, das war mir doch zu arg, ich begriffs nicht: das Räthsel löste sich doch dahin auf, daß das ganze Berliner Publikum fein gebildet war, und mir mit nassen Schnupftüchern vor Rührung entgegen-wankte, um mich seines Dankes zu versichern. Das war einem groben Enthusiasten wie mir ganz übrig, ich sah, daß ich nur ein romantisches, aber lein künstlerisches Auditorium gehabt hatte. Aber von Euch, Goethe, lasse ich mir dies nicht gefallen. . . ." (et, Thayer, a. a. O. Band III, p. 210.)

Das ist übrigens ein Gedanke, dem wir beim späteren echten Beethoven oft begegnen; er verlangt Geist und Feuer, keine Sentimentalität. — Was an diesen Expektionationen authentisch ist, muß sich aber durchaus auf jene Improvisationen in der Singakademie beziehen- denn es ist nichts davon bekannt, daß Beethoven ein selbständiges Concert in Berlin gegeben habe. So dürfen wir denn gerade aus diesen durch Professor Lichtenstein bekannt gewordenen Aufzeichnungen Faschs\*) die beiden positiven Daten entnehmen, daß Beethoven am 21. und 28. Juni 1796 in den Räumen der Kunst-akademie vor dem Auditorium der damaligen Singakademie seine Kunst hören ließ, ferner, daß er jedenfalls nicht vor Ende Juni Berlin verlassen hat. Seine hier angeknüpfte Bekanntschaft mit Zelter zog übrigens die mannigfachsten äußeren und inneren Folgen nach sich, die indeß erst einer späteren Epoche des Veethoven'jchcn Lebens angehören.

IV.

Zu den Persönlichkeiten fürstlichen Geblütes, die sich am Berliner Hofe um Beethovens machtgebietenden Genius scharten, gehörten auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm und seine holdselig-ideale Gemahlin Luise, das nachmalige preußische Herrscherpaar, dann Fürst von Radziwill, der spätere Componist der Musik zu Goethes Faust, und in erster Reihe der ritterlich-geniale Prinz Louis Ferdinand, ein Neffe Friedrichs des Großen.

Prinz Louis Ferdinand besaß eine künstlerisch-musitalische Begabung, wie sie unter Sprößlingen fürstlicher Geschlechter zu den allerhöchsten ') Fnschs Aufzeichnungen lauten recht dürr also: „21. Juni 1796. Herr van Beethoven phantasirte von der Daudiana und nahm dazu das Fugenthema aus Psalm 19, Nr. 18. — Herr van Beethoven, Llaviorspieler aus Wien, war so gefällig, uns eine Phantasie hören zu lassen. — 28 Juni. Herr van Beethoven war auch diesmal so gefällig, uns eine Phantasie h?rcn zu lassen,"

2^0 Alfr. CKr, «alischei in Veilin.  
Seltenheiten gehört. Friedrich Christian Ludwig Ferdinand, Prinz von Preußen, wurde am 18. November 1772 zu Friedrichsfelde bei Berlin geboren, war also fast ganze zwei Jahre jünger als Beethoven. Ter musikalischen Kunst war er mit großer Leidenschaft ergeben, namentlich ging er in den letzten sechs Jahren seines märchenhaft kurzen Heldendaseins fast völlig in der Musik auf. Daß eine so feurig-geniale Natur sich durch die höhere, wenn auch congeniale Beethoven'sche Musikseele mächtig angezogen fühlen mußte, begreift sich ohne Weiteres. Und so gestaltete sich hier im Jahre 1796 denn auch der Verkehr zwischen diesen beiden hohen Geistern besonders herzlich und rief wahre gegenseitige Hochschätzung hervor. Der Prinz war ein ganz hervorragender Clavierspieler und bedeutender Comuonist. Auf nichts war der tünstlerifche Prinz so stolz, als auf ein Urtheil Beethovens über fein Clavierspiel. Unser Meister, der ihn als Clavierspieler weit, weit über Himmel stellte, sagte ihm nämlich einmal: daß er gar nicht königlich oder prinzlich spiele, sondern wie ein echter tüchtiger Clavierspieler. Und Prinz Louis Ferdinand faßte dieses Wort auch in Wahrheit im Geiste Beethovens als ein großes Compliment auf. In späteren Jahren, seit 1800, wurde der Prinz mehr in die Kunstsphäre Dussets, des genialen Böhmen, gezogen. Eine ungewöhnliche Freundschaft verband diese Neiden; sie waren auch ganz für einander geschaffen, obwohl der Prinz kühner und genialer war als Düffel. Beide Künstler bedienten sich zu ihren Claviervurträgcñ des englischen Flügel-Fortepianos; der Prinz soll von dieser Species dreizehn Stück besessen haben. Die bedeutendste Tonschöpfung dieses fürstlichen Künstlers ist ein großes I^moll-Hiuiwur. Selbst Beethoven sagte von seinen Cumpositionen, nach Czcrnys Mittheilung, daß sich hie und da hübsche Brocken darin vorfanden.  
Als Prinz Louis Ferdinand in Wien war, frischte er nicht nur die alten Beziehungen zu Beethoven auf, sondern trat feinem ganzen Wesen noch viel näher. Das mochte im Jahre 1803 oder 1804 gewesen sein. Für Beethoven war es die Zeit, als gerade seine dritte Symphonie in N« sop, 55) die „8iulou!ll ei-uicü, Per Isüteßssillii-L il zm^veuii'L cl'uu ^ran „unic,“ die eisten Aufführungen erlebt und fowohl ob ihrer Länge, als auch ob ihrer schier riesenhaften Originalität den heftigsten Widerspruch erfahren hatte. Um diese Zeit eben befand sich unser Prinz Louis Ferdinand auf Reisen, die ihn auch nach Wien führten. Einer der vornehmsten, einflußreichsten Gönner unseres Tondichters, der Fürst von Lubtuwitz, dem unter anderen hohen Werken auch die heroische Symphonie gewidmet ist, gedachte dein musikergebenrn Prinzen einen ganz besonderen Kunstgenuß zu verschaffen. Dem Prinzen wurde dann also im herzoglichen Palais die ihm noch ganz unbekannte Helden-symphonie vorgetragen. In der Schmidt'schen Wiener Musikzeitung vom Ilchre 1843 wird darüber des Weiteren erzählt, daß der Prinz dieselbe

Ludwig van Beethoven in Weill. 2^  
mit gespannter Aufmerksamkeit anhörte, die sich mit jedem Satze steigerte.  
Kaum war die Symphonie zu Ende, als sich Prinz Louis Ferdinand „als besondere Gunst eine unmittelbare Wiederholung erbat, und nach Ablauf einer Stunde eine nochmalige Wiederholung der ganzen Symphonie". So hatte der Prinz dreimal hintereinander diese eine Stunde andauernde Tondichtung mit wahrer Leidenschaft in sich aufgenommen. Wichtiger noch ist der Umstand, daß sich damit eine günstige Rückwirkung auf die Musikkreis Wiens erschloß, denn nunmehr nach so erlauchtem Vorgange wagte die Opposition sich nicht mehr so kühnen Hauptes hervor. Damit war der hohe Gehalt dieser Musik wie mit einem Schlage anerkannt. (Vgl. auch Thayer a. a. O. U. p. 250.)  
Prinz Louis Ferdinand verkehrte während seines kurzen Aufenthaltes in Wien recht fleißig und herzlich mit Beethoven. Des Letzteren Schüler, Ferdinand Nies, hat uns auch noch eine recht interessante Anekdote aus diesem Veitehre aufbewahrt,  
„Eine alte Wiener Gräfin, die besonders adelsstolz war, veranstaltete ebenfalls zu Ehren des Prinzen eine Abendgesellschaft und da man dessen Musikschwärmerei kannte, wurde reichlich Musik dargeboten, natürlich auch Beethoven eingeladen. Als es zur Tafel ging, waren an dem Tische des Prinzen nur für hohe Adlige gedeckt, also für Beethoven nicht. Tiefer fuhr auf, sagte einige Derbheiten, nahm seinen Hut und ging.\*)  
Einige Tage später gab Prinz Louis Ferdinand ein Mittagessen, wozu ein Theil dieser Gesellschaft, auch die alte Gräfin geladen war. Als man sich zu Tische setzte, wurde die Gräfin auf die eine, Beethoven auf die andere Seite des Prinzen gewiesen, eine Auszeichnung, deren er immer mit Vergnügen erwähnte."  
So hatte der Prinz seinem hochverehrten Beethoven die glänzendste Genugthuung verschafft. Wie Beethoven seinerseits den heldenhaften Prinzen zu ehren wußte, erkennen wir auch daraus, daß ihm hier in Wien das pathetische Clavier-Concert in C-moll (op. 37) gewidmet wurde. Das mochte etwa 1804 gewesen sein,  
Prinz Louis Ferdinand sollte nicht mehr lange auf Erden weilen.  
Die Musik blieb ihm zu allen Zeiten die liebste Gefährtin des Lebens.  
Wie des Prinzen Musikleidenschaft in den letzten Zeiten seines Daseins geartet war, das schildert uns Ludwig Spohr sehr anschaulich in seiner „Selbstbiographie".  
Spohr hatte den Prinzen auf seiner Concerttour nach Leipzig und Berlin (1804—1805) kennen gelernt. Die Berliner Musikpartien beim Prinzen sollen nach Spohrs Mittheilungen (Selbstbiographie 1860, I. Band I». 86) eigenartig genug gewesen sein. Von einem Gastmahle, das solchen ') Wegcler und Nies p. 111, Etwas frei ausgeschmückt im Beethovenwerke von A. B. Marx Band 1., p. 124, II. Aufl. zu lesen.

2^2 Alfr. Chr. «alischer in Veilin.

Musikpartien zu folgen pflegte, erzählt derselbe u. A.: „Als aber der Champagner erst zu schäumen begann, da fielen Reden, die für die keuschen Ohren eines unschuldigen Mädchens nicht geeignet waren.“ Ferner: „Am andern Tage sagte man mir. daß des Prinzen Musikpartien gewöhnlich mit solchen Orgien schlössen. Spuhr wohnte der hier geschilderten Musik Partie mit Nusa Alberghi, der Dame seines Herzens, bei, mit der er sich im Ernste zu verbinden trachtete. Doch nicht diese, sondern Dorette Scheidler wurde nicht lange darnach seine Frau, Als nun im Sommer 1605 der Prinz Louis Ferdinand das große Militärmanöver in Magdeburg besuchte, ließ er durch seinen Lehrer und Freund Dussel auch Spohr dorthin einladen. Im Hause des Prinzen fand derselbe auch ein Zimmer für sich. „Ich fühlte nun,“ erzählt Spohr (a. a. O. p. 93 f.), „ein sonderbares, wild bewegtes Leben, das aber meinem jugendlichen Geschmacke für kurze Zeit ganz gut zusagte. Oft schon des Murgens um 6 Uhr wurde ich, wie auch Dussel, aus dem Nette gejagt und in Schlafrock und Pantoffeln zum Prinzen in den Empfangssaal beschieden, wo dieser, bei der damals herrschenden großen Hitze in noch leichterem Custüme, gewöhnlich nur mit Hemd und Unterhosen bekleidet, bereits vor dem Pianoforte saß. Nun begann das Einüben und Probiren der Musik, die für den Abendzirtel bestimmt war. und dauerte bei des Prinzen Eifer oft so lange, daß sich unterdessen der Saal mit besternten und ordenbehängten Offizieren angefüllt hatte. Das Eostüm der Musicirenden contraslirte dann sonderbar genug mit den glänzenden Uniformen der zur Cour Versammelten. Doch das genirte den Prinzen nicht im Geringsten, und er hörte nicht früher auf, als bis Alles zu seiner Zufriedenheit eingeübt war. Nun wurde eilig Toilette gemacht, ein Frühstück eingenommen und dann zum Manöver hinausgezogen. Ich erhielt ein Pferd aus dem Maistall des Prinzen und durfte mich den, Gefolge anschließen. So machte ich zu meiner Belustigung eine Zeit lang alle kriegerischen Evolutionen mit. Als ich jedoch eines Tages, neben einer Batterie eingeklemmt, länger als eine Stunde daselbst bei einem wahren Höllenlärm aushalten mußte, und es mir dann am Abend bei der Musit Partie schien, als höre ich nicht mehr so leise wie früher, da zog ich mich von dem Kriegsspectakel zurück und verbrachte von nun an die Stunden, in denen der Prinz meiner nicht bedurfte, wieder bei meinen früheren Magdeburger Bekannten.“ Wie nun Prinz Louis Ferdinand in der Kunst lebte und webte, so war auch sein Heldentod ein tunstuerklärter. Im Jahre 1806. drei Tage vor dem unglücklichen Kampfe bei Saalfeld, war der Prinz in Nudolstatt eingetroffen und seine Ankunft war durch ein Fest gefeiert. Die fürstliche Familie zog sich frühzeitig zurück, der Prinz folgte nach und phantasirte noch über eine Stunde so herrlich wie nie zuvor auf dem Clauier. Das war sein Schwanengesang, wie von Ledebur erzählt (^l. Tontunstlerlezikon Berlins 5. v. Louis

ludwig van Veethoven in Verlin. 2^3  
Ferdinand). — Der Prinz besaß eine echte Kremoneser Geige, die er für 200 Louis'dor gekauft hatte und auch stets im Felde mit sich führte. Den Abend vor dem Gefecht bei Saalfeld übergab er, voll von trüben Ahnungen, seinem Freunde, dem Musitlehier Avs-Lallemant, dieseGeige mit den Worten: „Diese Geige bleibt Ihr Eigenthum, wenn ich aus der Schlacht nicht zurück-kehre," Und so erfüllte sich'Z auch. Ter Prinz fiel als eines der ersten Opfer jenes unheilvollen Krieges im Treffen bei Saalfeld am 13. October 1806. Beethoven trug ernsthaft Leid um diesen genialen Prinzen, der den Adlerflug seines Genius so sicher zu erfassen verstand. Bei allen erdenk-lichen Gelegenheiten verkündete er das hohe Lob des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen.

Varnhagcn von Eusc soll ebenfalls in seinen „Denkwürdigkeiten" (V, 86 ??) hervorheben, „daß Beethoven den frühen Tod des Prinzen so sehr betrauert und dessen Compositionen höchlich geschätzt habe". Diese Mit-theilung ist in der L. Nohl'schen Beethoven-Biographie (Band II. p. 470) zu lesen. Indeß traute ich dem Frieden nicht recht, forschte selbst im V. Bande der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten nach: allein ich fand im ganzen dicken Bande kein Sterbenswörtchen über Beethoven. Wo hat denn also Herr Nohl dieses Wissen her? Was hat es mit diesem Citat auf sich?\*) Diese Frage ist nicht so irrelevant, als es den Anschein haben mag; denn von der Citationsweise mancher Beethoven - Biographen kann man viele schier merkwürdige Proben kennen lernen.

V.  
Bevor wir nun dem jungen Tonhelden Beethoven den Scheidegruß für seine Rückfahrt von Berlin nach der österreichischen Kaiserstadt mitgeben, muß doch noch ein wenig von einer Beethoven-Sage gesprochen werden, die in der Gegenwart wohl den meisten Menschen gänzlich unbekannt sein dürfte. Und doch ist diese Legende von allgemeinem Culturinteresse, überdies von ganz speciellem Hohenzollern'schen und damit denn auch von Berlinischem Interesse. Ich meine hiermit das alte Gerücht, welches Ludwig van Beethoven zu einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelms II., Königs von Preußen, macht. Der Tunherrscher Beethoven soll also — so will's sein Sagenkreis — von königlichem Geblüte sein. Wie sich in allen echten Sagen tiefe, weisheitsvolle Wahrheit verbirgt, wie sich in ihnen der instinctive Tiefsinn des Volksganzen offenbart, so werden wir's auch aus dieser Sage erfassen lernen — und darum darf es mit nichlen überflüssig erscheinen, dieser Sagenspul ein wenig auf den Grund zu gehen. Es ist nicht recht und zeugt auch nicht sonderlich für ein echtes, volles Erkennen des einzigartigen Genius, daß die sonst so verdienstvollen ') Diese offene Frage wird in directem Sinne unbeantwortet bleibe» müssen, da Prof. L. Nohl inzwischen gestorben ist.

2^ Alfr. Chr. «alischer in Verlin,  
Biographen Beethovens diese Sage, die so lange und hartnäckig wiederholt  
worden war, entweder gar nicht mehr der Erwähnung werth finden oder  
sie mit einigen flüchtigen Worten abthun. ohne den tief verborgenen poetischen  
Sinn irgendwie zu erklären.  
Zwei zu ihrer Zeit hoch angesehene französische Musilschriftfteller  
Alexandre Etienne Ehorou (1772—1834) und Francis Joseph Maria  
Fayulle (1774—1852) waren es, die es zuerst als Thatsache hinstellten,  
daß Beethoven vom Könige Friedrich Wilhelm II. abstamme. Aus deren  
gemeinschaftlichem Werte „Diolionnaiiv Iii^toriczue de» muzicien» artisto^  
nt l»m2teur8 mort8 et vivant«" etc. (2 Bände, Paris 1810—1811) fand  
diese Mittheilnng ihren Weg in das deutsche Brockhaus'sche Conuersations-  
Lexilon und blieb lange Zeit unangefochten darin bestehen.\*) Das immer  
noch einen fast unerklärlichen Zauber ausübende Büchlein von Wegeler  
und Ries: „Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven" enthält  
Mancherlei darüber. Dr. Franz G. Wegelei — Professor. Geheimer  
Regierungs- und Mcdicinalrath. mehrmals Nestor )II»<;niNc:u3 — einer der  
intimsten Freunde Beethovens, sagt daselbst (p. 5): „Was Fayolle und  
Choron über die Abstammung Beethovens von Friedrich Wilhelm II..  
König von Preußen, faseln (Conversations-Lexiton, 5. Ausgabe, S. 621)  
bedarf keiner Widerlegung, da weder diefer Monarch vor Beethovens  
Geburt in Bonn war, noch die Mutter während ihrer Ehe diese Stadt  
je verlassen hatte. Dieses abgefchmackte Märchen wird nur noch durch die  
ergötzliche Unwissenheit eines englischen Auturs übertroffen, der sich fehr  
darüber lustig macht, daß Friedlich II. der Vater Beethovens sein sollte,  
da dieser König ja schon im Jahre 1740 gestorben sei."\*\*)  
Bei Lebzeiten Beethovens dachte I>r. Wegeler doch etwas anders über  
diese Materie. In einem seiner schönen Briefe an Beethoven, den uns der  
fleißige Sammler L. Nohl mittheilt („Neue Briefe Beethovens", Nr. 314.  
Anmerkung p, 295 f.) — der Brief ist aus Koblenz vom 28. December  
1825 datirt — heißt es darüber - „Warum hast Tu Deiner Mutler Ehre  
nicht gerächt, als man Tich im Conversations-Lexiton und in Frankreich zu  
einem Äind der Liebe machte? Ter Engländer, der Dich vertheidigen  
) Nie problematische Stelle in diesem Dictioimaire von Choron und Fayolle  
steht daselbst im I. Vande p. !>0 8ub voo« Beethoven, wie folgt: „lj»et,noven  
(I,uui8 Van) yus l'ou » <lit lil» uutursl äu 1'iLäöriu Ouillaume II.  
ioi äe- l'ru5»«, e«t ul> i Lonn «n 1772 (?!!?)" :c. Ter sehr lurze Artikel  
schließt mit de» Worten: „,)! , Ueetnnven «3t re^zr,,!« eomm« un >!»« r>lu« büdilo  
enmpozitsur» ä« no« jonr,/' (Geschrieben im Iahle l8lv!)  
) Den Vclag >i>cbt Nr. Weneler mit Folaendcm: '1'dllt, Veotnaven >8 u,  
nonllert'ul m»u. tnere e»u b« uo «loudt; but il t!>ig vrincs vsle re,»1l^ ni«  
s^tlier, de i» tke, Alelit«3t procli^v tlie >v,irlä ever 32,^, c>r mögt likel^ «ill yv«r  
nee »^Hin: l'or »3 ^reclsrie^ II. äeil in l74<1. t!w olüiucl ol 2ln<l. Uvetbovon»  
^e3t2tion, mu3t in «ueli u o»3s bave .,been e.xactiv tliirtv veur«^, (?!>? Hai-  
monieon, llovbr. 1823.)

--- ludwig van Veethoven in Verlin. 21,5  
wollte, gab. wie man in Bonn sagt, dem Druck ein? Ohrfeige und ließ  
Deine Mutter 30 Jahre mit Dir schwanger gehen, da der König von  
Preußen, Dein angeblicher Vater, schon 1740 gestorben sei. — Nur Deine  
angeborene Scheu, etwas Anderes als Musik von Dir drucken zu lassen,  
ist wohl schuld an dieser sträflichen Indolenz. Willst Du, so will ich  
die Welt hierüber des Richtigen belehren. Das ist doch wenigstens  
ein Punkt, auf den Du antworten wirst." Dieser in so vieler Beziehung  
außerordentlich interessante Brief, unterzeichnet „Dein uralter Freund Wegeler",  
befindet sich im Besitze der noch in Wien lebenden greisen Frau Wittwe  
Beethoven, der Gattin des vom Meister so zärtlich geliebten Neffen Karl  
van Beethvven.  
In einem ebenso rührenden als gehaltvollen Briefe Beethovens  
selbst vom 7. October 1826, in dem Briefe, den der Meister etwa  
ein halbes Jahr vor seinem Tode an seinen „alten geliebten Freund"  
Wegeler dictirte und selbst nur unterschrieb (Wegeler p. 49 ff.) heißt es  
nun darüber also: „Du schreibst, baß ich irgendwo als natürlicher Sohn  
des verstorbenen Königs von Preußen angeführt bin; man hat mir davon vor  
langer Zeit ebenfalls gesprochen. Ich habe mir aber zum Grundsätze gemacht,  
nie weder etwas über mich zu schreiben, noch irgend etwas zu beantworten,  
was über mich geschrieben worden. Ich überlasse Dir daher gerne, die  
Rechtschaffenheit meiner Eltern und meiner Mutter insbesondere der Welt  
bekannt zu machen." Eine von des Neffen Hand in den Conversations-  
heften des Jahres 1826 enthaltene fragmentarifche Notiz tritt nunmehr  
mit plastischer Deutlichkeit hervor. Im Eonversatiunsheft Nr. 119 vom  
Jahre 1826 sieht auf Blatt 31a Folgendes: „Es steht ja im Conver-  
satiunslexikon, daß ein König von Preußen — —"  
Etwas Neues in dieser Angelegenheit erfahren wir nur noch von  
Anton Schindler, demjenigen Persönlichen Freunde Beethovens, der nächst  
Wegeler und Ries am meisten berechtigt erscheint, aus eigener Anschauung  
mitzureden. Derselbe hat in der III. Auflage seiner Neethovenbiograhvie  
(Band I. ii. 2—3) noch Folgendes zu bemerken: „Das Gerücht, daß  
Beethoven ein natürlicher Sohn von Friedrich Wilhelm II., König von  
Preußeu, gewesen sei. zuerst von Fayolle und Choron ausgestreut, das  
dann sogar in sieben Auflagen des Brockhaus'schen Conversalionslexilons  
nachgedruckt worden, hat Beethoven viel Kränkung verursacht." Nachdem  
Schindler dann in Kürze eröffnet, was wir bereits wissen, lhut er uns tund,  
daß er im Gegensatze zu Wegeler dieses Gerücht nicht so sorglos weiter Wucher»  
ließ, vielmehr Abhülfe geschafft halte. Schindler fand es nämlich an der  
Zeit, als die Leipziger Verlagshandlung die achte Auflage dieses Lexikons  
angekündigt hatte, dieselbe unterm 17. Februar 1833 auf jenes falsche  
Gerücht mit Bezugnahme auf Beethovens Brief an Wegeler aus dem  
Jahre 1826 aufmerksam zu machen. „Sofort" — wie Schindler seinen  
Bericht schließt — „wurde tie betreffende Stelle in der neuen Auflage

2<6 Alfr. Chr. «alischer in Verlin.  
Genius zu immer höherer, wahrhaft königsicherVMajestät entfaltete. Der  
idealste, stolzeste Geist war von ganz gerinM'Herkunft. Und dM möchte

corrigirt." — Und so haben diese ebenso correcten als dünnen Worte jenes  
Gerücht völlig zum Schweigen gebracht. Kein Mensch hat die Frage auf-  
geworfen: Wie ist man denn dazu gekommen, Ludwig van  
Beethoven zu einem Königssohn zu stempeln?  
Die Beantwortung dieser Frage hängt mit den tiefsten Hysterien des  
Menschengeistes zusammen, die sich die allzeit geschäftige, wunderbare Phantasie  
des Volkes in ihrer Weise erklärt.  
Man sah staunend und immer staunend»«^ wie Äs der Beethoven'sche  
H-  
dM i  
sich andererseits das Volk in seinem sprichwörtlHen Urtheil: Her Apfel  
stillt nicht weit vom Stamme" nicht so gänzlA»Hetäuscht finden; denn hier  
her „Veethoven-Npfel" war ja unendlich wei/vom Stamme gefallen. Kein  
Wunder, daß die schaffend». Voltsphantaiic ihm ohne langes Wählen und  
Besinnen einen ganz anderenl und dann/hleich — wie es seinem königlichen  
Geiste zukam — einen lönigli/en StaOn/nndichlete und freilich keinen geringeren  
Herrscherstllmm als den eiAbenen, ««Mgebietenden Terer von Hohenzollern.  
Etwas AehnlicheH^ttißt eme/j»gliche Geuie^Erscheinung wahrnehmen,  
denn jedes echte Genie ist etw»/ganz Ungewöhnliches und hebt sich in der  
Regel auch/himmel^eit Uoin d/n/Uebrigen seines jeweiligen Geschlechtes ab.  
WoLte-'Mall nun au» die cksl/imte Geschichte des menschlichen Geistes durch-  
forschen: ^»ann dürf» es «iemals auch nur annähernd so wie bei Beethoven  
/zu finden» fei», dllö^siH aus so geringen äußeren Verhältnissen ein so  
prophetiscl-st^zer.hßmvÄanstrebender Genius emporgebildet habe. Das war  
den Zeitgenossen Beethovens ein zu räthselvolles Wunder, als daß sich ihre  
Phantasie »»ich» bewogen «hlen sollte, zu einer n atürlich en Aufklärungzu greifen  
— und sollte'auch einlllftiger Strohalm ihr einziger Rettungsanker sein.  
Freilich muß jedes ^ phanlasievolle Erfassen irgend einen positiven  
Untergrund haben. I,n unserem Falle wird man sich vergegenwärtigt haben,  
daß König Friedrich Wilhelm II. viel in Bonn am kurfürstlichen Hofe  
gewesen sei, daß er dort das hervorragende Talent des kleinen Ludwig  
kennen und lieben lernte, daß er, der musikbegeisterte Fürst, sich dann  
schwärmerisch für den kühnen, stolzen Jüngling interessirte und denselben  
wohl schon in Bonn nach Berlin an den königlichen Hof geladen hatte.  
Des Weiteren mag man sinnvoll erwogen haben, wie glänzend Ludwig von  
Beethoven am preußischen Hofe empfangen ward, wie ihm von allen Gliedern  
dieses königlichen Hauses die enthusiastischesten Kundgebungen entgegengebracht  
wurden, wie sich endlich auch fernerhin im preußischen Königshause die Be-  
geisterung und die activc Theilnahme für Beethoven lebendig erhielt: — und  
die Momente znrBildung jener entzückenden Legende Waren vollzählig beisammen.  
Uebiigens besitzt die heilige Schrift, die ja für alle Voitummnisse und  
Ideen des Lebens mustergültige Typen darbietet, auch für diesen ins Trans-  
cendentale übergreifenden Idealismus verschiedene Vorbilder. Man denke



ludwia vcin Vecthoven in Verlin, 2!,?  
an die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern; hier der königliche Joseph und dort die sehr «„königlichen Brüder desselben Geschlechts. Oder man denke an die fromme Tradition, die den Propheten Jesaja3 zu einem Königssohn macht. Die sich zur Klarheit und Besonnenheit gestaltende Volksphantasie hat darum festzuhalten, daß die Glieder eines Ganzen, besonders einer und derselben Familie Wohl Alle — dem Prinzip? der Stetigkeit zu« folge — etwas Gemeinsames, Aehnliches, Gleichartiges haben: allein bei allen Geburten kommen doch auch — von der Wissenschaft unaufgeklärt — geheimnißvolle Momente von außen hinzu, die eine größere oder geringere Verschiedenheit der Glieder eines und desselben Stammes bedingen. Dieses von außen Hinzukommende bezeichnet die Glaubenssprache schön und sinnig als Einwirwna^ ^s^ ^heMgen Geistes^ Die Glaubensanschauung ahnt und empfindet hier wieder etwas, was die Wissenschaft nicht verwerfen lau», vielmehr beweiskräftig unterstützen mußte.  
Wie dem nun aber auch sein mag, jedenfalls wirft, das Auftauchen und lange Fortbestehen dieser Legende/keinen^ble/I Neste»?,a« Beethovens majestätischen Geist. Nur weil man einen yrq>Ml>su? ^Iri^ek königlichen Geist suchte, gab man iim eine»! DMA?zum Haler. Md>«aß man für diesen Köuigssohn->im HM» gerade den ritterlichen, Iunstbestissenen König Friedrich Wil«liä^ «Vllu»erkoi. Ianu uns als preußischen Landeskindern ja ganz willkommen sein! Ab man in unserer Königsfamilie eine Kenntniß von dieser Wundermär besaß oder besitzt, ist aus der gesammtetu Beethoven-Literatur nicht zu ersehen. Fast möchte ich glauben, daß es der Fall gewesen ist, denn das hohe Interesse der Hohenzollernfürsten an der E ntwicklung des Beethoven'schen Genius blieb in wachsender Kraft fortbestehen; die Begeisterung für denselben erbte auch unter solchen Herrschern unseres Königs-hauses fort, die sich nicht gerade durch musikalische Begabung hervorthate». Die Beobachtung des fernerer Beethoven'schen Lebens bringt zu den weiteren neuen Beziehungen des Meisters zu Berliner Persönlichkeiten in Hülle und Fülle auch solche zu unserem Königshause.  
Jedenfalls blieb der einzige Besuch Beethovens in Berlin von de» bedeutsamsten gedeihlichen Nachwirkungen für sein ganzes ruhmreiches Schaffen, das sich eigentlich erst nach dieser Kunstreise in Wien glänzend zu entfalten begann. Ter Virtuose Beethoven hörte auf, um den Ton> dichter Beethoven vor die Welt treten zu lassen.  
I  
^  
?!°id und -«d. XXXIX. 11^, !5

ieronymus sorm.  
von  
Naphacl Lüwenfeld.  
— Vieslau, —

ie Frage nach der Berechtigung der Gedankendichtung, soweit sich diese nicht auf dem engen Grenzgebiete der Didaktik bewegt, sondern zur contemplativeu Lyrik gestaltet, ward trotz der reichlich vorhandenen und allgemein anerkannten Muster lange zu Ungunsten dieser entschieden, ja die contemplative Lyrik wird von hervorragenden Aesthetikern auch heute «och als eine Art Widerspruch in sich selbst betrachtet. Die Frage — sagt ein berufener Vertreter dieser Gattung der Lyrik, Hieronymus Lorm — hat nicht mehr Sinn und Weisheit, als etwa die nach der Berechtigung der Sonne, verschiedene Früchte zu reifen; es kommt Alles nur darauf an, ob sie wirklich von der Sonne gereift oder künstlich hervorgebracht seien, nur von außen den natürlichen ähnlich, innerlich aber werthlos. Das Entscheidende war immer, ob das wirkliche Sonnenlicht, ob das Talent vorhanden war; und kann man der Politik, der Religion, der Philosophie die Eigenschaft nicht absprechen, Empfindungen zu erregen, so ist damit diesen Gebieten schon jener Organismus zugesprochen, aus welchem heraus die Lyrik ihre Früchte reist. Die contemplative Lyrik wechselt nicht mit den Bedingungen, mit den nothwendigen Eigenschaften der Lyrik überhaupt, sondern einzig und allein nur mit den Gegenständen, die ihr bisher die gewohnten waren.

Es würde sich demnach darum handeln, daß diese neu gewonnenen Gegenstände diejenigen Bedingungen besäßen, welche dem Stoff der Lyrik eigen sein müssen, um die reine Wirkung des Kunstwerkes hervorzurufen. Sicherlich aber sind die neu errungenen Gegenstände unseres Denkens de-

Hieronimus Lorm. 2^9

deutungsreicher, erhabener, als diejenige, welche bisher das enge Stoffgebiet der Lyrik ausmachten und es wird nur noch darauf ankommen, daß das schöpferische Talent ihnen die Form und den Stimmungsgehalt der Lyrik abringe.

Hat der Dichter eine eigene geschlossene Weltanschauung und versteht er den in ihm von der Außenwelt erzeugten Gedankenreichtum in sinnliche Bilder und in Empfindung erweckende Stimmung umzuwandeln, so wird er in empfänglichen Gemüthern ein Echo finden, und dieses wird ihm so vielfältiger und kräftiger sich vernehmen lassen, je verwandter die Anschauung des Dichters der seines Hörers ist.

Der moderne Dichter wird also die höchste Wirkung dann erzielen, wenn seine Weltanschauung die seiner Zeit ist. Je mehr Elemente des modernen Lebens sich in seinen Geiste zu einheitlicher Anschauung verbunden haben und je vielgestaltiger das Empfinden seiner Zeitgenossen in seinem Gemüthe sich wiederfindet, um so tiefer wird die Wirkung seiner Dichtung sein.

Unsere Zeit aber ist voll von religiösen, politischen, philosophischen Problemen, die auf unsere Empfindungswelt zurückwirken, und betrachtet man den Dichter als den „empfindenden Nerv der Menschheit“, so muß in ihm „zuerst und am deutlichsten zucken“, was sie mit Bewußtsein empfindet.

So ist der moderne Dichter förmlich auf die contemplative Lyrik hingewiesen; sie ist in höherem Sinne als jede andere die Lyrik unserer Zeit.

Die darwinistische Weltanschauung hat ihren Dichter in Arthur Lorm gefunden, der von Schopenhauer begründeten Weltbetrachtung gab ihr poetisches Gewand Heinrich Landesmann oder, wie er sich seit dem Erscheinen seines ersten Wertes zu nennen pflegt, Hieronymus Lorm.

Heinrich Landesmann entstammt einer mährischen Kaufmanusfamilie.

Er ist am 9. August 1821 zu Nitolsburg geboren. Von frühester Jugend an kränklich, hat er eigentlich keine regelmäßige Schulbildung genossen. Er besuchte zwar mehrere Lehranstalten Wiens, mußte aber auf ärztlichen Rath den Schulbesuch aufgeben. Vorübergehend machte er einen Coursus am Polytechnikum zu Wien durch. Aber eine nur schwer überwundene Krankheit hinterließ eine Beeinträchtigung des Gehörs und Gesichts, und Landesmann war von nun an auf den Weg autodidaktischer Ausbildung hingewiesen». Ganz erstaunlich ist es, daß er unter so schwierigen Umständen sich eine so vielseitige und gründliche Bildung erwerben konnte, wie sie seine Werte bekunden. Er überschaut nicht bloß das gesammte Gebiet der Philosophie und der Geschichte, er ist auch mit den jüngsten Erscheinungen der Literatur aller Völker offenbar auf's Innigste vertraut.

Seine schriftstellerische Thätigkeit begann er mit dem Buche „Wiens poetische Schwingen und Federn“ (1846). Ehe noch das Buch erschien, welches in der schärfsten Sprache die Beschränkung der Preßfreiheit durch Metternichs Censurssystem verdammt, verließ Landesmann die österreichische Residenz und ging im Herbst des Jahres 1846 nach Berlin. Er blieb hier

15\*

220 Raphael löwenfeld in Vieslau.  
bis zu den verhängnißvollen Märztagen, eifrig philosophischen Studien ergeben und schriftstellerisch thiitig. Hauptsächlich schrieb er für Kühnes „Europa". Nach den geräuschvollen Ereignissen des Jahres 1348 kehrte er nach Wien zurück und schloß sich dem Kreise von Schriftstellern an, welche sich um die „Presse"" gruppirten, die A. Zang in Verbindung mit dem Minister Stadion in's Leben gerufen hatte, Lomu war der Erste, der hier das Feuilleton in seinem französischen Sinne einführte. Im Jahre 1856 heirathete Lorm und lebte von nun an in fast gänzlicher Abgeschlossenheit in Baden bei Wien. Im Jahre 1873 erhielt er auf Grund eingereichter wissenschaftlicher Schriften und der ..philosophisch-kritischen Streifzüge" von der Universität Tübingen das Diplom als Doetor der Philosophie. In demselben Jahre verlegte er seinen Wohnsitz nach Dresden, wo er noch heute lebt. Alle seine Schriften erschienen unter dem Namen Hieronymus Lorm. „In der Wahl dieses Pseudonyms," sagt ein Biograph von ihm, „zeigt sich schon die der Einsamkeit zugekehrte Natur des Poeten. Hieronymus war der erste Heilige, der über die Einsamkeit schrieb, Lorm aber heißt eine Gestalt in einem Noman von James, zu der sich Landesmann sympathisch hin-gezogen fühlte."

Lorm erhebt sich aber über die Einsamkeit, die ihm sein körperlicher Zustand auferlegt, durch sein reiches und tiefes Gemüthsleben und durch die Freude am Studium und an der beschaulichen Betrachtung der Außenwelt. Er ist nicht blos ein Philosoph in dem gewöhnliche» Verstand des Wortes, er ist ein Weiser in der patriachalischen Auffassung dieses Ehrentitels. Eine glückliche Häuslichkeit und Befriedigung in seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die freilich die verdiente Anerkennung erst allmählich errang, ersetzen ihm reichlich, was ihm von anderen Genüssen vorenthalten blieb. Klagt er auch wohl bisweilen über seine äußere Lage, wie in dem kleinen Bericht, den er seiner Novellensammlung „Intimes Leben" vorausschickt, so weiß er sich doch auch bald von der Stimmung zu befreien, die die Klagen eingegeben. „Mein Leben war ein pennsylvanische Einzelhaft," sagt er, spricht sich aber bald Trost zu in den Worten- „aber ans dem Bereich der Kunst und der Philosophie sind große Gestalten darin aufgetaucht, und mittelst der Ideen und Gefühle, die sie weckten, sind ans dem scheinbar so unfruchtbaren Boden Erzeugnisse emporgeschossen, denen von einigen strengen, aber unbefangenen Nichtern die innere Berechtigung zugesprochen wurde, in der Literatur uuch einige Zeit weiter zu bestehen." Und in demselben Sinne sagt er wenige Seite» vorher, es wäre ihm ein Leichtes, sein dürftiges errignißloses Dasein in einem dicke» Buche zu beschreiben unter dem Titel „Memoiren eines Mannes, der nichts erlebte", denn man glaube es »icht, wie reich ei» a» Glücksfällen armes Leben ist und wie viele gleichsam individuell-historische Thaten ein «önig der Leiden vollbringt, nm sich das Beherrschen und wahrhaft tyrannische Unterdrücke,! seines trübseligen Volkes zu einer Lebensfreude zu maclivn. ^onn hat, nm mit seinen eigenen Worten zu sprechen, sich seinen Kerker so

Hieronymus lorm. 22^  
ausgeschmückt, daß die sein Leben bedrückenden Ketten ihre Last verloren haben.  
Nen Schmerz der Welt, wie seine eigenen persönlichen Leiden hat er ertragen,  
ja überwinden gelernt in der Beschaulichkeit. Ter Inbegriff seiner praktischen  
Weisheit ist: das Menschenleben und was man selbst darin zu leiden und  
zu erfahren hat, weder als Lustspiel, noch als Trauerspiel, sondern als  
Schauspiel aufzufassen. Es gilt im vollsten Sinne von ihm selbst, was er  
Kurt von Kolbing in dem „Naturgennß" sagen läßt: „Die Welt ist unver-  
gängliche Schönheit, Erquickung, Gemüthsfreude, insoferne nicht persönlicher  
Genuß von der Welt gefordert wird, insoferne der unsterbliche Neiz ihrer  
Lebensgestaltungen willenlos geschaut wird."  
Lorm wird häufig kurzweg als der Dichter des Weltschmerzes bezeichnet.  
Ist dieses Urtheil nicht ganz unzutreffend, so ist es jedenfalls zu eng. Denn  
der Weltschmerz in dem Sinne, wie ihn die Literaturbctmchtung hergebrachter  
Weise versteht, ist ein Gefühl der Zerrissenheit ohne die Aussicht der Heilung,  
ein Empfinden der Kluft, welche zwischen menschlichem Wünschen und Er-  
reichen liegt, ohne die Möglichkeit der Ueberbrückung, ein Widerstreit ohne  
Versöhnung. Ter Weltschmerz im hergebrachten Sinne ist auch mehr ein  
persönliches, denn ein allgemeines Gefühl, mehr ein Znstand des Einzelnen  
als die Anschauungsweise der Gesammtheit oder doch einer Gesammthcit.  
Lorm aber ist der bewußte Anhänger des Pessimismus und hat sich, indem  
er über die Schopenhauer'sche und Hartmcmn'sche Betrachtung der Dinge  
hinausgeht, eine eigne Abart des Pessimismus entwickelt, eines Pessimismus,  
welchem der Begriff des grundlosen Optimismus den Stachel des nie  
endenden Schmerzes bis znr Wirkungslosigkeit abstumpft. Dichter und Denker  
sind in feiner Person so eng vereinigt, daß der eine dem andern zu glück-  
licher Ergänzung hilft; jeder besitzt seine eigne Wahrheit, der Dichter die  
persönliche, der Denker die gegenständliche. In dieser höheren Vereinigung  
dieses scheinbaren Widerstreits liegt die Bedeutung der Lorm'schen Persönlichkeit;  
aus ihr entspringt das Versöhnliche, das den Weltschmerzdichtern fehlt. Hier  
ein unerreichtes Sehnen des Menschen, dort die beschwichtigte Sehnsucht des  
menschlichen Geschlechts.  
Lorm hat vielleicht selbst den Irrthum derjenigen hervorgerufen, die  
ihn unter die Nachzügler der großen Weltfchmerzdichter geworfen haben, in-  
dem er von sich sagt: „Ich singe, wie der Hirsch nach Wasser schreit," und  
indem er sein Lied bezeichnet als den  
Weist, vor dem die Welt entflieht,  
Der, wenn sie schläft im Dunkeln, still erwacht.  
„Mein Lied," eben das Gedicht, in dem Lorm von sich und seiner  
Dichtung in dieser Weise spricht, ist einer weltschmerzlichen Stimmung des  
Augenblicks entsprungen, nicht der Grundstimmung seines Gcmüths, denn  
diese umfaßt den Schmerz der Menschheit, den Schmerz „als dem Gefühl  
der Schranke, welche die Welt von dem Unendlichen trennt". An dieser

222 Raphaël Löwenfeld in Vceslau.  
Schranke bleibt ei stehen, weil er die Welt überwunden hat, und „versinkt  
beruhigt in das Wissen von demjenigen, was selbst nicht gewußt werde»  
tann". Die Thätigkeit dieses Wissens ist die Betrachtung, das begehungs-  
lofe Anschauen der Tinge, die Betrachtung aus dem Gesichtspunkt der Ewig-  
keit. So gewinnt der Denker in der beruhigten Meditation Befreiung, Er-  
lösung, Heiterkeit. Und dem Denker antwortet das Echo des Dichters in  
demselben Tone. Auch ihm ist der Schmerz von Anbeginn vorhanden. Das  
Chaos war ein unruhvoller Traum, ohne Grenzen, tief und weit, in dem  
weder Leben noch Begehren war —  
„Ta hat der See zu träumen einst begonnen:  
Es schied, was innig an einander lehnte,  
In Tag und Nacht, in Mann und Weib, es gähnte  
Ein Abgrund plötzlich zwischen Wunsch und Wonnen."  
Und dieser Zwiespalt von Wunsch und Wonnen, ober in anderer Ge-  
stalt von Natur und Geist ist der ewige Schmerz der Menschheit. Er  
ist es, der ihn über die Natur erhebt und ihm das Bewußtsein seiner  
Schranken giebt.  
„Nie ruht das satte Thier, in ihm ist kein Vermissen,  
Natur, in sich beglückt, ist mir in mir zerrissen."  
Noch empfindlicher wird der Schmerz beim Anblick der tobten Natur:  
„Wenn die Blätter fallen,  
Trauert nicht der Nnum,  
Neue schon durchwnllen  
Seine» Lebensbaum,  
Ganz vom Loos umspinnen,  
Das Natur bestimmt,  
Fühlt er gleiche Wonnen,  
Ob sie giebt, ob nimmt . . .  
Mensche» nur umfluthet  
Keiu so treu Geschick,  
Und ein Herz uerölulet  
Jeden Augenblick."  
Bergleicht man den hier ausgedrückten Gedanken mit dem Herwegh'scheu  
„Ich mochte hingeh'n, wie das Abcndroth", das in dem Schluß gipfelt:  
„Tauft stirbt es einzig sich in der Natur,  
Tas arme Menschenherz musz stückweis brechen,"  
so wird leicht klar, daß bei Herwegh eine mehr persönliche, bei Lorm eine  
allgemeine Empfindung zum Ausdruck kommt: bei Herwegh ein tiefes Schmerz-  
gefühl des Einzelnen, bei Lorm ein Glied aus einer großen Gedankenkette,  
die das All umspannt.  
Ter Mensch als Mikrokosmos der Menschheit, sagt Lorm, spiegelt den  
Kampf zwischen Natur und Geist in sich selbst ab und erwartet von der  
Schlichtung dieses Processes den erlösenden Frieden seines eigenen Gemüthes.

Hieronymus lorm. 223

Lorm findet diesen erlösenden Frieden eben in der beschaulichen Betrachtung der Dinge, vornehmlich in der Betrachtung der leblosen Natur:

„Mag das Glück wie Traum verschwinden —

Glanz der Sonne, Duft der Linden,

Läßt sich nicht ans Schicksal binden,

Läßt sich finden Tag für Tag.

Auf der Welt erhöhten Bühnen

Krönt man nur den Seltnen, Kühnen,

Doch der Schönheit darf den grünen

Kranz ich winden Tag für Tag."

Der vom Dichter ausgeführte Gedanke, daß ein bescheidenes Glück so leicht zu finden sei, wird von dem Denker näher erläutert durch das Vorhandensein des grundlosen Optimismus. Diesen Begriff stellt er dem wissenschaftlich begründeten Optimismus gegenüber. Der Optimismus aus Gründen der Vernunft erscheint ihm als Zerrrbild, als unvereinbar mit dem Grundgedanken seiner Anschauung: daß der Schmerz allein wahr ist. Leiden ist das Erste und das Letzte, das allein Gewisse-, es braucht nicht geglaubt zu werden, es ist die schroffste Realität in dem Grade, daß ein auf's Aeuerste gesteigerter Schmerz Raum und Zeit, die subjectiven Anschauungsformen für die Welt der Erscheinungen, aufhebt. Diefer Wahrheit gegenüber kommt der Optimismus aus Vernunftgründcn nicht auf. Der echte Optimismus, von Lurnl als der grundlose bezeichnet, hat weder Ursache noch Zweck. Er nimmt daher seinen Platz außerhalb der Erscheinungswelt, er ist den Bedingungen der unerbittlichen Causalität nicht unterworfen:

Vi» Glück, das Grund hat, geht mit ihm zu Grunde stündlich,

Und nur ein grundlos Glück ist wahr und unergründlich.

Ter grundlose Optimismus ist die notwendige und einzig mögliche Ergänzung der Weltverneinung, des Pessimismus. Die Thätigkeit dieses grundlosen Optimismus ist das verzichtende Anschauen der Dinge oder die Betrachtung aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. Diese Betrachtung verzichtet auf das Begehren wie auf das Erkennen und erreicht dadurch als individuelles Gefühl die Vereinigung von Natur und Geist, oder um dasselbe anders auszudrücken, die Aufhebung des von Anbeginn empfundenen Sehns nach dem Unendlichen, die Auflösung des Schmerzes.

Iu diesem Sinne hat Lorm seine zwei philosophischen Werte geschrieben:

„Natur und Geist im Verhältniß zu den Culturepocheu" und

.Der Naturgenuß, ein Beitrag zur Glückseligkcitslehre".

„Natur und Geist" ist ein Versuch, die Weltgeschichte und die philosophische EntWicklung als beständige Parallele darzustellen. Das Ergebnis; dieses Versuches ist die Erkenntniß, daß der Widerstreit zwischen Geist und Natur bei dem künstlerisch höchstentwickelten Volke des Alterthumes, bei den Griechen, bewußtlos schlummerte; daß er durch die jüdisch-christliche Weltanschauung, welche den Geist auf den Thron setzte, zum schmerzliche»

224 Raphael Löwcnfeld in VieZlau,  
Bewußtsein der Menschheit gelangt ist: und daß der Friede zwischen beiden heut nur hergestellt 'werden könne durch die bewußtvoll herbeigeführte Vereinigung des Wahren und des Guten in dem Höheren des Schönen, wie es sich in den Werken der Kunst offenbart. Ihm ist es kein Zufälliges, daß Rousseaus Rückkehr zur Natur und Schillers Auffassung vom Sentimentalen mit der großen wissenschaftlichen Umwälzung, die Kant hervorrief, zusammenfielen. Vor der großen Entdeckung Kants, der nachdrücklich davor warnt, die bloß "empfundene Vereinigung von Notwendigkeit und Freiheit, Sinnlichkeit und Sittlichkeit für die objective Vereinigung von Natur und Geist zu halten, mochte man sich wohl dem Irrthum hingeben, sie auch wirklich zu erreichen. Diesen Irrthum glaubt Lorm nun aus der Welt geschafft; die angestrebte Vereinigung ist nur subjectiv zu erreichen. So wird für ihn die „Wissenschaft des Nichtwissentünnens“, — wie er den Kant'schen Criticismus bezeichnet (S. oben S. 153) — welche die Unerreichbarkeit der bewußten Vereinigung von Natur und Geist erwiesen hat, zum Ausgangspunkt für die Erreichung einer Versöhnung — auf dem Boden der Beschaulichkeit.

Eine, wenn man so sagen darf, praktische Anleitung hierzu bietet der „Naturgenuß“. Er will eine Darlegung der „rein subjectiven Bedingungen geben, unter welchen der Naturgenuß eine Erfüllung und Befriedigung bekümmerten Herzen und ein Mittel der Glückseligkeit werden kann“. Tic beiden Bücher verhalten sich also zu einander wie schulmäßige Lehrmeinung zu lebendiger Anwendung. Was in dem ersten als nothwendig erkannt und bewiesen wird, ist in dem zweiten als möglich dargestellt. Allerdings hat der Naturgenuß in dem edlen und reinen Sinne, wie ihn Lorm auffaßt, zur Voraussetzung auch die Beschaulichkeit des Weisen, die ihm eigen ist. Keinem Menschen von fünf gefunden Sinnen — fagt er mit Recht — die ebensoviel hungrige Organe für jene Genüsse sind, die Gesellschaft und Geselligkeit bieten, wäre mit Erfolg zu empfehlen, das Weltleben mit dem Naturlieben im Sinne der einsamen Betrachtung zu vertauschen. So beschränkt er allerdings selbst, was er theoretisch gefunden hat, in der Anwendung auf eine Minderheit. Hier wie dort ist das Streben, die Sehnsucht nach Unerreichbarem zu mildern und dadurch eine reichere Befriedigung, eine höhere Glückseligkeit zu erlangen. Lorm bezeichnet darum auch seine Betrachtung über den Naturgenuß als einen Beitrag zur Glückseligkeitslehre. Er geht, wiederum einen allgemeinen Gedanken individuell beschränkend, davon aus, daß wir Alle durch Geburt, durch äußere Umstände und materielle Verhältnisse in einen bestimmten Kreis gebannt sind, in einen mehr oder minder engen Kerker, „Die einen setzen die Arbeit eines Lebens daran, solchen Kerker zu erweitern, zu durchbrechen, in der Meinung, daß außerhalb desselben das Ziel ihrer Wünsche liegen müsse; die Anderen üben sich, das Wenige, was innerhalb ihres Kerkers zu finden ist, durch Sinn und Geist mit Geschick und Phantasie so auszus schmücken und zu beseelen, daß es als



Hieronymus toim, 225  
ein hinreichendes Surrogat alles Unerreichlichen gelten kann." Diese Letzteren sind in der Minderzahl, sie sind die Weiseren, Wer nun dem Dichter auf diese Höhe der Beschaulichkeit folgen tan», der wird mit ihm in der zwecklosen Naturbetrachtung Genüsse seltenster Art kennen lernen. Er wird in dem Weben jeder Jahreszeit, jedes Monats ein selbständiges Leben erkennen, aus dem Wandel und Wechsel der Natur das erquickende Bewußtsein schöpfen, daß sich darin Ewiges in der einzigen Form darstellt, in welcher es irdisch zur Erscheinung kommen kann, in der Form der Vergänglichkeit, ohne daß das Vorübergehende der Form die ewige Dauer des Gesetzes auszuheben vermöchte." So verliert die Vergänglichkeit durch die Naturbeobachtung ihren Schmerz. Die novellistische Einkleidung, welche Lorm seinen Betrachtungen über den Naturgenuß gegeben, hat ebenfalls seinen Grund darin, gerade ein solches menschliches Gemüth zu der Quelle dieser Betrachtungen zu machen, auf welches ungewöhnliche Schicksale eingestürmt waren. Knrt von Kolbing ist der vorgeschobene Verfasser des Büchleins vom Naturgenuß; dieses ist gleichsam das Testament, das der von seiner Jugendliebe durch ein grausames Schicksal auf ewig Ferngehaltene ihr hinterläßt. Kurt von Kolbing ist in feiner verzichtenden Genügsamkeit dahin gelangt, Glück zu empfinden in dem Bewußtsein, daß die Geliebte lebt. Alle anderen Empfindungen, die sonst von dem Gedanken an ein geliebtes Wesen unzertrennlich sind, sie sehen, sie besitzen wollen, hat er in seiner Einsamkeit abgestreift. Ist es vielleicht mehr als Zufall, daß das kleine Gedicht „Bewußtsein" als von dem Dichter empfunden ausspricht, was in der Erzählung als Kurt von Kolbings Empfinden gedeutet wird?  
„Nur aus der Ferne darf ich Twin gedenken  
Und muh die Gluthen still in mich versenken,  
Das Leben riß die Kluft auf, uns zu trennen,  
Ob wir gleich seelentief vereint uns nennen.  
Kein Hoffnungsstrahl darf meinem Herzen leuchte».  
Und selbst die Throne kann mein Auge feuchten,  
Doch mag der wilde Schmerz im Busen brenne»,  
Mich trägt mit Macht ein himmlisch froh Erkennen:  
Naß kein Geschick, kein Trennungsweh zerrissen  
Die Seeligkeit, von Deinem Sein zu wissen,  
Daß keine Qual vermochte zu gefährden  
Mein tiefes Glück — daß Du nur lebst aus Erden,  
Die Erzählung von Kurt von Kolbing, welche die Einleitung zu dem „Naturgenuß" bildet, wird zu einem hohen Genuß mehr durch die feinsinnige EntWickelung des Gemüthszustandes Kolbings als durch die Verknüpfung der Thatsachen. Lorm's erzählenden Dichtungen allen ist dieses Verhältnis; mehr oder minder eigen. Er betrachtet die Wirtlichkeit ein wenig anders, als andere Novellisten und Romanschriftsteller. Nicht wie Jemand, der im und

226 Raphael löwenfeld in Nreslau.

mit den Gewühl der Menschen lebt, der sie sozusagen mit den eigenen Ellbogen streift, sondern wie Jemand, der von einem erhöhten Standorte aus der Vogelschau das Treiben der Menge beobachtet. Dieser höhere Gesichtspunkt bringt zugleich Gewinn und Verlust, Gewinn an der Weite des Blicks. Verlust an seiner Scharfe. Es sieht sich von der Höhe so Manches anders an, als es sich da unten in der Wirklichkeit zeigt.

In allen Lorm'schen Novellen\*) werden die gegebenen Thatsachen'zurückverfolgt auf ihren Ursprung bis in die geheimsten Kammern des Herzens. Alle Einflüsse der geschichtlichen Vorgänge, der Umgebung und ungewöhnlicher persönlicher Ereignisse auf den Charakter werden in der feinsinnigsten Weise mit der Schärfe des philosophisch geschulten Psychologen klargelegt, Alle erfahren eine Darstellung, die in der beschaulichen Weise Lorm's rein gegenständig bleibt. Hie und da wird man eben nur einzuwenden haben, daß vieles durch den veränderten Sehwinkel nicht richtig geschaut ist. Reflexion und Betrachtung wiegen vor und verrathen den Ursprung dieser Novellen, die, wie der Dichter selbst sagt, „aus Meditation und Beschaulichkeit entspringen“.

Wo der hervorgehobene Mangel gemildert ist, wie in der Erzählung „Hol' über“, oder wo die Betrachtung geschickt mit der Situation und den vorgeführten Personen in Einklang gebracht sind, wie in „Vereint und getrennt“, erreicht Lorm unsere besten Erzähler. Die beiden Novellen „Ein adliges Fränlein“ und „Ein Drama von 1809“ beweisen, daß Lorm die so natürliche Begrenzung seines Talentes auch überwinden kann. Die erstere Erzählung, die Paul Heyse durch die Aufnahme in den „Novellenschatz“ anerkannt hat, ist noch nicht ganz frei von der Lorm eigenthümlichen Betrachtung der Wirklichkeit; „Ein Drama von 1809“ dagegen ist in der Erfindung wie in der Begründung der Thatsachen, in der EntWicklung der Charaktere und in der Tarstellung meisterhaft. Künstlerisch gestaltet ist besonders die innige Beziehung des einzelnen Falles zu den gewaltigen Ereignissen der Zeitgeschichte. Man wird an Conrad Ferdinand Meyer erinnert und an seine, wenn auch so anders geartete Erzählungsweise in dem „Amulet“ und in der „Nichterin“.

Lorm hat auch eine große Anzahl von Romanen\*\*) geschrieben, deren Vorzüge einer reichlich sprudelnden Phantasie und einer gründlichen Kenntniß der altösterreichischen Zustände entspringen. Oft freilich wird die Wirklichkeit ' ) Am Kamin. Geschichten und Träumereien. «.Inhalt, - Am grünen Tisch. Der Herbsttag. Philosophie eines Kusses, Neckarwellr. Vereint und getrennt. Eine Miniaturausgabe. Nadeleben im April, Die Verblühte), Intimes Leben. Novelletten. «Inhalt: Blanche. Nie Gesellschafterin. Hol' über,)

\*) Todte-Schuld. — Späte Vergeltung. — Der ehrliche Name, Aus den Memoiren einer Wiener Jüdin, — Außerhalb der Gesellschaft, — Ein Schallen aus vergangenen Tagen. — Ein Kind des Meeres. — Ter fahrende Geselle. — Die schöne Wienerin, — Vor dem Attentat.

Hieronymus lorm, 227

von der Phantasie willkürlich gemodelt und die Thatsachen nehmen eine Gestalt an, die man im Leben schwerlich wiederfinden wird.

Aus der Erzählung „Ein Drama von 18N9" würde man gewiß mit Recht auf bedeutendes dramatisches Talent schließen, wir meinen, auf die Gabe zur Hervorbringung mächtig wirkender Situationen, deren Voraussetzungen nach allen Seiten hin genügend begründet sind; denn in der Charakteristik der Personen, fürchten wir, würde sich wieder die Seite des Lorm'schen Talentes bemerkbar machen, die der Entwicklung seiner menschlicheil Persönlichkeit und seiner lyrischen Begabung zwar zum großen Vortheile, der dramatischen Gestaltung aber zum Schaden gereichen müßte: die Beschaulichkeit. Wir haben nur theilweise die Möglichkeit, diesen Schluß auf seine Richtigkeit zu prüfen, denn Lorm hat nur zwei kleine Dichtungen in dramatischer Gestalt geschaffen, „Die Alten und die Jungen, Sittenbild in einem Aufzug" und „Der Herzenschlüssel, Lustspiel in einem Aufzug." Schon der kleine Maßstab dieser Dichtungen macht es leicht, auf eine tiefere Charakteristik zu verzichten, die Erfindung aber ist in beiden fo einfach und reizend, der Dialog so anmuthig und geistreich, die Scenenführung fo geschickt und ungekünstelt, und über beiden ruht eine so reine, poetische Stinimung, daß man sich darüber Wundern muh, sie von der deutschen Bühne fast ausgeschlossen zu sehen. Der „Herzensschlüssel" ist zwar am Hofburgtheater in Wien im Jahre 1851 aufgeführt worden, scheint aber doch in Vergessenheit gcrathen zu sein. Die beiden Stücke haben eine gewisse Aehnlichkeit in den Hauptfiguren und den Motiven ihres Handelns. Albert in „Die Alten und die Jungen" und Dorsan in „Der Herzensschlüssel" — beide wollen auf das Glück der Vereinigung mit dem geliebten Weibe verzichten, wenn sie ihm nicht auch Alles das bieten können, was das Leben außer dem idealen Gute der Liebe an Genuß und Schönheit enthält. In diesem Sinne stehen die Jungen den Alten gegenüber, die aus der Zeit der Romantik noch den Traum bewahren, daß zur Ehe — zwei liebende Herzen genügen. In größeren dramatischen Schöpfungen hat sich Lorms Talent nicht offenbart.

Seine Gedanken über die dramatische Poesie und ihren notwendigen Zusammenhang mit den Kämpfen der Zeit lernen wir aus dem Essay über Otto Ludwig kennen. „Jeder dramatische Stoff, aus welcher Zeit er immer gewählt sei," sagt Lorm, „kann nur im Sonnenlicht jenes politischen und ethischeil Ideals, welches die Gegenwart gerade ausstrahlt, zur Frucht reifen, znr Wirkung gelangen." Von diesem Grundsatz ausgehend, erklärt er das erfolglose Ringen der genialen Anlagen eines Grabbe, eines Hebbel, eines Otto Ludwig, die er mit der treffenden Bezeichnung der fragmentarischen Naturen belegt. Der Antheil, welchen die Zeit an der unterbrochenen Entwicklung dieser genialen Geister hatte, besteht nach Lorm eben darin, daß sie ihnen die richtigen Stoffe zu künstlerischer Behandlung nicht mehr zu bieten vermochte. Sie hatte die romantische Liebhaberei bereits verworfen, die klassischen Ideale ausgesaugt, und nun hätte es gegolten, im historischen Leben der deutschen

228 Raphael Löwenfeld in Breslau.  
Nation gesunde Stoffe, neue Ideale aufzuzeigen. Das Leben der Jahre vor und nach 1848, soweit es ein historisches zu nennen ist, habe sich aber aus krankhaften, widerwärtigen, jedenfalls der reinen künstlerischen Begeisterung feindlichen und höchstens einer unkünstlerischen Erbitterung zugänglichen Elementen zusammengesetzt. Diese Auffassung der fragmentarischen Naturen und der Schöpfungen Otto Ludwigs im Besonderen zeigen uns die Methode, welcher sich Lorm in der Beurtheilung der Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur bedient. Es ist zunächst der Psychologe, der dem Innersten des schaffenden Geistes nachgeht; dann der Philosoph, der den Zusammenhang des Dichters als der Einzelercheinung mit der Gesamtheit des Lebens seines Volkes und seiner Zeit erforscht; dann der darstellende Künstler, der seinen Gedanken die klarste Form zu geben > versteht. Wie einleuchtend ist beispielsweise die Darlegung von Jean Paul's Bedeutung für unsere Zeit, wie vorzüglich charakterisirt dessen Gestalten, und wie zutreffend ist Lorms Urtheil über Varnhagen und Börne! Von Varnhagen sagt Lorm (Philosophisch-kritische Streifzüge, S. 101:) „Wie Karl Moor, weil ihm Unrecht geschehen war, aus dem Kreise der ehrlichen Leute heraustrat und unter die Spitzbuben ging, so hatte Varnhagen aus demselben Grunde den Kreis der Diplomaten verlassen und war unter die ehrlichen Leute gegangen.“ Sein Urtheil über Börne leidet vielleicht ein wenig an Ueberschätzung, es ist aber im Kern wahr und wird dem großen Charakter Böernes mehr gerecht, als irgend eines, das über ihn gefällt worden. „Das Heldenthum Böernes ist vielleicht ohne Beispiel in der Geschichte; denn wird der Held gepriesen, der einer Idee sein Sterbliches hinopfert, sein Leben — wo ist ein Zweiter zu finden, der ihr sein Unsterbliches geopfert hätte, sein Talent, seinen Ruhm? Von der Natur auf die Höhe gestellt, auf eine Linie mit Cervantes, Swift, Nabelais, Sterne, berufen, das dauernde Leben der Menschheit mit seinem Hnmor zu durchleuchten, hat sich Börne freiwillig von dieser Höhe herabgestürzt, um seine Himmelsgaben an die vergänglichen Interessen des Tages zu verschwenden. Was er dem Tage dargebracht, mußte mit diesem vergessen werden, Der Fuß der Zeit schreitet erbarmungslos über den Sand der Heerstraße hinweg, hätte sich auch ein Naphael das Vergnügen gemacht, Figuren in diesen Sand zu zeichnen.“  
Die „philosophisch-kritischen Streifzüge“ sind offenbar aus der journalistischen Thätigkeit Lorms hervorgewachsen, aus seinen Feuilletons.\*) Sind auch die Stoffe, die Lorm feuilletonistisch behandelt, scheinbar zu schwer für den engen Raum, den das Erdgeschoß unserer Zeitung zur Verfügung stellt, und für die Aufmerksamkeit, welche der Leser für diese Erzeugnisse des', Gefliiaeltc Stunden, Leben. Kritik. Dichtimg.  
I, Theil: Die Märchen der Gegenwart. Skizzen aus Zeit und Leben,  
II, Theil: Diogenes im Tintenfnß, Studien u.,d Essaus, (Lontempl, Luiit,)  
III, Theil: Novellen und Scenen, Ein adliges Fräulein. Ein Drama von 18W, Die arme Gräfin, (Eenen deutschen Badelcbrus.)

Hieronymus Lorm. 22)  
Tages zu haben pflegt — Lorm überwindet durch die Anmuth der Dar-  
elluug, durch den scharf zugespitzten Styl und durch die Klarheit und Sicherheit  
mit der er, der im abgezogenen Denken Geübte, die schwersten philosophische»  
Stoffe handhabt, die Sprüdigkeit des Gegenstands vollkommen. „Die Muse  
des Glücks" z. B. ist eine solche feuilletonistische Darlegung seines Gedankens  
vom „Optimismus ohne Grund", die auch der philosophisch Ungeschulte mit  
Vergnügen und Gewinn liest, und in der „Ungarischen Rhapsodie," in welcher  
der Eindruck eines Liszt'schen Musikuortrags in Worten wiedergegeben werden  
soll, wird der Feuilletonist durch den Dichter ergänzt und erreicht, was sonst  
des Lyrikers Ziel ist, die Erweckung einer Stimmung.  
Lorm's Talent ist aber auch in erster Linie ein lyrisches. Mit Recht  
hat Oscar Nulley Lorm's „Natur und Geist" als eine Dichtung in Prosa  
bezeichnet, eine Bezeichnung, die Lorm treffend auf Schillers Abhandlung  
„über naive und sentimentalische Dichtung" angewandt hat. Wenn nicht die  
Form der Versification und die Sangbarkeit, sondern vornehmlich die  
Stimmung das Wesen der Lyrik ausmacht, so ist Lorm einer der her-  
vorragendsten unter unsern modernen Lyrikern. Wir haben oben in der  
Entwicklung von Lorm's Weltanschauung eine Anzahl Proben gegeben,  
welche das bestätigen werden. Diese Proben werden auch genügen, um den  
Leser den Kreis der Empfindungen erkennen zu lassen, den Lorm vornehmlich  
dichterisch gestaltet. Ein kleines Gedicht nur sei an dieser Stelle zum  
Beweise dessen citirt, daß Hieronymus Lorm, der einerseits schwere philo-  
sophische Gedanken mit dem ganzen Rüstzeug des Gelehrten zu verarbeiten  
gewohnt ist, andererseits durch die einfachsten Mittel die höchste lyrische  
Stimmung hervorzurufen weiß.  
Zwei Wanderer.  
Zwei Wandrer schritte» durch den Wald,  
Den Schlag auf Schlag das Beil durchhaut.  
Was jeder wünschte sehnsuchtsvoll,  
Ihm aus dem Klang entgegen scholl.  
Der Rüst'ge sprach: „Dort liegt der Strand,  
Man baut ein Schiff nach fernem Land."  
Der Müde sprach: „Man baut ei» Haus,  
Die Liebe schmückt's mit Blumen aus."  
Sie drangen durch das Baumgeflecht,  
Und sieh! Da hatten Beide Recht.  
Man baut ein Schiff nach fernem Land,  
Ein Haus umpflanzt von lieber Hand:  
Man zimmert, was der Wald verbarg,  
Aus neuen Brettern einen Sarg.  
(„Gedichte" IV. Aufl. S. N7).

-20 Raphael töwenfell» in Nreslau,  
Hierunhmus Lorm bietet die merkwürdige Erscheinung einer innigen Ver-  
schmelzung von dichterischer und philosophischer Befähigung. Und — was  
noch erfreuender wirkt — beide Seiten seines Tiilentes hat er stets in strenge  
Zucht genommen, um, was ihm die Götter an Naturanlagen gegeben, zu er-  
weitern und zu vertiefen. Nicht schnellerrungene Erfolge begleiten seine Lauf-  
bahn, sondern allmähliche, aber darum um so fester begründete Anerkennung.  
Nicht die leichterworbene Gunst des Lescrtrosses, die sich in lautem Marktge-  
schrei kund giebt. erfreut den Dichter, sondern der Beifall Feinsinniger, welche  
die Werke dichterischen Schaffens mit gebildetem Geschmack und mit Wahl  
genießen. Wie beruhigend wirkt eine solche Erscheinung angesichts des Lärmens  
einer Gruppe junger Schriftsteller, die — kaum aus den Kinderjahren heraus-  
getreten — in ihren Jugendversuchen Meisterwerte zu schaffen wähnen, die,  
um die Anerkennung der Welt zu ertrotzen, mit vernichtendem Urtheil über  
Alles hinwegschreiten, was sich nicht zu der Schule der „Dichtercharaktere“  
bekennt, und die das bischen Wohlwollen, das man ihrem Talent entgegen-  
bringen möchte, durch die Art verscherzen, in der sie es beanspruchen.  
Kanu man zweifeln, wo das Rechte liegt, und was der EntWicklung  
der einzelneu Tchriftstellerpersönlichkeit, was dem Schriftthnm mehr frommt?

verbrechen oder Wahnsinn?  
Das öchulmädchen Marie öchneider.  
von  
Paul Lindau.  
— Verlin, —

^or den Richtern der dritten Strafkammer des Berliner Land-gerichts I steht ein zwölfjähriges Schulmädchen, für sein Alter körperlich gnt entwickelt, ziemlich groß und schlank, von keines- wegs ungewöhnlicher Gesichtsbildung, nicht hübsch, aber auch nicht häßlich. Der Kopf ist rund, die Stirn weicht etwas zurück, die Nase ist ziemlich klein, der Mnnd eher grüß als klein, die braunen Äugen sind lebhaft, die schlichten dunkelblonden Haare sind nach hinten gekämmt. Sie trägt die Kleidung der Untersuchungsgefangenen: über dem dunkelfarbigen Rocke ein großes Helles Brusttuch, das bis zum Halse reicht und die Schultern bedeckt. Mit einer geistigen Klarheit uud Bestimmtheit, die für ihre Jahre höchst überraschend, ja staunenswerth sind, beantwortet sie die sämmtlichen Fragen, die vom Vor- sitzenden der Strafkammer, Landgerichtsdirctor Schmidt, in scharfsinniger und logischer Gliederung an sie gestellt werden, uud zwar ohne Stocken nnd Schwanke!!, und ohne daß sie au der Beantwortung anders als mit ihrem Verstände betheiligt zu sein scheint. Irgendwelche innere Bewegung oder tiefere Erregung ist vollkommen ausgeschlossen. Sie macht ihre Aussagen gleichmäßig in demselben kindlichen Tone, in dem die jugendliche Schülerin dem Lehrer oder sonst einer Respeetspersun Rede und Antwort steht, oder etwas aussagt, was sie erlernt hat, ob diese Fragen sich nun auf Verhältnis! mäßig gleichgültige uud äußerliche Tinge beziehen, oder ob sie von schwer wiegender Bedeutung und entsetzlichster Natur sind. Sie selbst macht keinerlei Unterscheidungen weder iu der sinnlichen Art ihrer Beantwortung, noch in deren Ausdruck uud Ton. Und wenn diese Fragen mich von so tief ein-

232 Paul lindau in Veilin, —  
schneidender Verschiedenheit sind, daß der Nichter, der sie stellt, unwillkürlich bei der Fragestellung den Ausdruck seiner Stimme und den Tonfall so wesentlich verändert, daß ihm Jedermann anmerken muh, wie tief er von der Sache, über der er steht, selbst menschlich ergriffen wird — das kleine Mädchen, die Meistbetheiligte, bewahrt in allen Fällen bei der Veautwortung die vollkommene Gleichmäßigkeit, die frühreife Klarheit und Kindlichkeit. Sie ist keineswegs dreist, eine gewisse Befangenheit ist sogar nicht zu verkennen, aber sie weiß offenbar, daß sie antworten muß, gerade wie sie zu antworten hat. wenn der Lehrer in der Schule sie fragt, und genau fo antwortet sie. Ihre Aussagen machen den Eindruck der vollkommensten Wahrhaftigkeit und stimmen in der Thllt mit den thatsächlichen Feststellungen in jedem Punkte überein. Was sie bei dieser Vernehmung theils durch Bejahung und Verneinung der an sie gestellten Fragen, theils durch längere eigene Angaben, die sie auf Veranlassung des Vorsitzenden macht, mit auffälliger Schärfe und Bestimmtheit und mit einer in diesem Falle geradezu unbegreiflichen Objecrivität ihren Nichtern mitgetheilt hat, wollen wir hier im Zusammenhange, unter Auslosung der Form der Frage und Antwort, sc vollständig und richtig es uns möglich ist, wiedergeben.

„Ich heiße Marie Schneider. Ich bin am 1. Mai 1874 in Berlin geboren. Mein Vater ist vor längerer Zeit gestorben, ich weiß nicht, wann; ich habe ihn noch gekannt. Meine Mutter lebt noch, sie ernährt sich als Maschinennähterin. Ebenso lebt ei» jüngerer Bruder von mir. Eine Schwester habe ich vor einem Jahre verloren. Ich habe sie nicht besonders lieb gehabt, weil sie besser war als ich und von meiner Mutter besser be^ handelt wurde. Ich bin wegen meiner Ungezogenheiten einige Male von meiner Mutter gezüchtigt worden, und es ist richtig, daß ich ihr den Stuck, mit dem sie mich geschlagen hat oder schlagen wollte, weggenommen und sie geschlagen habe.

Seit meinem sechsten Jahre besuche ich die Genieindeschnle. Ich bin jetzt in der dritten Klasse und zwar seit zwei Jahren. Ich bin wegen Faulheit sitzen geblieben. Ich bin unterrichtet worden ini Lesen, Schreiben. Rechnen, in der Erdkunde und Geschichte, und auch in Religion von meinem sechsten Lebensjahre an. Ich kenne die zehn Gebote. Ich kenne auch das fünfte Gebot; es heißt: „Du sollst nicht tödten," und die Erklärung im kleinen Katechismus lautet: „Du sollst Deinem Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid thnn, sondern ihm helfen und fördern in allen Leibesnöthen." Auch die Vibelstelle, welche den, der tödtet, mit dem Tode bedroht, ist mir bekannt, sie lautet: „Wer Menschenblut vergießt, durch Menschen soll sein NInt vergossen werden."

Ich habe einige Gespielinnen in der Schule und in der Nachbarschaft gehabt, und habe anch mit einem zwanzigjährigen Fräulein, das in unserm Hause wohnt, viel verkehrt. Sie hat mir von ihrer Kindheit erzählt und



verbrechen oder Wahnsinn? 223

mir gesagt, daß sie eben so ungezogen („ruppig“) gewesen sei wie ich. und daß auch sie die Lehrer, die sie hätten strafen wollen, geschlagen habe\*). Vor einiger Zeit habe ich mich beim Spielen auf dem Hofe einem Kinde von hinten genähert, ihm die Augen zugehalten und gefragt, wer ich sei? Bei dieser Gelegenheit habe ich ihm die Daumen tief in die Augen gedrückt, so daß das Kind sehr schrie und tagelang entzündete Augen hatte. Ich wußte, daß ich ihm weh that, aber ich habe es doch gethan, und es trotz seines Schreiens nicht eher losgelassen, als bis man mich gewaltsam entfernt hat. Eine besondere Freude habe ich wegen der dem Kinde bereiteten Schmerzen nicht empfunden, ich habe es aber auch nicht bereut. Als kleines Kind habe ich Kaninchen die Auge» mit einer Gabel ausgestochen und ihnen nachher den Bauch aufgeschlitzt. Das hat mir wenigstens meine Mutter öfter gesagt, ich selbst entsinne mich dessen nicht mehr genau. Von den großen Verbrechen, die in Berlin vorgekommen sind, habe ich Kenntniß erhalten. Ich weiß, daß Conrad seine Frau und Kinder ermordet hat, und daß ihm der Kopf abgehauen worden ist. Ich weiß, daß Frau Päpke ermordet worden ist, und habe auch von dem Mörder Gottfried Keller gehört. Ich habe die Zeitungsberichte über diesen Mord meiner Tante vorgelesen. Ich bin sehr naschhaft und habe mir mehrere Male Geld zu verschaffen gesucht, um mir Naschereien zu kaufen, zweimal fünfzig Pfennige und einmal eine Mark. Ich habe den Leuten gesagt, daß ich das Geld für andere Leute holte, die gerade kein klein Geld hatten. Ich weiß, daß das Betrug war. Ich weiß auch, was Diebstahl ist. Wenn man etwas wegnimmt, was Einen, nicht gehört, so begeht man einen Diebstahl. Es giebt verschiedene Arten von Diebstahl. Man kann etwas wegnehmen, was offen daliegt, oder etwas aus der Tasche nehmen, ober etwas, was unter Verschuß liegt; und zudem hinter Verschuß Liegenden gelangt man, wenn man das Schluß entweder mit einem falschen Schlüssel oder mit einem Dietrich öffnet. Je nachdem und je nach dem Nerthe des Gestohlenen wird auch der Diebstahl leichter oder schwerer bestraft, mit Gefängniß oder mit Zuchthaus. Jemand, der tñdtet, ist ein Mörder, und ich bin eine Mörderin. Der Mord wird mit dem Tode bestraft, der Mörder wird hingerichtet, das heißt- es wird ihm der Kopf abgehackt. Mir wird man den Kopf aber nicht abhacken, weil ich noch zu jung bin. Man hat mir gesagt, ich wäre noch so jung, daß mir nichts geschehen könne, mau würde mich in ein Erziehungshaus bringen. Am 7. Juli wurde ich von meiner Mutter nach der Waßmannstraße geschickt, um für sie etwas zu besorgen. Da traf ich die kleine Margarete Dietrich, die dreieinhalb Jahre alt war, und die ich seit dem März dieses Jahres kannte. Ich sagte ihr, sie solle mit mir kommen, und faßte sie an der Hand. Sie folgte mir auch. Ich nahm sie mit mir, um ihr die Ohrringe ') Die betreffende Person soll, wir behaupte! wird, einen lafterlmflei, Lebenswandel führen, Nord und Süd, XXXIX.. II«, 1«

23H Paul kindau i» Veilin.  
wegzunehmen. Es waren kleine goldene Ohrringe mit einem bunten Stein.  
Ich wollte die Ohrringe nicht selbst behalten, sondern bei einem Trödler in  
der Nähe verkaufen. Ich hoffte dafür fünfzig Pfennige zu bekommen, und  
dafür wollte ich mir Näschiereien taufen, namentlich Königskuchen. Als ich auf  
dem Hofe unseres Hauses angelangt war, muhte ich ein Bedürfnis; verrichten  
und rief nach meiner Mutter hinauf, sie solle mir den Schlüssel herunterwerfen.  
Sie that das und warf mir gleichzeitig fünf Pfennige herunter, für die ich  
etwas einzukaufen hatte. Während ich mich entfernte, setzte ich die kleine  
Margarete Dietrich auf die Treppe, und da fand ich sie auch wieder. Vom  
Hofe aus hatte ich bemerkt, daß das Flurfenster des zweiten Stocks halb  
geöffnet war. Ich ging mit ihr die Treppe hinauf zum zweiten Stock, um  
ihr da die Ohrringe abzunehmen und das Kind nachher aus dem Fenster  
zu werfen. Ich wollte sie damit tödten, denn ich fürchtete, daß sie mich ver<sup>^</sup>  
rathcn möchte. Sie sprach zwar nicht sehr gut, aber sie konnte ja auf mich  
zeigen, und wenn es herausgekommen wäre, hätte meine Mutter mich geschlagen.  
Ich stieg mit ihr bis zu dem offenen Fenster des zweiten Stocks die  
Treppe hinauf, öffnete das Fenster weit und setzte das Kind auf die Fenster-  
bank. Da hörte ich, wie ein Hausbewohner von oben kam. Ich setzte das  
Kind schnell wieder auf den Boden und schloß das Fenster. Der Mann ging  
vorüber, ohne sich um uns zu bekümmern. Tarauf öffnete ich das Fenster  
abermals und setzte das Kind wiederum auf das Fensterbrett, und zwar so,  
daß die Füße nach dem Hof Hinanshingen, und mit mir angewandtem Gesicht.  
Ich that das, weil ich ihr nicht in's Gesicht sehen wollte, und weil ich sie  
so leichter stoßen tonnte. Ich hatte ihr die Ohrringe aus. Grete fing an  
zu schreien, weil ich, wie sie sagte, ihr weh that. Darauf drohte ich ihr,  
wenn sie nicht sofort ruhig wäre, sie zum Fenster hinauszuerwerfen, da wnrde sie  
v.ihig. Ich nahm die Ohrringe und steckte sie in meine Tasche. Dann gab ich  
dem Kinde einen Stoß („Schubs“) und hörte, wie es unten erst ans die Laterne  
aufschlug und dann auf das Pflaster. Darauf lief ich schnell die Treppe  
hinunter und besorgte den Einkauf, den mir meine Mntter aufgetragen hatte.  
Ich wußte, daß ich das Kind tödten würde. Daß der Tod der kleinen  
Grete den Eltern Schmerz bereiten würde, habe ich mir nicht überlegt. Mir  
selbst hat es auch nicht leid gethan, ich habe es damals nicht bereut, ich  
habe es auch während der langen Zeit der Untersuchungshaft nicht bereut  
und bereue es auch jetzt nicht.  
Am andern Tage kam ein Schutzmann zn uns und fragte, ob ich das  
Niud aus dem Fenster geworfen hätte. Ich sagte nein, ich wüßte von nichts.  
Ich warf nnn aber die Ohrringe, die ich bis dahin versteckt hatte, weg —  
in den Lichtschacht. Ich fürchtete, man würde mir am Ende die Taschen  
durchsuchen und sie dann bei mir finden. Es kam auch bald ein zweiter  
Schutzmann, dem habe ich die Wahrheit gesagt, weil er drohte, mir eine  
Ohrfeige zu geben, wenn ich nicht die Wahrheit sagte. Ich wurde darauf  
abgeführt und mußte den Leuten sagen, wie es geschehen war. Tann kam

ich hier nach dem Untersuchungsgefängniß in Moabit und wurde von Herrn Landgerichtsmth Hollmann wieder ganz genau nach Allem gefragt und habe darauf ebenfalls geantwortet.

Mit Herrn Landgerichtsmth Hollman» fuhr ich in einer Droschke nach dem Leichenhause. Ich aß ein Brodchen, das mir Herr Landgerichtsmth Hollmann gab, mit gutem Appetit. Ich sah die Leiche der kleinen Grete, die entkleidet auf einem Brette lag. Ich habe dabei keinen Schmerz und kein Bedauern empfunden. Ich wurde darauf nach dem Untersuchungsgefängniß zurückgebracht. Zwei Tage blieb ich allein in der Zelle. Meine Bitte, mich mit Andern zusammenzusparen, wurde erfüllt. Ich war seitdem mit vier andern weiblichen Gefangenen zusammen und habe denen die Geschichte ebenfalls erzählt. Ich habe bei der Erzählung bisweilen gelacht, weil die Fmnen so curiose Fragen an mich stellten.\*) Vom Gcfängniß aus habe ich auch an meine Mutter geschrieben und sie gebeten, zwei Mark einzuzahlen, damit ich mir Schmalz kaufen konnte, denn wir bekamen trockenes Brod. Einer der Briefe beginnt mit den Worten i „Liebe Mutter! Mit Vergnügen ergreife ich die Feder, um Dir Nachrichten von mir zu geben." Diesen Satz habe ich allein geschrieben, bei de» andern haben mir meine Mitgefangenen geholfen," Das sind die grauenvollen Thatsachen, welche die kleine Marie Schneider dem Richter ohne Verstocktheit, ohne Dreistigkeit, ohne Frechheit, mit dem Ausdruck der vollen Kindlichkeit, wir wiederholen noch einmal, weil wir keine treffendere Bezeichnung finden können: wie ein Schnlmädchen in der Prüfung mitgetheilt hat. Während der sehr langen Befragung entfärbte sie sich etwas, weil eben die Länge der Prüfung und der Zwang der Antworten sie aufregte. Aber während der allerschrecklichsten Augenblicke, während ihrer Befragung über die Einzelheiten des Mordes, über die Besichtigung der Kindesleiche, war sie gerade so ruhig, wie bei den Fragen über die gleichgültigsten Dinge. Nicht ein einziges Mal machte sie auch nur den Versuch, das Schändliche ihrer That durch lügnerische Behauptungen abzuschwächen oder zu beschönigen. Im Gegentheil konnte man beobachten, wie sie eine gewisse Freudigkeit darüber empfand, auf alle Fragen so hübsch Bescheid geben zu können und keine Antwort schuldig zu bleiben. Es machte fast den Eindruck, als ob es ihrer Eitelkeit schmeichelte, daß man sich um sie so angelegentlich bekümmerte, nnd daß sie klug gestellte Fragen auch klug beantworten konnte. Ihre Augen feuchteten sich während der Befragung nnr ein einziges Mal, und das war, als sie erzählte, daß sie trockenes Brod im Gefängnis; bekäme, 'y) Tie Marie Schneider hat ihren Mituutcri'uchungsgefangeuen eine Reihe von abenteuerlichen und scheußlichen Geschichten erzählt, die auf eine schreckliche Entartung der Phantasie schliefen lassen. Von diesen Schauergeschichten ist in der öffentlichen Verhandlung nicht die Rede gewesen. Es war auch nicht nöthig, darauf zurückzukommen, da die Verhandlungen ein vollkommen klares Bild von dem Wesen des merkwürdigen und schreckliche« Kindes gaben.

1,!"

236 f)aul lindau in Veili».

Tic drei Aerzte, die über den Gemüthszustand dieses furchtbaren Kindes ihr sachverständiges Urtheil abzugeben hatten, haben die Marie Schneider einstimmig für strafunmündig im Sinne des Gesetzes erklärt.

Der Sachverständige Sanitätsrath Dr. Long hat sein Gutachten dahin abgegeben, daß hier ein vollkommener sittlicher Defect vorliege, der unnatürlich und krankhaft sei. Er hat daran erinnert, daß die vom Gesetz angenommene Altersgrenze von zwölf Jahren für die Strafbarkeit eine willkürliche fei, und daß Marie Schneider diese Grenze erst seit wenigen Wochen überschritten habe. Sie war, als sie das ungeheuerliche Verbrechen beging, zwölf Jahre neun Wochen alt. Er glaubt nicht, daß die kleine Schneider die vom Ge- sehe erforderte Einficht zur Ertenntniß der Strafbarkeit der Handlung besitze. Der andere Sachverständige, Geheimrath Dr. Wolff, der das Kind im Gefängnis; näher zu untersuchen keine Gelegenheit gehabt, hat sich nach dem Eindrücke, den er von den Verhandlungen gewonnen, dem Gutachten seines College« angeschlossen.

Der Gefängnißarzt Sanitätsrath Dr. Lewin hat die Kleine während ihrer langen Untersuchungshaft sehr sorgfältig beobachtet. Dr. Lewin macht eine fehr feine Unterscheidung zwischen der geistigen Reife und der seelischen Ausbildung, die bis zu einem gewissen Grade gemeinsam vorhanden sein müßten, nm die Strafmündigkeit zu bedingen. Geistig sei die kleine Schneider über ihre Jahre hinaus reif, sie besitze sogar eine für ihr Alter ungewöhnliche Klugheit und Klarheit. Sie sei ihm während seiner langen Beobachtung wie auch heute in der Verhandlung als ein durch und durch gescheidtes Mädchen erschienen, das jede Frage sehr wohl verstanden und sehr gut be- antwortet habe. Dagegen habe er niemals ein menschliches Wesen kennen gelernt, das seelisch so vollkommen nichtig sei. wie dieses Kind. Man tonne da nicht von Vcrderbtheit reden, es wäre eben das Nichts. Sie habe nie einen Augenblick auch nur ein flüchtiges Bedauern, geschweige denn tiefe Reue gezeigt. Sie habe niemals das Bedürfnis; gefühlt, das Entsetzliche zu bemänteln nnd zu beschönigen. Sie habe kein Verständnis; dafür gehabt, daß. sie ein schweres Verbrechen begehe, wenn sie ein Menschenleben vernichte, um sich für fünfzig Pfennige Näschereien kaufen zu tonnen. Sie habe die Prügel ihrer Mutter mehr gefürchtet, als die Folgen ihrer fürchterlichen That. Der Gefängnißarzt faßte seine Beobachtungen schließlich so zusammen: Die Angeklagte ist in geistiger Beziehung reif nnd klar, in sittlicher Beziehung aber eine Idiotin. Ter Vertreter der öffentlichen Anklage, Herr Assessor Werner, trat diese» Änsführnngen entgegen nnd schloß aus der Art und Weise, wie das Mädchen aus alle Fragen Nede und Antwort gestanden, wie es feine Unterscheidungen zwischen Diebstahl und Betrug, zwischen schwerem und leichtem Diebstahl nnd dergleichen gemacht, wie es nach seinem eigenen Geständnis; den Mord mit kühlster Ueberlegung vorbereitet und begangen hatte, daß die Marie Schneider für die von ihr verübte Unthat im weitesten Sinne des Gesetzes verantwort-

verbrechen oder Wahnsinn? 23?

lich zu machen sei. Er beantragte die Schuldigsprechung der Mari? Schneider als Räubenn und Mörderin und als Strafmaß achteinhalb Jahre Gefängniß. Ter Vertheidiger, Rechtsanwalt Dr. Fritz Friedmann, stützte sich in seiner sehr ernst und tief durchdachten Vertheidigungsrede auf den festen Unterbau der sachverständigen Begutachtung. Er machte nicht den geringsten Versuch, die That selbst ihres Entsetzens zu entkleide», sie irgendwie abzuschwächen oder in einem weniger grausigen Lichte erscheinen zu lassen. Er richtete vielmehr ausschließlich sein Augenmerk auf den seelischen Zustand der Thäterin. Er schilderte die Marie Schneider, unter Berufung auf ihr Verhalten während und unmittelbar nach der That, auf ihr Benehmen in der langen Untersuchungshaft und auf ihr Auftreten vor dem Nichter, als ein Kind, — als ein unseliges fürchterliches Kind, über eben doch als ein kindisches Wesen, das das Gesetz auch wegen fürchterlicher Verirrungen und Verbrechen nicht erreichen, nicht strafen könne, weil es eben die zur Erkenntnis; der That erforderliche sittliche Reife nicht besitze. Daß es die Altersgrenze, welche das Gesetz gezogen hat, um einige Wochen überschritten habe, sei ohne allen Belang. Der Beweggrund der wohlüberlegten Schreckenstat - einen unredlichen Gewinn von fünfzig Pf.migen zu erzielen, um sich dafür Königstuchen zu kaufen, die unheimliche Herzlosigkeit und Kaltblütigkeit bei der Vorbereitung, bei der Ausführung dieser That, die vollkommene Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit nach der »ollbrachten That. die Stumpfheit beim Anblick der Leiche, die völlige Rcu-lusigkeit und schaudererregende Frivolität, mit der die Thäterin von ihrem Morde ihren Mitgefangenen gegenüber sich geäußert hat, dieselbe einer jeden Regung des Mitgefühls unzugängliche Haltung während der Verhandlung, diese auch vom Vorsitzenden schaudernd angestaunte steinerne Herz- und Gemüthlosigkeit, gepaart mit der vollkommenen Kindlichkeit ihres Benehmens, wie sie dem Vertheidiger bei jeder Begegnung mit dem kleinen Mädchen entgegengetreten ist, und wie sie sich auch hier vor der Öffentlichkeit offenbart hat, — Alles das stelle die Angeklagte auf eine so niedrige sittliche Stufe, daß das Gesetz bis zu ihr nicht hinabsteigen tonne. Der entscheidende Zeitpunkt für die Beurtheilung der That sei der Moment der Ausführung des Verbrechens selbst. Habe sie in diesem Augenblicke die erforderliche Einsicht besessen, so sei ihr die That zuzurechnen. Ter Ausgangspunkt der Einsicht müsse aber bei jedem Verbrecher nicht das Bewußtsein der Strafbarkeit, sondern das sittliche Grauen vor dem Verbrechen selbst sein. Wo dieses Graue» fehle, und damit der absolute Moraldefect zu Tage trete, sei die Grundlage für die Strafbarteit entzogen, die Zurechnungsfähigkeit ausgeschlossen. Dieses Mädchen stehe also in sittlicher Beziehung thatsächlich noch außerhalb des Gesetzes. Es sei fraglich, ob es diese sittliche Reife jemals erlangen werde. Der Versuch dazu, dem Kinde diese sittliche Erziehung beizubringen, müsse jedenfalls gemacht werden. Dieser Versuch aber tonne uimmermehr in dem Gefängniß, er müsse i» eiuer Erziehungsanstalt gemacht werden. Da werde es vielleicht gelingen, in dieses seelische Blachfeld die Keime des sittlichen Erlennens zu senken.

238 j)aul lindau in Verlin,  
Der Gerichtshof verwarf in feinem Urtheil die Ausführungen der Sachverständigen und die Von der Vertheidigung erhobenen Einwände, machte vielmehr die Auffassungen der Staatsanwaltschaft zu den feinigen und verurth eilte die Marie Schneider zu einer Gefängnisstrafe von acht Jahren.

»

Das ist der tatsächliche Hergang dieses in seiner Art einzigen Processen. Es ist in unserem Lande eine schöne Gepflogenheit, daß der Spruch der Nichter mit unbedingtem Nespect und kritiklos aufgenommen wird. Es würde in der That zu einer folgenschweren Erschütterung des Rechtsbewußtscins führen, wenn das, was die gelehrten Kenner und gewissenhaften Hüter der Gesetze nach ernstester Erwägung und aus ihrer tiefsten Ueberzeugung für Recht erkennen, von dem Einzelnen, der sich unglaublich überheben würde, wollte er sich mit seiner individuellen Auffassung gegen den Spruch des hohen Gerichtshofes auflehnen, erörtert und bekrittelt werden sollte.

Indessen darf es doch wohl auch dem Einzelnen nicht verfügt fem, in einem besonderen Falle seiner wohlerwogenen Meinung bescheidenen Ausdruck zu geben, also z. V. in einem Falle wie dem vorliegenden, in dem er sich mit den Gutachten der wissenschaftlichen Sachverständigen begegnet, in einem Falle, von dem es überhaupt zweifelhaft erscheinen tonnte, ob er vor das Forum der Richter oder der Aerzte zu verweisen sei.

Daß uns in dieser zwölfjähngen Naubmörderin ein nahezu unbegreifliches menschliches Geschöpf entgegentritt, ist einmüthig von allen Beteiligten, von den sachverständigen Acrzten, vom Staatsanwalt, vom Vertheidiger, von den urtheilsprechendcn Richten» anerkannt worden. Die Verstandesläfte des Mädchens find genügend nnd gut entwickelt; aber nichts weist in dem Dasein dieses ungeheuerlichen Kindes darauf hin, daß die seelischen und gemüthlichen edleren Regungen, deren Sitz wir in das Herz verlegen, jemals irgend eine ihrer Handlungen bestimmt, daß nach einer begangenen Schlechtigkeit die mahnende Stimme des Gewissens sich je in ihr erhoben habe. Obwohl ihr Verstand klar genng ist, um ihr die traurige Bedeutung des Todes zu veranschaulichen, sieht sie ihre Schwester ohne Schmerz, ja mit einem gewissen Gefühle der Freude sterben. Sic schlägt ihre Mutter, sie verstümmelt in grausamster Weise harmlose Thiere, über die sich alle Kinder sonst freuen. Sie verursacht ohne irgend welchen Grund, ohne Reizung einer Spielgenossi» die heftigsten Schmerzen und läßt sich durch das jämmerliche Schreien derselben nicht erweichen. Um zu naschen betrügt sie, raubt sie und tobtet sie schließlich. Dieses kindliche Verbrechrrthum ist etwas so Ungeheuerliches, daß man unwillkürlich zu der Frage gedrängt wird: Ist denn das Kind bei Sinnen? Bei Sinnen? Ja. Denn das setzt nur die Thätigkeit des Verstandes voraus, der, wie wir noch einmal wiederholen müssen, bei Marie Schneider durchaus entwickelt ist. Aber das Gesetz verlangt mehr als das Verstehen der Strafbarkcit der 'Handlung, es verlangt die zur „Ertcnntniß" der Etrafbarkeit der Handlung erforderliche Einsicht; nnd die Erkenntniß scheint

mir das durch das Unterscheidungsvermögen verstärkte und unter Mitwirkung der seelischen Kräfte gesteigerte Verständnis; zu sein. Es ist nicht meines Amtes, mich auf eine heikle Erläuterung schwieriger Rechtsbegriffe einzulassen. Das mag füglich den berufenen Rechtslehrern überlassen bleiben. Indessen, wenn das Gesetz mit so wunderbarer Klarheit sich ausdrückt, wie in diesem Falle, so darf Wohl auch der Nicht-Rechtsgelehrte, der sich die begriffliche Bedeutung des Ausdrucks klar zu machen im Stande ist, ohne anmaßend zu erscheinen, mitsprechen.

Jedermann empfindet den gewaltigen Unterschied, der zwischen einer gesetzlichen Bestimmung bestehen würde, welche die Möglichkeit einer Bestrafung an das Verständniß der Strafbartigkeit der Handlung knüpft, und der Bestimmung, die die gesetzliche Bestrafung erst dann eintreten läßt, wenn die Erkenntniß der Strafbarkeit der Handlung vorhanden ist. Zum Verstandniß werden,, eben nur die Kräfte des Verstandes in Anspruch genommen, Auch das Thier versteht seinen Herrn, aber Kant macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das Thier niemals „erkennt“. Die Erkenntniß ist eben ein höherer Grad, eine Steigerung des Verständnisses, und es bedarf dazu der Mitthätigkeit jener höheren seelischen Kräfte, die allein dem Menschen innewohnen, — jener Kräfte, die er sich nach der biblischen Ueberlieferung durch den Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß angeeignet hat, die ihn göttergleich machen und ihm die Augen öffnen über das, was gut ist und was böse. Der Baum der Erkenntniß heißt im lateinischen Bibeltexte: der Baum von der Kenntniß des Guten und Bösen, „arbor scitias boni atque mali“: ebenso im französischen- „l'arbre de la connaissance (tu dises le bien et le mal“. Die Erkenntniß hat nach der Bibel ihren Sitz im Herzen: „Du erkennst in Deinem Herzen, daß der Herr Dein Gott Dich gezogen hat“, und der Psalmist bezeichnet die Erkenntniß als ein Vermögen „der Seele“. Paulus stellt die Erkenntnis; in den schroffsten Gegensatz zum bloßen Wissen und Kennen und sagt: Ohne Liebe keine Erkenntniß; und wir wissen, daß für den Apostel die Liebe der allgemeine Inbegriff alles Edlen ist.

Zur „Erkenntniß“ im biblischen Sinne ist also unbedingt erforderlich die rege Mitthätigkeit der edlen Empfindungen und Gefühle, des Gemüths, des Herzens, der Seele, aller jener Kräfte und Organe, die gerade der Marie Schneider vollkommen zu fehlen scheinen, durch deren völligen Mangel sie in sittlicher Beziehung auf die Stufe des Thiers herabgedrückt, zu einer seelischen Idiotin gemacht wird.

Ich gestehe ganz offen, ohne den tiefen Respekt, den ich dem hohen Gerichtshofe schulde, irgendwie aus dem Auge zu lassen, daß nur der Steg fehlt, der von der Außenwelt des Herrn Vorsitzende», von seinen tiefgefühlten und entwürdeten Worten», die er der Marie Schneider zurief: „Du hast kein Herz, Du hast kein Gemüth!“ hinüberführt zu der Grundlage ihrer Verurtheilung: daß sie doch die erforderliche Erkenntniß der Strafbartigkeit ihrer fürchterlichen Handlung besessen habe. Denn ohne Herz, ohne Gemüth giebt es keine Erkenntnis;.

2H0 Paul lindau in Veilin.

Wenn dieser Fall der Marie Schneider in seiner Entsetzlichkeit auch als ein einziger bezeichnet werden darf, so sind doch schon häufig Verbrecher vor Gericht gezogen worden, bei denen man neben wohlentwickelten Verstandesgaben einen so erstaunlichen Defect an seelischem Vermögen, an Siltlichkeitsbegriffen wahrnahm, daß sich die Frage aufgedrängt hat, ob es nicht eine Art von sittlichem Unvermögen und sittlicher Verkommenheit oder Nichtigkeit gebe, die als eine angeborene seelische Krankheit, als eine psychische Abnormität zu betrachten sei? Eine verhängnißvolle Verthiernng im Menschen, die den unglücklichen davon Betroffenen geradezu zurechnungsunfähig für seine Handlungen mache und ihn deshalb dem Richter entziehen und dem Irrenärzte überweisen müsse? Die Engländer haben dafür den Ausdruck „inoral inzaint^ gefunden, der auch von der Nissenschaft der andern Länder übernommen worden ist. Mit dieser Krankheit der sittlichen Gebrechlichkeit und seelischen Ohw macht ist viel Unfug getrieben worden, und gerade die schwersten Verbrecher, die Verüber der unbegreiflichsten, unmenschlichsten Verbrechen, — gerade sie sind durch geschickte Advokatenkünste bisweilen dem strafenden Arme der Gerechtigkeit entschlüpft. Das Mißtrauen gegen diese „Moral ill8nv.it)"" ist daher durchaus gerechtfertigt, und sie wird von bedeutenden ärztlichen Autoritäten als eine bestimmte Krantheitsform nicht anerkannt.

Der Fall der Marie Schneider erscheint indessen als durchaus geeignet, diese stark angezweifelte und übelbeleumdete „moiÄl iQ«uü<?" als vereinzeltten Ausnahmefall doch als thatsächlich vorhandenes Gebrechen hinzustellen. Hier kann in der 3hat nicht von einem ungenügenden Unterscheidungsvermögen die Rede sein, hier ist der vollkommenste Mangel daran, hier kann nicht von einer sittlichen Schwäche die Rede sein, hier ist das sittliche Nichts! Ein Mädchen, dessen natürliche unheilvolle Triebe durch keine Regung des Gewissens gebändigt werden, das kein menschliches Wesen, kein Thier liebt, das leine anderen Beweggründe seiner Handlungen kennt, als die Furcht vor dem Stock der Mutter und die Gefräßigkeit, — ein solches Wesen ist, wenn es auch mit Menschenverstand begabt ist. doch ein Thier, eine menschliche Mißbildung der grausigsten Art! Und es aehört meines Erachtens dahin, wo die unglückliche» Mißbildungen hingehören: in's Krankenhaus, in diesem Falle in's Irrenhaus. Der freundlichen Auffassung der Verthcidigung, daß dieses Mädchen vielleicht doch in einer Erziehungsanstalt soweit sittlich gehoben oder vielmehr sittlich geweckt werden könne, um, ohne Schaden anzurichten, in die menschliche Gemeinsamkeit einzutreten, vermag ich nicht beizupflichten. So wenig die Nissenschaft dem unglücklichen Krüppel, der ohne Beine geboren ist, Beine anwachsen lassen kann, so wenig wird sich, wie zu befürchten ist, in dieser völligen seelischen Umnachtung der göttliche Funke jemals entzünden lassen; und sollte das Unerwartete doch geschehen können, so würden jedenfalls nur die Äcrzte, die die Krankheit der Seele und des Gemüthes mit besonderem Eifer studiren, die allein Geeigneten sein, um in dieser tiefen seelischen Finsterniß den Schimmer des sittlichen Ertennens aufdämmern zu lassen. Pädagogisch



verbrechen oder Wahnsinn? 2H^

ist diesem Mädchen nicht beizutommcn, hier tonnte nur noch der Psychiater seine Kunst versuchen.

Es wäre deshalb vielleicht angezeigt gewesen und würde zur Klärung beigetragen haben, wenn das Kind von einem Specialisten, einer Autorität auf dem Gebiete der Irrenheilkunde, noch besonders beobachtet, und wenn auch dieser Specialist bei der öffentlichen Verhandlung gehurt worden wäre. Von wichtigen Einzelheiten, auf deren Festftellnng die Irrenärzte das größte Gewicht legen, und die in der That sehr oft zur Beurtheilung eines Falles von entscheidender Bedeutung sind, ist in diesem Processe überhaupt nicht die Rede gewesen. Die Frage der erblichen Belastung ist nicht einmal berührt worden. Die unglückliche Mutter des Kindes hat, wie das ganz begreiflich ist, von ihrer gesetzlichen Befugniß, jede Aussage zu verweigern, umfassenden Gebrauch gemacht. Vom Vater haben wir nur erfahren, daß er gestorben ist, sonst wissen wir nichts über ihn. Es wäre doch aber gewiß sehr wichtig gewesen, festzustellen: ob dieser oder der Großvater seelisch gesund oder krank gewesen, ob der Eine oder der Andere Potator gewesen ist, ob in der nahen Blutsverwandtschaft Fälle von Epilepsie oder Paralyse zu constatiren sind?

Zu den Quellen einer möglichen Entartung, nach denen der Psychiater immer mit besonderer Gewissenhaftigkeit forscht, ist man nicht aufgestiegen. Für die gewöhnlichen Sachverständigen des Gerichts schien ja auch eine besondere Verfassung dazu nicht vorhanden zu sein, da sie eben sämmtlich von der Iurechnungsunfähigkeit des Mädchens schon an und für sich durchdrungen waren.

Juristerei und Medicin stehen sich oft in scharfer Gegensätzlichkeit gegenüber.

Auch in diesem Falle hat der hohe Gerichtshof sich über die übereinstimmenden

Gutachten der drei Sachverständigen hinweggesetzt. \*) Gerade in diesem Falle

\*) Wir «erweisen bei diesem Anlasse auf das sehr lehrreiche, ebenso interessante wie

lieftraurige Wert: „Die Beziehungen zwischen Geistesstörung un^d Ver-

brechen. Nach Beobachtungen in der Irrenanstalt Walldorf," von Wedicinalrath

Dr. W, Sander, dirigirendem Arzte der Siechen-Anstalt und Dr. A, Richter, erstem

Assistenzarzt der Irren-Anstalt. Das Werk führt eine lange Reihe von Fallen auf,

in denen der Geisteszustand von Verrückten, die verbrecherische Thaten begangen haben,

vom Richter nicht erkannt worden ist. Die betrübende Statistik weist von 144 gericht-

lichen Verhandlungen gegen Geisteskranke, die, wie später erwiesen, zur Zeit der Be-

gehung der That schon hochgradig geistesgestört waren, nur 38 Fälle auf, in welchen

die Zurechnungsnnfähigkest richtig erkannt worden ist. 106 Verrückte wurden als zu-

rechnungsfähig angesehen und wurden zum Theil, wegen ihrer in der Verrücktheit be-

gangenen Verstöße gegen die Hausordnung, wegen Aufsässigkeit ic. zu sehr harten

Hausstrafen veruriheilt. Sander berichtet z. N. von einem Verrückten, der, weil er

nach dem Gottesdienste auf das im Betsaal befindliche Lrucisiz zuing und es kühle,

unter Zustimmung des Arztes zehn Peitschenhiebe erhielt. Der noch jetzt in der Irren-

Anstalt zu Dolldorf lebende Epileptiker Wilhelm M., der in der Erziehungsanstalt für

sittlich verwahrloste Kinder aufgewachsen ist, hat wegen einer Reihe von Verbrechen

gegen das Eigenthum und schließlich auch gegen das Leben, abgesehen von geringen

Freiheitsstrafen, 20 Monat im Gefängnis, und 16 Jahr 6 Monat im Zuchthnuse zu-

gebracht. Dieser M. ist während seiner Strafzeit einmal mit zehn, zweimal mit

2H2 Paul lindau in Verlin.

schien aber die ärztliche Begutachtung ein besonderes Schwergewicht beanspruchen zu dürfen: sowohl wegen des jugendlichen Alters der Thäterin, wie wegen der Unverhältnißmäßigkeit des grausigen Verbrechens und des damit erstrebten Zweckes, wegen der offenbar krankhaften Veranlagung, die sich bei der Marie Schneider schon in der frühesten Kindheit durch grausame Thier-  
auälereien gezeigt hat, wie endlich wegen der Uebereinstimmung der drei Aerzte. Auch in Fallen, in denen diese Uebereinstimmung der Sachverständigen nicht vorhanden war, hat sich gezeigt, daß man gewisse bedenkliche Symptome, die für die Iurcchnungsunfähigkcit des Verbrechers sprachen, unterschätzt hat. Man erinnere sich des berühmten Falles Chorinsky, der seiner Zeit das größte Aufsehen erregt hat. Verteidigung und Staatsanwaltschaft hatten zur Beurtheilung der Frage der Iurechnungsfähigkeit berühmte Irrenärzte als sachverständige Zeugen angerufen. Einige derselben, darunter auch der vor Kurzem unter so tragischen Verhältnissen verstorbene Gudben, glaubten, obwohl sie den Grafen Chorinsky als einen sehr aufgeregten leidenschaftlichen Mann bezeichneten, ihm doch das von dem Gesetz geforderte Maß von Iurechnungsfähigkeit nicht absprechen zu sollen. Dagegen erklärten der berühmteste französische Irrenarzt Dr. Morel aus Rouen und Professor Vi-. Mayer aus Göttingrn Chorinsky für vollkommen verrückt. Morel schloß seine Begutachtung mit den Worten: „Wenn der Angeklagte seinen früheren Lebenswandel fortsetzt, wird er ganz gewiß in etlichen Jahren paralytisch werden. Auf dem Wege dazu ist er jetzt schon, das beweisen die erweiterten Pupillen.“ Professor Mayer bezeichnet den Grafen als einen von der „moral inFamt;“. dem moralischen Wahne schwer Befallenen. Dem entgegen wurde Graf Chorinsky als zurechnungsfähig nnd mithin als schuldig befunden, im Verein mit Julie Ebergenyi seine Gemahlin getödtet zu haben. Vergeblich wandte der Vertheidiger Dr. von Schauß damals seine ganze feurige Beredsamkeit auf, um die Iurechnungsunfähigkeit des Grafen Chorinsky zu erweisen. In seiner Nede kam, wenn mich mein Gedächtnis; nicht täuscht, der mit erhobener Stimme gesprochene Satz vor: „Wenn Graf Chorinsky verurtheilt wird, zu Zuchthaus oder Gefängnis; — die Todesstrafe wird nicht über ihn gesprochen weiden — so wird er, dessen seien Sie gewiß, in kurzer Zeit aus dem Gefängniß in's Irrenhaus überführt werden.“ Dr. Morel und Dr. von Schauß haben in der vierzehn Tagen Lattenarrest, bei Wasser und Nrod unter Entziehung des Tageslichts, zweimal mit je drei, einmal mit sieben Tagen Arrest, einmal mit sieben Tagen strengen Arrest, einmal mit einem Tage Kustuerlust, zweimal mit je dreißig Peitschenhieben bestraft, in die Zwangsjacke gesteckt wurden u. s. w. Man hielt ihn eben für einen unbesserlichen, unbändigen Verbrecher und erkannte nicht, daß man einen bejammcrnswerthen tubsüchtigen Epileptiker vor sich hatte, der er, nachgewiesenermaßen, seit langen Jahren ist und wahrscheinlich von Kindheit an gewesen ist. „Lapienti »»</“, schließt Dr. Alfred Richter seinen Bericht über das Leben und Leide» des unglücklichen M, und „t,u» r«5 »^itul“, ruft Ur. Sander aus, nachdem er mit nüchternen Zahlen den Beweis angetreten hat, daß von hundert offenbar Geisteskranken, die vor die Schranken des Gerichts zu treten hatten, die Krankheit nur iu 26 bis 28 Fallen erkannt worden ist.

verbrechen oder Wahnsinn? 2H5

That Recht behalten- nach verhältnißmäßig kurzer Zeit ist Gustav ChorinSty als Paralytiker in's Irrenhaus gebracht worden und ist da gestorben. Auch von der Marie Schneider ist zu hoffen, daß sie das Gefängniß mit dem Irrenhause vertauschen werde. Wir sagen: es ist zu hoffen! Denn wenn wir auch von der Vorzüglichkcit der Einrichtungen unserer Gefängnisse, denen der Herr Vorsitzende mit Recht die vollste Anerkennung ausgesprochen hat, durchaus durchdrungen sind, so müssen wir doch befürchten, das; das Gefängniß seine bessernde Kraft an diesem unverbesserlich erscheinenden Wesen kaum üben wird. Trotz aller Vorsorge ist, wie allgemein bekannt, und wie die in ihrer Höhe wahrhaft schaudererregende Zahl der Rückfalle beweist, das Gefängniß sehr oft nur eine Anbildungsschule für die Verbrecher, und namentlich für die-jugendlichen. Und ein Mädchen wie dieses, das nur von den böfesten Trieben geleitet wird, in dessen Bewußtsein die Unterscheidungslinien des Guten und Bösen völlig verwischt sind, scheint wie dazu vorher bestimmt zu sein, von den giftigen und ansteckenden Pilzen der sittlichen Verwahrlosung, mit denen die Gefängnißluft erfüllt ist, behaftet zu werden. Jedenfalls ist Grund zu ernster Befürchtung vorhanden. Und wenn sie nun die Strafe abgebüßt hat, dann tritt dies zwanzigjährige Mädchen, das sich inzwischen körperlich vollkommen entwickelt hat, thatenlustig und im Vollbesitze aller natürlichen Mittel, um diese Thatcn auszuführen, in unsere Gesellfchaft zurück! Und kein Verbrechen wäre so schwarz und schauerlich, das diesem Mädchen, das als Kind Thiere verstümmelt und mit ruhiger Ueberlegung einen Menschen getödtet hat, um sich Königskuchen zu kaufen, nicht zuzutrauen wäre. Wir würden befriedigter aufgcathmet haben, wenn diese zwölfjährige Raubmörderin, anstatt auf eine bestimmte Zeit in's Gefängniß zu wandern, hinter Schloß und Riegel des Irrenhauses geborgen, so lange festgehalten worden wäre, bis sie als vollkommen gesundet der Gemeinsamkeit wieder übergeben werden tonnte; und sollte dieser Augenblick nie eintreten, nun so würde sie eben bis an ihr Lebensende im Irrenhause unschädlich gemacht sein.

Justine Dankmar.

Novelle

ron

ttnrl MenirKe.

— Vreslau. —

or einigen Jahren erregte in Verlin der plötzliche und gleichzeitige Tod zweier Menschen, eines bekannten Gelehrten und seiner erwachsenen Tochter, die man beide am Tage vorher noch in voller Gesundheit und scheinbar ans der Höhe ihres Glücks gesehen hatte, die allgemeine Aufmerksamkeit nnd Theilnahme. Wie natürlich, schwirrten eine Zeit lang die verschiedensten Gerüchte über die Todes-Art und Ursache in allen Kreisen der Gesellschaft und in den Tagesblättern umher. Auch der Staatsanwalt glaubte Veranlassung zu haben, sich in die Sache zn mischen, fand aber nichts, was ihm ein Recht zur Erhebung der Anklage hätte geben tonnen, und so verschwand allmählich die ganze Angelegenheit aus den Zeitungen und ans dem Gedächtnis; der Menschen.

Wir aber sind, nachdem leine der bei dieser furchtbaren Katastrophe beteiligten Hauptpersonen mehr i» Europa weilt, in den Stand gesetzt, Auskunft zu geben über ein Familiendrama, dessen Einzelheiten, wie uns scheint, einen nicht ganz unwichtigen Beitrag zur Geschichte unserer Gesellschaft liefern, und fchon deshalb der Vergessenheit entrissen zu »verde» verdienen.

I.

An einem heißen Maitage des Jahres 1880 konnte man vor einem der geschmackvollsten Häuser der Thicrgartenstraße viele Kutschen halten sehen, vom vornehmen Landauer an bis herab zur Troschte zweiter Klasse, deren Insassen sämtlich gekommen waren, dem Besitzer des Hauses, Professor Tanlmar, ihre Glückwünsche zu einem glänzenden Siege, den er aus wissen-

Justine Dankmar, 2H5  
schaftlichem Gebiete errungen hatte, darzubringen. Eine seiner Arbeiten nämlich war von der Akademie mit dem ersten Preise gekrönt und dadurch die Bedeutung des Gelehrten, den man bisher in wissenschaftlichen Kreisen niemals für voll angesehen hatte, endgültig als über allem Zweifel erhaben festgestellt worden.

Dantmar hatte nur ganz vorübergehend ein Lehramt bekleidet und verdankte seinen Titel — wie man immer angenommen hatte — weniger seinen wissenschaftlichen Verdiensten, als vielmehr einigen vornehmen Connexionen, die ihm sein großer Reichthum und die Gabe, alle irgendwie auftauchende» Berühmtheiten in seine Salons zu ziehen, verschafft hatten.

Diesem Gerüchte war nun mit einem Male der Boden entzogen worden, und Jedermann beeilte sich, das dem Professor in Gedanken gethane Unrecht dadurch wieder gut zu machen, daß er ihm heute seine „aufrichtigsten" Glückwünsche darbrachte.

Wie falsch hatte man überhaupt die Familie Dantmar beurtheilt! Denn man konnte nicht sagen, daß innere Theilnahme an den Mitgliedern der Familie bisher so viele glänzende Persönlichkeiten in den Salons des Professors vereinigt hatte. Ja, ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, wie nicht selten die in den Vorzimmern sich treffenden Gäste mit einer gewissen schalthaften Ironie einander zulächelten, als wollten sie sagen: „Hat dich auch die Sputtlust und die Neugier hierher getrieben?" Denn diese beiden menschlichen Triebe sollten ja in den Gesellschaften des Hauses Dantmar stets vollauf ihre Nahrung finden!

Nie hatte man in Künstler- und Schriftstellerkreisen über die Jagd des Professors nach geistreichen Bemerkungen gespöttelt; wie lächerlich war seine Sucht gemacht worden, jede Gelegenheit zu ergreifen, um feine eignen Gedichte zu citiren, — er hatte in der That einen Band lyrischer Gedichte veröffentlicht, der sogar drei Auflagen erlebte — wie abfällig waren von den wissenschaftlichen Größen seine Versuche auf philosophisch-historischem Gebiete beurtheilt worden; wie aufdringlich fand man seine Art und Weise, jeder Berühmtheit den Hof zu machen und sie in seine Gesellschaften — wenn auch nur für ein einziges Mal — gewissermaßen zu zwingen.

Und endlich., das lächerlichste: man wollte wissen, daß die Triebfeder aller dieser „faax M»-" des Herrn Professors der Ehrgeiz seiner Gemahlin sei, die trotz ihres Reichthums ihre niedrige Geburt und die Nothheit ihrer Seele — wie es hieß — niemals verbergen konnte, und deren bekannte Tactlosigkeiten einen großen Theil des Vergnügens der Gäste auszumachen pflegte!

Nicht weniger hatte mau immer an der schönen — denn daß sie schön war, mußte ihr selbst der Neid lassen — auch der schönen und geistvollen Tochter des Hauses auszusetzen gehabt, die in einer Weise mit den jungen Herren zu tokettiren pflegte, daß ihre minder schöne» Freundinnen darob erröthen mußten. Hatte sie doch noch in allerjüngster Zeit eine lithauische»

Fürsten, der sich nur vorübergehend in Berlin aufhalten wollte, derartig zu fesseln verstanden, daß er einen ganzen Abend nicht von ihrer Seite wicli, und er seine Abreise von Woche zu Woche verschob.

In wie anderem Lichte erschien nun mit einem Male nach dem großen Erfolge des Professors das ganze Gcbahren der Familie.

Man fand den Hausherrn wirklich geistreich und sehr bedeutend, seine Gemahlin von berechtigtem Stolze beseelt, die Tochter allerliebst, und die Tankmar'schen Soireen höchst interessant!

Alles das und noch viel größere Schmeicheleien sagte man seht den Be-theiligten mit rückhaltloser Offenheit in's Gesicht, und selbst die Gäste, die früher einander im Vorzimmer verständnißvoll zugelächelt hatten, versicherten heute einander allen Ernstes, daß sie niemals an der endlichen Anerkennung eines so hervorragenden Gelehrten gezweifelt hätten.

!>.

In den Gemächern des Hauses Tantmar war es wieder still geworden.

Ter Professor hatte sich ruhebedürftig auf sein Zimmer zurückgezogen, Justine, die Tochter, war ausgegangen, und in dem kühlen, lauschigen Boudoir der Frau Professorin weilte nur noch ihr Neffe, Felix Grund, ein junger, sehr reicher Kaufmann, der lange in Paris gewesen war und erst seit einem Jahre in Berlin lebte, aber, )uie man zu ^sagen pflegte, schon in allen Sätteln gerecht war.

Denn er war nicht nur ein ausgezeichneter Reiter, Fechter, Schütze und Tänzer, sondern er besaß auch Geist und galt für den liebenswürdigsten nnd vewundertsten Causeur in Tamengesellschaft, dem man weiter zu gehen ge-stattete, als manchem Andern, weil er seinen Scherzen eine Dosis von so gutmüthiger Selbstironie beizumischen pflegte, daß jeder etwa aussteigende Groll in der Brust des Hörers entwaffnet wurde.

Sein Lebenswandel war allerdings nichts weniger als moralisch, aber das übersah man bei seinem großen Neichthum und seiner gewinnenden Per sönlichkeit um so lieber, als er bei einem großen Brande, den er selbst, in früher Morgenstunde ans dem Club heimkehrend, zuerst bemerkt hatte, Proben von so lebenverachtendem Mnthe abgelegt hatte, daß er nur mit Mühe dem Tode entrissen worden war.

Tem Professor war er ein Turn im Auge, denn er fürchtete Felix'

fcharfe Zunge; die Fran Professorin aber verehrte ihren Neffen im Stillen als das Ideal eines Cavaliers, trotzdem er auch ihr gegenüber kein Blatt vor den Mnnd nahm und sie ihm nicht die mindeste Ehrfurcht einflößte.

Eben halte er, nachlässig auf ein Sopha hingestreckt, über ihre steife Grandezza gespöttelt, die sie beim Empfange der Gäste znr Schau getragen hätte, als der Tiener eintrat und noch einen Herrn Dr. Monrad anmeldete, den Mentor und Genossen des schon erwähnten Fürsten Natinsti, der seit einigen Wochen in Verlin weilte nnd mehrfach die Soireen bei Taukmar besucht halte.

Justine vankmar. 2H?

„Empfange Du ihn," sagte die Frau Professorin zu Felix, „ich muß mich noch ein wenig erholen, ich komme später. Es wundert mich übrigens, das; der Fürst nicht selbst erscheint," sehte sie beleidigt hinzu.

„Er ist von empörender Unart, dieser Fürst!" versehte Felix mit ironischem Zorn und begab sich lachend in das Empfangszimmer, wo ihm I)r. Monrad, ein hagerer Mann von etwa 50 Jahren, mit ganz turzgc-schorenem grauen Haar, einer Habichtsnase und stechenden schwarzen Augen im schmalen Gesichte, etwas überrascht entgegentrat.

„Sie hier, Herr Grund? Gehorsamer Diener!"

Er streckte Felix beide Hände entgegen, die dieser nachlässig schüttelte und sofort wieder losließ.

„Also auch Sie erfuhren schon das glückliche Ereigniß?" fragte Felix, Platz anbietend.

„Welch' glückliches Ereigniß?" erwiderte Nr. Monrad topfschüttelnd.

„Kommen Sie nicht im Auftrage des Fürsten, dem preisgekrönten Gelehrten, unserem Professor, Glück zu wünschen?"

„Sie fetzen mich in die größte Verlegenheit, ich weiß von nichts. Ich wollte Ihre Frau Tante sprechen. Haben Sir die Güte, mich schnell zu informiren, damit ich keine Dummheit mache!"

Felix lachte laut.

„Ah! Sie kennen die schwache Seite meiner Tante schon!" Und mit komischem Pathos fügte er hinzu- „So vernehmen Sie denn: eine gelehrte Abhandlung meines Ontels ist von der Akademie mit dem ersten Preise gekrönt worden! Die Akademie bezeichnet die Arbeit geradezu als epochemachend. Sie tonnen sich denken, wie das hier gezündet hat! 50 Gratulanten, darunter die ersten Namen der Stadt, haben dies Zimmer heute schon verlassen; jetzt ruhen die Gekrönten ein wenig auf ihren Lockeren aus — denn meine Tante fühlt sich natürlich mitgekrönt — und Sie müssen deshalb schon niit meiner geringen Person vorlieb nehmen, wenigstens vorläufig."

Er verbeugte sich scherzhaft und Dr. Monrad zog die buschigen Augenbrauen in die Höhe.

„Das ist ja höchst erstaunlich!" sagte er. „Also Ihr Herr Onkel ist eine wirtliche Capacität!?"

„Er hat es der Welt bewiesen," erwiderte Felix achselzuckeud.

„Aufrichtig gesagt," fuhr Monrad leiser fort, „ich hatte bisher in ihm nur einen Weltmann gesehen, der seinen Neichthum dazu benutzte, sich mit dem Glänze des Lebens zu schmücken, dem die Wissenschaft erst in zweiter Linie am Herzen lag. Meine kurze Bekanntschaft mit dem Haufe entschuldigt Wohl diesen Irrthum."

„Den übrigens alle Welt theilte," fiel Felix ein. „Das war sein geheimer Knmmer und noch mehr der tiefe Schmerz meiner Tante. Man labte sich an den trefflichen Erzeugnissen ihrer Nnchc nnd ihres Kellers, aber im Geheimen belächelte man sie. Das ist nun vorbei. Meine Tante ist lauter

2H8 Karl Iaenicke in Vieslau,  
Sonnenschein. Sie hätten sie sehen sollen, mit welcher vornehmen Großheit  
sie die bemoosten Häupter unserer Universität empfangen hat."  
Felix rieb sich lachend die Hände.  
„Sie haben eine böse Zunge, Herr Grund."  
„Ich gestatte Jedem, mich ebenso zu beurtheilen."  
„Das ist recht. Was behandelt die preisgekrönte Schrift?"  
„Die Frage, ob sich die Grundsätze des Darwinismus mit denen der  
christlichen Ethik vereinigen lassen."  
Auf dein fahlen Gesichte des Dr. Monrad zeigte sich bei diesen Worten  
plötzlich eine rasch verschwindende Röthe.  
„Ah!" rief er aus, „ich besinne mich auf die Ausschreibung dieses  
Themas! Sie geschah vor etwa zwei Jahren, als ich mich mit dem Fürsten  
in Vunn aufhielt. Es verknüpft sich damit eine unangenehme Erinnerung  
für mich."  
„Wie so?"  
„Die Empfindung einer uugesühnten Beleidigung, nicht befriedigter Rache."  
Monrad biß die Zähne zusammen.  
„Wie ist das möglich?" fragte Felix.  
„Hören Sie! Ich saß mit meinem Fürsten und eiuigen anderen jungen  
Herren eines Abends in einer Weinstube zu Bonn. Wir sprachen über die  
von der Akademie gestellte Frage und die Ansichten für und wider fchwirrten.  
je heißer der Wein die jungen Köpfe machte, immer lebhafter hin und her.  
Mein Fürst bestritt entschieden die Möglichkeit der Bejahung der aufgeworfenen  
Frage und ich schloß mich dieser Ansicht mit Entschiedenheit an —"  
„Aus Ueberzeugung?" fiel Felix ein.  
„Aus Ueberzeugung?" wiederholte Monrad fast verächtlich. „Nein, —  
es machte sich gerade nicht anders, und dann — was sind in solchen Dingen  
Ueberzeuguugn!"  
„Ia so!" murmelte Felix mit höhnischem Ernste.  
„Der beste Verfechter der gegnerischen Ansicht," fuhr Monrad fort, ohne  
Felix anzusehen, „war ein junger Gelehrter, mit dem ich in einer zarten  
Angelegenheit meines Fürsten bereits ein Nencontre gehabt. Ter junge Mann  
hatte sich nämlich unbefugter Weise zum Beschützer der Unschuld aufgeworfen  
und ich hatte ihm das Handwerk gelegt. Darüber wohl noch ergrimmt und  
von der Debatte erregt, schleuderte er gegen mich eine schwere Beleidigung,  
die ich gewisser Verhältnisse halber bis heute habe ungeahndet lassen müssen.  
Ein wichtiges Geschäft erforderte nnsere sofortige Abreise nach Lithauen und  
ich habe seitdem den jungen Herrn »och nicht wiederfinden tonnen, der sich  
damals ausdrücklich vermesse» hatte, die gestellte Frage gründlichst zu beant-  
worten nnd womöglich den Preis zu erringen."  
„Das ist ihm nun nicht geglückt." sagte Felix gleichgültig.  
„Z» mmier Freude," erwiderte Monrad.



Justine Vankmar, 2H9

„Wie hieß der Herr'?" fragte Felix, obwohl ihm nicht das geringste an dein Namen gelegen war. nur um etwas zu sagen.

„Es war ein gewisser — Krüger!"

„Dr. Krüger?" fragte Felix, jetzt aufmerksam.

„Jawohl; kennen Sie ihn?"

„Ein Mann in meinem Alter, etwa 27 Jahr?"

„Ganz recht."

„Schlanke Figur, blonder Krauskopf, bartloses, blasses, aber interessantes Gesicht?"

„Ganz recht."

„In der Unterhaltung meist zurückhaltend, mitunter aber lebhaft, feurig, begeistert?"

„Gauz recht, ganz recht, Sie kennen ihn?"

Felix nickte mit dem Kopf.

„Er hat bis vor Kurzem viel im Hause hier verkehrt und meiner Cousine de» Hof gemacht, die den geistvollen, aber hochmüthigen Mann nicht ungern zu haben schien."

„Was Sie sagen!" fuhr Monrad lebhaft dazwischen, und wieder verbreitete sich eine matte Räthe auf seinem Gesichte, die einer plötzlichen Erleuchtung seines Innern zu entsprechen schien. „Das interessirt mich außerordentlich! Ihrer Cousine den Hof gemacht! Hier im Hanse verkehrt!

Dr. Krüger, Fräulein Justine! Hm, hm! Ist die Sache ernsthaft? Glauben Sie, daß eine Heirath zu Stande kommen könnte?"

„Da fragen Sie mich zuviel, Herr Doctor," erwiderte Felix, der das Interesse Monrads nicht recht begreifen konnte, „wer kann heutzutage den Menschen, vor allen Dingen den Weibern in's Herz sehen? Heutzutage, wo jede innere Regung meisterhaft unter der glatten Oberfläche gesellschaftlicher Formen verborgen wird?"

„Das ist wahr."

„Aber ich kann mir nicht denken, daß mein Onkel, oder vielmehr meine Taute, die Hand Iustinens einem einfachen Privatdocenten geben würde, selbst wenn dieser Privatdocnt zu so großen Hoffnungen berechnigte, wie Dr. Krüger. In keinem Falle, bevor er eine Professur erlangt hat."

„So, so. Und Sie kennen ihn auch? Wie gefällt er Ihnen?"

„Wir hassen uns und haben uns das zu verschiedenen Malen zu erkennen gegeben," erwiderte Felix gleichgültig und spielte mit den Fransen des Fautenils, auf dem er saß.

„Das ist ganz natürlich," fuhr er fort, „er verachtet mich, weil er mich für eine Drohne hält, die nicht arbeitet, und doch scheint er mich im Geheimen zn beneiden, weil ich mir keinen Genuß des Lebens zu versagen brauche, weil mich die Weiber lieben, weil ich in der Gesellschaft mehr Erfolg habe, als er, trotz seiner Gelehrsamkeit. Und ich — ich hasse ihn, weil — weil ich trotz alledem nicht entfernt so glücklich bin wie er."

NI>r» und Süd, XXXIX., II«. I?

250 Rail Iaenicke in Vreslau.

„Ist's möglich! Das sagen Sie?"

Felix lehnte sich bequem in den Sessel zurück, besah aufmerksam seine weißen Hände und fuhr fort:

„Zum Glücklichsein gehurt, daß man sich belügt, daß man sich vorlügt, an etwas Großes, Gutes. Schönes zu glauben; wie an die Liebe, die Kunst, die Wissenschaft! Ich kann mir leider nichts mehr vorlügen, ich verachte das Alles! Sie sehe» ja," setzte er lebhaft hinzu: „man krönt meinen Onkel!"

Er blieb sehr ernst dabei; Monrad aber lachte laut auf.

„Sie haben eine vortreffliche Lebensanschauung! Freilich etwas früh für Ihre Jahre!"

„Für meine Jahre!" sagte Felix achselzuckend.

„Und in welchen Verhältnissen lebt dieser Dr. Krüger?"

„In leidlichen, wie es scheint, aber sehr zurückgezogen. Eine Schwester, die ich nie gesehen habe, ein Ausbund von Tugend, wie man sagt, soll ihm die Wirthschaft führen. Man spricht von einem überaus zärtlichen Verhältniß zwischen Neiden. Sie hat übrigens, ehe ich Hierherzog, freundschaftlich mit meiner Cousine verkehrt; warum sie jetzt niemals jin der Familie erscheint und warum auch er seit Wochen das Haus meidet, ist mir unbekannt."

„Höchst seltsam!" sagte Monrad vor sich hinsinnend und wnnderliche Combinationen durchflogen sein Hirn.

„Warum das?" fragte Felix und erhob sich, da er seine Tante kommen hörte; „ich habe Ihnen das Object ihrer Rache wiederverschafft und wünfche Ihnen viel Erfolg. — Da kommt meine Tante. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Er verbeugte sich, ohne Monrad die Hand zu reichen, nnd ging, seiner Tante zurufend: „Adieu, Frau Professorin, möge Dir Deine Krone leicht sein!" lächelnd znr Thür hinaus.

III.

„Ewiger Spötter!" hatte die Frau Professorin noch ärgerlich zwischen den Zähnen gemurmelt, dann war sie möglichst vornehm auf ihren Gast zugeschritten nnd hatte ihm die Hand gereicht, die dieser ehrerbietigst an die Lippen zog.

„Verzeihen Sie, Herr Doctur," begann sie, „daß ich so lange habe warten lasse», aber die vielen Besuche —"

„Haben Sie, gnädige Frau, ermüdet und ich bin unglücklich, von so vielen Gratulanteu der letzte sei» zn müssen."

„Also auch Sie komme» deshalb?"

„Konnten Sie zweifeln, gnädige Frau, daß mein Fürst von der Auszeichnung Ihres Herrn Gemahls erfahren und nicht sofort sich auf's lebhafteste davon ergriffe» fühlen würde?" antwortete Monrad mit liebenswürdigem Vorwurf,

Frau Iohanim hatte mitten auf dem Sopha Platz genommen und richtete den mächtigen Oberkörper, auf dem ein mittelgroßer, nicht unschöner Kopf etwas zu tief in den Schultern saß, möglichst straff in die Höhe. Ihre kleinen kalten Augen richteten sich unstät auf verschiedene Gegenstände im Zimmer und streiften mir zuweilen den ihr gegenüberstehenden Gast, als sie jetzt, alle ihre Vornehmheit zusammenfassend, fortfuhr:

„Ich kenne den edlen Sinn Seiner Durchlaucht — aber warum hat es der Fürst nicht über sich gewonnen, selbst bei uns zu erscheinen?"

„Das hat seinen ganz besonderen Grund, verehrte gnädige Frau."

versetzte Monrad mit erheuchelter Bescheidenheit.

„Er ist doch nicht krank? Hat ihm etwa die letzte Gesellschaft in unserem Garten geschadet?"

„Geschadet — das möchte ich nicht sagen, und doch ist er seit jenem Abend bei Ihnen — krank."

„Doch nur vorübergehend."

„Ich hoffe — nein."

„Sic hoffen nein?"

Ein widerliches Lächeln hatte auf Monrabs Geficht Platz genommen.

„Gestatten Sie mir, Ihnen das Räthsel zn lösen?" sagte er fast flüsternd.

„Sprechen Sie nur aus, was Sie auf dem Herzen haben."

„Ich komme Ihrem Befehle sofort nach."

Er rückte mit seinem Sessel etwas näher an Frau Johanna heran und begann langsam und scheinbar schüchtern, indem er gleichwohl die Augen nicht von der Professorin abwandte:

„Sie wissen, verehrte gnädige Frau, daß ich seit vielen Jahren der Mentor des Fürsten Natinsti bin, der, in jugendlichem Alter seiner Eltern beraubt, durch mich seine Erziehung erhielt, an meiner Seite die Welt durchstreifte, durch mich zu dem geworden ist, was Sie in ihm jetzt kennen."

„Ich kann in der That meine Bewunderung nicht versagen," schaltete Frau Johanna ein.

„O, bitte ... der Fürst besitzt in seiner Heimat enorme Güter, deren Flächenraum den so manches deutschen Herzogthums an Größe übertrifft, er sieht tausende von Unterthanen zu seinen Füßen, er nimmt in der russischen vornehmen Welt die erste Stelle ein, die schönsten Prinzessinnen fühlen sich geehrt, ihm zu gefallen, es giebt keinen Wunsch, den er nicht in der Lage Wäre, sich erfüllen zu tonnen, und doch — so bat er mich zu sagen — und doch fühle er sich ärmer, als der ärmste Knecht, seitdem —"

Monrad hielt schüchtern inne und sah Frau Johanna mit Blicken an, die zu sagen schienen: erräthst Du mich nicht? Diese aber fragte lebhaft:

„Seitdem?"

„Seitdem er Ihr Fräulein Tochter kennen gelernt hat!" erwiderte Monrad leise.

1?»

252 Karl Iaenicke in Vreslou.

„Justine?“ rief Frau Johanna aus und fuhr unwillkürlich in die Höhe.

Auch Monrad erhob sich und sagte rasch:

„Er liebt sie. liebt sie leidenschaftlich!“

Frau Johanna erwiderte nichts, sondern ging, ohne auf ihren Gast zu achten, in höchster Erregung im Zimmer auf und ab. Sie hätte laut aufjauchze,! mögen vor Wonne, aber sie wußte, was sie sich, was sie ihrer Stellung schuldig war, und blieb erst, nachdem sie sich gefaßt hatte, vor Monrad stehen und fragte mit erkünstelter Ruhe:

„Der Fürst liebt meine Tochter?“

„So ist es.“

Frau Johanna zwang sich mit aller Gewalt wieder auf's Sopha, bat den Doctor Platz zu nehmen und sagte gleichgültig:

„Ich sah wohl, daß sich der Fürst für sie interessirte, aber — er liebt sie, sagten Sie nicht so, Herr Doctor, er liebt sie?“

„Mehr als das, er betet sie an. Er fühle sich unendlich elend, solange er im Zweifel darüber sei, ob seine Neigung nur einigermaßen erwidert werde.“

„O, das ist Nebensache!“ platzte Frau Johanna, aus ihrer Rolle fallend, heraus, ohne zu bemerken, welch' teuflisches Lächeln dieses Wort ans dem Gesichte Monrads hervorgerufen hatte.

„Nebensache?“ wiederholte er ganz vorsichtig.

„Sagen Sie mir nur, welche Absichten der Fürst hat, welche Wünsche?“

„Nur den einen, Ihre Tochter die Seine nennen zu dürfen.“

„Mit einem Worte: sie zur Fürstin zu machen?“

„Nichts anderes.“

„Sie sind beauftragt, Herr Doctor, mir diesen Wunsch Sr. Durchlaucht vorzutragen?“

„Ich war so glücklich, gnädige Frau.“

Frau Johanna konnte ihre Freude kaum mehr verbergen, deshalb schwieg sie einige Augenblicke.

„Und welche Antwort darf ich dem Fürsten bringen?“ fragte Monrad lauernd.

„Der Fürst — soll hoffen!“

„Nnr hoffen?“ fragte Monrad kläglich, „fürchten Sie ei» Machtgebot Ihres Herrn Gemahls?“

Dieser wohlgezielte Pfeil hatte die richtige Stelle getroffen.

„Wie verstehen Sie das?“ fragte die Professorin hastig.

„Man spricht davon, daß — Ihr Herr Gemahl — sich schon einen Schwiegersohn — ausgewählt habe!“

„Man spricht schon davon?“

„Ich hurte hie und da ein Wort fallen — ein Dr. Krüger?“

Frau Johanna stieg vor Aerger das Blut in's Gesicht.

„Tann will ich diesem Gerede ei» für alle Wal ein Ende macheu,“

sagte sie mit voller Entschlossenheit und erhob sich vom Sopha. „Ich erwarte mit meiner Tochter den Fürsten morgen Vormitag; Justine wird an seiner Seite in seiner Equipage durch die Stadt fahren."

Monrad schien vor Glück überzustießen. Wiederholt küßte er Frau Johanna die Hand und rief dabei: „Welch' eine Mutter! Sie sind eine echte Mutter."

Dann aber fragte er wieder demüthig:

„Und Ihr Herr Gemahl? Ihr Fräulein Tochter?"

„Lassen Sie das meine Sorge sein!"

„Ich bewundere Sie. — Machen Sie das Maß Ihrer Güte voll und gewähren Sie mir noch eine Bitte!"

„Nun?"

Mich interessirt das Thema der Preisschrift Ihres Herrn Gemahls außerordentlich. Könnte ich Wohl ein Exemplar derselben geliehen erhalten?"

„Wenn es weiter nichts ist! Natürlich! Mein Mann hat das Manuscript drucken lassen," und von einem Tischchen, auf welchem ein ganzer Stoß dieser Mcmuscripte lag, eines herbeiholend und dem Dr. Monrad überreichend, fügte sie hinzu:

„Hicr Herr Doctor, ich freue mich, Ihre Bitte fofurt erfüllen zu können/'

Monrad verbeugte sich tief, und sagte pathetisch:

„Das Studium dieser Schrift soll mir ein ganz besonderer Genuß sein.

Ich eile zum Fürsten, um ihm sein Glück zu bringen, und empfehle mich feinen zukünftigen Schwiegereltern zu geneigtem Wohlwollen."

Als er das Zimmer verlassen hatte, trat Frau Johanna vor einen der großen Spiegel, richtete sich in ihrer ganzen Größe auf und sagte halblaut zu sich selbst:

„Die Schwiegermutter des Fürsten! So soll es sein! Die geistige Aristokratie verbunden mit der des Geschlechts! — Ich fürchte, ich Hab? den armen Doctor zu herablassend behandelt!"

IV,

Während sie noch in die Betrachtung ihrer eigenen Person vertieft war.

trat der Professor ein, noch in Frack und weißer Binde.

Er war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann von 50 Jahren, aber er sah älter aus. Sein schwammiges, mehlfarbenes, mit einem dürrtigen, schon ergrauten Schnurrbart versehenes Gesicht zeugte von Wohlleben, die hohe kahle Stirn und die großen grauen Augen sprachen von Geist, aber die tiefe Falte über der gebogenen Nase gab der ganzen Physiognomie etwas Düsteres, Unheimliches. Besonders heute, trotz des errungenen Sieges, fehlte dem Auge auch der geringste Strahl der Freude.

„Wer war hier?" begann er verdrießlich, „ich hörte so laut sprechen."

„vr. Monrad, als Abgesandter des Fürsten Ratinski," versehte Frau Johanna mit glühendem Gesicht.

25H Karl Iaenicke in Vreslau.

„Um zu gratuliren?"

„Natürlich! Du siehst, lieber Dankmar, Dein Name bekommt endlich den Glanz, den ich ihm immer gewünscht habe!"

„Ich fürchte, dieser Glanz wird unfern Augen nicht gut thun," sagte Dankmar mehr zu sich felbst als zu seiner Frau und ließ sich langsam in einen Sessel nieder.

„Ich verstehe Dich nicht!" erwiderte Frau Johanna eifrig, sehte sich dicht neben ihren Gatten, legte die rechte Hand auf sein Knie und sah ihm wohlwollend in's Gesicht. «Was von Anbeginn unserer Ehe mein heißestes Bestrebe» war: in der Gesellschaft den Rang einzunehmen, den das Vermögen allein Keinem gewährt, dieses Bestreben ist nun erreicht, und zwar in einer Weise, von der Du noch leine Ahnung hast. Ich war lange nicht so glücklich wie heute."

„Was hast Du? Sind Dir die Schmeicheleien der gelehrten Graubärte zu Kopfe gestiegen?"

„Ach, bist Du schon so hochmüthig, daß Du Deine College« so tief unter Dir siehst, um so geringschätzig von Ihnen zu reden?"

„Laß mich; ich bin müde. Mich hat das freundliche Gesichterschneiden so angestrengt, daß es mich beinahe schmerzt, mein Gesicht in die alten Falten zurückzubringen. Wir hätten das Souper beim Minister heute nicht annehmen sollen!"

„Gerade heute! Es ist ein großer Tag für unsere Familie! Ein Wort von mir wird alle Deine Grillen verscheuchen," sagte Frau Johanna mit triumphirendem Lächeln.

„Ich habe kein rechtes Zutrauen zu diesem Wort. Wozu die Geheimnis,' krämerei? Sprich es doch aus!"

Johanna beugte sich dicht zu ihrem Gatten und sagte, siegesbewußt ihm in's Auge sehend:

»Fürst Natinsti hat um die Hand Iustinens angehalten!"

Der Professor fuhr unwillkürlich zurück und starrte seine Frau verwundert an.

„Wie? Der Fürst?" stieß er hervor.

„Nun? — Wirkt das nicht? — So sprich doch!"

Nach langer Pause, in der er stumm vor sich hingesehen, fragte der Professor:

„Und was hast Du ihm geantwortet?"

„Seltsame Frage! Daß ich ihm die Hand meiner Tochter geben werde!"

„So schreibe ihm sofort," erwiderte der Professor schnell und erhob sich von seinem Sitze, „daß Du zu voreilig gewesen, denn ich muß meine Einwilligung versagen!"

Er ging, die Hände auf dem Nucken, im Zimmer hin und her, Frau Johanna aber brach in ein hohnisches Gelächter aus, ging immer neben ihm her und eiferte dabei sehr heftig in ihn hinein:

„So erlaube mir, daß ich Dich einen Schwachlopf nenne! Bist Du denn immer noch so sehr der Sohn des Handwerkers, daß Dir bei dem Gedanken, Deine Tochter einem Fürsten zu verheirathen, schwindlig wird? Du wirst ja endlich doch thun, was ich will, aber mich verdrießt's, daß ich Deinen trägen Unternehmungsgeist erst immer so lange anstacheln muß, bis es ihm beliebt, sich langsam aufzurichten. Es ist ein wahres Wunder, daß Du Dir Deine gekrönte Preisschrift nicht hast von mir machen lassen!"

Der Professor fuhr bei diesen Worten zusammen und blieb stehen. Dann sagte er sanfter, fast ängstlich zu seiner Frau:

„Und es geht doch nicht; diesmal geht es sicher nicht."

Wieder begannen sie im Zimmer umherzugehen und Frau Johanna fuhr nur noch lebhafter sort:

„Immer die alte Comödie! Diesmal geht es sicher doch! sage ich Dir, wie es schon hundert Mal gegangen ist! Aber man muß Dir Schritt für Schritt beikommen, sonst capirt es Dein gelehrter Verstand nicht. Also heraus mit Deinem unumstößlichen Grunde, heraus damit!"

„Wie Du Dich verstellen kannst! Als ob Du nicht selbst wüßtest, daß wir gebunden sind! daß wir dem vr, Krüger unser Wort gegeben haben!"

Frau Johanna stand wie vom Donner gerührt und starrte voll Wuth und Hohn in das bleiche Antlitz ihres Gatten.

„Wer hat das Wort gegeben?" frug sie, beide Hände in die Seiten stemmend, „wir? — Ei, sieh doch, wie lebhaft auf einmal Deine Phantasie wird! Soviel steckt ja in Deinem ganzen dicken Bande von Gedichten nicht, denen ich glücklich für mein Geld eine dritte Auflage verschafft habe! Wir? Nach der Theorie, daß Mann und Weib ein Leib sind, nicht wahr? Nichts habe ich versprochen, am allerwenigsten dem hochmüthigen jungen Mann, der die Frechheit gehabt hat, mir in's Gesicht zu sagen, er langweile sich auf meinen Soiréen, der es nicht einmal für nöthig befunden hat, Dir heute seine Aufwartung zu machen!"

„Er kommt sicherlich noch," versetzte der Professor kleinlaut.

„Wirklich?" fragte Frau Johanna mit bitterer Ironie, „wird er vielleicht doch noch die Güte haben, der hohe Herr? Er, der nichts ist und nichts weiden wirb, er ist ja so gnädig, die Hand der Tochter des berühmten Professor Danlmar anzunehmen, und.— die Gnade ist gar nicht auszu-denken! — eine halbe Million dazu!"

„Die braucht er nicht! Er hat zuni Leben genug. Du vergissest aber, Johanna, daß es sich hier um das Glück und die Zukunft unserer Tochter handelt!"

„Gerade Du scheinst das zu vergessen, wenn Du im Ernst daran denken kannst, Justine, der man ein Fürstenthum anbietet, in die untergeordnete Stellung einer Privatdocentenfrau hinabzudrücken."

„Und Justine?" fragte der Professor stehen bleibend und den Nest seiner Energie zusammenraffend. „Willst Du deren Meinung nicht auch wenigstens

256 — Karl laenicke in Vieslau.  
hören? Vor einem Jahre schien sie durchaus nicht abgeneigt, ihm die Hand z» geben. Na verlangte ich selbst, daß er erst mit einer wissenschaftlichen Leistung sich einen Namen mache."  
„Und Justine wußte damals ebensowenig wie heute, was sie thun soll. Dazu sind die Eltern da! Ich kenne meine Tochter. Ist Krüger stolz — worauf, weiß ich freilich nicht, — so ist Justine noch stolzer und zwar mit Recht. Denkst Nu, sie wird es ungeahndet lassen, daß man sie so vernachlässigt, wie Krüger es gethan? Seit vier Wochen hat er unser Haus nicht betreten!"  
„Sein enormer Fleiß trägt die Schuld davon. Ich habe ihn erst kürzlich gesprochen. Er will sich nicht eher sehen lassen, als bis seine große Arbeit fertig ist. — — Johanna! laß mit Dir reden, sei vernünftig und übereile die Sache nicht!" sehte Dankmar hinzu und versuchte lächelnd die Wange seiner Frau zu streicheln.  
Diese aber stieß seine Hand zurück und sagte:  
„Nein, lieber Freund, es soll gehandelt werden und zwar so bald als möglich. Es ist Zeit, daß Justine heirathet, und zwar standesgemäß, denn nur ein Fürst ist in der Lage, ihr das zu gewähren, was sie in unserm Hause von Jugend an genossen. An der Seite eines Mannes, der weder einen Namen hat, noch von hoher Geburt ist, würde sie hinsiechen wie eine Pflanze ohne Sonne. — Was hast Du eigentlich au ihm? Was bewunderst, was liebst Du an diesem Krüger?"  
„Ich bewundere ihn nicht, ich liebe ihn auch nicht" sagte Dankmar verdrießlich, „aber ich habe ihm halb und halb mein Wort gegeben."  
„Dein — Wort?" fragte die Professorin mit unverhohlenem Spott.  
„Genügt Dir das nicht?" erwiderte Dankmar gereizt.  
„Du hattest schon einmal Dein Wort gegeben —- und —"  
„Erinnerst Du mich daran?" fiel Dankmar zornig ein und trat seiner Frau einen Schritt näher.  
„Nun, nun," erwiderte sie begütigend, „aber Haft Du ihm denn Dein Wort so ohne jede Bedingung gegeben?"  
„Falls Justine einwilligen würde."  
„Und bist Du dessen so gewiß?"  
„Sie ist gegen ihn am wenigsten kühl gewesen."  
„Am wenigsten kühl! Das ist der richtige Ausdruck. Meine Tochter ist meine Tochter, das heißt, sie ist kühl gegen alle Männer, und am kühlgsten gegen den, den sie am liebsten hat."  
Frau Johanna trat an's Fenster und trommelte mit den Fingern auf die Scheiben, als wollte sie damit andeuten, daß für sie das Thema erschöpft sei und sie nicht Lust habe, weiter darüber zu verHandel». Dankmar schien das zu empfinden, denn er sagte ebenfalls abschließend:  
„Nun gut. Ich bin anderer Meinung. Ich sehe, wir kommen zu keiner Einigung, wie gewöhnlich. — Das jedoch sage ich Dir" — und seine



Justine Danlmar. -- 25?

Stimme zitterte, als er so sprach — „diesmal gebe ich nicht nach. Ich gehe sogleich zum Fürsten. Ich will doch sehen, ob er darauf beharrt, ein Mädchen zu heiratheu, das einem Andern angehört."

„Thue, was Du willst; auch ich werde nicht müßig sein," erwiderte Frau Johanna so gleichgültig, als hatte sie nicht das geringste Zutrauen zu den Anstrengungen ihres Gemahls.

Danlmar schellte dem Bedienten, befahl ihm Hut und Ueberrock zu bringen und den Wagen vorfahren zu lassen.

„Vergiß nicht, daß wir zum Minister müssen," sagte Frau Johanna, indem sie sich zum Gehen anschickte.

„Ich hole Dich im Wagen ab," erwiderte er mit gemachter Ruhe.

Die Professorin aber verließ das Zimmer, um Justine aufzusuchen und sich ihrer zu vergewissern.

V.

Der Professor setzte sich, schon völlig zum Ausfahren angelleidet, den Hut auf dem Kopf, nochmals ermattet auf einen Stuhl und starrte finster vor sich hin.

„Was soll, was werde ich ihm sagen?" flüsterte er; „nein, nein, es geht nicht! So gerne ich meine Tochter als Fürstin sähe, diesmal muß ich Wort halten!"

Er stand entschlossen auf und eilte der Thür zu, ans welcher ihm Justine, heimkehrend, entgegentrat.

Sie war ein schönes Mädchen von 24 Jahren und mittlerer, sehr graziöser Figur, iu den dunklen Augen mischte sich ein Zug von Schwärmerei mit Ironie, uud doch gab wiederum die kurze, blendendweiße Stirn, umrahmt von üppig hervorquellendem schwarze» Haar, dem ganzen feingeschnittenen Gesichte einen energischen Ausdruck.

„Guten Abend, Papa, gehst Du allein zum Minister?" begann sie.

„Nein, mein liebes Kind," sagte Tantmar zärtlich, „ich komme bald zurück und hole die Mama ab. Hast Du Dir eine Freundin gebeten, die Dir heut Abend Gesellschaft leistet?"

»Ich ziehe es vor, allein zu sein," gab Justine, ihr Hütchen vom Kopf nehmend und vor dem Spiegel ihr Haar ordnend, zur Antwort.

„Und wirst Du Dich nicht langweilen?"

„Wenn ich allein bin? Wie ist das möglich?"

„So selbstgenügsam ist meine Tochter?"

„Oder so ruhebedürftig, wenn Du willst. Ich bin abgespannt von den vielen Besuchen. Wer weiß, wo wir morgen wieder sein müssen!"

Sie seufzte.

„Du hast Recht, mein Kind," sagte Danlmar ernst und war eine Zeit lang offenbar unschlüssig, ob uud wieviel er seiner Tochter von dem Gespräche mittheilen sollte, das er soeben mit seiner Frau geführt hatte. Endlich

258 Karl laenicke in Vieslan.  
schien er mit sich im Klaren zu sein, ging auf seine Tochter zu, faßte sie bei der Hand und sagte würdevoll:  
„Ich gehe, möchte aber noch lurz eine'Bitte an Dich richten."  
„Nun?",  
„Deine Mutter wird mit Dir sprechen, höre sie an, aber folge nur der Stimme Deines Herzens. Du bist klug und vernünftig, Dein Herz wird Dir nichts Falsches rathen."  
Er küßte Justinen auf die Stirn und verließ schnell das Zimmer.  
„Was hat das zu bedeuten?" dachte Justine, ihm nachschauend. Dann lachte sie kurz uud sagte vor sich hin: „Aha! ein neues Heirathsproject! Nun, ich bin auf Alles gefaßt."  
Ihre Mutter trat herein.  
„Ich suche Dich überall, Justine, wo warst Du so lange?"  
„Bei Grete von Mühling. Denke Dir, ihre Schwester hat heute den dritten Jungen bekommen."  
„Pfui!" ,Ief Frau Johanna empört.  
„Was hc.st Du?" fragte Justine verwundert.  
„Den dritten Jungen innerhalb vier Jahren!"  
„Es soll ein allerliebstes Keuchen sein!"  
„Pfui! sage ich dennoch. W!e ist es einer gebildeten Frau, noch dazu einer Frau von Adel möglich, soviel Kinder zu haben! — Wenn ich wüßte, Justine, daß Du mir das anthätest, so wollte ich, Du he'.rathetest nie!"  
„Da Dn das aber leider vorher nicht wissen kannst," gab Justine sehr ruhig zur Antwort und sehte sich an's Fenster, „so laß Dich nicht abhalten, mir Dein neues Heirathsproject mitzutheißen."  
„Woher weißt Du das?" fragte Frau Johanna betroffen.  
„Der Papa wurde feierlich zu mir," fagte Justine, gleichgültig zum Fenster hinaussehend, „das pflegt er gewöhnlich zu werden, wenn es sich um seinen zukünftigen Schwiegersohn handelt."  
„So hat er mit Dir gesprochen, hat Dich womöglich beeinflußt?"  
„Du kannst ganz ruhig sein, ich weiß von nichts."  
„Gott sei Dank!" flüsterte Frau Johanna.  
Sie sehte sich zu Justinen an's Fenster und schaute mit ihr eine Weile schweigend auf die vorübergehenden Spaziergänger, die den hereinbrechenden Sommerabend im Thiergarten genossen.  
»Ja, Justine," begann die Professurin seht nicht ohne einige Erregung in der Stimme, denn so sehr sie sich ihrer Macht im Hause bewußt war. kannte sie doch den unbeugsamen Sinn ihrer Tochter zu gut, um nicht zu-nächst auf Widerspruch gefaßt zu sein, — „ja, Justine, Dir ist ein großes Glück widerfahren. Ein Mann in höchster Lebensstellung, jung, reich, schön, wirbt um Deine Hand. Weißt Du. wer es ist? Hat er sich Dir schon offenbart?"  
Justine wandte nicht einmal den Kopf um auf diese Frage.

Iust'ne vankmar. 25Y

„Ich tonnte Dir zehn auf einmal nennen," sagte sie mit unerschütterlichem Gleichmuth, „die vorgeben, mich anzubeten. Welcher von ihnen war so vorsichtig, sich bei Dir zn melden?"

Diese ruhige Stimmung Iustinens war der Mutter nicht unangenehm.

„Fürst Natinsli," sagte sie stolz und glaubte nun, Justine wirbe mindestens vom Stuhle auffahren.

Diefe aber blieb ruhig in ihrer Stellung sitzen und sagte nur:

„Ein rascher junger Mann! Er ist erst seit vier Wochen hier, angeblich auf der Durchreise, ich habe ihn vielleicht dreimal eingehender gesprochen."

„So kannst Du das Feuer seiner Leidenschaft ermesse». Er fühle sich elend wie der ärmste Knecht, sagte er, so lange er im Unklaren sei, ob er auf Gegenliebe von Deiner Seite hoffen könne."

„Aus dieser Unklarheit soll er sehr bald erlöst weiden."

„Du bist ein braves Kind, Dn reichst ihm Deine Hand?"

Jetzt wandte sich Justine zu ihr und sagte wegwerfend:

„Du scherzest Wohl, Mutter. Kennst Du denn den Mann?"

„Ob ich ihn kenne?" fuhr Frau Johanna auf. „Dn fragst wirtlich eigenthümlich, hast Du denn nicht gehört: es ist ein Fürst, ein Fürst, der um Dich freit!"

„Ganz recht, und ich frage, ob Du den Mann kennst, da Du mir ihn zum Gemahl empfiehlest?"

„Ist das nöthig bei einem Fürsten? Bei einem schöneil, jungen Fürsten, der über unermeßliche Neichthümer verfügt, der, seit er hier ist, das allgemeine Gesprächsthema Berlins ist, der durch seiu elegantes Auftreten, durch die Gaben seines Geistes überall den Mittelpunkt der Gesellschaft bildet? Du hast die Ansichten einer Betschwester."

Justine sah wieder zum Fenster hinaus und sagte mit einer Ironie, die ihre Mutter nicht verstand:

„Ich dachte, Mann wäre Mann. Aber ich bin in diesen Dingen wirklich so unerfahren. Ich hatte das Vururtheil, man müfse sich gegenseitig kennen und lieben, wenn man sich heirathet."

„Glaubst Du wirtlich, daß man sich in der Verlobungszeit tennen lernt?

Daß Liebe, dieses vergänglichste aller Gl fühle, Vorbedingung zu einer glücklichen Ehe ist?"

Justine schwieg; ihre Augen schweiften träumerisch iu die Ferne. Dann schien ihr plötzlich ein Gedanle durch den Kopf zu gehen, der sie heftig bewegte, denn sie wandte sich rasch nach ihrer Mutter hin und fragte:

„Wie lerntest Du eigentlich Papa kennen? Wie hast Du ihn geheirathet?"

Diese Frage kam Frau Johanna durchaus zur rechten leit.

„Gut," sagte sie bereitwillig, „das sollst Du hören, daraus kannst. Du manches lernen."

Sie räusperte sich, setzte sich bequem in den Sessel und fuhr dann fort:

„Du weißt, mein Vater hatte sich vom Holzfchläger heraufgearbeitet zum

260 Karl Iaenicke in Vieslau. ^^  
Holzhändler, und durch glückliche Speculationen allmählich ein so enormes Vermögen angesammelt, daß er bei seinem Tode jedem seiner Kinder, das heißt mir und dem Vater von Felix, eine Million Thalcr hinterlassen konnte. Trotz seines großen Vermögens blieb aber mein Vater in den Augen der Welt, der Gesellschaft, der ungebildete Holzhändler und es verlehrten in unserem Hause nur Kaufleute und Speculanten geringerer Nildung. Jeder Versuch, Leute, «amentlich juuge Leute ans vornehmen, gebildeten Ständen, heranzuziehen, mißlaug uud mußte au der unfeinen Art meines Vaters, sich zu benehmen, scheitern. Das war nnd blieb mein Kummer, bis der Vater starb. Mein Nrnder übernahm das Geschäft und verstand es besser, sich in der Gesellschaft geltend zu machen, wi? denn sein Sohn Felix, Dein Cousin, selbst in der Aristokratie ein geru gesehener junger Mann ist. Ich wünschte, er wäre mein Sohn. — Ich war bei dem Tode meines Vaters 18 Jahre alt und durchaus nicht gesonnen, die klägliche Rolle, die ich bis dahiü gespielt, weiter zu spielen. Mein Vormund war Wachs in meinen Händen und ich konnte thun, was mir beliebte. — Da meldete sich eines Tages ein junger Mann in unserem Geschäft, 20 Jahre alt, der das Gymnasium absolvirt hatte und sich dem Studium trotz eminenter Anlagen nicht widmen konnte, weil er gänzlich mittellos war. Der Mann gefiel mir. Ich lud ihn zu uns ein und sein sprudelnder Geist entzückte mich, ich glaubte nicht anders, als in diesem Menschen stecke ein Genie, das ich mir erobern wollte. Er machte Gedichte, die ich damals für schöner hielt als die Schillers, kurz, ich sagte mir: durch diesen Mann kommst Tn in die hohe Gesellschaft! — Ich beschied ihn zn mir und sagte ihm ohne Umschweife meine Absicht: ich wolle ihu studiren lassen, jede Roth, jede Sorge solle ihm fernbleiben, denn ich hielt es für Schade, daß sein Genie verloren gehe, und verhehlte ihm schließlich nicht, daß ich ihn dann zu heirathen gedächte."

Frau Johanna machte eine Pause und freute sich innerlich über den Eindruck, den sie schon auf Justine gemacht, denn diese hörte in der That gespannt zu und fragte neugierig:

„Und was antwortete er?"

„Dankmar sagte — uud seiü Gesicht wurde bluthroth dabei — er tonne das Anerbieten nicht annehmen, denn er liebe leidenschaftlich ein junges Mädchen, dem er bereits die Ehe versprochen habe!"

„Ach!" stieß Justine hervor.

„Darauf malte ich ihm aus, welches Leben ihm bevorstehe an der Seile jenes armen Mädchens, nnd welche Zukunft ich ihm dagegen zu bieten im Staude wäre."

„Nun?"

„Er bat sich 24 Stunden Bedenkzeit aus."

„Und?"

Er kam zurück uud nahm mein Anerbieten an," sagte Frau Johanna eindringlich und verwandte keinen Blick von Justinen.

Justine Vankmar. 26^  
„Und jenes junge Mädchen?" fragte diese.  
„He!rathete ein Jahr darauf einen Andern — und zwar Krügers Vater!" erwiderte Frau Johanna lustig.  
Justine erröthete bis an die Haarwurzeln und versank in tiefes Sinnen.  
Frau Johanna aber fuhr lebhaft fort:  
„Ich aber schickte Deinen Vater nach seinem Wunsche auf eine ausländische Universität und ließ ihn dort seine Studien machen. Als junger Doctor kehrte er zurück. Ich ließ einen Band Gedichte von ihm drucken und hoffte, sein Name würde bald in aller Munde sein. Aber ich täuschte mich. So schnell sollte sich mein Wunsch nicht erfüllen. Meinem unablässigen Antriebe jedoch, Jahr aus, Jahr ein, ist es zu danken, daß Dein Vater allmählich bekannt wurde, den Titel Professor erhielt, daß er endlich von der Akademie mit dem ersten Preise gekrönt wurde und die höchsten Gesellschaftskreise sich ihm öffneten. Meine Wünsche erfüllen sich. Jetzt naht ein Fürst demüthig und bittet, — hörst Du? bittet um die Hand meiner Tochter!"  
Frau Johanna glaubte gesiegt zu haben. Sie hatte die letzten Worte fast theatralisch gesprochen. Um so wüthender fuhr sie auf, als Justine dumpf vor sich hin sprach:  
„Und diese Tochter hat die Kühnheit, die Hand des Fürsten auszu-schlagen!"  
„Warum? Fräulein Hochmuth? Warum?" schäumte die Professorin.  
„Weil — weil. — nun, weil er ein Ausländer ist," sagte Justine ausweichend.  
„Ein Fürst ist international, mein Kind, das ist ein abgeschmackter Grund!"  
„Nun denn — weil ich ihn nicht liebe!"  
Frau Johanna erhob sich empört.  
„Lächerlich!" rief sie aus, „also darum erzähle ich Dir die ganze lange Geschichte, damit Du am Ende so klug oder vielmehr so dumm bist als zuvor? Hast Du gehört, was Dein Vater gethan? Was seine ehemalige Geliebte gethan?"  
Sie stand vor ihr wie eine ergrimmte Lehrerin, die vergeblich auf eine richtige Antwort wartet.  
„Glaubst Du," fuhr sie immer heftiger fort, „daß er seinen Schritt bereut hat? Liebe! Liebe! Immer Liebe! Diese lächerliche, kindische und jede« vernünftigen Menschen unwürdige Empfindung, die blindlings jeden zum Verbrecher oder zum Narren macht! Hat sie Dich auch schon so ergriffen, daß Du Dich —" jetzt spielte Frau Johanna ihren höchsten Trumpf ans — „daß Du Dich diesem unbedeutenden Menschen, diesem Krüger hingeben willst?"  
Justine fühlte einen stechenden Schmerz in der Vrust bei diesen Worten und erhob sich jetzt ebenfalls rasch von ihrem Sitze. Es war ihr lieb, daß

262 tlarl Iaenicke in Vreslau,  
die im Zimmer bereits herrschende Dunkelheit die auf ihrem Gesichte um-  
steigende Nöthe verbarg. Sie brachte nur vorwurfsvoll das eine Wort:  
„Mutter!" hervor.  
„Denn das allein," eiferte Frau Johanna weiter, „ist es doch, was  
Dich den Fürsten abweisen heißt, die niedrige Leidenschaft, die Dich an jenen  
Menschen knüpft, die Dich schon so herabgewürdigt hat, daß Du ihn nicht  
lassen willst, obgleich er Dich sichtlich vernachlässigt, daß Du ihm nachläufst —"  
„Mutter, hur' auf, ich bitte Dich!" unterbrach Justine bebend Frau  
Johanna.  
„Daß Du ihm nachläufst, sage ich," fuhr diese nur noch stärker fort,  
„daß Du Dich seinetwegen abhärmst! Denn mir ist es nicht entgangen, wie  
mißgestimmt Du bist, seitdem er nicht mehr jede Woche wenigstens einmal  
hier erscheint! — Nun ist es heraus, nun weißt Du. wie ich über die  
Sache denke!"  
Sie schwieg und athmete, wie von einer großen Anstrengung erschöpft,  
laut auf, begierig zu erfahren, welche Wirkung ihre Worte auf Justine ge-  
macht hätten,  
Justine stand zitternd mitten im Zimmer. Ein unbeschreiblicher Schmerz  
wüthete in ihrem Innern und raubte ihr die Sprache.  
Endlich zwängte sie mit Mühe die Worte hervor:  
„Ich bin Dir dankbar für Deine — Offenheit."  
„Sie lenkt schon ein," dachte Frau Johanna und fand daher für gut.  
also fortzufahre«:  
„Glaubst Du, daß ich Dir die vorzügliche Erziehung, die Du genossen,  
habe angedeihen lassen, damit sie einst unter schlechten Händen wieder ver-  
loren gehe? Denkst Du, daß ich Dich reiten, singen, tanzen, fremde Sprachen  
sprechen, im Salon die Erste zu sein, die Männer zu Deinen Füßen zu  
sehen, gelehrt habe, damit Dn einst in der Küchenschürze am Herde stehst  
und Deine Wangen verbrennst? Oder in dumpfiger Kinderstube an der Wiege  
hockst, und den Tag über nichts anderes hurst, als das Gebrüll Deiner  
Buben und Mädchen? Denn diese Stubenhocker, wie Krüger einer ist, ver-  
langen das von Dir!"  
Justine stand noch immer regungslos im Zimmer.  
„Noch einmal, Mutter, genug, genug!" sagte sie jetzt, „ich weiß nicht,  
weshalb Du Dich so ereiferst; habe ich denn jemals die bestimmt? Absicht  
ausgesprochen, Krüger zu heirathen?"  
Frau Johanna jauchzte innerlich, als sie das hurte.  
„Du hast nicht?" sagte sie, auf ihre Tochter zueilend, um sie zu um-  
armen, „o, ich wüßt' es ja, Du bist meine gute stulze Tuchter, Du Haft  
nicht umsonst meine Lehren gehurt, Du wirst auch noch Vernunft annehmen  
und den Fürsten heirathen."  
Justine entwand sich der Umarmung ihrer Mutter und sagte mit  
eisiger Kälte:

..Ja — ich werde den Fürsten heirathen!"

Frau Johanna wußte vor Freude nicht, was sie zuerst thun sollte.

Sie ergriff Iustinens Hände und wollte sie lüsseu, sie machte wiederholt, wenngleich vergeblich, Versuche sie nochmals zu umarmen, indem sie in zärtlichstem Tone sagte:

»Kind, Kind, wie soll ich Dir das danken? Mein Engel, meine Taube, mein Kind! Ach, Du ahnst nicht, wie mir Dein Glück am ^Herzen liegt! Wie ich mich selbst opfern tonnte, um Dich einst groß, glänzend, von Allen beneidet in der Gesellschaft zu sehen! Ich danke, ich danke Dir, mein süßes Kind!"

So lange Justine lebte, hatte sie von ihrer Mutter niemals soviel Schmeichelnamen gehört, als in diesem Augenblicke, aber sie bewirkten das Gegentheil von dem, was sie bezweckten. Niemals hatte Justine ihre Mutter weniger geliebt als jetzt.

„Mutter, um Gotteswillen, danke mir das nicht," sagte sie mit furchtbarem Ernst, „Du weißt nicht, welche Gefühle mich zu diesem Schritte drängen."

„Welche es auch immer sein mögen, ich bin die glücklichste Mutter, die Mutter einer Fürstin!"

„So ist es recht!" erwiderte Justine bitter, .welche Gefühle mich auch immer dazu treiben, Dir gilt es gleich, wenn Du nur Mutter einer Fürstin wirst!"

„Justine, mißverstehe mich nur nicht, Du wirst ja glücklich werden!"

„Ich suche k«.in Glück!" gab Justine schnell und trotzig zur Antwort,

„Ich weiß nicht, was Glück ist! — Ich kann auch die Wahrheit und das Rechte nicht suchen, das Falsche und die Lüge nicht meiden, weil ich es nie gelernt habe! Ihr habt mich nur gelehrt, was sich in der sogenannten guten Gesellschaft ziemt, und auch da bin ich noch im Unklaren, ob Ihr mir das Richtige beigebracht habt!"

„Was soll das heißen?" fragte Frau Johanna erstaunt.

„Erinnerst Du Dich nicht mehr jener Wochen," fuhr Justine, dicht vor ihre Mutter tretend, fort, „jener Wochen in Italien, vor etwa drei Jahren?

Wo ich den in mich verliebten Marchese nach Deiner Anleitung immer wieder anlocken und zurückstoßen mußte, ohne daß ich nur das Geringste für ihn empfand, so lange, bis Du in Erfahrung gebracht, daß er nur ein unbedeutendes Vermögen besitze und wenig Aussicht habe, eine hohe Stellung einzunehmen? Wie ich ihm dann den Abschied geben mußte nnd er in Verzweiflung zu meinen Füßen sich den Dolch in's Herz bohrte?"

„Was rührst Du an alte Geschichten!" sagte Frau Johanna und zuckte verächtlich die Achseln.

„O, sie sind wieder sehr lebendig geworden in mir. diese alten Geschichten, und ich habe mir den Dolch wieder heruorgesncht, den ich mir damals heimlich zu verschaffen gewußt; das Blut, das daran klebt, ist durch unsere Schuld vergossen!"

26H Karl Iden in Vieslau.

Justine hatte ihrer Mutter fest in's Gesicht gesehen, als sie so sprach.

Frau Johanna aber mied den Blick ihrer Tochter und sagte:

„Du bist ein rechtes Kind!“

„Das war ich leider niemals,“ fuhr Justine fort, „so lange ich zurück-denken kann, wohl aber eine Zierpuppe, mit der Ihr Staat gemacht habt. Gefüttert habt Ihr mich trank mit Süßigkeiten und Delicatessen, aber verschmachten konnte ich nach einem wahrhaft zärtlichen Blick, nach einer liebe-vollen Umarmung, wie sie die Kinder der Aermsten genießen. Ich bin auf-gewachsen in Glanz und Pracht, ich habe tausend Dinge gelernt, die andere Mädchen niemals lernen, — aber ich bin innerlich hohl, nicht einmal die Fähigkeit, irgend etwas zu wünschen, ist mir geblieben. Du glaubst, ich liebe den Doctor Krüger? Vielleicht habe ich ihn geliebt, vielleicht liebe ich ihn noch, vielleicht auch nicht! Ich weiß es selber nicht — und selbst wenn ich es zu wissen glaubte, so würde ich meinem Herzen nicht trauen, denn Ihr habt meine natürlichen Gefühle eingedämmt und eingezwängt in die Schranken gesellschaftlicher Sitte oder Unsitte, Ihr habt meinem Willen die Flügel ge-brochen, damit ich nur ja nicht über jene Schranken hinausfliege, und habt nicht bedacht, daß wer immer im Kerker gesessen, und sei's auch ein goldener, die Welt und das Leben nicht kennen lernen kann. So bin ich 24 Jahre alt geworden, beliebt von hundert Gecken, — eine alte Kokette!“

Justine hatte alle diese schweren Anklagen ihrer Eltern mit dem Tone innerster schmerzlicher Ueberzeugung hervorgestoßen, Frau Johanna aber ver-stand oder wollte nichts davon verstehen, sie horte aus Allem nur Selbst-anlagen Istinens heraus und sagte daher, ihr eigenes Innere vollkommen rein fühlend:

„Justine, mein liebes Kind, was sprichst Du da? Du alt? Du eine Kokette? — Die Schönste bist Du unter Allen, und glaubst Du nicht, daß ich, daß Dein Vater nichts Anderes wollen, als Dein Glück?“

Völlig ermattet und indolent sagte Justine:

„Es ist möglich. Ja, ich muß es sogar glauben. Und da ich nicht im Stande bin, zu fühlen, ob ich unglücklich bin, ob glücklich, so will ich wenigstens Dein^Glück machen und den Fürsten heirathen. Der letzte,“ fügte sie bitter lachend hinzu, „den Du mir vorschlugst, war nur ein Graf, — Du wolltest ja nicht darunter. Nun kommt ein Fürst — da kann freilich kleine widerstehen, werden die Leute sagen. Ja, die Sache muß doch einmal ein Ende nehmen!“

Frau Johanna begriff auch das Lachen ihrer Tochter nicht.

„Du kannst schon wieder lachen!“ rief sie fröhlich ans, „nun bist Du wieder meine Tochter, meine liebe, gute, lustige Tochter!“

Stumm und erstaunt blickte Justine ihre Mutter an, dann wandte sie sich ab und sagte, das Zimmer verlassend:

„Aber es ist dunkel geworden, der Diener soll die Lampen anzünden.“

Frau Johanna blieb laut anftthmend im Zimmer zurück. Welche Ge-



Justine Vankmar, 265  
fühle hoben und senkten ihre Brust? — Sie faltete die Hände, Hub sie zum Himmel empor und sagte mit frommem Blick gegen oben:  
„Gott sei Dank!“  
Ter Diener trat ein und zündete die Kronleuchter au. Bald darauf erschien auch Felix in Gesellschaftstoilette.  
„Guten Abend, Frau Johanna," sagte er scherzend, „ich bringe einen Gruß vom Herrn Gemahl, der unten im Wagen sitzt und Euch entbietet, hinunterzutommen, es wäre die höchste Zeit!“  
„Ich werfe mir nur den Mantel um," versetzte Frau Johanna eilig und ergriff ihren Neffen beim Arm. „Höre, Felix, wie war mein Mann?“  
„Verdrießlich.“,  
„Hast Nu nicht erfahren, warum?“  
„Er schien ungehalten zu sein, daß der Fürst nie zu Hause sei, wenn er ihn brauche.“  
„Vortrefflich!“  
„Vortrefflich? Was ist dabei Vortreffliches?“  
„Das sollst Du schon erfahren. Jetzt in aller Eile noch eine Bitte «n Dich.“!  
„Soll ich Jemanden verleumden heut Abend?“ fragte er malitiös.  
„Das nicht. Liebst Du den Dr. Krüger?“  
„Ungefähr wie ich ein häßliches Mädchen liebe.“  
„Willst Du mir den Gefallen thun, ihn morgen unter irgend einem Vorwande in seiner Wohnung aufzusuchen und ihm dabei wie zufällig die Verlobung Iustinens mit dem Fürsten mittheilen?“  
„Wie? Ist das wahr?“  
„Ja, ja. Willst Du es thun? Du kannst es ja für einen Freund-schaftsdienst ausgeben, damit er sich die Unannehmlichkeit erspart, die That-sache hier im Hause zu erfahren? Willst Du?“  
„Warum denn nicht? Ei, ei, die kleine Justine!“  
„Ich verlasse mich auf Dich.“  
„Es soll mir ein Vergnügen sein.“  
„Iu meinem Manne bitte ich Dich aber heute Abend teiu Wort davon zu sprechen, ich habe meine triftigen Gründe. Hörst Dn?“  
„Ich höre.“  
„Ich bin gleich wieder da und gehe mit Dir hinunter.“  
Sie eilte fort, und Felix dachte bei sich:  
„Sie ist wie die Anderen alle, diese Justine! Ich hatte sie für etwas besseres gelialten, aber auch sie stiegt wie eine dumme Motte dem Glan,e »ach! Nim, mag sie sich die Flügel verbrennen!“  
Justine trat wieder herein', um etwas zu suchen, was sie hier hatte liegen lassen.  
„Sieh da, Cuusinchen!" rief Felix ihr entgegen, „würdigst Du mich noch eines Blickes?“  
Nord und Tiid, XXXIX, 110. 18

Ilarl ^aenicke in Vrezlau,  
„Was willst Du?“ fragte Justine verwundert,  
„Braut eines Fürsten! Ich beugte meine Knie in Demuth vor Eurer  
Durchlaucht, aber ich stehe wie auf Kohlen, denn im Wagen warten die hohen  
Eltern auf Euer Durchlaucht unterthanigsten Knecht!“  
Er lachte laut auf, bot der eintretenden Professorin den Arm und führte  
sie hinunter an den Wagen.  
Justine hatte, ohne eine Miene zu verziehen, den spöttischen Worten  
Felix' zugehört, sie blieb auch noch stehen, als er schon verschwunden war.  
und schaute ihm sinnend nach.  
„Der Aermste weiß ebensowenig wie ich, was er mit sich anfangen soll,“  
sagte sie endlich und zog sich auf ihr Zimmer zurück, um den Abend in  
völliger Einsamkeit zu verbringen.

Illuftrirte Bibliographie.  
<5ulturgc, chichte >eö deltttschen Volles, Von Dr. Otto Henne am Nhyn, Staats-  
archiv« in St. Wallen. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, Tafeln, Farben-  
drucken und Beilagen. Berlin, G. Grotc'sche Verlagsbuchhandlung.  
ckügen Standpunkt für die Be-  
nrtheilung des uorliegenden  
Werkes gewinnen wir erst  
dann, wenn wir darüber  
klar werden, was der Ver-  
fasser unter „ Cultnrge-  
schichte" «ersteht: denn es  
wird den Lesen! dieser  
Zeitschrift wohl bekannt sein,  
das, weder über den Begriff  
noch über die Behandlung  
der Eulturgeschichte unter dru  
Gelehrten eine Einigung bis-  
her erzielt worden ist. Henne  
hat es vermieden, in diesem  
Werte, welches sich an das  
grosie gebildete Publikum  
wendet, noch einmal in eine  
Discnssion darüber einzu-  
treten. Mit vollem Rechte. Denn in seinem umfassenden Werke einer allgemeinen  
Culturgeichichte hat er seine Ansichten ausgesprochen und begründet.  
Man hat lange Zeit mischriiuchlich in der politischen Geschichte nur die Fragen  
der Macht behandelt, während man alles übrige in der Eulturgeschichte u»!erz»bringe,,  
Nichte. Jene hatte dadurch eine Einseitigkeit erhalte», die sie in den Augen denkender  
Leser um jedes Interesse brachte, diese war durch die übergroße Fülle der Einzelheiten  
zu emer Vielseitigkeit uernrtheilt, welche ebenso jedes tiefere Eindringen wie jede ein-

268  
Nord »nd 2ül>.

°3>^^ >  
^»tcricin ll»>> dein !5, ^ahihnnndert, hauomusi! auf einer Heine» !7r<,e>, die ihre ?,chz»lu!,l  
i>°n der üiucllcüe dnrch »eine Ä!n!ei>,1l,;e erhält!. Kn;>lerstich ron lir^cl von Meelenen ,^ I5U3>.  
An«: Henne am Nhnn, Lnlтурgeschichte de«! denüchen V°!!e>',

Illuftrirte Vlblisgraphi e.  
26Y

Iüteriem <ms dem 15, Iührhunder!, Heiuomusü, KiipImüch >,»„ Iüiael oon Melle,,!,! ,5 1503).  
Äul^ Henn« »,,i «hy n, Ilu, urge!chich!t d«^ de,,!sä,e„ Vollec,,

heitliche Zusammenfassung unmöglich machte. Eultur, Bildung im weitesten Sinne, ist nach Henne am Nhyn dasjenige, was den Menschen zum höchsten Wesen der Erde, was ihn über das Thiel, was die höhere» Nassen über die niederen emporhebt; ohne die Eultur wären die Unterschiede zwischen Mensch und Thier, oder zwischen einem Hottentotten und einem Europäer rein äußerliche. Tie Eullurgeschichte hat also alle Momente zu beachte», welche den Menschen von der niedrigsten Stuse der Eivilisation auf eine höhere gebracht haben, und die politische Geschichte findet hierbei nur insofern Berücksichtigung, als sie zur Erreichung dieses Zieles mitgewirkt hat. Daraus folgt von selbst, daß die Kulturgeschichte „zu Grenzsteinen ihrer einzelnen Perioden nicht Kriege, Ewberuugen, Friedenschlüsse oder Tyuasticnwccchsel hat, sondern lediglich die jeweilige Eröffnung eines neuen Gebietes oder Schauplatzes der Eultur oder das Eintreten eines Ereignisses, durch welches der menschlichen Gesittung neue Bahnen angewiesen werden."

Aus diese» allgemeinen Vemrrtu»gen läßt sich mit Leichtigkeit entnehmen, welche Ausgaben Henne am Hilim der Eulturgeschichte eines einzelnen Volkes, in un'crem Falle, des deutschen Volkes stellt. Ans einer Reihe von Funden hat die Wissenschaft nachgewiesen, daß die älteste» Bewohner des heutigen Teutschlands auf einer sehr niedrigen Stufe der Eultur gestanden haben. Vergleicht man de» Germanen jener Zeit mit einem Germanen unserer Tage, so zeigt sich zwischen beiden ein gewalliger Unterschied: sie bilden gleichsam die Endpunkte einer langen Entwicklungsreihe, und diese Entwictlning ist eben nichts anderes als die uielhundertjährige Geschichte der deutschen Eultur. Tie Tarsiellung derselben bildet de» Inhalt des Henne'schen Werkes.

Es drängt sich sofort die Frage auf, ob man die deutsche Eultur nur innerhalb der Grenzen suchen wird, welche die politischen Ereignisse dem heutigen Teutschland gesteckt haben. Bedenkt man, wie oft diese Grenzen durch die Nchselfällc eines Krieges verschöbe» worden sind, wie oft ei» Stamm von gleicher Eultur abgetrennt und ein anderer Stamm von fremder Eultur in den deutschen Boden gesellt worden ist, so erhält man auf die Frage die Antwort: Es giebt mir ei» einziges, unterscheidendes Merkmal für die Eulturen der Böller — und das ist die Sprache, So weit die deutsche Zunge klingt, so weit mich der Eulturhistoriler seine Forschungen ausdehnen, wenn er die Grundlagen und die Entwicklung der Eivilisation unseres Volkes verstehen will. Ueber die Pfähle des Reiches hinausgehend, muß er vorzugsweise Oestcrrciä', die deutsche Schweiz und die Niederlande, welche einst zum Reiche selbst gehörten, und neben diesen auch die deutschen Eolonien in Siebenbürgen und den russische» Ostseeproviuzen, ja sogar in Amerika und Südafrika in den Kreis seiner Betrachtung ziehe»,

Uebertrifft das Heuue'sche Werk schon in dieser Beziehung, nämlich in der Weite des Horizonts, ähnliche Werke, deren unsere Literatur eine ganze Anzahl kennt, so zeigt es gegen dieselben noch einen besonderen Fortschritt darin, das, es die Eultur der Germanen bis in die prähistorischen Zeiten zurückuerfolgt, Echou Schleicher hat iu seinem trefsrlichen Buche über die deutsche Sprache dem Historiker an's Herz gelegt, nicht ausschließlich nach de» Berichten von Tacitus und Lasar die Einrichtungen und Sitten der alten Germanen zu schildern, sondern die Resultate der moderuen Sprachuergleichung hinzuzuziehen, damit endlich die fabls conueuus von der Rohheit uno Bärenhäuter« uuserer Vorfahren aus der Nisseuschafft verschwinde. Man muß es mit Freude anerkennen, daß Henne nm Rh»n den Versuch gemacht, ans der Sprache die Zustände einer Zeit zu erforschen, über welche uns feine schriftliche Kunde erhalten ist, — nw» muß das anerkennen, auch wenn man mit den Ansichten des Verfassers über die Stammesuerschirdeuheit der indogermanische» Völker »ich! immer übereinstimmen wird. Tenn gegen die allgemeine Annahme, das! die arisch redenden Völker, zu denen auch die Germanen gehören, eine Einheit bildeten, macht Henne den „grundverschiedenen" Tüpus des Nordeuropäers und Südeuropäers gellend, von denen der letztere in seiner äußeren Erscheinung dem sogenannten Scmlen näher stehen soll als scinem Sprachverwandten im Norde». Tarnm läßt er es auch uueutschieden, ob man die Urheimat der Tentsche» i» Europa oder in Asien zn suche» hat. A» diese Auseinandersetzung schließt sich naturgemäß eine Schilderung der Pfahlbauten, der Hünengräber und einiger lyeräthe ans der ältesten Zeil,

Eiueu festeren Buden gewinnt der Historiker von der Zeit ab, in welcher die Germanen mit den Römer» in Berührung kommen: erst jetzt wird eine eingehendere

Illustrierte Vibliographie.

2?^

Tarstellung ihres Cullurlebens möglich. In großen Zügen entwirft Henne am Rlnin ein Bild von den Zuständen Deutschlands zur Zeit der Völkerwanderung, unter der Herrschaft der Mewvinger, der Karolinger, gleichsam Bilderc>,clen, in denen die Leistungen der Deutfcheu auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet, in Kunst und Poesie, ihre Sitten uud Einrichtungen, ihre Religion und ihr Aberglaube der Reihe nach

HZ

3^

De

^

«

vor unseren Augen vorüberziehen. Immer lebensvoller uud anschaulicher gestaltet sich das Bild, je reichlicher die Quellen fließen, je zahlreicher die Nentmaler sind, die sich durch den Lauf der Jahrhunderte erhalten haben. Man findet immer ,uch, trotz der Forfcherarbeit in den letzten Decennien, die Ansicht verbreitet, daß sich aus dem reichen Leben des späteren Mittelalters nur verhältnismäßig dürftige Reste erhalten haben. Gewiß, es ist nicht zu lengnen, daß eine unendliche Masse von Schriften, Urkunden, und Briefen verloren gegangen ist, und der politische Historiker wird auf Schritt und Tritt Verluste beklagen, die ihm das Verständniß der Vergangenheit erschweren oder

ganz »erwehren- aber für den Culturhistoriker giebt es noch eine große Zahl anderer Quellen, die nicht aus so vergänglichem Stoffe bereitet sind und in beredtester Weise erzählen, wie es einst in Deutschland ausgesehen hat. Was beherbergen nicht die großen Sammlungen in Berlin, München, Wien und vor Allen» das germanisch? Museum in Nürnberg für einen reichen Schatz mittelalterlicher Denkmäler: wie viel Kirchen, Häuser, Statuen, Brunnen, Säulen haben sich als treue Zeugen der Vergangenheit in unsere Zeit hinübergerettet. Man lese nur bei Henne die Capitula, die sich mit der Cultur der deutschen Kaiserzeit, mit dem Ritterthum und dem Minnedienst. mit dem Zeitalter Wolframs von Eschenbach und Walters von der Vogelweide, mit den fahrenden Schülern, mit dem Aufschwung der Städte, mit der Architektur und Malerei, mit den Trachten und Sitten beschäftigen, um das vorhin Gesagte bestätigt zu finden. Und das führt uns auf eine andere Eigenschaft des Henne'schen Werkes, auf seine künstlerische Ausstattung. Derjenige, der sich ernster mit historischen Fragen beschäftigt, mag manchmal an der Anordnung, der Knappheit der Erzählung oder an der Aufnahme unverbürgter Facten etwas auszusetzen haben, allein die Auswahl und die Ausführung der Illustrationen sind über jede Kritik erhaben: die Beilagen, Tafeln, Abbildungen in Farbendruck und Holzschnitt sind in einer so erstaunlichen Menge vorhanden, daß man durch das reichste, culturhistorische Museum zu wandern scheint. Selbst wenn man weiß, daß die Grote'sche Verlagsbuchhandlung einige Eclipsen zu den Bildern schon in der „Weltgeschichte" und in der „Geschichte der deutschen Kunst" verwerthet hat, so bleibt es dennoch erfreulich, daß man ein derart luxuriös ausgestattetes Werk zu einem so billigen Preise herstellen kann. Auf dem Gebiet der Typographie und der Illustration ist das Werk eine Leistung ersten Ranges. Bis jetzt sind zwei Abtheilungen erschienen: von dem Abschluß des Wertes — der noch vor Ende des Jahres vorliegen soll — werden wir unsern Lesern Kunde geben. I. . .

<Lin Engländer über den Freiherrn von Stein.

Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleons.

Von I. R. Schlegel, Professor der neueren Geschichte an der Universität Cambridge.

1. und 2. Band. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Lehmann. Gotha, Friedr.

Andr. Perthes.

Man thut der Perthes'schen Verlagsbuchhandlung zu lebhaftesten! Dante verpflichtet fein, daß sie das schöne Werk des Engländer's Seelen durch eine Uebersetzung einem größeren Leserkreise zugänglich macht. Als das Buch: „Die Napoleonische Revolution", oder „Die Napoleonische Revolution in Frankreich", erschienen, erregte es schon durch die Wahl des Gegenstandes das größte Interesse bei den deutschen Historikern und fand bei näherer Prüfung die einstimmigste Anerkennung von Seiten der wissenschaftlichen Kritik, Es hat trotzdem verhältnißmäßig lange gedauert, bis die deutsche Uebersetzung erschien-, 1883 kam der erste Band, 1885 der zweite heraus, der dritte, der das Werk abschließen soll, wird voraussichtlich im nächsten Jahre erscheinen: aber damit es nicht den Anschein habe, als ob wir aus dieser Langsamkeit des Erscheinens einen Vorwurf herleiten wollen, fügen wir gleich hinzu, daß die von Emil Lehmann gefertigte Uebersetzung sich weit über das Niveau der gewöhnlichen Uebersetzungen erhebt, Sie ist mit großer Sachkenntnis! und Sorgfalt gemacht und läßt in keiner Weise die Empfindung aufkommen, daß wir kein Original vor uns haben.

In welchem Geiste Seeley», sein Werk geschrieben hat, ließ sich unschwer aus der Widmung an den verstorbenen Pauli entnehmen. Der beste Kenner deutscher Geschichte in England brachte seine Huldigung dem besten Kenner englischer Geschichte in Deutschland dar. Es lag in der Anrufung dieses Namens zugleich ein Schutz gegen den Vorwurf, daß es eine Anmaßung sei, deutsche Angelegenheiten von England aus behandeln zu wollen. Wer in so wissenschaftlichem Geiste schreibt wie Seeley,, wer die Gabe der ruhigen, objectiven Beobachtung in so hohem Maße besitzt, wer durch die ernste Forscherarbeit des Historikers hindurchgedrungen ist zu einer Bewunderung der deutschen Verhältnisse, der hat einen solchen Vorwurf weder zu gewärtigen noch zu fürchten. Wenn der Verfasser in übertriebener Bescheidenheit sagt, daß er einzig und allein die



Belehrung seiner Landsleute im Auge habe und sich nicht einfallen lasse, die Deutschen in ihrer eigenen Geschichte belehren zu wolle», so mag ihm die beifällig aufgenommene Uebersetzung seines Wertes der deutlichste Beweis dafür sein, daß auch in unserem Väterlande seine Leistung nicht mehr bloß in den Kreise der Fachgelehrten, sondern in dem weit größeren Kreise der Gebildeten die gebührende Anerkennung gewonnen hat. Allerdings hatte Seelen noch einen besonderen Grund, bei der Wahl und Behandlung seines Gegenstandes an seine Landsleute zu denken. In England pflegt man die großen Umwälzungen, die sich in Teutschland und Preußen im Napoleonischen Zeitalter vollzogen haben, nur als eine Episode im Leben des französischen Kaisers darzustellen, und man drückt die Bedeutung jener Umwälzungen dadurch auf ein niedriges Niveau herab, daß man schwerlich in ihnen die zutunftreichen Keime erkennt, aus denen die preußische Hegemonie so glänzend aufgegangen ist. Seele>> hat dieser Behlndlungsweise jener Zeit ein Ende gemacht und den bedeutsamen Ereignissen in Preußen und Deutschland die gebührende Stellung angewiesen. Und sucht man einen Repräsentanten der Zeit und der deutschen Nation, so bietet sich kein würdigerer dar als der Freiherr vom Stein. Aus solchen Erwägungen ging der Plan des Wertes I)crvor, der auch in dem Titel durch die doppelte Bezeichnung „Stein" und „Deutschland und Preußen" auf's deutlichste ausgedrückt ist.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob es ein dankbares Unternehmen ist, nach Pechs Leistung noch einmal das Leben Steins zu behandeln, — und Seelen, selbst hat in der That die Frage gestellt. Allein er mußte, als Mann von Tact, in der Antwort sich begnügen, auf die neuen Materialien aus dem Nachlasse Hardenbergs und Schöns hinzuweisen, welche inzwischen erschienen sind und das Bild jener Zeit nicht unwesentlich abändern: es erscheint ihm ferner als ein Hauptfehler des genannten Werkes, eine „gewisse durchgehende Veimengung der Persönlichkeiten von Stein und — Pech". Wir aber können hinzufügen, daß es noch ganz andere Gründe giebt, welche das Unternehmen Sceleris vollauf rechtfertigen. Das Pertz'sche Werk war schon durch seinen kolossalen Umfang — 7 starke Bände — nur für einen kleinen Kreis von Forschern bestimmt; es war im Grunde genommen eine reiche Materialiensammlung mit verbindendem Tezt, Und selbst der zweibändige Auszug, den der Verfasser daraus veranstaltete, in der richtigen Erkenntniß, daß man mit sieben Bänden kein populäres Wert schafft, — auch dieser Auszug hat den Weg in's Volt nicht gefunden. Denn Pech war ein großer Gelehrter, aber er besaß nicht die Gabe, seinen Gegenstand künstlerisch zn gestalten. Hält man diesen Umstand mit dem anderen zusammen, daß inzwischen eine Reihe der wichtigsten Quellen erschlossen sind, daß die Literatur über jene Periode der deutschen Geschichte sich außerordentlich vergrößert hat, so wird man einer neuen Arbeit über Stein an und für sich mit Interesse entgegensehen, und das Interesse verwandelt sich in die höchste Anerkennung, wenn die Aufgabe so gelöst wird, wie es von Seelen, geschehen ist. 1 ^,, 2r.

Neumayrs Erdgeschichte.

Allgemeine Naturkunde. Das Leben der Erde und ihrer Geschöpfe, (Fortsetzung zu Brchms Thicrleben,) Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Neummzr: Erdgeschichte Bd. 1.

Von der „Allgemeinen Naturkunde" liegt uns der dritte Band vor, welcher den oben angegebenen Sonder-Titel hat. Nachdem der Verfasser Wesen und Inhalt der Geologie, deren Principien von Gottlob Abraham Werner begründet worden sind, klargelegt, entwickelt er uns zunächst die Entstehung unseres Planeten nach der berühmten und bekannten Kant-Laplace'schen Theorie nnd lehrt uns die Kräfte kennen, welche wirksam waren und auch jetzt noch stetig Wirten an der Umgestaltung der Oberfläche der Erde und an der Verthcilung von Festland und Wasser. Neben den gewaltigen Umwälzungen durch Vulcane und Erdbeben, deren plötzliche Thätigkeit oft in wenigen Minuten, ja sogar in wenigen Secunden eine Gegend vollständig verändern «nd deren umgestaltende nnd zerstörende Macht wir in allen Continenten und den zugehörigen Inselgruppen beobachten können, sind es das Wasser und die Luft, welche, wenn auch langsam und unscheinbar, durch ihr beständiges

2?H

Nord und Süd.

Wirken mit unwiderstehlicher Gewalt die Verhältnisse der Erdoberfläche verändern. — Hierauf folgt eine Betrachtung der Gesteinsbildung, eine Untersuchung, auf welche Weise sich die Schichtgesteine, Massengesteine und Inistauinischen Schiefer gebildet haben. I« Anschluß an diese Probleme und gestützt auf die Kenntnisse, die wir beim Studium derselben erworben haben, weiden wir im zweiten Bande der Erdgeschichte bekannt gemacht werden mit der eigentlichen Geologie, d. h. mit der Entstehung und Lagerung der Gesteine, welche an dem Aufbau der Erde im Großen Antheil nehmen. Das Werk von Neumayr reiht sich ebenbürtig an die zwei erschienenen Bände der allgemeinen Naturkunde an. Es zeichnet sich durch die Eigenschaften aus, welche wir bei Besprechung von Ratzels „Völkerkunde“ und Rankes „Der Mensch“ hervorgehoben haben';. Wie dort finde« wir auch hier neben einer mustergiltigen äußeren Ausstattung ein«-erschöpfende Behandlung des Gegenstandes, eine geschickte Darstellung, die dem Leser die behandelten Aufgaben deutlich und verständlich auseinandersetzt. Die zahlreichen Zeichnungen erleichtern und vervollständigen die Anschauung. Mit großem Fleiße hat der Verfasser die ausgedehnte Literatur der verschiedenen einschlägigen Probleme durchgearbeitet und Alles verwerthet, um den Leser mit den älteren und neueren Ansichten bekannt zu machen. Nicht nur die Resultate der Untersuchungen werden geboten, sondern auch die Gründe, welche ausschlaggebend für die eine oder andere Ansicht gewesen sind und es bleibt dem Leser oft überlassen, sich auf Grund der angeführten Thatsachen eine eigene Meinung zu bilden. Das Buch ist eine unterhaltende, belehrende und geistschärfende Lectüre, Uebersichtlich für den ersten Band halten wir die kurze Darstellung der Aufeinanderfolge der Formationen (Seite 34—50), da wir in dem zweiten Bande der Erdgeschichte, der sich fast ausschließlich mit diesem Gegenstande beschäftigen wird, eine detaillierte Darstellung der Lagerungsverhältnisse der Gesteine finden werden. — Ebenso scheint es uns, daß der Verfasser die Eigenschaften des polarisirten Lichtes beim Durchgang durch Kristalle (Seite 595—597) hätte unerwähnt lassen müssen. Er giebt selbst zu, daß das Verständnis dieser Probleme ein speciell mathematisches Fachstudium verlangt, und unterläßt es doch nicht, die Resultate dieser Untersuchungen anzugeben. Für den Fachmann ist das über polarisirtes Licht Gesagte sicherlich nicht geschrieben, dem Laien wird es, trotz der möglichst einfachen und klaren Darstellung doch nicht vollkommen verständlich. ^ 2.

Bibliographische Notizen.

Die Viertertheile der deutschen Literatur »n milfternilttnen Inhaltsangaben. Eine Sammlung erlesener Darstellungen, Herausgegeben von I)r. Maximilian K o h n. Hamburg, I. F. Richter.

Vor einiger Zeit ist in Italien eine Art Chrestomathie der Kritik erschienen, d. h. eine Sammlung hervorragender Neurtheilungen von Meisterwerken der italienischen Literatur. Etwa« Aehnliches, wenn auch nicht ganz dasselbe, bietet der Verfasser in dem hier genannten Buche. Es soll keine Literatur-Geschichte sein, auch nicht Inhaltsangaben von Werken, wie sie der Verfasser selbst gemacht hat, sondern eine Auslese aus den besten Inhaltsangaben, die Andere vor ihm gemacht haben, und zu diesen zählen: Wilhelm Hertz, Vilmar, Echröer, Uhland, Roquette, Dunlop, Nobertag, Geiger, Stahr, Kmw Fischer, Diltheu, Hcttner, Koberstein, Zcherer und viele Andere. Berücksichtigt sind nur die hervorragendsten Werte der deutschen Literatur, ganz besonders die erste Blüthezeit und die Zeit der Klassiker. Ohne Zweifel ist ein solches Buch, von Lehrern und Lernenden richtig verwerthet, von großem Nutzen, nur darf es nicht zur Eselsbrücke werden. Auch wohl für ein weiteres Publikum kann es von Bedeutung werden, wenn nicht etwa, wie auch der Verfasser in seinem Vorwort herausfühlt, „in dem Leser das täuschende Gefühl erweckt wird, der Lectüre der Werke selber entzogen zu können. — Das Nisten um die -) S. Heft IN.

Vivliographische Notizen.

275

Dinge ist noch himmelweit verschieden von der Kcnntniß der Dinge selbst", sagt der Veriasscr mit Recht. rl.

„Vir Auszug nach Kahl»". Eine Studentengeschichte von Gust. Heinr. Schneideck. Jena, Hermann Davis.

Der Dichter hat ein sehr ansprechendes Epos geschaffen, frisch in der Form, fesselnd in der Darstellung. Die romantischen Schimmer, dir das Studcutenthum umgeben, sind amnuthend in Verbindung gebracht mit den lucnlen Verhältnissen Jenas, des nltberllhmtcn Vorortes für frühliches Studentcnthum, und auch allgemein giltige charakteristische Züge entbehren die hier gezeichneten jugendfrischen Gestalten nicht. Der Dichter hat keinen Stoff durchgängig in der Schesfelschen Vierzeile behandelt, und so traut uns das Versmaß auch berührt, für eine so umfangreiche Dichtung wie die genannte wirkt es schließlich ermüdend, »v.

Neidoicha Roman von Robert v. Fels. Breslau und Leipzig, S. Schottlaendcr.

Wir kennen des Autors reiche Begabung schon aus früheren Romanen und Novellen — in seinem neuesten Buche „Neidoscha" giebt sich jedoch ein bedeutungsvolles Vorwärtsschreiten kund, das besondere Beachtung verdient. Stimmungsvolle, lebendige Rnturschilderungen, hochinteressante Bilder entlegener Eulturen bietengewissermastendenRahmen, in dem die fesselnde Handlung sich zuträgt. Die Heldin ist eine Mädchengestalt, ausgestattet mit dem unerschöpflichen Zauber echter Weiblichkeit, in Geist, Herz und Gestalt jenes „Elwas" besitzend, das zu allen Zeiten magische Krast geübt und uns ewig „hinnnziehen" wird. Der Held ist eine kräftig und markig gezeichnete Figur! unentwegt verfolgt er selbstlos hochüegcnde Ziele, bis — er sein Herz entdeckt hat uud dann plötzlich die Welt nur in der Geliebten sieht. Um diese meisterhast durchgeführten Gestalten bewegen sich nach und nach eine Fülle ltheils origineller, theils prononcirter Erscheinungen — alle typisch aufgefaßt und voller Leben. Ter Verfasser gebietet nicht nur über reiche Phantasie, er besitzt auch die Gestaltungskraft, dem Stürmen des Blutes und — dem Weinen des Herzens ergreifendsten Ausdruck zu gebe»: er hat Geist und Leidenschaft, und weil er beides in den Dienst der Wahrheit stellt, wirken seine Schöpfungen tief und nachhaltig. »v?. Frankreich in Wort und Nil» Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie, Pruduction, geschildert uo» Friedrich von Hellwald. Leipzig, Schmidt K Günther. 28.-33. Heft.

Der zweite Band dieses Prachtwertes, welches wir gleich nach seinem Erscheinen gebührend gewürdigt haben, beginnt mit der Schilderung des westlichen Frankreichs, und zwar mit dem Herzogthum Orleans. Hellwald steht nicht an zn erklären, das, Orleans mit Isle de France, Touraine, Champagne und Maine für ganz Frankreich das ist, was Lntium für Italien war, und de» wahren französischen Geist vertritt. Im nördlichen Thcile des Herzogthums, im Forst von Dreuz lag auch das Versailles des IS. Jahrhunderts, das Fcenschloß, welches Heinrich II. seiner Mnitresse Diana von Poitiers erbauen ließ. Ter Bedcutuug dieser Landschaft entspricht auch die eingehende Darstellung und die große Zahl der halb- und ganzseitigen Städtebilder. An Orleans schließt ! sich die Darstellung der Bretagne, durch seine Geschichte und Eultur nicht minder interessant als jenes, r«, Aenupten und öghptischeö Leben im Ältertbm» von Adolf Erma». I, Vand.

Mit 23L Abbildungen im Text und  
7 Vollbildern, Tübingen, Verlag der  
H. Laupp'fcheu Buchhandlung,  
Das Werk Ennans ist schon nach Er-  
scheinen der ersten Lieferungen von der  
Fach-Kritik als eine hochbedeutende uud  
dankcnswcrthe Arbeit bezeichnet worden,  
die in gleicher Weise jedem Gebildelen  
Belehrung, wie selbst dem Aegyptologen  
viele neue und überraschende lntersuchungs-  
resultnte biete, Ter uns jetzt abgeschlossen  
vorliegende erste Band ^welchem der zweite  
bald folgen soll) rechtfertigt dies llrtheil  
in vollkommenem Maße, Er behandelt  
in 11 Eapiteln Land, Volt und Geschichte  
des alte» Aegl>pten, die Institutionen  
seines Köuigthuius und Staatswesens,  
Polizei uud Gericht, Familie, Haus, Tracht  
und Vergnügungen der alten Argypter —  
alles in einer lebendigen, anschaulichen  
Darstelluugsweise, und dabei doch mit dem  
ruhig nüchterne» Urtheil des Gelehrten,  
welcher überall aus den Quelle» selbst  
schöpft und sich daher der Unsicherheit  
unseres Wissens über viele wichtige Dinge  
! allezeit bewußt bleibt. Auf chronologische  
j Scheidung der von den Gelehrten nur zu

276  
Nord und Süd.  
Adelphi«», Erzählung von Elisabeth  
Werner. München, Verlag von Richtig  
und Kappler.  
Die Verfasserin behandelt in dieser  
Erzählung den nicht mehr gerade neuen  
Vorwurf, welcher befreienden Einfluß eine  
große Leidenschaft auf ein Kunstlergemüth  
hat, in ansprechender und unterhaltender  
Form. Hübsche Naturschilderungen be-  
leben den Gang der Erzählung, die als  
Nunlerhaltungslectüre warm empfohlen  
werden kann. mi.  
!;!>>>M»N!>, I>»t«I, I>iami>»!«I:n» 'vVsr^I'. Viel-t^  
vull ?«vorzi, ziil «!n«r I>dowi;l. ^Iln^um«  
n»vmnn<I, NIXÜ'M I^!M^!,>!.', H lilo in F,,NZ,  
n»«ü» !I,!»!-!!tiU!>»t«, luML XI. III — VI ÜVI.  
Ndotliwr, ^Villü'Im, I^nm uuH li«n«! D«I  
UI7«nn»li>N!;^un»,>»oZ, iiwil, ^Villl, I>onl>n«,  
8«!!I»s», U«n»! I',i« ä«ut«i:nn Hon«. Ijlütten.  
wni't«n Lilclnnl?. zliil «inom ?i»Il>il>I von 0.  
8<»!>«t», II7. lillllull, I'uiIU3oi>!uu äül drillt».  
I»üt>«!t, Dlnü, 8im5un, Uvi-Iin, I"!i»<i<loi  
M3to!!I, ^I>>n«itnng I, IIsiHoü»«!^, üu«!>?  
^»!'<»!>!»!r», Hl»rl, ^iVonn I°IÄN«I> »!t «meiden?  
^Il<I>»i!!», Viclur, ^Vu« I1«Iln WnIUisi» ^unz«n  
oft unterschiedslos zusammengeworfenen  
Epochen leg! der Verfasser mit Recht ein  
besonderes Gewicht und erweist sich auch  
hierin als der würdige Nachfolger von  
Richard Lepsius, dessen Lehramt an der  
Berliner Universität und Direktionssiellung  
nm äg»ptologischen Museum daselbst be-  
kanntlich ihm übertragen wurden. —  
Die Ausstattung des Buches mit Illu-  
strationen ist bei Vermeidung alles un-  
nützen Prunks eine reichliche und solide  
inz.  
L»i äsi Iln<!»ctilln von „K»e<! u<«! 8Ü<!" iur 2««nr»onnlI8 «luF«z»nz«n» L!i«I!>I.  
^!I>»et, U, Uki-lenook, ?s»un«ni>>I in lnnl  
>own, ^Visn, O»?I lim«^I>I, «", I^rnKI  
>u»I»n<!«z, II«!!« ». H. 8., UM, NonH«!.  
M, «?. I^8«in^, 5?»tt>»n 6?r ^Voi«n. 28,  
II»U<I, NW üüttIV'liil! VOM I'xüt <t«!j ^it«.  
I». 30, 31 I^?,>I»>, Oc'äiHW, 32, Iliiuü,  
37. vuoln«, Uuäiclit», 2«, II,lcl,^, llsr <.!!,I,  
3». <0. ^. I>. IWKol, «</!mt^!I5U«i». <I,  
8cnil>,?s, >I»riz !^v,>»Il,  
<'o!ni!i„I>«!iliK <s«„3 U«ut.«(.m>>n li«i<^uu3, Uorlin,  
rizülwn In»«!,,, »it 2S Hi^ioKwn »llcl,  
II>>»t!>IIsi>» ^ttMm«i,w liumHi>!>I!>Ii,>Ino>i. III,  
,II>!,!'»5,'i!!;. Ul. I. ü. R,n^t It»mm, I)w Vui-  
t>»p,, >>, V,,m Nul! und »u« dor 8I!>!t. 8!IN«  
I>», I>I. H, vun, Vo««n und >V„rt n ä«8 I)»-  
ti^oko« <ioi!jol>t in <!rci ^nsilon. I^oip^iz;  
II«5cni<:nl«,ibu<!n. 8<uü«^t, HüoU I>>m2 i^ (.n,  
»»>»«, I^iln!, unä !.I>!,tn»s, I^nävi«, Konol  
öeut^lwr!^uv<?II«n?c!mt>i. 2anä XIV. XV,  
Iliiwne,, und I^«in?ii:, II. Uläondoorz,  
Ils»!!»». U.<II„7, ^r!>>!>!«>!, üi-ä^Iitox, In U«!>0  
cleli^lulu«. I)ü««o!II°il, I.,, V«»8 H I.'u.  
viulf und veilng o», 2. 3ch«ttlaendtt in Vi«!>»».  
Unbeiechiigiei N»chdluck aus dem ^nhal! diejer IeiiI'chrift unieilag!, Ue!>«leKungz«chl «oib»!,»!!>»«.

\_EMPTY\_

December !886.  
Inhalt.  
Sei!»  
Heinrich Kruse in Vückebug.  
Der Californier. «Line Teegeschichte 27?  
Friedrich Vodenstedt in Wiesbaden.  
Die heiligen Stätten in ihrer Vedeutung für Rußland 30^  
Gustav Meyer in Graz.  
Ein Ausflug nach Argolis 308  
Julius Duboc in Dresden.  
Vei Vauernphilosavh Aonrad Deubler 322  
tz. vechend in Marburg.  
Ein französisches Ränlesviel in Deutschland zur Zeit Napoleons I. 334  
Karl )aenicke in Vreslau.  
Justine Dankmar. Novelle. (Schluß,) 3^9  
Vibliographie 405  
Vnlin«! bnn!« INofpe. <M!t IUustlaÜonen.) — Die Arbeilnfrage, — R«il  
Vibliographische Notizen ^ ^!. ^  
hierzu ein Portrait von Friedrich Vodenstedt.  
Radirung von Johann lindncr in München.  
preis PI» Vnaltül <3 ijefiel ö Mail.  
Alle Vuchhündlungen und postonftnlten nebmcn jedeizeil Vefiellungen »n.  
^ . . Alle auf den redactionellen Inhalt von „^Juld und Süd" bezüglich  
Sendungen sind an die üedactlun nach Breslau, Siebenhufenerstiaße 2/5, ohn,:  
Angabe eines Personennamens zu richten. ^^—  
Veilagen zu diesem l)efte  
«jn>le'scht, H., veilogibuchhdlg, >n VeiNir. ^ tlieiniich Heine z ge!»,»,»elte w«le.)  
Znftllut, Vibli«gl«ph,, in leipzig, (C«n»en'a!>»n,.leii!«n lc.)  
Alieg«l'sch« verlogilüichlidlg, in Siuttgor». (Stein, Heschichle dee wellllixioiur,)  
titz», Adolf, in leipzig. <v»rnei,niste Feftgeschenkc,!  
^<y«lll«»»»»tl K,, in Vieslau. (Ai>5N'nl!! lilerarischei jestgeschense.!

\_EMPTY\_



<

.^<^>^\_-'  
.Â«.,.,>^ ^,,^/>!! Â» ,!.<^'. mt>cÂ«!^:,,

\_EMPTY\_

\_EMPTY\_

Mn unsere Muonnenren!  
ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden hefte  
der bereits erschienenen Vände von  
„Nord und Süd“  
ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet Vrsshirten  
oder fein gebundenen Vänden von uns nachbezogen werden, preis  
pro Vand (-- 3 hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinsten«  
Driginal'Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.  
Einzelne hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath  
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.  
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle  
Original - Ginbanööecksn  
im Stil des jetzigen Heft »Umschlags mit schwarzer und Goldpressung  
aus englischer leinwand und stehen solche zu Vand XXXIX (October  
bis December 1886), wie auch zu den früheren Vänden I—XXXVIII  
stets zur Verfügung. — Der preis ist nur I, Mark 50 Pf. pro Decke.  
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen  
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Vuchhandlung oder  
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte  
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern  
bereit, gegen Einsendung des Vetrages (nebst 50 Pf. für Francatur)  
das Gewünschte zu expediren.  
Vreslau.  
Die Verlagsbuchhandlung von ö. öchottlaender.  
IVestellzettel umstehend.)

Meststtzettec.  
Vei der Buchhandlung von  
bestelle ich hierdurch  
„Nord und Süd“  
herausgegeben von Paul tindau  
(V«!»Z «m 5, Kchotlloender in VI«I<m>  
<Lxpl. Vand I.. IL. III.. IV.. V., VI.. VII.. VIII..  
IX.. X., XI., XII.. XIII.. XIV.. XV.. XVI.. XVII..  
XVIII.. XIX.. XX. XXI.. XXII.. XXIII.. XXIV..  
XXV. XXVI.. XXVII.. XXVIII.. XXIX., XXX.,  
XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,  
XXXVI.. XXXVII, XXXVIII.  
elegant broschirt zum Areife von «^,6.—  
pro Vand (— 3 Hefte)  
fein gebunden zum Preise von »^ 8.— pro Vand.  
«lpl, Heft 1, 2, 3, 4, ». b. ?, 8, 9, IN, ,1, 12, 15. 14, 15,  
1«, 1?, 18, 19, 20, 2!, 22, 23, 24, 25, 2S, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,  
2,, 22, 3«, 27, 28, 29, ,U, <U. N. V, ^q, ,5, N. 5?, 5», 59, 50, 51,  
52, 52, 54, 55, 2«, 57, 58, 59, «0, «1, «2, «2, «4, «5, ««, K7, b8, «9,  
?II, ?>, 72, 72, 7^, 75, 7K, 77, 78, ?9, 80, 81, 82, 82. 8H, 85, 8«, 87,  
»8, 89, 90, 9>, 92, 92, 95, 95, 9«. 9?, 98. 99, !,oo, 101, !,02, 102.  
105, 105, 10S, 107, 108, 109, 110, 111, N2, 112, U», II.5, 11«  
zum streife von «^t, 2. ^- pro Heft.  
Einbanddecke zu Vand XXXIX. (October bis  
December ^886)  
Lxpl. do. zu Vand I.. II., III.. IV.. V.. VI.,  
VII. VIII.. IX. X. XI.. XII.. XIII.. XIV., XV..  
XVI.. XVII.. XVIII.. XIX.. XX.. XXI.. XXII..  
XXIII.. XXIV. XXV.. XXVI.. XXVII.. XXVIII..  
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII.. XXXIV.,  
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII.  
zum streife von «^ ^ .50 pro Decke  
Nich!g«wünsch!» bit!« zu d»ichH»!chen,  
Un< zest, «cht deutlich« Namen»» und w»b,nunz»an«ab» »iid »rlucht.

Aord und Süd.  
Eine deutsche Monatsschrift.  
Herausgegeben  
Paul Lindau.  
XXXIX. Vand. — Vecember M6. — Heft ^?.  
<Mi! einem porirni! in «»diiung: Friedrich N odenstedt,!

V r e ^ l a u.  
Druck und Verlag von 5. 5chottlaender.

\_EMPTY\_

Der Califo rn i er.  
Eine 3«geschichtc

ttcinrich llrusc.  
— Viiekcburg. —

Ist das ein großes Gebirg' in weiter Entfernung uud ragt dort  
hinter den Kuppen die höchste mit ewigem 2ch»ce in den Himmel?  
Nein, mit wenige» schritte» erreicht man die Rette der Dünen,  
welche das freundliche Dörfchen beschützt vor der tobenden Nordsee,  
lind auf der höchsten, die weiße genannt, liegt stiebender 3and nur,  
De» es bisher nicht gelang mit dem Netze zu fesseln von Nelmgras,  
Von dort oben zu schau», wie die ?on»e versinkt i» das Weltmeer,  
Zogen am Abend wir aus i» froher Gesellschaft, die bald sich  
Findet Zusammen am Strand, wo man frei von de» täglichen borgen  
Und vom Gesellschaftszwang, sich naher «ud menschlicher fühlet,  
^eclcuvergnügt, wie ma» ist »ach dem erste» erfrischende» Vade,  
plauderte» wir »och viel vo» den, gestrige» leuchte» des Meeres,  
Als hochrädrige wagen uns holten zur Insel vom Fährschiff,  
Und bei jeder Veweguug der laugsam watende» f>ferdc  
Jeglicher Drehung des Rads aufleuchteten feurige woge»,  
Funken in Unzahl sprühte» u»d Wasser mit Feuer gemischt schie».  
Also zogen wir hi» auf dem f>fade der blumige» wiese,  
Die mir besser gefällt, als des Gärtners geschorener Teppich,  
Und in die heitern Gespräche verlieft, vergaßen die Dame»  
Sich vor de»! Vulle» zu fürchte», dem glotze»de» Führer der Heerde,  
Die man am Abende treibt in die Nähe des Dorfes, Die Kühe  
Vrüllten mit strotzenden» Euter und harrten der melkenden Mägde,  
lind schon schläge» wir uns in die Düne», Im vorderste» Thalc  
II?ar es »och freundlich u»d grü», de»n es hat ei» eifriger Forstmann  
19»



278 Heinrich Kruse in Vückeburg.  
Kort viel Erlen und Virken und Tonnen gepfianzt, und die nackte-  
Düne, des 5chat!tens sich freuend, bekleidete rasch sich mit Rasen.  
langsam stiegen wir dann durch gleitenden Sand auf die Höhe,  
Wo man den lcuchtlhurm sieht von wangeroog und den Rirchthurn«  
Jenes verlassenen Dorfes, zerstört durch furchtbare Fluchen.  
Als wir wieder hinab nun schritten in's andere (Yuerthal,  
wo nichts Grünes zu sehn, als leise fnirrendes Helmgras,  
Da, bei der Wendung des Pfades, was müssen wir plötzlich erblicken?'  
Darf ich den Augen traun? Seit lange ja kenn' ich die Dünen,  
weiß, daß hier in der wüste man sonst nichts lebendes spürte,  
Als Seevögelgeschwirr und etwa nach Sturm und Gewitter  
Ein Kaninchen, das sche» ans dem Gang rothaugig hervorguckt.  
Doch nun steht da ein hölzernes Haus mit mächtigen» Zeltdach,  
lind ein schuppen dabei, auch Sägen und allerlei Werkzeug,  
Auch, es zu schärfen, ein Drehschlcifstcin, und zeigt sich ei» Vrunne»^  
Zierlich mit Welle, mit Eimer und Seil, was mag das bedeuten?  
Und dort brodelte sogar ein Kessel auf flackerndem Feuer,  
Dnrch die Dcrtiefung geschützt, und wirbelt den Rauch in den Himmel.  
Hat hier, sprach ich, sich ein nach Gold z» graben gewohnter  
Ealifornier niedergelassen?  
„Ihr habt es getroffen!"  
Rief mit fröhlichem lachen, vom Strand herkommend, ein Mann aus»  
Der ein blitzendes Veil quer über die Schultcr gelegt trug,  
Hoch und kräftig gebaut, nicht mehr in der Vlllthe der Jugend,  
Denn in das lockige Haar, das braun und voll ihn umspielte,  
Stahl sich schon hier und dort an den Schläfen ein silbernes Fädchen.  
Vraun war auch sein Auge, von innerster Heiterkeit leuchtend.  
Stattlich schritt er daher wie ein lictor, der in dem alten  
Rom vor dem Eonsul ging. Er grüßte mit Höflichkeit Alle,  
Und dann warf er das Veil mit lachen zu Vodcn und sagte:  
„ladies und Gentlcmcn, da kein Ecremonienmeister  
Hier ist, stellet sich selbst als Ihren ergebensten Diener  
Anton wohlgemuth vor und begrüßt 3ie in seiner Vehausung.  
wohlgemuth heiß ich und wohlgemuth bin ich; doch nennt man mich meisten«  
.Ealifornier' nur." „Ihr seid dort drüben gewesen?  
Habt nach Golde gegraben?" „So ist's." „was sührt Euch denn aber  
Hier in die Dünen, mein lustiger Freund? Gold findet sich hier nicht/'  
„Aber doch Silber vielleicht." „So sagt uns, Vester, weshalb denn  
Wohnung und Zelt Ihr hier aufschlugt in der sandigen Vede?"  
„Seht da die Schlucht nur hinab, durch die Senkung der Dünen, so findet,  
Ihr schon selber den Grund." Kanm tausend Schritte vom Ufer  
lag ein gewaltiges wrack anf der Scchundsplatte gestrandet,  
Vhne die Masten, jedoch mit den riesigen Rippen allein schon  
Himmelanragcnd; die Mensche» bewegten darauf sich wie Punkte.  
„^a," so bemerkt' er bedauernd, „es war ei» stolzes Fregattschiff,  
Amerikaner." „Es ward wohl durch entsetzliche Stürme  
Anf Untiefe» geschleudert?" „V ncin, bei ruhigen« Wetter,  
Still wie heut, ist das schiff mit der Fluth auf die Platte gelaufen."

Der Ealifornier, 2?)  
„Hat der Fregatte gefehlt ein kundiger lootse?“ „sie hatte selbst zwei lootsen an Vord. Doch seh ich, ich muß die Geschichte, Die Ihr mir stück vor stück abzieht, wie dem Hasen die Felle, <kuch wohl berichten von vorn.“ „Das «Hut! wir werden Tuch danken.“ „Drüben in Voston lebt,“ so begann die Erzählung der muntre «Ealifornier jetzt, „ein großer, vermögender Kaufmann, Der viel Geld als Rheder verdient. Ein einziges Kind nur Hat er von seiner verstorbenen Frau, ein blühendes Mädchen, Das Cornelia heißt, sein lieblich, kann man sich denken. Ihr zu Ehren beschloß er ein prächtiges schiff zu erbauen, <8leichsam die Krone der Flotte von Vriggs und Varken und Klippen, welche dem Rheder gehörten, die größte und schönste Fregatte, Und so ward denn gestreckt ein mächtiger Kiel auf die Helling, Und die Fregatte gebaut vom besten canadischen Kernholz. ‚Alles vom Vesten!‘ so hieß für den schiffsbaumeister die Weisung. Zwei Jahr wurde geklopft und gehämmert am mächtigen schiffe, welches, ein Wunder der werft, dastand auf dem stapel, bis daß es Endlich die Taufe bekam von d?r bräutlichen Tochter des Rheders, Die ‚Eornelia!‘ rief, am Vuge die Flasche zerschlagend. Und so lief majestätisch der Rumpf i» die schäumenden wogen. Vald auch waren die Masten gesetzt und man schmückte das schiff aus so sorgfältig, als ob die Eornelia selber die Vraut sei. Hättet Ihr doch es gesehn, noch eh' es die wogen zerschellten! <3ine Eajüte, so groß, wie bei Wilms im Dorfe der Tanzsaal, strahlend von Marmor und spiegeln und Gold. Und nicht von der ersten Reise zurückgekehrt! Cornelia, Eapitain Vancroft, segelte nach Vstindien aus mit völliger ladung ^Zwanzig Fuß Tiefgang!) und bewährte sich auch als ein segler, lief in den Ganges und löscht' und nahm in Ealcutta zur Rückfracht Reis ein, köstlichen Reis, »nach der Weser' fo hieß es im Frachtbrief. Glücklich war um das Eap und durch das atlantische Weltmeer schon die Fregatte geschwommen, durch widrigen wind im Eanale Aufgehalten, zuletzt doch glücklich gelangt aus den Dünen Und am Texel vorbei an die hiesige Küste gekommen, Nahe der Weser bereits. ‚Um Uhr fünf laufen wir binnen!‘ Hatte der lootse von Emden gesagt. Auch der englische lootse war noch an Vord, doch um nichts mehr bekümmert; er hatte die leitung Abgegeben sofort an den deutschen. Es saßen die leut schon vor dem sviegel und schorcn sich glatt für die Mädchen von Vremen, Und beim sinken der Nacht sprach so zum Eaptaine der lootse: ‚legt Euch schlafen, Eaptain! Auf der langen beschwerlichen Reise Habt Ihr genug nun gewacht und gesorgt, wir schiffen im Hafen,‘ Und so hatte vergnügt der Eaptain sich zur Ruhe begeben, Vald auch schläfert den lootsen es selbst, und er sagt zu dem steu'rmann: ‚Ich bin müde geworden vom ewigen Kreuzen und gönne Hin f>aar Augen von schlaf mir noch, wir sini> schon geborgen. Haltet nur immer den nämlichen strich und peilet zuweilen, Daß wir der Küste zu nah nicht unversehens gerathen,^

^5,0 Heinrich Kruse in Vückebrg.

Damit hüllt' er sich ein in die doppelte Jacke und schnarchte.

Alles war still auf dem schiff, und der steurmann selber am Rad?

Nickte mitunter und hatte wohl bald zu peilen vergessen,

wenn er nachher auch schwur und bethcuert': ,Ich peilte und peiltet

Denn im verhör, das weiß man sa längst, wird Alles geleugnet.

Aber ein Ruck, furchtbar! weckt plötzlich das schiff aus dem schlafe.

Denn mit völliger Kraft und bei hochaufbransender springfluth

war die Cornelia fest auf die seehundsplatte gefahren,

NordNordVst auf der Rhede von spiekerooge. Der lootse,

sorglos zwar und bequem, doch ein auter nnd kundiger seemann,

sah mit schrecken die Größe des angerichteten Unheils;

Tiefer und tiefer schon grub in den sand sich der mächtige Kiel ein.

Auf ihn drückte nicht nur die gewaltige last der Fregatte,

sondern die ladung zugleich, nnd das Wasser begann schon zu sinke».

,schiff und ladung verloren! so dachte der lootse mit seufzen.

Und schon stürmt der Captain auf Deck: .Auswerfen die tadung!'

Kreischt er verzweifelt. Man wirft auch Valien auf Valien geschäftig

lieber den Vord; doch ohne das riesige schiff zu erleichtern;

Denn schon kracht es und neigt sich und schwankt mit den ragenden Mastei»

lind schlägt hin und her auf dem wohlgekupferten Kiele,

Mafien gekappt!' commandirt der Eaptain, Drei mächtige Föhren

waren zusammengefügt zum Vau der gigantischen Masten.

Unter den hieben der Art kracht endlich zusammen der Großmast,

lind ihn» folgen dann bald mit geiingerer Mühe die andern.

Alles versucht der Laptain, was nur ein erfahrener seemann

Chun kann, um sich zu retten; doch Alles ist völlig vergebens.

siehe, da rennt der Eaptain, Mitrheder des schiffes, schon lange

sprachlos fast vor wulh und Verzweiflung, in seine Cajine

Und kommt wieder herauf wahnsinnigen Vlickes. «kr hatte

Einen Revolver in jeglicher Hand, so sucht er den lootsen.

,wo, wo steckt er, der Hund? Ich schieß' ihn nieder!' so rief er.

Und wild lief er umher, und zitternd verkroch sich der lootse

Hinter den Valien von Reis, die grade geholt aus dem Räume;

Aber man fiel zum Glück dem Captain in die Arme von hinten,

Und mein lootse, von Furcht vor dem Tod und von Angst des Gewissens

lebloß fast, ließ nun nicht länger sich halten im schiffe,

sprang vom Heck und kam mit schwimmen und waten an's Ufer,

's war stockfinster annoch, Chaifrcitagmorgen, in aller

Hcrrgottsfrüh', als der lootse dem Dorf ansagte das Unglück.

Da blieb kaum ein säugling zurück, und Männer und Frauen

liefen, und Rinder zugleich, an den strand mit leuchtenden Fackeln

Alle begierig, die waaren des Wracks und die Menschen zu retten.

Und in dem Wirrwarr ist enlkommen der lootse zum siele;

Niemand hat ihn wicdergesehn." „ward Vieles geborgen?"

Fragten wir. „weniges nur von der Fracht; blas einige Vallen

Indischer Reis, hochfein; doch das Meiste der kostbaren ladnng,

welche von Hungersnoth eine stadt zu retten genügte,

Haben die wogen verschluckt, da der Reis im Wasser sich auflöst.

- ^ Vor Californier. -^I  
„Aber die Schiffsmanſchaft?“ so fragten wir weiter. „Gerettet!  
Und gastfreundlich gepflegt in den Häusern der Insel. Es waren  
leute von allen Nationen, auch Muhamedaner und Heiden,  
Ein heillooses Gesindel! Es ward in der heiligen Woche  
Niemals wohl auf der Insel so gräulich geflucht und gelästert.  
Mancherlei ward noch versucht, um das wrack zu lehren von der Sandbank,  
Aber vergebens! Es war nicht flöhr zu machen, was übrig  
von der Cornelia blieb, ward dann meistbietend versteigert.  
Zwei Kaufleute von Emden erstanden das wrack für ein Spottgeld, >,  
Und sobald es nun galt vom Schiffe zu bergen, was etwa  
werth noch hat und der Mühe verlohnt, so wandten die Herren  
Sich natürlich an mich.“ „was seid Ihr denn eigentlich? sagt uns!“  
„Ich,“ so sprach er mit lachen „bin Nichts! Ihr schüttelt die Köpfe,  
Und d>,s scheint Euch zu wenig zu sei»? !?o sagen wir lieber:  
Alles und Nichts! Ich Hab' im leben so Manches erfahren,  
Darum bin ich denn auch für mancherlei Dinge zu brauchen.“  
„Californier, habt Ihr da drüben nicht schätze gesammelt?“  
„schätze gesammelt? Ja wohl! Drei Mal schon! Glaubt mir, ich habe  
Schon drei schätze gehabt. Zwei Hab ich dann wieder verloren.  
Doch mir den dritten der schätze, den besten, gesichert für immer.  
Aber das steht geschrieben auf einem besonderen Vlatte.  
Also Hab' ich für mich Arbeiter zur Vergung gemiethet,  
Und wir haben gehaust in den Dünen auf gut californisch.  
Morgens ziehen wir aus mit der Ebbe zum wracke, des Abends  
Gehn wir zurück mit der Ebbe, wo trocken beinahe der weg ist,  
was wir steiſig am Tage mit Art, Stemmeisen und Säge  
losgebrochen, das schaffen wir Abends wo möglich, nach Hause  
In's californisch« Heim; denn es ist schon manchmal geschehe».  
Das, in der Nacht uns der Thurm und die Fluth die gesammelten Sachen  
wieder zerstreut und zum Spiele der Wellen gemacht, und fo schleppen  
wir in Sicherheit lieber, so viel nur tragen die schultern.  
^o ist immer gesorgt, daß das leben zu leicht uns nicht werde!  
Hier empfängt nach der Mühe des Tags die im Freie» gekochte  
Reichliche Kost uns schon, und unter den» schützenden Zeltdach  
Ist so erquicklich der schlaf in den lauen Nächten des sommers,  
während uns feucht und weich umspielet die salzige Seeluft,“  
„Und in dem schuppen sind wohl die geborgenen dachen?“ Er nickte,  
Und holt' etwas herbei. „Da seht zur Vrobe den Nagel  
Unseres Schiffs! Fußlang. Und von solchem Gewicht, daß die Dame  
Kaum ihn zu tragen vermag. Und der kupferne Volzen ist kostbar!  
Ja, zehntausend Guineen sind hier zu Grunde gegangen.“  
„Also habt Ihr vom Schiff, Californier, gründlich berichtet.  
Sich denn herzlich bedankt, so sprach ich. Doch hätten wir gern »och  
Daß Ihr, Freund, uns jetzt auch vom eigenen leben erzähltet,“  
„Ja, was denn?“ — „was Ihr wollt! Ihr gehört zn den seltenen leuten.  
Die nichts können erleben, was langeweile verursacht,  
So daß Alles ergötzt, was sie reden mit goldenem Munde,  
Scht, Ihr sagtet ja selbst, daß Ihr so manches erfahren

282 Heinrich Kruse in Vücleburg  
Und drei schätze gehabt, Ich glaube für Alle zu sprechen,  
wenn ich bitte, von Euch, von Eurer Geburt und Erziehung  
lind von den schätzen, den dreien, des Näheren uns zu berichten."  
„Gern! Vis die leute zurück vom wrack sind," sprach er mit lächeln,  
„will ich, was ich erlebt seit der Kindheit Tagen erzählen.  
wollen die Damen vielleicht sich setzen? sie müssen nicht glauben,  
Daß es an 3tllhlen uns mangelt und Vänken." schon trug er geschäftig  
Veide hervor, „Und seht, dies sonnensegel beschützt uns  
Hier vor den blendenden strahlen der tiefer gesunkenen sonne.  
Also will ich denn nun mit der kleinen Erzählung beginnen;  
Aber bedenkt, daß der Held der Geschichte gering nur und klein ist.  
Ihr seid, Damen und Herrn, mit dem silbernen löffel im Munde  
Alle geboren; doch ich, ich mußte mit hölzernem essen.  
Ich bin drüben geboren im Harlinger siele. Die Eltern  
Hütten ein Häuschen, worin Gastwirlhschaft wurde betrieben.  
Schiffer verkehrten darin und gewöhnliche leute; ein Kram war  
Und ein laden dabei, wo sonntags kaufte der tandmann.  
Aber es war ein kärgliches Vrot, und halten wir nicht auch  
Gärtchen und wiese gehabt und die weidende Ruh »nd die Ziege,  
Hätte der Mangel bei uns noch öfter geschaut in die Thüre.  
(v, wie still ist der Vrt! seit Menschengedenken ist dort nicht  
Etwas gebaut, es bespiegeln dieselben znsammengesunknen  
Alten Gebäude sich stets in dem glatten Gewässer des Hafens,  
welches ein Pfahlwelk rings einfaßt, ganz morsch und zerfallen.  
MUd' und matt scheint Alles bereit, in die Fluth zu versinken,  
Vben vom Deiche, da sieht man Küsten und Inseln und schiffe.  
Und mich zog es zur see! ein schreckensgedanke für Mutter,  
Die mir das schiff, das ich mir aus Vorke gezimmert, verbrannte  
Und sogar mir verbot, an Vater ein wort zu verrathen,  
Daß ich so gottlos sei und ein schiffer zu werden gedächte.  
Als ich nun fünfzehn Jahr und ein langer schlinget geworden,  
sprach mein Vater zu mir (sonst pflegt' er nur wenig zu sagen,  
Hatt' auch wenig zu sagen): ‚Vu bist nun heute, begann er,  
.Anton, eingesegnet als Christ und entwachsen der schule,  
wo du zwar streiche verübt, doch das deinige billig gelernt hast —  
Ucbrigens nicht ein großes Verdienst, da dir Alles ja leicht wird —  
Darum ist es nun Zeit, mein söhn, für dich selber zu sorgen,  
siehe, du wächsest mit Macht, wir können das Vrot und die Vutter,  
Die du täglich verlangst, nicht erschwingen und Geld für die Kleider,  
was man heute dir macht, das ist dir morgen zu enge.  
Anton, sage mir jetzt, was willst du werden?' ‚Ein seemann!  
Platzt' ich heraus trotz Mutter, sie schrak zusammen und klagte:  
„Nur ein einziges Kind hat Gott uns gegeben, und sollen  
wir das auch noch verlieren?" Und war kein Ende des Jammers.  
‚Vater,‘ so sagt' ich, versuche doch Muttern begreiflich zu machen,  
Vaß nicht sämmtliche schiffer ertrinken.' Er schüttelte leise,  
Aber bedächtig den Kopf, und aus vieler Erfahrung des Ehstands

Der Ealifornier. 283

sprach er zu mir: »Mein Lohn, dies merke dir einmal für immer:  
,Frauenzimmer, sie haben Vernunft nicht vom schöpf« erhalten;  
Darum ist es vergebens, mit ihnen zu streiten. sie bleiben  
stets bei ihren Gedanken, und mögen sie noch so verkehrt fein;  
wa? Du redest, es ist, als sprächest Du gegen die wand an.  
willst du das Herz ihr brechen? Drum füge Dich." Und wir beschlossen  
Endlich im Rathe der drei, ein tandmann wäre das Veste.  
Hat nicht am Ende das sicherste Nrot, wer selbst es sich bauet?  
,Anton', sagte die Mutter zu mir mit erleichtertem Herzen,  
.siehe, Du kannst nun auch zum vermögenden Vauer gedeihen/  
,V, wie könnte das sein!' entgegnet' ich zweifelnd und kleinlaut.  
.Mein Antönchen, Du bist ja der schmuckeste Zunge des Zieles.  
Manch ein Mädclchen trägt ein Vauerngehöft in der schürze,  
Und wer weiß, was geschieht.' so verließ ich in goldene» Träumen  
Denn mein elterlich Haus und trat bei dem Vauer den Dienst an,  
Dem ein großes Gehöft dicht hinter dem Deiche gehörte.  
Mit Vftfriesland ist es wie mit Pfannkuchen, am Rande  
Ist es am besten und fettsten. Der Vauer war mürrisch und geizig,  
Doch sehr gut in der wehr und hatte die herrlichsten Rinder,  
Also stand ich in Dienst und muß't in der Fremd« gar Manches,  
was ich zu Hause genoß, entbehren, am meisten den süßen  
schlaf am Morgen, den höchsten Genuß für die rosige Jugend,  
Denn kaum graute der Tag, so rief schon der Vauer im Hofe,  
weckte die Knecht' und die Jungen zum Pflügen und Eggen und Mähen,  
Und so mußte man sich abrackern von Morgen bis Abend.  
Niemals hält' ich gedacht, daß der Mensch, der die Nahrung für Alle  
Abgewinnet der Erde, sei solch ein trauriges lastvieh.  
Und was hatt' ich dafür? Auf schmutzigem irdenen Teller  
Rost, die gern ich verschmäht und den Hunden und Ratzen gelassen.  
Kurz, ich wußte mich nicht in das leben zu finden des landmanns.  
wieder nach Hause zu kommen war all mein Dichten und Trachten.  
Als ich nun einmal des Nachts in solchen Gedanken mich wälzte,  
Hört' ich da draußen das Vrausen des sturms und das Vrüllen des Meeres  
lauter, als sonst, und es war, als schössen Kanonen dazwischen.  
Rasch aus dem Vette gesprungen versuch' ich die Thüre zu öffnen  
Um zu sehn, was draußen es giebt. sie scheint mir vernagelt;  
Aber es war nur der stürm. Ich laus aus der Hinteren Thüre,  
welch« sich leicht aufthut; da seh ich mit staunen und schrecken,  
Daß schon die schäumende see rings über zerrissene Deichs  
wüthcnd sich stürzt, und es rauscht wie Wasserfälle, und Häuser  
schwimmen und schreiende Menschen dahin und brüllende Rinder.  
Ja, Herrschaften, das war im sünfundzwanzigsten Jahre,  
Habt Ihr davon nicht gehört?"  
„wo Petersburg überschwemmt ward,  
Und wo die see so viel Unheil anrichtete?" sagt' ich,  
„Freilich, ich hörte davon." „Und der einzige Mensch, der sich damals  
Freute, war ich. Ich lief noch hinein und zog mir den Rock an,  
Griff nach dem Vündel, von mir vorsichtig in Flüchtlingsgedanken

28H Heinrich 7<ruse i» !5ückcbulg.  
lange geschnürt, und lief, was ich laufen konnte, von dannen.  
Auch war Zeit nicht mehr zu verlieren; denn hinter mir schösse«  
Tausend Gewässer daher und verfolgten den fliehenden Knaben,  
lind so kam ich nach Haus, zum Harlinger Siel, wo die Eltern  
standen und starrten hinaus von der Höhe des Deichs auf die Sündssuth.  
Als ich mich näherte, schrieen sie auf vor Freuden; sie hatten  
Mich schon verloren gegel-en.  
So war es denn nichts mit dem Vaucr,  
lind wie die Ente zum Teich, so blickt' ich noch immer zum Meer aus.  
Aber es hatte das Wasser noch immer nicht Valken bekommen,  
lind so muß't ich denn, Muttern zu lieb, auf dem sicheren lande  
Noch einmal es versuchen. Doch unterzukommen war damals  
Gar nicht leicht; denn es halt' an den Küsten und Inseln die Sturmfluth  
weit und breit viel Schaden gethan. Es verarmte der landmann,  
Dessen Gefilde noch lang voll Wasser verblieben und Kolke.  
Auch war übel die Gegend zuletzt viehsterben gekommen.  
Und so strich ich vergebens, mir Dienst zu suchen, im lande  
Täglich umher; ich verweilte dabei am liebsten am Ufer,  
wo ich, wie ein liebhaber die Vrant, anschaute die schiffe.  
Galt es den Anker zu lichten und'Vallast -m schaufeln, so war ich  
Munter dabei und half und wurde beliebt bei den Schiffern.  
Einmal kam ich nach Hause gerannt und strahlte vor Freude.  
.Tönchen, was hast Du denn, sprich!' so rief mir die Mutter entgegen,  
,Hast du 'ne Stelle gefunden?' .Die dauern ernähren sich selbst kaum,'  
Sagt' ich, ,sie brauchen nicht Jemand, der auch noch langt in die Schüssel,  
lind sie jagen mich fort vom Hof, als war' ich ein Vertier.  
Aber mir lächelt das Glück doch endlich — wo anders!' ',Und wo denn?'  
Drüben im Venser Siel, da liegt im Hafen ein Kuffschisf,  
wie Glllcassen getakelt' — ,Ach geh mir, Junge, mit Deinen  
Alten schiffen!' ,Es ist noch wie neu und ein netter Eaptain drauf:  
Vei dem steh ich in Gunst, und er hat mir versprochen — Doch Hab' ich  
Dir zu erzählen vergessen vorher, daß der Junge, der Kochsmaat,  
Gestern zu Vett sich gelegt; denn er ist von den Masern befallen.  
Denke dir, Mutter, das Glück: Der Maat hat die Masern bekommen!  
,was hast Du denn, Junge, zu thnn mit dem Maat und den Masern?  
Sage mir, willst Du vielleicht aufs Weltmeer gehe»?' .Vewahre!  
Aber, so Hab ich gedacht, da sind so Schlupen und Knffe,  
welche von Siel zu Siel an der Küste nur krebzen im stillen  
Ruhigen Wattenmeer. Da kann man ja gar nicht versaufen!  
selbst wenn man strandet, was thul's? Man zieht sich nur Stiefel und Strumpf' aus.  
lind dann watet man bald an's Ufer.' So sprach ich noch Manches,  
lim ihr die Kiistenfahrt im günstigsten lichte zu zeigen.  
,Darum versuch' ich es mal als Küstenfahrer, so dächt' ich,  
Siehe, der Dienst ist leichter und, Mütterchen, besser die töhnung,  
Als bei den Vauern; sie sind Mistfinken, Du wirst nicht noch einmal  
Wollen verstoßen Dein sauberes Kind zu den Rüpeln, den Vauern.'  
,wenn es nur nicht auf's Weltmeer geht,' antwortete Mutter,  
,läßt von der Sache sich reden!' nnd war schon zur Hälfte gewonnen.

Der ^alifornier. 285

,?iehe, da liegt nun das Kuff, von dem ich gesprochen; es gehet  
Aber nicht weiter hinaus, als höchstens bis Vremen und Linde»;  
Drei Mann sind nur an Vord, Eaptain, ein Jung' und der steu'rmani».  
Doch nun fehlet der Maat, der natürlich »am lande zurückbleibt,  
Darum, als der Eaptain —' ,was hat der Eaptain dir versprochen?'  
.Kannst du kochen? so frug er, Ja wohl, so sagt' ich, ein wenig.  
,was Du nicht kannst, das läßt sich Dir bald einbläuen,' so sprach er.  
,Hast Du wohl tust, mein Soh'n, mit uns zu fahren als Kochsmaa!?'  
Ich ward roth im Gesicht vor Freuden. Er kniff mir die Wange.  
,Du bist, sagt' er, ein handlicher Jung', und wenn du bereit bist  
Anzutreten den Dienst auf der stelle, so kann es sich machen.  
Geh' denn, Erlaubniß zu holen.' Du wirst sie nicht mir versagen;  
Denn auf dem land' ist gar nicht anzukommen, das weißt Du.'  
.Aber ich möchte den Schiffer vorher noch sehen und sprechen,  
,was für ein Mann er wohl ist!' so versetzte die sorgende Mutter.  
,<)), ein höflicher, freundlicher Mann. Ich bestell' ihn Dir!' sagt' ich.  
Und so kam er denn bald, im Sonntagsstaate getakelt,  
Ein gar zierlicher Mann mit großen Verlocken, die rasselnd  
Vaumelten über dem spitzbäuchlein, mit Ringen die Menge,  
selbst in den Vhren, wenn auch schon schmierig der Kragen des Fracks war.  
Also trat er zur Mutter in's Zimmer und dienerte mächtig  
lind dann küßt' er sogar zum Erschrecken der Guten die Hand ihr.  
Niemals war noch dergleichen von Höflichkeit Muttern begegnet,  
Und sie wischte sogleich sorgfältig die Hand an der schürz' ab.  
Daß sie für fromm galt, hatte der schiffer erfahren und führte  
salbungsvoll sich ein mit viel gottseligen Reden:  
,wer auf das Meer geht, Frau, steht schon in den Psalmen zu lesen,  
lernet die Größe des Herrn mehr kennen als andere Menschen;  
Darum gebt «Luch darein, daß Anton will auf die see ssehn.  
Und fcid froh, daß der einzige söhn in die richtigen Hände,  
Nämlich die meinigen, fällt, Ich sollte mich selbst zwar nicht rühmen.  
Doch mein Herz ist voll von Menschenlieb' und von Güte,  
Und ich meme, man sollte die Gottesgabe, die Kinder,  
Nur aufziehen mit lieb' und Geduld.' ,Mit lieb' und mit Güte  
Hab' ich es lange versucht; doch es schlägt nicht an bei dem Vengcl,'  
sprach die bekümmerte Frau, ein seufzerchen leise veischluckend,  
.Väterchen hilft mir nicht viel, und ich weiß ihn nicht mehr zu regieren.  
Darum war es wohl gut, wenn Ihr mit der liebe die strenge  
Etwas vereinigtet, Herr!' ,V, daran soll es nicht fehlen!  
Wenn er nicht gut thun will, so weist mich die heilige schrift an:  
wen Gott liebt, den züchtiget er, Vbgleich es mir schwer wird,  
werd' ich doch Anton lehren, das Joch in der Jugend zu tragen,'  
Also ging auf Jedes, was Mutter sich wünschte, der schiffer  
willig und schmiegsam ein, gleich einem geschmeidigen Vhrwurm.  
Und vor Allem beschwor er, es gab' kein sichrer Gewerbe,  
Als ein Küstenfahrer zu sein. Er bekräftigte Muttern,  
Niemals ging er hinaus mit dem Kuff auf das schreckliche Weltmeer.  
Mütterchen war wie gebadet in Honigseim von des schiffers



286 Heinrich Kruse in Vückeburg.  
süßen, gefälligen warten und schenkt' ihm v«m besten liqueur ein  
Und ein so heiterer Mann! Er erzählte die köstlichsten spaße;  
Noch beim Abschied zupft' er am Vhr mich und sagte vergnüglich:  
.Anton, nimm Dich in Acht; Du kommst bei mir in des Teufel?  
Garküch! Zweimal Essen und dreimal Prügel! so lautet  
Vei uns Schiffern der Spruch!' Da lachten wir Alle zusammen,  
Vater und Mutter und ich, bis uns vom Gelächter die Chränen  
liefen die Vacken herab; wir lobten den Mann um die wette.  
Und so brach ich denn auf in der goldenen Frühe des Morgens.  
was ich an Wäsche bedurft' und Kleidern, das hatte mir Mutter  
Saubere zusammengepackt in dem seehundskoffer, dem Erbstück.  
Aber die Zachen zu karren, das ließ mein gütiger Alter  
sich nicht nehmen, und Mutter, sie langte zuletzt aus dem wiemen  
Eine gediegene Wurst noch herunter, die längste und zähste;  
Denn steinhart, so müssen sie sein nach der sitte des landes;  
Mit ostfriesischen Würsten sind Menschen bequem zu erschlagen.  
Und sie packte die Wurst noch auf, als Geschenk für den schiff«.  
Also ging es denn fort zum Venser siel, und ich hatte,  
Nur die Vesorgniß, ob nicht schon weggesegelt das Kuff sei.  
Aber da lag es ja noch, kein Segel am Mast, an dem Vollwerk.  
Als ich mit klopfendem Herzen an Vord kam, grüßte der Schiffer  
Kaum mich mit Nicken. Es schien, als ob ei mich gar nicht beachte,  
Um mich fühlen zu lasse», wie ganz unwichtig ein Maat sei.  
Endlich sprach er zu mir nach vierzig langen Minuten:  
,A,iton, laufe noch mal an's land, um Eier zu kaufen.  
Hier ist der Veutel dazu; doch spule Dich wieder zu kommen,'  
Und ich lief, als brennten die Sohlen mir, kaufte die Eier,  
Und zum Fahrzeug flog ich zurück. .wo bleibst Du so lange?'  
Rief mir der Schiffer entgegen, ,wir brauchten Dich schon bei den segeln.  
tege die Eier nur rasch ab in der Eajüte; doch hurtig,  
wder ich mache Dir Vcine!' Ich that schnell, wie mir geheißen,  
Und half eifrig im Dienst beim Hissen der Segel, so gut ich's  
Eben vermochte bei meiner noch schiffsunkundigen spräche.  
Als aus dem siel wir gelaufen und kaum zwölf Schritte vom land sind,  
wendet der schiffer an mich sich mit rauhem, verändertem Cone:  
.Zweimal Essen und dreimal Prügel! Ich Hab' es voraus Dir,  
Junge, gesagt; Du bist ein verzogenes Muttersöhnchen.  
wart', ich werde Dich kriegen!' Ich hörte das völlig verdutzt an.  
wie man ein Kind erst sanft mit der Hand von oben herabstreicht.  
Und dann rauh von unten hinauf: so macht' es der Mann ja,  
Welcher mich sonst nur gelobt und mir freundlich die Wangen gekniffen.  
Als wir in's Freie gelangt halbwegs von Naltrum und luist, sprang  
Auf ein frischerer wind, eine Vriese, man konnte sie steife  
Kühlte schon nennen; es tanzte das schiff und stampfte und rollte.  
U,^d uns standen die segel wie Holz, In die kleine Eajüte  
slieg der Eaptain hinab; doch kam er nach wenig Minuten  
wieder wie wüthend herauf: .was hast Du, Junge, Du schafskopf,  
Mir mit den Eiern gemacht? .Nichts!' sprach ich verwundert. ,Ich habe

Der Talifornier. 28?

Alles gethan, Tapitain, was Ihr mir befohlen. Ich habe schnell nur den sack mit den Eiern gelegt auf die Vank der Tajüte Und bin wieder gekommen.' .Der sack mit den Eiern, vu Heuochs, Ist beim schaukeln des Schiffes natürlich zu Voden gefallen, sämmtliche Eier zerschlagen zu Vrei. Vu mußtest sie stnckweis, Einfaltspinsel, im Vord aufstellen, so wie's sich gehörte/ ,Aber ich wußte ja nichts, Tapitain, von dem Vorde für Eier, Gder den Vränchen des schiffs!' Ich rief es mit klägliche» stimme; Denn schon holte der schiff« mit ledergcfiochtenem Prügel Aus, und schlug auf mich los, als wollt' er in stücke mich hauen. Das war des Unholds Dank für die eben erhaltene Mettwurst! Und so macht' er es stets. Mich anzuweisen, wie richtig Etwas zu tbun, das schien ihm zu lästig; er wartete lieber Vis ich verkehrt es gemacht, und prügelte dann mich nach Note». ,f)rügel prägen am Vesten sich ei»!' so pflegt' er zu sagen, Und bald dacht' ich an Nichts, als mich zu befreien vom Tyrannen. Als wir vor Noiddcich lagen, begab sich der schiffer an's Ufer Um im Norden sich Fracht bei dem reichsten der Vreuner zu suchen. .wird Vir die Zeit zu lang, dann nimm sie doppelt', so rief er spöttisch zum Abschied noch, und ruderte fort mit dem steurmann, wie er ihn nannt', und es war ja doch nur ein gemeiner Matrose. Und so saß ich allein auf dem einsamen schiffe. Die vämm' rung Dunkelte tiefer, das Wasser verlief sich bei rieselnder Ebbe Und ward seichter und seichter. Ich prüfte beständig die Tiefe. Rastlos stieß ich die stanze hinab, um das Wasser zu messen. Endlich schien es zu steh». Ich sagte mir: .Jetzt! wenn vu länger wartest noch, wird es zu spät. Da liegt es, das rettende Ufer, Und ich denke, du kannst nunmehr es mit waten erreichen,' Doch dann fiel es mir wieder aufs Herz: ,Du kennst ja das Wasser Hier vor Norddcich nicht, und es können sich Rillen und löcher Zwischen der Rhede, wer weiß, hinziehn und dem lockenden Ufer.'" „Aber Ihr konntet im Falle der Noth Euch helfen mit schwimmen," warfen wir ein. Doch der Ealifornier sagte: „Mit schwimmen? „Ei, da müßt' ich vorher doch zu schwimmen verstehen!" „Ein Seemann Zollte nicht schwimmen?" „so fraget Euch doch nur um auf der Insel Und auf den Küsten; da gicbt's nur wenige Schwimmer. Ein Anker schwimmt so gut wie ich selbst, und ich hatte wohl Grund mich zu fürchte,» Aber: ,In Gottes Namen!' so rief ich und sprang in die Nordsee, Nackt bis zum Knie, auf der schul!« ein mächtiges Viindel von Kleidern. langsam watet' ich e:st, dann rascher und rascher an's Ufer, Vis ich es glücklich erreich», und ging schon froh auf dem veichpfad, Da kommt torkelnd mir Jemand entgegen und trällert ein liedchen, Und, o schrecken! er ist's! Mein eigener schiffe! Erkennt mich, Knufft mich kräftig von rechts — was er freilich nur K,tzeln benannte! Worte, die Hauen bedeuten, besaß er wohl fünfzig bis scchszig — Knuffte mich kräftig von links und schleppte mich wieder ans Ufer. Uebrigens ließ er sich, höchst weinsclig, die laune nicht trüben: ,Ei, Du Galgenstrick! Fortlaufen, das könnte Vir passen!'

^88 Heinrich Kruse in Vückeburg.  
Sagt' er vergnügt und sang' ‚Vraun Luschen' begeistert zu Ende,  
Sließ mich zur Jolle hinein und wrickte zurück nach dem schiffe.  
Und ich dachte bei mir: ‚was wird es wohl heute noch geben?'  
Aber er war zu vergnügt um sich anzustrengen mit prügeln.  
krieche mal unter den Tisch!' so befahl er; ich mußte gehorchen,  
‚lege vich mal auf den Vauch mit dem Allerwerthsten nach oben;  
Denn mir ist es thun um eine gepolstrte Fußbank.'  
Und so setzt' er auf mir als Scheine! zurecht sich die Veine.  
weiter geschah mir nichts. Er erging sich in fröhlichen Reden:  
‚Fracht nach Amsterdam!' so rief er. ‚Ein herrlicher weinkauf!  
Ja, Eaplaken und Fracht sind nicht z» verachten.' ‚)hr wolltet  
wirklich nach Holland fahren?' so fragt' ich ihn unter dem Tische;  
D>mn da er angeheitert, so dürft' ich ein wort mir erlauben.  
‚Ia, das will ich! Du wirst, mein Söhnchen, es nicht mir verbieten.  
‚Aber Ihr habt ja doch Muttern gelobt und ihr heilig versichert,  
Daß Ihr nie mit dem Schiff «Luch weiter als Emden hinauswagt!'  
‚Ei, was schcer' ich mich drum, was ich albernen Weibern versprochen!  
Halte gefälligst das Maul, sonst tret' ich Pedal wie der Küster.  
Ja, nach Amsterdam und dort Stückgüter als Rückfracht!  
Und dort bei den Mynheers wird vir das tntlaufen vergehen,  
Niemand kennt Vich ja dort, und Niemand nimmt Dich zum Dienst a»,  
Als auf ein Zeugniß von mir, und auf mein Zeugniß, Du dummer  
Junge, begreifst Du doch wohl, nimmt Dich kein Schiffer umsonst an!'  
Also vcrrrieth er, benebelt vom wein, mir des Herzens Gedanken,  
Sichtlich erfreut' es ihn sehr, mich als Maus in der Falle zu haben.  
‚Sich, hier sitz' ich behaglich und trampcl' auf Dir und auf Deinen  
Menschenrechten, wie Du, hochtrabender Schlingel, Dich ausdrückst.  
Darf ein Eajütsmaat wagen von Menschenrechten zu reden?  
wer hat die höchste Gewalt auf Erden? Nicht Papst und nicht Kaiser,  
Sondern der Schiffer im Schiff, ihm muß man blindlings gehorchen,  
I i, Du bist mein Selav' und ich Dein Herr und Gebieter!'  
Und znr Vekräfiigung trommelt' er mir auf dem Rücken mit beiden  
deinen den Dessaucr Marsch, Aald trat er auf mich mit dem rechten,  
Nald mit dem anderen Fuß und dann, Finale, mit beiden,  
Und gern hätt' er noch weiter geprahlt, doch beschüch ihn Ermüdung,  
Und bald lag auf dem Rücken das Ungeheuer und schnarchte,  
während ich unter dem Cisch mit wnth im Herzen hervorkroch.  
Aber es kam ganz anders in Amsterdam, als er dachte.  
Ausgestiegen am N, wer kommt zum Glück mir entgegen?  
Ilbbo Harms, mein Spielfamerad vom Harlinger Siele,  
Etwas älter, als ich, und bereits ein leichter Matrose  
Auf der Fortuna, von Memel, nach Baltimore eben befrachtet,  
Einer gar stattlichen Vrigg, die mit Stolz er mir wies; doch auf meinen  
Alien Raste» von Knsf sah Nbbo mit lächeln und Mitleid.  
Als er noch hörte, was für ein Heuchler und Schurke der Schiffer,  
Sprach er: ‚lasse Dich doch nicht so tyrannisch behandeln!  
Komm, ich kann Dir bei uns rooh! Dienst noch verschaffen.' ‚)n Deinem  
Eigenen Schiffe?' ‚)a wohl! Ein Kochsmaat fehlte noch gestern,

Der Ealifornier, 25!)

Und wir stechen sÄ, on morgen in 5ee,' .Nach Amerika?' .Freilich.'

,Ueber das Weltmeer? Nein! Ich habe ja Muttern versprochen,

Küstenfahrer zu bleiben/ Doch Ubbo lachte und meinte,

Endlich war' es doch Zeit, vom 3chürzenbande der Mutter

loszukommen, Ich konnte jedoch mich so rasch nicht entschließen.

Nun, wir trieben uns um in Amsterdam und besahen,

was es zu sehn dort giebt, Thiergorten und Alles, wir gingen

Abends an einen besonderen Vrt, Neun Häuser der 3traß.>

waren erleuchtet und voller Musik, und die sämmtlichen Thüren

Ausgehoben, ein Vorhang nur schied Häuser und 3traße;

schlug man zurück ihn, so trat man in einen geräumigen Tanzsaal:

Hinten, da wurde getanzt, und es saßen entlang an den wänden

schöne Dame», geputzt, mit vollen und üppigen Formen,

wie Holländer sie lieben," Als einige Damen begannen

Hier unruhig zu werden, so wußte der kluge Erzähler

Einzulenken geschickt und beschwichtigte so die Gemüther:

„G, 5ie werden nicht glauben, daß ich für weibliche Vhren

Irgend verletzendes hier vorbrächte! Vewahre der Himmel!

Iva- geh« sämmtliche Damen, die tanzenden und an den wänden

schimmelnden, uns denn an? Gar nichts! Doch muß ich berichte»

wic's mir selber den Abend erging im erleuchteten Tanzsaal.

vornan, rings um die schenke Hern,», da saßen die Männer,

Die zum Tanze zu alt, sahn zu und ra„chtcn und spielten,

Huldigend Alle dabei gar steißig dem Geist des wachholders.

Ich war jung und blöd', und mich mit den Nymphen zu drehen,

Hatt' ich wohl tust, doch getraut' es mir nicht. 5o hielt ich mich altklug

vor» zu den älteren Männer» und setzte mit glühender Kohle

Mir mein thönernes vfeifche» in Vrand und trank um die wette,

waren die Gläschen auch klein mit dem süßen und feurigen Tranke,

wurde» sie mir um so schneller geleert. Nicht lange, so schwamm es

Mir vor den Augen bereits, und es schien sich Alles zu drehen,

Nnr, daß Ilbbos Eaptain auch kam, deß erinner' ich mich »och,

Daß er mir schlug i» die Hand und freundlich die Schulter mir klopfte.

Aber mir schwanden die Kinne »u» schon; ich vermag »icht zu sage»,

wie mich die andern nach Hause gebracht, Ich wachte mit wüstem

Kopf am anderen Morgen in, Velt auf, völlig entkleidet,

während ich nun des Geschehenen mich zu entsinne» versuche,

U»d anziehe die Hose, da fallen zu meinem Erstaunen

Drei Dukaten heraus. — wie kam ich dazu? Denn ich hatte

Gold noch »ie in der Tasche gehabt. Da steckte mit lachen

Aus der benachbarten Koje den Kopf mein Ubbo (wir schliefen

All' in der wand, und rief: ,Du bist Kochmaat der Fortuna!

Vis! von unserm Taptaine geheuert!' ,Das weiß ich ja gar nicht!

.Glaub's wohl; aber Du hast Dich mit Handschlag, Anton, verpflichtet

lind als Handgeld auch die Dueaten genommen. 3o komm denn,

Daß wir die dachen Dir holen an Vord, In wenigen stunden

Geht's nach Amerika fort!' ,Nach Amerika? Ueber das Weltmeer?

Aber ich habe ja Muttern versprochen' — ,^o höre doch endlich

'HO Heinrich Kruse in Vückeburg,  
Auf, an die Schürze der Frau Mama wie ein Kind dich zu klammern!  
Du bist richtig vermietet und darfst als ehrlicher Mensch nicht  
Vrechen das einmal gegebene Wort!' ,Hätt' ich nur nicht getrunken!  
,Sei du doch froh vielmehr, daß so Dir das wählen erspart ist!  
Komm! wir holen die Sachen!' wir trafen auch glücklich den Schiffer  
Seelenallein, still pichelnd auf seinem erbärmlichen Russe.  
»Ich und mein Fläschchen sind immer zusammen!' so sang er gerade,  
Aber verstummte, sobald wir Veide betraten das Fahrzeug.  
Als wir schweigend die Sachen vom Vord wegtrugen, so staunt' er,  
Schimpft' und drohte zuerst mit Polizei und Gerichten,  
Aber als Ubbo Harms mit der Enaksgcstalt vor ihn hintrat  
Und ihn frug: ,Ihr sagtet doch nichts?' so verging ihm das schimpfen,  
Daß er nur murmelte: .Nichts!' Da versetzte der riesige Ubbo:  
„Ihr habt neulich dem Jungen im Schiffe den Schädel zerbrochen,  
Und dann habt Ihr behauptet, es liege die Schuld an dem Jungen,  
Weil sein Schädel zu weich, wenn Ihr ein einziges Wort sagt,  
prüf' ich die Härte des Schädels an Eurem lausigen Kopfe!  
Aber Ihr sagt ja Nichts!' So zogen wir lachend von danne»,  
Und nicht lange, so schwamm mit uns die Fortuna im Weltmeer."  
„Nun, und was bracht' Euch denn nach Ealifornien?" „Hört nur:  
Als wir nach Vallimore kamen, d-r wüthele drüben ein Fieber,  
Zwar nicht das gelbe, das goldne jedoch. Denn es waren die Zeiten  
wo man das Gold unlängst in Ealifornien auffand,  
Und man stellte sich vor, man grübe die goldenen Klumpen  
Dort aus dem Voden heraus, wie bei uns zu land die Kartoffeln.  
Niemals wurde die Jagd nach dem Glück so hitzig betrieben;  
Alles begehrte zu ziehen nach Eldorado im Westen  
Jeder befürchtete nur, daß zuvor ihm kämen die Andern.  
Reihnweis lagen im Hafen bereits die verlassenen Schiffe,  
welchen entlaufen das Volk, um nach Gold zu graben. Am leicht'sten  
Fanden Matrosen den weg: denn sie konnten die Schiffe bedienen,  
Die Eap Hör» herum auszogen zum goldenen Vließe.  
Und so segelt' auch ich an Vord eines Klippers nach Goldland,"  
„Aber wie durftet Ihr, Freund, fortlaufen von Eurer Fortuna?  
Und was sagte dazu der Eaptain?" „was könnt' ich ihm nützen?  
waren die Anderen alle doch auf und davon schon, was könnt' ich  
Helfen allein dem Eaptain?" „Ihr konntet das Schiff doch bewachen."  
„Dazu genügt' ihm ein hungernder Hund. Man muß das Gewissen  
Freilich fo weit nicht haben, wie wiesen und weiden, doch auch nicht  
Gar z» enge, so eng wie ein Eichelnäpfchen. Ich fuhr bald  
Unter Donner und Vlitz um Amerikas südliche Spitze,  
Und obschon uns der weg noch fast eine Ewigkeit däuchte.  
Kamen wir glücklich doch an im tand der Verheißung." „Und hat sich  
Euch die Verheißung erfüllt? Sagt, habt Ihr Euch Schätze gesammelt?"  
„Ei, das sagt' ich ja schon, ich habe mir Schätze gesammelt,  
Aber mit sauerster Müh'; und habe sie wieder verloren.  
Heute, da sprengt man den Vuarz mit den goldenen Adern, zerstampft ihn  
Und dann läutert das Gold man heraus durch mancherlei Künste.

Der Ealifornier. 2)^  
wir, wir begnügten uns noch, Goldsand zu grabe» im Flußbett,  
Ihn in die ‚wiege‘ zu thun und etwas zu waschen und sieben,  
Höchstens nahmen wir noch ein Widderfell uns zu Hülfe,  
wo sich die goldenen Körnchen zuletzt in den Zotten verfangen.  
Floß auch vieles vorbei, so füllten wir doch uns den Veutel.  
lang, lang schweift‘ ich umher, und versucht‘ ein jegliches Goldfeld,  
Das ein Gerücht anpries als das reichlichste lager. Ich Hab‘ oft  
Unter dem offenen Himmel gelebt, oft unter dem Vbdach,  
wie ich mir hier es erbaut, mich gewöhnt an wildniß und wüste;  
Zwischen den wilden gelebt und bin auch selber verwildert;  
Denn dort tanzt‘ um das goldene Kalb ein verwegnes Gesindel,  
Vhne Gesetz, nur beherrscht von den eigenen rohen Begierden.  
was Goldgräber gewinnen im Jahr, das verspielt in den Höllen  
san Francisco? gar Mancher in zwei, drei Nichten. Ich habe  
Auch wohl luftig gelebt, doch weder gespielt noch getrunken.  
Nüchtern hielt ich mir stets, was dort ich bezweckte, vor Augen:  
so viel Gold zu erwerben, um hier in der friesischen Heimat  
Mir ein Gütchen zu laufen, ein Vauerngehöft, nur das kleinste.  
Aber je schwerer der Goldstaub ward im Veutel, je größer  
wurde das Vauerngehöft; ich wollte wohl geh», doch ich ging nicht,  
Immer verlängernd die Frist, sechs Jahre schon waren Verstößen,  
seit ich Europa verließ, und immer noch grub ich und siebte.  
Vis zu der Unglllcksnacht" — Es verdüsterte sich des Erzählers  
stirn und wir fragten besorgt: „was hat Euch Arges betroffen?"  
„Indianer — o diese vermaledeiete Rothhaut! —  
Krochen wie schlangen heran und überfielen des Nachts uns.  
Vald war Alles im lager Verwirrung und lärm. Nach den Waffen  
Griff ein Jeder und war entschlossen zur muthigen Abwehr.  
Aber wie sollten wir finden den Feind beim völligen Kunkel?  
schnß auf schuß zwar gaben wir ab; doch trafen wir manchmal  
Einen der Unsrigen selbst, wir verließen das Zelt, um im Freien  
Uns zusammenzuscharen, und gleich wenn es tagte, vereinigt  
Anzugreifen den Feind. Doch waren die wilden im hohen  
Grase schon wieder entschlüpft. (!) die kupferfarbigen schlangen!  
Also gingen verstimmt wir am Morgen zurück in die Zelte,  
Nachzuholen den schlaf; und ich wollte nach meiner Gewohnheit,  
Eh ich mich legte, mich noch an dem schätz, an dem Veutel mit Goldftaub,  
Den ich sicher verwahrt in der eisenbeschlagenen Riste,  
Etwas erfreuen und weiden. Ich ging an die Aifte. was ist das?  
wehe, zerbrochen das schloß! Und es lagen die übrigen Sachen  
lieber den Voden zerstreu»; doch das Gold und der Veutel — verfchwunde»!  
Eiskalt trat mir der schweiß auf die stirn, und ich war wie vernichtet,  
‚wo ist das Gold?’ so rief ich entsetzt, und suchte vergebens.  
Und dann lief ich hinaus und schrie nach dem Veutel mit Goldstaub;  
Vb denn Niemand den Veutel gesehen, und wer ihn genommen?  
.Indianer vermutlich!' so sprach gleichmüthig ein Nachbar,  
Dem sein Gold nicht geraubt. Ich glaubte nicht an Indianer;  
Jeder der leute, der eignen Gefährten, erschien mir verdächtig,  
»»ld und sab. xxx,x,, ,»?. 20

)2 Heinrich Kruse in Vückeburg.  
Daß er benutzt die Verwirrung der Nacht, um das Gold mir zu stehlen;  
auszusprechen jedoch den verdacht war gefährlich; mir wäre  
sicher ein Vowiemesser sogleich in die Rippen gefahren;  
Vald auch ward es entdeckt, daß viele Gezelte geplündert  
Und daß der Ueberfall von den wilden geplant war als Raubzug.  
<?>, Gift sollte man streun, Fangeisen und Gruben bereiten,  
wie für den Wolf und den Fuchs, für die tückische schändliche Rochhaut!"  
„Nun, und die weißhaut wird von den Ureinwohnern am Ende  
Auch als Räuber verflucht und Eroberer!" warf ich dazwischen.  
Aber er war zu erbost, um auf Einreden zu achten,  
Und fuhr fort, vom vergangenen Gram noch leise beschattet:  
„Manch ein Tag ging hin, wo ich kaum zu essen vermochte;  
Ich saß stumm und starr und grübelte über die Frage:  
was ist besser? Erhängen, ersaufen oder erschieße»?  
Doch dann regte sich plötzlich die lebenslust und die alte  
Fröhliche gute Natur in mir, und ich fragte mich also:  
.Anton, kannst Du noch pfeifen?' Und munter begann ich das liedchen:  
.Auguftin, Alles ist weg!' und richtig, es ging noch, da« s>feifen.  
Und ich lachte zuletzt, daß Rock und 3tock doch noch da sei.  
Kann ich noch pfeifen und lachen, so will ich mich ferner nicht härmen,  
Nicht wie die Köchin es machen, die, wenn sie die Schüssel zerbrochen,  
Immer die Stücke zusammen noch hält und mit kläglichen» Tone  
seufzt: .3o hat es gesessen!' Mir war der versuch nicht gelungen  
Melancholisch zu sein. Ich beschloß, von Neuem zu leben.  
Erstlich ging ich auf Jagd und Fischfang, mich zu zerstreuen,  
Und dann grub ich von Neuem und grub und siebte und siebte  
Freilich, je größer die Zahl goldsuchender leute geworden,  
Je durchforschter das land und abgesuchter die Gründe,  
war es denn schwieriger schon als zuerst, sich schätze zu sammeln;  
Aber ich hielt doch aus bei dem waschrahm und in dem zehnte»  
Jahr war ich wieder so weit, um ein Vauerngehöft mir z» kaufen.  
vierzigtausend Dollars, ich halt' als Siel mir die ^umme  
vorgesetzt, und als es erreicht, da säumt' ich nicht länger.  
Klüger, als früher, verließ ich die calisornische Küste;  
Ueber den Isthmus ging es nach Haus in dem nächsten packetboot.  
Und wir kamen mit glücklicher Fahrt bis zur Küste von Irland,  
Die, von der 5onne beglänzt, dalag mit Felsen und Klippen.  
Doch bald waren die strahlen erblichen, es stieg ein Gewölke  
Höher und höher den Himmel herauf, rothbräunlicher Färbuna,  
Daß ich erinnert ward an die kupferfarbigen Schlangen.  
Vald war Alles gehüllt in finstere Nacht und in schweigen.  
Siehe, da zuckt ein greller und zackiger Vlih und — zum Zählen  
war es nicht Zeit — ein Knall, als sollte der Himmel zerberste»,  
Dann ein 5turm, ein Vrlan! wir flüchteten uns in die Kojen,  
Da vor der Windsbraut wir uns auf Deck nicht zn halten vermochte»  
Eompaß, Karten und 5teuer und 3egel — sie waren nun sämtlich  
Ganz nutzloses Geräth. wie gradwegs sausend die Kugel  
Flieg! aus dem lauf, so wurde das öchiff auf die Felsen geschleudert.

Der Californiei. ^92  
Erst ei» Krach, daß Jede»! das Herz im Vuscn erstarrte,  
Und dann raiischen die Wasser herab schon in die Cajiite,  
Daß wir erschreckt Zum perdecke hinauf nun wieder uns flüchten.  
Zwei, drei Menschen sofort warf über die Rehling die sturzsee,  
Uud wir sahen sie schon als «Ertrinkende ringen die Lande  
Und lautlos, wie es schien, in die wirbelnde Tiefe versinken;  
Venu ihr Augstruf ward vom Gebrause des Meeres verschlungen  
Unter den Passagieren des Schiffs, aus Hameln gebürtig,  
war ein Mann, den wir Herr» Rattenfänger benannten,  
<Uder den sfeifer von Hameln. «3r vf,ff gern fröhliche Lieder.  
Dieser, wie ich, rückkehrend aus Califormcn, hatte  
<Li»e »och größere Menge des glänzende» staube? erbeutet,  
sprach unaufhörlich davon, wie er künftig das leben genießen  
wollt' auf der Heimat Flur, und schien ein vom Glücke Verauschter,  
Als er nun kam ans das Deck, und sah, daß das schiff schon geborsten,  
sah, wie drohend die Todesgefahr, enlfuhr dem «Entsetzten  
solch ei» gelleüder schrei, daß er Alles, das Vrüllen der woge»  
Und das Geheul des Grkans uud das Krachen des Schiffs übertönte  
sammt dem Donnergeklatsch der die Masten peitschende» segcl.  
Und dann stürzt' er die Treppe hinab um die schätze zu holen.  
Rasch kam wieder der Mann aus Hameln herauf zum verdecke,  
Hicht in der Rechten den schwereren sack, in der linke» den leichtern,  
straff und bis zum Rande gefüllt mit dem kostbaren Goldstaub.  
Arampfhafth hielt er die Veutel gepackt, er konnte darum sich  
Nicht fest halte» im stürm nnd ward in die Wellen geschleudert.  
Immer noch hielt er die Veulcl gefaßt und — sollte man's glauben?  
Jetzt auch könnt' er sich nicht entschließen, sie sahren zu lassen,  
während der Tod ihn hinab schon zog an den Zehen zur Tiefe.  
Und so schoß er hinab wie ein Taucher. Ich konnte nicht anders,  
taut auf lacht ich dabei, daß so sinnlos handeln die Menschen.  
,welch ein Thor!' so rief ich und thnt mir das feste Gelübde:  
.Vringst Du das leben davon »ur, den erste» der schätze, so willst Da  
Dich u», die andern nicht kümmern uud lustiglich leben vo» vorne.'  
Aber mich faßte sofort auch eine gewaltige slurzsce  
Und, ich wußte nicht wie, da lag ich schon unten in» Meere.  
Ich auch hatte den Vcutel mit Gold in den Armen; doch ließ ich  
Fahren die goldene last, so könnt' ich mich mit den befreiten  
Armen behaupten im Rampf mit den tobenden Wellen des Meeres.  
Manchmal waid ich gestoßen durch Tonnen und Valken, doch öfters  
Half mir ein schiffsgeräth, mich über dem Wasser zu halten,  
Und schon floß mein l?!»t aus mancher Verwundung, da kamen  
Irische Fischer zur Hülfe herbei, sie zogen die »leiste»  
Uebrig Gcblicbne» i,i's Voot nnd retteten uns aus dem schifsbruch.  
Und so brachten sie u,s »ach Cork in» traurigsten Aufzug.  
wo sich denn unser der Tonsul erbarmte, mit Kleider» zur Rothdurft  
Uns schiffsl'rllichige leut' ausstattete, bis wir i» Vreme»  
Glücklich die Heimat erreichten. Ich brachte statt goldner Millionen  
Nichts ans Talisornie» beim, als einiae kleine  
20\*



29H Heinrich Kruse in Vückcbürg. —-^  
silberne Münzen, mir als Almosen gereicht in der Fremde.  
Anfangs hielten mich Alle für reich; doch als von dem Reichthum  
Nichts zum Vorschein kam, und als ich suchte nach Arbeit,  
Sank ich so rasch, wie gestiegen ich war, in der Meinung der Menschen.  
Arbeit giebt's an der Allste genug, und sollt' es nur Schill sein,  
Den in den Watten man wirbt, die Muscheln, woraus man den Kalk brennt.  
Stets ist hier im Siele zu thun und am Deiche; des Sommers  
Hat man guten Verdienst an den Vadegästen der Inseln  
Vder den Seehundsjägern, die kundiger Führer bedürfen.  
Neulich geh' ich am Strand bei völliger Ebbe; da seh' ich  
Etwas liegen im Sande, wie ein« gewaltige Schlange,  
Und was ist es zuletzt? Das Ankertau eines große»  
Ivrlogschiffs, viel dicker als heut' es in sämtlichen Flotten  
Noch im Gebrauch sein wird. Ein linienschiff der Armada  
König Philips ist hier an der nämlichen Platte gestrandet,  
wo die Cornelia ging in der Vsterwoche zu Grunde.  
Nach Jahrhunderten wühlte das Tau sich wieder zum licht auf,  
Und wir gruben davon ein tüchtiges End' aus dem Strande.  
Das uns der Krämer im Siel abkaufte. So ist von des reichsten  
Königes Schätzen ein Thcilchen zuletzt auf mich noch gekommen.  
Seht, ich bin nicht der Mann, um in's Icch mich zu spannen, wie Vchsen,  
Doch wo ein Nahrungsfang auftaucht, da bin ich zu finden.  
Freilich, der Vauer verachtet mich »ur. So ein Kerl, der den spitzen  
Thurm von Esens noch nie aus seinem Gesichte verloren,  
Meinet, herunter zu sehen auf mich. Ich habe die Vauer»  
Satt in der Jugend bekommen, und kann ich sie ärgern, so thu ich's.  
Nun saß einst in dem Krug ein protziger Vauer und prahlte  
viel von seinem Gehöft, von Aeckcrn und weiden und viehstand.  
Kurz, da war kein Platz zu vergleichen mit seinem. Darüber  
Kam ich hinzu und warf einen blinzelnden Vlick auf die Andern,  
Und dann seht' ich zum Vauer mich hin und strich nun den Hof noch  
Mehr als ei selber heraus, war entzückt von den Pferden, den Kühen  
Vis zu den Häckselladrn hinab und dem butternden Rappen,  
Daß sein grobes Hlrz im Vusen ihm höchlich erfreut ward.  
,Vauer,' so sagt' ich zuletzt — sie nennen sich lieber ja landwirth,  
Gutsbesitzer, Colon — drum nenn' ich sie immer nur Vauer —  
,5agt, was nähmet Ihr wohl für Eure vorzügliche Stätte?'  
,V,' so sprach er mit !?tolz, ,ich will sie gar nicht verkaufe»!'  
.Gleichviel, Vauer, wie hoch schlagt Ihr im preise das Gut an?'  
,Nun,' sprach Jener, ,ich dächt' ein Thälerchen vierzig mal tausend,  
Damit würde man sich an dem prächtigen Gut nicht verkaufen!'  
.vierzigtausend — das ist in Dollars gerechnet nur dreißig  
.Tausend — hm! hm!' ,was meint Ihr damit?' so fragte der Vauer.  
.Nun, ich hatte mir drüben an Goldstaub vierzigtausend  
Dollars zusammengebracht — sie gingen verloren im Schiffbruch;  
Aber sie waren bestimmt, ein Gut zu kaufen in Friesland,  
Und da wäre das Eure mir doch zu geringe gewesen!'  
Sehr unwillig vernahm das der Vauer und paffte vor Aergcr;

Der Ealifornier. 2)5

Aber er wußte darauf auch nicht ein wort zu erwidern,  
Und so ging er denn bald aus dem Arug, und ich sprach zu den Andern:  
»seht, ich kenne den Vauer und weiß, daß er neunundzwanzig  
Häupter von Rindvieh hat im stalle; doch zählt er sich selbst mit,  
sind zusammen es dreißig!' Da lachten und jubelten Alle.  
.Ihr seid Guts« und ich bin Hirnbesitzer, Ihr Vauern!  
Nud so verdien' ich, gesund und fröhlich, so viel ich gebrauche.  
wohlgemuth heiß ich und wohlgemuth bleib' ich in Ewigkeit! Amen!  
„Vravo!" riefen wir laut. „Ihr habt uns die lebensgeschichte  
Herrlich erzählt und auch sie gekrönt mit dem heitersten spruche.  
Ihr habt Recht, daß den fröhlichen sinn als den dritten und besten  
schätz Ihr betrachtet, d^n Ihr entschlossen seid «Luch zu bewahren."  
„Ja, mein Frohsinn ist nicht feil mir um tausend Duralen,  
Aber besser ist besser!" Er lächelte schlau und besonders.  
„Ei, was meint Ihr damit, Ealifornier? sagt es uns, bitte!"  
«Daß Ihr mich mißversteht! Ich sprach von dem wirklichen schätze,  
Den ich in Friesland fand und mir z» bewahren gedenke.  
seht, an mir ist Alles noch jung, und vorzüglich die Veine.  
Nichts, das mehr mich ergötzt, als die Mädchen im Tanze zu schwenken,  
Dieser sag' ich ein späßchen in's Vhr und Jener 'ne Vosheit;  
Einer ein schmeichelndes wort und der andern die kräftigste schnurre.  
laut aufkreischen sie oft vor Vergnügen und lachen und scherzen,  
wenn von Verlobung ich red' und von Heirath. Vb es mir Ernst sei,  
wissen sie nicht; doch ich bin der beliebteste Tänzer der Gegend.  
Eine nur war dabei, Margaretha, die schmuckste von Allen,  
Die kalt gegen mich blieb, so sehr ich um sie mich bemühte.  
sagten doch Alle, sie war' ein kluges, gebildetes Mädchen,  
lind doch vermocht' ich sie nicht zu fließender Rede zu bringen,  
Ja! und Nein! mehr sagte sie kaum, und selbst mit mir tanzend,  
sah sie mir nicht in's Gesicht, nein, seitwärts oder zu Voden.  
lind ih täuschte mich nicht, sie mied mich so viel sie nur konnte.  
Doch ,was uns nicht kann werden, das ist uns das liebste auf Erden!'  
Ja, so ging es auch mir. Nur sie, nur das saubere Gretchen,  
<Vcnn so nannte man sie, weil sie stets wie geschält aus dem Ei ging,)   
Das mich verschmähte, sie war mein Traum bei Nacht und bei Tage.  
Manchmal sagt' ich zu mir: ,G das ernste, das sinnige Mädchen  
liat mich gewogen und mich zu leicht befunden! sie glaubt wohl,  
Daß ich aus Flandern fei und geh von der Einen zur Andern.  
längst schon war' es für mich an der Zeit, gesetzter zu werden,  
Dennoch tä'ndel' ich fort mit den Mädchen, den jüngsten am liebsten,  
Muß ich nicht wankelmüthig und stattersinnig erscheinen?  
Ach, sie kennet das Veste an mir, mein treues Gemüth, nicht,  
Ahnt nicht, daß man zuweilen in lustigkeit schwärmet aus Tiefsinn,  
Und mir so ernst nichts ist in der Welt, wie die liebe zu Gretchen.  
Also sprach ich zu mir; doch es siegte dann wieder der Aerger  
Und mein männlicher Trotz, so spröde behandelt zu werden.  
Endlich beschloß ich, mich nicht mehr zu ärgern am sauberen Gretchen,  
sondern sie aufzugeben. Ich tanzte nicht mehr mit dem Mädchen,

2)6 Heinrich Kruse in Nückeburg. ———  
sprach nicht mit ihr und grüßte sie kaum, so war ich erbitter».  
Aber des Nachts, insgeheim, da ging ich den weg durch die Hecken,  
welcher vorüberführt an dem Vrcdigerwittwenhause.  
Denn dort lebt Margaretha; die Mutter ist wittwe des Küsters,  
Und so gönnte man ihr in dem Hause zu wohnen, das leer steht.  
wen» ich das licht nur sah aus dem Fensterchen schimmern, so ging mir-  
Auf ein Stern, und ei blickt ich d!e holde Gestalt an dem Spinnrad  
Oder den lärmenden Webstuhl zieh'nd und werfend das Schiffchen,  
Ach, da ward mir so wohl und so weh, daß die Thräncn mir quollen.  
Einmal zog ich des Wegs, da hört' ich ein lautes Geplauder,  
Gst mit Gelächter vermischt, und es schienen die Mädchen des Dorfes  
Fast vollzählig versammelt zu sein bei dem sauberen Grctchen,  
Und schon war ich cm Hause vorbei, 5a scholl ans der Stube,  
Horch! mein Name heraus »nd dann ein Helles Gekicher.  
Und voll Neugier schlich ich zurück an das offene Fe! ster.  
Denn vor der Hausthür stand ein mächtiger duftender Flieder,  
An dem kaum noch Vlätter z» sehn vor der Nägclchen Fülle,  
Durch den ward ich verdeckt und horchte. Mir ging es denn freilicb.  
wie es im Sprichwort heißt: ich hörte die eigene Schande.  
Wenn ich die Mädchen nicht snh, so erkannt' ich sie schon an der Stimme  
Jemine, wie ward wohlgemuth hier durch die Hechel gezogen!  
,Nci», so dumm bin ich nicht!' rief Käthe, das schnippische Käthchen,  
,Um das, was er erzählt von verlorenen Schätzen, zu glauben,  
wenn ein Mensch nichts hat, so prahlt er mit dem, was er hatte.  
Sicher ist nur, er hat gar nichts! Und was ist er am «Lüde?  
Ein 'rumtreiber und ein Oagelbunde \*)!' so sprach sie verächtlich,  
.Jeder ist sonst doch etwas,' so meinte bestätigend Edda,  
,Sci es ein Krämer, ein Schmied, ein Schneider, ein Schäfer, und wenn es-  
Noch so wenig auch sei, doch der Ealifornicr gar nichts!'   
lisbeth sprach: ,Er verdient nicht so viel, eine Frau zu ernähren,  
Und doch ledet der Mensch von Hochzeithalten und Hcirath,  
Gleich, als braucht' er die Hand nur auszustrecken, so bliebe»  
Ihm zehn Mädchen sofort a» de» Finger» kleben, der Prahlhans!'   
Daß dem, welcher so viel nicht besitzt um die Frau zu ernähren,  
Nicht zu gestatten es sei, auch nur zu denken an Heirath,  
Ueber den Punkt, da waren die Mädchen entschieden und enig.  
,Und dann ist er zum Freien zu alt scho» geworden,' versetzte  
Anna Marie. Und Theda bemerkte verstärkend: ,Er hat schon  
Weiße Haare, der Kerl!" Und Hannchen nud Fickchen und Erna  
Riefen zugleich: ,wer nahm' ih» denn noch?' Und das schnippische Käthcher»  
Setzt' antworiend hinzu: ,V Niemand! Niemand! Ein scdes  
Mädchen, das etwas noch hält auf sich selbst, das verschmähet den Menschen,  
wen» um Anderes nicht, schon seiner Vergangenheit halber;

Der Ealifoinier. 2)?  
Denn in Amerika hat er zu arg es getrieben! Es mag ja  
Alles verbürgt nicht sein, was hier von den» Menschen erzählt wird;  
Aber das sagen sie Alle, und ist nicht der leiseste Zweifel,  
Daß er ertappen sich ließ als ein Pferdedieb!' Und ein Vfui rief  
Erst ein Mädchen, dann zwei, dann alle vereinigt im Chore,  
wie in der Frühlingsnacht einträchtiglich quaken die Frösche.  
,Ia, als Pferdedieb!' so wiederholte noch Käthchen,  
,Und sie wollten ihn theeren und federn, doch bat er so kläglich;  
Daß zur strafe sit nur ihm schnitten, die Vhren vom Kopfe.'  
während die Mädchen noch schaudernd sich schüttelten, stand vor Erregung  
Gretchen vom hölzernen stuhl, in der lehne geschmückt mit dem Herzlein,  
Auf und stieß ihn zurück, daß er taumelte, nahe dem Falle.  
Und dann rief sie mit fliegender Röthe ein zorniges: ,schämt «Luch!  
Könnt Ihr so thöricht sein? Ihr habt doch Augen im Kopfe,  
sebt doch, wie glatt uud wie zierlich gedrechselt die Vhren des Manns sind,  
seht, daß er nicht Schnittwunden, noch Narben noch Makel am Vhr hat,  
Und glaubt mehr da dem dummen Geschwätz als de» eigenen binnen!  
was geht mich Herr wohlgemuth an? Er macht sich aus mir nichts,  
Und hat lange bereits mit mir fein wörtchen gewechselt.  
Aber das muß ich gesteh«: als saß' er uns auf dem Moqnirstuhl,  
Habt Ihr der Mann um die wette verleumdet!' ,( > ), nein!' und ,V, nicht doch!  
Riefen die Mädchen, doch ließ sich Gretchen im Flusse der Rede  
Gar nicht hemmen und stören, es stoß vielmehr wie ein Mühlbach,  
Der seit lange gestaut, sich ergießt auf die rauschenden Räder  
Rasch ihr die Rede vom Mund aus dem überströmenden Herzen:  
,Da er doch sonst nicht lügt, so scheint unglaublich auch das nicht,  
was er erzählt vom Verluste der mühsam erworbenen schätze.  
Und 'rnmtreiber? Er wohnt schon lang in dem nämlichen Hause  
Freilich, er wurde gewohnt an ein freieres leben und pfercht sich  
Als Handwerker nicht ein im Hinterzimmer des Hauses,  
Hat er doch Manches gelernt und braucht sich nicht zu beschränken,  
Auf ein enges Gewerk. wo Gelegenheit ist zum Verdienste,  
5teht er bereit und genießt bei Allen das größte vertrauen  
Als anschlagiger Kopf von vieler Erfahrung und Einsicht.  
Ja, und ei ist, wie mich dünket, der nützlichste Mann in der Gegend.  
Dennoch sagt Ihr, er sei nicht im stand' ein Weib zu ernähren;  
Aber er hat doch die Mutter, die neulich verstorbene, treulich  
Vis an's Ende gepflegt Und auf eigene Kosten erhalten.  
Zahlt stets baar, wenn er kauft, geht fein, herrschaftlich gekleidet,  
Und hat oft Euch bcwirlhet, Ihr aber belohnt ihn mit Undank  
Und Ihr rächt Euch dafür, daß er heiniliche Hoffnungen täuschte.  
Ferner zu sagen, er wäre zu alt, um an's Frrie» zu denken!  
stehet der kräftige Mann doch noch im rüstigsten Alter,  
Und ein erbleichendes Härchen besagt doch wirklich nur wenig,  
Mancher ergraut mit Dreißig bereits und Manche von Euch hat  
schon vor dem spiegel ein silbernes Haar sich entfernt in der stille.  
Ja, so viel Tchr auch lästert, Ihr sagtet doch sämmtlich — ich nehme  
Käthchen allein nur aus, die geschworene Feindin des Mannes,  
^

2H8 Heinrich Rruse in Vückebug.  
Weil er ihr «ft Pechpflaster gelegt auf das plappernde Mäulchen —  
Alle die Andern, sie sagten nicht Nein, wenn er nur sich entschlöffe  
«Lrnst zu machen, und aufzutreten als stattlicher Freier.  
Und wer weiß, ob Käthe nicht auch sich am Lnde besänne!'  
Aber der Aufruhr war im Gemach auf's höchste gestiegen;  
Alle verschmähten beredtsam den californischen Freier.  
,Und Du selber,' so riefen die Mädchen, ,Du wärest die letzte,  
Gretchen, um Dir von dem Manne den Ring an den Finger zu stecken/  
wer jedoch tapfer sich hielt; war Gretchen. Mit Lrnst und mit «Lifer  
Sprach sie: ,<3r denkt nicht an mich da? wisset Ihr Alle; doch kam' er,  
Und sprach' also zu mir: Mein theuerstes Gretchen, ich habe  
lieber als Alle nur Dich und begehre Dich, willst Du mich haben?  
wahrlich, ich sagte nicht Nein; ich reichte die Land ihm mit Freuden!'  
Aber sie hatte noch kaum zum staunen der Mädchen geendigt,  
Als ich plötzlich den Ilopf 'reinsteckt' in das offene Fenster  
Und so sagte zu ihr: .Mein theoerstes Gretchen, ich habe  
lieber als Alle nur Dich und begehre Dich, willst Du mich haben?'  
V, wie flogen die Mädchen mit lautem Gekreische von dannen  
Gleich den verschüchterten Tauben, wenn unter sie stoßet der Habicht!  
Und durch die Hinterthür und den Garten verschwanden sie All«.  
Doch ich schwang mich zum Fenster hinein. In der Mitte der stube  
stand, von der lampe beleuchtet und glühend vor schäm und Lischlecken,  
Gretchen, das schöne, dos liebe, das einzige Gretchen, und weinte  
still vor sich hin. Ich küßt' ihr die dhränen entzückt von den Wangen,  
Und sie ließ es geschehn; so waren wir Veide versprochen.  
Manchmal scherzt sie und sagt, ich hält' ihr Ja! nicht erhalten,  
Aber sie hatte das Ja mir zugesichert im voraus.  
Hätt' ich sie nicht schon geliebt, die den Abend gesprochenen Worte  
waren genug, um mich zum seligsten Manne zu machen.  
Denn was kann uns wohl höher erfreu«, als das eigene Wesen  
völlig erkannt zu wissen? Im vorgehaltenen spiegel  
Unser Vild zu erblicken, sowie wir selbst in den besten  
Augenblicken uns sehen, zum mindesten wünschen, wir wären,  
wie uns der Andere zeigt, gleich einem verschönernden spiegel?  
.Gretchen, wie konntest Du mich so kalt und spröde behandeln?'  
Frug mein Vräutchen ich einst, .Ich wußte ja, daß ich Dich liebte,'  
sagte das holde Geschöpf, .und fürchtete mich zu verrathen,  
Immer in Angst, ich möcht' aufglühen wie eine päone  
Unter dem Vlick und den Worten des Mannes, der ganz mich erfüllte,  
Und aufdecken der Welt voll spötter mein zartes Geheimniß!  
Daß Du ernster mit mir, als mit allen den Andern es meintest,  
wirklich mich liebtest — das Glück schien mir zu groß, es zu glauben.  
Und ich hielt mein Herz doch z« gut, damit tändeln zu lassen.'  
Also sprach sie, nicht stolz, doch würdig. Das saubere Gretchen  
Ist mein dritter schätz, mein letzter und liebster von allen.  
Denn was hilft uns das Gold? Man kann es nicht herzen und küssen,  
Aber der lebende schätz, der lasset sich küssen und kisset,  
seitdem bin ich der Vogel, der Moos und Halme zusammen

Der Talifornier. 2<)<)  
Trägt im Schnabel, ein Nest sich zu bauen, und bald ist es fertig.  
Also Hab ich Luch nun mein leben zu Ende beschrieben,  
Und schon sieht man die leute von fern heimkehren vom wracke."  
wenn ihr reizendes liedchen die Nachtigall eben geendet,  
2tehn wir noch still und horchen, ob nicht sie von Neuem beginne.  
Also konnten wir uns noch nicht entschließen zum weggehn.  
Und so ergriff ich das Wort: „Man sieht schon kommen die leute;  
Aber der weg ist noch weit. Ihr tonntet noch etwas erzählen,  
Californier, seht doch, es hängen vor Allem die jungen  
Fräulein Luch am Munde, wie saugende Vienen am Rothklee.  
Gebet noch etwas zu!" „Ja erzählen! Erzählen!" so baten  
Zarte stimmen im Chor. Und mit dem ihm eigenen Anstand  
5sprach er verbindlich: „Die wünsche der Damen sind stets mir Vefehle!  
Also will ich denn noch den geehrtesten Damen und Herren  
vom seltsamsten erzählen, was je mir im leben begegnet.  
Aber 2i« werden es mir nicht glauben, so wahr die Geschichte.  
Nämlich ich war einmal schon gestorben!" „Gestorben!" so rief da  
Uns« Gesellschaft zugleich. „Ihr seid ein Zchalk!" Und wir lachten.  
„Ja, ich war schon so gut wie todt und begraben. Denn hört nur:  
's war an Vord der Fortuna von Memel, Eapitain «Loden  
Und es erhob sich der wind ein wenig zu frisch. Der Eaptain sprach:  
.Hanns und wohlgemuth, refft mir die segel da! hurtig! Und haltbar!  
Denn es wird arg mit dem 2tnrm.' Nun, Ubbo geht »och hinunter.  
Um sich Draht zu holen; ich mache mich gleich an das Reffen.  
Also steh' ich gemach am Klüverbaum und ich schaukle  
Auf und ab mit dem Kiel. Ich hatte den Fuß in dem Pferd« —  
Herr, Ihr wißt wohl Vescheid: so 'ne Vese von Tau, die dem Seemann  
Dient als Gerüst. 3o steh ich und summ' ein liedchen. Da plötzlich  
Unter mir schwindet das Tau, das mürb wie ein Faden entzweireißt.  
Und so stürz' ich hinab, kopfüber. Es schlagen die wogen  
lieber mir spritzend zusammen und reißen mich unter das schiff hin.  
Und nun hatte der Voden des Zchiffs sich mit Muscheln bezogen  
Und mit Meeresgewächsen. Ich hake mich fest an dem Anwuchs.  
Und beim Tanzen des 3chiffs kommt Etwas von mir doch zum Vorschein,  
Daß ein Mann mich erblickt; denn es sahen sich Alle nach mir um.  
Und so ließen sie schnell ein Voot herunter am Fallgatt,  
Um mich zu retten. Allein ich habe den Halt schon verloren.  
Treib' im Wasser des Kiels, und kann ich nicht schwimmen, doch such' ich  
lieber dem Wasser zu bleiben und strample mit Händen und Füßen,  
Und da die salztuth trägt, so beHaupt' ich mich mühsam ein Weilchen,  
Auch von der Kleidung gehoben; allein mir erlahmte die Kraft bald,  
Und von den Wellen bedeckt, war schon ich den Vlickten entschwunden.  
Kraftlos sinken die Arme herab und ich fühle mich tauchen  
Unter die Fluth, wie gestorben, in's Grab!" „V, sagt doch, wie war Euch,  
Als Ihr glaubtet, Ihr wäret dem Tode verfallen?" „Ich kann Euch  
Nicht so sanft und schön es beschreiben, wie wirklich ich fühlte.  
Mir war gleich, als wenn nach des Tages beschwerlicher Arbeit  
weich ich sank' in die Daunen; auf einem behaglichen lager

5<x> Heinrich Kruse in Viickcburg.  
Ausruhn, war mein Gefühl, von den Mühen und Sorgen des lebens,  
Rosige Finsternis schwamm vor meine» sich schließenden Augen  
Da, da faßt mich, als längst ich im Schooße der Wellen gebettet,  
Ein Vootshaken von oben. Sie hatte», zur Stelle gekommen,  
Unter dem Wasser mich treiben geschn, und Ubbo den Haken  
Gleich Aal stechenden Fischern geschwind in die Tiefe gestoßen.  
Iind sie fassen mich gut und entreißen mich glücklich dem Code.  
Regung halt' ich bereits und Vewußtsei» völlig verloren  
Und Scewasser geschluckt nach der Möglichkeit, Ubbo ergreift mich,  
wie ein Vruder besorgt, »lit dem Kopfe nach unten und rollt mich  
Vis aus den» Munde das Wasser mir stieß als war' ich ein Vrunnc»,  
Da»n zu Vette gebracht und gerieben, gewärmt und ein jedes  
Mittel versucht und gejauchzt, als ich langsam die Augen erhebe.  
,Anton!' riefen sie mich. Ich rüvvel' und rühre mich erst nicht.  
.weißt Du wohl, wo Du bist?' ,Auf dem Schiff!' entgegnet' ich leise.  
Ubbo weinte vor Freude», daß ich die Besinnung erlangte  
Und so kehrte dann bald der Gestorbne zurück in das leben!"  
„V, Talifornier," sagt' ich zu ihm, „seltsamster der Menschen,  
Also seid Ihr denn auch, wie der vielverschlagne Vdysseus,  
Schon in die Unterwelt hinab gestiegen? Die Schrecken  
Unserer Sterblichkeit habt Ihr erfahre» beieits u»d bestanden,  
wisset, was Tod ist, und lebet doch noch, und hoffet noch lange  
Tuch zu erfrcun am Schatz, den man küsset," — Indcß ich so rede,  
Horch, da läutet ei» Glöckche» — es war vom Schiffe geborgen —  
Hell und lieblich. Man sah zugleich von der Düne, der letzte»,  
Steige» die leute, vom wrack heimkehrend, beladen und mühsam.  
„Unsere Gßglock!" sagte der Californier. „Darum  
wollt mich jetzt, Herrschaften, entschuldige». Unseren teuren  
Knurret der Magen bereits." „Und wir auch dürfe» nicht säumen,  
Sagte» wir; denn schon zittert am Rande des Wassers die Sonne,  
Und taucht bald blulroth i» das Meer, wenn kaum wir zum Gipfel  
Unserer Düne gelangt, lebt wohl für heute! Und wann ist  
Hochzeit?" riefen wir noch aufbrechend. „Im Herbst nach der Ernte.  
we»» u»s die Damen und Herren, so sprach er, und sah mit den schlaunen  
Augen ini Kreise sich um, dann wollen erweisen die Lhre,  
Sind Sie freundlichst von uns als Hochzeitsgäste geladen."  
„Ja, dann sind wir schon fort, mit den Störchen nach Süden geflogen,  
Aber verschmäheth uns nicht dies kleine Geschenk für die Hochzeit!"

Die heiligen ötätten in ihrer Bedeutung  
für Rußland.  
von  
Friedrich Vodenstcdt.  
— Wiesbaden. —

!ie heiligen Stätten haben für die Russen eine ganz andere Be-  
deutung als für uns uud die übrigen Völker des Abendlandes.  
Wenn heute der Papst einen neuen Kreuzzeug predigen ließe znr  
Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen, so würde sich  
der Sultan wenig darüber beunruhigen uud der Anachronismus selbst in den  
gläubigsten Theilen der römisch-katholischen Welt mehr Staunen als Begeisterung  
wecken.

Seht mau dagegen den Fall, der Kaiser von Rußland, der die höchste  
geistliche Macht iu seinem Reiche mit der weltlichen vereinigt, ließe den Kreuz-  
zug predigen, so würde das ganze Volk wie ein Manu aufstehen und jeder  
gläubige Mostowit freudig sein Leben um den Gewinn des heiligen Landes  
in die Schanze schlagen.

Tiefer Gegensatz in der Wirkung derselben Worte auf die gläubigen  
Mostuwiten uud die gläubigen Römlinge offenbart zugleich den tiefgehenden  
Culturuuterfchied zwischen dem christlichen Abend- und Morgenlande.

Tic Moslemin, welche heute das heilige Land beherrschen, sind noch die-  
selben, gegen welche vor bald achthundert Jahren der feurige Peter von Amiens,  
im Auftrage von Papst Urban II., die abendländische Christenheit in Be-  
wegung setzte, aber der Zündstoff, den er damals bei seinen Glaubensgenossen  
fand, ist heute uur uoch bei den Nekenucrn der griechisch-russischeil jtirchen-  
lchre zn finden, die vom byzantinischen Christeuthum nicht mehr wissen als



202 Friedrich Vodcnstcdt in Wiesbaden,  
die alten Kreuzfahrer von dem ihrigen wußten, nämlich, daß es das einzig wahre und seligmachende sei.  
Wenn die Russen noch keinen Kampf um Palästina geführt haben, so ist das bloß deshalb unterblieben, weil ihnen, wie allen anderen Völkern, die heiligen Stätten auf friedlichen Wegen zugänglich sind und sie dort unter dem sehr duldsamen türktischen Schutz ungestört singen und beten können, bis Konstantinopel in ihre Hände fällt, wonach es dann keines Kampfes um den dauernden Besitz des gelobten Landes mehr bedarf. Ob aber dann die nicht-russischen Priester ihren Andachtsübungen auf Golgatha uud am heiligen Grabe so ungestört werde» obliegen tonnen wie es bisher unter türkischem Schutze geschehen, ist eine Frage, die zu bedenklichem Kopfschüttelu wohlbegründete Veranlasfung giebt. Neun die türktischen Wächter gehe» mit ihren großen Bambusstäben wenigstens unparteiisch zu Werke, wenn es sich darum handelt, die bei festlichen Gelegenheiten uud besonders zu Öfter» einander regelmäßig in die Haare gerathenden Priester verschiedener Bekenntnisse wieder auseinander zu bringen und den öffentlichen Frieden herzustellen. Eine solche Unparteilichkeit werden die Nüssen schwerlich üben, wenn sie erst Herren im Lande sind. Sehen wir doch, wie in neuerer Zeit, unter dem Einfluß der fanatischen Moskowiterpartei, die Regierung mit ihren eigenen deutschen Unterthanen in den Ostseeprovinzen umspringt, um sie für das anatolische Dogma in russischer Zunge empfänglich zu machen.  
Starke Eindrücke wirken nachhaltig und haben deshalb in Sphären der Gewaltübung immer für heilsamer gegolten als behutsame Billigkeit. In dieser Maxime ist der Leitfaden der russischen Politik zu suchen, als deren nächstes Ziel das goldene Byzanz winkt. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß dieses Ziel bald erreicht sein wird, und wenn erst wieder das griechische Kreuz auf der herrlichen Sophientirche prangt, die vor 433 Jahren von den Türken in eine Moschee verwandelt wurde, dann wird das neubyzantinische Rußland einen Kirchenstaat bilden, so weitgebietend und mächtig Wie die Welt noch keinen gesehen. Denn die römischen Gläubigen leben über die ganze Erde zerstreut und kennen bloß geistliche Zucht »nter Führern, die nur geschult sind mit Waffen des Geistes, mit Zunge und Feder in Parlamenten und Hirtenbriefen zu kämpfen, während die gräto-russische» Gläubigen mit den ihnen unterworfenen Völkerstämmen eine geschlossene, kriegerisch geschulte, leicht lenksame und furchtbare Streitmacht bilden, die von den Grenzen Indiens bis zu den Grenzen Österreichs und Deutschlands sich ausdehnt.  
So stehen die beiden größte» Bruchtheile der Christenheit vor unabwendbarem Entscheidungskampfe einander gegenüber als zwei rechtgläubige, apostolisch-katholische Kirchenmächte von gleichem Alter, gleichem Titel, gleicher Majestät, gleichen Ansprüchen und gleicher UnVersöhnlichkeit.  
Die Geschichte weiß nur von einem Falle zu erzähle», wo ein Versuch zur Versöhnung der beiden feindlichen Kirchen gemacht wurde, zu einer Zeit, da Konstantinopel schon hart von den Türken bedroht war. Johann VII.

Die heilig»» statten in ihrer Vedeutung für Rußland. 305

Paläologus hoffte durch eine Vereinigung der morgenländischcn Kirche mit der römischen die Hülfe des Abendlandes zu gewinnen. Er reiste deshalb in Begleitung vieler Bischöfe nach Italien, wo auf dem Concil von Ferrara und Florenz im Jahre 1438 über die Bedingungen berathen wurde, die Union unter römischem Primat zu Stande zu bringen.

Am 6. Juli 1439 wurde von den Vertretern der griechischen Kirche die durch Papst Eugen IV. vorgelegte UnionSfoimel angenommen, tragt welcher sie sich, mit Aufrechthaltung ihrer alten Kirchenordnung, der Priesterehe, des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und mit verschiedenen andern Vorbehalten dem päpstlichen Primat wieder unterwarfen. Allein bei der Rückkehr nach Konstantinopel fand der Kaiser so heftigen Widerstand, daß er seine Unionspolitit nicht durchzuführen vermochte. So blieb der ohnehin in sehr unbestimmten Ausdrücken abgefaßte Vertrag auf dem Papier stehen und die Kluft zwischen Rom und Nyzanz gähnte nun tiefer als zuvor.

In gleicher Weise gestalteten sich die Dinge zwischen Rom und Nußland, welches ebenfalls durch Entsendung eines geistlichen Würdenträgers mit Gefolge an dem Concil von Ferrara und Florenz sich betheiligt hatte. Als aber der Bevollmächtigte des Großfürsten, der Metropolit Isidur, in der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Kreml die Unionsacte feierlich verkündete, wurde er vom Großfürsten Wassilij Wassiljewitsch stürmisch unterbrochen und auf des Herrschers Befehl in's Gefängniß geworfen. Doch hatte Isidor unter deni Volke und der Geistlichkeit großen Anhang, und deshalb gab der römische Stuhl seine Hoffnung nicht auf, Rußland für die florentinische Union zu gewinnen, wozu sich bald eine günstige Gelegenheit zu bieten fchien. Konstantinopel war am 29. Mai 1453 von den Türken erstürmt, und Kaiser Konstantin in der Verteidigung seiner Hauptstadt gefallen. Ihn überlebten zwei Söhne, Thomas und Demetrius. Dieser ließ sich in schimpfliche Unterhandlungen mit dem Sultan ei», dem er sogar seine Tochter in's Serail gab, während Thomas mit seiner Familie nach Rom flüchtete, wo er bei Papst Pius II. gastfreundliche Aufnahme fand, dem er das Haupt des Apostels Andreas schenkte, welches seitdem in der Peterstirche aufbewahrt wird.

Thomas starb in Rom. Seine Kinder, unter welchen die Prinzessin Sophie durch große Schönheit und hohe Geistesgaben sich auszeichnete, lebten von den Wohlthaten des neuen Papstes Paul II., durch dessen Vermitteln»», ihre Ehe mit dem Großfürsten Johann von Rußland zu Stande kam, an welche er weitreichende Plane knüpfte. Zunächst hoffte der Past, durch den Einfluß der in den Lehren der florentinischen Union erzogenen Prinzessin Sophie, Johann ebenfalls zur Annahme der Union zu bewegen; dann ihn, als Gemahl einer Tochter des nur durch Gewalt gestürzten griechischen Kaiserhauses, für die Befreiung des griechischen Reiches vom Türtenjoch zu begeistern.

Als die päpstliche Gesandtschaft nach Moskau kam, berieth sich der Groß-

30H Friedrich Vodensledt in Ivic5l>aden.  
fürst mit seiner Mutter, dem Metropolitcn Philipp und den vornehmsten Bojaren. Der Chronist erzählt: „Alle glaubten einstimmig mit ihm, Gott selbst sende ihm eine so angesehene Braut, dcu Zweig des Herrschcrbaumes, in dessen Schatten ehemcd die ganze rechtlgläubige, ungetrenni^ Christenheit ruhete, — und dieses gesegnete Bündniß, au jenes Vladimir? erinnernd, werde Moskau zu einem zweiten Byzanz machen uud dem Zaren die Rechte der griechischen Kaiser verleihen.“  
Turch eine griechische Prinzessin Anna, die Gemahlin Wladimirs, war einst das Christenthum nach Rußland gekommen und auf Befehl de« Fürsten vom Volke unbesehen angenommen. Kurz darauf, um die Mitte deo elften Jahrhunderts, führte die fchon lange bestehende Spaltung zwischen Ron« und Byzanz zur gänzlichen Trennung der griechischen Kirche von der lateinischen. Tnrch Sophia hoffte der Papst sie wieder zn vereinigen, aber seine Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen.  
Am 12. November 1i72 wurde die Vermählung des rufsischeu Gros; surfteu mit der Tochter der Paläologcn in der Kathedrale zur Himmelfahrt Maria auf dem Kreml gefeiert, und Sophia, statt ihren Gemahl für die fwrentinische Union zu gewinnen, trat selbst zur russischen Kirche über, Tie tiefgehende Spaltung in der orthodoxen Christenheit ist dogmatisch auf die nun fchon anderthalb Jahrtausende alle Streitfrage zurückzuführen, ob der Heilige Geist vom Vater allein oder vom Vater nnd Sohn zusammen ausgehe.  
Auf dem öknmenischen Coucil von Konstantinopcl (381) wurde festgesetzt, das; der Geist vom Vater ausgehe uud ebenso wie der Vater uud der Sonn anzubeten und zu verehren sei.  
Angustin bezeichnete zuerst den Heiligem Geist als vom Vater und vom Sobnc ausgehend. Dieser Zusatz ging dann auch in das athanasianische Glaubensbekenntnis; über.  
Photius, der Patriarch Uou Konstantinopel, bekämpfte die römische Auf-fassung vom doppelten Ursprung des Heiligen Geistes als eine Glaubens fiilschnng, worauf natürlich heftige Erwiderungen nicht ausblieben: und so spann sich der erbauliche Streit, in welchem die griechischen nnd römischen Bischöfe einander verfluchten nnd verketzerte», mit immer wachsender Heftigkeit fort durch die Jahrhunderte.  
Tie Glanbensfrage wurde natürlich zu einer Machtfrage, die znm Vor-theil derjenigen Macht gelöst werden wird, welche über die meisten Kanonen und kriegerischen Heerschaaren zu verfügen hat. Tic rnssifchen Herrscher haben schon seit Jahrhunderten dafür gesorgt alle Zeichen nnd Wunder vor-zubereiten, welche znr himmlischen Beglaubigung ihrer weltlichen Erbschafts - ansprüche auf Byzanz »öthig find. Von dort kam ihnen das Chriftenthum. Ter erste christliche Kaiser vuu Byzanz hieß Konstantin. Ter letzte griechische Kaiser hieß ebenso. Anfang nnd Ende der Herrschaft des Christenthums in Byzanz knüpft sich an den Namen Konstantin, nach welchem anch Vyzanz

- — Vie heilig;,.!! ?t^t!cn in ihrer Aedeutima für Rnsiland, 305  
Konstantinopel genannt wird. So wird dann das gläubige Volt kein geringes Wunder darin sehen, wenn ein russischer Konstantin nach Vertreibung der Türken die Herrschaft des griechischen Christenthums in Konstantinopel erneut. Im Hinblick auf solchen Fall hat es an einem Großfürsten Konstantin während dieses Jahrhunderts in Petersburg nie gefehlt.  
Schon im Türkenkriege 1828—29 war Kaiser Nikolaus nahe daran, sich Konstantinupels zu bemächtigen und wurde davon nur abgehalten durch Oesterreich nnd England, welche drohten den Türken zu Hilfe zu eilen. So schloß er den Frieden von Adrianopel, der ihm in Europa nur die Mündungen der Tonan und wichtige Plätze am Schwarzen Meere sicherte, aber in Asien sein Reich beträchtlich vergrößerte nnd die Türkei nicht blos moralisch, sondern noch mehr dnrch die Ungeheuern Geldopser schwächte, die sie ihm bringen mußte. Tie Gährung in Polen trug auch dazu bei, seineu Eroberungseifer zn mäßigen, nnd er tröstete sich nach Abschluß des Friedens von Adrianopel mit den Worten: „Der Sultan ist sicher der am wenigsten kostspielige Statthalter, den ich in Konstantmopel haben kann." Von diesem Gesichtspunkt aus wurde seitdem Rußlands Stellung zur Türkei betrachtet, bis der Streit um die heiligen Stätten, der zum Krimtriede führte/ der Sache anf ein Kurzes eine andere Wendung gab. Ten Ursprung nnd die politische Bedeutung dieses Streites habe ich eingehend schon zur Zeit, da er entbrannte, in meiner Abhandlung über die orientalische Frage geschildert, welche die historische Einleitung zur zweiten Auflage meines Werkes „Tie Völker des Kaukasus" (Vcrliau, bei N. v. Decker, 1855) bildet. Ich kann mich deshalb hier auf ein paar oricutirende Worte beschränken.  
Tie älteren Verträge der Pforte mit Frankreich, welches sich als Nachfolger des Königreiches Jerusalem betrachtete, wurden ihrem wesentlichen Inhalt nach im Jahre 1740 erneut und erkannten den Lateinern den Besitz der heiligen Orte in nnd um Jerusalem zn. Tiefes Besitzrecht wurde ihnen Von den gräko-rnssischen Christen bestritten, welche sich Firmane, d. h. widerrufliche Verordnungen des Sultans, zu verschaffen wußten, die mit den Verträgen nicht in Einklang standen. Auf Gruud dieser Firmane suchten sie nun, trotzend ans ihre weit überwiegende Mehrzahl, fortwährend Handel mit den Lateinern, wobei diese überall den Kürzeren zogen, weil leine Macht hinter ihnen stand, ihre Besitzrechte zn uertheidigen, während Nußland alle leit zum Einschreiten bereit war.  
Ter Streit über die heiligen Statten knüpfte sich, als er zn offenem Kriege Anlaß gab, an die heilige Grabcskirchc zn Jerusalem, die Grabeskirche der heiligen Jungfrau in Gethsemane und die große Kirche in Bethlehem. In jeder dieser Kirchen befinden sich nämlich verschiedene Sanctuarien, welche von den Anhängern der verschiedenen Glaubensbekenntnisse als ausschließliches Eigcnthum beansprucht »verde».  
In der Grotte, wo Christus geboren wnrde, hing seit Alters ein silberner Stern. Dieser Stern verschwand eines Tages sim November 1847), »vorüber

-

206 Friedrich Vodcnstcdt in Wiesbaden.  
die lateinische» und gräto-russischen Mönche einander in die Haare geriethail, da sie sich gegenseitig beschuldigten, de» Stern gestohlen zu haben.  
Die in zwei Heiligthümer zerfallende Grotte gehörte beiden Parteien gemeinschaftlich. Den Griechen gehörte die Stelle, wu Christus geboren wurde, und den Lateinern diejenige, wu die Krippe ihm als Wiege gedient.  
Der Streit über den verschwundenen Stern entbrannte so heftig, daß der friedliebende Sultan Abdul Medschid sich ins Mittel legte und, um beiden Parteien gerecht zu werden, sich erbot, ihnen einen neuen Stern zu scheuten.  
Das war aber nur Oel in's Feuer gegossen; weder Griechen noch Lateiner wollten einen christlichen Stern aus Türkenhaud annehmen, und wie sie vorher darüber gestritten, wer den Stern gestohlen, so stritten sie nun um das Recht, einen neuen dafür anzuschaffen.  
Ein ähnlicher Fall in der heiligen Grabestirche zu Jerusalem machte die Verwirrung noch größer. Die große Kuppel war dem Einsturz nahe und schleuniger Herstellung bedürftig. Früher hatten die Lateiner solche Ausbesserungen besorgt und die Kosten getragen. Dan» war aber einmal auf russische Veranlassung die Kirche in Brand gerathen nnd rasch wieder hergestellt worden, um Eigenthumsrecht dadurch zu begründen.  
Um dem Streit über die Kuppelerneuerung ein Ende zu machen, erbot sich wiederum die türtische Negierung, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Sie ging gleich ans Werl auf ihre Kosten, aber alsbald entspann sich ein neuer Streit darüber, ob griechische oder lateinische Inschriften auf die Kuppel kommen sollten.  
Doch genug von diesen engeren Glaubenstampfen um die heiligen Stätten, an welchen der Krimkrieg, worin Frankreich den Dun Quirote und England den Sancho Pansa spielte, nichts geändert hat. Die volle Bedeutung der heiligen Stätten für Nußland wird sich erst herausstellen, wenn sie ihm ganz zugehören. Dann kann das rechtgläubige Volt von sich rühmen, Alles zu besitzen, was seinem Weltreiche wohlbegründetcn Anspruch auf den Namen giebt, de» es sich selbst beigelegt- „Das heilige Nußland." Tann kann es rückwärts schauend, die ganze biblische Geschichte auf feinem eigenen Grund und Boden verfolgen, i» Armenien das verlorene Paradies und die Spuren der Sintflut!) aufsuchen, den hochragenden Ararat, auf welchem die rettende Arche Noah sich niederließ, als einen heimatlichen Berg begrüßen, um danach, von einer heiligen Stätte zur anderen pilgernd, auf den allerheiligsten Stätten in Palästina, dem kleinen, steinigen, bäum- und wasserarmen Lande der Sehnsucht, seine Andacht zu verrichten und Gott zu danken, daß er die rechtgläubige griechische Kirche mit so unschätzbaren Heilsgütern gesegnet hat.  
Da die leitende deutsche Staatsweisheit sich in die byzantinischen Händel nicht einmischen will, England als europäische Großmacht nicht mehr mitzählt, und Frankreich mit Nußland liebäugelt, so hätte dieses in der Verfolgung seiner Pläne nur noch mit Oesterreich abzurechnen, welches, nach seiner bisherigen Haltung !zu schließen, vor einem Entscheidungslampfe mit den

Die heiligen statten in ihrer Vedeutung für Rußland. 3V?  
Russen zurückbebt. Zum Angriff darf es nicht schreiten, ohne den Friedens-  
bund mit Deutschland zu lösen, und es würde jedenfalls vorziehen, sich  
friedlich mit Rußland zu verständigen, wenn ihm dadurch der Weg nach  
Saloniki gesichert würde, den sich selbst durch Ausführung eines schnellen  
Nahnbaues über Serajewo - Mitrovitza zu sichern es mit gewohnter Nach-  
lässigkeit versäumt hat. Möglich wäre es immerhin, daß Rußland um den  
Preis von Byzanz dem katholischen Kaiserstaate die zur Vermeidung eines  
Krieges nöthigen Zugeständnisse machte. Ebenso möglich wäre es, daß die  
in solchem Falle sich selbst übcrlassene Türkei, die ohnehin weiß, daß ihre  
Tage gezählt sind, mit fatalistischem Gleichmuth widerstandslos die Ober-  
herrschaft Rußlands über sich ergchen ließe, mit Welchem sie jetzt schon in  
besten Freundschaft lebt.  
Ein dauernder Friede wird aber zwischen Rußland und Oesterrcich nie  
zu Stande kommen; mit den Erfolgen des rechtgläubigen Zarenthums  
werden seine Ansprüche wachsen und wie die fanatischen Moskowiter jetzt  
sagen: der Weg nach Konstantinopel führt uns über Wien, so weiden sie  
später sagen: der Weg nach Wien führt uns über Konstantinopel. Weit  
mehr hassen sie heute die Deutsch-Oesterreicher und Magyaren, als sie je  
die Türken gehaßt, und wenn es einmal zum großen Entscheidungskampfe  
kommt, so wird das heilige Rußland ihn, wie alle seine Kriege, blos zur  
Ehre des orthodoxen Christenthums führen, dessen Papst der Zar ist.  
Abgesehen von den unversöhnlichen Polen sind die slavischen Stämme  
im katholischen Oesterreich allein immer, trotz ihres Irrglaubens, ein Gegen-  
stand zarter Aufmerksamkeit für Rußland geblieben, weil es darauf rechnet,  
in ihnen einst seine besten Bundesgenossen zu finden.  
Blutigere Kriege als die zwischen den stammverwandten Polen und  
Russen hat die Welt nicht gesehen; der unversöhnliche Haß zwischen beiden  
wurde und wird nur durch den verschiedenen Glauben genährt. Aber das  
kleine Polen allein ist, trotz seiner Unterjochung und Zersplitterung, immer  
noch ein gefährlicherer Feind für Nußland als alle katholischen Mächte zu-  
sammengenommen. Denn keinem Papst würde es mehr gelingen, die roma-  
nischen Völker zu einen« Glaubenskriege zu entflammen, und die katholischen  
Slavenvölker lüesterreichs würden um den Preis der Verwirklichung ihrer  
nationalen Träume durch den Zaren, dem sie seit Langem schon die Arme  
sehnend entgegenstreckten, gern auch mit der russischen Kirche nähere Fühlung  
nehmen und auf ihren heiligen Stätten sich segnen lasseil zum Vernichtungs-  
tampfe gegen die Deutschen.  
üloid und ^ub. XXXIX., II?, 21

Ein Ausflug nach Argolis.

von

Gustav Mener.

— Graz. —

>

Fahrt nach Nauplia.

arteria hieß der griechische Dampfer, mit dem wir vom Piräus

nach Nauplia fuhren. Das bedeutet in unserer Sprache Ausdauer

und Geduld. Im Namen lag auch diesmal eine Vorbedeutung.

Unser Dampfschiff sollte um sieben Uhr Morgens abgehen. Das ver-

langte Aufstehen um fünf. Wenn man am Abend vorher Solonwein nicht

ganz mit der weisen Mäßigung getrunken hat, welche der berühmte Name

auf der Etiquette empfiehlt, so ist das eine etwas harte Aufgabe. Trotzdem

rollte um halb sechs der Wagen mit mir und meinem Reisegefährten die

Hermesstraße hinunter nach dem Bahnhofe. Derselbe liegt auf einer sehr

merkwürdigen Stätte — zwischen dem Theseustempel uud dem alten Fried-

hofe vor dem Tipylon, aus dessen Boden so viel wunderschöne Grabreliefs

an's Licht gekommen sind — ist aber selber gar nicht merkwürdig. Nur in

kleinem süditalienischen Nestern sieht man noch solche ärmliche und schmutzige

Stationsgebäude. Er ist einer Residenzstadt ebenso unwürdig wie das athenische

Theater. Hoffentlich wird man ihn, wenn die neuen Bahnlinien nach dem

Peloponnes und nach Thessalien fertig sind, durch ein besseres Haus ersehen.

Die Wagen der Piräusbahn sind leicht und gefällig constrnirt; in der ersten

Klasse sitzt man auf eleganten und bequemen Nohrbänten. Leider dauert

das Vergnügen, mit einer griechischen Fahrkarte auf einer wirklichen Eisenbahn

fahren zu können, nur kurze Zeit: in zwanzig Minuten ist man im Piräus

angelangt.

Kaum gönnten wir uns einen eilig genommenen Morgenkaffee, um die

vorgeschriebene halbe Stunde vor der Abfahrt des Schiffes an Bord zu sein.

Hin Ausflug nach Argolis. 201  
Aber der Mensch denkt und die Pcmagia lenkt. Ter Madonna von Tinos ward nämlich in diesen Apriltagen ein großes Fest gefeiert, zu welchem aus allen Gegenden Griechenlands Tausende von Wallfahrern nach dem kleinen Eiland strömten. Tie hellenische Tampfschifffahrts-Gesellschaft hatte den für Nauplia bestimmten Dampfer, weil er einer der geräumigsten war, noch in letzter Stunde dem heiligeren Zwecke gewidmet, und das zum Ersätze eingetretene Schiff konnte vor zehn Uhr nicht segelfertig sein. Umsonst hatten wir uns so früh der süßen Gewohnheit des Schlafes entrungen! Umsonst in einem der schmutzigsten Cafös des Piräus fragwürdigen Mokka geschlürft! Doch da half kein Toben gegen die Gewalt des Schicksals, die ersten schonen Morgenstunden vergingen im Hafen. In solcher Stimmung wollte weder das entzückende Panorama noch das bunte Treiben beim Einschiffen der Personen und Waareu so recht verfangen. Wir saßen auf dem Verdeck, mit dem Schicksal hadernd und mit der königlich griechischen Tabatregie, welche die Cigaretten so sehr verschlechtert hat.  
Ich will nicht versäumen, dem Leser den andern Theil dieses „wir“ mit einigen Worten vorzustellen. Herr Timitrios Bikölas ist einer der hervorragendsten Schriftsteller des modernen Griechenland. Er hat seinen Landsleuten eine vortreffliche Übersetzung Shakespeare'scher Dramen geschenkt und selbst manches Feinsinnige in Vers und Prosa geschrieben. Auch unsere Literatur tennt und schätzt er, obwohl er unsere Sprache uicht spricht. Unser Ausflug nach Tirynt und MIMiae war aus seiner Anregung hervorgegangen; darum empfand er die Verzögerung der Abreise so, als ob er sie selbst verschuldet hätte. Seine Selbstvorwürfe nahmen erst ein Ende, als der Dampfer den Anker hob und an der Insel Salamis vorbei in das Meer hinaus strebte. Einzig schöne Fahrt, der schönsten eine, die man in diesen südlichen Meeren machen kann! Erst schweift der Blick nach rechts hinüber zu dem engen Sunde, wo des Xerxes Armada ruhmlos in Trümmer ging; dem rückwärts Schauenden erhebt fich der Lykabettos und de,r athenische Nürnberg mit der leuchtenden Patina seiner Säulen in die sonnedurchglühte Luft, dahinter die einförmige Linie des honigberühmten Hymettos und die flache Küste bis zum sunischen, Vorgebirge. Nach vorn aber steigt in immer deutlicher werdenden Umrissen die steile Pyramide der Insel Aegina aus den blauen Fluthen empor. Von ragender Uferhöhe grüßen die Ruinen des berühmten Athene-Tempels, dessen Gieblfiguren unter Münchens nebligem Himmel frieren müssen.  
Nach kurzem Aufenthalte im Hafen von Aegina, der bis in die Berge hinauf von Villen vermögender Athener umkränzt ist — auch der Ministerpräsident Tritupis ruht hier von den Negierungssurgen aus — geht die Fahrt weiter, vorbei an den kühn geformten Felskuppen der Halbinsel Methana. Warm brennt die Mittagssonne nieder und aus dem feuchten Elemente schnellen zahlreiche Delphine zum Tageslicht empor; im Süden aber zeigen sich verdächtige kleine Wölkchen am Himmel. Das Schiff fährt in eine enge 21»



3^0 Gustav Meyer in <3iaz.  
Meerstiaße ein; links liegt Porös, wo Demosthenes Gift nahm, rechts zeigt man die Stätte des alten Trözen, wo Phiidras verbrecherische Gelüste den keuschen Stiefsohn in den Tod getrieben. Immer mehr umzog sich der Himmel, weiße Wogenkämme prallten gegen das Schiff und einzelne Regentropfen fielen auf das schnell aufgezugene Schuhdach. Das war die richtige Scenerie für den kahlen Felsen von Hydra, auf den wir jetzt lossteuerten. Nicht von wollüstig blauen Fluthen umschmeichelt, nein, umtost von grau schäumender Brandung, so hatte ich mir das Eiland vorgestellt, welches die trotzig albanesischen Seeleute gezeugt, die so manche ruhmvolle Schlacht gegen türkische Schiffe geschlagen haben. In jeder der behenden Gestalten, die am Nord unseres Schiffes empor kletterten, erkannte ich den kleinen Hydrioten wieder, der mich auf der Schule zu Declamationsübungen begeistert hatte. Als wir Hydra verließen, tobte die See im Aufruhr des Scirocco-sturmes. Der Dampfer tanzte auf den Wellen; wir aber saßen nach dem Diner wohlgemuth in der geschützten Cabine des Capitäins, dem ich bei Masticha und Cigaretten einige Geheimnisse seiner albanesischen Muttersprache abzulocken trachtete.  
Es war spät am Abend, als wir im Hafen von Nauplia ankamen. Der Regen hatte aufgehört, aber die See ging noch sehr hoch und schlug iu hohen Wellen an das Fort Itsch-Kaleh. Nur mühsam konnte sich die kleine Barte den Weg vom Dampfer bis zum Landungsplatz erzwingen. Von diesem sind nur wenige Schritte zur Piazza. Wohlthuend empfing uns die frühe Nachtstille einer kleinen Provinzialstadt. Der mit Bäumen bepflanzte Platz war mühsam von wenigen Oellaternen erhellt, denen der Mond heute nur geringe Eoncurrenz machte. Hie und da saßen kleine Gruppen von Bürgern zusammen, Cigaretten drehend und jedenfalls von Politik redend. Aus einem erleuchteten Locale drangen Gesang und Musik eines Oats H»nwnt. Ich widerstand der Versuchung, meine cmtislavischen Gesinnungen hier durch die Reize böhmischer Harfenistinnen corrigiren zu lassen, und zog unverweilt mit meinem Freunde in das 6iAml NtsI cies Otinußsi-F ein.  
Ja, ja, lieber Leser! Nauplia besitzt wirklich Hotels. Drei davon stehen im Bädeter, das unsrige mit dem stolzen Namen nicht. Wir hatten es gewählt, weil Herr Schliemann dort wohnte, der eben wieder in Tiryntn Ausgrabungen veranstaltete und an den wir Empfehlungen mithatten. Da er bereits schlief, hatten wir Zeit, noch einen Besuch im feindlichen Lager zu, machen. Schliemann darf bekanntlich nur unter der Aufsicht und für die Sammlungen der archäologischen Gesellschaft in Athen auf griechischem Boden Ausgrabungen veranstalten. Darum hatte man ihm auch hier in der Person des Herrn Philios einen Ephoros an die Seite geseht, mit dem er in Folge seines etwas reizbaren Temperamentes in fortwährenden Plänkeleien lebte. Herr Philios wohnte in dem Gasthofe, welchem der selige König Agamemnon seinen Namen geliehen hatte. Er empfing die späten Gäste mit großer Zuvorkommenheit, bald erschien der übliche schwarze Kaffee und wir ver-

Lin Ausflug »ach Argolis. 3l.<  
plauderten mit dem anspruchslosen und liebenswürdigen Gelehrten noch eine Stunde.  
In unser Xenodochion zurückgekehrt, prüften wir die Stätte, welche unser Dasein in den nächsten Stunden begrenzen sollte. Groß war das Zimmer nicht, dafür aber um so schmutziger. Zerrissene Tapetenfetzen hingen an den Wänden herab und der Fußboden hatte offenbar schon lange des Verkehrs mit reinigendem Wasser sich enthalten. Indessen war durch ein hartes Sopha und einen Waschtisch ein nothdürftiger Zusammenhang mit der Cultur des Westens hergestellt, und die Betten waren sogar recht gut. Schließlich ist man nach zwölfstünbiger Seefahrt nicht allzu wählerisch. Das ganze Haus schien schon zu schlummern, nur die Thüre des dem unfern gegenüber liegenden Zimmers stand weit offen. Mit der Ungenirtheit, die man sich in Griechenland den Verhältnissen seines Nebenmenschen gegenüber rasch angewöhnt, warf ich einen Blick hinein. Ein weibliches Wesen lag angekleidet auf dem Bette und las beim dürftigen Schein einer Kerze in einem Buche. Da sie auffallend hübsch war, hatte ich allen Grund sie für «ine Nicht-Griechin zu halten. Aus rein culturhistorischem Interesse, um ihre Nationalität festzustellen, redete ich sie französisch an, und da mir gerade nichts Geistreicheres einfiel, bat ich sie um ein paar Streichhölzchen. Sie warf mir einen der gleichgültigsten Blicke zu, die mir je in meinem Leben zu Theil geworden sind, und erwiderte mir in mangelhaftem Griechisch, sie verstehe mich nicht. Die Situation schien zur Fortsetzung der Polyglotten Unterhaltung wenig einladend. Plötzlich dämmerte mir die Möglichkeit eines Zusammenhanges dieser Dame mit jenem (üaltz olianwnt auf. Ich raffte meine czechischcn Sprachkenntnisse zusammen und fragte mit aller mir zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit! „üonimite oezk^i" Da lächelte sie freundlich und sprach die geflügelten Worte: „H,iw, M pooliäxlm 2 I^itom^Zls." Nun hatte ich aber genug. Meine längst feststehende Anschauung von dem Berufe des Czechischen zur internationalen Weltsprache hatte eine neue Bestätigung erhalten und ich trat einen geordneten Rückzug an, selbst mit Aufgeben der Streichhölzer, die Anastasis bald darauf uns in's Zimmer brachte. Anastasis war das Factotum des Hauses, Kellner, Portier, Facchin in einer Person, dabei ein hübscher Bursche mit schlauem Gesichte. Ich fragte ihn, wer die Dame gegenüber sei. Er warf mir einen halb forschenden, halb drohenden Blick zu und sagte lakonisch: „äi'.Tj xvpl«" (eine fremde Dame). Ich dankte ihm verbindlich für die ungemein detaillirte Auskunft und legte mich schlafen.  
Als ich am andern Morgen die Thür öffnete, um meine Schuhe herein zu holen, glitt Anastasis vorsichtig aus der Thür des gegenüber liegenden Zimmers über den Gang hin. Das Factotum war offenbar in seinen Mußestunden auch jugendlicher Liebhaber.

212 Gustav Meyer in Graz.

II.

Vei Herrn Zchliemann.

In Ncmplia giebt es nicht nur Hotels ,mit wirkliche» Betten, sondern auch Wagen. Ihre geringe Zahl wird natürlich als Vorwand für unglaubliche Forderungen benutzt. Doch gelang es uns, den Nosselenker ans zwanzig Francs für den Tag herunter zu drücken.

Die bekannte Sonne Homers lächelte uns wieder, als wir aus dem alten venezianischen Thor Nauplias in die argolische Tiefebene hinausfuhren. Von dem Unwetter des vorigen Tages war nur etwas Bewegung in der Lust übrig geblieben. Das Meer, in dessen Nähe die Straße anfangs hin-führt, getrennt durch einen schmalen Streifen Sumpfland', der im Sommer Malaria erzeugt, blaute in behaglicher Trägheit. Die Straße säumten große Cactusgewächse, auf deren Blättern fingerdicker Staub lag. Denn Alles war schon jetzt — im April — unsagbar trocken und verbrannt. Wcn-cn wir doch in Argolis, dem vicldurstenden, wie es Homer nennt. Das Flußbett des Inachos, durch das wir am Nachmittag fahren, war aän^lich ausgetrocknet. Hie und da stand ein Hirt in der Fustanella, ungemein plastisch auf seinen Stab gelehnt, ein wahrhaft homerisches Bild; fo fchaute er regungslos auf die Heerde seiner Lämmer.

Der mäßige Hügel, welcher einst die Herrenburg vonTiryns trug, war nach einer halben Stunde erreicht. Er ist durch die bekannten Neste cylo-pischer Mauern längst in der ganzen Welt berühmt. Da ich nicht den Vorzug besitze, Archäologe zu sein, so darf ich es mir ersparen, aus den üblichen Nachschlagebüchern die mehr oder weniger tieffinnigen Bemerkungen abzu-schreiben, die man bei dieser Gelegenheit anzubringen pflegt. Für mich war der Eindruck ein bedeutender, wenn auch teiu überwältigender. Ein ver-schollenes Menschengeschlecht, von dem kein Mensch weiß, welchem Stamm es angehörte, hat hier Proben einer anerkennenswerthen >traft und einer zwar primitiven, aber sehr respcctablen Technik abgelegt; aber kein historischer Name regt die Phantasie des Schauenden an, wir vermögen nicht die impo-nirenden Ganggewölbe mit den Schatten einer großen und bewegenden Ver-gangenheit zu erfüllen. Mir. ich gestehe es gern, war die persönliche Be-kanntschaft des Herrn Schliemann viel merkwürdiger.

Schon von Weitem sahen wir eine amnsenartige Bewegung oben auf dem Plateau des Nurgfelschs. Uns stand der besondere Genuß bevor. Schliemann bei der Arbeit zu sehen. Schon vor mehreren Jahren hatte er hier Nachgrabungen angestellt, ohne zu sonderlich bemerkenswerthen Ergeb-nissen zu gelangen. Dann hatten ihn andere Aufgaben vollauf in Anspruch genommen; aber jetzt war der unermüdliche Mann ans die Stätte zurück-gekehrt, auf welcher er mit der eigensinnigen Beharrlichkeit, welche die Erfolge seines Lebens zum Thcil erklärt, noch Be deutendes zu finden überzeugt war. Wie man weiß, hat er wirtlich Bedeutendes gefunden.

Ein Ausflug nach Aigolis. 31.3

Ueber Geröll und frisch abgeschüttete Erde suchten wir uns den Weg zum Plateau. Da saß auf einem Felsblocke Herr Schliemann, auf einem andern Herr Philios; die Arbeiter, sechzig an der Zahl — mehr durfte Schliemann nicht beschäftigen — in voller Thätigkeit, hackend, grabend, den Schutt durchsuchend und abführend. Schliemann empfing uns mit vieler Freundlichkeit, die ihm um so höher anzurechnen ist, als er oft genug bei seiner Arbeit von Fremden gestört werden mag. Ich war bei seinen: ersten Anblicke überrascht, fast enttäuscht. Ich stand vor einem kleinen, unansehnlichen, schon etwas gebückten Männlein, mit gutmüthigem, rundem, bebrilltem Gesichte, wie es etwa ein kleiner Krämer in einer deutschen Provinzialstadt hat. Ein etwas vernachlässigter grauer Sommcranzug, gelbe Lcderschuhe und ein breitkrämpiger Strohhut bildeten die AusgrabungZtoilette. Schliemann führte uns in den Trümmern von Tirynth herum und sprang und kletterte dabei mit einer Behendigkeit vor uns hin, nm die ihn ein zwanzigjähriger Jüngling hätte beneiden tonnen. Tann sprach er uns von den Resultaten seiner bisherigen Ausgrabungen. Sie waren bis jetzt sehr bescheiden gewesen. Eine große Fülle von Resten prähistorischer Thongefäße mit nnd ohne Bemalung war zu Tage gekommen; sie lagen in Körben in einem kleinen Häuschen unten an der Straße, das zum provisorischen Museum eingerichtet worden war. Schliemann aber erwartete alte Gräber mit goldenen Ausstattungsgegenständen, und davon war noch nichts zu Tage gekommen. Als ich einige Tage später nach meiner Rückkehr in Athen des Morgens die Zeitung auseinander faltete, fiel mein Blick auf ein Telegramm Schümanns, welches die erste Nachricht von der merkwürdigen Entdeckung brachte, die seitdem aller Welt bekannt geworden ist. Sein sprüchwörtlich gewordenes Finderglück hat ihn auch hier nicht im Stich gelassen. Wir haben den Abend dieses und des nächstfolgenden Tages in Nauplia in Schliemanns Gesellschaft zugebracht, und ich hatte Gelegenheit, den interessanten Mann näher kennen zu lernen. Man weiß, daß er durchaus ein »elimacks inau ist, welcher sich durch eine ungewöhnliche Zähigkeit nnd ein unbestreitbares Glück vom kleinen Eommiss zum Besitzer eines bedeutenden Vermögens emporgearbeitet hat. Im Mittelpunkte seines ganzen Wesens steht eine an Fanatismus grenzende Begeisterung für das alte Griechenthum, besonders für Homer und die Schauplätze seiner Dichtungen. Die reale Existenz der homerischen Gestalten und Oertlichkeiten nachzuweisen, ist seine Lebensaufgabe, welcher er fein Vermögen und seine Gesundheit opfert. Statt in der Behaglichkeit seines athenischen Palais — dessen Aufschrift IX^ou ^iXy.H'pov noch Niemand befriedigend gedeutet hat — lebte er hier in Nauplia in einem fragwürdigen Gasthof ohne jeden menschenwürdigen Comfort, mit schlechtem Essen und sehr mäßigein Getränk; alle Morgen um vier Uhr stand er auf, stürzte sich zum Seebad in die Fluthen des Meeres und ritt dann nach Tirynth, wo er auf schattenloser Höhe bis Nachmittags die Ausgrabungen leitete. Es ist bewunderungswürdig, wie sehr sein Geist den

2<H Gustav Meyer in Graz.  
schwächlichen Körper zu zwingen Wußte. Leider hat auch Schliemann den bekannten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen nicht ganz vermieden. Es mag hingehen, das; er seine beiden Kinder Agamemnon und Anbromache nannte, das ist eine in Griechenland Weit verbreitete Manie, die weder historisch noch ästhetisch zu rechtfertigen ist; heißt oder hieß doch das recht häßliche Dienstmädchen des Professors Rhusopulos Anna Betterischen Angedenkens Aphrodite! Aber es ist tomisch, wenn sich alle Personen aus dem Volte, mit denen Schlicmann in Berührung kommt, eine solche antitisirende Um-  
taufung gefallen lassen müssen. Ten Varkenführer, der ihn alle Morgen zum Seebad ruderte, rief er nie anders als Patroklos, während er im gewöhn-  
lichen Leben den harmlosen Ehiiftnamen Nilolas trug; der Aufseher der Arbeiter bei den Ausgrabungen, ein sicherer Petros, wurde Hyllus genannt. Herr Schliemann spricht mit Vorliebe Griechisch, auch mit Nichtgriechen, wenn sie dieser Sprach? mächtig sind; aber ein Griechisch, welches sich von der hcut in Griechenland geltenden Umgangssprache sehr weit entfernt und mit längst verschollenen antiken, besonders homerischen Worten und Wendungen so voll-  
gestopft ist, daß selbst mein Freund Bitölas Mühe hatte, seinem Redeflusse immer zu folgen. Das Factotum des Hütels z. B. stand diesem cytlopischen Griechisch häufig recht rathlus gegenüber. Ortschaften, Berge, Flüsse nannte er nur mit den antiken Namen, ja die modernen sind ihm häufig unbekannt. Kurz, das moderne Griechenland ist ihm nur ein schattenhaftes, häufig un-  
bequemes Substrat für das alte, das in seiner Phantasie einzig lebendig ist. Es ist heute unbestritten anerkannt, daß die Funde Schliemanns geradezu umgestaltend auf die Kenntniß und Bcurtheilung der ältesten Culturverhältnisse Griechenlands gewirkt haben. Die Archäologen von Fach, die anfangs sich zum Theil wenig rücksichtsvoll ihm gegenüber benahmen, haben sich jetzt mit ihm auf einen besseren Fuß gestellt. Man acceptirt die Thatsachen und lächelt im Stillen über manche Wunderlichkeit in Schliemanns Auslegungen. Ob die Könige, welche in den prähistorischen Gräben» Mylenaes bestattet waren, Atreus und Agamemnon hießen oder nicht, ist völlig gleichgültig. Daß Schliemann kein geschulter Philologe und Archäologe ist, wird nach seinem Bildungsgange Niemanden befremden; trotzdem bleibt es bedauerlich, daß er feine Bücher durch Aufnahme manches allzu dilettantischen Beitrages aus fremder Feder entstellt.  
Noch ein Wort über Frau Schliemann, die ihren Gatten diesmal nicht nach Nauplill begleitet hatte, deren Bekanntschaft ich aber in Athen machte. Sie ist die Tochter eines athenischen Kleinhändlers. Man erzählt, Schlie-  
mann habe eine Frau gesucht, die den ganzen Homer auswendig wüßte; diese habe der Bedingung entsprochen. Die Geschichte wird zwar nicht wahr sein, ist aber bezeichnend. Jedenfalls hat sich Frau Schliemann zu einer distinguirten Dame herangebildet, die ihrem eleganten Hauswesen in Athen durchaus entsprechend vorsteht. Sie spricht außer ihrer Muttersprache vor-  
trefflich französisch und englisch und passabel deutsch. Ihr Haus ist ein

Ei» Ausflug nach Argolis. 3^5  
Mittelpunkt der besten Gesellschaft Athens. Von ihrer ungewöhnlichen Liebenswürdigkeit konnte ich mich selbst überzeugen; auch andere weibliche Tugenden werden ihr nachgerühmt. Die Schwester des Ministerpräsidenten wiederholte mir mehrmals mit Emphase: „Wir Griechen sind stolz auf sie!"  
Als wir eben im Begriff waren, den Hügel von Tirynth zu verlassen, um nach Mylenae weiter zu fahren, kam eine Anzahl Cavallerie-Offiziere aus Nauplia an, welche die Ausgrabungen Schliemanns ansehen wollten. So weit geht in Griechenland das Interesse für dergleichen Unternehmungen!  
III.  
Mykenae und Argos.  
Ter Burghügel von Tirynth lag hinter uns und unsere Rosse staubten durch die argolische Ebene. Mir ist dieser homerische Ausdruck damals verständlich geworden. Immer breiter dehnte sich das Gefilde vor uns aus, rings umsäumt von einzig schönen Berglinien. Wir fuhren durch mehrere kleine Dörfer, deren Namen ich vergessen habe. Aus dem Schatten derDorfplantane, in welchem sie gespielt, löste sich die braune ungewaschene Jugend los und bot freundlich den vorüber eilenden Fremden ihr x«X?/ ^ip«. Hie und da sah mit scheuem Blick ein Weib in den Wagen, das, mit schwerer Last beladen, auf's Feld hinaus ging; vielleicht hatten diese Augen einmal in feurigem Glänze gestrahlt, jetzt waren sie müde und eingesunken wie die ganze Gestalt. Die Frauen sind in ganz Griechenland unhübsch und vor der Zeit gealtert; ihr größter Vorzug sind schöne Hände und Füße. Manches Wort sprachen wir unterwegs über die Gegenwart und Zukunft des Landes, in dem auch mein Freund eigentlich ein Fremder war; denn »nie so viele Griechen lebt er im Auslande, in Paris, an das ihn die Pflege einer schwer tranken Gattin fesselt. Und es war rührend zu sehen, wie er über jedes Symptom des Aufschwungs in seinem viel geprüften Vaterlnnde herzliche Freude äußerte. Nach anderthalb Stunden etwa waren wir in Charwäti. So heißt das Dorf, das auf der Stätte des alten Mykenae liegt. Der Name ist slavisch und bedeutet „Kroatendorf". Welch eine Geschichte liegt in dieser einfachen Thatsache! An der Stelle, von welcher aus eine dunkle Ueberlieferung von fabelhafter Größe und Herrlichkeit zu den historischen Griechen gedrungen war, welche von der Sage mit dem glänzendsten Schimmer der Poesie umwebt worden war, auf welcher noch der treffliche Pausanias in hausbackener Begeisterung verweilt hatte, da haben im Mittelalter die Vorfahren der Herren Starceviü und Consorten ihre unsauberen Hütten gebaut und aus einer Marmorkrippe, aus der vielleicht einst die Rosse des Völkerhirten Agamemnon gefressen, ihr schmutziges Borstenvieh gefüttert. Aber sie dürfen nicht einmal den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, diese alte Fürstenresidenz zerstört zu  
^

2^6 Giiflar Meyer in Graz,  
haben. Als sie einzogen, war längst Alles zerschlagen und verschüttet. Sie selbst sind spurlos von der Geschichte hinweg geweht worden. Die Sprache des Griechenvolkes, unter dem sie wohnten, ist von ihrem Einfluß so gut wie ganz unberührt geblieben, und nur Orts-, Berg- und Flußnamen künden heute noch von ihrer Anwesenheit — auch sie nicht mehr für lange Zeit. Weltberühmt war seit Langem das Löwenthor, dessen Relief zu den ältesten Vildwerten Europas gehört: weltberühmt sind heute auch die Gräber, aus denen Schliemann eine schier unglaubliche Fülle des pruuhaftesten Goldschmucks ans Tageslicht geholt hat. Nur wer die Sammlung in Athen selbst gesehen hat, macht sich von der Menge der gefundenen Gegenstände eine Vorstellung, in deren Nähe die armen Slaven so ahnungslos gesessen haben. Nicht ohne Beschwerde kletterten wir den mächtigen Hügel empor, der einst die Atropolis trug, über gewaltige Fclsblöcke, die Nester der ehemaligen Burgmauer. Tie nicht genug zu lobende neue Berliner Karte orientirte uns auf das Eingehendste über alle Einzelnhciten, besser als der biedere Eustode, der in malerischer Tracht, mit ernster Nnhe, wie alle Griechen, vor uns Heischritt. Gern nahm ich seinen Stock, den er mir freundlich als Stütze bot. Es war, glaube ich, ein ganz gewöhnlicher Hirtenstock mit gebogenem Griff; aber leicht sieht man in Griechenland das Einfachste mit ganz besonderen Augen an, und ich hätte das Scepter des Ntrcus sicherlich nicht mit mehr Ehrfurcht handhaben können:  
Airens ließ es sterbend dem Ilimmevreichen TIMsio,  
3er hinwiederum lies, es dem Held AWmcmmm ^>i naqen,  
Viel Eilande dmuit und Arges' Reich zu behen'fchen.  
Wir standen auf der Höhe. Von hier aus hatte einst der Wächter, „einem Hunde gleich“, wie er in Aeschylos' Tragödie sagt, in's Land hinaus gespäht, ob er das telegraphischc Feuerzeichen aufflammen sähe, das dem Fall Trojas verkünden sollte. Dann war durch das Löweuthor auf gewundenem Wege zur Herrenburg empor ein prächtiger Zug gestiegen, voran König Agamemnon, dann seine Wagen, Neisigen und die klagenden trojanischen Flauen. Innen aber lauerte auf ihn bereits der tückische Streich des Aegisthos. Später hatte vou derselben Höhe aus Prinzessin Elektra sehnsüchtige Blicke nach dem Bruder in die Ferne gesandt, bis er zurückkehrte und den Stahl in die Brust der Mutter senkte. An keinem andern Orte Griechenlands werden die gewaltigen Gestalten seiner tragischen Tichtung der träumenden Phantasie so lebendig wie in Mykenae. Tie Wand der Nrctterhütte des Euftoden bietet Lehne und Schatten. Ta kann man sitzen und den Greueln des Pelopidcnhauses nachdenken, deren Geschichte sich in den Gaeu abgespielt, welche uusr Blick von hier oben umfaßt. Links in der Ferne liegt Tiryns, mit bloßem Auge kaum fichtbar; rechts Argos, überragt von der imposanten Burghühe von Larissa. Ta wohnte die schöne Helena, die den Ehebruch etwas weniger blutig betrieb alv ihre Schwägerin vu» Mykenae. Geradeaus blinkt das Meer und daran liegt Nauplia, die Geburtsstätte Ncugriechenlands,

---- Li» Ilusflug nach Argolis. 3^?  
das Grab Kapodistrias. Uebcr das Meer aber schweift der Gedanke weiter nach dem merkwürdigen Hügel in Athen, auf welchem die Pelupidentragödie ihren läuternden und sühnenden Abschluß fand.  
Ter hohe Stand der Sonne mahnte znr Rückkehr. Zögernd rissen wir uns von dem einzig schönen Panorama los und stiegen langsam abwärts. Unten in der Hütte des Wächters streckten »vir die Hände zum Frühstück aus. Was unser Hotel in Nauplia bieten konnte, hatten wir, wohlverwahrt in einem Korbe, in den Wagen gepackt: Eier und kaltes Fleisch, Käse und Brot, köstliche Orangen und ein paar Flaschen ungeharzten Weines, dazu Gläser und Teller. Tie Frau des Custoden breitete uns gefällig ihr reinstes Tischtuch auf und vorzüglich schmausten wir in dem einfachen Räume. Neu-gierig lief das Federvieh um uns herum, das sich jetzt, in der Fastenzeit, sorglos seines Daseins freuen tonnte. Dranßen war ringsumher lautlose Stille; denn es war die Zeit, Wo der große Pan schläft. Durch die geschlossenen Fensterläden stahl sich hie und da ein vereinzelter Sonnenstrahl und glitzerte in dem goldenen Kephissiawcin. Nicht oft hat mir ein Frühstück so gut geschmeckt wie dieses in dem kleinen Dorf Eharwäti. Unwillkürlich flogen meine Gedanken zurück zu einem andern. Das war hoch oben im Apennin, in der Geburtsstadt Rafaels, in Urbinu. Dort saß ich nach heißet Wanderung mit Alfred Woltmanu in schattiger Laube; wir blickten hinunter in die herrliche umbrische Landschaft und hoben das Glas auf eine gemeinsame Reise nach Griechenland. Es hat nicht sein sollen. Wenig mehr als ein Jahr verging, und den Freund deckte die Erde Italiens, das er so sehr geliebt. Den Rückweg nahmen wir über Argos. Das ist ein weitläufig gebautes Laudstädtchen mit etwa zehntausend Einwohnern, mit breiten, dorfähnlichen Straßen nnd einigen städtischen Gebäuden, von denen das Rathhaus und das Hauptcaf« auf einem geräumigen Platze einander gegenüber liegen. In deni letzteren trafen wir einen Argiver, der zwar nicht „haupthaarumwallt", aber betrunken war, was in Griechenland ungemein selten vorkommt; in dem ersteren sahen wir das Loealmuseum an, das viele interessante und einige hübsche Stücke ans dem alten berühmten Heratempel cuthält. Ein Versuch bei zwei Honoratioren des Ortes, an die wir Empfehlungen hatten, Besuche zu machen, war erfolglos; dafür gingen wir hinaus zu den ansehnlichen Ruinen des antiken Theaters, in welchem 1«21 die von Ipsilanti berufene Nationalversammlung der Griechen zusammentrat. Wer zu den obersten Sitz-reihen empor steigt, was nicht ohne Fährlichkeiten ist, genießt einen hübschen Ausblick, der freilich mit dem vom Burgfelsen Mytenaes nicht zu vergleichen ist. Argos ist ein Typus der raschen und übereilten Ansiedelungen, wie sie nach den Schrecknissen des Freiheitskrieges überall entstanden; es ist unmöglich, aus diesen zerstreuten und kaum zusammenhängenden Wohnungen eine Anlage im modernen Sinne zu schaffen.  
Am Ausgange des Ortes hielt der Kutscher, nicht um sich nach der ver-breiteten Gewohnheit griechischer und sonstiger Rosselenker einen Schnaps zu



3^8 Gustav Meyer in Graz.  
gönnen, sondern um seine Pferde an einem hübschen Brunnen mit marmorner Einfassung zu trinken. Der über dem Quellbecken eingeschriebene Koran-spruch erwies, daß! die Anlage eine türkische war. Allenthalben im Peloponnes sind die Quellnymphen noch heute unter die Gewalt Mohameds gebeugt und gerne denkt man beim Betrachten dieser zierliche» Anlagen an das vielleicht einzige Gute, das die Türken diesem von ihnen so beispiellos mißhandelten Lande gethan haben. Leider vermag all ihr Wasser aus den Herzen der Griechen die Erinnerung an die Ströme von Blut nicht Wegzuwaschen, welche die Muselmanen auf griechischem Boden vergossen haben, und in Griechenland lernt man verstehen, daß der Nationalitätenhaß seine Existenzberechtigung hat, wenn er auch zu dem herkömmlichen Gerede von der immer mehr fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechtes wenig stimmt.

IV.  
Vei Henkern und Verbrechern.  
„Guten Tag, BilÄas!" rief uns von Weitem ein Herr an, als wir eben in Nauplia dem Gefährte entstiegen waren. Es war der Staatsanwalt von Nauplia, ein Freund und entfernter Verwandter meines Reisegefährten. Nach der Vorstellung und den begrüßenden Redensarten fragte er uns, ob wir Lust hätten, mit ihm nach Wurtzi hinüber zu fahren. „Was ist Wurtzi?" „Ein nicht uninteressanter Ort, die Wohnung der beiden Henker des griechischen Königreichs." Ein Henker ist für die Mehrzahl der Menschen, auch wenn sie nicht Heines Jugenderinnerungen gelesen haben, mit dem Schimmer einer ganz eigenthümlichen Romantik umgeben. Und nun gar griechische Henker, und zwei auf einmal! Es war keine Frage, daß wir acceptirten.  
Wir stiegen an der Marina in eine Barke, welche uns, von Schümanns „Patroklos" gerudert, schnell über die Meerfluthen auf das kleine Inselchen zu führte, das, etwa zwanzig Minuten vom Ufer entfernt, aus den Wellen empor steigt und den ungrichischen Namen Wurtzi trägt. Auf einem nackten Felsen erheben sich Mauern und Thürmchen einer kleinen Festung; kein Landungsplatz ist zu erspähen, mächtige Felsblöcke sind rings herum weit hinaus in's Meer gelagert.  
Hochauf donnerte dort von des Eilands Küste die Brandung, Grauiwoll spritzend empor; und bedeckt war Alles von Salzschau»!. Nenn nicht Buchten empfangen die Schiff' und bergende Rhedcn, Nein, nur Geklüft umstarrtc den Strand, Weertlippe» und Felshöh'n. Diese Worte der Odyssee kamen mir in den Sinn, als unser Boot mühsam zwischen den Felsen einen Halteplatz suchte. Vei hoch gehender S«

Ein Ausflug nach Argolis. 3^9

mag es ganz unmöglich sein, hier zu landen. Wir sprangen mit leidlichem Anstand über den „glitschrigen Glimmer“, wie der „Meister“ einmal eine ähnliche Terrainbildung so unnachahmlich schön benannt hat, nicht ohne von den aufspritzenden Wogen tüchtig benetzt zu werden. Drinnen empfing uns der Offizier, der die kleine Besatzung des Castells commandirte, mit der Zuvorkommenheit, die man in diesem Grade Fremden gegenüber wohl nur in Griechenland kennt und die diesmal durch die Begleitung einer so hervorragenden Notabilität des Ortes, wie der Staatsanwalt war, noch gesteigert wurde. Unter der Führung eines Soldaten kletterten wir über zerfallene Treppen und durch enge Gänge in dem Fort umher, das aus venezianischer Zeit stammt. Man konnte von hier aus die Einfahrt in den argolischen Golf bequem mit Kanonen bestreichen. Gegenwärtig ist es aber seines kriegerischen Charakters gänzlich entkleidet und dient nur als Staatsgefängniß für die beiden Henker.

Der Posten eines Henkers wird nämlich in Griechenland nicht, wie das in andern civilisirten Ländern der Fall ist, als ein einträgliches Gewerbe aufgefaßt, um welches sich im Falle einer Vacanz eine große Menge der verschiedenartigsten Leute bewirbt, sondern es haftet ihm das Ehrlose an, das ein natürlicher Sinn allerdings unwillkürlich mit diesem traurigen Berufe in Zusammenhang bringt. Darum sind es nur zum Tode Verurtheilte und unter dieser Bedingung begnadigte Verbrecher, welche in Griechenland den Todesspruch des Richters vollstrecken. Der eine von den beiden spazierte frei im Hof herum, eine kleine gedrungene Gestalt, mit passabel gutmüthigem Gesichtsausdrucke; von dem andern war oben hinter einem vergitterten Fenster nur der Kopf sichtbar, mit ein paar nnheimlich funkelnden Augen in dem magern Gesichte. Er rief von oben herab seinem College« einige der saftigen Schimpfwörter zu, an denen die Sprachen des Südens so ungemein reich sind. Am Morgen dieses Tags war nämlich zwischen den beiden Henkern ein Wortwechsel entstanden, der eine war auf den andern mit dem Messer losgegangen, das man in Griechenland unbegreiflicher Weise selbst den verurtheilte» Verbrechern läßt, und darum war man genöthigt gewesen, den Angreifer für einige Zeit in seine Zelle einzusperren. Er hatte sich dort offenbar noch immer nicht beruhigt. Es machte einen besonderen Eindruck, diese beiden Geschöpfe, die Beide gleich schuldvoll und Beide gleich bedauernswerth waren, in solcher Weise mit Worten gegen einander streiten zu hören.

Unterdessen erzählte uns der Staatsanwalt ihre Geschichte. Der Eine hatte beim Weinhandel mit einem Genossen bekommen, das blitzende Messer suhr aus dem Gurt und der Andere war so unglücklich getroffen, daß er starb. So etwas kommt in Griechenland wie in Süditalien alle Tage vor; ich selbst war einige Tage später in Eleusis Zeuge eines solchen Mordes, den ein griechischer Soldat an einem italienischen Eisenbahnarbeiter beging. Da war eine gemeinsame Liebschaft letzte Ursache des tödtlichen Streichs. Eine düstere Tragödie barg das Schicksal des zweiten Henkers, desjenigen mit

220 Gustav Meyer in Graz,  
der feisten Hamletgestalt. Ihm hatte der eigene Bruder das Weib verführt  
und er hatte ihm eines Abends beim Heimwege aufgelaert und ihn nieder'  
geschlissen. Die Gerichte nannten das Meuchelmord und verurtheilten den  
Rächer seiner Ehre zum Tode. Es war eine jener dunklen Episoden ans  
dem idyllischen Landleben, wie sie auf italienischem Boden Verga mit pessi-  
mistischer Meisterschaft erzählt.  
Nicht ohne Bewegung verließen wir das Eiland. Auf dem Rückwege  
rief unser Staatsanwalt einen Localdampfer an, der nach dem andern Ufer  
des Golfes fuhr, und wir machten, von der liebenswürdigsten Sorgfalt des  
Eapitäns umgeben, eine Spazierfahrt über das spiegelglatte Meer und genossen  
drüben eine wundervolle Aussicht nach der Seite von Nauplia hin. Für den  
Abend hatte uns Schliemcmn zum Tiuer eingeladen, das uns nach den Müh-  
seligkeiten des Tages prächtig schmeckte, obwohl Lammfleisch und Rcßinato  
seine Hauptbestandtheile bildeten. Herr Schlirmann war in anferiiumtester  
Laune und begleitete uns nachher ins Eaf</Haus am Mcercsstrande, wo wir  
lange in behaglichem Gespräche fasten, die kühle Abendluft schlüpfend und hin-  
schauend ans die dunkelnde Meerfluth.  
Am andern Morgen rüsteten wir uns zeitig zur Besteigung des Palamidi.  
Dieser hohe und steile Felsen ist von den Venetiaaiern mit sieben von ein-  
ander getrennten und einander gegenseitig deckenden Forts befestigt worden,  
welche erst im Jahre 1715 von den Türken erobert wurden. Die Erstürmung  
des Palamidi dnrch die Griechen in der Andreasnacht 1822 ist eine der  
glänzendsten 3baten des griechischen Befreiungskrieges. Gegenwärtig dient  
die Eitadelle nur als Staatsgefängniß. Auf einer Treppe von gegen neun-  
hundert Fclsenstufen steigt man hinauf. Die Offiziere, unfern Besuch gleichsam  
als eiuc ihnen gemachte Priuatvisite betrachtend, boten uns, nach der reizenden  
Sitte ihres Lande«, Eaf>', Liaueur und Eigaretten und gaben uns einen  
schmucken Burschen als Führer mit. Mit ihm stiegen wir in allen Winkeln  
des großen Baues umher, über Treppen und Zugbrücken, durch enge Gänge  
und niedrige Zimmer, bald über steiniibersäete Flächen und bald knapp an  
dem schwindelnden Absturz des Felsens, mit köstlichen Blicken auf die blaue  
Fluth tief unten. Venezianische und türkische Uanonnen kündeten die Geschichte  
der Beste.  
Die unreinliche» und schlecht ventilirtcn Gefängnißlocalc stehen hinter  
den billigen Anfordenmge» unserer Zeit noch weit zurück. Bezeichnend genug  
habe» die wegen leichterer Bergehen hier Eingesperrten ein Eaföhaus inner-  
halb der Gefängnisiriimne, welches sie mit einigen nicht ganz moralischen  
Photographien ausgeschmückt hatten. In einem kleinen Hofe, welcher nnas  
mit hohen Mauern umgeben war, befanden sich die zum Tode verurtheilten  
Verbrecher in freier Luft. Wir durften von oben hinunter schauen. Die  
Offiziere machten uns auf maucbe charakteristische Figur aufmerksam. Ein  
gewisser Spanes, der eine längere ruhmvolle Laufbahn als Räuber in dem  
griechisch-türkische» Grenzgebiete in Thessalien hinter sich hatte und auf dessen

Ein Ausflna nach Argolis. — 32f

Gewissen etwa sechzig Mordthaten lastet«,'», spielte mit einem Genossen, auf <?inem Plaid nach türkischer Weise hockend, ganz fröhlich Tric-trac. Es war ein echtes und rechtes Kleftengesicht mit kühner Nase und erbarmungslosen Augen. In einer Ecke lag, abgesondert von dem lärmenden Gespräch der übrigen, ein hübscher, höchstens sechszehnjähriger Bursche, der aber bereits dreien seiner Mitmenschen die Hälse abgeschnitten hatte, und ein graubärtiger Pope lehnte an der Wand, wegen eines Giftmordes zum Tode verurtheilt. Tas ist selten in Griechenland; die meisten Morde sind jähe Todtschläge, im hitzigen Wortwechsel mit der Waffe begangen, die ja jeder Grieche zur Hand hat. Turch eine kleine Oeffnnng in der Mauer stießen uns die Häftlinge aus Olivenholz geschnitzte Cigarcttenspitzen, Nadelbüchschen und ähnliche Kunstgegenstände heraufreichen, die in ihrer primitiven Rohheit an die Funde des benachbarten Mytenac erinnerten. Ich habe einige Sachen zum Andenken gekauft.

Ter Vlick von da oben, den langen Golf, Tirynth. Mykcnae, Argos und die schneebedeckten Grenzgebirge Arkadiens umfassend, ist unbeschreiblich schön und großartig. Fast beneidet man die armen Soldaten, die hier ihre traurige Pflicht thun müssen, ähnlich wie man die Mönche in Camaldoli beneidet. Meine Gedanken gingen hinüber nach dieser berühmten Aussicht. Mit dem irdischen Paradies, das dort zu den Füßen des Schauenden liegt, läßt sich freilich die argolische Landschaft nicht vergleichen. Aber wie überall in Griechenland sind auch hier die Formen vornehmer nnd mehr künstlerisch gegliedert, und zudem ist das Ernste und Strenge, das der griechischen Landschaft eigenthümlich ist und das besonders in Attika zunächst fremdartig berührt, wenn man die weichen und üppigen Formen Süditaliens allzu lebhaft in der Erinnerung hat, in Argolis einigermaßen dem italienischen Charakter angenähert.

Eine Steigerung war hier nicht mehr möglich. Ten Nachmittag auszufüllen, machten »vir noch einen kleinen Ausflug, der Abend fand uns wieder in der Trattorie unferes Gasthofes mit Echliemann zusammen. Spät am Abend kam der »Tampfcr an, der uns nach Athen zurück bringen sollte. Wir entrannen gern den friedienstörenden Mäusen unseres Hotelzimmers und schliefen in den engen, aber reinlichen Eabinenbetten. Als ich am Morgen erwachte, schaukelten wir bereits auf hoher See.

3er Bauernphilosoph Honrad Deubler.  
von  
JuliuF Dubar.  
^ Dresden. —

Imi«3! — Wenn mich mein Weg gelegentlich durch Dresden-Neu-  
stadt und dort an einer Straße vorbeiführt, die früher still und  
heimlich versteckt, jetzt mit der zunehmenden EntWicklung der Stadt  
von einem nimmer rastenden Geschäftstreibcn durchlärm't ist, Pflege ich  
Wohl in Erinnerung vergangener Zeiten vor einem kleinen Hause einen  
Augenblick Halt zu machen, das dort, vereinsamt und verblichen, in einer  
gänzlich veränderten Umgebung seinen Standort immer noch behauptet. Es  
ist eine aufgetreppte Parterrewohnung, von Außen und vcrmuthlich auch von  
Innen sehr bescheiden eingerichtet, beschaulich in einem etwas vernachlässigten  
Garten hinter schützendem Gesträuch gelegen. Nings um dasselbe thürme»  
sich vierstöckige Häuser auf, die ehemals dort befindlichen Gärten und Höfe  
sind meistens für gewerbliche Zwecke in Beschlag genommen, Fabritschornsteine  
überragen und Ilberqualmen es, Handel und Wandel braust achtlos an ihm  
vorbei. Die Blicke der geschäftig Vorübereilendcn mustern die an den Ver-  
kaufsgewölben zahlreich angebrachten Schilder, auf das kleine, dunkle Haus  
ihnen gegenüber hat Niemand Acht und dennoch trägt es auch an seiner Giebel-  
front in verblaßter Goldschrift eine Einladung, die aber jetzt ihren Zauber  
verloren hat und kaum noch vernommen wird, so wenig wie ein Aeolsharfen-  
tun vor der Dampfpfeife sich vernehmlich machen kann: H,Ni«3, den Freunden.  
Ja, es ist ein sonderbares kleines Haus. Könnte es sich selbst empfinden  
und über sich selbst verfügen, so würde es, glaube ich, Hand an sich selbst  
legen und sich Stein für Stein abtragen, im Bewußtsein, daß seine Zeit  
vorüber. Und auf den letzten Stein könnte es dann als Inschrift eingraben:

Der Vaueinphilosoph Aonrad Deubler. 222

Und doch hätte es vielleicht nicht ganz Recht gehabt, das Princip seines Seins so in Bezug auf die Allgemeinheit für schlechthin verschollen zu erklären, und ich selbst, ich habe vielleicht kein unbedingtes Recht, in diesem Sinn Reflexionen darüber anzustellen. Schreibe ich doch eben diese Zeilen vor der über meinem Schreibtisch Hangenden Photographie eines simplen österreichischen Bauernhauses, das noch vor wenigen Jahren den Mann in sich ein- und ausgehen sah, der es zum Mittelpunkt eines zahlreichen Kreises zu machen verstanden hatte, den er in sich einheitlich in einem wahren Cultus verehrender, warmer Freundschaft zusammen schloß. Wenn irgendwer, so ist der 1884 verstorbene österreichische Bauernphilosoph Konrad Deubler, ein armes Bauernkind und selbst zeitlebens ein Bauer, der Mann, auf den man sich berufen kann, wenn es sich um die Frage handelt, ob auch in der Gegenwart noch Freundschafts-Schwärmerei gefunden werden und gedeihen könne. Denn es war ein Stück Schwärmerei gerade nach dieser Richtung hin in ihm vertreten. Sie trat in ihm um so mehr und um so zärtlicher hervor, je länger sich bereits die Schatten auf seinem Lebensweg ausbreiteten, je herbstlicher die Nebel ihn umspannen, je ferner Sang und Klang der Jugend verhallte. So löste sie die Jugend in ihm ab, ihre Wärme und Frische ihm, soweit solches möglich, ersetzend, sie war ihm, was die Freundschaft ihrem edelsten Sinn nach dem Mann sein soll und kann: die moralisch zurückeroberte Jugend des Mannesalters. Und von dieser Jugendlichkeit, von dieser Schwärmerei haben wohl Alle, die, in ganz anderen Lebenssphären wurzelnd, ihm nah' getreten sind, — und es war ein zahlreicher Kreis — etwas auf sich übergehen gefühlt, seines reinen und kindlichen Geistes haben sie Alle, nicht ohne innerliches Ergriffenscin, einen Hauch verspürt.

Es ist ja sehr leicht dem Verhältnis;, das den österreichischen Bauernphilosophen Jahre hindurch mit vielen Freidenkern der Gegenwart zusammenband, eine andere und weniger anmuthende Auslegung zu geben. Deubler hatte sich am Schluß seines arbeitsvollen Lebens Etwas erspart, ihm gehörten zwei Häuschen und einige Acker Land in der anmuthigsten Gegend seines Vaterlandes, in Goiscrn bei Ischl. Kinderlos, wie er war, liebte er den Besuch von Freunden in den Sommermonaten und es fehlte daher nicht an Einladungen von seiner Seite, die sich zwar nicht auf volle Beköstigung — darauf war seine Häuslichkeit nicht eingerichtet — aber doch auf ein freundliches, gern gewährtes Quartier bezogen. Diesen Einladungen wurde selbstverständlich häufig entsprochen und man hat es daher leicht zu sagen, daß die Gastfreundschaft einerfeits und die lebhaft empfundene und ausgedrückte Verehrung andererseits, die Deubler seinen „Heiligen"\*) entgegenbrachte und die diese sich gern gefallen ließen, wohl den Kern des zwischen beiden be-') Neublers Lieblingsausdruck für diejenigen seiner höher gebildeten Bekannten, zu denen ei hinauf sah und in denen ei die Verkörperung der Bestrebungen und idealen Zielpunkte, die ihm am Herzen lagen, erblickte?

N»id und Süd. xxxix, in, 22

32H Julius Duboc i» Dresden,  
stcmdenen Tpmphathieverhältnisses abgegeben habe. Aber es war glücklicher  
weise in demselben doch noch etwas mehr, noch ein Anderes und ein Höheres  
enthalten. Teubler bedeutete gerade den gelehrten unter seinen Bekannten die  
Erfüllung eines idealen Bedürfnisses, das weitab von der Befriedigung  
schriftstellerischer oder gelehrter Eitelkeit lag. Darüber hat sich Professor  
A. Todcl-Port in seinem dem Baucrnphilosophen gewidmeten Buch\*,  
ebenso warm wie wahr ausgesprochen, wenn er sagt: „Die .hohe Bildung'  
des Gelehrtenstandes läßt so selten Raum für die Entfaltung und Pflege  
natürlicher Herzlichkeit und blutwarmer lebendiger Freundschaft. Tic streng  
methodische Beschäftigung des wissenschaftlichen Forschers, die seinen Geist fast  
ununterbrochen — jahraus, jahrein — in erregter Spannung hält, jenes  
ewige Specnlirn und Reflectiren, jenes unaufhörliche Denken und Beobachten,  
Eombiniren und Teduciren läßt so selten mehr Raum zur Entwicklung und  
Entfaltung rein-ethischer Anlagen. Frcuudschaftcu werden vernachlässigt, wenn  
solche schon geknüpft waren; neue Bande zu knüpfen wird ängstlich gemieden  
aus Zeitmangel und Furcht vor Täuschungen. Tic Gelchrten-Scdle knöpft  
sich bis über den Halstragen zu und erscheint wie eine in tausend Schichten  
gewickelte Mumie, aus welcher blos noch der Kopf mit dem wissenschaftlich  
blickenden Auge herausguckt. Wenn nun plötzlich so ein echter und inner  
Naturmensch wie dieser Tendier es war, an der Ttudirstube des Wissen-  
schafers anklopft, schüchtern hcreintretend, ehrfurchtsvoll dem Gelehrten sich  
nähernd, diesen versichernd, daß auch er, dieser herzlich-offen sprechend»'  
Teubler, ein Verehrer der wissenschaftlichen Wahrheit sei. aber zugleich in  
seinem ganzen Mcsen den natürlichen, wahrhaftige», ganzen Menschen  
offenbarend, wie ein Kind staunend und ehrfurchtsvoll aufblickend zu de»  
Offenbarungen der Gelehrten-Werkstätten, dankbar für alle Belehrung, liebend  
wie ein braver Schüler, als Mensch den Menschen im Forscher anrufend-  
wer mag da widerstehen? — Gewiß Keiner, nein gewiß Keiner, der über  
' ) Konrad Teubler. Tagebücher, Biographie :>ud Briefwechsel de« oberosterrei-  
chischen Naueniftliiwwph.'n. Herausgegeben von A Todel-Portl. Zwei Bände. Leipzig  
1880. Verlag von N. Wscher. Ter Herausgeber, Professor an der llniuersität Zürich,  
niil Teurer in den lelUeu Jahren seines Lebeiis eng befreundet, hat dem Verstorbenen  
in diesem Wert ein würdiges, höchst nnertenuenswertheö Denkmal errichtet. Tic Be-  
wältigung des weitschichtigen Materials erforderte eine aufopfernde Hingabe an den  
Zweck, ein authentisches Lebensbild des seltenen Mannes aus den Acten festzustellen  
und diese Aufgabe ist in der vorliegenden Arbeit mit gros,« Objectivität vortreislict,  
gelöst worden. Ter zweite Band enthüll nur llorreiponden^en von und nn Teubler.  
u. A. von Feuerbach, Zschokke, D. Strauf; Nohmanler, Häckel, Carneri. Büchner,  
Ütadenhlmen, Hellwald, Anzengruder, Noseggcr, Schlügt u. A. Ter stärkste Anlheil  
entfällt auf die Correspondenz mit Häckel. Die fachliche Ausbeute ist in diesen Briefen  
natürlich nicht allzu grosi, doch kommt einzelnes auch in dieser Richtung Bemerken?-.  
wertbe vor. So schreibt Häckel unter'm 18. Juli 188l au?eubler, das, ihm auf An-  
trag von du Nois-Nemuoud, Virchnw und Reichert das Humboldt-Stipendium zu seiner  
Reise nach Indieu nicht bewilligt worden sei, weil er als „Darwinist, Monist ,mt>  
Atheist" dessen nicht würdig erachtet werde.

Der Vanernphilosoph Ronrad Veubler. 325

<ill seinem trockenen Wissen noch ein Stück wiMcher Menschenseele sich gerettet hat und noch warmes, pulsirendes Leben in seiner Brust empfindet. Solcher Art war nicht nur Feuerbach, sondern noch manche Andere unter den Teublerfreuuden. Tiefe haben sich an der Menschengestalt mit ihrem doppelreichen Inhalt, wie sie sich in diesem Teubler vorstellte, erbaut, aufgerichtet und zur Fortsetzung des Lebensganges auf immer trockener und dürrer werdenden Bahn ermuthigt."

Es webte, wie es in dem Vorstehenden auch ausgeführt ist, ein eigener Zauber um diesen Sohn der Berge, der uns Städtern ein immer jugendfrisches Herz entgegenbrachte, den die so oft pfadlofe Sandwüste gelehrten Wissens reizte, als sei sie von Quellen durchrauscht und jeder Fußbreit Weges in ihr führe zu den lohnendsten, begeisterndsten Aussichtspunkten. In ihnen, wie er sie nun eben begriff und sich zurechtlegte, erstand ihm eine Weltverklärung und in ihr besaß er, was so vielen seiner Mitlebenden entgeht und von manchen schmerzlich vermißt wird: eine frohe, in sich gefestigte, ihn innerlich beglückende, mit einem poetischen Hauch tief in ihn rindringende Weltanschauung. Er hatte, woran Rückert den sehnenden Wunsch geknüpft hat: „O fei in keinem Augenblick, mein Herz, von Rausch und Liebe leer." Jeden Augenblick mar dieser Rausch und diese Liebe in ihm That und Wahrheit und so war er in diesem ethischen Sinn, selbst bei mangelnder productiver Phantasie, manchmal mehr Dichter als jene, welche glänzende Begabung, den feinsten Formensinn und poetischen Calcül mit innerer Nüchternheit zu vereinigen wissen.

Teubler ist 1814 in dem ansehnlichen, an der Traun gelegenen Torfe Goiseni, unfern von Ischl, als der einzige Sohn von armen Bergleuten lutherischer Confession geboren. Wie das ganze Salzkammergut hohe landschaftliche Schönheiten aufweist, so besonders das Tcubler'sche Heimatthal, das sich, durchströmt von der klaren Traun, in weitem Bogen gegen das Ramsauer Gebirge mit seinen wilden, 1000—1500 Meter hohen Felswänden öffnet. Für de» Naturfreund im Allgemeinen, wie für den Botaniker im Speciellen ist hier reiche Ausbeute. Findet der letztere namentlich in den verwittenider» Kalkgesteinen der Felsmassen, die überall zu Tage treten, eine sehr reichhaltige eigenartige Flora von Flechten, von Leber- und Laubmoosen, so erquickt der erstere sich an den harzduftendeu Wäldern, an den Ahornriesen, au den rauschenden Waldbächen und grünen Matte«. Ten Wanderer im Wald grüßen auf Schritt und Tritt unter zahllosen anderen Blumen vor Allem die duftenden Eyclamen, die größsternigen Astrantien nnd Margarithchen, die blauen Enzianen. An de» Kaltberge» glühen Feuertropfeu, es sind Alpenrosen; hinter den Vorbergen baut sich das imposante Schneefeld 5es hohen Tachstein auf. Ei» paar Stunde» Wegs weiter uud es öffnet sich die Aussicht auf den herrlichen tiefblauen Alpensee dcö malerischen Hallstatt, nicht weit davon donnert der Wasserfall deS Waldbach-Strub zwischen himmelhohe» Felswänden und feuchte» Berglehnen in die Tiefe. Teubler



326 Julius Duboc in viesden.  
hat das Glück gehabt, in dieser herrlichen Umgebung, die allerdings in den langen Wintermonaten einen wesentlich anderen Anblick bietet, aber doch immer großartig und ergreifend bleibt, fast sein ganzes Leben zu verbringen. Dasselbe bietet, äußerlich betrachtet, mit Ausnahme einer in dasselbe eingreifenden Katastrophe, wenig Wechsel. Er verlebte seine Kindheit und Jugend in Golfern, sein Jünglings- und Mannesalter (von 1836—49) im benachbarten Hallstatt, wo er als Inhaber einer hochbelegenen Mühle täglich 260 Stufen hoch die Getreide- und Mehlfäcke herauf- und herunterschaffen mußte, er siedelte dann abermals als Wirth nach Goisern über und beschließt sein Leben ebendasselbst als leidlich wohlhabender Bürger und Bauer, der zeitweilig selbst als Bürgermeister seines Heimatsortes segens» und erfolgreich gewirkt hat. Soweit bietet sein Tagewert nichts Außergewöhnliches und selbst daß über dies sonnige, idyllische Lebensbild in den fünfziger Jahren die fchwere Wetterwolke einer zweijährigen, wegen , hochverräterischer Umtriebe" erlittenen Zuchthausstrafe dahinzieht, würde ihm noch leine besondere Ausnahmestellung anweisen, traf ihn doch diese Strafe gemeinsam mit vielen Anderen, über die auch weiter nichts zu berichten ist, als daß sie in politisch erregter Zeit von den Sturmfluthen derselben erfaßt worden sind. Was Deubler heraushebt, ist die frühzeitige und frühreife innere Erfassung und Verarbeitung von Eindrücken, die im Grunde außerhalb seines Bereiches zu liegen scheinen, wenn man dies nach den äußeren Umständen abmißt, wenn man vergißt, daß ein schaffenskräftiger Geist sein Bereich sich selbst absteckt, daß er zwar in seinem Bereich, dieser aber vor allen Dingen in ihm wohnt. Deubler besaß — dies beweisen schon die elften tagebuchartigen Aufzeichnungen des jungen Müllers über religiöse Dinge, ebenso wie seine Reisestizzen, auf die hier näher einzugehen leider der Raum verbietet — ein intensives Genie der Innerlichkeit, so intensiv, daß es kein Wunder ist, wenn »vir dasselbe immer reicher sich entfalten und bis zum Schluß seines Erdenlebens in fast ungeschwächter Kraft vorhalten sehen. Zunächst galt es für ihn natürlich die Sphäre zu finden, aus der er Nahrung für das, was innerlich in ihm emporkeimte und an's Licht drängte, entnehmen konnte. Diese Sphäre waren einerseits Personen, andererseits Bücher. Die letzteren wegen der Anschaffungskosten, die ersteren ebenso der Abgeschlossenheit seines Wohnortes, wie der Standesschrante wegen schwer erreichbar. Aber Deubler überwand mit Ausdauer beide Schwierigkeiten. Er hatte schon mit 18 Jahren ein um ein Jahr älteres Mädchen seiner Heimat geheirathet, die Ehe blieb kinderlos, was Deubler später betlagt, in der ersten Zeit aber freudig begrüßt hat, da er nun auf Bücher das verwenden konnte, was sonst die Kinderzucht erfordert hätte. Bald sammelte er eine kleine Bibliothek, zunächst Bücher religiöse» Inhalts, Jung Stillings Schriften, Moses Mendelssohns „Phaedon", aber auch Romane, später Zschotte, Paine und namentlich naturwissenschaftliche belehrende Bücher. Berührung mit Personen verschaffte ihm der Umstand, daß das Salzkammergut schon damals mehr und mehr (der eigentliche Fremden-

Der Vllu«rnrphilosoph Uoniad Deubler. 213?

Zufluß beginnt allerdings erst in den fünfziger Jahren) von einzelnen Malern, Geologen und Botanikern aufgesucht wurde, denen er als orts- und pflanzen-tundiger Führer diente. Aus jener Zeit datirt sein ältestes und ein Lebens«alter überdauerndes intimes Verhältnis; mit dem geschätzten Dresdener Land-schaftsmaler Professor Robert Kummer. Derselbe tourte Anfangs der vierziger Jahre in der Nähe von Hallstatt, um am Fuß des Dachsteines Studien aufzunehmen. Er lernte bei einer zufälligen Begegnung den auf-geweckten jungen Müller kennen, und da dieser ihm Bücher versprach, um die Kummer bei schlechtem Wetter verlegen gewesen war, stieg er zu seiner Mühle hinauf. Ueber diesen Besuch berichtet er selbst wie folgt: „Ohne große Hoffnung. Etwas zu finden, stieg ich zu Deubleis Mühle hinauf. Erfreut empfing er mich und fragte sogleich, Was ich lesen wolle? ob den Thomas Paine oder Klassiker? Ich sagte: Wie kommst Du denn zu Thomas Paine? Da meinte er: Das ist ja der Mann, der in Amerika die Er-hebung hervorgebracht hat. In kurzer Zeit wurden wir vertrauter; ich mußte zu ihm auf die Mühle ziehen, konnte ich doch von da den ganzen See übersehen. Wir verstanden uns prächtig und bald hatte ich Konrad so lieb gewonnen, daß ich im Sommer immer wiederkehrte. Er begleitete mich auf die Gebirge; da that sich gewöhnlich sein ganzes Herz auf; sein Geist sprudelte förmlich von schönen Gedanken. Die Alpenflora war ihm sehr be-kannt, er sammelte wissenschaftlich. Am Himmel kannte er die Sternbilder sehr gut: kurz, es gab für uns keine Minute der Langeweile. Später, nach-dem er sich in Goisern angekauft hatte, besuchte ich ihn ebenfalls öfters. Ich wohnte dann in seinem Hause in Lassern; wenn er kam, konnten wir daselbst ungestört plaudern. Auch in Dresden besuchte er mich, um mein Familienleben kennen zu lernen, blieb aber nie lange, denn er wollte die in Leipzig und anderen Orten gemachten Netanntschaften fortsehen und neue anknüpfen."

Diese Anknüpfung machte sich natürlich nicht immer persönlich, sondern in vielen Fällen brieflich, indem Deubler sich mit dem Ausdruck seiner Ver-ehrung oder mit einer Bitte um Auskunft an diesen oder jenen Mann von hervorragender Bedeutung wandte. So knüpfte er in früher Zeit mit Zscholte, so 1846 mit Strauß an und hier möge gleich hinzugefügt werden, daß diese Begegnung des schlichten Landmanns mit dem berühmten Gelehrten in einem Sinne fruchtbar wurde, der Deubler ein Anrecht auf literatur-geschichtliche Berücksichtigung verleiht. Denn es ist aus dem Tenor des von Deubler an Strauß gerichteten Briefes ziemlich zweifellos festzustellen oder jedenfalls zur höchsten Wahrscheinlichkeit zu erheben, daß Strauß durch ihn die nächste Veranlassung erhielt, sein Leben Jesu für das Volk zu bearbeiten. Die erste Mahnung hierzu, die Strauß später erfüllte, war von Deubler ausgegangen und der Hinweis in dem Strauß'schen Vorwort auf die „ein-fachsten Menschen der untersten Volksschichten", in deren Seelen die Einsicht bereits als Ahnung aufgegangen sei, während „Viele in den obersten Gesell-

-

328 Julius Duboc in Dresden.  
schaftsklassen ihr verschlussen" blieben, wird ohne jede künstliche Auflegung insofern auf Deubler zurückgeführt werden dürfen, als Nieser für die Uebrigen Strauß gegenüber das Wort ergriffen hatte.\*)  
. Neben der erfreulichen Folge, welche die Berührung mit dem berühmten schwäbischen Theologen hatte, zeitigte dieselbe aber auch die verhängnißvollne Katastrophe, die Deublers Leben betroffen hat, sie wurde die nächste Ursache, daß sein bisher obscures Privatleben an's Licht der Oeffentlichkeit gezogen, der Verdacht der Neaction auf den aufklärerischen Bauern gelenkt wurde und er als Rädelsführer ihrem Ingrimme verfiel. Der Fall ist bereits früher hier und da als ein Curiosum erwähnt worden, ich will daher nur kurz zusammenfassend wiederholen, daß es Saphir war, der 1850 durch eine sehr übel angebrachte Beschreibung eines Reiscanfenthaltes in Goisern, wohin Deubler 1849 als Bäcker und Wirth übergesiedelt war, zum hoffentlich unabsichtlichen Denuncianten wurde. Saphir erzählte im „Humorist“ in einem seiner „dummen Briefe über meine Reise vom Ausnahmszustande in das Innere des Naturzustandes“, daß es in Goisern einen Wnuderbauern gäbe, der „in einem wahren Musagetenstübchen“ eine Auswahl der besten Bücher älterer und neuerer Zeit besitze, u. A. Grün, Freiligrath, Lenau und — Straußs „Leben Jesu“. Dieses habe ihm der Verfasser sogar eigenhändig dedicirt, das Gleiche habe Zschotke mit einem seiner Bücher gethan. Von beiden Männern wurden außerdem Abschriften der an Deubler gerichteten Briefe mitgetheilt. Ein österreichischer Bauer im Jahre 1850 nach Niederwerfung der Revolution, in solch unerhörtem Ausnahmezustand der Freiheit lebend — das war nicht weniger als ein Steckbrief und demgemäß wurde Verfahren. Deublers Bibliothek wurde von hoher Stelle einer Visitation unterzogen, Deubler selbst einer strengen Ueberwachung der Polizei unterstellt. Bald glaubte man sich genügend überzeugt zu haben, daß er und das von ihm gehaltene Wirthshaus, das den verdächtigen Namen „Die Wartburg“ führte, der Mittelpunkt einer revolutiunären, auf Hochverrat!) und Religionsstörung abzielende Propaganda sei. Es wurde ihm und 14 Mitangeklagten, deren Hauptverbrechen in der Lectüre und Verbreitung verbotener freisinniger Schriften bestand, der Proceß gemacht, nach 14monatlicher Untersuchungshaft wurde er freigesprochen, auf eingelegte Berufung des Staatsanwalts aber abermals in Haft genommen und zu znx'i Jahren schweren Kerkers und Internirung auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Diese Deubler nahezu zur Verzweiflung treibende Zuchthauslerpcriode fällt in die Jahre 1854 bis 1856. Im März 1857 wurde er durch Begnadigung seiner Internirung ledig und nach vierjähriger Haft dm Seinen wiedergegeben.  
Das schwere Intermezzo hatte Deublers körperliche und geistige Kraft glücklicherweise unangetastet gelassen. Bald waren die alten Beziehungen wieder hergestellt und zu den alten neue angeknüpft, z. V. mit Roßmäßler. Keine  
) Vgl. des Verfassers „Neben und Ranken“. Studienblätter. Haue 1«?9.

3>ei Vauernphilosoph Ronial» Deubler, 32^

hat aber aus seinen inneren Menschen, geistig wie gemüthlich, einen tieferen Eindruck gemacht, als die 1862 gemachte persönliche Berührung mit Ludwig Feuerbach. Deubler kannte den Philosophen bereits aus verschiedenen seiner Schriften, die ihm außerordentlich zusagten, und die er sich so gründlich zu Eigen gemacht hatte, daß ein von ihm an den evangelischen Pfarrer in Golfern gerichteter, ihn schwer gravirender Brief — derselbe gelangte bei seinem Hochverrathsproceß zur Verlesung — sich fast wie ein Auszug aus Feuerbach liest. In dem genannten Jahre suchte Deubler den vereinsamten Denker in seinem damaligen Aufenthaltsort, dem Rechnberg bei Nürnberg, auf. Er verfehlte ihn zwar zunächst, holte den Besuch aber zwei Jahre später nach und es entwickelte sich nun ein inniges, auf gegenseitiger Anziehungskraft beruhendes Verhältnis), das bis zum Tode des Philosophen (1872) währte und dessen Andenken Deubler bis zu seinem eignen Ende hoch und heilig gehalten hat. Zeuge daß sind seine Briefe wie die Einrichtung eines seinen Wohnräumen attachirten Art Kunst- und Freundschaftstempels, der vor Allem der Erinnerung an Feuerbach geweiht war, dessen große Büste vom Bildhauer Schieitmüller ihm den Hauptschmuck verlieh.

Man wird dies Verhältnih am besten verstehen, wenn man das Folgende in's Auge faßt. Deubler war feiner ganzen Eigenart nach ein den Zeitwechsel überdauernder, ganz reiner Nachklang der Feuerbach-Periode der vierziger Jahre. Das erste Buch desselben, welches er kennen lernte und welches ihn mächtig anzog, waren dessen „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit". Welches war nun die Tendenz dieser Schrift gewesen? Feuerbach hat sie selbst in seinem ourrioulum vitae mit folgenden Worten ausgesprochen: „Jetzt gilt es vor Allem, den alten Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits aufzuheben, damit die Menfchheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf sich selbst, auf ihre Welt und Gegenwart sich concentrire, denn nur diefe ungetheilte Coucentration auf die wirkliche Welt wird neues Leben, wird wieder große Menschen, große Gesinnungen und Thaten zeugen. Statt unsterblicher Individuen hat die „neue Religion" vielmehr tüchtige, geistig und leiblich gesunde Menschen zu vostuliren. Die Gesundheit hat für sie mehr Werth. als die Unsterblichkeit.

Nur für den Erbärmlichen ist die Welt erbärmlich, nur für den Leeren leer. Das Herz, wenigstens das gesunde Herz, hat schon hier seine volle Befriedigung."

Also Concentration auf das Diesseits war die Signatur dieser Schrift und sie wurde in den vierziger Jahren auch die «iFnawra tsm^ori», besonders für Deutschland. Daher der außerordentliche Beifall, den Feuerbach gerade damals und gerade bei den ideal gestimmten Geistern fand. Diese fühlten sich ohnehin von jenem patriotischen und politischen Schaffensdrang ergriffen, der endlich Erlösung von einer zum Ekel gewordenen Versumpfung und Hohlheit der Verhältnisse bringen sollte. Dieser Drang begegnete sich in der

330 Julius Duboc in Dresden.  
Stimmung und Tendenz notwendigerweise mit der metaphysischen und religiösen Abwendung von aller Transcendenz.

Laßt die alten Weiber sich  
Um den Himmel schelten,  
Aber freie Männer wir  
Lassen das nicht gelten.  
Gegen Dich, o Vaterland,  
Sind uns nichts als eitler Tand

Alle Stemenwelten,  
sang damals Kinkel, wie hätte sich ein solcher Zug der Geister nicht von einem philosophischen Raisonement angesprochen finden sollen, das dem metaphysischen Gedanlending das Princip der Sinnlichkeit entgegensehte und das transcendente Element der Religion in die Anthropologie auflöste, lauter diesseitige Größen für jenseitige einsetzte. Aber gleichwohl blieb eine Frage offen, die nur im Schwung der Zeit überhört wurde, die daher auch Feuerbach kurzerhand mit der Sentenz abfertigen konnte: „Nur für den Erbärmlichen ist die Welt erbärmlich“, die Frage, ist denn solche Concentration auf das Diesseits, dem jeder andere Hintergrund entzogen wird, auch der Mühe werth, ist die Welt nicht wirklich, nicht für den Erbärmlichen, sondern vielmehr für den Tiefblickenden, für den, dem der Znsammenhang der Dinge aufgegangen ist, erbärmlich „ein wahnwitziger Carneval“, ist Befriedigung überhaupt möglich und nicht bloße Illusion? Die Neigung, diese Fragen zu bejahen, die Schopenhauer ja längst gestellt hatte, fiel mit der unausbleiblichen Ermüdung, Abspannung und Muthlosigkeit zusammen, die sich der Geister in der auf die 48 er Zeit folgenden Reactionsperiode bemächtigte. Daher um dieselbe Zeit der erstarkende Pessimismus in den Vordergrund tritt und sich für die nächsten 20 Jahre fest etablirt, während der Feuerbach'sche realistische Idealismus verblaßt. Aber die Verzerrung des Weltbildes in eine „sinnlose Daseinsfrahe“ und was damit zusammenhängt führt zur Verekelung, wie dies der consequenteste Anhänger der pessimistischen Theorie, Bahnsen, allen Vertuschungen zum Trotz, selbst offen ausgesprochen hat. In der Verekelung läßt sich aber nicht verharren. Erfäßt der Mensch das Sein als ein Uebel, so steckt er c^na seiend in der Atmosphäre eines beständigen Nebels, in einer üblen Atmosphäre also. Wie sollte ihm anders als übel zu Muthe sein »nd wer kann ein fortwährendes Uebelsein aushalten? Damit leitete sich abermals ein Rückschlag ein, der nun aber mehr einem rein Praktischen, nüchternen Materialismus, der sich in breitem Strom in die Gesellschaft ergoß, zu Gute kam. Vom Pessimismus verblieb diesem die geringschätzigte Auffassung des Seinsinhaltes als solchen und damit des eigenen Thuns und Treibens auf dieser „langweiligen Lchmtugel“. Die Genüsse sind im Grunde Illusionen, aber so lange sie vorhalten, ist's doch noch besser, sich an ihnen zu berauschen, als sich über ihre Hohlheit zu zergrämen. Also statt Verwünschung vivo 1a joie, auch unter dem Galgen, und Preis dem Starken

Der VaueinpKilosoph Ronrad Deubler. 33^  
und Klugen, der sich am meisten davon zu verschaffen weiß, mit anderen Worten, Genußsucht und Verherrlichung des Kraftprincips. Diesen ethischen Banlrutt abwehrend, suchte das Gewissen der Besseren nach Ersahmitteln ^ür das Verlorengegangene. Es ist nicht bedeutungslos, daß Strauß, der Feuerbllich folgend am Ausgang seines Lebens mit dem Gottes- und Unsterblichkeits-Glauben im Ganzen abrechnete, seine letzte Schrift als den alten und neuen Glauben bezeichnete. Es ist aber auch nicht bedeutungslos, daß er -eben da, wo er nach Ersah suchte („Wie ordnen wir unser Leben?“), am leersten und inhaltlosesten ist.

Denn auch er hatte sich vollständig auf den Boden des naturalistischen Realismus zurückgezogen. Auch ihm zeigte das Weltbild nichts Anderes als die sichtbare Weltordnung, mit der es die Naturwissenschaft einzig zu thun hat und die diese daher auch ihrer Art von Weltbetrachtung, wenn sie sie rein naturwissenschaftlich construiert, als einzige Wirklichkeit zu Gninde legt. In der sichtbaren Weltordnung ist aber nichts zu erblicken als ein im All sich abspielender Lebensproceß — Entstehen, Werden und Vergehen — der als Selbstzweck erfaßt wird und der Lust und Unlust in verschiedenem Maße, vom Jubel bis zur Verzweiflung, über Alles, was lebt, ausschüttet. Hier bleibt immer noch Raum für die inhaltschwere Frage nach dem Wozu und nnem trostlosen Fragezeichen dahinter. Und dies nicht los zu werdende Wozu verweist auf andere Wege und bahnt denen wiederum eine Straße, welche verneinen, daß die bloße auf- und niederwogende Lebensbewegung d. h. das Leben als Selbstzweck erfaßt, Alles in Allem sei. Es bereitet sich damit ein bereicherter uud berichtigter Bund des Freidenkens mit einem spiritualistischen Element vor — an der Hand der Natuiertenntniß. aber nicht völlig in dieselbe aufgehend. Es ist gar nicht abzusehen, warum der Freidenker an die sehr enge Formel des naturalistischen Realismus gebunden oder warum der Spiritualismus durchaus kirchlich-orthodox oder mystisch sich Verhalten soll. Mußte doch schon Fichte, dem wir den tiefsinnigen Ausspruch verdanken: „Das Universum ist mir nicht mehr jener in sich selbst zurücklaufende Zirkel, jenes unaufhörlich sich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebären, wie es schon war, es ist vor meinem Blicke vergeistigt und trägt das eigene Gepräge des Geistes: stetes Fortschreiten zum Vollkommenen in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht," trotz dieser „spiritualistischen" Formel, die wir durchaus acceptircn können, gleichzeitig die Anklage des Atheismus und die Entfernung von seinem Lehrstuhl über sich ergehen lassen.

Diese ganze vielgestaltige Bewegung der Geister, die ich hier zu slizziren versucht habe, ließ Deubler im Wesentlichen unberührt. Er war und blieb der reine Nachklang der Feuerbach-Periode. Sein starker innerer Idealismus schützte ihn vor jeder Entartung in einen verweltlichten nüchternen Materialismus und so blieb er vor jedem Zwiespalt bewahrt, während er andrerseits in der Feuerbach'schen Concentration auf das Diesseits und dem damit

332 Julius Dnboc in Dresden,  
zusammenhängenden naturalistischen Realismus gerade dasjenige fand, was ihm, den» die umgebende Natur schlichlich buch das Nächste, Liebste und Ver-  
ständlichste blieb, intellectuell am meisten zusagen mußte.  
Im Sommer 1879 besuchte Teubler seine Dresdener Freunde und mich  
unter ihnen. Er kam wie gewöhnlich in seiner Landestracht, schwarzer Leder-  
Hose, grünen Kniestrümpfen und Jacke, und erregte, wenn ei so augethan  
an meiner Seite durch die Straßen schlenderte, einiges Aufsehen. Namentlich  
war das auch in Berlin der Fall, wohin ich ihn begleitete, um sein Führer  
und Beistand zu sein. Er wünschte namentlich das Aanarium kenneu zu  
lernen, das er staunend einer gründlichen Besichtigung unterzog. An den  
Berliner Aufenthalt knüpfte sich noch eine heitere Episode, die ihm als größte  
Merkwürdigkeit unvergeßlich geblieben ist und auf die er brieflich häufig zu-  
rückzukommen Pfl egte. Es war ihm beschieden, als Gast eines gelehrten  
Freundes von mir, der ihm freundlich Quartier gewährt hatte, bei dem  
letzten Mittagessen, das er bei demselben einnahm, der Tischnachbar eines  
hohen Würdenträgers der chinesischen Gesandtschaft, der im Staatsurnat er-  
schienen war, zu sein und mit einem anderen Mitglied derselben Gesandt-  
schaft, der vortrefflich Teutfch sprach, einen angeregten Tiscurs zu führen.  
Der stenrische Sohn der Berge nud der Ehinefe, die sich gegenseitig in ver-  
bindlichen Redewendungen über die Vorzüge, die jeder am anderen entdeckte,  
ergingen, es war ein pikantes Genrebild für den Zuschauer! Voll befrachtet  
von Neiseeindrücken, aber doch froh, dem Geräusch der Städte zu entrinnen,  
kehrte Teubler in seine Heimat zurück. Es war das letzte Mal. daß ich ihn  
gesehen habe. Sehr unvermuthet und vorzeitig ist er am 31. März 1884,  
noch nicht völlig 70 Jahr alt, dem Tiesseits entrückt wurden. Zu einem  
eigentlichen Krankenlager ist es nicht gekommen und sein Hinüberschlummern  
war gleichzeitig friedlich und würdig wie fein Leben. Vom Januar ab  
»ahmen in Folge eines Magenleidens seine Kräfte rafch ab, doch blieb er  
thätig und teilnehmend. Am Abend des 30. März empfing er noch Besuch  
von drei seiner im Ort ansässigen Freunde, rauchte mit ihnen eine Pfeife  
und traf einige Anordnungen in Netreff seines Nachlasses. Tann, seine Ge-  
danken auf sein nahes Scheiden wendend, fprach er zu ihnen die feine stände  
hafte Treue bezeugenden Worte: „Sollte ich bei längerer Krankheit so schwach  
werden, daß ich einen abfällige» Betehrungsversuch nicht mehr zurückzuweisen  
im Stande wäre, so mache ich Euch drei dafür verantwortlich, mir zu be-  
zeugen, daß ich meinen Anschauungen getreu bleibe, so lange ich die Kraft  
dazu habe und daß ich mit denselben dem Tode ganz ruhig entgegensehe.'  
Bald darauf verlor er sein Bewnßtscin und verschied in der Frühe ohne  
besonderen Todeskampf.  
„Lerne zu sterbe»! sicher wird sich lohnen  
Des Sterbens Kunst, die leider Wcn'ge fassen.  
Nur Wenne? Ilebten sie nicht Millionen?  
Nie Meist«, haben sich nur sterben lassen,"

lautet ein tiefsinniger Spruch des Lyrilers Edmund Dorer. Deubler hatte zu sterben gelernt. Die frischeste Lebenslust, die ihn jederzeit beseelte, hinderte ihn nicht schon früh den Blick auf das Ende zu richten und sich von dem Gedanken an dasselbe voll durchdringen zu lassen, um Stellung über ihn zu gewinnen. So hat er „sich nicht sterben lassen", sondern er hat den Tod vollzogen und das Schicksal hat ihm gegönnt, daß ihm dieser Vollzug durch leine Qualen des siechen Leibes entrissen oder gestört wurde. Deublers Lebensbild enthält ein leuchtendes Beispiel von harmonischer Abrundung und reicher Ausgestaltung der vorhandenen Kräfte, von Biedersinn und unverdrossenem Emporstreben zu höheren Zielen bei gleichzeitiger Beschränkung auf das für ihn Erreichbare und einem wahrhaft bescheidenen Sinn. Nichts lag ihm ferner als Ueberhebung und Prunksucht. Nichts aber war auch seinem Wesen inniger angehörig, als das, worüber Goethe an Schiller schreibt .Lust, Freude und Theilnahme an den Dingen ist das einzig Reelle und was wieder Realität hervorruft. Alles Andere ist eitel und vereitelt nur." So ruhte der Schwerpunkt seines Lebens im besten Sinn auf der Daseinsfreude, die in der Theilnahme, in der Liebe wurzelt und er bethätigte ohne eines Zurufs zu bedürfen, was ich an einer Stelle meiner Schrift über den „Optimismus als Weltauffasfng" der Freudenvcrarmung des Pessimismus entgegenhalte: „In dem freudlosen Zustand vollendet sich deshalb ein so totaler Ruin, weil er die Liebe im weitesten Sinn tilgt — nur was wir lieben, macht uns ja Freude — und es giebt, kann man sagen, nichts Sinnloseres als die Lieblosigkeit, d. h. Freudlosigkeit. Hast Du die Liebe oder Freude verloren, so starrt Dir überall das große Warum entgegen. Warum, wozu Alles, was mich umgiebt? was soll es mir? was soll ich ihm? Welt und Geschöpf, Leben und Arbeiten, Werden und Vergehen — nichts hat einen eigentlichen Sinn mehr und alles Grübeln bewahrt Dich nicht vor dem Sturz in eine bodenlose Tiefe. Nur die Liebe rettet Dir den Zusammenhang des Ganzen und Dich innerhalb dieses Zusammenhangs."



Cin französisches Ränkespiel in Deutschland  
zur Zeit Napoleon I.  
von  
H. Dechend.  
— Maiburg. —

> sind zwar gottlob die Zeiten vorüber, in welchen französisch?  
Arglist und Gewalt einen beherrschenden Einfluß in unserem  
Vaterlande gehabt hat. Dennoch haben sich in letzter Zeit gerade  
erneute Versuche in dieser Richtung verspüren lassen, welche allerdings die  
denkbar traurigsten Verhältnisse aufsuchen mußten, um irgendwie Boden zu  
gewinnen. Es muß uns die Möglichkeit solcher Vorkommnisse daran mahnen,  
daß es noch immer weise Vorsicht ist, den Blick auf die vielerlei Wege und  
Stege gerichtet zu halten, auf denen jener Einfluß früher erlangt wurde und  
noch erstrebt werden könnte. Manchen Einblick darin gestattet uns folgendes  
Riinkesviel, welches sich zur Zeit des Ersten Napoleon am kurfürstlichen Hofe  
zu Cafsel zutrug\*).  
Hessen-Cassel war um die Wende des 18./19. Jahrhunderts noch einer  
der kräftigsten und gesundesten Staaten Deutschlands, es erfreute sich eines  
gefüllten Schatzes, einer gut geregelten Verwaltung und, was dermalen sehr  
wichtig, eines wenn auch kleinen, fu doch vielerproben und gerühmten Heeres.  
Seit manchen Jahren treu an der Seite Preußens stehend, galt es namentlich  
in Norddeutschland viel, während es sich andererseits auch an England, dem  
es seine Truppen mehrfach in Sold gegeben hatte, halten durfte. Gerade  
der Kurfürst Wilhelm I. Pfl egte diefe beiden wichtigen Verbindungen schon aus  
) Die Quellen hierzu finden sich in Acten des Marburger Staatsarchiv».

Li» französisches Ränlespiel in Deutschland. 325

verwandtschaftlichen Rücksichten (der Kurprinz hatte eine preußische Prinzeß heimgeführt und mit dem englisch-hannoverischen Herrscherhause bestanden seit lange verwandtschaftliche Bande), dann aber war er seiner Erziehung nach ein eifriger Verehrer der angestammten Hoheitsrechte, so daß von einer engeren Fühlung mit dem Emporkömmling Bonaparte von selbst bei ihm nicht die Rede war. Dem ganzen neufranzösischen Wesen war er durchaus abhold. Demungcachtet hatte in den letzten Jahren Kurfürst Wilhelm, wohl in dem Vorgefühl des Zusammenbruchs aller bestehenden Verhältnisse seines Vaterlandes, mit diesen Ansichten gebrochen. Er hatte, wenn auch für sein gutes Geld, durch französische Vermittelung die Kurwürde angenommen und weiterhin, als das hiermit angebahnte bessere Verhältniß in Folge mehrfacher Verstöße gegen die so leicht argwöhnische Eitelkeit Napoleons stark gelitten hatte, nach einiger Zeit erneute Anstrengungen gemacht, um wenigstens in letzter Stunde noch für sich Vorthelle zu erlangen, wie sie den Nachbarn im Süden und Südosten so reichlich zugefallen waren. Er hatte sich mit diesen Schritten zwar ebenso wie sie in Gefahr begeben, ja er that es völlig bewußt und rechnete in gewisser Hinsicht damit, seine etwaigen Besorgnisse wurden jedoch gleichzeitig wieder aufgehoben durch die Ueberzeugung, daß die Macht der Beziehungen zu Preußen und England noch stark genug sei, um jenen Gefahren das Uebergewicht zu benehmen. Die Zukunft sollte dies als leere Hoffnung erweisen. Preußen hielt sich, wie es wähnte zu seinem eigenen Besten, in allen äußeren Angelegenheiten völlig abseits und hatte in der Durchführung dieses Grundsatzes reichlich zu thun, weil sich allerorts Anlässe fanden, um aus solcher Selbstbeschränkung hervorzutreten. Das meerbeherischende England andererseits hatte auf dem Festland zurückweichen müssen, hatte sein Hannover aufgegeben und konnte in Deutschland nichts anderes mehr thun, als seine Beziehungen möglichst zähe aufrecht zu erhalten. Zwischen zwei so starke Gegner wie Frankreich und England gestellt, empfanden die noch unabhängigen Staaten im Norden Deutschlands sehr bald den Ernst ihrer Lage, znmal Napoleon mit der Besehung von Hannover auch seinen Fuß auf das Gebiet ihrer Friedensgemeinschaft gesetzt hatte. Der Anlaß zu Reibungen war damit gegeben und er wurde von Napoleon sofort benützt, Hessen aber hatte damit zur Zeit von England nicht nur keine Hülfe, sondern eher Beunruhigungen zu erwarten. Der Proceß Pichcgrou, welcher bereits die Thronerhebung Napoleons herbeigeführt und einen glänzenden Beweis erbracht hatte, wie mächtig der französische Wille in München, Carlsruhe und Stuttgart geworden war, gab den Anlaß, um auch Hessen-Cassel gegenüber an unmittelbarem Einflüsse zu gewinnen. In München und Stuttgart waren auf die Forderung Napoleons die englischen Gesandten Drate und Spencer Smith mit Gewalt vertrieben, im Badischen der unglückliche Herzog von Enghien aufgegriffen worden, und nun erschien zuerst in französischen, dann auch in deutschen Zeitungen eine Reihe Anklagen gegen den Vertreter Englands am hessischen Hofe, Mr. Taylor, wegen Theilnahme an jener Verschwörung.

326 H. Dechend in Marburg.

Es war Ende März 1805, als die hessische Regierung in London vorstellig wurde, ob man nicht für gut befinden könne, den zeitweise nach England beurlaubten Gesandten Taylor nicht wieder zurückkehren zu lassen. Die Anklagen gegen ihn würden fmnzösischerseits doch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht fallen gelassen werden, ja schon das Gerücht von seiner möglichen Wiederkehr nach Cassel rege die Franzosen ungemein auf. Eine zunächst vertrauliche Antwort des Staatssecretärs Mullgrave war wenig beruhigend, die Rückkehr Taylors sei beschlossene Sache, wenn aber der englische Gesandte in Eassel nicht mehr sicher sei, so müsse England andere Maßregeln ergreifen. Hierdurch wurde man schon seht am kurfürstlichen Hofe ängstlich, ob nicht niit einem Abbruche der englisch-hessischen Beziehungen die rückständigen Iahlungen an Hessen zugleich aufhören könnten.

Mr. Taylor kehrte Anfang Juli wirklich nach Cassel zurück und das sranzösische Gewaltspiel begann. Fast zu gleicher Stunde erbat sich Mr. Taylor eine Audienz, um dem Kurfürsten gegenüber Verwahrung wider die französischen Anklagen einzulegen, und erschien der französische Gesandte Mr. de Bignon bei dem geschäftsführeuden Minister von Baumbach mit der Forderung, daß es zu dieser Audienz nicht kommen und man Taylor als englischen Gesandten nicht mehr anerkennen »verde.

Der in Wilhelmshöhe weilende Kurfürst sehte nnn zwar vorerst seine Ansicht fest genug auseinander, wenn er dem Minister kurzer Hand zurückschrieb: „Da ich keineswegs gewillt bin, mich uach dem zudringlichen Benehmen des französischen Gesandten zu richten und die so lange geknüpften Bande mit England auf eine so auffallende Art zu breche», so werde zukünftigen Freitag den 5. (Juli) den Minister Taylor ohne förmliche Audienz, welche ganz überflüssig ist, bei mir zur Mittagstafel hier sehen, um die Eomplimente des mir so nahe verwandten Königlichen Großbritannischen Hauses zu empfangen, woran Herr Bignon hoffentlich keinen Anstoß zu uehmen sich begehen lassen wird. Uebrigeus sehe nicht die Nothwendigkeit ein, letzteren von obiger Entschließung so ängstlich zu benachrichtigen, welche er Wohl durch seine Spions nur zu frühe erfahren wird —"

Andererseits läßt die Ablehnung einer förmlichen Audienz für Taylor erkennen, daß auch der Kurfürst besorgt ist wie sein Minister, der in jenem Berichte bereits von der „verzweifelten Lage" Hessens gesprochen hatte. Auch der Rath eines anderen Ministers stimmt darin überein, Hessen sähe immer „unausbleiblicher Perwicklung entgegen und werde weder bei Frankreich noch England Dank ernten". Beide Minister rächen deshalb, nochmals bezüglich eiuer Abberufuug Taylors in London vorstellig zu werden. Es geschieht letzteres denn auch und Kurfürst Wilhelm bittet den Uönig von Eugland in einem eigenen Schreiben vom 3. Juli, den Gesandten durch einen Anderen ersetzen zu wollen, obwohl er selbst die gegen ihu erhobenen Beschwerden keineswegs als begründet ansähe. Vaumbach weist in einem gleichzeitigen Schreiben an Lord Mnlgrave darauf hin. wie sich Hessen

Ein französisches Rnnkcspiel in Deutschland. 33?  
durch die Besetzung des nahen Hannovers seitens französischer Truppen allerdings in einer sehr gezwungenen Lage befinde. Man thut aber noch mehr: auch der Preußische Gesandte in Paris, Marq. de Luchesini wird von der Sachlage in Kenntniß gesetzt, während man, um „den ersten Eindruck der Sache abzuschwächen“, sich an den französischen Minister des Auswärtigen Tillleyrand wendet und in zum Theil merkwürdiger Vertrauensseligkeit schreibt: Die Rückkehr Taylors sei dem Kurfürsten sehr unangenehm, er habe aber auf die Anklagen der öffentlichen Blätter hin in London vergebens Borstellungen gemacht. Es sei ihm unmöglich gewesen die Sache zu hinter-treiben, er würde sonst jedenfalls gewußt haben, welche Partei er zu ergreifen habe, und bäte er daher, im Vertrauen auf seinen guten Leumund den Eindruck herabgemindert zu sehen, welchen die Rückkehr dieses „Menschen“ machen tonne. Hessen gerathe England gegenüber in eine schiefe Stellung und habe dieses dann genügenden Vorwand, um z. B. seine Entschädigungsgelder für Hessen aufzusagen. Hessen müsse natürlich wünschen, die alten Bande aufrecht zu erhalten, namentlich wenn es dieselben nicht leicht ohne Verlust aufgeben könne.

Tiefer Andeutung, an welchen Stellen für Frankreich der Hebel anzu-sehen sei. hätte es wahrlich nicht bedurft und ist wohl anzunehmen, daß die-selbe auch nur dem Kopfe eines etwas kurzsichtigen Diplomaten, wie des sie ausfertigenden Hefsichen Gesandten v. d. Malsburg allein entsprungen sind, welcher zur Zeit von Paris nach Cassel beurlaubt war. Jedenfalls klingt die offizielle Antwort auf die Forderung Mr. de Bignons kräftiger, sie stellt fest, daß Taylor die gegen ihn erhobenen Anklagen als falsch und eitel Verleumdungen erklärt habe und sich deshalb der Kurfürst zunächst nicht in diese Angelegenheit habe mischen wollen. Andererseits endet jedoch auch diese Erklärung mit den Worten, daß der Kurfürst nochmals in London die Abberufung Taylors erbeten habe, um Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen zu beweisen, wie sehr er wünsche, sich das Wohlwollen desselben selbst unter Hintansetzung seiner Interessen zu erhalte«. Bezeichnend dafür ist der Erfolg. Mr. de Bignon erwidert am 7. Juli ganz kurz, die Antwort der hessischen Regierung sei so interessant, daß er sie dem Kaiser sofort einsenden werde. Tiefer werde daraus sicherlich die Gesinnungen des Kur-fürsten, welche in dieser Note so klaren Ausdruck angenommen hätten, erkennen. Es nützte bei dieser Sachlage wenig, daß der Preußische Gesandte am Easseler Hofe, Fürst Wittgenstein, auf dessen Thätigkcit wir noch öfters Be-zug nehmen werden, am 23. Juli ein Schreiben des Minister v. Hardenberg vorwies, wonach Preußen eine Vermittelungsschrift absenden wollte und dem Kurfürsten vorläufig den Rath ertheilte, nur fest zu bleibe« und von den wahren Grundsätzen nicht abzugehen. Gebe man einmal in so un-gerechten und dem Völkerrecht ganz zuwiderlaufenden Forderungen nach, so unterwerfe man sich künftigen noch größeren Anmaßungen. Napoleon werde es nicht zum äußersten kommen lasse«. Es erschien Bignon bereits am

328 H. Dehcnd in Maiburg.

27. Juli mit einer Instruction seines Ministers und erklärte: „Der Kaiser habe die Wiederaufnahme Taylors mit dem größten Unwillen vernommen, da er in allen öffentlichen Blättern, französischen und deutschen, als Theilnehmer an der Verschwörung gegen den Kaiser angeklagt worden und dennoch nirgends uou englischer Seite eine Verteidigung erschienen, also die Sache damit stillschweigend zugegeben worden sei. Napoleon wolle und tonne seinen Gesandten nicht an demselben Hufe belassen, und verlange hiermit, daß Taylor nicht mehr als Gesandter anerkannt, sondern alsbald von Cassel entfernt werde, widrigenfalls Bignon spätestens in 8—10 Tagen seinen Posten verlassen und erklären solle, daß der Kaiser die Weigerung des hessischen Hofes für eine so tödtliche Beleidigung halten werde, daß ihren Eindruck keine Zeit verwischen könne. Di? Duldung des Taylor müsse er als einen Bruch der bisher bestandenen freundschaftlichen Beziehungen und daher als eine geheime Allianz, mit England und als Kriegserklärung gegen Frankreich ansehen. Der Kaiser werde sich dann für befugt halten, da die Entfernung des Taylor auf gütlichem Wege nicht zu erreichen fei, fie durch seine Armeen zu bewirten.“

Diese Aufbauschung der Angelegenheit wurde wenig verändert durch die Einwendungen Baumbachs, daß Bignon diese Forderungen erst schriftlich kundzugeben habe, denn letzterer erklärte, nicht mehr Noten wechseln zu können, und forderte nichts als Ja! oderNein! eine aufschiebende Antwort sei für ihn ein Nein! Es half auch nichts, daß Baumbach darauf hinwies, es seien doch noch wie gegen Drake und Spencer Smith klare Beweise durch Vorlegung der Acten beizubringen; es war klar, daß er selbst damit überhaupt zugeben schien, als seien die Anklagen gegen Taylor gerechtfertigt und tonne man ihn deswegen auch hessischerseits als außerhalb des Völkerrechts stehend ansehen. Baumbach erfuhr auch keine andere Antwort als die, es fei jetzt diese Sache völlig public und bedürfe daher keines weiteren Beweises. Bignon wagte sogar die Bemerkung hinzuzufügen, er erstaune nur, daß Baumbach alles dies so ruhig anhöre und die nahe Gefahr nicht zu sehen scheint, der Kurfürst verdanke Frankreich allein seine bisherige Bevorzugung vor Hessen-Darmstadt und müsst man bei so veränderten Umständen mindestens zweifelhaft «Verden, ob man diesem Hause nicht wieder ein Uebergewicht über das Kurhessische verschaffen solle. Minister von Baumbach tonnte darauf nichts erwidern, als daß Hessen auf seine gerechte Sache vertraue und er Bignon ersuche, wenigstens die Antwort Talleyrands auf Malsburgs Schreiben abzuwarten. Bignon entgegnete, darauf könne man nach feiner Kcnntniß von den Absichten seiner Negierung lange warten, er jedenfalls könne es nicht, da fie verneinend ausfallen werde.

In einem Bericht an seinen Herrn sagt Baumbach, die Angelegenheit erscheine ihm in der That bedenklich, weil die allgemeine kriegerische Stimmung in Europa alles möglich mache und u»n außen keinerlei Hülfe

Lin französisches Ränkespiel in Deutschland. 33)  
sichtbar sei. Er rathe, Taylor zu einer freiwilligen Abreise zu bestimmen,  
bis die englische Antwort da sei und die preußische Vermittelung in Paris  
Erfolg aufweise.  
Noch aber setzte der Kurfürst Hoffnungen auf eine Hülfe von außen  
und zwar auf den König Friedrich Wilhelm III., als an denjenigen, welcher  
sowohl in London als Paris am ehesten die Vermittelung erfolgreich über-  
nehmen könne. Er schrieb: „Ich überlasse den Inhalt der Erklärungen  
Bignons dem eigenen höchsten Gefühl Ew. königl. Majestät. Nach meiner  
Art zu denken würde ich auf diese Declamation eine Antwort, die ihrer  
würdig Ware, geben lassen und mich auf meine braven Hessen verlassend  
lieber alles aufopfern als eine solche Behandlung zu ertragen."  
Wir sehen, vorerst bestand noch überall die Neigung zum Widerstände,  
wenngleich nur unter gewissen Voraussetzungen: Preußen hoffte auf die  
Macht feines wenn auch stillen Einflusses und Hessen auf die preußische  
Hülfe. Diese Hoffnung verminderte sich auch selbst nicht, als Nignon die  
Bedingungen seiner Regierung in der jetzt geforderten schriftlichen Erklärung  
unter Verschärfung der gethanen Beschwerden wiederholte. Merkwürdig war  
diese Erklärung übrigens doch wegen der Fülle beleidigender Worte, welche  
gegen Taylor geschleudert wurden, und durch den Hinweis auf die allen  
Herrschern gemeinsame Pflicht, gegen solche Verschwörer vorzugehen.  
Hessen dürfe einen solchen Menschen, den die Schande schon früher von Eassel  
Vertrieben habe und dessen Name fortan mit den notorischen Verbrechen  
Drates und Smiths zu schimpflicher Gemeinschaft eng verbunden sei, weder  
als Gesandten, noch als Privatmann, vornehmlich nicht in der Nähe  
französischer Armeen anerkennen. Gegenüber dieser erneueten Dringlich-  
keit der Sache greift man hessischrrseits zunächst zu dem Mittel, Taylor selbst  
zu einer freiwilligen Entfernung zu bewegen, und dieser ist höflich genug,  
dem Vorschlag zuzustimmen, wie man noch glauben kann in der Meinung,  
damit nicht gegen seine Aufträge zu verstoßen. Er reist 4. August mit  
Hinterlassung eines Vertreters nach dem Bade Driburg im nahen Westfälischen.  
An demselben Tage läuft jedoch schon die erste schlechte Nachricht und zwar  
aus London ein, wonach eine endgültige Entscheidung an dieser Stelle zwar  
noch ausstehen bleibt, jedoch schon jetzt von dem Gesandten Lorentz entschieden  
hervorgehoben wird, daß man in England durchaus entschlossen sei,  
in keinem Punkte Frankreich nachzugeben. Dieses werde also  
Volle Muße behalten, seine Macht Hessen gegenüber jetzt zu er-  
proben. Zugleich überreicht Mr. de Bignon eine zweite schriftliche Er-  
klärung, nachdem ihm auf die erste hessischerseits die Anzeige gemacht worden  
war, daß Taylor von selbst abgereist sei, und man das möglichste thuu  
werde, um seine Abwesenheit zu einer dauernden zu machen. Nignon be-  
hauptete, diese Antwort sei sowohl unvollständig, als auch wenig zufrieden-  
stellend, er glaube auch nicht, daß sie den Entschlüssen des Kurfürsten ent-  
spräche, und müsse deshalb seinen Minister dafür verantwortlich machen.  
Nold und Lud. XXXIX,, II?. 23

340 H. vechend in Marburg.  
Tic bisherige Antwort und im besonderen die tlaren Versicherungen, welche der Kurfürst Bignon gegenüber selbst gegeben habe, lasse ihn zweifeln, ob man ehrlich Verfahren wolle. Nie jetzige Anzeige stelle nur fest, daß Taylor einfach abgereist sei, es müsse eine förmliche Erklärung folgen, baß er auch niemals anerkannt werden würde. Der Ausdruck der Hoffnung, daß Taylor nicht wiederkehren, oder die Versicherung, daß man sich Mühe geben werde, seine Abwesenheit dauernd zu machen, bekräftige nur den Fortbestand der Anerkennung bis zu dem Augenblicke seiner vielleicht erfolgenden Abberufung. Tic Erwiderung des Ministers von Äaumbach, daß Taylor durch die hiermit angezeigte Ernennung eines «nlli-ssü <l'atl»ire8 außer Berechnung fallen müsse, beziehungsweise die diplomatischen Beziehungen mit ihm völlig aufgehört hätten, konnte wohl nur geringen Eindruck hervorrufen.  
In dieser zweifelhaften Lage trifft die preußische Antwort ein und beruhigt, da sie neue Hoffnungen erweckt, auch die schwärzer sehenden Gemüther. Dennoch Veranden sie die Lage nicht. Man fühlt sich in Berlin in gleicher Weise wie in Cassel selbst erleichtert, daß Taylor freiwillig seinen Posten verlassen hat, man glaubt, wie dort, annehmen zu dürfen, daß Bignon auf eigene Verantwortung und trotz seiner Erklärungen außerhalb der ihm gegebenen Instructionen handele, ja man hofft auf die Mitwirkung des französischen Gesandten in Berlin oder auf den glücklichen Ausgang der seitens der hessischen Regierung in London geschehenen Schritte. Eine un mittelbare Vcrmittlung der preußischen Negierung in Paris wird jedoch wenigstens in Aussicht gestellt. Einmal schreibt der König selbst, er »verde, wenn es die Umstände erforderten, seinerseits thätig und kräftig mitwirken, und dann bringt man gleichzeitig eine „Instruction" an den preußischen Gesandten in Paris zur Kenntniß, welche in einem Theilc ihrer Ausführungen scharfe Worte gebraucht. Man scheint sogar den Ernst der Lage an sich zu erkennen, denn die Ausführungen beginnen mit einem tlaren Hinweise auf die starten Drohungen Frankreichs, welche von Kriegserklärung und dem Abbruche aller Beziehungen zwischen ihm und Hessen sprechen. Der genannte Gesandte solle sofort die stärksten Vorstellungen gegen das Vorgehen Bignons ausrichten und bitten, ihm prompteste und präcisefte Gegenbefehle zugehen zu lassen. Er solle betonen, wie sehr sich solche Dinge den Beziehungen entgegenstellten, in denen Preußen sich mit Frankreich befinde. Der König könne sie nicht mehr mit ruhigem Blicke verfolgen. Diesen Ausführungen werden leider Bemerkungen beigegeben, welche abschwächend wirken mußten, namentlich die: Luchesini, der Gesandte, möge ungeachtet dessen die Beziehungen zu Frankreich nur bestens cultiviren. Napoleon werde es in seiner Weisheit wohl nicht dazu kommen lassen, daß den Drohungen Bignons Folge gegeben werde. Und doch glaubt Hardenberg, daß damit genug, ja das möglichste geschehen sei, und Fürst Wittgenstein, daß der Nönig wohl leine bestimmtere Erklärung habe geben können.

Ein französisches Ränkespiel in Ventschland, 5^

Der Kurfürst Wilhelm schufte jedoch wie andere thatsächlich aus dieser Antwort neue Hoffnungen und ruft aus: „O! ich wußte wohl, daß mein felsenfestes Vertrauen auf den mächtigen Schutz des erhabenen Monarchen mich nicht tauschte! O! ich wußte wohl, daß es Höchstdemselbc» nicht gleichgültig war, mich, der ich ihm mit voller Seele ergeben bin, so tief gekrault zu sehen!" Auch der jetzt erfolgende weitere Meinungsaustrausch zwischen ihm und Fürst Wittgenstein zeigte eine gehobenere Stimmung, obwohl thatsächlich nichts weiteres unternommen wurde, als daß mau die Forderung Nignons in betref der förmlichen Erklärung, Taylor werde nicht mehr als Gesandter anerkannt, abgelehnt haben mag. (In den Acten findet sich kein weiterer Beweis dafür, als die Angabe von hessischer Seite.) Wittgenstein rath ferner, Bignon von jetzt ab auf die preußische Vermittelung in Paris zu verweisen und diese Vermittelung auch gegenüber dem englischen Hofe anzurufen. Er vermittelt endlich zwischen der hessischeil Regierung und Mr. Taylor, von dem er übrigens meint, daß er über die ganze Angelegenheit nicht ^so empfindlich denke, als man habe annehmen dürfen. Ob dieser Mangel an Empfindlichkeit auf den englischen Stolz und Starrsinn zurückzuführen sei, darüber spricht sich Wittgenstein nicht aus. Taylor habe sich bestimmen lassen, erst nach Kassel zurückzukehren, wenn eine Antwort aus London eingetroffen sei.

Viel war mit alledem jedoch nicht gewonnen, ja, während man sich gerade diesen Hoffnungen hingiebt, kehrte Taylor zurück. Wie es scheint, ivaren in ihm Bedenken erwacht, ob sein bisheriges Verhalten sich rechtfertigen lassen werde: er will daher vor Aufstellung eines Berichtes an seine Regierung nochmals um einen Empfang bei dem Kurfürsten nachsuchen. Zu gleicher Zeit trifft auch ein neuer Bericht des hessischen Gesandten aus London ei», welcher unter Bestätigung der bisherigen Meldungen ausführt, wie man dort gerade ^uf einen solchen Bericht Taylors warte und vorher keine bestimmtere Autwort zu crtheilen gedenke.

Es entwickelt sich hier aus dem Zusammentreffen geringfügiger Umstände vin nicht sehr erfreuliches Bild klcinmüthiger Hast. Wittgenstein versucht zuerst Mr. Taylor durch ein nach Minden zu verlegendes Zusainincntrcffen aufzuhalten, Taylor schlägt es ab und eilt nach Cassel, worauf man auf den Gedanken verfällt, ihn wenigstens sofort wieder den Spüraugeu seines Gegners dadurch zu entziehe», daß ihn der in Philippsruhe bei Hanau weilende Kurprinz zur Jagd einladet. Hierdurch und durch andere Täuschungsmittel hofft man wenigstens so lange Zeit zu ersparen, bis die Antwort aus Berlin da ist.

Man täuscht jedoch nur sich selbst mit diesen Ausknunftsmitteln. Bignon hat die Ankunft Taylors sofort erfahren und fertigt eine Erklärung aus, welche die bisherigen noch überbietet. Er wundert sich vornehmlich darüber, daß man hessischerseits diese Rückkehr nicht gehindert und seine Wicderabreise nicht erzwungen habe, als man die Ankunft erfuhr. Er spricht von Doppel-



3H2 b>. Vechend in Marburg.  
züngigkeit, von absichtlicher Verzögerung der Sache, von Wortbrüchigkeit, kurz,  
wendet das Vorrecht zu klagen vollständig für sich an. Zum Glück hatte  
zu derselben Zeit wenigstens ein Mann wieder die Geschäfte der hessische»  
Regierung übernommen, welcher in dem ganzen Verlauf der hier beginnenden  
und zum Sturz des Kurfürsten führenden Ereignisse neben diesem letzteren  
die einsichtsvollste und festeste Erscheinung ist, der Minister Waitz von Eschen.  
Selbst in dem Tone eines Vignon prägt sich die Achtung vor diesem Mann?  
aus. Waitz erklärte Bignon gegenüber sofort, es sei vorerst genügend, ihm  
bekannt zu geben, daß Taylor im Falle eines hessischerseits erfolgenden  
abschlägigen Bescheides Cassel mit seinem Personal zusammen verlassen wolle.  
Ter Kurfürst könne sich andererseits nicht über alle und jede Form hinweg-  
setzen und werde daher vor Ankunft der erbetenen Antworten aus Paris oder  
London, bezngsweise aus Berlin nichts weiteres veranlassen.  
Tennoch hatten sich an sich die Verhältnisse zu Gunsten Bignons ge-  
stellt, denn es handelte sich nicht mehr darum, ob Taylor in Hessen weilo  
oder nicht, sondern um die hessische Erklärung, daß er nicht mehr wieder-  
kommen dürfe und werde. Der Ncchtszustand ist vollständig verrückt und  
Waitz hat keine leichte Stellung; er sieht selbst ein, daß Bignon doch nicht  
ruhen, sundern bei seinem „violenten Charakter abreisen" werde. Bignon  
allerdings gegenüber erklärt er demungeachtet noch rundweg, er sähe nicht  
ein, wie ein Gesandter dazu käme, dem Hofe, wo er bestellt sei, einen so  
peremptorisch kurzen Termin zu bestimmen und bewirkt mit dieser Haltung,  
wenigstens, daß Bignon auf die Abfassung einer endgültigeren Antwort des-  
Kurfürsten, d. i. auf jene Antwort aus Paris oder London warten will.  
Vergebens ist es jedoch, den Nechtsstandpunkt wieder zu erneuern und Bignon  
namentlich zu beweise», daß der Kurfürst lein Versprechen an Bignon ge-  
geben habe. Ter Franzose kennt seinen Vortheil und erwidert nur, er Hab»  
schon darüber berichtet.  
Diesen Erfahrungen gegenüber spricht auch Waitz seine Ansicht dahin  
aus, daß nichts übrig bleibe, als sich ans die Berliner Verwendung zn stützen,  
dann werde man wohl nenen Nath wissen. Das Unheil noch abwenden zu  
tonnen, glaubt auch Waitz nicht mehr. Es wurde nur noch auf seine An-  
regung hin die Absicht zur Wahrheit gemacht, die Vermitteluug der preußische»  
Negierung auch in London anzurufen.  
Bignon verhielt sich ungeachtet seines Versprechens nicht ganz still. Er  
meldete am 16. August an Waitz, daß man auf ihn in der Nähe feines  
Landhauses einen Anschlag versucht habe, und wenn sich auch gegenüber der  
sofortigen Erklärung des Ministers, daß die Sache streng untersucht und ge-  
bührend bestraft werden werde, nicht viel Stoff zu neuer Beschwerde daraus  
ergab, so blieb doch vielleicht etwas von einer solchen Anklage hängen und  
Bignon tonnte ausrufe», es fei in ihm kein Argwohn erwacht, der die hessische  
Nation beleidigen könne, selbst wenn es möglich gewesen wäre, daß die

Ein französische? Ränkespiel in Deutschland. 2 HI

Sache keine simple Unvorsichtigkeit, sondern das Resultat eines wohlüberlegten Anschlages gewesen sei.

Wie wenig man auch sonst wohl in Cassel der Sachlage traute, beweist «ine Anfrage, welche man durch Vermittlung des österreichischen Gesandten in Frankfurt bezüglich eines möglichen Rathes an den Wiener Hof gelangen ließ. Das Vorgefühl der Gefahr erwies sich nicht als unrichtig, die Aussichten trübten sich immer mehr. Es liefen jetzt die Antworten aus London ein für die hessische Regierung sowohl, wie für Mr. Taylor. Der König von England betonte in seiner Erwiderung an den Kurfürsten, es sei mit seiner Ehre und den Begriffen der Billigkeit und Gerechtigkeit unvereinbar, seinen Gesandten abzubrufen, einen treuen und eifrigen Diener herabzusetzen auf die Unterstellungen von Seiten des Gesandten einer fremden Macht, noch weniger aber tonne er in Unterhandlungen über die von letzterem gestellten Forderungen eintreten, wenn diese auf Beschuldigungen beruhten, welche der Kur» fürst wie ganz Europa als völlig erfunden ansehen mußten. Nur diesen anmaßenden Forderungen seines Feindes weigere sich der König Zugeständnisse zu machen.

Und Lord Mullgrave setzte hinzu, es sei jedenfalls augenscheinlich, daß Taylor im Falle seiner Rückkehr nicht mehr durch einen anderen Gesandten ersetzt werden könne. Taylor selbst wurde unter Mißbilligung seiner eigenmächtigen Beurlaubung der gemessene Befehl zugestellt, unverzüglich auf feinen Posten zurückzukehren und Gelegenheit zu der Erklärung zu nehmen, daß er des Königs Befehle völlig mißverstanden habe. Nur in dem Falle lasse ihm der König freie Hand, für Augenblicke sich von Kassel abwesend zu halten, wenn Umstände einträten, die er weder vorhersehen noch beherrschen tonne.

Je mehr in diesen Antworten das Recht der englischen Regierung hervorleuchtete, desto verwirrter mußte die Sachlage für Hessen werden. Noch aber hoffte man hier auf den anderen Theil der preußischen Vermittelung, obwohl Angesichts dieser Weigerung des englischen Hofes keine Aussicht für jene mehr vorhanden sein konnte, als die gute Laune Napoleons oder seine Höflichkeit Preußen gegenüber.

Indessen hatte Nignon die Anwesenheit seines Gegners in Hessen wiederum erfahren, trotz aller Vorsichtsmaßregeln des Kurprinzen, welcher Taylor nach zwei Tagdten in Babenhaußen im Philippsruher Schloß selbst behalten und seinetwegen dort des Nachts Thor und Thür geschlossen gehalten hatte. Er beschwerte sich sofort darüber, sprach von Nasendreherei, die er sich sowohl, als seine Regierung nicht gefallen lassen könne, und nannte viele Einzelheiten der Reise Taylors, seinen falschen Namen Hesselstein u. A. m.

Aber auch die wohl von allen Seiten mit Spannung erwartete neue Antwort aus Berlin meldete nichts Gutes. Der König wies die Bitte in Betreff seiner Vermittelung England gegenüber kurz zurück, indem er Wittgenstein bedeuten ließ, es lasse sich davon nicht der geringste Erfolg erwarten

34H li, Dcchend in Marburg.  
und Preußen werde sich dabei ohnfchlbar durch die vorauszusehende ab-  
schlägige Antwort compromittirt sehen. Es bleibe nichts übrig, als da5  
Resultat seiner Vorstellungen in Paris abzuwarten. Sollte die Reise  
des Bignon in der Zwischenzeit, wie zu vermuthen sei. wirklich erfolgen,  
so rathe man, solche ruhig geschehen zu lassen. Es sei nicht abzusehen, daß  
davon für jetzt ernsthafte Folgen entstanden, da sich unter den jetzigen  
Conjuncturen Frankreich höchst wahrscheinlich nicht zu militärischen Unter-  
nehmungen gegen Hessen werde hinreißen lassen i der König halte es aber-  
zugleich auch für sehr rathsam, wenn Hessen sich selbst aller reizenden Vor-  
kehrungen enthalte und dazu nur im höchsten Nothfalle und bei wirklicher,  
naher Gefahr schreite.  
Diese Antwort warf die Hoffnungen wieder sehr darnieder, noch dazu  
da man seit dem .N. August in Cassel bestimmte Nachrichten erhalten hatte,  
das; sich bei Göttingen das Corps Bernadotte versammle und ein gleiches  
seitens eines anderen Corps bei Mainz geschähe. Ter Kurfürst hatte jedoch  
— und dies gereichte ihm bei dieser Sachlage wohl zur Ehre — in dem  
Rathe des Königs noch die Möglichkeit durchschimmern sehen, in dem Falle,  
daß Bignon wirklich abreise, ein Gegensatz also einträte, ebenfalls rüsten zu  
können. Nur bis dahin solle er zu Beschwerden keinen Anlaß bieten.  
In diesem Sinne schrieb er daher bereits am Tage darauf an Fürst  
Wittgenstein und bat, da er sich nach dem Königlichen Rathe möglichst voll-  
kommen zu richten gedenke, um nähere Aufklärung, ob zu seiner Unterstützung  
gegebenenfalls ein preußisches Corps in Hessen erscheinen tonne,  
er werde seine Truppen im Falle einer zusagenden Antwort sofort nach  
der Abreise des Bignon versammeln. Ohne Hülfe sei er zu einem Wider-  
stände zu schwach.  
Am gleichen Tage meldete der Kurprinz, daß Taylor infolge einer  
ihm durch den Bruder des englischen Gesandten in Berlin überbrachten er-  
neuten Mahnnng sich sofort verabschiedet habe. Fürst Wittgenstein versucht  
abermals Taylor aufzuhalten, es gelingt jedoch nur ihn zn veranlassen, vou  
Cassel sofort wieder und zwar nach Hofgeismar wegzugehen. Tiefe Rück-  
kehr hatte Bignon jedoch wie früher sofort erfahren und es fpielte sich des-  
wegen das gleiche Spiel mit ihm ab, wie vordem. Waitz wußte ihn nur  
noch damit zum Schweigen zu bewegen, daß er erklärte, man könne Taylor  
doch nicht mit Gewalt des Landes verweisen. Tiefe Redewendung machte  
übrigens gleichzeitig einen ungünstigen Eindruck, denn Bignon fügte diese  
Forderung bei späterer Gelegenheit den bisherigen hinzu. Andererseits schlug  
Fürst Wittgenstein thatsächlich vor, Taylor mit Gewalt wegzubringen, wenn  
es wieder so viel Mühe kosten sollte, ihn zur Umkehr zu bewegen. Es träte  
sonst leicht die Möglichkeit einer wirklichen Gefahr ein und habe er Taylor  
dies bei seiner Unterredung bereits angedeutet.  
Die am 5. und 8. September ausgefertigten neuen Antworten aus  
Verlin — von Paris liefen, wie wir sehen, keinerlei Bescheide ein — brachten

Ein französisches Ränkespiel in Deutschland. 3^5  
wiederum nichts besseres. Sie hofften in Bezug auf die Sachlage in Hessen dasselbe, was sie in Betreff des Verhältnisses zwischen Preußen und Frankreich selbst erwarteten, den Einfluß der berühmten Sendung Durocs u. A. m. Sie finden nicht einmal die rechte Muße, bei der hessischen Verwicklung zu verweilen, da sich, wie Hardenberg an Wittgenstein schreibt, diese Händel gegen- über den jetzigen allgemeinen Verwickelungen doch zu sehr in's Kleine ver- lören. Die Frage endlich des Kurfürsten, ob er ein preußisches Hülfs-corps erwarten dürfe, wird durch die Mittheilung beantwortet, daß in Westfalen 13 Bataillone, 5 Schwadronen mobil gemacht würden. Dies war schon angesichts der Entfernungen gleichbedeutend mit einem abschlägigen Bescheide. Wir lesen in einem Bericht aus eben demselben Zeitabschnitte das sehr richtige Urtheil über Napoleon, daß dieser „außergewöhnliche Mann nichts für zu unbedeutend halte“. Die preußischen Staatsmänner machten hier den Fehler, auch Bedeutungsvolleres für nichts zu halten, denn thatsächlich sollte ihnen gerade durch dieses Vorgehen Napoleons in Hessen ein Ver- bündeter allmählig verloren gehen, welcher bei der Entscheidung des kommenden Jahres vielleicht werthvoll genug gewesen wäre. Mit diesem Bescheide war das Schicksal des Kurfürsten besiegelt und mußte es trotz alles Sträubens bleiben. Er hatte England bereits verloren, mit der preußischen Hülfe verlor er den Neberrest von Anlehnung, welchen er noch gehabt hatte; er konnte nichts mehr thun, als vielleicht den Schein wahren, aber auch dieses Bemühen mußte unerquicklich werden, weil es seine Gesinnung in ein zweifelhaftes Licht stellte. Wir können von hier ab kürzer sein, der Wendepunkt war jetzt erreicht. Der Kurfürst sieht den Durchzug des Corps Bernadotte vor sich und wendet sich schon am 11. September in dringendster Art an Taylor, indem er ihn beschwört, ihn, wie sich selbst nicht durch das Zusammentreffen seiner Rückkehr nach Cassel und jenes Durchzuges zu gefährden oder wenigstens in Verlegenheit zu setzen. Er möge nicht einmal in Iesberg bleiben — obwohl dies nahe der Waldeck'schen Grenze liegt und keinesfalls von französischen Eolonnen berührt wurde“) — der Kurfürst werde alle Blamage auf sich nehmen, welcher sich Taylor seiner Regierung gegenüber damit aussetze. Als Taylor demungeachtet am 13. September in Cassel eintreffen will, eilt Wittgenstein ihm noch des Nachts entgegen und bewegt ihn wirklich abermals zur Umkehr und zwar nach Gotha. An dem- selben Tage stellt Bignon die offizielle Forderung seiner Regierung, jenen Durchzug zu gestatten, und letzterer beginnt am 16./17. September. Die hessischen Truppen werden zum größten Theil, wenn auch in Friedensformation, am 17. bei Cassel versammelt, um Gewehr bei Fuß die französischen Truppen an sich vorübermarschiren zu lassen. Damit ist jedoch Bernadotte noch nicht zufrieden, seine Nachschübe mit Ausnahme eines kleinen Tiupprncorps für ') Der Durchzug eisolgte entgegen den Vorstellungen Hessens übei IFanrl und ging dann nach Südosten (Franken).

246 H. vechend in Marburg.  
die Festung Hameln sollen in der bis zum 15. October reichenden Zeit nach-  
folgen. Der Kurfürst kann diese Nachforderung erst ablehnen, als die Neu-  
tralität für ihn wie die übrigen Staaten Norddeutschlands mit Beginn des  
österreichischen Krieges erneut eingetreten ist. Bis dahin bittet er am  
24. September Taylor inständig, noch weiter zu warten. „Wenn Sie vorher  
kämen, riskierten Sie alles auf der Welt. Ich schreibe Ihnen, wenn alles  
durchmarschirt ist, warten Sie bis da!“ Und beigefügt wird diesen Worten  
ein „Certificat“, welches vor allen anderen Beweisen geeignet ist, die jetzt in  
dem sonst thatkräftigen Fürsten eingetretene Niedergeschlagenheit in vollstem  
Maße zu veranschaulichen. Es heißt darin u. A.: „Tiefer Schritt ist dem  
Gesandten contre co«»- gegangen, wir hoffen aber, daß, wenn derselbe auch  
gegen die Meinung Sr. Majestät des Königs sein sollte, uns allein die  
Schuld daran zugemessen werde. Wir versichern, daß er allein auf unsere  
Bitten geschehen ist.“

Trotz Taylor erhält nochmaligen Befehl, seinen Posten anzutreten, und  
meldet sich am 7. October von Neuem an. Wittgenstein will den von  
Taylor zurückgelassenen Vertreter bestimmen, diesmal an erster Stelle die  
Fernhaltung Taylors zu vermitteln, derselbe weigert sich jedoch, zum ersten  
Mal unhöflicher werdend, dessen und Wittgenstein sieht ein, daß alle ähnlichen  
Mittel wohl zu nichts führen können, da die Auftritte mit Vignon immer  
dieselben bleiben würden, ob Taylor um einige Tage früher oder später  
zurückkäme.

Alles läßt sich demnach dazu an, daß die Rückkehr Taylors zu einem  
Abbruch der Beziehungen mit England führen muß. Da — Wohl gerade,  
weil ihm kein ganz glücklicher Ausweg mehr offen steht — trägt der Kurfürst  
seinem besseren Gefühl nochmals Rechnung und schreibt in einem Rescript  
Vom 12. October:

„. . . sehe in den gegenwärtigen Eonjuncturen keine Möglichkeit, um  
diesen Gesandten zu refusiren, und halte demnach für das Beste, den  
französischen Gesandten umsomehr von diesem Entschlusse zu benachrichtigen,  
da gegen Taylor keine einzige Beschuldigung von seiner Regierung erwiesen  
worden ist.“

Auf diese Ablehnung der französischen Forderung hin macht Bignon  
Ernst und berichtet an Talleyrand desselben Tages mit vielem Hohn von  
seinen bisherigen Erfolgen über Taylor. Er sagt unter Anderem: „Tiefe  
Unverschämtheit ohne jede Vernunft, eine derartig niedrige Gesinnung kann  
man nur an einem Verrückten erleben oder allenfalls an einem Engländer.“

Am 13. langte Taylor in Easfel wieder an und bittet um eine Audienz,  
worauf Vignon am 18. früh abreiste. Am 15. lehnte der Kurfürst die  
weiteren Durchzüge des Corps Nernadotte unter dem Hinweis auf die jetzt  
eingetretene Neutralität ab.

Längere Zeit vergeht. Die Ereignisse im Süden Deutschlands nehmen  
ihren bestimmenden Weg bis zu der Niederwerfung Oesterreichs, während

Lin französisches Ränlespiel in veutschland. 54?

Preußen und die ihm freundlichen Staaten in ihrer Abseitsstellung verharren, bis die Zeit vorüber ist, in der ihr Einschreiten hätte nützen können. Nach der Abrüstung Norddeutschlands, welche Ende Januar 1806 beginnt, hört jedoch wiederum diese Ruhe und Muße auf, Alles sucht sich mit dem Sieger Zu verständigen und die Hindernisse ihm aus dem Auge zu bringen, welche bisher Anlaß gewesen sein konnten, ihn mißlaunig zu machen. Einen Tag nach der Abfassung des Schreibens, worin die preußische Regierung jene Ab-rüstung anempfiehlt und seine eigene Verständigung mit Frankreich mittheilt, wendet sich auch die hessische Negierung wieder an England und ersucht, Taylor durch einen anderen Gesandten zu ersetzen. Seit dem Augenblicke, wo derselbe wieder nach Cassel zurückgekehrt sei, habe die französische Regierung bei jeder Gelegenheit ihre schlimme Laune und Unduldsamkeit gegen Hessen gezeigt. Dieses habe sich durch seine, England erwiesene Genugthuung in einen völligen Gegensatz zu Frankreich gesetzt und müsse sich sehr bald wieder auf neue Angriffe gegen Taylor gesaßt machen. Nach den unberechenbaren Vorfällen der letztendrei Monate des Vorjahres und den Rückwirkungen derselben auf Teutschlands nächste Schicksale müsse man Alles vermeiden, was die früheren Erörterungen wieder heraufbeschwören könne.

Hessen findet mit diesem Ansuchen jedoch eben so wenig Gehör wie früher, während auf der Gegenseite Talleyrand mit völligem Abbruche der Beziehungen droht und darauf hinweist, wie diese Sache fortan nur noch in Paris und unter der Bedingung beglichen werden könne, daß der Kur-fürst sich öffentlich verpflichte, weder Taylor, noch überhaupt einen englischen Agenten aufzunehmen. Frist zur Antwort darauf wurde nur 24 Stunden hindurch gewährt. Es fällt jetzt leicht, mit dieser Drohung den beabsichtigten Eindruck zu machen. Taylor verläßt auf Anmthen der hessischen Regierung für immer seinen Posten und geht nach Berlin (Ende Februar) und der Stellvertreter seines Gegners, Mr. de St. Genest, feiert diesen Sieg auf eine selbst Bignons würdige Art. Er schreibt in seinem Bericht an Talleyrand u. A.: Taylor sei nicht darauf gefaßt gewesen, einen offenen Schritt an sich zu erleben. Einige Gunstbezeugungen der Kur-prinzessin hätten ihm die Augen geschlossen. Entzückt darüber, daß der tur-prinzliche Hof zu einer seiner Gesellschaften erschienen sei, habe er die allge-meine Aufmerksamkeit auf diese Feste richten wollen, und noch in diesem Augen-blicke gäbe er einen Maskenball, wohin die Kurprinzessin, der Kurprinz und sein Hofstaat eingeladen gewesen seien. Sie hätten jedoch abgesagt und Taylor sähe daher heut nur einige junge Leute bei sich und werde Wohl Mühe haben, seinem Gesicht und seiner Haltung den festlichen Anstrich zu geben. Ter Kurfürst habe andererseits damit, daß er den englischen Gesandten derartig behandelte, ein großes Opfer gebracht, er, St. Genest, sähe deshalb diesen Augenblick für besonders geeignet an, um mit Hessen directere Beziehungen als bisher anzuknüpfen.

3^8

H, Vechend in Marburg.

Zu diesen directeren Beziehungen also sollte man schnell genug gelangen, die Abhängigkeit Hessens von den Anmuthungen und Anforderungen Napoleons nahm bald derartig zu, daß es nicht mehr wagte, sich offen an die Seite Preußens zu stellen, und froh war, fiir Augenblicke unbehelligt zu bleiben. Es hatte aber auch von dieser Nachgiebigkeit keinen Nutzen, ja nicht einmal von seiner später geforderten Abrüstung, man mußte vielmehr in dem Augenblicke, als kurz nach der Entscheidung bei Jena zwei noch unverwendete französische Heerestheile in Hessen eindrangen und den Kurfürsten zur Flucht zwangen, hören, daß die gegen ihn erbrachten Beschwerden vornehmlich auf dies«, Handel wegen Taylors zu fußen suchten. So erfinderisch und zähe hatten es, die französischen Diplomaten verstanden aus geringem Anlaß einen Proceß anzustrengen, welcher dem Kurfürsten alles, auch den Thron kosten sollte.

^^MwM^M-'  
^^G>W!°  
VOM

Justine Dankmar.  
Lovelles  
ron  
— Nreslau. —  
VI.

Justine wollte lesen, aber es gelang ihr nicht. Drei-, viermal hinter einander versuchte sie dasselbe Eavitel des Nomans zu beginnen, ihre Gedanken waren und blieben bei ganz anderen Dingen. Sie warf das Nnch fort nnd öffnete das Schrankchen, in dem sie ihre Vliese von sogenannten Freundinnen, auch zahlreiche Liebesbriefe von jungen Männern aufbewahrte, die alle eine Zeit lang für sie geschwärmt und dann, gewöhnlich von der Mutter verscheucht, sich wieder zurückgezogen hatten. Dort lag auch der kleine Dolch des Marchese, und Justine betrachtete ihn heute mit ganz besonderem Interesse. „Ein Stich, nnd das ganze thörichtc Dasein ist vorbei," flüsterte sie und richtete die Spitze des Dolches gegen ihre Brust. Sie schauerte zusammen: „Ach, ich bin ja zu feige," fagtc sie, legte den Dolch wieder in's Cchränkchen und machte es zu. Tann fetzte sie sich in einen Lehnssessel, schloß die Augeu uud träumte vor sich hin. Es war ihr, als befände sie sich wieder auf einer der Soireen und die jungen Leute umstanden sie und flüsterten ihr Schmeicheleien zn. Wie gewunden, wie unwahr, nicht selten wie gemein klang das Alles, was sie da mit anhören mußte! Welche häßliche:! Blicke fielen ans den mitunter fo schönen Augen der jungen Lente auf sie, und doch — wie viel Ver-gnügen — fie konnte es nicht lengueu — hatte sie, wenn auch nur vor-überraschend, daran gefunden!



359 Karl laenicke in Vrezlau.

Die Männer konnten ihr leicht imponiren, wenn sie nur elegant sich zu benehmen und ein witziges Gespräch zu führen im Stande waren. Und das gelang vielen ganz vortrefflich!

Und Justine besaß zudem die Gabe, den Geist Anderer hervorzulocken, in hohem Grade.

Aber seltsam! Aus der ganzen Masse sie umschwirrender Gestalten tauchte immer und immer wieder eine besonders hervor; die eines blassen jungen Mannes, durchaus nicht schön, in ihren Bewegungen eckig und ungeschickt, in der Unterhaltung mit Damen schüchtern und die Worte hervorstoßend, als ob sie erst mühsam im Innen: bereitet würden.

Aber diese Worte hatten den Ton eines in der hohen Gebirgseinsamkeit hervorsprudelnden Quells! Wir lauschen, wir lauschen, als murmelten Geister einer andern Welt zu uns, und mit der reinen kräftigen Luft von außen ziehen keine Gedanten in unser Herz, und' die Tage der Unschuld scheinen wiederzukehren!

Wie hatte sich Justine diesem Zauber überlassen, und wie Wohl war ihr immer dabei geworden! Aber mit unwiderstehlicher Gewalt hatten sich durch diese reinen Töne die häßlichen Klänge der Welt gedrängt und immer wieder die Oberhand erlangt.

Verstand es doch Niemand besser, als ihre eigene Mutter, sie aus der Stille ihres tiefsten Herzens in den lanten Strudel des Lebens zu ziehen und diesen als das Wesentliche, das einzig Begehrtenwerthe darzustellen.

So hatte die Gestalt des Fürsten den blonden jungen Mann fast ganz verdrängt, um so mehr, als dieser seit Wochen sich nicht mehr hatte sehen lassen.

Wie schwach gleichwohl das Gefühl für den Fürsten war, hatte Justine empfunden, als er ihre Hand begehrte. Das Interesse auch für ihn war, so schnell es gekommen, schon wieder im Sinken begriffen, und Justine der« zweifelte an sich und ihrem eignen Herzen. War doch auch Krüger nicht wiedergekommen, weil er sie durchschaut hatte, dachte sie bei sich. Und so hatte sie denn zuletzt nur der eine Gedanke bestimmt, dem Fürsten die Hand zu reichen, der Gedanke: fort, nur fort aus diesen Verhältnissen, fort von der Seite dieser tyrannische« Mutter, die jede Regung ihres Herzens belauerte, wie ein Aufseher den ihm unterstellten Gefangenen. Und der Vater galt ja nichts in der Familie, er war ja nur ein Werkzeug in den Händen feiner ehrgeizigen Frau!

Justine empfand einen Ekel an Allem, was sie umgab, und nicht am wenigsten vor sich selber. Ihr ganzes Dasein erschien ihr in diesem Augenblicke so zwecklos, daß sie es verschmähte, ihr Abendessen einzunehmen und den Diener anwies, es wieder fortzuräumen. Starr und regungslos saß sie da, als wäre alles Leben aus ihr entflohen.

Da trat das Kammermädchen ein und überreichte ihr eine Visitenkarte.

Justice Vanfmar, 35^

„Herr vi-. Krüger läßt fragen, ob das gnädige Fräulein zu sprechen sei?"

Justine fuhr erschrocken empor.

„Sie haben ihm doch gesagt, daß die Herrschaften nicht zu Hause sind?"

„Der Herr Doctor wußte es bereits, er wünscht das gnädige Fräulein zu sprechen."

Justine stand eine Zeit lang unschlüssig. Dann sagte sie:

„Führen Sie ihn in's Empfangszimmer, ich komme sogleich."

Ihr Herz klopfte laut, sie preßte es mit beiden Händen nud fühlte seinen Schlag.

„Es ist am besten so," sagte sie endlich, „er soll es durch mich erfahren."

Dann ging sie festen Schrittes in das Empfangszimmer.

VII.

Tort hatte unterdessen Krüger in glücklich unruhouller Stimmung, die Fragmente einer alten Melodie vor sich hinsummend, mit hastigen Schritten wiederholt die ganze Tiefe des Zimmers gemessen. Sein Gesicht war blasser, aber seine blaue» Augeu schienen von tieferem Glänze als gewöhnlich, gesundes Selbstbewußtsein leuchtete aus ihnen. An das lockige blonde Haar mußte lange Zeit kein Scheermesser gekommen sein, denn es hing wild fast bis an den Rockkragen hinab und gab dem bartlosen, durchgeistigten Antlitz, das es umrahmte, den Ausdruck eines Eharakterkopfes aus der Sturm- und Diangpcriode unserer Literatur.

Lebhaft eilte er jetzt Justinen entgegen, ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Guten Abend, Justine," sagte er, „es ist eine Ewigkeit, daß ich das Glück nicht hatte, Sie zu sehen."

„Das Glück?" erwiderte Justine mit tiefem Ernst und eutzog ihm langsam ihre Hand, „ich denke, das Glück sucht man auf, — Sie aber — fcheinen es zu fliehen, denn was hinderte Sie daran, täglich hier zu erscheinen?"

„Wenn das ein Vorwurf sein sollte, so gäbe ich alle Lobeserhebungen der Welt dafür!" sagte er glücklich.

„Mich berechtigt nichts dazu, Ihnen Vorwürfe zu machen. Sie sind ein freier Mann und dürfen thun und lassen, was Ihnen beliebt," erwiderte Justine und forderte durch eine Handbcweguug ihren Gast auf, Platz zu, nehmen, während sie sich selbst auch niederließ.

„Oh —" seufzte Krüger, und zögerte sich zu setzen, „da wurde meine vorlaute Freude gar schnell zum Schweigen gebracht. Tuch sollen Sie hören, was mich so lange von Ihrem Hause fern gehalten hat, denn nun darf ich Sie nicht länger im Unklaren lassen."

Er setzte sich Justinen gegenüber.

„Jawohl," sagte sie, „reden Sie, denn auch ich habe Ihnen Mittheilungcn zu machen."

Krüger sah sie verwundert an.

351? Kar! laenickc in Vreslau

„Ihr außergewöhnlicher Ernst weissagt mir nichts Gutes. Was ist geschehen? Ist heut lein Freudeutag für Sie, da Ihres Vaters Ruhm die ganze Stadt erfüllt?“

„Gewiß erfreut mich das, aber Sie kennen mich gut genug, um .zu wissen, daß meine Freude selten laut wird. Toch kommen Sie zur Sache!“ Krüger betrachtete Justinen wieder voll Erstaunen und wußte nicht, was er von ihrem Betragen denken sollte.

„Fast hätte ich Lust, es aufzuschieben, was ich Ihnen zu sagen habe.“

begann er nach einer Pause, „denn ich finde Sie äußerst verstimmt.“

„Nicht verstimmt, aber ernst,“ sagte Justine.

Nachdem sie wieder eine Weile schweigend gegessen, nahm Justine von Neuem das Wort.

„Ich will Ihnen die Sache leichter machen, Ihnen entgegenkommen.

Nicht wahr, Sie wollen von Ihrer Liebe zu mir sprechen?“

Ein wehmlthiges Lächeln glitt über ihr schönes Gesicht.

„Justine!“ rief Krüger erschreckt aus, „bei Allem, was Ihnen heilig ist! Tas sagen Sie mir in diesem Tone? Was ist geschehen? frage ich wieder. Ich kam hierher, die Brust voll der seligsten Hoffnungen. Eine lei: der Arbeit liegt hinter mir, wie sie selten ein Mann übersteht; meine zweite“ — er verbesserte sich — „meine erste große Arbeit ist fertig, die mir einen Ruf in der Gelehrtenwelt verschaffen muß, die mir den Weg bahnen foll -zu einer Lehrthatigkeit. wie sie mein heißersehntes Ideal ist! Um diese Arbeit zu vollenden, verschloß ich mich vor der Welt, vor dem Schönsten, Liebsten, was ich auf Erden habe, vor Ihnen, Justine, die ick unaussprechlich liebe, was Sie ja längst gewußt haben! Und nun ich komme, Ihnen das zu sagen, Ihnen Alles zu Füßen zu legen, was mein ist, mein Selbst, nun empfangen Sie mich mit dieser eisigen Kälte, die mein Herz erstarren macht.“

Er zitterte an allen Gliedern vor Erregung und Thränen traten in seine Augen. Justine wagte nicht ihn anzusehen.

„Reden Sie weiter, reden Sie weiter,“ sagte sie, „Sie stärken meinen Muth, Ihnen Alles zu sagen, was ich sagen muß. Sprechen Sie von dem was Sie wünschen, sprechen Sic von Ihrer eigenen Person, von Ihren Hoffnungen, Ihren Idealen!“

Krüger schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Ihr Wesen wird mir immer räthselhaftcr,“ sagte er traurig. „Sie sind dieselbe nicht mehr, die ich vor drei oder vier Wochen zum lehten Male gesehen! — Lassen Sie mich offen zu Ihnen reden! — Ich hielt Sie lange Zeit für eines jener Mädchen, die nur Befriedigung darin finden, von Männern jeden Alters vergöttert zu werden, bis ich einmal Gelegenheit fand, mit Ihnen längere Zeit allein zu sprechen. Ta merkte ich, daß in der Tiefe Ihres Herzens doch noch etwas verborgen sei von jenem Heiligsten, das kluge und gute Menschen profanen Blicken mit peinlicher Äenastlichkeit verbergen. Bon

jenem Augenblicke an gehorte Ihnen mein Herz, gehörte Ihnen mit jedem Tage mehr, je mehr ich einsehen mußte, daß Sie sich in Ihrer Umgebung, oder gerade herausgesagt, in Ihrer Familie nicht wohl fühlen tonnten! Nun gab es für mich keinen anderen Gedanken mehr, als Sie mir zu gewinnen, — und ich weiß nicht, ob ich mich täuschte, wenn ich annahm, daß auch Sie allmählich wärmer gegen mich wurden. Anders als gegen die Andern, sind Sie immer gegen mich gewesen. Justine! Nun komme ich wieder, meine vollendete Arbeit giebt mir ein Recht dazu, nun erwarte ich aus Ihrem Munde mein Schicksal, denn nur von Ihnen hängt es ab, da Ihr Vater meine Gefühle sür Sie kennt und gegen Ihren Willen mir die Hand seiner Tochter nicht versagen wird."

Er hatte mit jener Herzenswärme gesprochen, die Justine immer tief berührt hatte, die sie einst so gern hatte auf sich wirken lassen; heute aber kämpfte sie mächtig dagegen an.

„Nas ich Ihnen zu sagen habe, Herr Doctor," sagte sie mit wunderbarer Selbstbeherrschung, „wird Sie nach dem, was ich soeben gehört, zunächst sehr niederschmettern, — aber auch nur zunächst, denn Sie sind zu klug, um nicht binnen Kurzem einzusehen, daß ich nicht anders handeln kann, und das; ich auch in Ihrem Interesse handle."

Sie hielt inne, wie um Kräfte zu sammeln zu dem, was sie sagen wollte, dann fuhr sie mit leifer Stimme und ohne Krüger anzusehen, fort:

„Ich kann Ihnen — meine Hand — nicht geben, denn ich würde auch nicht eines jener Ideale erfüllen, die Sie erträumen —"

„Justine!" rief Krüger von furchtbarem Schmerz gepeinigt aus und ließ sie nicht zu Ende reden. Er stand auf, machte einige Schritte durch das Zimmer, öffnete ein Fenster, als ob 'er nicht Luft genug habe zu athmen, kehrte zu Justine zurück und sah sie mit einem Blicke an, in dem alle Ver zweiflung der Erde ihren Ausdruck zu suchen schien.

„Hören Sie mich nihig an, ich bitte Sie," sprach sie flehend und zwang ihn auf den Stuhl zurück, „ich würde keines Ihrer Ideale erfüllen, wiederhole ich, denn — ich bin durch und durch vergiftet, leins meiner Gefühle ist mehr echt, keins meiner Gefühle ist von Dauer, keinem meiner Gefühle darf ich mehr trauen, denn sie wandeln sich oft in derfelben Minute in das gerade Gegentheil. Ich habe mit Allem gespielt, mit dem Heiligsten und dem Niedrigsten, ich bin für nichts anderes erzogen, als für den äußeren Glanz, ich könnte am wenigsten dem genügen, dessen Seele unwandelbar an einer einzigen großen, das ganze Herz erfüllenden und erhebenden Idee festhält." „Gerade, daß Sie so sprechen," unterbrach sie Krüger lebhaft, „beweist das Gegentheil!"

»Lassen Sie mich ruhig vollenden. Daß ich das Alles weiß, daß eo mir klar geworden, verdanke ich Ihrer Bekanntschaft, Sie haben, ohne es vielleicht zu wollen, den Schleier von meiner Seele gezogen und mir mich in meiner ganzen Verdorbenheit gezeigt,"

25H — Rar! Iacnicke i» Vreslau,  
„Justine! Sie tobten mich!" rief Krüger verzweifelt.  
„Sie werden leben! Was wollen Sie mit einer Frau, die nicht im Stande ist, zu lieben? Mitunter hatte ich das Gefühl, als ob ich Sie lieben konnte; aber das verging, verschwand wie die Wellen eines Tones. Ich habe nie einen Mann mehr geachtet, als Sie, aber das Gefühl der Liebe muß doch wohl zu groß sein, als daß es in meinem, von elendem Flitter-tram erfüllten Herzen Platz hätte, — ich lann nicht lieben."  
„Aber Sie werden es lernen, Justine," sagte Krüger in bittendem Tone.  
„Sie werden es lernen an meiner Seite, in meinem Hause! O, warum sind Sie meiner Schwester so fem geblieben! Wie hätte unsre vereinte Liebe Ihr Herz zur Liebe zwingen müssen. O, Justine, noch ist es Zeit, erhören Sie meine dringende Vitte, Sie täuschen sich über sich selbst."  
Cr streckte ihr die gefalteten Hände entgegen.  
„Ich täusche mich nicht!" sagte Justine fest. „Jede Hoffnung auf mich wird Ihnen schwinden, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich meine Hand dem Fürsten Ratineti reiche."  
Bei diesen Worten sprang Krüger entsetzt vom Stuhle auf.  
„Unmöglich!" schrie er. „Justine! diesem leichtsinnigen Wüstling?  
„Ist er das? — desto besser; so werde ich nicht zu tief unter feiner Würde sein."  
Nrüger warf sich verzweiflungsvoll zu ihren Füßen nieder und ergriff schluchzend ihre beiden Hände.  
„Nein, nein, nein!" schrie er, „das ist nicht wahr, das ist unmöglich. Justine! Sie treiben einen fürchterlichen Spott mit mir. Zögern Sie nicht, sagen Sie es schnell, daß es nicht wahr ist; ich sterbe sonst zu Ihren Füßen."  
Justine entzog ihm sanft ihre Hände und legte sie auf seinen lockigen Kopf.  
„Sic »Verden leben," sagte sie mitleidig, „was wollen Sie von Einer, die sich einem ungeliebten Manne hingiebt? Die es thut aus irgend welcher Laune, vielleicht, um dem Hanse der ElteM zu entfliehen, vielleicht, weil sie der Titel einer Fürstin reizt, vielleicht, um den Wunsch einer eitlen Mutter zu erfüllen, — wühlen Sie den mildesten dieser Gründe, er muß genügen, um Sie für immer von Ihrem Vorurtheile zu heilen."  
„Und nein! und abermals nein!" rief Krüger zu ihr emporblickend aus.  
„ich will es nicht fassen! So hoch sollten mich meine Träume und Hoffnungen geführt haben wollen, um mich so entsetzlich tief hinabzuschleudern? Wo bin ich denn? Sind das nicht Truggcstalten der Hölle, die mich um-gaukeln?"  
Er preßte mit den Händen seine glühende Stirn.  
Justine erhob sich bewegt, und auch Krüger stand langsam auf.  
„Fassen Sie sich, Krüger," sagte sie fast heftig, „und gehen Sie, fünft verlassen mich meine Kräfte und ich spiele Ihnen vielleicht eine Comüdie

»^» Justine Daiifmai. 355  
vor, die Sie unglücklicher macht, als meine krasse Wahrheit. Gehen Sie, ich bitte Sie darum, thun Sie mir diesen letzten Gefallen."  
„Ich gehe," sagte Kruger mit düsterer Wildheit, „ich gehe. Justine, aber ich lehre wieder, so wahr ich ein Herz in der Brust habe! Ich schwöre Ihnen, daß Sie diesen elenden Fürsten nicht heirathen, so lange ich noch eine gesunde Hand habe!"  
Er schickte sich, an zu gehen, blieb aber nach einigen Schritten wieder stehen, schüttelte verzweifelt den Kopf und fragte:  
„Justine, ist nicht Alles ein Traum?"  
„Es ist feiner," erwiderte sie ernst, „gehen Sie und kehren Sie nie, nie wieder! Leben Sie Wohl!"  
Sie wandte sich ab, um ihre Festigkeit zu bewahren.  
„Justine," fragte er noch einmal, „tonnen Sie es wirtlich aussprechen, dieses: Gehen Sie?"  
Sie faßte alle ihre Kräfte zusammen und sagte streng:  
„Gehen Sie!"  
Krüger stürzte davon. Justine aber warf sich auf's Sopha und drückte ihr glühendes Gesicht in die Kissen. Sie sprang wieder auf und eilte an's Fenster: eine prachtvolle Sternennacht lag über dem schweigenden Thiergarten, aber ihr Anblick erlöste sie nicht von den brennenden Schmerzen, die ihre Brust erfüllten.  
Vergeblich sehnte sie die Thränen herbei, sie ging zurück auf ihr Zimmer, setzte sich auf den Rand ihres Nettes und sagte dumpf:  
„Wie glücklich müssen die Menschen sein, die weinen tonnen."  
VIII.  
Krüger war voller Verzweiflung lange Zeit in den Gängen des Thiergartens dahingestürmt, dann hatte er sich erschöpft auf einer Bank in der Nähe der Rousseau-Insel niedergelassen.  
„Das wäre also das Ende aller meiner unsäglichen Bemühungen," sagte er bitter und schaute vor sich auf den ruhigen dunklen Wasserspiegel. Ter Anblick des Nassers rief schmerzliche Erinnerungen in Krüger wach, und er ließ sie an seinem geistigen Auge langsam vorüberziehen.  
Sein Vater, ein wenig bemittelter Kaufmann, dessen Neigungen mehr der Wissenschaft als seinem Stande zugewandt waren, hatte in den Wellen sein Leben verloren. „Beim Baden verunglückt" hatte man gesagt, aber zwei Menschen lebten noch, die es besser wußten.  
An demselben Tage, an welchem das Unglück geschehen war, — es mochten etwa anderthalb Jahre her sein — hatte Krüger von seinem Vater einen Brief erhalten, dessen Inhalt er noch auswendig wußte, obgleich er ihn längst vernichtet hatte.  
Der Brief lautete: „Geliebter Sohn! Tu liest die Worte eines Verstorbenen. Verzeihe Teinem Vater und tröste Teine Schwester. Man wird

««»> «!>d Lud. XXXIX, ,17. 24

556 Karl Iac, ickc in Vieslan,  
glauben, ich sei beim Baden verunglückt und ich beschwöre Dich, diesen Glauben bei den Menschen und vor Allem bei Deiner Schwester aufrecht zu erhalten. In dem Bestreben, Euch Beiden, und besonders Deiner Schwester, ein Vermögen zu hinterlassen, habe ich zu Speculationen meine Zuflucht genommen, die mich nicht nur völlig ruinirt, sondern auch meine Ehre besteckt haben. Noch ahnt Niemand, wie es um mich steht, und es hatte vielleicht ein Mittel gegeben, mich zu retten, wenn mir das Leben noch erträglich wäre. Ergreife Du dieses Mittel, um wenigstens meinen Namen vor der Welt und Deiner Schwester rein zu halten. Gehe zu Professor Danlmar und theile ihm Alles mit, flehe ihn an, »nenn nicht «m meinetwillen, so um des Andenkens meiner verstorbenen Frau willen, die er einst als Mädchen geliebt hat — diese Stelle war nntterftrichen — sich von meiner Vermögenslage zu überzeugen und durch Deckung meiner Schulden meinen Namen vor Schmach zu retten. Flehe ihn an, das Geheimnis; für immer, auch vor seiner Frau, in der Brust zu bewahren. Du aber, Dein reines Herz und Dein Fleiß sind mir Bürge genug, daß Du Deine arme Schwester erhalten und vor allem Leid schuhe« wirst. Leb' wohl. Dein unglücklicher Vater."

Mit diesem Briefe war Krüger zu Danlmar geeilt »md hatte ihn aus Knien um Hülfe angerufen.

Dieser versprach sie, aber nicht ohne eine Gegenleistung von Seiten Krügers. Er klagte, wie sauer ihm seine Frau das Leben mache durch tägliche Vorwürfe, daß er nichts leiste, daß er leinen Namen, daß sie sich in ihm getäuscht habe, daß er von ihrem Vermögen lebe, ohne es sich verdient zu haben; er klagte, wie er unter diesen Vorwürfen dahinsieche und alle Lebenslust verliere, wie es ihm schwer werde, äußerlich froh und voll Glück zu erscheinen, während in seinem Inneren Mißmuth und Lebensüberdruß hausten. Freilich verschwieg er dabei, wie auch sein eigenes Herz vor Ehrgeiz brannte, sich vor der Welt einen Namen zu machen, und wie er jede Gelegenheit dazu beim Schöpfe zu nehmen suchte. Er selbst hatte sich an der Preisarbeit, an der auch Krüger arbeitete, versucht, er hatte all' sein Wissen, alle seine Kräfte angewandt, aber schließlich seine Unfähigkeit, etwas Tüchtiges zu leisten, eingesehen. Nun war eine Gelegenheit gekommen, sich mit fremden Federn zu schmücken, ohne daß er Gefahr laufen durfte, entlarvt zu werden, und er stellte Krüger die Bedingung, seine Arbeit, von deren Vortrcfslichlrit Danlmar überzeugt sein konnte, ihm zu überlassen oder vielmehr sie für ihn zu vollenden.

Krüger war zuerst starr vor Empörung über dieses Ansinnen, da es aber galt, den Namen seines Vaters und seiner Familie zu retten, so sah er sich genöthigt, wie schwer es ihm auch wurde, darein zu willigen. Noch etwas kam hinzu, seinen Entschluß zu erleichtern- die aufkeimende Liebe zu Justine. Sie hoffte er zu erringen und zugleich von dem schädlichen Einfluß ihrer Eltern zu befreie».

Welche Tage des Kummers hatte er verlebt, ehe sich wieder freundlichere ^Aussichten zeigte»!

Die Vermögenslage des Vaters war nicht so schlimm, als man gefürchtet hatte, ja es zeigte sich, daß einige von den gewagtesten und bereits verloren gegebenen Speculationcn über Erwarren glücklich ausgingen, sodaß schließlich den beiden Geschwistern noch ein kleines Vermögen verblieb, von dem sie bescheiden und ohne Noth leben konnten.

Krüger hatte mit Anstrengung aller seiner Kräfte gearbeitet; mit Welchem Erfolge, haben wir gesehen: sein Wert wurde gekrönt. Ja, er hatte schon ein zweites vollendet, mit dem er selbst sich einen Namen und zugleich Justinen zu erringen hoffte.

Ter Vater hatte ihm auch schon die Hand seiner Tochter versprochen, freilich unter der Voraussetzung, daß Justine einwillige, aber Krüger hatte daran nicht gezweifelt, umsoweniger, als der Vater ihn stets in seinem Glauben bestärkt hatte.

Nun kam dieser entsetzliche Schlag und zerstörte alle seine Hoffnungen!

Und wem sollte er vorgezogen werden? Dem Fürsten Ratinski, dessen ausschweifenden Lebenswandel er in Bonn kennen gelernt hatte, der ein unschuldiges junges Wesen in schändlicher Weise vernichtet hatte, und der nur dem Strafrichter entgangen war, weil es für die furchtbarsten moralische« Verbrechen im Strafgesehbuch keinen Raum giebt.

Alle diese Erinnerungen und Gedanken wirbelten in dem Gehirn Krügers jetzt umher und versetzten ihn in einen dem Wahnsinn nicht unähnlichen Zustand.

Er stand wieder auf und begann von Neuem, wie von unsichtbare»

Dämonen verfolgt, in den stillen Gängen des Thiergartens umherzuirren.

Was follte er thun, diese Heimth unmöglich zn machen? Hatte es eine»

Sinn, überhaupt daran zu deuten, da Justine ihn doch nicht zu lieben schien?

Aber sie liebte ja auch den Fürsten nicht! Das war der einzige schwache Hofsnugsstrahl, der durch feine finsternen Gedanken hindurchschimmerte, und er faßte den festen Entschluß, die Eltern über den Charakter des Fürsten aufzuklären. Aber würde man ihm, dessen Interesse zur Sache man kannte, Glauben schenken? Und er stand so einsam, er hatte Niemand, der ihm helfen konnte!

„Wer einmal mit der Lüge sich eingelassen hat, wird sie nicht wieder

los!" rief er verzweifelt aus, und er wälzte den alten Bibelspruch in seinen:

Inner» umher: „Die Sünde» der Väter werde» an den Kindern heimgesucht bis in's dritte und vierte Glied!"

Mitternacht war vorüber und er tmmte sich immer »och nicht entschieße», seine Wohnung aufzusuchen. Er fürchtete seine Schwester »och wach «»zutreffen, denn er hätte ihr seine» Kummer nicht verbergen tonnen und doch durfte sie nichts von all' den Schmerzen erfahren, die ihn marterten.

24«



258 Karl Ioenicke in Veillau.  
Elst, da rin Betrunkener ihm in den Weg trat und ihn in ein Ge-  
spräch verwickeln wollte, eilte er auf kürzestem Wege nach Hause und fand»  
seine Schwester und die alte Dienerin Susanne schon schlafend.  
Er hatte sich angekleidet auf's Bett gelegt, konnte aber keinen Schlummer  
finden. Er stand wieder auf und ging ruhelos in seinem Studirzimmer hin  
und her, bis der Morgen graute und die alte Susanne ihm das Frühstück  
brachte.  
Er hatte kaum ihren „guten Murgem" erwidert und nicht bemerkt, wie  
die Alte ihn kummervoll betrachtete, denn sie kannte und liebte ihn von  
seiner Geburt an, hatte seit dem frühen Tode seiner Mutter deren Stelle  
vertreten, und ihr konnte der erregte Zustand ihres Pfleglings nicht entgehen.  
Sofort machte sie der Schwester davon Mitteilung.  
Leonorc war eine liebliche Mädchenerscheinung, 22 Jahre alt, blond»  
und blauäugig, schlank und doch fest geballt, wer sie sah, dem wurde wohl  
um's Herz; wen sie mit ihren treuen Augen anblickte, der vermochte kein un-  
edles Wort über die Lippen zu bringen.  
Sie trat jetzt in das einfache Studirzimmer ihres Bruders, sah ihn  
bekümmert an und sagte mit freundlicher Stimme:  
„Tu arbeitest nicht, Franz? Ich höre Dich unruhig im Zimmer umher-  
gehen, — da steht auch Dein Frühstück noch unberührt? — Lieber Bruder,  
was ist Dir?"  
Sie legte ihren Arni auf seine Schulter und sah ihm treuherzig in's-  
Gesicht. Krüger lächelte sie an und küßte sie auf die Stirn.  
„Sei ohne Sorge, liebes Lorchem, ich denke, es wird vorübergehen.  
Ich habe die letzten Wochen zu viel im Zimmer gesessen, ich muß Bewegung,  
haben."  
Er streichelte ihr die Wangen.  
„Franz, Tu bist nicht aufrichtig gegen mich, Du verbirgst mir etwas,"  
sagte sie.  
„Laß mich, Schwester," erwiderte er und ging wieder im Zimmer um-  
her, „wir Gelehrten sind ein seltsames Völkchen. Es darf nur eine neue  
Idee in uns die ersten Regungen machen, gleich ist es mit der Nuhe vorbei.  
Und nun beginnt eine wahre Jagd, den Sprünge» dieser Idee zu folgen,  
daß sie nns nicht entschlüpft, bis wir sie in aller Klarheit auf dem Papiere  
haben."  
„Aber dabei seht ihr nicht so finster aus," wandte Leonore ein, „da-  
bei seid ihr äußerlich nicht so unruhig. Nein, nein, ich kenne Dein Gesicht.  
Du bist blasser als gewöhnlich. Die alte Susanne hörte, wie Tn Nachts  
stöhnstest und Dein Schlafzimmer verließest. Das Alles ist gegen Deine Ge-  
wohnheit."

Justine vankmar. 35Z

„Nie alte Susanne hält mich noch immer für den Buben, den sie ans den Armen getragen hat," sagte Krüger mit erzwungener Lustigkeit, „damals hatte sie Recht, besorgt zu sein, wenn ich Nachts nicht schlief, jetzt sollte ste sich selber Ruhe gönnen. — Ich habe mich etwas überanstrengt, weiter nichts. Ter Morgen ist so schön, ich will einen Gang in's Freie machen, dann wird es besser werden."^

„Recht, Franz. Und wenn Du wiederkommst, sehe ich Dein altes freundliches Gesicht?"

Er küßte sie wieder, jetzt aufrichtig lächelnd, auf die Stirn und sagte:

„Ich will's hoffen. Leb' wohl, Du kleine Samariterin."

„Und doch verbirgt er mir etwas," sagte Leonore zu sich selber, als sie allein war und im Zimmer ordnend sich zu schaffen machte, „wir Weiber haben einen feinen Blick für die Gesichter, die wir lieb haben. — Er war gestern Abend noch bei Dankmar; sollte es damit zusammenhängen?"

Während Leonore mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigt war, hatte sich Dr. Monrad dem Hause genähert und schon in Erfahrung gebracht, daß Krüger ausgegangen sei. Das war ihm gerade recht. Schon als er die Treppe hinaufstieg, gab er seinem Gesichte einen möglichst milden, unschuldigen Ausdruck und bereitete sich auf die Rolle vor, die er die nächste halbe Stunde zu spielen gedachte.

Mit süßlichem Lächeln trat er der alten Susanne entgegen und drückte ihr sein Bedauern aus, den Herrn Doctor nicht zu treffen, bat aber gleichwohl seine Visitenkarte dem gnädigen Fräulein abzugeben, da er sie dringend 5» sprechen wünsche.

Leonore las die Karte, schüttelte den Kopf, denn sie hatte den Namen Monrad niemals gehört, und sagte endlich:

„Vielleicht hat er etwas zu bestellen. Führe ihn hierherein, Susanne!"

Dr. Monrad trat ein und machte eine tiefe Verbeugung.

„Verzeihen Sie, mein verehrtes gnädiges Fräulein," begann er, „daß ich so früh Ihre Ruhe zu stören wage, aber auf der Durchreise begriffen, wollte ich nicht verfehlen, einen meiner treuesten jungen Anhänger von der Universität Bonn her aufzusuchen."

Er trat einige Schritte näher und ließ seine Blicke aufmerksam in der Stube umherschweifen.

„Meinen Bruder?" fragte Leonore.

„Ihren Herrn Bruder."

„Den treffen Sie nun leider nicht zn Hause," sagte Leonore, ohne ihren Gast anzufordern, Platz zu nehmen.

„Wie sehr ich das bedaure, wird Ihr Herr Bruder felbst ermessen, wenn er von meiner Anwesenheit erfahrt. Wir haben manche frohe und «rnfte Stunde zusammen verlebt und sind uns sehr nahe getreten. Leider, habe ich kaum eine Stunde Zeit und wollte so wenigstens im Vorübergehen Ihre werthe Bekanntschaft machen und sehen, Wie mein junger Freund haust."

260 Karl laenicke in Vreslau.

„Nas ist sehr liebenswürdig, mein Herr," sagte Leonore jetzt freundlich.

..wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Nur einen Augenblick," erwiderte er sich setzend, und seine Augen weilten vorwiegend auf einem Bücherregal, auf welchem Studienhefte und Manuscripte in großer Anzahl angehäuft lagen. Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Ihr Herr Bruder fängt an, eine Leuchte der Wissenschaft zu werde», ein Ruf dringt immer weiter. Was arbeitet er Wohl jetzt?"

„Soviel ich weiß, ist er mit einer eingehenden Kritik der neuesten Er scheinngen auf dem Gebiete der speculativen Philosophie beschäftigt, von der ich nun freilich so gut wie nichts verstehe," sagte Leonore harmlos.

„Ich würde mich über das Gegentheil wundern," lachte Monrad.

„Philosophie wird niemals eine geistige Speise für Tameu sein. Aber, was ich frage» wollte," fuhr er fort, „Professor Dcmtmar hat kürzlich mit einer Schrift den ersten Preis gewonnen, deren Thema, wenn ich nicht irre, auch Ihren Herrn Bruder einst lebhaft beschäftigte."

Er beobachtete Leonore auf's schärfste.

„Erinnern Sie sich noch dessen?" fragte sie teilnehmend.

„Wie sollte ich nicht! War ich doch sein intimster Vertrauter! Was ist daraus geworden?"

Er hat das Thema fallen lassen, es habe seinen Reiz für ihn verloren, sagte er mir."

„Seltsam! Seine Studien waren weit vorgeschritten. Sollte er sie nicht noch besitzen?"

„Das ist Wohl möglich," sagte Leonore, und auf das Bücherregal deutend, in dessen Nähe sie saß, fügte sie hinzu: „hier liegen viele Arbeiten, die der Fortsetzung harren, oder die Wohl immer unvollendet bleiben."

Monrad stand auf, trat an das Regal, betrachtete die Manuscripte.

jedoch ohne sie zu berühren und sagte:

„Schade, daß Ihr Herr Bruder nicht da ist."

„Sie hätten gern das eine oder andere gesehen?"

„Sehr gern!"

„Wenn Sie eine halbe Stunde warten wollen?"

„Das kann ich leider nicht. Doch ich versuche es schon ein andermal, wenn auch vielleicht erst nach Jahren. So ist es mir wenigstens geglückt, die Schwester des Freundes, von der ich so viel Gntes gehört, gesehen zu haben."

Er hatte den weichsten, einschmeichelndste» Ton angenommen, der ihm zu Gebote stand, und reichte Leonoren jetzt die Hand.

„Wollen Sie schon fort?" fragte sie ausstehend.

„Ich muß leider. Toch habe ich zum Schluß noch ein Anliegen."

„Welches?"

„Ihr Herr Bruder hat mir schon in Bonn ein Bildniß von sich versprochen, aber niemals geschickt. Wie glücklich würden Sie mich machen, wenn ich aus Ihren Händen das Bild des Bruders empfangen konnte.“  
„Das sollen Sie sofort haben, wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen,“ sagte Leonore bereitwillig, während Monrad sich tief verneigte.

Er hatte seine Absicht erreicht.

Kaum hatte Leonore das Zimmer verlassen, so stürz« er wie ein Raubthier auf seine Beute auf das Bücherregal zu und wühlte, die Augen weit aufreißend, mit zitternden Händen unter den Manuskripten.

Dabei murmelte er zwischen den Zähnen:

„Wer nicht Alles wagt, gewinnt auch nicht Alles. Ich begehe keinen Liebstahl, sondern will nur meiner Sache gewiß sein. Vielleicht thue ich sogar der Wissenschaft einen Dienst!“

Schon nach kurzem Suchen schien er gefunden zu haben. Er riß aus der Brusttasche seines Ruckes das Exemplar der Preisschrift, das ihm Frau Johanna geschenkt, und fing eilig an, zu vergleichen.

„Da, da ist es!“ rief er freudestrahlend aus, „die erste Niederschrift, voller Correcturen, aber gleich die ersten Sätze wörtlich mit denen der Preisschrift übereinstimmend. Es ist teiu Zweifel! — Nun habe ich Euch Beide in meiner Gewalt,“ fügte er trionphirend hinzn und schob das Manuscript in seine Nrusttasche.

Bald darauf lehrte Leonore zurück und überreichte Monrad eine Photographie.

„Hier, mein Herr,“ sagte sie, „das Bild ist zwar nicht neu, aber doch gut getroffen.“

„Vortrefflich!“ rief Monrad ans, das Bild betrachtend, „ja, ja, ein geistreicher, ein echter Gelehrtenkopf! Meinen verbindlichsten Dank! Nun aber muß ich eilen. Leben Sie recht Wohl, mein Fräulein.“

Wieder verneigte er sich tief und Verließ schnell das Zimmer.

Leonore nahm noch einmal seine Visitenkarte zur Hand und las den Namen halblant.

„Eigentümlich!“ sagte sie, „er schien so herzlich! Daß mir Franz nie von ihm erzählt hat!“

Dann legte sie die Karte auf den Schreibtisch ihres Bruders und wollte sich eben an ihre gewohnte Arbeit begeben, als die alte Susanne eilig hereintrat, und mit geheimnißvoller Miene sagte:

„Fräulein Lorch, Fräulein Lurchen!“

„Was giebt es denn?“

„Der junge Herr Grund ist draußen, der Neffe der Frau Professorin^ und wünscht den Herrn zu sprechen. Er ist ein gar freundlicher junger Herr!“

„Der? Woher kennst Tu ihn?“

262 Karl laenicke in Vreslau.

„Er hat mir seinen Namen genannt."

„Was tonnte der bei Franz wollen?" sagte Leonore halb zu sich, und eine dunkle Ahnung stieg in ihr auf. „Vielleicht ein Abgesandter von Danlmar? Führe ihn herein, Susanne, und sage ihm, mein Bruder würde bald zurückkehren, er möchte sich nur kurze Icit gedulden."

Während Susanne den Befehl ihrer Herrin ausführte, begab sich Leonore auf ihr Zimmer und überlegte bei sich, ob sie die Gelegenheit nicht wahrnehmen solle, selber mit dem Herrn zu sprechen und so vielleicht den Grund von Franzens Kummer zu erfahren.

Sie war eben mit sich einig geworden und fing an, ihre Toilette zu mustern, als auch Susanne eintrat und meldete, der junge Herr habe sehr artig gefragt, ob er nicht das gnädige Fräulein sprechen tonne.

„Ich hatte mir's schon vorgenommen," sagte Leonore und löste ihr? vollen blonden Haare, um sie in Ordnung zu bringen.

Währendem schaute sich Felix im Zimmer um und machte dabei im Stillen seine Glossen.

„Wenn das Fräulein so tugendhaft aussieht, wie die gute Alte," dachte er, „so bin ich für meine Neugier genügend bestraft. Also das ist der Sin des Paradieses! Hier Hausen die Geister der Zufriedenheit und des Glückes'. Nun, ich muß gestehen, vorläufig merke ich noch nichts von ihrem Einflüsse auf mein Gemüth! Es weht mich hier so philisterhaft an! Aber eine Unterhaltung mit der gelehrten Jungfrau wird mich amüsiren."

Da erschien Leonore auf der Schwelle und ihre liebliche Gestalt contrastirte so mit dem Bilde, welches sich Felix von ihr gemacht, daß er wie angewurzelt stehen blieb und ihm unwillkürlich die Worte auf die Lippen kamen:

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!"

Auch Leonore blickte ihren Gast eine Zeitlang stumm an, dann gingen sie sich langsam entgegen.

„Sie waren so gütig," begann Felix, „meinen Wunsch zu erfüllen und mir einige Minuten zu schenken, mein gnädiges Fräulein."

„Ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, mein Herr, daß ich auch ohne Ihren Wunsch die Gelegenheit wahrgenommen hätte, Sie zu sprechen; ich bin bekümmert und der Kummer macht offenherzig."

Dabei sah sie ihn mit ihren blauen Augen fragend an.

„Bekümmert?" sagte Felix mit gutmüthiger Ironie, „ich denke, der Kummer findet in Ihrem Hause überhaupt keinen Eingang?"

„Freilich Wohl selten, aber doch mitunter," gab Leonore seufzend zur Antwort und bat Felix, Platz zu nehmen.

„Und Sie wollen mir Ihren Kummer klagen?" fuhr Felix, sich auf einen Stuhl niederlassend, burschikos fort, „es freut mich, Ihr Vertrauen so schnell erworben zu haben."

Justine Vanfmar. 363

Sie gefiel ihm sehr gut und er dachte bei sich: „Da sie so hübsch ist, wird es mit ihrer Tugend wohl nicht so gut bestellt sein, wie man sagt.“ Leonore aber antwortete unbefangen:

„Das hat seine besondere Bewandtniß. Ich weiß, daß Sie viel im Hause Ihres Onkels, des Professor Dankmar, Verkehren —“

Sie zögerte fortzufahren und sah ihn aufmerksam an, dann sagte sie langsam:

„Kommen Sie vielleicht — in dessen Auftrage — meinem Bruder eine Mittheilung zu machen?“

„Du ahnungsvoller Engel Du!“ dachte Felix und sagte lächelnd:

„Was führt Sie auf diese Vermuthung, mein Fräulein?“

„Franz war gestern Abend noch dort,“ entgegnete Leonore eifrig, „und heute ist er völlig verwandelt in seinem Wesen.“

„Und ich soll wissen —?“

„Wissen Sie nichts? Es muß ihm bei Danlmar etwas Schlimmes begegnet sein! Er ist sonst nirgends gewesen.“

Ihre aufrichtige Besorgtheit machte Felix ernst.

„Um welche Zeit war er dort?“ fragte er.

„Bald nach Eintritt der Dunkelheit.“

„Um diese Zeit kann er Daukmar nicht angetroffen haben, denn ich selbst war mit ihm und seiner Frau zum Minister geladen,“ sagte Felix nachdenklich.

„War Fräulein Justine auch geladen?“ fragte Leonore schnell.

„Nein,“ sagte Felix gedehnt und er sah mit Verwunderung, welche Verwirrung sich auf Lconurens schönem Gesichte spiegelte.

„Dann — ja dann,“ stammelte sie, „nun — Sie werden ja auch die Sachlage kennen, Herr Grund, — dann muß es gestern zu einer Katastrophe gekommen sein zwischen — Franz und Justine!“

Sie starrte Felix fragend an.

Diesem begegnete, was ihm noch nie einer Frau gegenüber begegnet war: er schlug verlegen die Augen nieder und schwieg.

„Sie schweigen?“ fragte Leonore dringender, „Sie wollen mich schonen, wollen es mir nicht sagen? — Sie wundern sich, daß nicht Franz selbst mit mir davon gesprochen? Ach Gott, er fürchtete wohl mich zu betrüben. Sie aber können es ja ruhig aussprechen, ruhig und ohne Erregung! Nicht wahr, es ist aus? Es ist Alles, Alles aus? Franz ist für immer verabschiedet, seine Liebe nicht für vollwerthig befunden worden?“

Sie hatte immer schneller gesprochen, und da Felix schweigend verharrte, >o bat sie rührend:

„Sagen Sie es nur, Herr Grund, sagen Sie es kalt und kurz!“

Felix hatte eine Empfindung, die ihm völlig unbekannt war: es legt sich wie ein eiserner Ring um seinen Hals, so daß er nicht sprechen konnte, und seine Nasenflügel zitterten.

36H Karl Iaenicke in Vreslau.  
Endlich brachte ei mühsam und ohne aufzuschauen einige Worte heraus:  
„Ich dachte, mein Fräulein, — ich würde — es können — würde  
talt und ohne Erregung — den Auftrag ausrichten können, den ich au Ihren  
Bruder zu bestellen habe, — aber — Ihre schwesterliche Wärme hat mick  
angesteckt, und ich bedaure tief, der Träger einer so schmerzlichen Nachricht sein  
zu müssen."  
„O, mein armer Bruder!" rief Leonore aus, „und Sie kommen im  
Auftrage des Fräuleins?"  
„Nein, nicht im Auftrage Iuftinens, ich weiß auch nicht, daß zwischen  
dieser und Ihrem Bruder eine Aussprache stattgefunden, ich komme im Auf-  
trage der Eltern Iuftinens."  
„Im Auftrage der Eltern?"  
„Ihrem Bruder mitzutheilen. daß Justine sich mit dem Fürsten Natineti  
verlobt habe, um zu verhüten, daß, bevor die Verlobung veröffentlicht wird,  
Ihr Herr Bruder in die unangenehme Lage verfehl Werde, bei einem Besuche  
des Hauses Tankmar von der Nachricht überrascht zu werden."  
„Tiefe Vorsicht kommt nun zu spät," sagte Leonore wehmüthig.  
Beide schwiegen eine Zeit lang, in tiefes Sinnen verloren. Endlich  
nahm Leonore wieder das Wort.  
„O, Sie ahnen nicht, wie Franz dieses Mädchen geliebt hat! Nur für  
sie hat er gearbeitet, gehofft, gestrebt! Als er das erste Mal um ihre Hand  
anhielt und vom Vater getröstet wurde, er solle warten, bis er eine solche  
Arbeit geliefert, die feinen Namen bekannt gemacht, bis Justine, die ihn nicht  
ungern sähe, Klarheit über sich gewonnen hätte, damals schon war er der  
Verzweiflung uahe, und kaum meine Schwesterliebe — dieses Aschenbrödel  
neben der seinigen — war im Stande, ihn wieder aufzurichten und ihm  
neue Hoffnung zu geben. Wie wird er nun tiefen Schlag überstehen!"  
Sie senkte kummervoll den Kopf und legte die gefalteten Hände in den  
Schooß.  
Felix empfand bei ihrem Anblick eine tiefe Scham.  
„Alfo er hat Justine anfrichtig geliebt?" fragte er theilnahmsvoll.  
„Aufrichtig?" sagte Leonore mit trübem Lächeln. „Er liebt sie unauö-  
sprechlich! Wie oft saß er am Abend nach gethaner Arbeit neben mir und  
sprach mir von ihr. Nie sie so eigenartig, so ganz anders sei wie andere  
Mädchen, wie sie gar nicht in den Kreis ihrer Umgebung passe, wie kurz-  
sichtige Blicke sie in eine Ncihe stellen könnten mit den oberflächlichen Tamen  
der sogenannten guten Gesellschaft, wie sie zwar nicht frei sei von den Fehlern  
derselben, wie er aber hoffe, all' die Schlacken von dem reinen Golde ihres  
Herzens abzustoßen. Der gute Franz, er hat sich doch wohl getäuscht, aber  
wer wird einen Liebenden davon überzeugen?"  
„Und wenn er sich nicht getäuscht hätte!" rief Felix, der mit großer  
Aufmerksamkeit den Worten Leonorens gefolgt war, lebhaft aus; wenn diese  
ganze Verlobung nichts anderes wäre, als eine gemeine Speculation der eitlen

Eltern, die ihre Tochter zur Fürstin machen wollen; Wenn sie der Thorheit der Elter» zum Opfer gefallen wäre! Denn Ihr Bruder hat Recht: Justine ist klüger, geistreicher, talentvoller, als all' die andern Mädchen ihres Umganges, und gerade, weil sie es ist, reizte sie meineil Unwillen und Spott mehr als die Anderen, denn sie wäre es im Stande gewesen, all' den bunten Kram, mit dem man ihr Leben ausgefüllt, von fich zu werfen!"

Er fuhr mit der flachen Hand über die Stirn, als ob er einen Vorhang von seiner Seele entfernte und sprach immer lebhafter weiter:

„Himmel! Wie es plötzlich klar in mir wird! Ich sehe Justine vor mir, wie sie gestern Abend mit ernstesten, wehmüthigeu Augen mich ansah, als ich ihr voll bitterer Ironie zur Verlobung Glück wünschte! Warum sehe ich das Alles auf einmal in ganz anderem Lichte?!" Sein Gesicht hatte einen freudigen, wie vou einer hehren Vision verklärten Ausdruck angenommen, er saß mit aufgerichtetem Oberkörper nur halb auf dem Stuhle, lebhaft mit der rechten Hand gestikulirend und unausgesetzt Leonoreu betrachtend, als gälte es, ihr eine frohe Weisheit zu verkündigen, die alle Welt beglücken müßte.

„Warum," fuhr er fort. „sehe ich mit einem Male Gutes, Schönes, wo ich bisher nur kalte Berechnung, flache Selbstbespiegeluug und Hochmuts) geglaubt? Warum erkenne ich jetzt erst den Werth und die hohe Achtbarkeit Ihres Bruders? Eleonore! littern Sie nicht, weil ich Sie bei Ihrem Vornamen nenne, ich muß meine tiefe Schuld bekennen, um mein Herz von einer unerträglichen Last zu befreien. Ihr reiner Sinn wird foviell Schlechtigkeit nicht fassen können. Hören Sie! Ich kam hierher, um mich an dem Aerger Ihres Bruders zu freuen, um mich davon zn überzeugen, daß Ihre gerühmte Tugend eitel Schein nnd Trng sei!"

Er hielt inne, denn Leonore sah ihn sprachlos starr an.

„Sie schauern zurück vor soviel Schlechtigkeit," sagte er ernst, „aber glauben Sie mir: der Muth des Bekenntnisses ist der Anfang zum Vesserwerden. Was habe ich bisher gesehen in der Gesellschaft, wohin ich meine Augen auch richtete? Falsche Würde, falsche Liebe, falsche Güte, falsche Ehen! Glatte Höflichkeit, wo man Theilnahme erwarten sollte! Eine Hast, eine Jagd nach dem Schein, nach änßerem Prunk und Anerkennung, die jedes ruhige Streben nach innerem Glücke unmöglich macht, mit einem Worte: Lüge, Lüge, wohin ich mich wandte. Verzerrt das Leben wie auf unseren Theatern; die naive Wahrheit gilt für abgedroschen, verrenkt müssen die Gefühle werden, um Anspruch auf Interesse erheben zn können, der fade Witz tritt an Stelle des Humors, das Gemüth wird erschlagen; wehe dem, der noch etwas davon zn zeigen wagt! Heuchelei muß die Frömmigkeit ersetzen, Geistreichthun den Geist, Geld das Gewissen! Soll man davon nicht mit Verachtung gegen die Menschen, mit Mißtranen gegen Alles, was den Schein des Großen und Guten au sich trägt, erfüllt werden? Und nun — nun zeigen mir plötzlich zwei Mädchenangen voll echter Güte und Reinheit, daß ich ein



Z66 Karl laenicke in Vieslau.

Thor war, zu verzweifeln, zeigen mir eine neue Welt der Hoffnung, des Friedens, des Glückes!"

Er war mit seinem Stuhle Leonoren immer näher gerückt, jetzt legte -er sanft seine Hand auf die ihrige und sah ihr mit so glückstrahlendem, mit so von lauterster Begeisterung leuchtendem Antlitz in die Augen, daß Leonore sie erröthend niederschlug und mit vor Erregung zitternder Stimme erwiderte:

„O, konnten Sie diese Welt meinem Bruder wiedereröffnen!"

„Ich will es versuchen, will meine ganze Kraft daran setzen, will wieder gut machen, was ich an ihm und — an Ihnen, Leonore, gesündigt habe.

Aber dazu bedarf ich Ihrer Mithülfe."

„Was könnte ich dazu thun?" erwiderte sie bescheiden.

„Sehr viel! Was hält Sie eigentlich von dem Hause meines Onkels fern?"

„Auch ich ging dort früher ein und aus."

„Und warum nicht mehr? Sind Sie stolz?"

„Stolz?" erwiderte Leonore lächelnd. „Sie werden es kaum für möglich halten, wenn ich Ihnen den Grund meines Fernbleibens angeben sollte!"

„O bitte, theilen Sie ihn mir mit."

„Ich hatte die Kühnheit, auf einer Soiree Ihrer Tante im wollenen Kleide zu erscheinen, was sie derartig empörte, daß sie, die mich nie gern gesehen zu haben schien, mich in Gegenwart Anderer in spöttischer Weise zur Rede stellte und mir gleichsam die Thür wies."

„Daran erkenn' ich Frau Johanna!"

„Mein Bruder war darüber so aufgebracht, daß er fortan auch keine Gesellschaft mehr besuchte, und nur den Bitten des Professors und Franzens heißer Liebe zu Justinen ist es zuzuschreiben, daß er später das Haus wieder betrat."

„Und Sie?"

„Nach mir hatte man weiter kein Verlangen, — obgleich mich einst Justine gern zu haben schien."

„Wie wäre es auch anders möglich!" sagte Felix, sich erhebend. „Hätten Sie nur weiter mit ihr verkehrt, es wäre nicht dahin gekommen! Hier ist der Punkt, wo Sie uns Alle helfe» können. Sie müssen zu Justinen, müssen mit ihr sprechen —"

„Ich?" fragte Justine, ebenfalls aufstehend, „ich, die Schwester meines Bruders? Soll ich bei ihr betteln gehen? Nein, nein, das ist unmöglich!"

„Sie sollen nicht betteln, Sie sollen sie retten," bat Felir. „Sie sollen sie zurückhalten von einem Schritte, den sie zu ihrem Verderben, den sie nur gezwungen thut. Tenn an der Seite des Fürsten kann sie nicht glücklich werden."

Leonore schüttelte den Kopf.

„Wer würde die Uneigennüchtheit meines Vorgehens erkennen? Wer würde meinen Worten Glauben schenken? Justine gewiß nicht."

Justine Danlmar. 26?  
Felix stand vor ihr und sah sie bittend an.  
.So versuchen Sie es auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden.  
Ich weiß nicht — ich habe ein unbegrenztes Vertrauen zur Kraft Ihrer Worte."  
„Nein, nein, Herr Grund, es geht nicht. Weun mein Bruder es er-  
führe, — doch, da ist er selbst!"  
Krüger war Plötzlich eingetreten und erstaunt an der Thür stehen geblieben.  
Er blickte abwechselnd mit unwilliger Geberde von Leonore auf Felix und-  
sagte dann schroff zu diesem:  
„Sie hier? Und in eifrigem Gespräch mit meiner Schwester? Was-  
wünschen Sie, mein Herr?"  
„Ihre Freundschaft zu erwerben," erwiderte Felix treuherzig und streckte-  
ihm die Hand entgegen, die Krüger zurückwies.  
„Da konnten Sie zu keiner ungelegeneren Zeit kommen," sagte er barsche  
„ich bin durchaus nicht freundschaftlich aufgelegt heute. Wenn Sie ein An-  
liegen haben, so bitte, macheu Sie's kurz, ich könnte sonst leicht ungeduldig-  
weiden."  
„Franz," sagte Leonore bittend, „ist das die heitere Stirn, mit der Du.  
nach Hause zurückzukehren versprachst?"  
„Läßt Du Dir von dem Hern, den Hof machen?" fuhr er heraus.  
Leonore aber umarmte ihn liebevoll und sagte:  
„Nicht in dem Tone weiter, Franz; er könnte-Dich später reuen. Dir  
bedarfst jetzt mehr denn je der energischen und hülfreichen Hand eines-  
Freundes, der Dich aus kummervoller Lage rettet. Nimm dankbar an, was  
Dir geboten wird."  
Krüger machte sich heftig von seiner Schwester los und erwiderte:  
„Wer hat mir hier was anzubieten? Was willst Du und was weißt  
Tu von meiner kummervollen Lage? Kennst Du de» Herrn dort, Leonore?"  
setzte er auf Felix deutend hinzu, „und wenn Millionen Menschen kämen  
und mir Ihre Freundschaft anböten, -der wäre just der letzte, von dem ich  
sie annähme!"  
Er machte einige schnelle Schritte durch das Zimmer, während Felix und-  
Leonore sich rathlos ansahen.  
„Was soll ich thun?" fragte Leonore, „Sie sind ganz verstummt,,  
mein Herr?"  
„Wenn Ihre Fürsprache nichts fruchtet," erwiderte Felix ruhig und-  
ernst, „was sollte wohl die meinige nützen? — Aber ich verzweifle darum  
nicht. Ter Schmerz schlägt oft Töne an, die denen des Hasses sehr ähnlich  
sind; ich aber lasse mich nicht täuschen. An wem sich solche Wunder voll-  
zogen, wie heute an mir, — dem wird es auch noch möglich werden, die  
Freundschaft eines echten Mannes zu erwerben."  
Leonore reichte ihm die Hand und sagte innig:  
„Haben Sie Dank für dieses Wort; ich glaube Ihnen."

Ib8 — Kl,rl )aenick>: in. VI^Ia».

Krüger blieb erstaunt stehen.

„Leonore, was thust Tu?“ fragte er. „was hat sich hier zugetragen?“

„Franz, — wir wissen Alles, wir tennen Dein ganzes Leid.“

„Dann weißt Du auch, daß mir nicht zu helfen ist,“ sagte er verdrossen und zu Felix gewendet, fügte er hinzu:

„Sie kommen wohl, mir das fröhliche Ereigniß in der Familie

Dantmar anzuzeigen? — Dann bin ich Ihnen fiir Ihren Dienst ver-

bunden.“

Er trat an seinen Arbeitstisch, als wolle er damit andeuten: „nun

möchte ich gern allein gelassen werden,“ und nahm die Karte Monrads in die Hand.

Felix aber sagte fest:

„Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet und bin im Begriff zu gehe»,

um zu verhindern, daß meine Cousine an einen Wüstling verheimthet wird.“

Er grüßte Leonoren und wandte sich der Thür zu, als Krüger ver-

wirrt ausrief:

„Wie? — Was sagten Sie, mein Herr?“

Felix lehrte zurück und wollte seine Worte wiederholen, verstummte jedoch bei dem Anblicke Krügers.

Dieser hielt die Karte Monrads noch in der Hand und betrachtete sie mit starren Blicken, sein Gesicht war ganz bleich geworden.

„Wie kommt diese Karte hierher?“ fragte er bebend. „Nr. Monrad?

Ist der auch hier? War der Mensch hier, Leonore?“

„Was hast Du?“ fragte Leonore ängstlich, „ja, er war hier!“

Felix trat einen Schritt näher und fragte nun auch erstaunt:

„Monrad hier?“

Leonore nickte mit dem Kopfe,

„Und was wollte er?“ fragte Krüger weiter,

„Er sagte, er sei ein alter Freund von Tir, erkundigte sich nach

Deinen Studien, wollte Deine Manuskripte sehen, fragte, warum Tu Deine Arbeit über Darwin aufgegeben hast, und bat mich schließlich um ein Bild von Dir.“

„Und Tu gingst hinaus und holtest ihm ein«?“ fragte Krüger, emsig unter seinen Manuscripten suchend.

„Ja, ich that's,“ gab Leonore schüchtern zur Antwort.

„Ter Schurke! — Tas Manuscript ist verschwunden!“ stammelte Krüger

dumpf und seine Sinne begannen sich zu verwirren, denn er grübelte ver-

geblich darüber nach, was Monrad damit bezwecken tonnte.

„Welches Manuscript?“ fragte Leonore voller Bangigkeit. Ohne auf

sie zu hören, ging Krüger auf Felix zu und fragte ihn:

„Kennen Sie den Fürsten und seinen Mentor, Herr Grund?“

„Ich kenne sie beide.“

„Und schätzen Sie die Herren?“

— Justine Dankmac. — 16H

„Ich verachte sie!"

„Darf ich Sie um den ersten Beweis Ihrer Freundschaft bitten?"

„Ich sehne mich danach, ihn zu geben."

„So schenke» Sie mir noch eine halbe Stunde Ihre Gegenwart."

„Ich stehe vollständig zu Ihren Diensten."

„Und Dich, mein liebes Schwesterchen," sagte er mit gezwungener Lustigkeit zu Leonoi, „bitte ich, lasse uns allein."

Leonore umschlang heftig ihren Bruder und sagte mit echt weiblicher Divinationsgabc-

„Du bist der Verfasser der Preisschrift?"

„Still, still! Kein Wort davon." beschwichtigte der Bruder.

„Aber ich ängstige mich. Franz!"

„Thu's nicht, meine Liebe, Du erfährst Alles später."

Sie sah flehend zu Felix hinüber und dieser verstand sie.

„Ich verlasse Ihren Bruder nicht," sagte er warm.

„Franz, vertraue diesem Freunde," flüsterte sie noch Krüger zu und verschwand dann im Nebenzimmer.

„Habe ich recht gehört?" fragte Felix erstaunt, als er mit Krüger allein war, „Sie sind der Verfasser der Preisschrift? Nun wird mir das Interesse Monrads an dem Thema klar."

„Hat er Ihnen davon gesprochen?"

„Allerdings!"

Krüger setzte sich erschöpft nieder.

„O, mein Herr," sagte er. „ich bin nicht im Stande zu überlegen, woher mir Ihre plötzliche Freundschaft kommt, aber sie scheint mir Vom Himmel gesandt, um meinen Kummer tragen zu helfen."

„Könnt' ich Ihnen nur von Nutzen fein," siel Felix ein, „aber sagen

Sie mir, wie ist es möglich —"

„Wie ist es möglich, werden Sie fragen, daß ein Mann der Wissenschaft einer solchen That fähig ist?"

Felix nickte mit dem Kopfe.

„So hören Sie, wie Alles gekommen, und dann sprechen Sie mich schuldig, wenn Sie können."

Und Krüger erzählte ausführlich, was wir schon wissen. Das Zutrauen seiner Schwester zu Felix war auf ihn übergegangen, und er sah an der warmen Theilnahme, die ihm gesuendet wurde, daß er sein Vertrauen keinem Unwürdigen schenkte. Hatte doch Felix noch vor wenig Minuten gelobt, die Heirath des Fürsten mit Justinen zu verhindern! Hatte er doch die Freundschaft Krügers zu erringen als höchsten Wunsch dargestellt!

Klüger hatte seine Erzählung beendet, die den tiefsten Eindruck auf Felix zurückließ.

„Welch' Bild moralischer Verkommenheit entrollt sich meinen Blicken!"

37t) Kail laenicke in Vieslau.  
rief er aus. „Bldmfte cs solcher Mittel, um mich auf andere Wege zu bringen?"  
Er reichte Klüger die Hand und sagte:  
„Edler Freund. Sie konnten nicht anders handeln!"  
„Und nun ist Alles verrathen!" rief Krilger aus, „weiß ich gleich nicht, wie und durch wen? Und Justine, die ich aus ihrer fürchterlichen Umgebung zu retten gehofft, die ich liebe mit der heiligsten, aufrichtigsten Liebe, für immer an einen Elenden gekettet! Tenn zu welchem Zwecke sonst hätte Monrad das Manuscript entwendet, als um den Vater zum Verrath an seiner Tochter zu zwingen?"  
„Tas darf, das darf nimmermehr geschehen!" sagte Felix entschieden;  
„Sie hatten sein Wort, daß Justine die Ihre weiden sollte?"  
„Ich hatte es, wenn Justine mich liebte."  
„Uud Justine liebte Sie?"  
„Ich muhte es bisher glanben, aber — ich weiß nicht mehr, was ich denke. Mir schwindelt. Sie will nichts mehr von mir wissen, ich finde keinen Ausweg aus diesem Ehaos."  
Er stützte verzweifelt den Kopf in beide Hände.  
„Lassen Sie uns fort," sagte Felix, „hier gilt es zu handeln, und zwar sogleich."  
„Aber Ihren Onlei dürfen Sie nichts von meinen Mittheilungen wissen lassen, wenigstens vorläufig noch nicht."  
„Fürchten Sie nichts! Kommen Sie, ich hoffe ihn auf anderem Wege zu zwingen."  
Er hob Krüger freundlich vom Stuhle auf und drängte ihn, mit ihm fortzugehen.  
„Sie hoffen noch?" fragte Klüger.  
Felix umarmte ihn und sagte voll Zuversicht:  
„Ja, ich hoffe noch. Tas Schicksal scheint mich schwaches Werkzeug ausersehen zu haben, Euch liebe Menschen zu retten."  
Tarauf verließen sie zusammen das Haus.  
X,  
Während dieser Vorgänge in der Wohnung Krügers hatte sich der Fürst Natinski, ein Mann von etwa 28 Jahren, stattlicher Figur, schönem, obwohl schon etwas abgelebtem Gesicht, blondem, auf dem Scheitel sich lich- tendem Haupthaar, allmählich angekleidet und lag jetzt, um seine Chocolate einzunehmen, halb ansgestreckt auf dem Sopha seines eleganten Quartiers im Hotel Royal „Unter den Linden".  
Natinski führte seit seiner Großjährigkeitsertlärung, die mit 18 Jahren erfolgt war, ein ununterbrochenes Neiseleben, nur da längere Zeit verweilend, Wo er sich seinem ausschweifenden Treiben am ungehindertsten hingeben tonnte, während sein geschmeidiger Mentor, ein Teutsch-Russe, über das

Justine Dankmar. 37^

Leben seines theuren Herrn und Schülers wachte und alle Gefahren von ihm fernzuhalten bestrebt war. Und er hatte allen Grund gehabt, dieses Leben zu beschirmen, denn jeder Liebesdienst wurde ihm reichlich in Gold aufgewogen, so daß Dr. Munrad sich bereits ein ansehnliches Vermögen erworben hatte.

Ter Fürst hatte eben eine Zeitung zur Hand genommen, um die neuesten Nachrichten aus seinem Vaterlande zu durchfliegen, als an die Thür geklopft wurde und Dr. Monrad mit vielen Verbeugungen in's Zimmer trat.

„Guten Morgen, Durchlaucht, wie haben Sie geschlafen?“ fragte er unterwürfig.

„Schlecht,“ fagte der Fürst verdrießlich, ohne seine Stellung zu verändern, „mir träumte, Justine hätte mir einen Korb gegeben.“

„Sie träumen schon von ihr? das ist bedenklich!“

Ter Fürst warf die Zeitung weg und sehte sich auf.

„Ja, diesmal ist es eine dauernde Leidenschaft, die mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt,“ sagte er schnell, „ich kann diese Augen, dieses Oeffnen des Mundes, dieses halb spöttische, halb naive, in jedem Fall aber bezau-bernde Lächeln nicht vergessen, ich habe niemals so geliebt, wie jetzt diese kleine Professorstochter.“

„Und gedenken Sie auch zu heirathen?“ fragte Monrad mit ver-schmitztem Lächeln.

„Wenn sich kein Hindernis; in den Weg stellt — ja.“

Monrad brach in ein sehr unehrerbietiges Lachen aus.

„Kein Hindernis;!“ wiederholte er, „das ist es! — Durchlaucht er-lauben mir zu bemerken, das; solche Hindernisse sich bisher, Gott sei Tank, regelmäßig eingefunden haben. Die Vorzüge der Tamen, die Ew. Turch-laucht bislang gefesselt, waren stets verschiedener Natur, — bald reizende Hände, bald entzückende Füße, bald herrlicher Wuchs, bald allerliebste kuß liche Lippen u. s. w. — wogegen das Hinderniß, die betreffenden Tamen zn heirathen, soviel mir bekannt, immer dasselbe gewesen!“

„Wie das? Was wäre das gewesen, Monrad?“

„Ew. Turchlaucht verloren den Appetit, sobald Sie gekostet hatten, und dann — war es freilich nicht mehr möglich, die Waare zu behalten.“

Er zog die Achseln in die Höhe und ging lachend im Zimmer umher.

„Soll das ein Vorwurf sein, mein Herr Mentor?“ fragte der Fürst.

„Bei Leibe nicht! Ich war ja Ihr Lehrer!“

„iüder soll es gar Ihr Nückzugssignal bedeuten, weil Sie Ihre diplo-matischen Fähigkeiten im Stiche lassen?“

„Im Gegentheil,“ antwortete Monrad und lies; sich auf einem Stuhle gegenüber dem Fürsten nieder, „ich wollte nur selbst über eine Frage klar gestellt sein, aus gewissen Gründen, auf die ich nachher zurückkomme. Ich habe mehr vorgearbeitet, als Sie ahnen, die Laufgräben und Minen sind  
«l»!d »nl> 2lld. XXXIX. II?, 25

2713 Rar! Haenicke in Vreslau.  
Vortrefflich gelegt und ich habe sogar Mittel in Händen, das schwierigste Bollwerk aus dem Wege zu schaffen."  
Ein triumphirendes Lächeln spielte um seine Lippen.  
„Das ist?' fragte der Fürst gespannt.  
Ten Widerspruch des Vaters!"  
„Davor ist mir nicht bange." sagte der Fürst gleichgültig und streckte sich wieder auf dem Sovha aus, „wir sind ja der Mutter sicher! Und was das liebliche Kind anbelangt, so müßte ich mich schlecht auf Weiberherzen verstehen, wenn sie nicht schon halb die meine wäre! Ich habe nur den formellen Weg der Freiwerbung gewählt, um die etikettensüchtige Mutter so- gleich für mich zu gewinnen. Der Vater ist hier Nebensache, wie ich ihn kenne."  
Er nahm eine Cigarrette zur Hand und Monrad beeilte sich, ihm Feuer zu reichen, wobei er sagte:  
„Oleichwohl wird er diesmal Alles daransetzen, um seinem Willen Geltung zu verschaffen."  
„Warum? Ich denke, dem Fürsten wird wohl der arme Schlucker von Privatdozent weichen muffen."  
Diesmal nicht! Sie ahne» nicht, wie tief der Vater dem I)r. Krüger verpflichtet ist!"  
„Woher wissen Sie das?"  
„Das Alles habe ich schon heute Morgen ausgekundschaftet und mir daraus meine Waffen geschmiedet," sagte Monrad selbstbewußt.  
„Also doch Waffen," erwiderte der Fürst und stieß mächtige Rauch- wolken zur Decke, „so bin ich schon zufrieden. Und was haben Sie er- fahren?"  
„Lasten Sie das vorläufig mein Geheimniß sein. Ich bin Fatalist. Wenn ich vorher über eine Unternehmung plaudere, wird nichts daraus. Nur soviel will ich sagen, daß ich, indem ich Ew. Durchlaucht den größten Dienst erweise, zugleich meine Rache zu nehmen gedenke."  
„An Krüger?"  
„Jawohl! Erinnern Sie sich noch der Ohrfeige die ich bei jener ge^ fährlichen Affaire in Bonn im Finstern von Krüger erhielt, ohne daß cK mir bei der schnellen Flucht, die wir ergreifen mußten, möglich war, Re- vanche zu nehmen?"  
Seine Augen glühten vor Wuth, der Fürst aber lachte:  
„Natürlich besinne ich mich! Die Zornesader schwillt mir für Sie. mein lieber Monrad, wenn ich daran denke."  
„Mir auch. Aber der Tag der Vergeltung ist nicht fern. Es lebe der Darwinismus, der hat mir aus die Spur geholfen."  
„Thun Sie, was Sie wollen, nur verschaffen Sie mir Justine!"  
„Ueberlassen Sie mir nur das Feld! Dann aber, Durchlaucht. u»ck> csiücklich bestandener Affaire, erfüllen Sie mir Ihr gegebenes Versprechen."

„Run?“

„Ich habe meine Haut oft genug für Ew. Durchlaucht Vergnügen zu Märkte getragen und sehne mich danach, den Rest meines Lebens mit mehr Dluhe zu genießen.“

Er war aufgestanden und sprach in devoter Haltung mit dem Fürsten.

„Ich werde mich schwer von Ihnen trennen, Doctor,“ sagte dieser, sich <inc neue Cigarette anzündend. „Fast zehn Jahre ziehe ich nun an Ihrer Seite in der Welt herum und meine glücklichsten Alienteuer danke ich Ihnen.“

„Das gerade machte sie so schmackhaft, das; sie selten ohne Gefahr abliefen. Aber die Zeit scheint nun vorbei. Ich bin ein schmachsender Schäfer geworden, der die Fesseln eines schönen Weibes für immer tragen will. Ich werde Sie sehr vermissen, Monrad — (dieser verbeugte sich) — aber Sie haben mein Wort- das Gut in Littauen gehört Ihnen, sobald Justine die meine ist —“

„Oder war?“ erlaubte sich Monrad vorsichtig hinzuzusehen, denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß auch Justine den Fürsten nur kurze Zeit fesseln und er sich ihrer zu entledigen wissen würde.

„Ungläubiger Thomas! Meinetwegen wie Sie wollen!“ sagte der Fürst lachend.

„Das wollt' ich nur wissen, darum meine Zweifel vorhin,“ erwiderte Monrad fehl befriedigt.

Ein Diener trat ein und überreichte dem Fürsten einen Brief.

„Von meinem Bevollmächtigten in Petersburg!“ sagte der Fürst und er» brach das Schreiben.

Monrad, der den Fürsten ansah, während er las, konnte auf seinem Gesichte eine große Veränderung bemerken. Er entfärbte sich und zog die Stirn in düstere Falten. Dann sprang er Vom Sopha auf und sagte ärgerlich -

„Verteufelt! Das kann ein Strich durch die Rechnung werden! Lesen Sie, lesen Sie selbst, Monrad.“

Er reicht? den Brief Monrad hin und dieser las, während der Fürst mit auf dem Rücken gefalteten Händen nachdenklich im Zimmer hin und her ging.

Der Brief lautete: „Ew. Durchlaucht erlaube ich mir ganz unterthänigst initzutheilen, daß Gräfin Eufemia von S. nach ihrer Genesung Alles daran seht, den Aufenthalt Ew. Durchlaucht zu ermitteln und eine Heirath zu erzwingen. Sie ist muthiger und schöner als je und vor einigen Tagen in Begleitung ihres Oheims, des Grafen Labiensi, nach Deutschland abgereist. Da er sich auch bei mir nach Ew. Durchlaucht gegenwärtigem Aufenthalt erkundigte, so bezeichnete ich Spanien als denselben :c.“

Monrad warf den Brief, verächtlich die Achseln zuckend, auf den Tisch.

„Die kleine Comtesse!“ sagte er spöttisch.

„Und ich glaubte sie längst nnter der Erde!“ rief der Fürst aus. „Der

2b'



3?H Karl laenicke i >I Vreslau.

Arzt wollte ihr bei meiner Abreise kaum noch einen Tag Lebensfrist zuge-  
stehen! Was ist da zu machen, Monrad?"

„Wir muffen uns beeilen, weiter nichts; die muthige Gräfin mit einem  
lüt ucoampli überraschen!" gab dieser ruhig zur Antwort.

„Las ist leicht gesagt! Geben Sie concrcte Nathschläge, Monrad,  
Phrasen thun es nicht," fuhr der Fürst auf.

„Gut, so folgen Sie mir! Machen Sie augenblicklich Toilette und  
fahren Sie zu Dankmar, Mutter und Tochter erwarten Sie dort. Ich eile  
Ihnen voraus und bürge Ihnen dafür, das; Sie mit der Tochter allein aus-  
fahren unter Zustimmung des Vaters."

Der Fürst sah auf die Uhr.

„Jetzt?" sagte er kopfschüttelnd, „es ist kaum 11 Uhr vorbei!"

„Man wird der Gluth Ihrer Liebe den kleinen Etikettefehler nachsehen."

„Sie haben Recht, schmieden wir das Eisen, so lange es warm ist."

Er schritt auf die Thür seines Toilettenzimmcrs zu, als der Dieuer  
wiederum eintrat und den Professor Dankmar anmeldete, der seine Auf-  
wartung zu machen wünsche.

„Der scheint es noch eiliger zu haben, als wir," sagte Monrad halblau:  
zum Fürsten, der unschlüssiig an der Thür stand.

„Was soll ich thun?" fragte er.

„Emufangen Sie ihn."

„Im Schlafruck?"

„Es muß ihm eine Ehre sein, den Fürsten im Schlafrock zu fehen."

„Nun, wie Sie wollen," und zum Diener gewendet, fügte er hinzu:

„Ich lasse bitten."

Ehe der Professor eintreten konnte, beeilte sich Monrad dem Fürstrn  
zuzuflüstern:

„Noch eins! In dem Moment, wo ich Sie bitten sollte, uns allein zu  
lassen — was immerhin möglich ist — haben Sie die Güte, sich zurückzu-  
ziehen und Toilette zu machen."

Ter Fürst wollte noch etwas erwidern, aber schon war der Professor  
eingetreten und hatte sich dem Fürsten genähert.

„Gehorsamer Diener, meine Herren," begann der Professor sich ver-  
neigend, „verzeihen Ew. Durchlaucht mein so frühes Erscheinen, das sich nur  
durch die Wichtigkeit meines Anliegens entschuldigen läßt."

„Ich hoffe, mein verehrter Herr Professur, daß Ihr Anliegen ebenso  
erfreulich als wichtig ist. Verzeihen Sie nur mein NegligH," sagte der Füllt  
verbindlich und führte den Professur, mit beiden Händen seine Rechte er-  
greifend und sie freundlich schüttelnd, ans das Supha, während er und Monrad  
auf Stühlen Platz nahmen.

„Lassen Sie mich Ihnen," fuhr er fort, „nochmals persönlich meinen  
herzlichsten Glückwunsch zu der Ihnen widerfahrenen hohen Auszeichnung,

Justine Vankmar. 375

darbringen, die nur den einen Fehler hat, daß sie nicht eher gekommen ist; das Verdienst war längst da."

„Sie sind zu nachsichtig, Durchlaucht, übrigens ist es auch oft dem besten Willen nicht möglich, die wahrhaften Träger der Wissenschaft sofort herauszufinden," erwiderte der Professor nicht ohne Verlegenheit.

Dr. Monrad dachte bei sich: „Da hat er Recht, der alte Fuchs!"

„Doch fort jetzt mit jedem anderen Gespräch," begann der Fürst Wieder, „ich weiß, was Sie zu mir führt, Herr Professor, mein Herz schlug bei Ihrem Eintritt vernehmbar. Nicht wahr, Sie kommen mir Gutes mitzutheilen, mir Ihre Einwilligung zu bringen zu dem heißesten Verlangen, das je mein Herz beseelt hat, das Ihre Frau Gemahlin und Ihre Fräulein Tochter schon gut geheißen haben."

Seine Augen waren, während er sprach, fest auf den Professor gerichtet, der unruhig auf dem Sopha sich hin- und herbewegte und mit halber Stimme erwiderte:

„Meine Frau — mag es gethan haben; meine Tochter aber nicht.

Ich komme, um diesem Irrthum entgegenzutreten, der durch eine voreilige Zusage meiner Frau entstanden ist."

„Ihre Tochter nicht?" fragte der Fürst mit affectirtem Erstaunen, „was ist mir denn berichtet worden? Sie reißen mich ans allen Himmeln! Was haben Sie mir denn berichtet, Monrad?"

„Was die Frau Professorin so gütig war, mir zu sagen. Sie gab Ew. Durchlaucht das Wort, daß Fräulein Justine einwillige und bürgte zugleich für die Zustimmung des Herrn Gemahls," erwiderte Monrad bescheiden.

„Da hören Sie's, mein lieber Professor, da hören Sie's!" sagte der Fürst lebhaft. „Nun zögern Sie nicht länger und geben Sie Ihren Segen dazu."

„Es ist unmöglich, Durchlaucht," erwiderte der Professor mit einer Festigkeit, die man an ihm ebensowenig gewohnt war wie die Schärfe, mit der er jetzt Monrad sich zuwandte:

„Ich muß mich wundem, Herr Doctor, wie die Zusicherung meiner Frau Ihnen sofort die Bürgschaft geben konnte für meine Zustimmung!" Mit einer kurzen Verbeugung des Kopfes erwiderte Monrad sarkastisch:

„Vei einer so glücklichen Ehe wie der Ihrigen glaubte ich nicht im Zweifel sein zu dürfen."

„Aber aus welchem Grunde, Herr Professor, wollen Sie Ihre Zustimmung versagen?" nahm wieder der Fürst das Wort.

„Weil meine Tochter Ihre Neigung nicht erwidert, Durchlaucht."

„Hat sie das gesagt? Hat sie das Ihnen gegenüber ausgesprochen?"

„Das gerade nicht, aber ich kenne meine Tochter."

„Sie hat es also nicht gesagt! Gott sei Dank! An dieses Wort klammert sich ineine Hoffnung, es wird mich retten. Lassen Sie mich mit Ihrer

376 , Ilarl Iacnicke in Vieslau.  
Tochter sprechen, in Ihrer Gegenwart sprechen, wir werden sehen, ob sie«  
meine Hand ausschlägt."  
„Tas würde sicherlich nichts nützen."  
„Sie tonnen es nicht wissen Herr Professor, sie hat es Ihnen ja nicht  
gesagt, daß sie mich nicht liebe!"  
„Sie hat es ihrer Mutter sogar ausdrücklich zugestanden, daß sie Ew.  
Durchlaucht heirathen will," sagte Monrad sehr langsam und sehr ein-  
dringlich.  
„Hören Sir, hören Sie?" wandte sich der Fürst eifrig zum Professor.  
Tiefer aber sagte in gereiztem Tone zu Monrad:  
„Ich verstehe nicht, Herr Tactor. weshalb Sie Zweifel in meine Worte  
setzen! Uebrigens verhandle ich mit Sr. Nurchlaucht und nicht mit Ihnen."  
Monrad verneigte sich lächelnd und schwieg.  
„Aber in allem Ernst, veiehrtester Herr Professor," sagte der Fürst,  
„was können Sie gegen mich einwenden? Ich bin sehr reich, von hoher  
Geburt, nicht zu alt für die Ehe und vor Allem: ich liebe Ihre Tochter  
aufrichtig."  
„Tas will ich nicht bestreiten."  
„Ja, ich glaube sogar kleine Beweise von Gegenliebe in Händen zu  
haben."  
„Und wenn dies Alles der Fall wäre, so müßte ich dennoch meine  
Zustimmung versagen."  
„So haben Sie einen anderen Grund? Niete ich Ihnen nicht Garantie  
genug für das Glück Ihrer Tochter?"  
„Wie tonnen Sie daran zweifeln! Wen könnte ich mir lieber zum  
Schwiegersohn wünschen als Ew. Turchlaucht?"  
„Und dennoch?"  
„Und dennoch muß ich Nein sagen, weil ich durch mein Wort gebunden  
bin, die Hand meiner Tochter einem Andern zu geben."  
„Ah," seufzte der Fürst, „selbst auf die Gefahr hin, daß Ihre Tochter  
den Andern nicht liebt?"  
„Tiefe Gefahr befürchte ich nicht."  
„Aber ich," fiel Monrad mit großer Ruhe ein.  
„Mein Herr, ich mache Sie noch einmal darauf aufinerlsam, daß ich  
nur mit Seiner Turchlaucht verhandle, danken Sie es seiner Anwesenheit,  
daß ich nicht deutlicher mit Ihnen rede!" sagte der Professor mit zurn-  
glühendem Angesicht zu Monrad, während der Fürst seinem Mentor heimlich  
Zeichen machte, er solle ihm beistehen.  
„Sie haben mich mißverstanden, Herr Professor," erwiderte Monrad  
mit sanfter Miene und freundlichem Tone, „ich wollte nur bemerken, daß  
wenn Ihnen gewisse Tinge bekannt Wären, die ich Ihnen unter vier Augen  
recht gern mitzuthcilen bereit wäre, Sie doch in die Lage kommen könnten,  
Ihr Wort zurückzunehmen."

Justine Dantmar. 37?

„Monrad! Wäre das möglich!" rief der Fürst mit gemachter Freudigkeit.

„Wenn Ew. Durchlaucht die Gnade haben wollten, uns einige Minuten allein zu lassen, so hoffe ich eine Sinnesänderung des Herrn Professors herbeizuführen."

„Noch ein Hoffnungsstrahl!" erwiderte der Fürst sich erhebend, „ich lasse die Herren allein."

„Umsonst, Durchlaucht, umsonst!" fiel der Professor, sich ebenfalls erhebend ein, „das Resultat unserer Besprechung kann lein anderes werden, als Sie es jetzt schon kennen."

„Der Ertrinkende greift nach dem Strohalm," versetzte der Fürst und verließ eilig das Zimmer.

Auch Munrad war aufgestanden und sah lächelnd den Professor an, als weide er sich an dessen Wuth.

„Ich begreife Ihr Auftreten nicht, mein Herr," fuhr dieser auf Munrad los, als sie allein waren, „was haben Sie mir mitzutheilen?"

Monrad trat dicht an den Professor heran, sah ihm unverschämt in's Gesicht und sagte halblaut, aber sehr eindringlich:

„Meine Mittheilungen sind kurz: Sie sind nicht der Verfasser der preisgekrönten Schrift!"

„Sind Sie verrückt, mein Herr?" schrie der Professur laut, seine Bestürzung zu verbergen. Monrad aber rührte sich nicht nnd sagte in demselben vernichtenden Tone:

„Verfasser der preisgekrönten Schrift ist Herr Dr. Krüger."

Der Professor lachte ihm verzweifelt in's Gesicht:

„Was erlauben Sie sich für unerhörte Spaße mit mir?!"

Unerschütterlich fuhr Monrad fort:

„Sie haben ihm die Hand Ihrer Tochter versprochen für Überlassung seiner Arbeit!"

„Sie werden immer unverschämter! Ich werde Sie zur Rechenschaft ziehen, wenn Sie nicht den Verstand verloren haben."

„Nur ich weiß bis jetzt um die Sache, aber ich bringe sie an die Oeffentlichkeit, wenn Sie nicht die Einwilligung dazu geben, daß noch heute des Fürsten Verlobung mit Fräulein Justine proclamirt wird!"

Voll überschäumender Wuth packte der Professor seinen Gegner mit beiden Händen am Rocktragen und schrie:

„Sie irren sich gewaltig, wenn Sie mich durch solche gemeine Erfindungen zu einem Schritte zu zwingen denken, den ich nicht thun will! Sie sind ein Elender, dem ich die Kugel durch den Kopf jagen werde!"

Er zitterte am ganzen Körper, während Monrad mit größter Ruhe

die Hände des Prufessors von seinem Kragen löste und ironisch sagte:

„Sie sind sehr höflich, mein Herr. Ich mache Ihnen die honettesten Vorschläge von der Welt und Sie beschimpfen mich in gröblichster Weise. Erfüllen Sie meinen Wunsch und die ganze Angelegenheit bleibt unter uns."

373 Uail Iaenicke in Vieslau.

„Wie wollen Sie denn Ihre Niederträchtigkeiten beweisen?“ kreischte der Professor.

„Nur einen Augenblick Geduld. Sie haben zu viel zu thun, Herr Professor, als daß Sie nicht derlei Lapalien vergessen sollten; erlauben Sie mir Ihr Gedächtnis; aufzufrischen.“

Dabei griff er in die Rocktasche und holte das 'Manuscript Krügers hervor.

„Kennen Sie die Schrift von dieser Hand? Es ist das erste Brouillon, viel ausgestrichen, viel verbessert, aber doch deutlich genug und — höchst interessant, sehr interessant.“

Er hielt das Manuscript dem erblassenden und einige Schritte rückwärts weichenden Professur dicht vor die Nase.

„Sie sind etwas aufgeregt.“ fuhr er ruhig fort, während der Professor sich krampfhaft an einer Stuhllehne festhielt und wie geistesabwesend das Manuscript anstarrte. „Das ist nicht zu verwundern, manche Erinnerungen führen solche Zustände mit sich. Sie sollen sehen, daß ich ein mitleidiges Herz habe, ich lasse Ihnen einige Minuten der Erholung und Ueberlegung, damit Sie mir dann in aller Ruhe erklären tonnen, ob Sie auf meine nicht unbescheidenen Forderungen eingehen.“

Darauf entfernte er sich langsam in sein Nebenzimmer, dessen Thür er nicht schloß, sondern nur anlehnte.

XI.

Kaum war der Professor allein, so ließ er sich gebrochen auf einem Stuhle nieder und verbarg sein Gesicht in beiden Händen. So saß er lange. Tann hob er sich langsam in die Höhe und starrte mit weitaufgerissenen Augen vor sich hin. Wer jetzt sein Gesicht hätte sehen können, dem wäre es um zehn Jahre älter erschienen. — Der Schlag war zu unerwartet eingetroffen. Wie ein Blitz erleuchtete er ihm seine ganze dunkle Vergangenheit. Also dahin war es mit ihm gekommen! Schleppte er nicht genug an dem Berge von Lügen, die auf ihm lasteten, mußte nun auch noch die Schande von außen dazu kommen? — Nein, nein, das durfte es nicht, das füllte «s nicht! Aber wie? Auf dem Wege, den er einmal betreten, konnte er nicht mehr zurück, er mußte vorwärts! Sein ganzer Ingrimmm richtete sich gegen sein Weib, diese Furie, die ihn zu dem gemacht hatte, was er jetzt war. In sein zwanzigjähriges, glücklich liebendes Herz warf sie zuerst den Keim der falschen Ehre und zog ihn groß zu dem scheußlichen Wurm, der jetzt in ihm hauste und jedes Glück zerfressen hatte. — Aber zurück konnte er nicht! Vorwärts! hieß es hier, vorwärts auf der begonnenen Bahn! Das Gebäude seiner Lüge» mußte gekrönt weiden, er mußte den Fürsten zum Schwiegersohne wählen und den Anderen verderben, den gefährlichen Mitwisser seiner Schmach! — Aber wie? Und wie hatte es der Spion erfahren tonnen? Hatte Krüger selbst es verrathen? Das war nicht möglich! Mußte

Justine vankmar. 3?9

ihm doch ebenso daran liegen, daß die Sache verborgen bleibe! Wußten es Andere auch schon? Der Fürst! Nein, er hatte es ja gesagt, es solle Niemand erfahren, wenn er mit dem Spion pactirte! Vorwärts also! Das war der einzige Weg, der zur Rettung führen tonnte! Aber Justine! Handelte es sich nicht um ihr Lebensglück? Warum sollte sie mit dem Fürsten nicht ebenso glücklich weiden wie mit jenem? Der Fürst ist zwar ein halb ruinirter Lebemann, aber das ist ja kein Fehler, er wird sie bald zur glücklichen Wittwe machen und sie bleibt doch Fürstin!

So jagten sich die Gedanken im Gehirn des Professors und trieben ihm den Schweiß auf's Gesicht, daß er aufstöhnte und der Flucht seiner Empfindungen nicht mehr zu folgen im Stande war. Sein Augenlicht schien sich zu verdunkeln, er klammerte sich krampfhaft mit den Händen an den Stuhl und rief halblaut:

„Hülfe! Hülfe! Doctor Mourad!"

Dieser trat sofort herein nnd seine Gegenwart brachte den Professor wieder zu sich selbst.

.Sie rufen mich, Herr Professur, also sind Sie entschlossen?" fragte er mit seiner unerschütterlichen Ruhe.

„Ja!" sagte der Professor dumpf.

„Ihre Tochter wird die Braut des Fürsten?"

„Ja!"

„Gut. So soll Niemand weiter unser Geheimniß theilen."

„Können Sie das möglich machen?" rief der Professor cmfathmend.

„tonnen Sie dem Andern gebieten zu schweigen?"

„Ich werde ihn zum Schweigen bringen!"

„Wie? Wie? Wie wollen Sie das thun?"

„Er hat mich tödtlich beleidigt, ich werde mich mit ihm schießen."

„Aber —"

Ter Professor stockte, denn der Diener trat ein und meldete Herrn Dr. Krüger an.

„Um Gottes willen," flüsterte der Professor Monrad ms Ohr, „den kann ich jetzt nicht sprechen und sehen."

„Das sollen Sie auch nicht," erwiderte Monrad ebenfalls flüsternd,

..gehen Sie hinein zum Fürsten und theilen Sie ihm Ihren Entschluß mit.

Warten Sie auf mich! Noch eins im Vertrauen: meine Pistolen find unfehlbar! Er fchub den wankenden Professor lachend in's Nebenzimmer und sagte dem Bedienten: „Führen Sie den Herrn herein."

Krüger stürzte, den Hut in der Hand, ohne zu grüßen, wüthend auf Monrad los und fuhr ihn an:

„Sie haben sich in unerhörter Weise in mein Haus eingeschlichen und mich bestohlen! Wie wollen Sie sich rechtfertigen, mein Herr?"

„Nicht so ungestüm, Herr Doctor!" antwortete mit widerwärtiger

Freundlichkeit Monrad, „ich freue mich übrigens, Sie noch in demselben

jugendlichen Feuer zu finden, in dem ich Sie in Bonn kennen zu leinen die Ehre hatte.'

„Ich bin nicht aufgelegt mit Ihnen zu scherzen, stehen Sie mir Rede! Oder Uielmehr: nein!" sehte Krüger verächtlich hinzu, »wozu soll ich mich mit Ihnen in Discussionen einlassen; durchschaue ich doch Ihr verbrecherisches Getriebe nur zu genau! Sie wollen durch das Manuscript, das Sie mir vor laum einer Stunde entwendet haben, auf den Professor einen Druck ausüben, daß er seine Tochter dem Fürsten zum Opfer bringt! Las dulde ich aber nicht, so lange noch ein Tropfen Bluts in meinen Adern ist!" Monrad betrachtete ihn lächelnd von oben bis unten und sagte dann achselzuckend -

„Wie wollen Sie das anfangen?"

„Sie sollen es erfahren. Zunächst berichtet, während wir miteinander reden, ein Freund von mir den Eltern Iustinens alle jene ekelhaften Abenteu-  
teu-  
er des Fürsten, deren Mitwisser ich zum Theil und die zu beweisen ich in der Lage bin."

„Und davon versprechen Sie sich Erfolg? — Gestatten Sie, daß ich nicht allzuhoch von Ihrer Menschenkenntnis; denke. Uebrigens befinden Sie sich in großem Irrthum, mein Herr. Ich suche auf Niemand eine Pression auszuüben. Ter Fürst ist Iustinens eigne Wahl!"

„Unmöglich!" fiel Krüger ein.

„Doch, doch! Mich trieb ein ganz anderes Motiv, das Geheimnis;, welches über der Preisschrift des Professors waltet, für mich zu lüften. Ich wiederhole, für mich, denn ich versichere Sie, daß außer mir Niemand davon weiß."

„Und weshalb sonst entwendeten Sie mir die Schrift?"

Monrad hielt das Manuscript in der Hand und es wie einen Schatz an seinem Busen bergend, sagte er, jedes Wort betonend:

„Nur, um mich zu überzeugen, daß Sie nicht der reine, von keiner un-  
rechten Handlung befleckte Mann sind, dem es einfallen tonnte, mir, dem in Ihren Augen Bescholtenen, ob dieser Reinheit Satisfaction zu versagen."  
Krüger war nicht im Stande, dem gewundenen Gedankengange Monrads zu folgen.

„Was soll das heißen?" fragte er heftig.

„Sie können unmöglich unser Rencuntre in Bonn vergessen haben!"

„Durchaus nicht!"

„Nun gut. Die Gelegenheit der Revanche ist gekommen. Hier haben Sie Ihr Manuscript zurück."

.Wie?" rief Krüger und griff erstaunt nach seinem Manuscripte.

Monrad aber zog seine Taschenuhr und sagte harmlos:

„Wollen Sic gefälligst Ihre Uhr betrachten!"

„Was soll die Komödie!"

luftInc Dankmal. 581

„In einer Stunde sende ich Ihnen meinen Secundanten; um 6 Uhr Abends schießen wir uns an einem noch näher zu bezeichnenden Orte." Jetzt begriff Krüger.  
«Wie? Nur darum?" fragte er taumelnd.  
„Nur um Sie zu zwingen, mir Satisfaction zu geben."  
„Aber woher —?"  
„Nas kann Ihnen gleichgültig sein bei meiner Versicherung, daß Niemand um die Sache wisse."  
„Und Sie tonnen es wiederholen: der Fürst ist Iustinens eigne Wahl?"  
„Ich muß es zu meinem Bedauern wiederholen!"  
„Dann, ja dann — ist mir nichts willkommener als Ihr Tuc!!!"  
sagte Krüger vernichtet.

Auch er sah jetzt auf seine Uhr, nm sie mit der Monrads zn ver- gleichen.

„Sie sind bereit?" fragte dieser.  
„Vollkommen. Also auf Wiedersehen um (i Uhr Abends."  
Mit einer raschen kurzen Verbeugung verabschiedete sich Krüger und verließ das Zimmer.

„Auf Wiedersehen!" sagte Munrad gedehnt und hohnlachend, obwohl es Krüger nicht mehr huren tonnte, und schritt dann in behaglichster Laune dem Zimmer des Fürsten zu.

Noch ehe er es aber erreicht hatte, stürzte ihm der Fürst bleich ent- gegen, faßte ihn beim Arm und raunte ihm in's ^hr:

„Monrad!"  
„Was beliebt?"  
„Soeben sah ich den Grafen Lubiensti und seine Nichte unter den Linden vorübeieiten!"

Monrad klopfte ihm vertraulich auf die Schulter, sah ihn vergnügt an und sagte mit größter Seelenruhe:

„So bleibt Ihnen keine Zeit zu verlieren!"

XII.  
Während Krüger bei Munrad weilte, sollte Felix, der Verabredung mit seinem neugewonnenen Freunde gemäß, zum Professur eilen, um diesen durch vertrauliche Mitthcilungen über das Vorleben des Fürsten von der unseligen Verlobung desselben mit Justine abzubringen. Bevor jedoch Felix dieses Vorhaben ausführte, hielt er es für ersprießlich, noch einmal Krügers Schwester aufzusuchen, um sie zu vermögen, bei Justinen vorzusprechen und womöglich die alte Freundschaft zu erneuern, wovon er sich mehr versprach, als von allen anderen Vermittelungsversuchen.  
Er hatte an sich selbst am besten erfahren, wie mächtig der Einstuft dieses reinen, in moralischer nnd körperlicher Gesundheit blühenden Geschöpfes sei, er hoffte an Justinen dasselbe zu erleben.



282 Karl Illeiiiicke in Vicslau.  
Es war übrigens nicht leicht, Leonorens Widerstand, den sie auch jetzt Felix entgegensetzte, zu brechen. Endlich aber siegte seine Beredtsamkeit und sein warmes Mitgefühl, das er für Krüger und Justinen an den Tag legte, indem er zugleich mit großer Genauigkeit den Inhalt des Gesprächs, das Justine gestern mit Krüger gehabt, und das ihm dieser niitgetheilt hatte, wiedergab, so daß Leonore versprach, noch heute den schweren Gang zu unternehmen und zwar zu einer Zeit, wo sie hoffen konnte, Justine unbe- merkt von den übrigen Hausgenossen zu sprechen.  
Felix dagegen mußte wieder Leonoren das feste Versprechen geben, seine Freundeshand nicht von ihrem Bruder zu lassen und ihn vor Allem gegen den Fürsten und seinen Helfershelfer in Schutz zu nehmen, von dessen Absichten sie das Schlimmste befürchtete.  
Felix versprach das mit bester Hoffnung auf einen guten Ausgang der ganzen Sache, denn noch hatte er ja keine Ahnung von dem, was sich in- zwischen bei Monrad zugetragen, und beide schieden von einander mit jenem wonnigen Gefühl im Herzen, das eine aufkeimende Neigung zu begleiten pflegt.  
Dann bestieg er einen Wagen, der ihn sofort nach der Wohnung des Professors führen sollte.  
Dort saß Frau Johanna in nicht geringer Erregung, der Zurückkunft ihres Gemahls vom Fürsten harrend.  
Sie wußte nicht, wie sie sich sein langes Ausbleiben erklären, wie sie überhaupt die ungewohnte Festigkeit ihres Mannes in dieser Angelegenheit deuten sollte? Sie war kaum im Stande gewesen, ihn von einer Unterredung mit Justine zurückzuhalten, und nur ihr Vorgeben, daß diese erst gegen Morgen eingeschlafen sei und noch schlief, hatte ihn davon abgehalten, in ihr Schlaf- zimmer zu dringen. Was konnte er gegen den Fürsten haben? Oder viel- mehr, was fesselte ihn so au diesen Krüger? Sollte der —? doch nein, nein, einem so häßlichen Verdacht, der ihr schon einmal durch die Seele schoß, wollte sie keinen Raum geben.  
Sie saß am Fenster und schaute, ohne Theilnahme für das vorüber- fluthende Leben, hinaus, als Felix eilig mit den Worten eintrat:  
„Wo ist Dein Mann?“  
Sie erhob sich rasch und sagte:  
„So ohne Gruß stürzest Du herein? Was ist vorgefallen?“  
„Ich muß Deinen Mann sprechen.“  
„Da wirst Du Dich gedulden müssen, er ist beim Fürsten.“  
„Beim Fürsten?“  
„Jawohl!“  
„Um seinem zukünftigen Herrn Schwiegersohn die Honneurs zu machen?“  
„Leider nein! Denke Dir, er will seine Zustimmnng zu der Verlobung Iustinens mit dem Fürsten versagen!“  
„Wie? höre ich recht?“ fragte Felix erfreut.

Justine Dankmar. 283»  
Frau Johanna mußte aber diese Freude für Ironie gehalten haben, denn sie sagte:  
„Nicht wahr, der Mann muß seinen Verstand verloren haben?"  
„Er muß ihn wiedergefunden haben, Frau Tante, wiedergefunden! nicht anders. Endlich, endlich! So ist noch nichts verloren!"  
Felix sprang fast vor Vergnügen im Zimmer herum, worüber Frau Johanna sich höchlichst verwunderte.  
„Felix! Was fällt Dir ein? Warst Tu nicht gestern ganz anderer Meinung?"  
„Gestern! Ja, gestern! Zwischen Gestein und Heute ist zuweilen ein Unterschied, wie zwischen Himmel nnd Hölle, zwischen Tod und Leben!"  
Er blieb vergnügt vor ihr stehen und schaute ihr mit glückstrahlenden Augen iu's Angesicht, Frau Johanna aber nahm den verächtlichsten Ausdruck an, dessen ihr Gesicht fähig war, und sagte:  
„Verstehe ich Dich recht? Du kommst von Krüger und seiner Schwester?"  
„Ja, ich komme von ihm und seiner Schwester. Das sind doch endlich einmal wirkliche Menschen, vor denen ich mit Schaudern gesehen habe, zu welcher Carricatur man herabsinken kann."  
„So tiefen Eindruck also hat das hübsche Lärvchen der Schwester ans Dich gemacht?" spottete die Professurin.  
„Spotte nur! Was ich im Herzen trage, ist gefeit gegen jeden Spott!"  
erwiderte Felix ernst, worauf Frau Johanna stärkere Saiten aufziehen zu müssen glaubte.  
„Was muß das für eine Kokette fein," sagte sie wegwerfend, „die es im Stande war, Dich hart gesottenen Sünder derartig zu berücken >"  
„Sei froh, daß Du ein Weib bist, sonst würde ich eine deutlichere Antwort nicht schuldig bleiben. Aber wozu mit Dir streiten? Dein Mann hat ja eingesehen, daß es erbärmlich wäre, das Leben der Tochter einem Lumpen zu opfern, der zufällig ein Fürst ist."  
Felix nahm einen schweren Sessel und hielt ihn, wie um seine Kräfte zu erproben, mit ausgestreckten Armen vor sich hin. Es war ihm seit undenklichen Zeiten nicht so wohl gewesen, als jetzt. Frau Johanna wurde aber immer verdrießlicher.  
„Das also hast Tn Dir vorreden lassen?" sagte sie scharf, „von wem? Natürlich von dem nnglücklichen Nebenbuhler des Fürsten und der klugen Schwester, die kein Mittel scheut, um dem Bruder zu einer glänzenden Partie zu Verhelfen."  
Felix ließ den Stuhl wieder sinken.  
„Aber Tu irrst Dich," fuhr Frau Johanna heftiger fort, „wenn Du denkst, daß ich mich durch derlei Machenschaften von meinem Vorhaben abbringen lasse. Justine und ich sind einverstanden; den Widerspruch meines Mannes habe ich niemals beobachtet, wenn ich Ernst machen wollte, und das will ich, darauf kannst Tn Dich verlassen."

I8H Karl Iaenicfe in Breslau,  
Sic ging in großen Schritten im Zimmer auf und ad.  
„Frohlocke nur nicht zu früh.“ versetzte Felix ernst, „ich laun Euch Dinge über den Fürsten offenbaren, die für die Ohren selbst einer Frau wie Du zu stark sind. Aber Dein Mann soll sie Dir dennoch mittheilen, wenn Du Dich nicht beugen willst.“  
„Ich will nichts hören, weil ich Alles für erlogen halte,“ gab die Professorin mit abwehrender Hcmdbewegung zur Antwort.  
„Du mußt es hören!“ sagte Felix streng.  
Frau Johanna zuckte verächtlich die Achsel». In eleganter Toilette trat Justine herein. Sie sah blaß und sehr ernst aus, ihre Gesichtszüge hatten etwas Unbewegliches angenommen. In dem Gürtel ihres Kleides steckte der kleine italienische Dolch. Felix eilte lebhaft auf sie zu und bot ihr die Hand.  
„Guten Morgen, Justine!“ fagte er herzlich, „ich habe Dir viel abzubitten.“  
„Dn mir?“ erwiderte Justine, erstannt über diesen an ihrem Vetter ganz ungewohnten Ton.  
„That ich Dir nicht bitter Unrecht, als ich Dir gestern Abend höhnisch Glück wünschte zur Verlobung mit dem Fürsten? Hat mau Dich nicht dazu gezwungen?“  
„Du irrst Dich,“ sagte Justine sehr ruhig, ohne ihn anzusehen, „es war mein eigener Wille.“  
„Hörst Du's?“ rief Frau Johanna triumphirend.  
„Wie dieser eigene Wille beschaffen war, Justine,“ sagte Felix in vorwurfsvollem Tone, „sieht man Dir am Gesichte an! Weißt Du denn, wem Du Deine Hand zu geben im Begriffe bist? Kennst Du das Vorleben des Fürsten?“  
Justine blätterte nachlässig und müde in einem Buche und sagte gleichgültig:  
„Es wird nicht schlimmer sein, als das der meisten jungen Männer, und nicht so schlimm, daß meine Eltern mir nicht zumuthen könnten, ihn zu Heirachen.“  
„Recht gesprochen, meine Tochter,“ nahm Frau Johanna freudestrahlend das Wort, „Du verdienst es. Fürstin zu weiden.“  
„Seid Ihr denn Alle ganz verblendet?“ brauste Felix ans, — und zu Justine gewendet, fügte er ruhiger hinzu - „Doch ich vergaß ja, daß Drin Vater anderer Ansicht ist, daß er dem Fürsten seht eben die Unmöglichkeit Eurer Verbindung klar macht.“  
„Mein Vater?“ fragte Justine, das Buch weglegend, „spricht er die Wahrheit. Mutter?“  
„Hör' nicht auf ihn, Justine, er ist über Nacht ein Schwänner geworden, der selbst nicht weiß, was er will.“  
„Aber sage mir nur, ob der Vater —?“ hatte Justine gerade noch gefragt, als der Professor selbst zur Thür hereintrat.

Justine vankmar, 385  
„Ta kommt er ja,“ sagte Justine aufstehend und ging dem Professor entgegen. „Guten Morgen, Papa!“  
„Guten Morgen,“ erwiderte der Professor mit matter Stimme und küßte Justine auf die Stirn. Dann sah er sich mißtrauisch nach Felix um, der ihm zu sehr ungelegener Zeit gekommen schien, er wußte selbst nicht, warum?  
„Du warst beim Fürsten?“ fragte Justine.  
In höchster Spannung standen Felix und die Professorin da, wie wohl die Antwort des zögernden Professors ausfallen würde.  
»Ich komme foeben von ihm,“ sagte er, wieder mißtrauisch auf seine Frau und Felix schielend.  
„Und hast ihm gesagt, daß Du Deine Einwilligung zu unserer Verlobung versagst?“  
„Ich habe ihm — Deine Hand — versprochen,“ antwortete er mit unsicherer Stinime.  
Frau Johanna that, was sie nie gethan. sie umarmte ihren Gatten mit stürmischer Herzlichkeit. Justine blieb gleichgültig wie zuvor, Felix aber brach voller Wuth in die Worte aus:  
„So wirst Du Dein Wort noch diese Stunde widerrufen, wenn Du mir einen Augenblick Gehör schenkst.“  
„Was willst Du von mir?“ erwiderte der Professor, ihm den Rücken lehrend, und wandte sich mit der Frage an Justine:  
„Willigst Du ein, dem Fürsten Deine Hand zu geben?“  
„Ich habe es bereits gesagt: ja,“ versetzte Justine, wieder ihr Buch zur Hand nehmend.  
„Du siehst, mein Freund, Deine Besorgnisse sind unberechtigt,“ sagte der Professor aufathmend, ohne Felix anzusehen, „der Fürst hat mir sehr gut gefallen, er wird bald hier sein, um seine Braut zu einer Spazierfahrt abzuholen. — Haltet Euch bereit, ich bedarf ein wenig der Ruhe und gehe auf mein Zimmer.“  
„Ich will meine Toilette vollenden,“ sagte Frau Johanna und ging mit stolztem Lächeln an Felix vorüber aus dem Zimmer. Dieser hatte zuerst in stummer Verachtung dagestanden, dann eilte er entschlossen dem Professor nach und sagte:  
„Ich folge Dir, um Dich zu zwingen, dem Fürsten die Thür zu weise n wenn er kommt!“  
XIII.  
Es war Justine lieb, allein gelassen zu werden. Seit dem gestrigen Abende, seit dem Entschlusse, den sie gefaßt hatte, war eine gewisse träumerische Gleichgültigkeit in sie eingekehrt, welcher nachzuhängen ihr Bedürfniß geworden. Sie nahm daher in einem der weichen Sessel des Salons Platz, lehnte sich zurück und schloß die Augen.  
„Es ist Zeit,“ dachte sie, „daß dies Leben ein Ende nimmt. Mein Denken und Thnn verwirrt sich so, daß ich kaum weiß, ob meine Hand das

286 Karl laenicke in Vreslau.  
ausführt, was mein Kopf soeben beschlossen hat. Ich bin eine Nachtwandlerin, die mit offenen Augen umhergeht und doch nicht sieht, was sie thut. Aber eins ist mir klar: fort muß ich, fort sobald als möglich." Tiefes: „Fort, fort sobald als möglich," zog wie eine immer wiederkehrende Melodie durch alle ihre Träume.  
In diese verstrickt, mertte sie nicht, wie die Portiören leise zurückgeschlagen wurden und Leonoie langsam und vorsichtig hereintrat.  
Leonore blieb mit klopfendem Herzen stehen und beobachtete die anscheinend Schlafende mit Theilnahme.  
„Ist denn ein Unrecht, was ich thue, da mein Herz so laut pocht?" dachte sie, dann trat sie einige Schritte naher und hustete leise.  
Justine öffnete allmählich ihre Augen weit und starrte die vor ihr stehende Gestalt wie ein Gebild ihrer Traume an.  
„Wer ist das?" sagte sie leise für sich.  
„Erkennen Sie mich nicht mehr?" flüsterte Leonore.  
„Leonore!" rief Justine aus und erhob sich rasch. „Sie kommen zu mir? Zu dieser Zeit? Was wollen Sie von mir?"  
Ihr Gesicht war noch bleicher geworden als zuvor.  
„Ich muß Sie sprechen, Justine!" sagte Leonore dringend.  
„Um Gottes Willen, mein Fräulein, gehen Sie, ich kann, ich darf Sie nicht sprechen, mir zittern die Knie bei Ihrem Anblick."  
„Tas ermuthigt mich zu bleiben, ich sehe, ich komme noch nicht zu spät."  
„Doch, doch, Sie kommen zu spät, ich verstehe Ihr Kommen nicht."  
„Sie werden es verstehen," sagte Leonore bescheiden, „wenn Sie mich anhören. Nicht um für meinen Bruder zu bitten, komme ich, wie tonnte ich das auch! Ich komme zu bitten, für Sie bei Ihnen selbst. Wenngleich ich Ihrem Hause seit längerer Zeit fernstehe, sind Sie mir doch nie fremd geworden, die Schilderungen meines Bruders haben Ihr Andenken frisch erhalten. ich liebe Sie wie eine Schwester. Er ließ meine Schwcsterliebe darben und schenkte der Liebe zu Ihnen, was er mir entzog. Aber sein Hoffen wurde mein Hoffen, und nun ist sein Leiden auch das meinige geworden —"  
„So kommen Sie doch für ihn zu bitten," unterbrach sie Justine bitter,  
„Sie strengen sich vergeblich an."  
„Ich war aus dieses Wort gefaßt, es schreckt mich nicht! Ich wäre nicht hier, ich schwöre es Ihnen, wenn ich nicht eben erst den Inhalt Ihrer gestrigen Unterredung mit meinem Bruder erfahren hätte! Sie halten sich feiner nicht für werth, sägen Sie? Sie zweifeln an der Echtheit Ihrer Liebe, weil Sic sich vergiftet glauben durch Ihre Erziehung, durch Ihr ganzes Leben, weil Sie sich eines dauernden heiligen Gefühls nicht mehr für fähig halten? Sie haben ihm da» gesagt mit der Miene eines Alles Aufgebenden, jede Rettung von sich Weisenden, und Sic glaube» nicht, daß, wer dies auszusprechen im Stande ist, einen Muth offenbart, gegen den der des Soldaten auf dem Schlachtfelde ein Kinderspiel ist?"

Justine vankma»-. 38?

Leonore kamen unbewußt fast dieselben Worte in den Mund, wie sie sie eben erst von Felix gehört hatte. Justine aber unterbrach sie von Neuem schroff:

„Sie irren sich, es ist lein Muth. Ich lese nur ab, was ich in dem Spiegel erblicke, der mir durch den Verkehr mit Ihrem Bruder vorgehalten worden ist. Ich spreche nur deutlich aus, was ich vor mir sehe, als ob ich es mit Händen greifen könnte. Es ist vorbei mit mir, mir bleibt nichts übrig, wenn ich mich aus meinem Kreise losreiße, in dem weiter zu leben mich anekelt, als an der Seite eines Menschen, der nicht mehr verdorben Werden kann, hinanzuziehen in die Welt und mich dahin zu begeben, wo zwischen uns und dem Volle eine Kluft ist, die jede Ansteckung unmöglich macht, wo ich unter Meinesgleichen mein Dasein verbringe, ohne diejenigen zu sehen, die Schuld sind an meinem Elend."

Ihre Wangen hatten sich beim Sprechen wieder geröthet und ihre Augen erglühten von umheimlichem Feuer.

„Sie reden mit dem Trotze der Verzweiflung," erwiderte Leonore, „aber wer hat Sie zu dieser Verzweiflung gebracht? Noch nur der Glaube, daß es was Besseres giebt, als Sie besitzen, die Erkenntnis;, daß ein Glück vorhanden ist, an das Sie früher nicht gedacht, die Macht der Liebe, die in Ihrem Herzen aufgekeimt ist trotz all' des Schuttes und der Trümmer zerschlagener Gefühle, die sich darin angesammelt haben. Justine, Sie gleichen dem ungeduldigen Kranken, der die Binde von seiner Wunde reißt, weil ihm die Heilung nicht rasch genug vor sich geht, und der daran verblutet. Justine, hören Sie mich, lassen Sie mich Ihre Krankenpflegerin fein, lassen Sie mich Ihnen den Glauben an sich selbst wiederverschaffen, mich, die ich Sie liebe, weil mein Bruder Sie liebt, die ich an Sie glaube, weil auch Sie ihnlieben."

„Hören Sie auf, hören Sie auf! Sie wühlen empor, was ich mit aller Gewalt zu Boden gedrückt habe!"

„Sie lieben ihn, wiederhole ich, und diese Liebe ist Ihr Glück, Ihre Rettung!"

„Nein, nein!" rief Justine aus, mit lebhaften Schritten das Zimmer messend, „Liebe ist Klarheit, Liebe ist nicht Zweifel, und ich weiß es selbst nicht, ob ich ihn liebe! Wenn drei Wochen der Entfernung schon im Stande sind, das, was ich für Liebe gehalten, in Haß oder Gleichgültigkeit zu verwandeln, dann war, < dann ist es eben keine Liebe! Auch er gab Dich auf, dachte ich mir, und zu meiner Schande tonnte ich ihm nicht einmal Unrecht geben! Denn schon flatterten die unstäten Gefühle meines Herzens wieder zu Anderen, und ich merkte, daß die Lehren meiner Mutter auf fruchtbaren Boden fielen. Sehen Sie nicht," fuhr sie fort und blieb hochaufgerichtet vor Leonoren stehen, „daß mich die Fürstenlrune reizt? — Lassen Sie mich, Leonore, ich bin nicht zu retten!"

Eine Weile schwiegen die beiden Mädchen, Leonore traurig vor sich hinsehend, Justine immer lebhaft im Zimmer hin und her gehend. Dann trat Noid und e«d, xxxix,, „?, 26

388 Karl Iaenicke in Vreslau.  
sie plötzlich wieder dicht vor Leonore hin, zog den kleinen Dolch aus ihrem Gürtel und sagte mit furchtbarem Ernste, aber in gedämpftem Tone:  
„Wenn mich der gute Name meines Vaters nicht daran hinderte, so hätte ich längst diesen Dolch, ein blutiges Andenken aus Italien, in meine Brust versenkt.“  
Leonore schauderte zusammen.  
.Schwester, Schwester!" rief sie, „Sie reden im Wahnsinn! Im Rausche des Unglücks! O, tonnte ich Ihnen die Vlicke öffnen!"  
Sie faßte die hochaufathmende Justine sanft um die Schultern, führte die Halbwiderstrebenbe auf ein Sopha, ließ sich neben ihr nieder mid ergriff ihre beiden Hände.  
Wieder saßen sie so eine Weile schweigend und die widersprechendsten Gefühle durchkreuzten Iustinens Brust. Die Gegenwart Leonorens hatte doch einen gewaltigen Eindruck auf sie gemacht, sie tonnte es sich nicht mehr leugnen, daß sie nur mit Mühe ihre Festigkeit von gestern Abend aufrecht erhielt.  
„Sie haben es nie gesehen," begann Leonore wieder mit liebevollem Vorwurf, „Sie tonnen es nicht ahnen, was es heißt: zwei sind in Liebe verbunden! Nur da gedeihen die guten Gebauten, da wächst Zufriedenheit und Trost aus einem Blick, aus einem Druck der Hand, da liegt es wie Sonnenschein auf der Flur, da blüht die Hoffnung, da entfaltet, da zeigt sich der Werth des Lebens! Und ich kann doch nur von der Liebe des Vaters, des Bruders reden! Meine Mutter habe ich nicht mehr gekannt. Wie viel reicher, segenbringender, beglückender muß erst die Liebe des Geliebten zur Geliebten sein! Ich weiß es noch nicht, aber ich ahne es! Und wie entsetzlich ist der Gedanke, mit einem Ungeliebten, ja Gehaßten zusammen leben zu müssen! Mit einer Lüge vor dem Altar beginnt das Zusammensein, und diese Lüge wuchert fort, und nistet sich in alle Winkel des Herzens und durchwühlt, zerrüttet, zerstört jeden Keim des Guten, des Schönen, des Reinen, des Menschlichen, bis der starre, todte Egoismus Platz genommen vom ganzen Menschen! Justine! Können Sie noch im Zweifel sein?"  
Sie umklammerte Justine und drückte einen langen innigen Kuß auf ihre Wange.  
Justine war überwältigt. Sie warf sich leidenschaftlich an Leonorens Brust und unaufhaltsam strömten ihre lange zurückgedrängten Thränen hervor. So lag sie schluchzend und keiner Worte mächtig.  
Endlich raffte sie sich mit Gewalt auf und sagte, zu Leonoren durch Thränen aufblickend:  
„Schwester! Ja Schwester! Hätte ich Dich nur immer zur Schwester gehabt!"  
Leonore drückte sie fest an sich und sagte gerührt:  
„Weine, weine Dich aus, Justine! O, diese Thränen sind gut."  
„Ach," erwiderte Justine und versuchte zu lachen, „ich kann wieder weinen! Leonore, das ist Dein Wert!"

Justine Dantmar. 38)  
Dann erhob sie sich, trocknete die Thronen und sagte!  
„Und nun geh', Leonore, ich will, daß man Dich heute hier nicht sieht, es soll Niemand von dieser heiligen Stunde eine Ahnung haben!"  
„Und Du willst glücklich werden?" fragte Justine, mit beiden Händen Iustinens Wangen streichelnd.  
„Ja, ich will gesund, ich will glücklich werben!"  
„Gott sei gelobt!"  
Hand in Hand gingen sie hinaus und Justine gab Leonoren das Geleite bis auf die Treppe, wo sie mit herzlichem Abschiede sich trennten.  
XIV.

Während dessen hatte Felix vergeblich gesucht, dem Professor die Verlobung Iustinens mit dem Fürsten auszureden. Er hatte Bitten, Vorstellungen ernster Art, Spott und Hohn aufgewendet, um den Professor zu rühren. Vergeblich. Wie schwer wurde es ihm, das Geheimnis; bezüglich der Preisschrift zu wahren, aber Felix hatte nun einmal sich verpflichtet, nichts davon zu verrathen, und so mußte er nach Verlauf fast einer Stunde unverrichteter Sache abziehen, um seinen neuen Freund wieder aufzusuchen und mit ihm weitere Schritte zu verabreden.

Den Professor hatte die Unterredung mit Felix sehr angegriffen. Die Worte des jungen Mannes hatten sich wie Pfeile in sein Herz gebohrt, aber er hatte Stand gehalten, denn die drohende Schande hing wie ein Domolleschwert über seinem Haupte.

Er begab sich aus seinem Zimmer in den Salon, weil er jeden Augenblick den Fürsten erwarten konnte.

Dort trat ihm Justine freudestrahlend entgegen, umarmte ihn und sagte einschmeichelnd nur die Worte:

„Vater, lieber Vater!"

„Mein Kind!" erwiderte der Professor und drängte Justinen von sich, um ihr erstaunt in's Gesicht zu sehen.

„Schreib' dem Fürsten ab, Vater, ich will ihn heut nicht sehen; — ich will ihn überhaupt nicht sehen, ich kann ihn nicht heirathen."

Wieder umarmte sie stürmisch den Vater und schmeichelte ihm wie ein Kind. Der Professor aber fragte bestürzt:

„Du kannst ihn nicht heirathen? — Und versichertest Du mich vor einer Stunde nicht des Gegentheils?"

„Laß mich, laß mich vorläufig mir selbst, übereile die Sache nicht. Ich denke, ich kann warten."

„Was ist mit Dir vorgegangen? Wer hat Dich umgestimmt? — D» siehst so aufgeregt aus und hast geweint!"

„Ist es nicht ein wichtiger Schritt, den ich zu thun» im Begriff bin?« fragte Justine kleinlaut.



3Y0 Karl laenicke in VieZlau.

„Aber einer, den wir lange genug überlegt haben!" bekräftigte der Professor.

„Du hattest mir einst einen andern Mann ausersehen," begann Justine wieder nach kurzer Pause.

„Ich nicht? Und Du selbst hast ihn ausgeschlagen!"

In Justine sing sich an der Trotz zu regen.

„Und wenn ich es auch gethan hätte, ich will den Fürsten nicht heirathen!" sagte sie fest.

„Du willst nicht? Verwöhntes Kind. Du mußt! Wir und Tu selbst haben dem Fürsten unser Wort gegeben, Du bist gebunden. Bald wird er Hiersein, um die Bestätigung aus Deinem Munde zu hören!"

.Und wenn ich mich übereilt hätte," lenkte Justine wieder ein, „wenn ich in einer Stimmung krankhafter Gleichgültigkeit etwas versprochen hätte, was ich jetzt bereue."

„So kommt Deine Reue zu spät! — Sieh, Justine," sehte er sanfter hinzu, „Du bist unerfahren im Leben, Deine Eltern haben wohl überlegt, was sie thun, wir wollen nur Dein Glück."

„So laßt mir wenigstens Zeit, bis ich mich überzeuge, daß es mein Glück ist."

„Das könnte leicht niemals geschehen, und so geht das Glück an Dir vorüber, ohne Dir je wieder zu begegnen."

Justine wußte nicht, was sie von dem Verhalten ihres Vaters denken sollte, sie hatte ihn nie so gesehen! Die Hände auf seine Schultern legend, sagte sie sanft:

„Vater! Sieh mir in die Augen! Du hast mich nie zu etwas gezwungen, was ich nicht gewollt habe! Noch gestern riethest Du mir, ich solle ganz der Stimme meines Herzens folgen, und heute? — Was habt Ihr mit mir vor, daß Ihr mich durchaus dem Fürsten verheirathen wollt? Ich liebe ihn nicht! Ihr sagt, das ist nicht nöthig zur Ehe; aber glaubst Du nicht, daß man glücklicher wird, wenn man liebt?"

Ter Professor konnte den Blick seiner Tochter nicht ertragen. Er wandte sich ab und sagte ausweichend:

„Liebst Du einen Andern? — Liebst Du Krüger?"

„Ich glaube — ja!"

„Du glaubst nur?" fiel der Professor rasch ein, „da siehst Du Deinen Irrthum! So etwas muß man wissen! Was ist Krüger? Privatdozent!

Hat er Dir schon bewiesen, bah er etwas leistet? daß er etwas zu werden verspricht?" Und wie um sein Gewissen zu überschreien, fuhr er lauter fort:

„Es ist viel Zeit verflossen, seitdem er den Beweis zu liefern versprochen, den er, wie es scheint, immer schuldig zu bleiben gedenkt!"

Unwillkürlich sah der Professor in den Spiegel, wie um sich zu überzeugen, ob er es wirtlich selbst gewesen, der diese Worte gesprochen! Ja, er war es gewesen, aber Niemand hatte seine Worte Lügen gestraft! Er athmete schwer auf.

Justine Vankmar. 29!  
Justine aber antwortete freudig schnell:  
„Nein, nicht immer! Er'hat den Beweis bereits geliefert! Er hat eine Arbeit vollendet, eine große, die seine Kräfte herrlich erweisen wirb.“  
Wie vom Schlage getroffen fuhr der Professor zusammen, er glaubte sich verirren.  
„Wie?“ krächzte er, „wer hat Dir das gesagt?“  
„Er selbst!“  
„Er selbst? — Wann denn?“  
„Gestern Abend.“  
Der Professor stieß einen schrecklichen Schrei aus.  
„Ah! — Er war hier? Was hat er Dir gesagt? Welche Arbeit? Sprich, sprich, was zögerst Du?“  
Er ließ sich kaum Zeit, die Worte hervorzustoßen, er war auf Justine zugestürzt und schüttelte sie heftig, wie um ihre Antwort herauszuzwingen.  
„Du bist außer Dir, Vater? Was versteh' ich von solchen Dingen? Er hat mir das Thema nicht genannt.“  
Der Professor ließ Justine los und warf sich aufathmend in einen Sessel. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn!  
„Gott sei Dank!“ flüsterte er. „sie weiß nichts!“  
Justine ging ängstlich zu ihm und faßte seine Hand.  
„Wie wird Dir, Vater? Was erregt Dich so sehr?“  
„Bleib hier, meine Tochter,“ sagte er schwach; „sieh, meine Haare sind grau geworden, ich bin vor der Zeit gealtert. Ich weiß nicht, ob mir noch viele Jahre zu leben vergönnt sind, es könnte Dir Leid thun, wenn Du mir meine Bitte nicht erfüllt hättest. Justine, ich will nur Dein Glück! Nichts verfliegt schneller, als die Liebe! Hat es Dir die Mutter nicht auch gesagt? Heimthe den Fürsten!“ sehte er flehend hinzu.  
„Vater, laß mir Zeit!“ bat Justine.  
„Justine, Du machst mich unglücklich, wenn Du es nicht thust, heirathe ihn, mein Kind, ich beschwöre Dich!“  
Er ließ sich vom Sessel hinabgleiten, kniete vor Justine nieder und faltete die Hände. Es war ein widerlicher Anblick!  
„Vater! Du kniest vor mir?“ sagte Justine unwillig, „steh' auf, was treibt Dich zu dieser abscheulichen Bitte?!“  
„Sie wollte ihn aufheben, er aber blieb in Inieender Stellung und fuhr fort:  
„Frage nicht, frage nicht, Justine, ich beschwöre Dich! Heirathest Du nicht den Fürsten, so kommt Schande über mein altes Haupt! Ich will nur Dein Glück, unser Aller Glück, und Deines ist auch das unsrige.“  
Justinens Gedanken begannen sich zu verwirren. Sie schaute sich fragend um, als suchte sie nach Aufklärung von außen. Dann bemächtigte sich ihrer plötzlich eine wilde Verzweiflung! Ein Krampf schüttelte sie und unaufhörlich gellte ihr furchtbares Lachen.

3^2 Karl Iaenicke in Vreslau.

„Du hast Recht, Papa," lachte sie. „es ist nichts billiger, als daß die Kinder das Glück der Eltern ausmachen; und so sei's! Was hat die dumme Thürin da geschwatz't von Liebe, von Glauben an sich selbst? Nichts glaub' ich, als daß Liebe eine Tholheit ist, die die Schönheit verdirbt, wie meine Mutter sagt; daß der Glaube an sich selbst eine unberechtigte Eitelkeit ist? Ihr wollt mein Glück? hahaha! Ich soll das Eure schaffen, also vorwärts? Wird das eine glückliche Familie werden!"

Der Professor versuchte vergeblich seine Tochter zu beruhigen.

„Justine, schone Dich und mich," rief er ihr zu; sie aber wurde immer ausgelassener.

Ter Diener meldete den Fürsten an. Zugleich erschien Frau Johanna in prachtvoller Toilette und blickte verwundert auf die fortwährend lachende Justine.

„So ausgelassen, Justine?" fragte sie.

„Soll ich nicht?" rief Justine, „höre ich doch: er ist da, mein Fürst ist da! Ich sehne mich, ihn zu empfangen!"

Der Fürst trat ein und ging sofort auf Frau Johanna zu, ihr die Hand küssend.

„Meine theure, lheure Mama!" sagte er süßlich, „zuerst Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank!"

„O, Durchlaucht —"

„Bitte, nichts von Durchlaucht, hier bin ich nur Sohn," und zu Justine sich wendend und ihre Hand ergreifend, fügte er hinzu: „und Sklave!"

„Ich nehme Sie beim Wort!" fiel Justine lachend ein, „o, Sie sollen, mich kennen lernen! Ich bin so herrschsüchtig, so grausam, so launisch, daß, die Sklaven unter meiner Herrschaft zittern weiden!"

„Und doch wümfche ich nichts sehnlicher, als sobald als möglich unter diese grausame Herrschaft zu gelangen," sagte der Fürst galant.

Man setzte sich.

„Der Wunsch soll Ihnen erfüllt werden," erwiderte Justine und ihr Gesicht glühte, „nicht wahr, meine geliebten Eltern, Ihr werdet nicht säumen, das Glück Eurer Tochter zu beschleunigen? Ich will eine Hochzeit haben mit allem Pump und Glanz, so kostbar und reich, wie sich's einer Fürstin geziemt, die schönste Robe der Welt sollt Ihr mir aus Paris kommen lassen, die Juwelen der Königin dürfen nicht schöner sein, als die meuigen. alle Berühmtheiten der Stadt sollen geladen werden, mein Vater zählt ja jetzt auch zu ihnen, sie weiden die Ehre also nicht ausschlagen. Was die Kochkunst Großartiges in der Welt leistet, soll auf die Tafel und der edelste Wein soll in Strömen fließen. Ueber uns aber müssen die Wogen der Lust zusammenschlagen, daß wir darunter verschwinden und die Welt entzückt ausruft: welch' eine glückliche Familie!"

Sie lachte von Neuem und der Fürst dachte bei sich: Sie ist entzückend."

Justine Vankmar. 3Z3

|

Ter Professor aber dachte: „Sie ist furchtbar!" Und die Professorin:

»Ich lenne meine Tochter nicht wieder!"

Justine aber fuhr in ihrer Extase fort:

«Das aber sage ich Ihnen, mein edler Fürst, Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, mit der Ehe beginne zugleich die Ruhe für Sie. Ich liebe das idyllische Leben nicht, ich will Zerstreuung, Abwechslung, Aufregung, so lange, bis mich die Müdigkeit übermannt und der Schlaf mich fähig macht, den neuen Tag mit neuem Rausch zu beginnen!"

„Wie freue ich mich, dies Alles meiner Fürstin bieten zu tonnen!"

sagte der Fürst, in diesem Augenblicke aufrichtig.

«Du bist jetzt fchon im Rausch." setzte die Professorin, stolz auf ihre Tochter, hinzu.

„Bin ich das?" fragte Justine lachend, „in der That, ich bin bereits im Vorgeschmack jener Herrlichkeiten, die meiner warten."

Sie stand auf und fragte:

„Aber wollten wir uns nicht der Welt zeigen? Das Wetter ist so schon, lassen Sie uns, mein theurer Fürst, durch die Stadt fahren, die Fenster werden sich mit Menschen füllen, man wird mit den Händen nach uns weisen, der Neid wird Allen aus den Augen schauen und doch werden sie ausrufen: welch schönes Paar! Ist es Ihnen recht, mein Fürst?"

„Sie erfüllen nur meinen Wunsch, theuerste Justine!"

„So laß unsere Garderobe bringen, Mama, Du fährst mit uns, und wenn wir zurückkehren, soll ein feierlicher Schmans uns zum ersten Mal Vereinigen, das Glück besiegeln! Nicht wahr, mein geliebter Vater?"

„Gewiß, meine Tochter," sagte der Professor schauernd.

„Nur immer vergnügt!" lachte die Tochter und klopfte dem Vater auf die Schulter, „nur immer lustig! Ich hasse die ernsten Gesichter! Was siehst Du so trüb aus, Vater? Sieh nur die Mutter an, wie sie strahlt! — Du bist glücklich, Mutter, nicht? — Und Sie, mein Fürst?"

„Ich vergehe vor Wonne," sagte der Fürst ihre Hand küssend, „kommen Sie, meine Fürstin; lassen Sie uns gehen, theure Mutter, leben Sie wohl, Herr Professor!"

Die Kammermädchen hatten die Garderobe gebracht, man schickte sich an zu gehen.

„Lebe wohl, Papa, Du wahrer Schmied des Glückes! rief Justine, sich halb umwendend, zurück und lachte wieder.

Als sie hinaus waren, eilte der Professor an's Fenster, um den Ab-fahrenden nachzusehen.

„Fort sind sie!" sagte er erleichtert, „nun ist mein Ruf gerettet!"

So glitt er immer rascher auf der einmal eingeschlagenen Bahn abwärts.

/^

2HH Karl Iaenicke ii, Vr«5lau.

XV.

Felix' Hoffnungen waren mittlerweile immer mehr geschwunden. Er hatte Krüger getroffen und von diesem das bevorstehende Duell mit Monrad erfahren. Auch er zweifelte nun nicht mehr daran, daß Justine die Braut des Fürsten werden würde.

Er sollte secundiren. Alle seine Einwendungen und Versuch«, das Duell beizulegen, waren erfolglos. Man hatte einen abgelegenen Ort außerhalb Berlins zum Rendezvous ausersehen und nun war Krüger bemüht, in aller Eile Nestimmungen zu treffen und Briefe zu schreiben, für den Fall, daß ihm ein Unglück zustieße.

Damit Leonore nichts erführe und sie nicht unnöthigerweise voreilig in Angst versetzt werde, schrieb Krüger in Felix' Wohnung und vertraute diesem alle seine letzten Wünsche an.

Nur die alte Susanne hatte man für alle Falle verständigt und ihr aufgetragen, Leonoren nicht zu verlassen.

„Und wenn ich sterben sollte,, so weiß ich, daß Sie sich meiner Leonore annehmen werden. An meinem Leben hätte sie ohnehin ebenso wenig gehabt wie ich selbst," hatte Krüger gesagt, und Felix hatte ihm die Hand gedrückt und erwidert:

„Hoch den Kopf, lieber Freund; ich hoffe, uns Dreien wird die Sonne noch lange scheinen."

Dann ließ er Krüger mit seinen Briefen allein und eilte, da er noch Zeit genug vor dem Duell hatte, nochmals heimlich zum Professor, um sich 5>i überzeuge«, ob Alles so eingetroffen, wie er befürchtet.

„Unter den Linden" traf er den Wagen des Fürsten mit Justine und i^rer Mutter, und seine Lippen bebten vor Wuth bei diesem Anblick. Also Alles war vorbei! Und wie heiter sie ausgesehen hatte! Es faßte ihn ein giftiger Grimm und es reizte ihn mehr als je, diesen am Professor auszu-lassen. Jetzt, wo Alles verloren war, hatte er keinen Grund mehr, Rücksichten zu nehmen.

Er fand ihn allein.

„Meinen Glückwunsch, Herr Bräutigamsvater!" rief er ihm schon an der Thüre zu, „das nenn' ich doch für sein Kind sorgen! Wie prächtig das Paar aussah! Und die Frau Tante geruhten so herablassend »md gnädig zu lächeln, daß einem vor Süßlichkcit übel werden tonnte!"

Er warf sich in einen Sessel, daß er Inackte.

„Was berechtigt Dich zu solcher Sprache?" fuhr ihn der Professor an, „bist Tu von Sinnen?"

„Nein, ich habe sie alle beisammen, mehr denn je!"

„Ich aber verbiete Dir so mit mir zu reden! Vergißst Du. wen Tu vor Dir Haft?"

,Wen ich vor mir habe?" artwortete Felix mit vernichtendem Spotte,

Justine Vansmar. — 3)3

„tonnte ich das je vergessen? Nein, leider kann ich's nicht! Den, berühmten Professor, der den ersten Preis erhalten hat!"

Er sah ihm höhnisch ins Gesicht, in das bleiche, verlegene, auf dem die Lüge vergeblich sich zu verstecken strebte.

„Vergebung!" fuhr Felix höhnisch fort, „daß ich Dich daran erinnere, aber ich will Dir eine Geschichte erzählen, die darauf Bezug hat."

Der Professor krümmte sich unter der Gewalt der Blicke, die Felix auf ihn richtete.

„In einer stillen Studirstube," sprach er weiter, „siht'ein wirklicher Gelehrter und müht sich Tag und Nacht in die Tiefen der Wissenschaft, die ihm ein Heiligthum ist, zu dringen und aus ihrem dunklen Schacht das Gold der Wahrheit an das Tageslicht zu fördern. Der junge Gelehrte liebt zufällig die Tochter eines eitlen Narren, der das Flittergold der äußeren Ehre dem echten Golde der Wahrheit vorzieht —"

„Felix, Du weißt?" schrie der Professor entsetzt.

„Laß mich ausreden; ich bringe Dir den letzten Gruß eines Mannes, der in den Tod zu gehen gesonnen ist, und den Du selbst hineingetrieben! Er hat mir Alles gebeichtet, wie es einem Sterbenden ziemt, denn er selbst halt sich für schuldig, obgleich es kein reineres Herz giebt als das seine! Du heimst die Lorbeeren eines Anderen, die Du durch Betrug erlangt hast, ein und verdirbst den edelsten Menschen!"

Felix Stimme verriet!) zugleich Wuth und Wehmuth.

„Ich verderbe ihn?" wagte der Professor zu sagen, „bin ich Schuld daran, daß Justine den Fürsten liebt? — Da Du schon Alles zu wissen scheinst, so wisse auch noch, daß Iustinens freie Wahl durch unser Abkommen nicht geschmälert werden sollte. Nun hat sie gewählt —"

„Vortrefflicher Commentator!" unterbrach ihn Felix zähneknirschend, „an Dir ist ein Jurist zu Grunde gegangen! So erkläre doch öffentlich, daß Du der Verfasser jener Schrift nicht bist! So gieb doch Krüger zurück, was Du unrechtmäßig Dir angeeignet!"

„Das ist nun nicht mehr möglich," sagte der Professor verlegen, „wer hätte voraussehen können, daß Justine — und bann — Du kennst die näheren Verhältnisse nicht —"

„O, spare Dir die Worte, ich glaube keinem derselben, Du bist es doch, der das Glück zweier Menschen, und vielleicht noch mehrerer, für immer vernichtet hast!"

„Das ist nicht wahr!" hauchte der Professor.

„Was gilt Dir das Glück Deines Kindes, wenn Dein Name vor der Welt nur groß dasteht!"

„Felix! wirst Du mich verratheu?" jammerte der Professor. >

„O, fürchte nichts, ich schweige! Nicht Deinet-, nur Iustinens wegen. Ja, noch mehr! ich soll Dir für den Fall, daß Krüger stirbt, seine Verzeihung bringen."

3H6 Karl Iaenicke in Vieslau.

Der Professor athmete erleichtert auf, während Felix, mit der geballten Faust sich vor den Kopf schlagend, unter Thränen die Worte hervorstieß:

„Und ich kann, ich lann ihn «.'cht retten! Er will sterben! O, seine arme, arme Schwester!"

„O Gott, o Gott!" wimmerte der Professor.

„An den hättest Du früher denken sollen!" fuhr Felix, mit dem Fuße stampfend, auf.

„Felix, Du beurtheilst mich zu hart. Du thust mir Unrecht!"

.Natürlich! Ich wünschte, ich konnte Dir Dein Recht thun!" erwidert?

Felix wild.

In diesem Augenblicke trat der Diener ein und meldete den Geheimen

Rath Lehmann aus dem Cultusministerium.

„Was will der jetzt?" fragte verdrießlich der Professor, und zu Felix

gewendet, flüsterte er: „Verillthe mich nicht!"

Der Geheimrath trat ein.

„Gehorsamer Diener, Herr Professor, guteil Tag, Herr Grund," sagte

er und verneigte sich. Es war ein kleiner, beweglicher, älterer Herr mit intelligentem Gesicht und altmodischer Kleidung.

.Was verschafft mir die Ehre?" begann der Professor, nachdem sie sich geseht hatten, und verbarg seine Aufregung unter einem breiten Lächeln des Mundes.

„Ich komme im Auftrage des Herrn Cultusministers mit einer vertraulichen Anfrage. Meine Zeit ist sehr gemessen, verzeihen Sie, wenn ich daher gleich in me<li>rs8 gehe. Herr Grund gehört ja zur Familie," sehte

er, diesem ein kurzes Compliment machend, hinzu.

Felix verneigte sich ebenfalls.

„Man geht seit langer Zeit in unserm Ministerium mit der Absicht um."

fuhr der Geheimrath fort, „einen Lehrstuhl für neuere Philosophie zu errichten.

Nach dem glänzenden Beweise, den Sie durch Ihre Preisschrift von Ihren

Fähigkeiten und Kenntnissen geliefert, wäre es dem Minister sehr willkommen,

wenn Sic, Herr Professor, diesen Lehrstuhl einnehmen wollten. Sie sehen,

ich bin kurz, was sagen Sie dazu?"

Ter Professor sollte heute aus einer Erregung in die andere fallen!

Welchen Wust von Empfindungen beherbergte sein Inneres! Kaum war er

noch im Stande sich aufrecht zu erhalten. Voller Verwirrung erwiderte er:

„Ich bin — außerordentlich erfreut, Herr Geheimrath, über dieses

schmeichelhafte Anerbieten, muß mich aber doch darüber wundern, daß, daß —

der Herr Minister nicht auf jüngere Kräfte verfallen ist. Ich, ich habe die

50 überschritten!"

Er Vermied es, Felix anzusehen.

„Das Alles ist bei uns bereits in Erwägung gezogen worden," sagte

der Geheimrath, „die Jugend läßt uns aber diesmal im Stich. Wir hatten

zwar einen jungen Mann im Auge, den wir sehr gern befördert hätten, allein

— Justin« Vanlmar. 29?  
man scheint sich in ihm getäuscht zu haben. Trotz mancher viel versprechender Anfänge bringt er nichts fertig, wir tonnen unmöglich länger auf seine versprochenen Thaten warten.  
Dem Professor wurde immer unheimlicher zu Muthe. Und wie von einem bösen Dämon getrieben, sich immer tiefer in die Verwirrung hinein-zurennen, fragte er:  
„Wer ist der junge Mann, wenn ich fragen darf?“  
„Das ist kein Geheimniß, es ist der vi-. Krüger.“  
„Krüger?“ fragte der Professor tonlos.  
„Jawohl, Sie werden vielleicht von ihm gehört haben.“  
„O ja, ich kenne ihn, ich halte ihn für einen ausgezeichneten Gelehrten.“  
„Das dachte man allgemein, aber die Welt will nun einmal Beweise, und das ist auch nothwendig. Ein Licht, das unter dem Scheffel steht, leuchtet eben nicht. Wir wünschen nun, Herr Professor, Ihr plötzlich hell aufgelodertes Licht an eine Stelle zu fetzen, wo es recht weit sichtbar ist.“  
In Felix kämpften bei dieser Unterredung wieder die traurigsten Gefühle mit einer grenzenlosen Wuth. Was Alles war seinem Freunde geraubt worden! Der Professor aber erwiderte mit äußerster Anstrengung:  
„Nein, Herr Geheimrath, ich fühle mich doch nicht mehr jung genug eine solche Stelle auszufüllen. Ich denke, Krüger ist der geeignetere Mann.“  
Der Geheimrath schüttelte den Kopf.  
„Schurke! Jetzt soll Dir Dein Recht werden!“ dachte Felix, laut aber sagte er zum Geheimrath:  
„Nenn ich mir gestatten darf, hier das Wort zu ergreifen?“  
„Bitte sehr. Herr Grund!“  
„So möchte ich bemerken, daß mein Onkel von einer zu weit gehende» Bescheidenheit ist.“  
„Felix!“ rief der Professor unwillig aus.  
„Das glaube ich auch,“ versetzte der Geheimrath zustimmend.  
„Was sind denn auch 50 Jahre!“ fuhr Felix fort, „heutzutage, wo erst das spätere Lebensalter dazu berufen scheint, werththätig in allen Phasen des Lebens einzugreifen! Sehen wir unsre greisen und doch jugendlichen Feld-Herrn! Unsre ehrwürdigen Häupter der Universität! Unsre ergrauten Staats-männer! Und Du willst Dich mit 50 Jahren schon zu den Alten rechnen? Nein, nein, das ist schlecht angebrachte Bescheidenheit! Tu gehörst auf's Katheder!“  
„Recht gesprochen, Herr Grund, das ist auch meine Ansicht! Sie hätten längst einen Lehrstuhl zieren sollen!“  
Jämmerlicher war wohl nie einem armen Sünder zu Muthe gewesen, als dem Professor in diesem Augenblicke.  
„Aber, meine Herren, —“ begann er und konnte nicht weiterreden.  
„Sträube Dich nicht, Onkel,“ fuhr mit unerbittlicher Ironie Felix fort,  
„Dir soll ja nur Dein Recht werden. Denke auch an Deine Frau!



228 Karl Zaenicke in Vreslau.  
sehr wird sie die freudige Nachricht überraschen und entzücken! Du mußt die Professur annehmen!"  
„Sie weiden sich uns schon ergeben, Herr Professor," sehte der Geheimrath hinzu.  
Voller Verzweiflung blickte der Professor von diesem zu Felix, welcher ihn mit Augen ansah, die unverhohlen aussprachen: .Wenn Du nicht annimmst, so verrathe ich Dich."  
„So, so, — zwingen Sie mich, Herr Geheimrath," sagte der Professor, seine letzten Kräfte zusammennehmend.  
„Kein Zwang, lein Zwang! Wir bitten darum, und nicht wahr, ich darf dem Minister eine zusagende Antwort geben?"  
„Nun — so will ich — annehmen."  
Der Geheimrath erhob sich rasch.  
„Bravo, bravo!" sagte er, „ich habe Ihr Wort."  
Er schüttelte dem Professor die Hand, wandte sich bann zu Felix und sagte:  
„Ihnen, Herr Grund, meinen besonderen Dank für Ihre gütige Mitwirkung. Und nun muß ich fort. Auf Wiedersehen, meine Herren!"  
„Felix, was hast Du gethan?" rief zornentbrannt der Professor, als er mit ihm allein war.  
„Dir Dein Recht verschafft! Nun ersticke daran!"  
„Ich kann aber die Stellung nicht ausfüllen!" klagte der Professur.  
„Das soll Dich an den erinnern, den Du daraus verdrängt hast! Und nun zu meinem armen Krüger!"  
Ohne den Professor weiter zu beachten, eilte er dem Ausgange zu, als ihm bleich, völlig verstört und mit theilweise zerrissenen Kleidern Frau Johanna entgegenstürzte und nur die Worte: „Wasser! Wasser!" hervorstoßend sich ohnmächtig auf einem Sessel niederließ.  
Es wurde eiligst Wasser herbeigeschafft und Felix und der Professor ivaren bemüht, die Ohnmächtige wieder zu sich zu rufen.  
„Was ist? Was giebt es?" schrie der Professor, den die neue Aufregung wieder munter gemacht hatte.  
Die Professorin schlug die Augen auf und fragte:  
„Wo ist Justine?"  
„Du fragst, wo Justine ist?" gab der Professor zur Antwort und sein Herz erbebte.  
„Sie fuhr ja mit Dir!" sehte Felix kopfschüttelnd hinzu.  
„Es ist aus, es ist Alles. Alles aus! Wir sind vernichtet!" hauchte die Professorin leise, noch immer lag sie ganz apathisch.  
„So rede, rede doch! Wo ist Justine?" fragte Felix ärgerlich.  
„Ich weiß nicht, ich glaubte, sie sei hier.'  
„Hier? Wie sollte sie hier sein?"  
„So komme doch zu Dir und erzähle!" rief der Professor händeringend.

Justine Dankmar. 393

Nie Professorin raffte sich zusammen und begann matt, wurde allmählich jedoch während des Erzählens immer lebhafter:

„Ja, ich will erzählen, — ich will mir und Dir nichts ersparen, Dankmai." Sie fixirte ihren Mann von Zeit zu Zeit, als wollte sie ihm bis in's Herz sehen. „Wir fuhren durch die Stadt, Alles blickte auf uns. Ich war stolz und selig, nur beunruhigte mich einigermaßen das aufgeregte Wesen Iustinens, die nicht müde wurde zu sprechen, zu lachen, den Vorübergehenden zuzunicken. Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte! Dabei drang sie fortwährend in den Fürsten, ihr zu gestehen, wodurch er eigentlich — Dein Wort erpreßt habe, Dankmai! —Und er machte allerhand unverständliche, mir nur leider zu verständliche Anspielungen auf Krüger und die Preisarbeit." Sie hielt im Sprechen inne und sah ihren Mann mit einer Verachtung an, daß sich dieser abwandte und laut ausrief:

„Weiter, weiter, komme doch zur Sache!"

»Ich sage es schon," fuhr sie mit unterdrückter Wuth fort, um Felix ein Geheimniß nicht zu verrathen, das für ihn keins mehr war, „wir verlassen die Stadt, fahren in den Thiergartcn zurück, — da sprengt ein Reiter und eine Reiterin immer hinter uns drein. Ich sehe, wie der Fürst unruhig wird, ich höre, wie er seinem Kutscher auf Russisch etwas zuruft, der in eine völlig abgelegene Seitenallee abbiegt und die Pferde zu immer rascherem Laufe anspornt. Aber die Reiter sind schneller als wir, sie holen uns ein, die Reiterin schwingt ihre Gerte, versetzt in heftigster Wuth dem Fürsten und Justine zugleich einen Hieb, daß diese halbohnmächtig zurücksinkt, und ruft mit entsetzlicher Stimme in deutscher Sprache: „Verräther! Meineidiger Verräther! Fährst Du im offenen Wagen mit Deiner Maitresse und verleugnest Deinen Sohn und das Weib, dem Du ewige Treue geschworen?" Die Pferde bäumen sich, der Reiter fällt ihnen in die Zügel, der Wagen hält einen Augenblick, doch nur so lange, daß gerade Justine Zeit bekommt, den Schlag zu öffnen und hinauszuspringen. Ich will nach. In demselben Augenblicke aber ziehen die Pferde an, im Galopp rasen sie davon über Stock und Stein, Reiter und Reiterin immer neben uns. Der Kutscher verliert die Zügel und erst nach einigen Minuten ist er im Stande, die Pferde zum Stehen zu bringen. Wir befinden uns auf offener Landstraße. Während die beiden Fremden sich mit dem Fürsten im heftigsten Wortwechsel in ihrer Sprache befinden, der Fürst vor Scham und Verlegenheit nicht weiß, was er mir sagen soll, befreie ich mich halbtodt aus dem Wagen, suche die Charlottenburger Straße zu gewinnen, rufe, schreie nach Justine, frage Vorübergehende nach ihr, alles vergebens. Endlich finde ich eine leer in die Stadt zurückkehrende Droschke, fahre noch einmal denselben Weg zurück, aber Justine ist verschwunden, nirgends, nirgends eine Spur von ihr!" Ermattet legt sich die Professorin zurück, und der Professor schreit verzweifelt die Hände ringend:

„Mein Kind! Mein Kind!"

H00 Karl Iaenicke in Vieslau.

„So muß man suchen, suchen lassen! Die Polizei verständigen!" ruft Felix, der mit verstörten Sinnen der Erzählung der Professorin gefolgt war. und rennt davon.

„O, Justine, Justine, nun bin auch ich verloren!" sagt der Professor für sich und schleicht, völlig gebrochen, auf sein Zimmer.

Die Professorin, laut fchluchzend, würdigt ihn keines Blickes und bleibt rath- und thatlos in ihrem Stichle sitzen.

Auf seinem Zimmer angekommen, überfällt den Professor das ganze moralische Elend, in dem er sich befindet, mit solcher Stärke, daß ihm das Leben unerträglich scheint. Was soll er auch thun? Soll er mit seinem schuldbeladenen Gewissen das Katheder besteigen? Wie soll er seiner Frau fenier gegenüberreten, die ihn durchschaut hat? Wie Justine, wenn sie noch lebt? Und ist sie todt, wie soll er ihren Tod überleben? Wie den Tod Krügers, den ihm Monrad in sichere Aussicht gestellt? Wie lange kann sein Geheinmiß, das keines mehr ist, verborgen bleiben?

Er hat nur noch einen Gedanken: seinem Leben ein Ende zu machen!

Er sieht sich scheu im Zimmer um, er verriegelt die Thür. Mit zitternder Hand wirft er einige Zeilen auf ein Papier, worin er Abschied von seiner Frau und Tochter nimmt und seine Schuld bekennt. — Tann erhebt er sich, ergreift die seidene Schnur, die seine schweren Gardinen hält, reißt sie her- unter, prüft ihre Stärke und es ist zu verwundern, mit welcher Schnelligkeit ihm die Schlinge gelingt. Er steht auf dem Stuhl und befestigt sie an einem starten Vorsprung seines gothischen Bücherschranks, legt sie um seinen Hals und springt vom Stuhl. Dieser schlägt um und mit fürchterlichen Zuckungen hängt der Körper des Professors von seinem Bücherschranke herab.

XVI.

Inzwischen ist der Abend herangekommen und Leunore sitzt traurig in ihrem Zimmer und harrt des Bruders, der heute länger als gewöhnlich aus- bleibt. Sie verbirgt ihren Kummer der alten Susanne nicht, die ängstlich im Zimmer sich zu schaffen macht und dabei heimliche Seufzer ausstößt. Was soll die Alte thun? Soll sie ihre geliebte Herrin darauf vorbereiten, was geschehen kann? Sie murmelt zwischen den Zähnen: „Ich kann es immer noch nicht."

„Was sagst Du. Susanne? Nicht wahr, Du fürchtest Dich auch?"

„Geben Sie sich zufrieden, liebes Fräulein, wer weiß, welche wichtige Sache ihn aufhält!"

„Ach, ich fürchte, er hat die endgültige Verlobung Justinen» erfahren, und der Schmerz hat ihn menschenscheu gemacht und in's Freie getrieben. — Wenn er sich nur faßte! Wenn er nur bald zu mir zurückkehrte! — Mir ist Alles unerklärlich. Wie hoffnungsvoll schied ich von Justine, wie echt dünlten mich ihre Thränen, und eine halbe Stunde später fährt sie scherzend mit dem Fürsten davon!"

Justine Damlmar. HU^  
Leonore träumt vor sich hm.  
„Du sahst das Brautpaar, Susanne?“ fragte sie nach einer Weile.  
„Ich sah sie durch die Stadt fahren: ein schönes Paar! Justine glühte wie eine Rose, sie war so ausgelassen heiter — aber glücklich schien sie trotzdem nicht zu sein.“  
„Nein, das glaub' ich auch. — Aber zu retten war sie nicht' mehr, wie ich nun sehe. — Wenn sich nur mein armer Bruder davon überzeugete! — Wo er nur bleibt? War denn Herr Grund auch nicht mehr hier? — Du zitterst, Susanne? — Warum antwortest Du nicht?“  
Leonore steht bebend vor ihrer alten Dienerin.  
„Ach liebes Fräulein!“  
„Du verheimlichst mir etwas, Susanne! Es ist.ein Unglück geschehen, um Gottes Willen, was ist es?“  
„Es liegt mir auf dem Herzen, als ob ich einen Mord begangen hätte. Ich muß es Ihnen doch endlich sagen.“  
„Wo ist mein Bruder?“ schreit Leonore und stürzt der Alten um den Hals.  
Susanne erzählt Alles, was sie weiß.  
„Er wird sterben, er wird sterben wollen!“ schluchzt Leonore laut, und auf einen Stuhl niedersinkend und die Arme auf den Tisch stützend, jammert sie:  
„O, ihr unmenschlichen Menschen, die ihr ihn dahingebracht! Die ihr ihn in eure Kreise gelockt, in denen der Edle zu Grunde gehen muß. Wie ist meine Seele Plötzlich von Haß erfüllt, von glühendem 'Haß, den ich sonst niemals gekannt! Wie dürstet mein Herz nach Rache, wie möchte ich alle Weiblichkeit abstreifen, um Dich zu rächen, ",mein geliebter Bruder!" Sie weint still in ihr Tuch hinein. Die alte Susanne steht trostlos daneben und klagt sich an, daß sie nicht^geschwiegen, da vielleicht doch noch Alles gut abläuft.  
Da ertönt die Hausglocke.  
Die beiden Frauen fahren erschreckt auf,  
„Er ist's! Geh, Susanne, und öffne! Man wird ihn uns todt in's Haus bringen!“ klagt Leonore und legt den Kopf auf den Tisch. Sie wagt es nicht hinanzugehen, sie fürchtet den entsetzlichen Anblick. Zögernd geht die Alte und öffnet; aber nicht Krüger erscheint, sondern — Justine!  
Ohne die erstaunte Alte zu grüßen tritt sie in's Zimmer und bleibt, bleich und verstört, stumm an der Thür stehen.  
Leonore blickt auf und traut ihren Augen nicht. Ein Schrei, gemischt aus Wuth, Schmerz und Verwunderung, entringt sich ihren Lippen.  
. „Du kommst zu mir? Du? — Willst Dich^an meinem Schmerze weiden? Unselige, was treibt Dich hierher?“  
In ihrem ^Jammer und bei der hereinbrechenden Dunkelheit sieht

HV2 Karl Iaenicke in Vieslau.

Leonore nicht, wie völlig verwandelt Justine vor ihr steht. Aus ihrem Gesicht ist alles Leben entschwunden, ihre Kleider sind zerrissen, denn sie hat sich stundenlang wie wahnsinnig im Dickicht des Thiergartens verbürgen, ihr Auge ist erloschen, leichenhaft starrt es Leonoren an.

„Leonore," sagt sie mit tonloser Stimme, „ich frage mich, — ob ich — noch leben kann?"

„Entsetzliche Spöttlerin! Hinweg von mir! Ich verachte Deine Verstellungslunft! War es nicht genug, daß Dein Vater meinem Bruder die Früchte seines Fleißes entwendete, muß er ihm auch noch das Leben rauben?^

Justine hat nur die, Worte gehört, die sich auf ihren Vater beziehen, sie ist von ihnen wie eleltrisirt; wie aus einem Traume erwacht, stürzt sie behend auf Leonoren zu und ruft:

„Was sagst Du? Also es ist wahr? Mein Vater hat ihm die Preisarbeit gestohlen?"

„Kannst Du noch fragen? Der Freund des Fürsten entdeckte den Betrug — und Franz wird im Duell für Deinen Vater sterben!"

Leonore wendet sich ab, Thränen ersticken ihre Stimme, sie verbirgt ihr Gesicht an der Brust Susannens.

Justine aber steht mitten im Zimmer und ein unaussprechliches Wehgefühl zerreißt ihr die Brust, ihre Gedanken fahren irr herum, nur einer ist klar.

„Das also war die Schande," denkt sie, „von der mein Vater sprach, das der Grund, warum er mich dem Fürsten verlaufte! Das bedeuteten die Anspielungen des Fürsten! — So bleibt mir nichts, nichts! Nicht einmal der gute Name meines Vaters!"

Wild bäumt sich der Zorn in ihrer Brust. Das Leben erscheint ihr als eine Wüste voll ekler Gemeinheit, aus der sie nicht schnell genug entfliehen kann, denn jedes Zögern könnte ihre gerechte Verzweiflung wieder in unthätige Resignation verwandeln.

Mit raschem Griff reißt sie den Dolch aus ihrem Gürtel und führt ihn mit sicherer Hand gegen das lautpochenbe Herz.

Sie stöhnt, sie sinkt, Leanore und Susanne sehen erst jetzt, was geschehen, sie eilen herbei und legen die Sterbende auf das Sopha.

Susann« eilt nach einem Arzt, Leonore kniet neben Justine, sucht das hervorquellende Blut mit nassen Tüchern zu stillen.

„Was hast Du gethan, Unglückselige?" raunt sie ihr entseht in'S Ohr.

„Mich — ausgestrichen, wie eine — falsche Zahl! O weh!"

„Und meine Worte haben Dich getödtet^

„Nein, Schwester, nein, Du nicht! Du wirst — es erfahren — was mich — so weit gebracht."

Sie haben nicht bemerkt, daß während der letzten Worte die Professorin eingetreten ist; das Suchen nach ihrer Tochter hat sie endlich auch hierher geführt. Wie eine Löwin nach ihrem geraubten Jungen stürzt sie an das Lager der Tochter.

Justine Dankmai. ^— HN3  
„Justine!" ruft sie. „Justine! Wie muß ich Dich finden!"  
„Sterbend." sagt Leonore schluchzend.  
„Sterbend?" schreit die Mutter. „Nein! nein! Es ist nicht wahr! Wer hat Dich getödtet? Du sollst leben!"  
„Ich nicht, Mutter — ich nicht! Der Tod ist — meine Erlösung," sagt Justine matt.  
„Justine, Justine! Noch nicht! Ehe Du mir nicht vergeben!"  
Sie sucht nach der Hand ihrer Tochter, sie tüßt sie zum ersten und letzten Male in ihrem Leben.  
„Leb' wohl. Mutter — laß mich ziehen!"  
„Nein, nein, Justine! Liebes Kind! Dn darfst nicht sterben! Holt einen Arzt, vergeht ihr denn das Wichtigste?"  
Leonore.sagt ihr, daß man bereits nach einem geschickt, Da nahen Tritte.  
Es wird der Arzt sein!  
Nein! Das sind bekannte Stimmen, die Thüre geht auf, Franz und Felix erscheinen, beide unverletzt,  
Leonore fliegt an des Bruders Hals, wer beschreibt ihre Gefühle in diefem Augenblick?  
In der Angst haben die Frauen vergessen, die Lampe anzuzünden, die Eintretenden bemerken nicht, zu welcher Scene sie gekommen.  
Sie erzählen rasch, daß sie vergeblich auf Monrad gewartet, daß aber endlich ein Bote einen Brief von ihm gebracht hätte, worin er sein Ausbleiben entschuldigt, da eine unaufschiebliche Angelegenheit seine sofortige Abreise erfordert habe.  
Leonore weint Thränen der Freude und des Schmerzes am Halse ihres Bruders.  
Da tritt die alte Susanne, die Lampe in der Hand, mit dein Arzte herein und beleuchtet die furchtbare Scene.  
Die jungen Männer stehen starr vor Entsetzen, man unterrichtet sie schnell von dem Geschehenen. Sie dringen in den Arzt, zu versuchen, was in seinen Kräften stehe.  
Er schüttelt den Kopf, es ist vorbei.  
Am Lager Iustinens knien jetzt zu beiden Seiten Krüger und die Mutter.  
Auch Krüger hat eine Hand gefaßt und bedeckt sie mit Thränen und Küssen.  
Justine lächelt ihn matt an.  
„Lebe, lebe! Sei glücklich!" flüstert sie mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte und sucht sich aufzurichten. Es gelingt ihr nur halb, mit beiden Händen ergreift sie Krügers lockiges Haupt und ihr kleiner Mund spitzt sich wie zu einem Kusse.  
Er sieht es nicht vor Thränen.  
Aber Iustinens Kräfte reichen nicht mehr aus, ermattet sinkt sie zurück und haucht die letzten Worte-  
-Hol» und 2üd. XXXIX,, II? 2?

^s)H Karl Iaenicke in Vreslau, — „i^ . Mutter — gute Nacht." Ter Allerbarmer Tod hat sie sanft in seine Arme geschlossen. — In dem Zimmer Krügers hurt man lange Zeit nichts als Schluchzen und unterdrücktes Weinen. Dann erhebt sich die Mutter von den Knien, trocknet die Thränen und sagt, auf ihr Kind niederschauend. „Wohl ihr! Sie wird dort oben für ihren Vater bitten, mit dem sie zugleich vor ihren Richter tritt." „Zugleich!" fragt Felix, «wo ist Nein Mann?" „Ich fand ihn — in seinem Zimmer — tobt." Neues Entsetzen faßt alle Anwesenden. Die Professorin aber reckt wie sonst ihre Gestalt in die Höhe und sagt mit starker Stimme: „Ich aber will leben! Will meine Schande allein vor allen Leuten tragen: das sei meine Strafe!" Und diese Strafe war nicht gering für die einst so eitle, stolze Frau. Sie hat sie vier Jahre getragen, dann ist sie ihr erlegen. Was sie von ihrem großen Reichthum bei Lebzeiten nicht an Arme vertheilt hat. ist nach ihrem Tode vielen wohlthätigen Anstalten der Stadt zugute gekommen. Und die Andern? Etwa ein Jahr nach der eben erzählten Katastrophe tonnte man eines Tages am Hafen zu Hamburg, an der Stelle, wo der große Dampfer „Frisia" anzulegen pflegt, unter den sich zur Abfahrt Rüstenden vier Personen bemerken, denen der Abschied von Europa nicht schwer zu werden schien. Es waren Felix mit seiner jungen Frau Leonore, denen das Glück aus den Augen lachte, die alte Susanne, die trotz ihrer Jahre die Reise über den Ocean wagte, um ihre Liebsten nicht zu verlassen, und ein ernster junger Mann. Franz Krüger. Sie haben drüben gefunden, was ihnen hier nicht beschieden war: einen Wirkungskreis, der ihr Leben edel ausfüllt und sie ganz befriedigt. Felix ist der glücklichste Familienvater und zugleich einer der angesehensten ssaufleute New-Z)orks. und Krüger, der es sich in den Kopf gesetzt hat. un-verheirathet zu bleiben, eine Zierde der dortigen Universität. Fürst Natinski aber ist mit Hülfe seines väterlichen Freundes Moi.rad bisher allen Schlingen der Polizei glücklich entgangen. Er hat ^eingesehen, daß er ohne den Beistand dieses erfahrenen Mentors nicht cxistiren kann, und ihn durch verdoppelte Wohlthaten für's ganze Leben an sich gekettet. Dem Genie dieses Mannes hat es der Fürst zu danken, daß er wieder wie einst sintnnt M5 der Petersburger Gesellschaft ist.

^Illustrirte Bibliographie.

Verlincr Vuute Moppe. Originalbeiträge Berliner ilünsiler und Schriftsteller, München 1886. Verlagsnnstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Friedrich Nruckmaun,

Es darf ein sehr glücklicher Gedanke genannt werden, das, sich die geistigen Kon)- phäen der deutschen Rcichshnuptstadt zu einem ähnlichen Werke vereinigt haben, wie es bisher von München alljährlich ausging. Die durch den Titel angedeutete Form einer Sammlung kleinerer Aufsätze, von denen jeder eigenartig und fesselnd ist, hat dem Talente des Einzelnen seine volle Freiheit gewahrt, jeder durfte seine „Specinlität" pflege». So bietet die Berliner Mappe zugleich ein charakteristisches Bild der gegenwärtig in Berlin selbst vertretenen Richtungen.

In dieser Beziehung ist ein Vergleich mit der vorjährigen Münchener Mappe von besonderem Interesse. Auf den ersten Blick nimmt man in der letzteren das Ueberwiegen der künstlerischen, in jener das Vorherrschen der schriftstellerischen Beiträge wahr. In der München« Mappe zeigt die Künstlerschaft eine gewisse Einheitlichkeit, wenn man will Zugehörigkeit zu bestimmten Schulen, während die Schriftsteller untereinander wenig Zusammenhang haben. In der Berliner Mappe ist das Verhältnis! umgekehrt. Die Beiträge der Schriftsteller deuten auf eine gewisse Gleichmäßigkeit der Umstände, nnter denen sie entstanden, eine gewisse gleiche Denk- weise, während die Künstlerschaf! sich in einzelne Individuen zersplittert, Das ange- deutete Verhältnis; erklärt sich leicht ans der Verschiedenheit der Traditionen, die in den beiden Residenzen bcrrschen, München ist seit Generationen eine Kunststadt, während in Berlin vor wenigen Jahrzehnten, wie Ludwig Pietsch das so hübsch in seinen „Atelier-Erinnerungen" schildert, für talentvolle Künstler kaum ein Meister existirte, der den unentwickelten Anlagen die Richtung hätte geben tonnen. Paul Hehfe, Graf von Schuck, Karl Stieler, Gregowuius, Herrmnnn Liugg, Wilhelm Hertz find untereinander fo verschieden, wie Franz von Hultzendorsf und Enrl du Prel, während die Phalanx der literarischen Vertreter der Reichshauptstadt leicht gruppenweise betrachtet werden kann. 2?»



Nord und Süd. —

Es ist, von den poetischen Beiträgen im höheren Sinne abgesehen, ein gewisser Local-  
ion in den meisten zu erkennen, und so kräftig auch die Eigenart des Einzelnen sein  
mag, Berlin mit seinem nn Erscheinungen so reichen Leben und seinem mit jedem Tage  
deutlicher ansgeprägte» Streben nach Ausbildung eines bestimmten Charakters übt auf  
Alle seinen Einfluß.

Die Hülle, n!> l'o,i ?!chi,ijtl, Vm> Ludwig Piclich,  
?I»s^ Äeilmii v,»!t Mappe 188«, Älünchcn,  
VrilagiiinswU ftii ,!l«„s! und Wüfexscholt voimx!» friedlich Äüctmani,  
Paul Lindenberg's biswriiche Skizze „Am Gesundbrunnen" »ud Vanl Lindans  
Bild aus dem socialen Leben der Großstadt „In einer Droschke zweiter Klasse" stehen  
hier obenan. Zur größeren, freier behandelten Nouvelle leitet Haus Hopfen mit seiner  
Erzählung „Im Schlaf geschenkt" über: Rudolf Lindaus „Der Abend" zeigt wiederum  
alle Vorzüge in der Kunst des schlichten, ernsten, eindringlichen Vortrags, die dieser  
eigenartige Erzähler in seltenem Maße beherrscht. Weitere Beiträge von Hermann  
Heiberg und Elisabeth Werner verdienen warme Anerkennung. Fri» Manlhner,  
Mar Ring und Paul von Schönthon oertreten den Humor, allerdings mit dem  
beknnnten Zusah in der Stimmung, dem das Volt einem uor dem Gehenklwerden

^Illustrirtc Siblioarapliic,  
^U?

Nu« ^ Nill»er buwe Mappc I«»,.:, München, Pcrli>güa„st>», f,ir «»„st  
>,»d Wi!^«!,!!!!lft v°imc><e friedlich Uiui!m»,!„,

408  
Nord und Lud,  
Suchenden beimißt', die Laune ist darum aber keineswegs schlecht. Die rein poetische  
Form ist ebenfalls »eichlich vertrete«; es genügt hier, des feinfühligten Theodor  
Fontane schwungvolle Ballade „John Mnvnrd", Spielhagens meisterhafte Ieber-

i5, „!c ssrcuüdc V»„ Ot!« Ecbler,  
Äui! M>uicht,>cr b,mte Nlopvt I»»',,, Mimchm, A«ll<!K«»nsl!lt filr Kuns! und Wisftn'lüicha!»  
vormals Friedrich Niuckmann,  
feuung dreier Tcnmiwn'fchen Gedichte »nd Julius Nodenberg» „Zwei Frühlingstage"  
zu nennen.  
Und min die reichen Illustrationen! Auf 99 Fulioseiteu kommen deren 40, von  
denen jeder Leser schnell feine besonderen Lieblinge herausfinden wird. Tollten wir  
diejenigen nennen, die uns die größte Freude gemacht haben, so waren e4 die  
folgenden: Aulon von Werner: „Der rothe Prinz", Adolf Menzel: „Der Ltietliinstler"

Illuftrirte Vibliographie,  
^0^  
und Graf uon Harrach: „Gefahrvolle Jagd". Prächtig sind Gussows und Teschendorffs  
„Studienköpfe", von ermannendem Humor Meyerheims „!>t»hestündchen" und Knaus'  
„Genügsamer Weltbürger", Thnmnnns „Frühlingsblumen" und die in der Neuro-

Nuhcslimdcheu, Von Paul ^leylr>>ei,i,,  
Au<^ Nlilmer Inmtl MaM rWli, München, Vtil»,;«anfi»>! >nr ,!Innft  
und Wisilnjchos! »ormol« Fliedrich Vranc! ,n «n „,  
duciruug gauz besonders gelungene „Klosterruine ?Illerheiligeu" von Herüoig mit deui  
hübschen Gedicht uon Richard Schmidt-Cabanis erwecken eine milde lyrische Stimmung,  
während Georg Vleibtiens „Vesiegung der Naubritlcr in der Marl durch Friedrich I,"  
uns den Lärm des Krieges vorführen, Line gewisse Verschwistenmg der Kunst uud

4<0  
Nord und 3nd,  
der Literatur repräsentirt die Poilrnitstudie von Karl Stausier-Bern, dem Künstler, der  
ich! für dir Nationalgnllerie de» Dichter der „louwalisten" mnl!: „Conrad Ferdinand  
Mener", Ein prächtiges Gesicht! Freilich einen Dichter von der Vedeutung Meyer«  
würde Niemand aus diesen Zügen herauslesen. Eher würde man einen jovialen.

?Im 2!r»ndc, Von Lt°p»!d »lal Ollldleut!, d, ,  
?lu3: Miüichenei bunle Mappe l»»5, V!ünch«n.  
Vt!l»zill»>l»!t IUI Kunst und Wissiuschal! voimlliz fließlich ViuckMllnn,  
biedern Laudwirth in ihm vermnlnen. Das alte Lied von dem Hüügerleide» deutscher  
Dichter scheint hier zum Spot! zu werden, so wohlgenährt und lebensfroh schaut Meyer  
in die Welt. —H  
Co stundende»» in Summa die Beiliuer Mappe der Münchener keineswegs nach,  
und es bliebe sür die Zutuuft nur zu wünschen, dnn es zu einer Vereinigung deutscher  
Künstler und deutscher Dichter in einer deutsche» bunten Mappe leime, die von de,i  
schöpferische» Fähigkeiten unseres Volles n»f beiden Gebieten Pn'ben gäbe.

Viol'iographie, H^  
Die Arbeiterfrage.  
Die Arbeiterfrage. Ein sociales Programm von Wilhelm Oechel Häuser.  
Berlin, Iul. Springer.

Auf Grund eigener Erfahrungen, die in mehr als fünfzigjährigem Verkehr mil  
den Arbeiten» gcsommel! sind, wagt sich der bekannte nationallibcrale Abgeordnete an  
die versuchsweise Lösung des schwierigsten Problems, welches die moderne Stants-  
wirthschaftslehre kennt. In dem der Natur der Sache »ach beschränkten Sinne, das,  
nur ein Vorschlag gemacht werden soll, darf man diese Schrift mit Freuden begrüße»,  
denn sie ist beseelt von der edelsten Absicht: ob aber der Oechelhäuser'sche Gedanke,  
einstweilen durch ein „Uebergongsgesetz" von 6 jähriger Giltigkeitsdciuer eine theilweise  
Altersversorgung der arbeitenden Klassen unseres Volkes eintreten zu lassen, Lebens-  
traft hat, würde sich erst durch die Präzis erweisen: denn die immerhin sehr bald noth-  
wendige Staatshüfe beruht einstweilen am der geplanten Erhöhung der Branntwein-  
eonsumsieuur. Allein trok der beträchtlichen Schwierigkeit, n»f dem angedeuteten Wege  
zum Ziele zu kommen, verdient das vorliegende „sociale Programm" doch die ein  
gehendsle Aufmerksamkeit der Iunächstbethciligten, ja noch mehr: es sollte in den  
weitesten Kreisen, gleichviel, welcher politischen Partei dieselbe» nnch angehören, gelesen  
weiden, denn die einleitende „Kritik der socialdemotralischen Bestrebungen" in auster-  
ordentlich sachgemäß. Auch wird mit Recht mehrfach vom Verfasser betont, dast der  
Staat »nv einer der Factorrn ist, die znr Hebung der socialen Lage des sogenannten  
vierten Standes beitragen müssen, und nicht einmal der wichtigste: die Gemeinde, die  
Gesellschaft und besonders Arbeitgeber und Arbeiter selbst haben ebenso bedeutsame  
.Hilfe zu leisten: der Staat tritt mir in den Vordergrund, »'ei! er vermöge der Gesetz-  
gebung stets die Möglichkeit des schnellsten Eingreifens lmt. Dir Durchführung des  
Kranken- und des Infallversichrungsgesetzes sind nur nlo Vorstufen zur Erreichung  
weiterer Ziele zu betrachten, die sicher einmal erreicht werden müssen. Unter den indirect  
wohltbätigen Einflüsse», die der Staat dem Arbeiter zuführt, stein sehr boch die Wirk  
snmtheit ei»er musterhafte» Elementarschule: unter de» Mitteln, welche die Gesellschaft  
znr Verfügung stellen »»ist, steht obenan die Veiiämpsung der Trunksucht. Diese«  
Laster zerstört das Familienleben des Arbeiters, seinen sichersten Hall, das darum von der  
W.'Hlthätigkeii fast mehr ins Auge zu »nssen ist als das Dasein des Einzelnen. Jede  
Wvhltbätigkeii muß eine zielbewußte, auf der genauesten KemUuiß der Verhältnisse be-  
ruhende sein, und um diese zu erlangen, bedürfen die besi^enden Klassen für alle Ne-  
sorme» der Mitwirkung des weiblichen Geschlechts, Auch die Frauen könne» fo sehr  
viel zur Lösung der Arbeitersrage beitragen. Ma» sieht, wie bei aller Nüchternheit  
Oechelhnuser doch auch dem Idealen seine Rechte gewahrt wissen will. Der Arbeiter  
ist für ihn nicht ein Gege»stand philosophischen Studiums nnd tritisirender Beobachtung,  
sondern er ist und bleib! ein Mensch, dem seine Me»scheueige»schnften den gebührenden  
Platz in der Gesellschaft anweisen, der darum „stets seines eigene» Schicksals Schmied  
bleibt", „Hilf Dir selbst n»d Gott wird Dir helfen," müßte darum in großen Lettern  
über der Thüre jeder Arbeitcrwohnung stehen. Wer von nns sollte diesem Wunsche  
nicht beistimmen?

Karl Viedermanns Deutsche Geschichte und Memoiren.  
1X40—1870. Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Vom Thronwechsel in Preußen  
1840 bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Nebst einem Rückblick  
auf die Zeit von 1815—1840. Von Karl Biedermann. 2 Bände. 3. Auflage.  
Breslau, S. Schottlnender.

Mein Leben nnd ein Stück Zeitgeschichte, Eine Ergänzung zu des Verfasser»  
„Dreißig Jahre deutscher Geschichte", Von Kar! Biedermann. 2 Bände, Breslau,  
2, Schottlnender,  
„Gerade in der Stunde einer leidenschaftlichen Tiscussion über Fragen politischer  
nnd wirthschnftlicher Natur »lochte ich den Lefer auf ein Vnch hinweisen, welches ihn  
unablässig daran mahnen wird, daß alle Meinungsverschiedenheiten, alle Streitigkeiten  
des Tages ihre Versöhnung finden müsse» i» dem Gedanke» der schwer errungenen Ein»

4^2 Nord »n> Süd.

bei! und Größe des Reiches." Mit diesen Worten begann ich genau vor einen» Jahre die Anzeige eines Buches über die deutsche Einheit, und die gleichen Worte fließen mir unwillkürlich in die Feder, da ich über die neue Auflage von Niedermanns „Dreißig Jahren deutscher Geschichte" zu berichten mich anschicke. Es ist ein rechtes Buch, das zur rechten Zeit erscheint. Wie damals, so hat auch heute wieder die politische Diskussion einen so herben, leidenschaftlichen Charakter angenommen, daß das Band zerrissen scheint, welches im Jahre 1870 alle Deutschen umschlang. Darum übt es eine wahrhaft versöhnende Wirkung aus, wenn man bei Niedermann liest, wie gerade in dem Jahrzehnt nach 1840 die Parteien sich auf's Heftigste befehdeten und, wie sie dennoch später ein gemeinsames Ziel sich steckten, dessen Verfolgung sie über alle kleinlichen Differenzen himueghob.

An die junge Generation wendet sich das Nuch in erster Linie, nicht bloß an Ka- der Historiker, sondern an alle, denen es um geschichtliche Bildung, um eine klare und vorurtheillose Erkenntnis; der vaterländischen Zustände ernstlich zu thun ist. Gewiß lag die Gefahr nahe, daß der Verfasser bei der Schilderung eines Zeitraumes, an dessen Ereignissen er selbst den thätigsten Antheil genommen hat, wie von ungefähr auf den engen Standpunkt einer einzelnen Partei gerathen konnte. Aber man muß es laut anerkennen, daß in diesem Nuche niemals der Politiker spricht, sondern überall der ruhig abwägende Historiker das Wort behält, der nicht richtet, sondern berichtet, der die Nestrebuugen der Parteien verstehen, aber nicht verurtheilen will. Dieser Vorzug der Objectiuität ist um so hoher anzuschlagen, als Biedermann für seine im besten Sinne des Wortes nationale und liberale Gesinnung Anfechtungen der schwersten Art zu erleiden gehabt hat. Dieser Vorzug ist es auch gewesen, der das Nuch zu einem wahren Volksbuch gemacht hat, Eonservatiue und liberale Zeitungen konnten es mit bestem Gewisse» ihren Lesern empfehlen, zumal die Klarheit und Flüssigkeit der Darstellung von jener Art ist, welche „ohne oberflächlich zu sein, das Lesen des Buches nicht zu einer Arbeit, soudent zu einer augcnchnmcn Beschäftigung macht". Das Nuch ist gekauft und gelesen worden, und der beste Beweis für seine weite Verbreitung liegt darin, daß, nachdem kaum fünf Jahre verflossen sind, eine drille Auflage nöthig geworden ist. Zu gleicher Zeit beschenkt uns der unermüdlich thätige Verfasser mit einem neuen, zweibändigen Werk, das ebenso unlerhalteud, ebenso interessant, ebenso angenehm und flüssig geschiiebrn und vielleicht noch lehrreicher ist als jenes, — mit den eigenen Memoire». „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte" ist der Titel dieses Buche«, das sich mit vollster Berechtigung als eine „Ergänzung zu den dreißig Jahren deutscher Geschichte" bezeichnet. Eine fast fünfzigjährige Betheiligung an den verschiedenen Eiüwicklungsphasen unserer Nation haben dein Verfasser mannigfache Gelegenheit gegeben, mit den führenden Persönlichkeiten in Verkehr zu treten nud einen Schaß von Er« iuueruuge,!, theils in amtlichen Documeüten, »Heils in Briefen, theils in eigene« schrrfl. liche» Anfeichimngen, anzusammeln, welche, wie sie jetzt vorliegen, ein Quellenbuch zu seinem darstellenden Werl bilden. Ich habe mit diesen Worten schon angedeutet, wodurch sich Nirdeimmms Buch uou zahlreichen Memoiren alter und neuer Zeit vortheilhaft unterscheidet. Der Historiker pflegt nämlich diefer Art von Literatur kein großes Vertrauen entgegenzubringen: de»» um die eigene Persönlichkeit in ei» Helles Licht zu stellen, oder aus Furcht vor eiuer Schilderung, welche eine unparteiische Geschichlschrcibuug entwerfen könnte, haben die Memuirenschreiber es nicht immer genau mit der Wahrheit genommen. Es ist eine der mühsamste» Aufgaben der historischen Kritik, in solchen Büchern das Wahre und Falsche von einander zu soudern. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß Niedermann, der ja Historiker von Fach ist, ans diesen Erwägungen heraus seiue Memoire» in der Weise gestaltet hat, daß er in seine Erzählung auch die Beweise für die Nichtigkeit derselben einflichl. Diese Art der Composition wirft nicht elwa störend, indem sie den Fluß der Darstellung unterbricht: im Gegentheil, der Wechsel der Erzähler bringt eine Lebendigkeit und Unmittelbarkeit hervor, welche den Leser mitten in die Bewegung der geschilderten Zeit hineinstellt, mag es sich nm eine Frage der hohen Politik, oder um ein wissenschaftliches und literarisches Unternehmen, oder um des Verfassers Stellung zur Leipziger Universität handeln. Von hervor» ragende» Männern, deren Nriefe wörtlich wiedergegeben werden, erwähne ich nur die folgenden: Anidt. Dnnlmann, Gervinus, Fallmereyer, Droysen, R. u. Mohl, Berthold Auerbach, Schulze-Delihsch, Wntzdorf, Auerswald, Laube, Putlih, Devrient und Dingelstedt,

Vibliographie. H^3

Es irilt uns in diesem Vlich ein Mann von hohem »nd festem Charakter ent-  
gegen, Einer von jenem Geschlecht, welches Ueberzeugungen hatte »nd für diese Ueber-  
zeugungen auch Opfer zu bringen wußte I,,  
Der Zug nach dem Westen.

Verlin. Romane von Paul Lindau. I, Ter Zug «a^ch dem Westen, Berlin  
und Stuttgart, W. Spemnnn.

„Dies Buch fei Euch ein Buch — den Autor leunt Ihr nicht!? Mit diesen Worten  
übergiebt der Vertreter einer großen Gemeinschaft dem Arzte und Schriftgelehrten de  
Silva das Buch des abtrünnigen Uriel Acosta und legt ihm so die schwere Pflicht auf,  
seine Theiluahme für den Menschen Acostn ganz zu unterdrücken, »m ein unabhängiges  
ilrthcil über den Autor zu gewinnen. Das ist freilich leichter «erlangt, als erfüllt;  
und auch de Silva schwankt bekanntlich zwischen der strengen Pflicht und den Gefühlen  
für seinen Schüler und Freund.

Wie sollte ich, verehrtestrr Herr Doctor, der ich nunmehr drei Jahre unter  
Ihrer Leitung in der Redneüon dieser Zeitschrift arbeite, die volle Objektivität  
besitzen, um über Ihr jüngstes Wert gänzlich ohne Voreingenommenheit zu urtheilen?  
Das ist leine leichte Ausgabe für de», der Sie nicht bloß als Schriftsteller  
schilpt, was jn lausend Andere nußer ihm auch Ihun, sondern als Menschen und.  
wenn Sir das Wort gestatten, als Vorgesetzten zu verehren gelernt hat. Es ist  
schlechterdings unmöglich, bei einem solchen Verhältnis! eine Kritik zu schreiben Mus,  
es denn aber eine Kritik sein? Nachdem Aeurtheilervon dem Gewichte Karl Frenzels,  
Johannes Proelß', und Blätter von der Bedeutung der „Kölnischen Zeitung" und der  
„Nation", nachdem ein großes Lesepublitum bereits oie Anerkennung kundgegeben für  
Ihren „Zug nach dem Westen", wird es kaum »och »öthig sei«, eine Kritik im vollen  
Sinne des Wortes zu schreiben. Aber sollte es mir darum versagt sei», mit unseren  
Lesern die Freude zu theile», die mir Ihr Berliner Roman gemacht hat?

Mit den Worten „Berliner Roma»" wäre das n»sgespruchc», was ich nn erster  
Stelle Ihre»! Werke nachzurühmen hätte, Die Personen, die in Ihrer Erzählung im  
Vordergrunde agiren — Georg Nortstctten, Low, Ehrite, Stephanie, Wilprecht, Lili  
und der Oberlehrer Mölldorst — diese Personen gehören »lit ihre»! ganzen Fühlen  
einer Sphäre an, die außerhalb Berlins nicht wiederzufinden ist, ja man dürfte sagen,  
die auch vor zwei Jahrzehnte« iu Berlin noch nicht existirten. Mit besonders künstle-  
rischer Wirkung schildern Sie das Eintreten des begabten jungen Musikers, der  
aus dem Weste» Teutschlands stammt, i» diese Sphäre, die, reich n» geistiger Be-  
gabung und a» Geschmack, doch so weit entfernt ist von ernsten Kunst-Bestrebungen  
und wahrhaft idealen Zielen, die, kurzweg, mehr de»! Scheine des Glückes als dem  
Glücke selbst nachjagt.

Und diesem Kreise von V«li» ^' ist der To» de, Erzählung, der Wechsel der Rede  
im Zwiegespräch mit großem Geschick angepaßt. Wir haben in unserer Monatsschrift nie  
Ihrer früheren Schöpfungen auf dein Gebiete der erzählende» Dichtung gedacht. Unsere  
Leser waren meist auch die Ersten, die sie lasen, und hatten sich ihr Urtheil selbst ge-  
bildet. Wir brauchten sie nicht aufmerksam zu mache» auf die Leichtflüssigkeit »nd An-  
muth Ihres Stils, der, ohne nach besonderem Schwung oder gewichtigem Pathos zu  
haschen, Stimmunge» aller Art mühelos folgt, I» dem „Zug nach dem Westen" haben  
Sie offenbar auf die From eine besondere «orgfalt verwandt. Hier ist der Stil, um  
es mit einem Worte zu sage», chnrakterisirend. Durch die Beimischung von Ironie,  
die sich besonders in dem ersten Theil der Erzählung lundgiebt, wo die falsche Ver-  
werthung eines so gewichtigen Mittels zu»! Glück, wie es das Geld ist, gegeißelt  
werden soll, erhält das Dargestellte die Beleuchtung von einem ganz bestimmten Gesichts-  
winkel. Späterhin, wo in dein Verhältnis; zwischen Lolo und Nortstetlen die lyrische  
Stimmung vorwaltet, wird der Stil vo» dieser Beimischung frei und erhebt sich be-  
sonders an den bevorzugten Stelle» zu bedeutender poetischer Kraft. Selbst wer Ihre  
erzählenden Werke gelesen hatte, wußte noch nicht, daß Ihre»! Talente auch die Dar-  
stellung der Idülle des Pfanhnuses möglich sein würde, und diese ist es gerade, dir



4>,H Nord und 3üd.  
dem heiklen Stoffe des Romans alles Herbe benimmt. Der Ehebruch hört auf, in dem Sinne einer Moral, die unabhängig von der traditionellen Gesetzlichkeit zu urtheilen vermag, ein Verbrechen zu sein. Er wird durch das Moment der Erlösung, das ihn, innewohnt, auch als die That zweier Edelgesinnten begreiflich. Menschenblüthen, wie die körperlich und seelisch so bevorzugte Lolo sind nicht da, um von den Ehrlichen maltrairt zu werden. Dieser einfache Gedanke, der in der Theorie kaum bestritten wird, scheint in der Präzis unseres Lebens gar keine Geltung zu haben, und am wenigsten in dem Leben der Großstadt, in welcher der Reichthum die grausamsten Vorrechte giebt. Dieser moderne und sittliche Gedanke wird in dem Roman mit größter Energie vertreten, er tritt ganz besonders dadurch kräftig in unser« lieber - zeugung, das, selbst der Pfarrer Rorisch und seine ganze Familie, Menschen von orthodoxester kirchlicher Richtung, sich vollkommen an ihn gewöhnen, lediglich geleitet durch ihr Wärme« Heiz, welches den großen Vorzügen Lolo's gern und freudig gerecht wird. Der Aufenthalt der jungen Frau in dem Hause des sittenstrengen Pfarrers bildet eine Art Läuterungsproceß für sie. der nach den fürchterlichen Kämpfen, welche Georg und Lolo in Folge ihres Vergehens gegen die Bildung der Gesellschaft durchgemacht hatten, auf ihre Seeleneinstimmung beruhigend einwirkt. Allen Leichtsinne des Handelns hat sie abgestreift — unedel gedacht hat sie nie. Darum wirkt das letzte Capitel so erschütternd. Lolo stirbt bei der Geburt ihres ersten Kindes, also in dem Augenblicke, welcher der neugeschliffenen Ehe die höchste Freude gewähren sollte. Es ist das die Sühne für ihre That, eine Sühne, die hart erscheinen könnte, — härter für den überlebenden Norstetien als für Lolo — die aber durch die poetische Gerechtigkeit erfordert wird. Ich habe, Verehrtester Herr Doctor, in diesen wenigen Worten den Inhalt des Romannes kaum angedeutet, erzählen mag ich ihn nicht; viele unserer Leser werden ihn schon kennen, und die es nicht kennen, werden es sicherlich in nächster Zeit lesen. Denn die Leser unserer Zeitschrift sind Ihre Verehrer. Ihr :c.

Vibliographische Notizen.

Mu fik - Aiteratur.

Neut-Vriefe von Carl Vlarw von Briefe gehört dem Jahre 1826 an »nd Weber an seine Gattin Carolina. beschäftigt sich fast ausschließlich mit den. Herausgegeben von seinem Enkel (Earl ! „Oberon" den Weber für London eum von Weber). Leipzig, Verlag von ! ponirte und dessen erste Aufführung er Alphons Dürr. !dasselbst dirigit. Die Mehrzahl <26) ist Unter der Menge literarischer Fest- ! in London geschrieben: je ! ist aus Leip. geschenke. welche zur'Feier des IOU. Ge- ! 5>g, Erfurt, Frankfurt und Dover, 3 sind birtstages Webers erschienen sind, nehmen , ""s P«"s datut. Weber hat sich durch dir „Reise-Briefe" unzweifelhaft die erste !"»« Eompositionen eine Popularität er. Stelle ein. Sie enthalten zwar keine al" rungen, wie kaum ein anderer deut'cher solut neuen Thatsachen, aber es echtheint Tonsetzer (Mozart etwa ausgenommen): in ihnen mehr oder weniger Bekanntes in > der gemüthvolle Inhalt ,einer Nne?e ist so anmüthiger und reizvoller Form, daß geeignet, diese Popularität noch merktlich man sie den Mendelssohn'schen und Echu- 5» steigern und zu erhöhen, mann'fchen Briefen getrost nn die Seite ^,, «,«..!< ^» «u.z«. ^,.,„ <i.>^„ stellen t.,m. Die Reise-Briefe zerfalle» «l^? ? U,k?°^ in zwei Ab.l,ei.m.gen. Die erstt- stammt ^ ,. '^^m nn. M '^traU ans dem Jahre d23 und enthält 20 Nr.ete. INustrat.onenund Notenbeilagen. Berlin. >e l aus ^pl.tz und Prag, » ""^ W.e» H / ^ ^ ^ ,,,, datirt; sie beziehen sich hauptinlich ans ""^ > > ^ v die Composition und die erste Aufführung Anlaßlich der IIX) jährigen Wiederlebr der „Eurynthe". Die zweite Serie der des Geburtstages Earl Maria von Webeis

Vibliographische Notizen.

4!5  
(18. Deeember) hat dir VerlagKhandlung eine Iubclansgabc des in diesen Blättern bereits früher besprochenen Reifstuaun'schen Wertes veranstaltet. Das zeigemäsze Buch ist Allen zu empfehlen, denen die Um Webers Sohn Moz Maria verfaßte Biographie zu ausführlich und das biblio-graphische Wert von Jahns zu trocken ist. Quodlibet. Siebente Sammlung ver-mischter Aufsätze von Heinrich Vorn. Berlin, N. Nehrs Verlag (E. Bock). Das nicht »nwitzig geschriebene Wertchen enthält 12 Aufsätze theils histo-rische», lheils kritischen Inhalts, Das! Richard Wagner darin mehr als einmal energisch angegriffen wird, ist bei der be-kannten Parteistellung des Autors selbst-verständlich. Sehr lesenswerth ist die erste Abhandlung: Gesetzgebung und Operntezt, Von spceifisch musitalischem Interesse sind die Crinnerungen an Karl Krebs und Richard Wüersl. Die Lectüre des elften Aufsatzes „Tilunna" ist namentlich allen denjenigen Theatcrdirectoren angelegentlichst zu empfehlen, die etwa die Absicht haben, bei der demnächst stattfindenden Weber-Feier dessen Iugendoper Tilunna in der Neubearbeitung >»!k5 Verballhornung) der Herren Pasqus und Langer zur Auf-führung zu bringen.

Felix Vleildelsjohn-Varthol»!, Dar-gestellt von A. Lampadius, Leipzig, F. C. C. Leuckart (Cunstantin Sander», Wenige Wochen nach Mendelssohns Tode (1847^ erschien von demselben Autor: .Felix MendelssohnBarlhold», ein Denk-mal für seine Freunde." Die Quellen für eine Biographie des hochgefeierten Tundichters flößen damals schwach; später erschienen die beiden Sammlungen Mendels-sohn'scher Briefe, die Erinnerungen Eduard Deurients und Ferdinand Hillers, das umfangreiche und hoch interessante Buch Hensels über die Familie Mendelssohn, sowie eine große 'Anzahl kleinerer hier und da zerstreuter 'Aufsätze. Lampadius hat das gesammte bis jetzt vorliegende Material gewissenhaft benutzt und in übersichtlicher und geschniackuollcr Weiie zusammengestellt. Unbedingt Neues tonnte natürlich nicht geboten werden, dagegen ist es vielfach gelungen, alte Irrthiimer zu berichtigen und Unsicheres klar zu stellen, Lampadius ist ein enlhusiaftifcher Verehrer Mendelssohns; sein Wert ist von diesem Standpunkte aus zu lesen und zu beurtheileu. Der heranwachsenden musikalischen Jugend ist die Lecture des Buches angelegentlich zu empfehlen, Friedrich Bhopin. Sein Leben und seine Briefe. VonMoritz Karnsowsti. Dritte unveränderte Austage. Dresden, F. Ries.

Der hauptsächlichste Werth des Buches beruht in der Mittheilung einer großen Anzahl von Original-Briefen aus den Jahren 1828—49, gleich wichtig für die Kennlniñ des Menschen, wie des Künstlers Chopin, Der Verfasser geht rein sachlich uor und uermeidet alle poetischen Uebeischwänglichkeiten, wie sie z. B. in LisztK Buche über Chopin nur allzuhäufig zu finden sind. Die ersten 13 Cckpitel sind rein biographisch gehalten, das letzte bringt eine kurze, für Laienkrise jedoch durchaus ausreichende Charakteristik der gesumnten Comvositious-Thätigkeit Chopins. Bei-gegeben ist ein Portrait Chopins nach einer Zeichnung von A. Duual, ein Ver-zeichnis, der im Druck erschienenen Werke, sowie ein Facsimile des ^-Our«Prälu-dimns (op. 28 Nr. 4,).

Geschichte »eö musilalischeu NramaS in Frankreich während der Revolution bis zum Direetorium (1787 bis 1795) in künstlerischer, sittlicher, und politischer Beziehung von Dr. M ax D i e tz Erste Auflage («i«!), Wien, Groscher K Blaha.

Noch immer befitzen wir feine an-  
nähernd vollständige, allgemeine Musikge-  
schichte: was bisher unter diesem Titel er-  
schienen ist, mui! unzureichend und lücken-  
haft sein, so lange es «n den uöthigen  
Monographien mangelt. Jeder neue,  
auch uoch io kleine Baustein ist will-  
kommen. Das Tietz'sche Buch behandelt  
zwar nur eine Periode uon etwa 9 Jahren,  
aber diese gründlich und erschöpfend; es  
ist um so verdienstlicher, als die darin  
kritisirtcn und analysirten Werke uon  
Cherubim, Mchul, Le Sueuru.A, längst  
von der Bühne verschwunden uud nur  
noch selten in Bibliotheken anzutreffen  
sind. Der letzte Thcil des Wertes (Seite  
362—472l enthält als dantenswerthe Zu-  
gabe eine Anzahl ausgewählter vom Ver-  
fasser nach den Originalpartitureu arran-  
girter Tonsätze im Clauierauszug,  
Vas mnsllalische Urtheil und seine Aus-  
bildung durch die Erziehung. Von  
Wilhelm Lang Hans, Zweite um-  
gearbeitete und vermehrte Auflage.  
Berlin, Robert Oppenheim,  
Anziehend und anregend geschrieben,  
wenn auch über das Ziel stark hinaus-  
schießend. Die Forderung, das; in den

4>6  
Nord und 2iid,  
höheren Lehranstalten, namentlich auf den  
Gumnasien, der Kunstunterricht nicht, wie  
es leider zumeist der Fall ist, aar zu  
oberflächlich behandelt werden soll, ist durch-  
aus gerechtfertigt. Das; aber, wie Lang-  
hans vorschlägt, in der Ober-Secnnda die  
Lehre vom Canon und der Fuge und in  
der Prima die musikalische Formeulehre  
und Instrumeulirung durchgenommen  
werden soll, wird wohl für lange Zeit ein  
frommer Wunsch bleiben. Der Verfasser  
mach! sich auch darüber keine Illusion,  
um etwas zu erreichen, glaubt er viel  
fordern zu müssen. Es ist Thatsoche, das,  
die Behörden dem Gesangunterricht auf  
de» höheren Schulen wesentlich kühler  
gegenüber stehen, als dem Turn-, Schreib-  
und Zeichnenunterricht.

Erlebnisse und Vrinnerungen «us dem  
Vluftler-Leben von August Le-  
simple. Dresden und Leipzig, Heinrich  
Minden.

Das Büchlein enthält kleine, «heile  
auf Erlebnissen des Verfassers, thcils nur  
nuthcntischen Mittheilungen von Zeilge-  
nosscn beruhende Erinnerungen an Spohr,  
Spontini, Weber, Wagner, Kreuzer, Doni-  
zetti, Hill«, Lortzing und Meyerbeer und  
erfüllt den vom Verfasser beabsichtigten  
Zweck, angenehm zu unterhalten, voll-  
kommen K. r!

Mecletristi«.

Der schöne Valentin Vie »Ken  
Lcutche«, Zwei Novelle» von H e le u e  
Böhlau. Verli«, Gebr. Paetcl.

Helene Böhlau gehÜN »»streitig zu  
de» begabtesten der schriftstelleniden Frauen:  
wenn wir auch schon Besseres von ihr  
gelesen habe», als die beiden oben ge-  
nannten Novellen, so documentirt sie doch  
auch in dieien die Bedeulimg ihrer dichte-  
rische» Individualität. Sowohl „Der  
fchöue Valentin" als „Die alten Leutchen"  
haben wenig Handlung aufzuweisen: was  
in denselben passirt ist so aus,erordent-  
lich geringfügig, das, es für de» Rahme«  
einer Novelle kaum ausreicht, es sind eigent-  
lich mehr Stimmungsbilder in den „alten  
Leutchen" übrigens anläßlich solch alltäg-  
licher Vorgänge, das, besonders dichterische  
Feinfühligkeit dazu gehört, denselben solch  
poetische Seite» abzugewiime».

„Der schöne Valentin" hat uns durch  
einen mpslisch dunkle» Zug fremdartig  
berührt, die unbedeutende liandlung wird  
durch Neslerionen fast erdrückt, aber troft  
dieser Einweudunge», mit denen wir nur  
die Fehler ihrer Vorzüge hervorheben,  
müssen wir nochmals betone», das, dieses  
Buch, wie Alles, was Helene Böhlau ver-  
öffentlich!, d,i>j Durchschuittsmas, alltäglicher  
Productiou weit überragt. mi.

Ans Herrn Walters jungen Taaen.

Eiue Geschichte aus Oesterreichs Vorzeit  
bu» Victor Wodiezka. Leipzig,  
Hernunu» Haessel.

Die Erzählung spiel! zu Ende des  
zwölften ^aln'linnderts: sie führt nns  
«n den Herzonohof zu Wien, zur Zeit,  
als Barbarossa aus seine,» Zuge in's  
gelobte Land mit seinen Schaaren in  
jener Stadt Nasttag hielt, und las,! das  
damalige Wien vor unseren Augen  
ersiehe« mit seinem bunten, bewegten  
Voltsleben und allen den edlen Nilterge  
stalten, bereit Narucn. wir aus. der Zeit  
der Kreuzzüge kennen. Milien in diesem  
vielgestaltigen Treiben machen wir die  
Bekanntschaft des Helden der Erzählung,  
Herrn Walters, dessen Sangesweise schon  
damals omHerzogshofc hochgeschätzt wurde.

Wir weiden Zeugen dessen, wie der Minne  
Lust und Leid zum ersten Mal sich ihm in die  
Seele stahl, wie er manche Nose am Wege  
brach und bald dem holden Kind aus dem  
Volke, bald der stolzen Edelsrau seines  
Herzens Huldigung darbrachte und de,  
Minne edelster Sänger Walter von der

Vogelweide, denn kein geringerer ist Her,  
Walter, mit eigenen süßen Wunden das  
Lehrgeld zahlte für die unsterblichen Weisen,  
die fein Singermund der Nachwelt hinter  
lassen hat.

Der Verfasser versteht es durchaus,  
den Leser für seinen Helden zu interessieren  
und selbst für die Kämpfe dieser fern-  
liegenden Zeit Teilnahme wach zu  
rufen. Aber ein gewichtiges kritisches  
Bedenken können wir nicht »ansge-  
sprochen lassen: alle diese Menschen  
denken und empfinden viel zu modern  
Diese Edelfräulein spricht wie eine Dame des  
19. Jahrhunderts und selbst Ursel, das  
Mädchen aus dem Volke, ist in ihrem  
Sprechen und Empfinden so durchaus  
vom Geiste »unserer Zeit beherrscht, daß  
dieser Anachronismus jedem denkenden  
Leser auffallen muß. Das Gesamtbild.

Viblio graphische Notizen,  
4<?  
welches der Leser durch die Lectüre dieses Buches nus jenen Tagen des Mittelalters empfangen soll, wird dadurch sehr be- einträchtigt, M2,  
Ver Große Kurfürst in Preußen  
Vaterländischer Roman von Ernst Wichert, I. und II. Nbtheilung.  
Leipzig, Carl Meißner.  
Schon seit längerer Zeit, seit dem Erscheinen von „Heinrich von Plauen“, hatte uns Ernst Wichen, lein um- fangreiches Werl bescheert: nun liegt ein großer historischer Roman in seinen ersten beiden Abtheilungen „Konrad Vorn“ und „Der Schöppenmcister“ vor uns. Bei aller Anerkennung sin den Autor können wir uns mit dieser Art Romandichtung nicht einverstanden erklären. Warum hat Ernst Wichert seine gediegene und fleißige Arbeit nicht lieber „Bilder aus der vaterländischen Geschichte“ genannt? Wir würden ihm rückhaltlos Dank wissen für die lebendige Darstellung seiner Eulturstudien, für die Anschaulichkeit und Prägnanz seiner Geschichtschreibung. Die Fabel, die er in das Historische ver- woben, ist an und für sich, trotz der leb- haften Farbengebung, ziemlich dürftig, ihr, Held, Konrad Nor», ein Tugendbold ohne Schuld und Fehle, ist weder eine interessante noch originelle Schöpfung! nun aber wird die Handlung noch geradezu erdrückt von dem reichen historischen Material, das Wichert zusammengetragen, und eine epische Wirkung empfinden wir bei der Lectüre nur durch einzelne Episoden, Wichert hat sicherlich ein werthvolles Buch geschaffen, auf dessen Fortsetzung wir uns freuen — einen guten Romnn hat er uns dieses Mal nicht geboten, I^v,  
Gin neues U»vellenbuch Von Hans Arnold, Stuttgart, Adolf Bon.-, u. Comp.  
Hans Arnold — daß sich unter diesem Pseudonym eine Dann verbirgt, wissen alle Verehrer ihres Talents — besitzt in hohem Grade die Kunst zu fnbuliren, und sie freut sich dieser Gabe, man merkt es ihr an und sie schreibt nur aue Freude an derselben.  
Ihr neuestes Werk nennt sie ganz fälschlich ein Novellenbuch, höchstens ver- tritt eine der fünf Erzählungen diese Kunstform, aber auch bei dieser ist der Conflict mebr ««gedeutet als ausgestaltet: es sind harmlose Geschichten, dem Alltags- leben entnommen, nur in der Dnrstellungs- weisc liegt der anmuthige Reiz, die an- sprechende Art, welche dieser Schriftstellerin eigen find. Allerdings in formaler Be- ziehung möchten wir der Verfasserin mehr Sorgfalt empfehlen, es entschlüpft ihr manch flüchtige, unschöne Wendung, die wohl hätte vermieden werden müsse». Das Buch wirkt wie der Besuch einer Freundin, die mit einem Sack voll Neuigkeiten zu uns kommt und dieselben mit solch nnmuthiger Hast und über- sprudelnder Laune ausplaudert, daß wir weder zu Wort, noch aus dem Lachen herauskommen, aber wen» sie fortgehl, sind wir nicht etwa ermüdet oder ab gespannt, im Gegenthe! angeregt und erfrischt und wir freu?» uns schon auf den nächsten Besuch, wl.  
Verlin - Lfteuoe mit zchutäMem  
Actourbillet, Von Hans Arnold, Dresden-Leipzig, E. Piersons Verlag,  
Was die Verfasserin in dem vor- liegenden Bündchen bietet, sind Auf- sähe und Skizzen in feuilletonistischem Genre, Die größte derselben, welche dem Buche den Titel verliehen, be- handelt eigene Erlebnisse auf einer Reife, welche die Verfasserin in Ge- sellschaft mehrerer Familienmitglieder ge- macht hat. Wir werden nicht gezwungen, aufdringliche Reiieschilderungen von Ge-

genden , die eine große Mehrzahl der  
Leser aus eigener Anschauung kennt, un-  
anzuhören, sondern in lebenswürdige!»  
Plaudcrton werden uns kleine Erlebnisse  
berichtet, wie sie einem Jeden auf Reisen  
begegnen: aber durch die pikante Art der  
Darstellung gewinnen sie eiuen Reiz, der  
noch durch die amüsante Eharaktcrsirung der  
einzelnen Mitglieder, aus denen die Gesell-  
schaft sich zusammensetzt, erhöht wird. Die  
übrigen kleinen Aussätze, in welche» die  
Verfasserin gegen gewisse gesellschaftliche  
Plagen und Ungezogenheiten zn Felde  
zieht, verdienen in weiteste» Kreise» Ver-  
breitung: wen» der Hiüweis auf fo  
manche Ungehörigkeit mir ab und zu  
zum Nachdenken anregt und uns dadurch  
von mancher stillschweigend ertragenen  
gesellschaftlichen Plage befreit, so hat da>?  
Buch seinem Zwecke vollkommen gedie»!.

«fanViout Vlüller. Von Gotlhold  
Ephraim Walter. Berlin, Webr,  
Paetel,

Nenn auch der Leserkreis kein großer  
ist, für welchen der Inhalt des vorliegenden

Nord und Süd.

Werkes von Interesse sein dürfte, so wird das kleine Häuflein Derer, die an demselben Gefallen finden, gern anerkennen, daß der Autor es »erstanden hat, das spröde Material — es handelt sich um religiöse Streitfragen in der protestantischen Kirche — in die Form ansprechender Unterhaltungsliteratur zu Heiden.

Eanditnt Müller war dem Verfasser, hinter dessen Pseudonym sich ein namhafter Gelehrter verbirgt, persönlich bekannt; zum Aufbau der seine Schicksale umfassenden Erzählung standen demselben hinterlassene Familienpapiere zur Verfügung; was er an eigenen Gedanken hinzugefügt hat, zeugt von einer so lichtvollen religiösen Auffassung, das, wir das Buch zur Anschaffung für Volksbibliotheken und Bildungsvereine besonders empfehlen möchten, ml.

Hnllwyl und Nubenbcrg. Erzählung aus den Freiheitstämpfen wider Karl

den Kühnen. Von Hans Blum.

Leipzig, E. F. Winter'sche Verlagsbandlung.

Der Verfasser berichtet! einleitend, welch mühevollen Vorstudien dieser Erzählung vorangegangen sind: es geschieht dies nicht, um unsere Anerkennung hervorzurufen, sondern zum Zwecke einer Auseinandersetzung über den Nihilismus und die Berechtigung des historischen Romans im Allgemeinen, die bekanntlich von Vielen »»gefächelt und hier von Vilm lebhaft vertheidigt! wird.

Wir wollen mit dem Verfasser nicht darüber disputiren, ob es dem Zwecke entspricht, Forschungen in diesem Umfange zu machen, um einem Werte der freien Phantasie den getreue» geschichtlichen Hintergrund zu geben, denn nicht nur die einschlägigen Geschichtswerte und Chroniken haben ihm als Quellenstudien gedient, auch Generalstabswerke sind von ihm benutzt worden, und selbst die zeitgenössische Volksepik wurde zurErgänzung hervorgezogen!, um derselbe», so weit es möglich, die Mottos zu den Epiteln zu entlehnen. Jedenfalls ist das, was aus als Resultat dieser mühevollen Arbeit geboten wird, in seiner Art vorzüglich: mit der streng historischen Treue verbindet sich eine so klare, übersichtliche Art der Darstellung, dein eruslen Gang der Handlung fügen sich in so geschickter Weise hinwrvolle Eeeneu an, das; es dem Verfasser durchaus gelingt, den Leser für die Kämpfe dieser fernliegenden Zeit zu interessieren, und daß selbst das Bedürfnis nach leichter Unterhaltung dabei seine Rechnung finden wird. ml.

Gerle Sutehinne. Ein märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten

Hohenzollern. Von Gerhard von

Annintvr (Dagobert von Gerhardt i,

Breslau, S. Schottlinhender.

Der Schauplatz dieser Erzählung ist die Mark Brandenburg und die Zeit Ende des 14, und der Beginn des 15. Jahrhunderts, jene trostlos verworrene Zeit, ehe der erste Hohenzoller, der Nürnberger Burggraf, die Zügel der Regierung in seine starke Hand nahm und die ersten Grundlagen legte für die spätere ruhmreiche Geschichte der Mark Brandenburg und seines Hauses.

Der Held des Romans ist Gerte Sutehinne, eine historisch beglaubigte Persönlichkeit des märkischen Bürgerstandes, ein Riese an Gestalt und Kraft mit dem Herzen eines Kindes. Von einem angeborenen Rechtsgefühl wird er dazu gedrängt, mit seinem starken Arm den Schwachen beizustehen gegen die Starten, den Unterdrückten gegen die Unterdrücker, Wir begleiten ihn an der Hand des Autors, von seiner frühesten bewegten Kindheit auf allen Kämpfen und Siegen, bis er sich schließlich



dem Hohenzollern angelobt, nachdem er die Uebcrzeugung gewonnen, daß dieser allein im Stande ist, dem verwahrlosten Lande Recht und Gesehmäßigkeit zu verschnsfnl. Von besonderen! Interesse sind die in den» Roman enthaltenen Schilde- rungen des damaligen Berlin, welches noch ans den beiden Spreestädten Berlin und Kölln bestand; in anschaulichster Weise schildert der Verfasser damaliges städtisches Gemeinwesen und Leben und Treiben in Handel und Wandel; auch lernen wir Sitten und Gewohnheiten des vornehmen NUrgerstnndes in dem Ge- schlechterhause des Rathmanns und Gc- wondschneiders Danewitz kennen. In diesem Hause erblüht auch dem Riesen Suteminne die holdseligste Minne in der Tochter des Gewnnndschneiders, Eordula Danewip, und das Schicksal der beiden Liebenden bis zu ihrer endlichen Vereinigung ist so eng mit dem Geschicke des Landes verknüpft, daß wir die Beiden nicht einen Augenblick aus den Augen verlieren und doch allen Kämpfe» und Fehden folgen, die sich zur Zeit auf dem Bodeu der Mark abspielten. In dem breit angelegten Rahmen des Romans fallen Streiflichter auf alle Ge- biete damaligen Culturlebens: städtische Gerichtsbarkeit, und die auf dem Nod«

Vibliographische Notizen.

5<9

der „rochen Erde" tagenden Frrigerichte der heiligen Fehme gelangen zu lebendigster Darstellung. Auf kirchlichem Gebiet werden wir Zeugen des immer mehr überhand nehmenden pfäffischen Unwesens und namentlich des üppig emporwuchernden Ablaßhandels und der Verfasser versteht es, in dem Leser die Empfindung lebendig werden zu lassen, wie in den besseren Gemüthern die Sehnsucht nach einer Reformation der Kirche beginnen mußte sich zu regen.

Bei der allgemein vorherrschenden Neigung der Autoren, ihre Romanstoffe einer fernliegenden Zeit zu entnehmen, dürfte das vorliegende, der milrkifchen Geschichte entlehnte Werl jedenfalls von hervorragendem Interesse fein, weil es der menschlichen Natur so sehr entspricht, den kleinen Anfängen glänzender Erfolge nachzuforschen, uno wo märe wohl ein grohartigerer zu entdecken, als die heutige Reichshauptstadt im Vergleich zu dem damaligen Berlin! m?.

Pi«. Roman aus dem 13. Jahrhundert von Ernst Eckstein. Leipzig, Carl Reißner.

In einem kurzen Vorwort zu seinem neuesten Buche betont Ernst Eckstein ganz besonders die Unterschiede zwischen seiner Dichtung und den Rittergeschichten von einst — dennoch ist eine fatale Aehnlichkeit mit jener vertlungenen Species nur zu frappant. Das engelgleiche, madonnenreine Weib, das die leidenschaftliche verlangende Liebe des Freundes ihres Gatten mit Verachtung zurückweist, und, von jenem bei dem Gatten der Untreue angeklagt, von dem wuthblinden Ritter in den Hungerthurm — nein karäon! bei Eckstein ist es ein Castell in den Marmemmen, jener wüsten Einöde, in der die Malaria unweigerlich ihre Opfer fordert — geworfen wird, alles das sind Vorgänge, denen wir vor vielen Jahren, eben bei der Lectüre der Ritter-Romane, schon begegnet sind. Und ganz so wie die Schauergeschichten dort klingt auch Ecksteins Dichtung aus: Zu spät erkennt der Ritter die Unschuld der heißgeliebten Gattin; die Freiheit will er ihr künden und kommt zum Sterben zurecht — da kann auch er nicht länger leben und stürzt sich in sein Schwert! — Eckstein versichert, daß die Fabel seiner Erzählung in ihren Grundzügen auf historischer Ueberlieferung beruht; wir glauben das ohne Weiteres; was Alles war im 13. Jahrhundert möglich! Aber zu epischer Gestaltung in N°id nn> «üd. XXXIX., II5

Prosa eignet sich der aufgefundene Stoff nicht: hier werden nur Schatten lebendig gemacht, und im Roman wollen wir es vor allem mit Menschen zu thun haben. In der Behandlung und Darstellung beweist Eckstein von Neuem seine dichterischen Vorzüge, klar und schwungvoll fließt die crasse Erzählung dahin, in sorgfältiger Charatter-Modellirung—und doch: „verlor'ne Liebesmüh'!" an.

Eulturbilder «us dem vften. Von Ferdinand Schiftorn. Leipzig, Verlag von Eugen Peterson.

Der Verfasser, welcher durch seinen Beruf als Mililärgeograph Jahre hindurch Ungarn, Rumänien, Siebenbürgen zc. durchwanderte, hat auf diese Weise magyarisches und rumänisches Volksleben und Bojarenthum aus eigener Anschauung und Erfahrung kennen gelem und schildert in dem vorliegenden Buch, theils in der Form von Skizzen, zum Theil auch in novellistischem Gewände die Ergebnisse seiner Studien. Weniger gewandt in der Form, als lebensvoll in ihrem Inhalt, bietet die Sammlung ein reiches Material für das Verständniß des Culturlebens dieser Völker, welche gerade gegenwärtig

einem besonders gesteigerten Interesse be-  
gegnen.

Namentlich dürften die Schilderungen  
aus Rumänien interefsiren, wo wir von  
den Darstellungen einer dunklen Ver-  
gangenheit allmällig zu der lichtvolleren  
Gegenwart gelangen und uns der Riesen-  
aufgabe bewußt werden, welche ein deutscher  
Fürst theils schon bewältigt, theils noch zu  
leisten hat.

Die noch immer nicht überwundene  
Räuberromantik der ungarischen Pußta  
bietet reichlichen Stoff zu novellistischer  
Gestaltung, die Phantasie des Verfassers  
brauchte hier nur die Form zu schaffen,  
die Ereignisse und Charaktere lieferte ihm  
das Leben dieses, in seiner Eigenart  
einzig dastehenden Voltes. m«.

Kleine Vilder. Ernstes und Heiteres  
von Johannes Trojan. Minden in  
West's., I. C. E. Nruns' Verlag.

Manches vielbeschäftigten Mannes  
Muhestunden oder richtiger Ruhepausen  
werden durch das Lesen eines „Feuilletons“  
ausgefüllt, über welchem er entweder ein-  
schlummert oder mit kargem Genügen zu  
neuem Tagewerk fortschreitet. Anmuthige,  
poetisch empfundene und fesselnd geschriebene  
Feuilletons sind selten; sie verdienen des-  
halb wohl die dauernde Erhaltung in  
Buchform wie Trojans „Kleine Bilder“

H20  
Nord und Süd.  
un« vorliegen. Der Inhalt ist sehr mannigfaltig: neben lindlich froh erdichteten Geschichten »aus dem Storchnest", von Elfen, Ameisen und alten Waldbäumen finden sich ernste Lebensbilder aus dem Leben der Großstadt oder humorvolle Skizzen der Berliner „Gesellschaft". Der Verfasser besitzt eine tief- und frohsinnige Natur, und seine Stimmungsbilder sind wahre Perlen! Er hat aber auch ein scharfes Auge und lennt sehr viel aus eigenster Erfahrung, sowohl die „Sonnenbrüder" wie die Weißbieregälden, den Ton bei Geheimraths wie die „Leiben des Chambregarnisten". Von literarischem Werthe sind besonders die beiden Aufsähe „über Paul Konewka", den verstorbenen Schwager des Dichters, und „Doctor Faust im Berliner Voigtlnnd".  
lr,  
Beidrlbergcr Festtage und andere. Gesammelte Feuilletons von Julius Grosser. Breslau, S. Schottlaender,  
Es hätte taum des vorangestellten „Briefwechsels des Verfassers mit einem Freunde" zur liebenswürdigen Entschuldigung der Herausgabe dieser „Festberichte" bedurft, denn sehr viele Leser von Feuilletons klagen ja über die Eintagsnotur derselben und kleben sich mit großer Mühe Sammelmappen von „Ausschnitten". Nie viel angenehmer und handlicher ist aber ein fester vornehm ausgestatteter Band, in dem noch dazu die kleinen Seher-teufeleien vermieden sind, die wir bei der Zeitung mit in den Kauf nehmen müssen! Gerade bei den Lesern dieser Zeitschrift darf Julius Grosser auf eine besonders freundliche Aufnahme seines Buches rechnen, denn der Redaction von „Nord und Süd" hat Grosser von den vorbereitenden Arbeiten und dem Erscheinen des ersten Heftes an lange Jahre hindurch angehört. Die vielseitige angestrengte stille Thätigkeit, die er einst unserem Blatte zuwandte, hat er seitdem mit der sichtbaren und wohl auch dankbareren alsFcuilletonistfiirverschiedene namhafte Blätter vertauscht. Daß dieser Beruf des hastigen Schilderers des schnell Vergänglichen kein leichter ist. obgleich er so viel beneidet wird, „weil er bei allem dabei sein darf," das hat Grosser wohl am besten in jener ersten Augustwoche dieses Jahres in Heidelberg erfahren. Er hat mit Ernst und Eifer alles gesehen, was zu sehen war, und dann Abends oder richtiger Nnchts noch geistige Frische genug besessen, um die Eindrücke des Tages in anmuthender Weise miltheilcn zu können. Die persönlichen Beobachtungen, welche er gemacht hat, sind werthvoll oder — ist es etw« nicht interessant zu vernehmen, wie der deutsche Kronprinz, Großherzog Friedrich von Baden, wie Mommsen und Helmholh, wie Jules Zeller, Maxime du Camp und Jacob Moleschott denken, sprechen, sich bewegen, lachen, scherzen u. s. w.? Derartige Schilderungen gehören zur Memoirenliteratur, und deren Bedeutung für die Zeitgeschichte ist bisher noch niemals geleugnet worden. Nächst der Schilderung des Heidelberger UnioersitiitsiubiläumS verdienen am meisten Beachtung die Berichte über das Kölner Domfest am 15. und 1L.October!'-tzt!, diezuerst in derNationalzeitung erschienen sind, aber auch der „Weimarer Schriftstellertag vom 25. bis 27. September 1««i>" dürfte weitere .Kreise interessiren. Fassen wir unsere Empfindungen beim Lesen dieser drei Aufsähe zusammen, so würden sie etwa lauten: hier wird ein onmuthiges Bild eines Stückes vom geistigen Leben unserer Nation von ei„em feinfühlenden Beobachter in gefälligster Form geboten.  
Erlaubt und Unerlaubt. Novellen und Skizzenblätter. Aus Höben u»b Tiefen (Ernstes und Profanes) der

Stadt Wien gewidmet. Mit dem Bilde des Verfassers. Bon Alfred Friedman«. I. E. C. Bruns' Verlag, Minden in Westfalen.

Alfred Friedmann, der reich begab« Dichter, zeigt sich uns in den beiden genannten Büchern in der Vielseitigkeit seines schonen Talentes von der besten Seite. Unser Unheil gipfelt in dem lebhaften Bedauern, dieser Nuuelletten und Skizzen, und dieser ernsten und profanen Poesien nicht eingehender gedenken zu tonnen. Gelstreichthum und Gedankenfülle, Phantasie und Formbeherrschung treten uns überall entgegen, unsere hohe Meinung über die dichterische Begabung Fried» mnnns von Neuem rechtfertigend. Ganz besondere Wertschätzung haben uns die literarischen Aufsätze in „Erlaubt und Unerlaubt" abgewonnen. »vr.

Oänlelielel. Eine Hofgeschichte von Natali, von Eschstruth. Berlin.

Veilags-Comptoir, Act.-Ges.

In dem zweibändigen Roma» be- gegne» wir lauter guten alten Bekannten nach Marlitt'schem Muster. Dem idea- listischen Freund, der vor Selbstverleugnung und Aufopferung rein zerstießt, dem frivolen Salonhçlden mit solcher Fülle von schlummernden guten Eigenschaften,

Vibliographische Notizen.

42,  
daß das Schicksal ibn nur einmal rauh  
anzufassen braucht, um alle die edlen Triebe  
zur üppigsten Entfaltung zu bringen,  
Gänseliesel-Aschenbrödel, das gänsehütende  
Freifräulein, die Erbin von Hundert-  
tausenden, mit dem groß angelegten Sinn,  
den bäuerisch gestärkten Kleidern und den  
verbrannten ungepflegten Händen, welche  
Großstadt und Hofparquet plötzlich zur  
eleganten Salondame und gefeierten  
Schönheit metnmorpbosiren, endlich die  
lolette, emancipirte Prinzessin, mit ihrer  
von Pferdestall und Rennplatz entlehnten  
Sprechweise, und das Alles mit welchem  
Pathos vorgetragen und erzählt!

Aber wer wollte so grausam sein,  
all den schönen Leserinnen im Alter von  
18 bis 20 Jahren und darüber, die mit  
heißen Wangen und klopfendem Herzen  
die Seiten überfliegen, mit kritischem  
Messer die Freude zu schmälern? Warum  
ihnen nicht gönnen, in dieser schönen  
Welt des Scheins sich die Phantasie zu  
berauschen? Kommt doch schnell genug  
die Zeit, wo sie an solche Freunde, die  
sie im Leben nicht finden, in Büchern  
nicht glauben, wo sie die Umwandlung  
der oberflächlichsten Löwen des Salons  
zu großen Charakteren belächeln und diese  
ganze schöne Welt in Nichts zerfließt vor  
der grellen Beleuchtung des wirklichen  
Lebens.

Unnatur und Unwahrheit nennen es  
die bösen Kritiker — die Nachfrage »ach  
dem Buche stiebt die Antwort des Pub-  
likums darauf. mi.

«edickte Ulm Friedr. Aug. Leo. Tritte ^  
vermehrte Auflage. Leipzig, A.G. Liebes-  
rind.

Das Herzens- und Gefühlsleben  
eines ernst denkenden Mannes, eines edel  
angelegten Menschen spiegelt sich in diesem  
umfangreichen lyrischen Glaubensbetennt-  
mß wieder. Schon das Erscheinen einer  
dritten Auflage beweist am besten, daß  
die Worte des Dichters Beifall gefunden  
haben, denn sie sind lauter und wahr;  
dabei beherrscht Leo die dichterische Form  
durchaus, obgleich er sich meist einfacher  
jambischer Strophen bedient. Die Samm-  
lung zerfällt in fechs Abschnitte, voran  
steht mit Rech! die eigentliche Luril, einreiche!  
Schah tief und warm empfundener Licbes-  
lieder, fast alle „der Einen“, der Geliebten,  
gewidmet, von der der Dichter singt:  
„Du bist ein Zauberstab, Geliebte mein,  
Den all mein Wünschen, Hoffen, Sehnen  
schwingt,  
Du machst mich höllenheiß, mich himmel-  
rein,  
Wenn so mein Liebesträumen dich um-  
schlingt.“

Dann folgen ein paar „Episoden“,  
eigne Herzenserlebnisse, von denen die  
originelle Anwendung des bekannten  
Themas „Es hat nicht sollen sein“ sehr  
lesenswerth ist. Zwei weitere Ab-  
schnitte „Innen und Außen“, „Land und  
Meer“ enthalten meist Gelegenheitsgedichte,  
Neiseeindrücke, philosophische Betrachtungen  
und ähnliches- die vier Gedichte „Der  
Glaube“ mögen hier wegen ihres tiefen  
Gehalts besonders hervorgehoben werden:  
nicht mit Wehmuth, sondern voll Zorn  
fragt der Dichter in Bezug auf die Kirche:  
„Was haben sie aus dir gemacht,  
Du Trösterin im Leid?  
Nie jagten dich in wüste Schlacht,  
Du stille, scheue Maid.“

Daran schließen sich mehrere patrio-  
tische Gedichte und einige Ucbersetzenngen,  
meist aus den nordischen Sprachen: meister-  
haft ist die aus der Frithiofssage gegebene  
Probe „König Nele und Thorsten Vikings-  
son“. Endlich die letzten 70 Seiten bieten  
„Epigrammatisches“ und über „hundert  
Lebenssprüche“: gerade diese sind als wahr-  
haft goldene Worte zu bezeichnen, denen ihr

markiger männlicher Ton allerdings keine Stelle in den Poesiealbums von Backfischen anweist, deren Lehren aber kein Leser verachten soll. — In Bezug auf die sehr saubere Ausstattung darf man wohl fragen, ob für deutsche Lyrik der Antiqua-druck zu billigen ist. Fürst Bismarck wird Leos Gedichte sicher nicht lesen. «atz un» Nlan«. Von Natall, von Eschstruth. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel.

Bald in lockeren Rhythmen, bald in fester gefügten Rcimzeilen erzählt uns die schnell beliebt gewordene Verfasserin die Geschichte von zwei trotzig Menschenherzen, die über alle Hemmnisse hinweg der Minne Allmacht zu einander zwingt. Augenscheinlich haben der Dichterin Julius Wolffs Epen als Vorbilder vorgeschwebt, aber — daß wir's bald sagen — sie hat sie nicht erreicht, diese Vorbilder, weder in der fesselnden Erfindung, noch im Wohllaut der Sprache und dem Schwünge der Verse. Wie Alles, was uns bisher aus NlItalu von Eschstrutbs Feder bekannt geworden, trägt auch diese neue Schöpfung einen unverkennbar liebenswürdigen Zug, und Einzelnes, z. B. Gudulas Lied „Es 28»

42:  
Nord und Süd.  
muß ein Sturmwind sausen", die Schilderung des Eisgangs im Rhein n. A. ist wohl gelungen und legt vollwerthiges Zeugniß ab für das dichterische Empfinden und Können der Verfasserin. Aber ihre Phantasie reichte nicht aus, ein Epos von mehr als 2M Seiten zu einheitlichem Leben zu gestalten. Statt eines harmonisch gefügten Ganzen erhalten wir eine Reihe einzelner Bilder, die unter einander nur lose, mit dem historischen Hintergrund aber, auf dem sie aufgebaut sind, überhaupt nicht zusammenhängen: die Charaktere der Hauptpersonen sind zu schematisch zugestuft, um recht lebenswahr Wirten zu können, und von dem Vorrecht epischer Breite ist etwas allzu reichlich Gebrauch gemacht. w«.

3er Sohn der Volslerin. Roman von Richard Voß. Stuttgart, Adolf Nonz & Co.

Richard Voß versucht sich in dem uns vorliegenden Werke an einer ganz neuen Aufgabe, Während er sich bisher mit Vorliebe mit socialen und psychologischen Problemen beschäftigte, schildert er in dem engen Rahmen seines neuesten Buches, welches er einen Roman nennt, das aber seiner ganzen Anlage nach eine voll ausgestattete Novelle ist, nichts geringeres als die Geschichte des italienischen Volkes von Anfang dieses Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Wie in seinen früheren Werken, bekundet Voß auch in diesem seine große Begabung; mit dem Ohre des Dichters hat er die Volksseele belauscht und mit dem Griffel des Künstlers entwirft er seine Zeichnung. In dem Sohne der Volskerin schildert er uns jene italienischen Bergvölker in ihrer ganzen ungebändigten Naturwüchsigkeit. Unwissenheit und Aberglaube, Mordlust, hervorgegangen aus der Verwirrung der Begriffe zwischen Recht und Unrecht, dabei ein Hang zur Frömmigkeit, vor Allem aber der Drang nach voller, keinerlei Beengung dulden- der Freiheit, sind die charakteristischen Merkmale jener Völkerschaften, die andererseits in ihrer Bedürfnislosigkeit und Urbeits- illudauer ihres Gleichen suchen. Ergreifend schildert Voß das Elend dieses Volkes, welches alljährlich zur Erntezeit herniedersteigt zur römischen Campagna, um im heißesten Sonnenbrand die harte Feldarbeit für die Reichen Roms zu leisten, denen dieser üppige Boden mühelos die goldenen Früchte in den Schooß wirft, während das hart arbeitende Volk zu Hunderten von den Fieberdünsten jener unheilvollen Gegenden hinweggerasft wird. — Der Autor schildert in interessanter Weise die Ziegenhirten, die zwischen den klassischen Trümmern des alten Roms ihre Heerden weiden und deren Phantasie sich an den Varmorbildern jener Trümmerstätten zur Gestaltung ganz selbst erfundener Gottheiten und einer selbst geschaffenen Religion berauscht. Wir lernen aber auch das Vordummungssystem gewissenloser Priester kennen, die mit höllischer Berechnung den Freiheitsdurst dieser Sohne der Berge ersticken und in Kutten zwingen, bis zur Ertödtung jedes Gefühls, an dessen Stelle ein ergebungsvoller Stumpfsinn ihnen die Creaturen schafft, die sie brauchen.

Wie der Name Garibaldi selbst solch erstorbene Gefühle zu neuem Leben erweckt, der Todesmuth und die Begeisterung der Schaaren jenes Helden, denen trotz aller Niederlagen doch der endliche Sieg zu Theil werden mußte, wie die wieder erwachte Vaterlandsliebe das Vaterland erobern half — damit schließt das Buch, in welchem der Verfasser Menschenschicksale mit Bölkerschicksallen poetisch zu verschmelzen verstand, um das Herz des Lesers zu



rühren und zu ergreifen. m».  
8«i H«l NsiHctilm ?»n „!!»«! »»<! LH«!" INl L««i>r»el!N>is «M8«5»»MI>0 Lüüb«!.  
»»!>»y>!«>, vr, Otto, vi« <wnt«okn 8pi»«!,n sv«  
Hsi l'tolsi»!!«!', l^piiz, ^Vi!t>«!i!> pli»Hnü>.  
ÜK in» N«^ii»8«, H«l> „2o» In L«

Vibliographische Nstizen,  
^23  
ü»^ . üe»»! , ?»im»t «ä«r 8i!i«tii», 8«n»n»ni«l  
in vi«r H,ot«n, ^n» H«n> ^üiK««l>«n UK»l-  
>I!l>!!»t!>»!IHSl>ie«»!NM'»n!^»tNl»i!>««N»0l!!>N«N.!>«l-  
8!>>!!n!!>»!l 6«i N«»»i!>in»!it»!'»tni'. 4l. 8d»li»si>«»l«,  
lll>o!>««n, 43. 8eni!!el, ^nnßlnln von Nl!e»n»,  
44. 6>n«tn», Inni^eni« »nk l»nii«. 45, K!«  
Neinl. Vo««. 4», Nn«tn». D^innnt. 4», 50,  
51. 5l. N««li, N., N»n!«<!N» 8inn<l«Hio!>t« von  
l>ntn«r di» tni <l«z«nv/»it. 2»!!» ». 8,,  
dt,» 2«ni«!  
llsNOkn»»»' C»nv»i»»tion»-l^xi!ion. vwiienn!«  
im?«««. Hell «l?—lül, 8ü«lv»«ler—Ln»>  
Liooliuüii«.  
<!!»r»!!», .In!»», zl»n«i«nl !» Mniü'i«. Nil »>m-  
pool'ion» p»l >ü>ien >l»ii». Nmvoe« » !'»»n-  
nn» Nl«l»e» in«Hü«. ?»ii», ll»i«nn tzllontin,  
!>»s K!»!»» «»»»Kn»«»»^, 135« Hinö!!-- nns Vnltz-  
viu-iiü» ?»!!» <!«i 8ti»sr»en!ün2e!r» He« In»  
0. ?. dinier.  
l»«»K»!<, i!»iL»i«t» vr,n, Mi»nKn>»i', <iot!>»,  
l'^eHlioK,  
l!»» <li>«ul«»!l>s«!>« in f'lNnw-eionZ Vi!Hni»».  
l»»»!n»si>» »ü^emeio»Nom»n-Vi!>lin!n«!c. vlitt«!  
^»Nt?»n^ L»nä 4. vi» InonlVI 6ez ll»»!«»  
von Monsune 8el>^3liinss. 8tnttf»lt, ^, Nize!»  
üs!»,. Ott«, sslnHenten-l^Ndnob. 1885—188«,  
lzs»»ü, III. N«oiHi?ii«Hiicn, 8onil!el» ^nn^srnn  
von Nl!«»n» n«n «iliü!lt, Unnnover, 0»i!  
in N«iH«In»n?. Ait Lsillllllon vn N»llte!Hol,  
von Xil«n«n!«im. l^inliz, ^ili>«li» l^nze!-  
s,»,»,»,.»«»!«, 1886. H»!t 4 fHplill di« 9 !!?»p.  
^VollenKllt!»,!, ^n!in» 2viL«lel,  
?«»»<!, vl, l^»on!>»7z, 2nl ?onn»nl«nw <>«i  
»onnizodel N»«»v. l^Inii^, l!»r! l^r. ps»n.  
nnH 8pl»e!>v«K«rll. l^«ii>li?, X»i> t^r, ?n»n.  
s,-l«<l>»»»<«!', N«nl», Hn» H«n üli««,!»z«n !87».  
L«lUn, ^i!l>»!m 2«N« <»«»«l««u» Lnon-  
d»nHln»z).  
sr!ti, s,, Hn« nnz!«iol>«n l»z»n. l?«n« N«>  
»ünü«»» !»»»»<. Nn Lilä»^!>nn!> für Micken  
nnH ün»>>»ll. Ilit 4N 2i!H«rn vnn V, ?nul  
N. ddl Ni»!l»nK«>>, zn^i» !7 n«n« Ue!nHi«n  
N«in«in«.  
s»!» K!»In» !.»»<». lin« Hn?>n>nl öoi d»«t»n Ne>  
«<i«!>on»n von l'eHnv l^linl«l, y«<»r Pl!»!««n,  
l<ni»!« lliollwl, ?»nl luum»nn n, H. l^inliz,  
8on»n«fi»l» in Zsilin l?8ß—1888. L«i!in,  
lli»»»»»»t, ?, ^ ><». Hu«««v!Uilt« yesiin»«. 4n»  
H»l!« ».8.. 0!to Noo««!  
«Moll»»!,« «lw«««»!«. lüi, Vliz«>l»>n«n Ml >l»»>noi>  
O»^! Xn^ . ll«In. N»>m»n, U, ll«i"»in«.  
lls»>»l.l!»s<»s»<, ^,, l^> l>»no« inei» n»i l'H,U».  
<l»»!>». ?»i!»t. In« iir«t p»lt, tnln»!«t«z !n «K»  
ton 0. O.. ^m. N, ziom8«n.  
Lr»!! , In., v!» ?«nnz», N"n>»n n«K«t «in«l  
VnnIngoniont», <3ntn», l^ioirien Hnsi«»«  
?»st!>«».  
«,«!>lznll«s, ?. ^?,. Vnter Nl>ä«»!iv. 8üz«i  
tl»i. 8w!tz»lt, Call Xr»dd».  
— vor !«!it« Lom!»lHisl, 8<nt!ss»rt, ^«r!  
^i»>>«»,  
«»«!>. N,, v«n!3ol>» 8!nn!!«ö!oli!», Din« ^nz-  
«»dl 6«n!z«n«i t!piNÄMin» nnH 8nnle!i-  
<z8t!«l^«!t H«r L^Münon, 2»!lin, l>3onl>»rH  
XVI.'«t !» XVII. »i^l» «n ?i»no«. ?»ri«,  
l<!dl»ili« N»eK»<t« H Oi»,  
X»»»>«!»!»N, ^n!,, N!»toli8e!i»i l7««»K!i^ Her  
H!liul»mio Her Xün«»» in 8t, l>»tel«dnl^.  
»»st»!»«, ^, 1^,, Nei- Lro^nenivitl Her Veit-  
!nn,r l?. ^V«ii!in^>.  
»!!<l»!>s»n<!», ^V., Ilovoüen. Noilin, 8. Ilo»«n-  
Xlf«s. IÄmnnH, Rn!U>Inn^!«n ein«« ,!t«n l»n>-  
donr», Ilit ll5 lünzlinlinnen. 8tnttss»r»,  
C»i! Hi»b!>«.  
»ossm»!!«, Kl»nrn3, Von 6«l Xnn«! 6«ü lwtn«. ^?  
»t!o!ilr.  
«»»»»»m»»!! . ?., 2nr ll«niim z«5 nonüpiüenlien«»  
Unlnrrent» »nf >>8!>«l«n t»ilni>«l»!t«n,  
!!«!«, X^iln., lvmizon» Loücnienw. VI. L»nÄ.  
1»n»»n, Xn^tosol, tÄ nns 8i». zl»iit 8t VN». von ?.  
^ . ^VII»«en. Ni«m»n, Ü. ll«in»ii>». i«>>IWuon»'!!!»!.  
Dill 2lNtl>»n«ti»n»» »n» <i«i N«in>»t. IIVlnn»!?»^!)«« von ^!n»lt 2«no?  
V«iw«n, ^ibsit «0<l«i.

424  
Nord und Süd.  
X»ss»»p<««l»!>l!>l»tt Ä«ü Hll<t»m«in«n vsntzodnn  
8enn!v«l«in« in vsn!«onl»nH. ür, 3 Ind»iti  
vi« Veifnllun? s«l H«ut«ell«n Fobnwn in  
8inK»nKUll«ll, N«H« äs» N«n-n V. v, Xr»n»  
Vwi Lli«l» »n» 8üH-^m«liK», Vnlein«-  
Xs»»««, DorHin»nH. Von H«l <)»t»»n °« Inm  
XniH<»p. Din« V»näeinn!i Hnren vlln«m»lk.  
un<l I^iniiz, N»in»l Nn«cn, l, l,i«f«lnnlc,  
i.»!>«»"^!>»«», lx>»« LÜltter H«i I^,«d«ll!,»«j8N«it,  
2v«it« 8»mm!nnF. Ü»l!» ». 8,, Ott»  
Unna«!.  
l.»«»»»»«!>»«<l» Xutii^urtnibncü z«i «n<;!i«:n«n  
nnH z«nt»kn«u 8pl»on«, In«! IV. iHllH  
unH I^«llt« in Xmnlit». Vnn 0»?> ^»ubNi-t,  
Lnlilin, lHllz«nz<:>niHt^on« V»l!»8»>u<:n-  
b»nHl»iUF,  
t,»!«n«s»», ll«t!»v Di«iu«ii von, Din» 8omn,S!>  
ücn!»cnt, I^ipli?, ^!n«lm l«'ii»Hlien,  
in filnl Hct»n, .Vn«li»n, D. I^i««»nei nnil  
l.»«, ?i«7re, vis Di« Ho« l>i«nt«n»nt Nn>nt.  
Hntnii«il!« Q«Kni»«!7NN3 »n» iem Di»n>  
l05l50NSN. n»8«n i/v,, n«nn»nn lliznl  
«i <?n.  
>«>l!!»>«l, Di-iti, <^l«Hn, N«z»inm«lt» ^nn>»t«,  
Lniilin, ^. ^, Heins« V«?l»^,  
»»!>n»s, ^lsrnH, «s>»l»li, Din» Hsonw«« 2N ä«n  
en«»mm«!t«n ^«rllsn, L«ilin, <3«blüH«i  
?»nt»>, 2 N6n.  
>ü»n>»n, DU». Nion»l6 V»^n»ii> I^N!ionz«»tH!t«»,  
8tut!ü»it, I^v/ <l ziii»»!-.  
N»>»s» Konv«l«»tinn»-l^xiKnn, Di»« Dnev^w-  
v»äi» äs» »ll^«m<?ill«n ^i»««n« Visrt«  
l^ünlü^nn ninüSlli^K«!>»«»« Hnüüe», Alt <l«n-  
n»ä tnodnnw^iücnsn H.Kl>!IHnnl«n. Dünklsi  
L»nH, vi«t»n^nn«oi>»st — l°»iH!»,lK» Ait  
5l l!In«tl»tion5koil»?nn nnH «5« ^KdilHnnzsn  
«i!o!», l>in, tn«o!,, vi« X>cnti»lik«it Hör ?»nl»n  
vtln«<!iod«n >lU!nfn^l«cn»N ?ntli slunint  
nnd ^ircbo, ?<««>it« Hnii»8<!, LlnoHonbui^  
». H N., ^, Vi»liiil»,  
l,1i,,»l«»,!!!>« lu°«nl!°»»«, Min, ?. ^. Ion8«l,  
l. ^»NssslM^, yn,lrt»! ill,  
»ion!» (H«nn!i 3oll»l>inss>, zinin« ^»u nnH ion.  
Dli»n!nnss, vontlnn vnn ?, ^, Vii!»w«n,  
Hl» ?orll»it unH Hin LinlNÄpnin ö«« V«i>  
DIHnInnx, v»nt«o>> vnn ?, l. V>l1»!l«l>.  
2i«m«n, >l N«w«in«,  
ü»ni!»!n»nn, I^i>>6ii<!n, v«n!l>en!»nH üdnr H!in«!  
?onn!llr» Onltninnronientn s«» H«ut«eK«n  
Vnit«z. I^ipliz, lK-indnlH ^V«l»n«l.  
Ol!»!'», ^ntn», D» ^«l6n l.icbt! Niliwiizcusr  
Num»n. Nntn», Dli«c!licl> HnHi«»« ?«i-«n»».  
!>»tt, Dl. >nr. l>i«Hr,, HUü«m«in« 8N7NON-  
vi«««nz<!Nl>N uns <^»ll Hd«l« H«üvv!i«cn»  
Fpi»«n!itnHi»ll, iHivli?, ^?iln«!m DlinHiinb,  
N»!o!>»!, Dllss«n, ^«l «cnlinb H« ,,l^nvnm  
^tnÄin, 8tn«Mi-t, HHnil Lnni «l O.  
Neillno!«, Hl«x»nHnl vnn, NeLndinb!« H«l  
»nl Hin n»n««t« 2«it. I^nixÄz, Viln«!»  
liisäiicn.  
N«n>!>», ^n»Wl», W»i«l/vn!>«il, I^i?li?, ^iln«!»  
N»8», ?»nl ?«in»li vnn, Fonvmt nnä ün««.   
l^inHnl nnH NnHinnw. 8«lliu, Vc>l»i«<!N»  
Lll°lin»nH!unl? <5tiiict«l>,  
No!!>»>!»!s>. H,. vnn. H,u« 6«l?!»n?. DtlLnInn?,  
Nntll», ?ri«Hnon Xnir«»» ?««!>«!!.  
ü»!>»r!>!!>. H»nli>i, ^nunllnn« llnz« llizwlx^us«  
vllnnn in tilnf ^nt«n. vnut««!» vnn?. ^.  
^M»!l«n. ^ninriülr« NsbotWtinnz.  
8»ns!N«» zn»V»win«Mi Hi«N««<<!ni<:li!»v«llin».   
Nett XXlll. Ol»N8>n3« mllr^i«!ll» ?ilr»»»»N'  
<)Nlnni!j, n«n>n«^«ß!nb«n von vr wr. ^nsHiirn,  
Nnitl«, Vsi^lin, V«i!»l/ <!«» Vninin« llli si»  
Nszoninnt« Lsiün», In Cninmiz,inn b»i  
D, 8, M«l«r <t Fnlll, Xssl, NoldnoullmHlIniu;,  
z»l>»!>!», v«»!p, „Nlnii» vil'tiz", Nnnum in visl  
Lünnoln. ^»«itn Hn2»8S' Lsrliu, N«bMHel  
?»«t»l, « NH«,  
3«!>«»>'l»»!f, 6u«t»v, vnr«!, 50N»?!'« (i!!!««l,  
8»tii»n, vrnzHon nnH I^in^ix, Heiniicn  
Löllüi'ti'l!!!!, Nnz», vi« 2üni«linn!«t«l»»nl, Rin  
bnmnnztimnn« Dnng mit lvn«°n«n lünlnznn.  
l^ninTi^.. l.. ^, Hi't!»r.  
z»si!>»>KH»!>IH», M«tnii« nnnl«mnnl»in», ?»!-«,  
?»nl oünnHnlss.  
8plN»»», Nnii«, Disiin vnn, 8nuinx. I^i^liss,  
Ö»! N«i»»nnl,  
8t»»!i», I^nt. Nr, l.ni», Dllilulnnl^ll »n» H«r

n«u»«!»n N»«oKin!,t«. l«l5-l8»l. oiinn-  
diu?, <3»^u»nl 8>lü!in3,  
8t»s>!. Vr. HHnls. ««üüniobw H»i Iv'nllliwintii  
in übsi'inntlicnni' V»r«t«l!nnl:. 8tn!tl?«t,  
Ni«^«r'Lnn» V«i!l««t>n<:!,>>»nHi>>NT. l>>«s- l.  
8l«u<»!. vr, HHnis, vni- ^pinfizmn« vnr H«m  
llionwrztui« H»zsilli!<»ni>!!i«ob«n V«i«ts>nH»L,  
8tutt,«>i^, ^VHnlf 8»nl ^ O.  
8t!n<l», ^niin», Min Lnellnoli Dlnuiv: ZKotenn«  
ns Lnllin l.is«. In>n«!»»pH dv l.. llnn>  
8obmiti, 2»mKni^, ^, ?, «ieu!«i.  
LiNsin, IdnnHl,,-, Vnr 2nit«ll, Xnv»N«n. L«l!w,  
Ö«di!!ö«l?»«»«!,  
«üllnti!, ^?ilnn!m, 8»«i«ni1»bü«i, Nnin»n »n«  
V»!ü. X!«i»nHn>-. 8illi«n!-s!>n« !nn!u«i ^nzsns'  
!i«do. Hl»« ^nz«nH?«Hi<!Nt» mit «inom «i-  
ll>dt«n Nnm»ni „zlnin« Istiw Hsntsou«  
l>i»dn," 2«iion, V«il»z, - U«3«ill <H.  
Fnu»K«!itl1.  
»,!,». 0»ii, N>» 6»n»!i«n° N,nH^<n-^?i"Vn»u»,  
Vi'in»^, Nin,t0llf»«l!» NnlbnondHnillnn«,  
«»N», N«im»nn, D«1ib«it. vi»»» in lünt X«!«n.  
L«i!in, ?«1ix Nlnnn  
V»!»»«!,»!!» «llmmÜinK« LoioKt». Hsinnz^^nd»»  
vnn ^uüu» 8t«tt«nn»i». Vi»ll«l »»»<».  
!,lit üvni ?nltmi!« V?inp°n«n«. M«ionn«t  
vnn Ou»t»v Vnil. 2»«it» ^nü»8«, »«llin.  
H«l»»nn?»«t»l,  
«üllsünru»!l. Dinüt vnn. ?«H»n, Nn 2»!H«n1i?z  
in Hi«i <3l»»ll8»n. 2v«i!« änl!»««, ?i»n!i.  
illlt ». v., v, ^»!<lm»nn« V»t!«?.  
«!><!»ns«i», vnit vnn, ^n« N!°k!!«:N«N X>«i°!«N  
R«m»u, l^«ipii>f, D»?»n?«t«lznn,  
«i»!ln,«», Drn«t vnn, 2«i»«i<!« nn<! '^«i'nr?^.  
icisin» 6«8°ni<:nt«n, L«ll!n nnH 8<ntte»it,  
^V. 8p«m»nn.  
l«!t,n!»'!N «l ?!>i!o»nnl>in uni pniiiznntii'ibo  
^litiil. ll«nn Dn>ü«. N«ir»b<>n«tt H»°  
«, L»ns«». »»»« »/8 . v ». «. l»l»!l«l  
,ll, 8tii<Hoi),  
ReolgiK »ntn veionlwonüchsn» d« tzll»»»««bei»,  
vi»<! un> veilnz »nn 2. VtHottlaendet in Vl«l»».  
Unb««l,l!g!»l N»ch»«ck «»5 l>»m Inh»« >!e!°i Z«»!chiift »nteisag«. U»l>ei<»»»n»»»che <»»»»!»,»Inm.